

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebenundvierzigster Band.

Mit den Portraits von: Richard von Volkmann, Theodor Storm und Theodor Billroth.



Breslau.

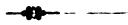
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 47. Bandes.

October. — November. — December.

1888.



	Seite
Arnold E. Berger in Bonn.	
„Werther“ „Faust“ und die Anfänge des „Wilhelm Meister.“	353
Max Buchner in München.	
Metamorphosen des Christenthums bei den Negern	110
Felix Dahn in Breslau.	
An Carmen Sylva.	278
R. Gersuny in Wien.	
Theodor Billroth.	323
Hugo Gifander in Halle a. S.	
Richard von Volkman. Ein deutscher Arzt und Dichter	52
Wilhelm Jensen in München.	
Aus meiner Vaterstadt. Die Persianischen Häuser	1. 155
Hugo Klein in Wien.	
Zauberkünste. Novelle.	407
Paul Lindau in Berlin.	
Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen. I. II.	71. 230
Ludwig Pfau in Stuttgart.	
Aus der Münchener Kunstausstellung des Jahres 1888.	59. 210. 335
Johannes Proelß in Frankfurt a. M.	
Der heilige Amor. Novelle	293
H. Schoenknecht in Berlin.	
Waltrant. Eine Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege.	378

f. T.		
Theodor Storm. Ein Gedenkblatt.....		197
h. Villingen in Karlsruhe.		
Ein schwerer Sieg. Novelle.....		137
Georg Winter in Marburg.		
Ein Hauptführer des deutschen Humanismus. Historische Skizze ..		118
Gebhard Zernin in Darmstadt.		
Die Entweichung des Marshalls Bazaine aus dem Gefängniß von St. Marguerite. Nach den Mittheilungen des Grafen Hérisson.		263
Bibliographie	146. 282.	421
Geschichtliche Literatur.		432
Medicin und Naturwissenschaft.		434
Musikalische Literatur.		435
Bibliographische Notizen.	152. 289.	437

Mit den Portraits von:

Richard von Volkmann und Theodor Storm, radirt von Joh. Lindner,
und Theodor Billroth, radirt von E. Kühn in München.





Siebenundvierzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1888.

Breslau.

S. Schottlaender.



Band 47. — Heft 159.

— 4 —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

October 1888.

Greslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLVII. Band. — October 1888. — Heft 139.

(Mit einem Portrait in Rätzung: Richard von Volkmann.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

October 1888.

Inhalt.

	Seite
Wilhelm Jensen in München.	
Aus meiner Vaterstadt. Die Perstanischen Häuser. I.	1
Hugo Gieseler in Halle a. S.	
Richard von Volkmann. Ein deutscher Arzt und Dichter.....	52
Ludwig Pfau in Stuttgart.	
Aus der Münchener Kunstausstellung des Jahres 1888. I.....	59
Paul Lindau in Berlin.	
Aus dem Orient. Glühende Aufzeichnungen. I.	71
May Buchner in München.	
Metamorphosen des Christenthums bei den Negern.....	110
Georg Winter in Marburg.	
Ein Hauptführer des deutschen Humanismus. Historische Skizze.	118
H. Villingen in Karlsruhe.	
Ein schwerer Sieg. Novelle.....	137
Bibliographie.....	146
Spaziergänge eines Naturforschers. (Mit Illustrationen.) — Französische Bücher.	
Bibliographische Notizen.	152

Hierzu ein Portrait von Richard von Volkmann.

Radirung von Joh. Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Hefen mit je einer Kunstbeilage.

—— Prens pro Quartal (3 Hefen) 6 Mart. ——

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

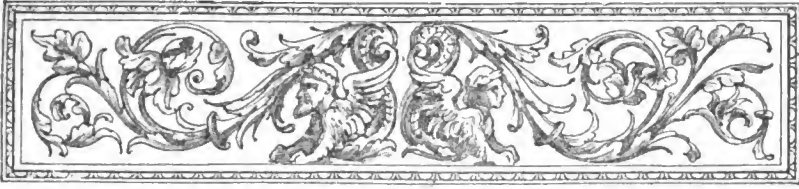
von

J. Engelhorn, Stuttgart. (Allgemeine Romanbibliothek.)

W. V. S.



Richard von Volkmann-Leander



Aus meiner Vaterstadt.

Die Persianischen Häuser.

Don

Wilhelm Jensen.

— München. —

I.

In viereckiger Marktplatz, aus dessen Winkeln in höchster Regelmäßigkeit acht Straßen abzweigen, je zwei und zwei rechtwinklig gegeneinander stehend. Sie an ihren Enden umfassend und abschließend, eine dunkel-enge peripherische Gasse, da und dort ein wenig verschoben und verschieden benamt; dann fast ringsherum Wasser. Nur noch zwei oder drei sonstige Straßen; auf der Ostseite des Marktes eine Kirche mit hohem, spitzem Thurm, am Nordende des Ganzen ein altes, weißes, großes und wunderliches Schloß. Meine Vaterstadt Kiel, die Altstadt derselben, wie sie in meiner Kindheit war und heut', nur in Einzelheiten geringfügig verändert, noch ebenso daliegt. Schön war sie niemals, ist sie auch nicht geworden und wird sie nie werden. Allen Straßen in ihr fehlt Licht und Luft, sie sind eng, dumpf und trübsinnig, ohne alterthümlichen Reiz. Was spätere Zeit und besonders die letzten Jahrzehnte an einem Außenring von Vorstädten hinzugethan haben, ist mit wenig Ausnahme der mütterlichen Physiognomie der Altstadt nachgeartet. Weinabe überall besitzen die Häuserreihen etwas hausbaden Frostiges oder verdrossen Trauriges; sie dienen der Nothdurft des Lebens, bestenfalls mit schicklichem Aeußern und nüchternen Geschäftsmienen, aber sie lächeln nie, auch nicht im hellsten Sonnenlicht. Den zwischen ihnen Gehenden überkommt es melancholisch, doch nicht mit der elegisch-poetischen Schwermüthigkeit, die wohl andere alte Städte Schleswig-Holsteins durch ihren Anblick wecken,

sondern nur mit einem Gefühl, als sei das Menschenbafeln einzig Mühe und Arbeit, eine Werkelwoche ohne Festtag und ohne Freude.

Dennoch steht Kiel nicht unverdient in dem Rufe einer schönen Stadt. Nicht die bauende Menschenhand hat es dazu gemacht, aber die Hand der Natur. Am Rande der ostwärts ausmündenden Straßen weht uns die frische Wasserluft an, und wenige Schritte aus dem düstern Stadttinnern gen Norden führen in langgestreckte alte Baumgänge, durch diese fort am Hafen entlang zu herrlichem Laubwald auf steil aneinander gewölbten Dünenhügeln der Vorzeit. Auf dem Wege dorthin verleugnet die Stadt völlig ihren sonstigen Charakter. Alles ist freundlich, freudig, schön. Als hätte die Ostsee große, hellshimmernde Perlen an den Strand geworfen, reihen sich am Ufer hin freistehende, gärtenumgebene, oft prächtige Häuser; der Sommermorgen bettet sie in eine grüne, lachende Welt. Unter ihren Fenstern ziehen weiße Segel vorbei und die mächtigen Dampfcolosse der deutschen Kriegsflotte; von Norden her zwischen den Festungsbatterien am Ausgang des Hafens blickt ein blaues Stück der offenen See herüber. Die lange Wegstrecke heißt die „Düsternbrooker Allee“, doch der Name verleitet zu einer fälschlichen Vorstellung. Was einmal an Düsterniß und feuchtem Bruch hier gewesen sein mag, ist längst verschwunden; lichte oder anmuthig überschattete Heiterkeit herrscht ringsumher und versöhnt das Auge und den Athemzug mit der größtentheils mißmuthig-dürftigen Wesensart der eigentlichen Stadt.

* * *

Jetzt ist diese eine rastlos lärmfüllte Betriebsstätte des hundertfältigen Trachtens der neuesten Zeit geworden; in meiner Kindheit war sie ein stilles Land- oder Hafensstädtchen mit etwa dem vierten Theil der heutigen Einwohnerzahl. Sie führte ein politisches Zwitterbafeln, wußte selbst kaum, ob sie nach dieser Richtung dänisch oder deutsch sei, und noch weniger wußten es die Leute südwärts der Elbe. Wie ich mich in einer großen preußischen Stadt als Student zur Aufnahme in die akademische Liste meldete, ward mir erwidert, das mache Schwierigkeiten, weil ich bis dahin in Dänemark studirt habe. Und auf meinen bescheidenen Einwand dagegen verwunderte man sich über meine Kenntnißlosigkeit, die nicht einmal wisse, daß Kiel eine dänische Universität sei.

Der Geist der Universität indeß, wie der Stadt selbst war jedenfalls ein deutscher, ohne bis zum vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in einen Gegensatz zum Dänenthum getreten zu sein. Daß ein solcher begann, bildet meine früheste Knabenerinnerung, und die Universität, Lehrer wie Lernende thaten sich besonders dabei hervor, vertraten ihre deutsche Zugehörigkeit kräftig in Wort und Schrift. Sonst machten die wenig zahlreichen Studenten sich nicht stark bemerklich; man führte ein fröhliches Leben mit allerhand junger Narrtheit, aber ich glaube, der Hauptsache nach

war man fleißig und darauf bedacht, etwas Ordentliches zu werden. Die Vorbereitung zum Universitätsstudium für die in Kiel heimische Jugend fand auf dem städtischen Gymnasium statt, oder dieses hielt wenigstens mit seiner Existenz den genannten Zweck im Auge. Es lag in der Rüterstraße, deren etymologische Herkommen als „Straße der Hauschlächter“ sich zu meiner Zeit nicht mehr kundgab, sondern mich muthmaßen ließ, daß der Name auf einer alten Corrupirung beruhe, wie die meisten altstädtischen Straßen Kiels sie erlitten. Denn im Gange der Zeit ward die Rehdenstraße (vom Rehdinge Lande herrührend) in Ketten-, die Kattengasse in Ragenstraße, die Hessen- (oder Hirsch-) Straße in Haßstraße umgewandelt. Die vom Markt zum Schloß führende Schmiedestraße erschien für ihr vornehmeres Richtungsziel zu gewerksmäßig benannt und wurde zur Schloßstraße; die Papengasse, in's Hochdeutsche übertragen, zur Pfaffenstraße. Wahrscheinlich leitete sich die Schusterstraße nicht von in ihr besonders zahlreich ansässigen Stiefelverfertignern ab, sondern das Wort Schuster hatte die alte zusammenfassende hantische Bedeutung der Gewerbetreiber überhaupt; aber diese entschwand aus dem Gedächtniß der Nachlebenden, und schon das vorige Jahrhundert setzte das etwas feiner klingende Schuhmacherstraße an die Stelle. Was es so dem Ohre zu Gefallen that, verschönerte es hinter dem Rathhause einem andern Sinne zu lieb. Dort hieß die Straße „Hinter dem Fleischschranken“, und ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß sie besonders an feuchten Tagen diesen Namen durch einen Uebelkeit erregenden Schlachthausgeruch sofort rechtfertigte. Vermuthlich ward sie deshalb eigenthümlich euphemistisch in Rosenstraße umgetauft, denn ich habe nie eine Nase darin gesehn, und die Nasen standen sich nicht besser dabei.

Ihre grade Fortsetzung bildet die Rüterstraße, und wenn diese unter den engen, dunklen und dumpflustigen Altstadtstraßen sich mit um den ersten Preis bewarb, so war das Gymnasium in ihr das düsterste, verkommenste und trostloseste Gebäude. Vielleicht hatte es von seinem Ursprung an besonders zum „Rütern“, d. h. zur Hauschlächtereie gedient; alle seine Räume stammten aus einer Zeit, die nicht leiseste Ahnung davon besaßen, daß Licht und Luft etwas für Menschen Zuträgliches sein könnten; ich glaube, sie waren sogar künstlich dagegen verwahrt. Die Volksschule hauste mit darin, und der Atmosphäre in den Schulzimmern, auf Flur und Treppe war meistens diejenige „hinter dem Fleischschranken“ als frische Himmelsluft erheblich vorzuziehen. Doch habe ich nie bemerkt, daß die Nasen der Lehrer vom höchstgebietenden Rector bis zum untersten Klassenherrschere etwas daran auszuzeigen gefunden hätten; sie behüteten im Gegentheil sorglichst die köstliche Errungenschaft zwischen den schiefen Stubenwänden, und einige schlossen im Sommer vorsichtig die Ofenklappen, damit zwischen diesen und etwaigen Fensterritzen kein Zug entstehe. Mehr oder minder paßten sie alle als lebendige Penaten in das mürrisch-trübsinnige Gebäude hinein; sie waren zumeist besser

in den Straßen Athens und Rom's bewandert, als in denen Rieß. Dort hätten sie sich in dunkelster Nacht zurechtgefunden, hier stolperten sie am hellen Tag. Unser alter Conrector wetteiferte an intimster Kenntniß der griechischen Bühneneinrichtungen mit einem Director der sophokleischen Zeit und theilte uns mit, es solle noch heut Theater geben, in denen Schauspiele aufgeführt und — *proh pudor!* ihm sei gesagt — die weiblichen Rollen von Frauenzimmern dargestellt würden. Uebrigens waren diese überlebten grotesken Perrückenhäupter die Guten; es befanden sich auch schlimme Gesellen mit andächtig weißverdrehten Augen unter den „Bildnern der Jugend“.

Man lernte vielleicht sehr viel auf dem Gymnasium, vielleicht auch sehr wenig. Es hieß: *non scholae sed vitae*, und ich bin gern zu dem Glauben geneigt, daß die Lehrer selbst annahmen, diesen Wahlspruch zu befolgen. Nur muß das Leben vor ihren Augen ein sonderbares Gesicht gehabt haben. Sie haben ihm seitdem, wie ein alter Chronist sich über ihre Vorgänger äußert, „den Abschied gegeben und das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt“, ohne sich je über das erste klarer geworden zu sein, als ihre Schüler es waren. Mit uns waren sie *pueri puerilia tractantes*.

Jedenfalls erfuhr ich Dasjenige nicht von ihnen, wonach ich von Kleinauf ein besonderes Verlangen in mir trug. Das waren *nugae et curiositates*. Wenn ich auf der Schulbank mit den hundert eingeschnittenen Namen, dem Pontus Euxinus von Dintenmeeren darüber saß, hätte ich gern gewußt, wer schon vor mir hier gesessen, statt des Lehrers dort auf dem verschabten Katheder gestanden; ob Alles immer ebenso gewesen sei, und wie lange schon zwischen diesen Wänden Schülerohren sehnüchzig auf den Mittagsglockenschlag der Kirchturmuhre gewartet haben möchten. Doch als ich es einmal wagte, meinen Klassenlehrer in schicklicher Formulirung danach zu befragen, ward mir die Antwort: „Also derlei *Motria* trägtst Du statt der Dir aufgegebenen unregelmäßigen *Verba* im Kopf? Nach solchen Dummheiten hat mich noch Keiner gefragt, aber ich will es Dir sagen. An dem hiesigen Gymnasium waren immer hochgelehrte, tüchtige und gottesfürchtige Lehrer, wie heute, und immer fleißige, zufriedenstellende, aber auch unbrauchbare, *Motria* betreibende Schüler, wie Du. So, den Satz kannst Du in's Lateinische übersetzen, ihn zwanzig Mal abschreiben und mir heut' Abend in meine Wohnung bringen.“

* * *

Wenn man nach Beendigung der Schulstunden aus den Habesräumen des Gymnasiums durch den stygischen Canal der Rüterstraße an den Markt gelangte, so hatte dies alleinal etwas von einem Emporstauchen in die Oberwelt. Man fühlte sich den „blutlos traurigen Schatten“ entronnen und unter die Lebendigen zurückgekommen, und man war lieber der Letzte auf den Quarta- oder Tertiabänken mit einem freien Mittwochnachmittag vor

sich, als der göttliche Pelide mit der Anwartschaft auf die höchste Verherrlichung in den unsterblichen Gefängen Homers. Kinder sind sehr unbeständig in den Dingen und Läuften des Lebens; aber ein instinctives Gefühl, was und wozu das Leben eigentlich sei, tragen sie zumeist richtiger in sich, als die Klugheit und selbst als die Weisheit der Erwachsenen.

Der Marktplatz war nicht übermäßig freundlich anheimelnd, besaß im Großen und Ganzen auch den Anstrich eines alten verrunzelten Gesichtes ohne seelischen Ausdruck darin. Doch immerhin lag ein breites, ab und zu sogar blaues Stück Himmel über ihm, hin und wieder schien die Sonne auf die Grashalme zwischen seinem Steinpflaster herunter, und an einer Seite standen noch grüne Lindenbäume vor den Thüren der Häuser und den Ueberresten ihrer Beischläge. Vermuthlich trugen diese Linden, wie andere, auch nur im Sommer Blätter; allein in meiner Erinnerung stehen sie immer grünbelaubt. Gegen die ewig winterliche Dede des Gymnasiums nahm sich vielleicht ihr kahles Gezweig noch wie sommerliche Herrlichkeit aus.

Diesen heut' lang dem Schatten der homerischen Helden nachgefolgten Bäumen gegenüber auf der Ostseite des Marktes lag und liegt eine Häuserreihe, unscheinbar, gleichförmigen Bau's, alt und altersgebrechlich, im Grunde ohne irgend einen interessanten Zug in ihrer Gesammt- oder Einzelerrscheinung. Sie sehen nur lebensüberdrüssig aus schmalen Fensteraugen, nicht unähnlich einer kleinen, in Reih und Glied aufgestellten Mannschaft von kümmerlichen, graugesichtigen Greisen, die noch in Parade stehen sollen, doch nicht mehr Richtung halten können und sich in ihrer Veinschwäche gegeneinander stützen, um nicht hinzufallen. Warum ich diese Häuser, aus der Schule dran vorüberkommend, als Knabe oft betrachtete, weiß ich nicht; und ebensowenig, wann und woher es mir in den Sinn gerathen, sie hätten eigentlich kein Recht da zu stehen. Wahrscheinlich brachte mich auf diesen Einfall die irgendwoher übernommene Vorstellung, daß die Kirche auf oder an den Markt gehöre, und die genannte Häuserreihe trennte sie vollständig von dem letzteren ab. Nur in der Mitte führte ein schmaler Durchgang unter einem der Häuser, ein dunkler „Schwiebbogen“ vom Markt zur Kirche hin.

Allmählich ward es eine fixe Idee in meinem Kopf, der Platz, auf dem die Nicolaikirche stand, habe ursprünglich mit dem Markt ungetrennt zusammengehangen, und mit den jetzt als Scheidewand dazwischen liegenden Häusern müsse es eine besondere Bewandniß haben. Manche Anzeichen deuteten darauf hin; während an den drei anderen Marktseiten die Gebäude, wenn auch nicht eben vornehm-stattlich, doch ein gewisses patrizierhaftes Aussehen besaßen, enthielten allein die Häuser dieser vierten Reihe im Erdgeschoß sämmtlich kleine und in jedem genau an Breite übereinstimmende Kauf- und Gewerkläden. Wie Kinder auf Einfälle kommen, ohne sich über den Zweck derselben klar zu sein, maß ich einmal in der Dämmerung mit

einer Schnur die Weite des Schwiebbogendurchgangs, und zu meiner Verwunderung zeigte dieser auch genau die nämliche Breite, wie die einzelnen Läden.

Das waren gewiß *nugae et curiositates* der verwerflichsten Art, und ich nahm mich sorgfältig in Acht, bei ihrer Bethätigung in die Sehweite eines meiner Lehrer zu gerathen. Hauptsächlich wenn ich an den Häusern bei Tageshelle nach irgendwelchen Schriftzeichen oder Zahlen suchte, die einen Anhalt über die Zeit der Erbauung geben könnten. Doch nichts der Art fand sich; nur über dem Ausgange des Schwiebbogens nach der Kirche zu entdeckte ich eine im dortigen verdunkelten Licht für die Augen, wie für meine damalige Lesefähigkeit schwer entzifferbare Minuskelschrift. Endlich brachte ich sie heraus, sie redete den Psalmspruch:

„Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

Was hatte das mit der alten, brechhaften Häuserreihe zu thun? War ihr Leben für „Mühe und Arbeit“ bestimmt gewesen? Jedenfalls war es schon höher gekommen, als achtzig Jahre!

Dann und wann fragte ich Jemand, der nicht zu meinen Geistesbildnern gehörte, nach ihnen, aber Keiner wußte mehr, als ich selbst: daß es alte kümmerliche Häuser seien. Und was den Psalmvers anging, so war ich frühzeitig von *vita et schola* in Kenntniß gesetzt, daß man Bibelsprüche wörtlich und schriftlich an mancherlei Stellen anbrachte, wo kein Verstand der Verständigen ihre Bedeutung fassen konnte. Um so mehr durfte ich mich dann darüber mit der Einfalt des kindlichen Gemüthes beruhigen.

In einem der Häuser befand sich nach der Marktseite eine „Friseur- und Barbierstube“, in der ich mich vierteljährlich meines übermäßigen Haarwachsthums entledigen ließ. Einmal befragte ich den an meinem Kopfe beschäftigten Schneidekünstler, ob er vielleicht etwas von den alten Häusern wisse. Er hielt die Scheere an und antwortete: „Das kann ich Dich wol sagen, mein Schunge, denn das weiß Keiner besser als ich; das sind die Persianischen.“ Doch wie ich mich weiter erkundigte, was der sonderbare Name bedeute, erhielt ich die Erwiderung: „Wozu wulltest Du das wol wissen, mein Schunge? Das kann Dich kein Mensch sagen. Kannst Du mich sagen, warum daß ich so heiße und nicht anders? Mein Schunge sagt, daß es ein Land giebt, was so heißt. Nu paß 'mal auf, wahrscheinlich bauen sie da ihre Häuser so.“

Die Scheere klapperte wieder und häufte den blonden Ueberfluß meines Kopfes am Boden auf. In den Kopf aber war mir ein wunderliches Wort gerathen, das sich für meine Aufmerksamkeit in der Schule, wie für die häuslichen Arbeiten nicht besonders einträglich erwies: „Persianisch“. Ging das wirklich mit Persien zusammen? Mit Griechenland und

Rom jedenfalls nicht, und eine Nachfrage vom Rector bis zum Collaborator herunter war deshalb höchst unrathsam. Doch zweifellos auch ebenso unwirksam, denn was gingen sie, die sich täglich in Tempeln mit ionischen und korinthischen Säulen bewegten, alte, baufällige Häuser in Kiel an?

* * *

An schulfreien Nachmittagen der guten Jahreszeit liefen wir gern nordwärts aus der Stadt durch einsame grüne Feldweiten, aus denen man fern auf die freie, blaue Ostsee hinaussah. Drei Viertelstunden brachten uns an den schleswig-holsteinischen oder Eider-Canal, der im Kieler Hafen beginnend und westwärts in den genannten Fluß einmündend, eine Wasserstraße für kleinere Fahrzeuge zwischen Ost- und Nordsee herstellt und zugleich die Grenze zwischen Schleswig und Holstein bildete. Kurze Zeit war er auch, im Jahre 1850, nach der Beendigung des ersten schleswig-holsteinischen Krieges, quasi die Scheidelinie zwischen Dänemark und Deutschland. Bis zur hohen politischen Entscheidung des Zukunftschicksals der Herzogthümer standen drüben auf der schleswig'schen Seite die dänischen Wachtposten, und wir langgewachsenen Jungen machten uns mit Vorliebe das kindliche oder kindische Vergnügen, auf der holsteinischen Seite aus Leibeskräften „Schleswig-Holstein“ zu singen, oder nach dem alten Wort „Holsatia non cantat“, wohl mehr zu brüllen. Dabei zogen wir bis in die Mitte der Schleusenbrücke des Canals vor, so daß wir uns kaum auf Sprungweite von den geärgerten „tapperen Landsoldaten“ befanden, deren Ingrimms sie zu unserm Jubel manchmal fortriß, mit gefälltem Bajonnet auf uns loszustürmen. Aber vor der Mittellinie über dem Wasser mußten sie Halt machen; wir liefen lachend auf holsteinischen Boden zurück, und sie konnten uns nur „Fordömmte Bängler!“ nachrufen, eine Bezeichnung, die uns eigentlich nicht gerade unverdient traf.

Um siebenunddreißig Jahre später vollzog dort der erste Kaiser des neuen deutschen Reiches, von allen Machtzeichen desselben umgeben, den ersten Hammerschlag zur Grundsteinlegung eines neuen, für die gewaltigsten Kriegsschiffe befahrbaren Canals, zwischen Nord- und Ostsee. Er stand auf der schleswig'schen Uferseite, und kein dänischer Posten trieb ihn mit gefälltem Bajonnet fort. Die Dinge auf Erden sind der Wandlung unterworfen.

Um 110 Jahre früher aber stand der dänische König Christian VII. an der nämlichen Stelle, wie in unseren Tagen der deutsche Kaiser, um auch das Nämliche dort zu thun. Er eröffnete die damals beginnende Ausgrabung des Eidercanals, allerdings kaum anders, als durch seine körperliche Gegenwart, denn von geistigem Vermögen hatte der ihn umschleichende Wahnsinn bereits wenig mehr übrig gelassen. Ein Granitobelisk neben der Ausmündung des Canals in den Kieler Hafen bewahrt das Gedächtniß des fernem Tages.

Der Nordrand des Canals, durch Hügel und Wälder gegen die scharfen Winde gedeckt, bildet ein halbes Stündchen lang etwas wie eine kleine schleswig'sche Riviera, die ersten und fast die einzigen wildwachsenden Weilchen der Umgegend Kiels blühten dort in sonniger Stille und zogen mich als Knabe auch allein oft zu sich hinaus. Dann betrachtete ich zuweilen gleichfalls den Obelisken, dessen Bedeutung mir fremd blieb, bis mich einmal ein alter, unweit von ihm hausender Schiffer darüber unterrichtete. Er schloß seine Mittheilung über den Canalbau, den er noch als kleines Kind mit angesehen:

„Da weer all mal vörher Een, en König oder Hertog oder somat, de wull dat of all so maken mit dat Water twischen de Ost- un Westsee. Da keem awer nix davun na, man blot de Stadt Friedrichsstadt sitgünt anne Eider schall davun blewen sin, un denn de Persianischen Hüser an'n Kieler Markt.“

„De Persianischen Hüser?“ fragte ich mit dem Eifer und Interesse, wie wenn die See mir plötzlich irgend ein fremdes Meerwunder vor die Füße ausgeworfen hätte. „Wat is dat damit?“

„Ja, dat weet ik nich, min Grotvadder sin Vadder de hett noch davun wußt un hett mit daran bu't. Awer, lemer Gott, dat is ja nu all' lang her, dat kann ja keen Minsch in'n Kopp beholen.“

Zum zweiten Mal klangen mir die räthselvollen „Persianischen Häuser“ in's Ohr, und diesmal sollten sie in Verbindung mit einem schon früher beabsichtigt gewesenen Canal zwischen den beiden Grenzmeeren unserer Halbinsel stehen. Aber irgendwelche Aufhellung kam mir nicht daraus, und ich gab jede Hoffnung auf, jemals etwas Weiteres in Erfahrung zu bringen. Zwar wußten meine Lehrer ganz genau auf Tag und Stunde, was sich vor mehr als zweitausend Jahren unter der Akropolis und dem tarpejischen Fels zugetragen hatte; doch soviel war mir klar geworden, was zur Zeit der Urgroßväter der heutigen Achtzigjährigen in unserer Heimat geschehen sei, das konnte kein Mensch im Kopf mehr behalten haben. Und doch häßt' ich es so gern gewußt, daß ich freiwillig darüber einen lateinischen Aufsatz verfaßt haben würde.

* * *

Von der vormaligen Schmiede-, späteren Schloßstraße zweigt sich zum Hafen hinunter eine der wenigen nicht vom Markt ausgehenden Straßen der Altstadt Kiels ab, die Fischerstraße. Ihr Name weist fraglos auf den Hauptbetrieb ihrer ersten Bewohner hin; sie mag vielleicht den urältesten Stadttheil darstellen, die früheste Gasse einer Fischerdorfansiedelung in nächster Lage am Wasser. Doch scheint sie diesen Charakter schon ziemlich früh verloren zu haben; möglicherweise wirkte die Nähe des Schlosses darauf hin, daß sich mehrere bedeutendere Häuser mit den kleineren der ursprünglichen Gestaltung der Straße untermischten. Der heutigen An-

schauung dünken freilich auch jene ersten höchst unscheinbar, mit ihrem gestaffelt übertragenden Bau bedenklich nach außen und noch verwickelter, ungemüthlicher und mannigfach widersinnig, wenn man in's Innere eintritt. Allein wenn man erwägt, was das ausgehende Mittelalter nicht nur als eine erträglich-bewohnbare, sondern sogar als eine stattlich-vornehme Behausung ansah, so kann man sich jene Gebäude sehr wohl als Adelsitze, wie zur zeitweiligen Unterbringung fürstlicher Ehrengäste benutzt, vorstellen, und in's 16. Jahrhundert wird das Alter einzelner von ihnen zurückreichen. Von allen Stadtgegenden hatte in meiner Kindheit die Fischerstraße am meisten Alterthümliches bewahrt und hat dies auch jetzt noch. Allerdings wenig im romantischen Sinn des Wortes, denn auf etwas Schönes oder Besonderes stößt der Blick nirgendwo. Er empfindet nur, daß die schmale, ziemlich lange Straße mit ihren bald eckig vorspringenden, bald zurückflüchtenden Häusern, mit den runzlich überhängenden Stöcken derselben unter den braunen Steinhauben verschiedengestaltigster Dächer sich seit vielen Menschengegeschlechtern nicht verändert hat und schon vor Jahrhunderten genau ebenso ausgesehen haben muß, wie jetzt. Nur hat es damals darin vermuthlich stärker nach Seetang, Fischen, nassen Fischerwämmern und Stiefeln gerochen, als in der mehr städtisches Kleingewerbe dort betreibenden Gegenwart.

Ich stand im vierzehnten Jahr, als ich zum ersten Mal und dann häufig in eines jener alten „vornehmen“ Häuser der Fischerstraße kam. Es war eine schwierige Sache, den Bewohner, den ich suchte, in seiner Stubierstube aufzufinden; eine landsmännisch pausbäckige Küchenariadne half mir, sonst wäre es unmöglich gefallen. Man hörte am Schall des Fußtrittes, daß der untere Hausflur mit Fliesen belegt sein mußte; die Sehkraft nahm, trotzdem daß draußen heller Sommertag lag, nichts von ihnen gewahr. So bereitete es Ueberraschung, daß etwas befähigt war, noch dunkler zu sein; aber auf einer Treppe, die sich von Jahrhunderten ausgehürft unter der Sohle anfühlte, hätte man auch die weißeste Mädchenhand — die meiner Führerin nicht von der Natur mitgegeben worden — nicht vor Augen gesehn. Die Bewegung sagte mir, daß ich meine Beine aufwärts hebe, sonst würde ich geglaubt haben, in die Unterwelt niederzusteigen. Dann einmal ein bleicher Zwielschimmer, irgendwoher vom Rande der Welt, wie vom Schachtausgange eines Kohlenbergwerks. Doch gleich wieder um eine Ecke in einen neuen schwarzen Stollen hinein, einen engen, athembedrückenden Holzschlauch, dessen unsichtbare Wände bei jedem Schritt den Ellbogen von links oder rechts in einen heimtückischen, bis in die Fingerspitzen kribbelnden Knuff versetzten. „Hier geht's was herunter,“ sagte die Stimme der gütigen Fee vor mir, und ich bemerkte dies gleichzeitig auch, denn ich schlug bereits drei Stufen abwärts vorüber, zum Glück mit der Nase gerade auf das weiche Nackenpolster vor mir, das mich durch einen unverkennbaren Geruch davon unterrichtete, daß „Schwarzfauer“ auf dem heutigen Küchenzettel des Hauses stehe. Um spitzwinklige

Ecken, rechts, links, grabaus, immer: „Puff — puff!“ — „Hier geht's was herauf.“ Ich zählte sechs Stufen. „Hier liegt ein Balken über.“ — „Wo?“ wollte ich fragen, stieß aber statt dessen ein „Au!“ heraus, da mein Schienbein schon die Bekanntschaft mit einer fußhoch über dem Boden aufragenden scharfen Holzante machte. Ich erinnere mich, daß mir in dem Augenblick die Frage durch den Kopf schoß, wie viele Leute wohl schon vor mir sich das Bein an dem Balken wundgestoßen haben und wer sie gewesen sein möchten. Der Gedanke ließ mich nicht lange auf das Weitere achten, bis ich die Stimme der Pasiphaëtochter wieder hörte: „Hier ist die Thür zum Herrn.“ Damit schien sie in einer Versenkung zu verschwinden, wenigstens schlug mir gleich danach das Klappern ihrer Pantoffeln wie aus einem Abgrund herauf an's Ohr. Ich versuchte, mich umzusehen, doch ich hätte ebenso leicht einen Raben in der Nacht entdecken können, als eine Thür. Da ward indeß — wieder ein paar Stufen über mir — hülfreich eine geöffnet, und der alte, liebenswürdige Herr, den ich besuchen wollte, fragte: „Wer ist da?“ Wie er mich erkannte, denn nun fiel etwas Licht auf mich herauf, fügte er hinzu: „Es ist wohl ein bißchen dunkel.“ — „O ein bißchen — aber nicht sehr,“ stotterte ich, mir rasch noch einmal mit der Hand über das Schienbein fahrend. — „Ja, die alten Häuser haben das so an sich, aber man gewöhnt sich bald dran und freut sich nachher, daß man nicht wirklich blind ist.“

Der Trost war gewiß gut, wie Alles, was der philosophische alte Herr aus seinem Munde hervorgehen ließ, und ich habe mich in der Folge auch so daran gewöhnt, daß ich den labyrinthischen Weg nicht mehr behutsam zu durchschleichen brauchte, sondern ihn im schnellen Lauf zu durchspringen vermochte. Ueberrascht jedoch stand ich damals, von einem freundlichen hellen Licht der „Studierstube“ empfangen zu werden. Sie ging nach der Rückseite des Hauses und vor dieser sogar auf grüne, im Sonnenschein liegende Bäume von Gärten hinaus, die man in der alten Steingrube der Fischerstraße so wenig vernuthete, wie im Wüstenland. Es war frisches Naturleben, dessen Kommen und Gehen, Absterben und sich wieder Erneuern die alten Wände des Zimmers schon durch Jahrhunderte mit angesehen haben mochten. Sie bildeten in ihrer Winkelbeschaffenheit kein Rechteck, sondern eine Raute oder vielmehr ein merkwürdiges Trapez, und der Fußboden setzte sich damit in Uebereinstimmung, indem er in einer doppelten schiefen Ebene lag, so daß eine irgendwo auf ihn herunterfallende Kugel stets nur in der nämlichen Ecke zur Ruh' kam. Er bestand aus dicken, in der Zimmernitte augenscheinlich von einer Wandelbahn ausgetretenen Eichenbohlen; Jahrhunderte auch mußten an diesem gleichmäßigen Tropfenfall menschlicher Füße auf die Bretter gehöhlt haben. Alles Holzwerk des Raumes überzog ein grauer, melancholisch bleiernem Himmel ähnlicher Anstrich, hier, wie in jeder der übrigen Stuben des Hauses.

In diesem ward ich bald vertraut und mit Allem genau bekannt.

Seit manchen Geschlechtern hatte es sich vom Vater auf den Sohn fortvererbt; sie waren festhaft drin gewesen, wie der Bohrwurm im Gehälf um sie her, der getreulich jedem Nachfolger wieder die Lebenszeit abgetickt hatte. Man sah, daß nicht nur die Wände, sondern auch Vieles zwischen und an ihnen sich aus grauen Tagen erhalten. Die wechselnden Besitzer hatten Neues hinzugethan, doch das Alte in seinem angestammten Hausrecht belassen.

Der zeitige Nugnießer dieser Ueberlieferung war ein stiller Privatgelehrter, Liebhaber von Büchern und alten Bildern, besonders Kupferstichen. Diese schauten in der Studirstube überall von den Wänden herab, wo die Repositorien eine Lücke beließen; auf einer Anzahl der rostfleckigen Stiche hatten unfraglich an der nämlichen Stelle schon langerloschene Vorväteraugen geruht. Es machte den Eindruck, daß von jeher in dem Hause eine Pietät für das Uebernommene und Ueberkommene geherrscht habe, die vor jeder noch so geringen, nicht von Zwang gebotenen Abänderung die Hand anhielt.

Ich befand mich nicht selten geraume Zeit allein in der Stube und betrachtete die alten Stiche in ihren platten, braunen, wurmfraßdurchlöcherten Rahmen. Es waren einige Schongauer, Dürer, Abdegrever, darunter; die meisten jedoch stammten von Wenzel Hollar, Radirungen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Sie besaßen vielleicht weniger künstlerischen Werth, als die jener gefeierten Meister; doch sie sprachen mich am Meisten an, in einem wörtlichen Sinne, denn mir war's, als redeten sie wie mit Zungen von vergangener Zeit zu mir. Noch mehr fast that dies ein Holzschnitt von Matthäus Merian, der eine alte Stadt, ich weiß nicht mehr welche, mit Ringmauern, vielen Thürmen und Zugbrücken davor darstellte.

Aber Eines zog mich vor allen zu sich hin — ein Bild, nur von Fußlänge, im dunkelsten Winkel der Stube hängend, das sich unendlich lange dort an seinem Platz befinden mußte, denn der Nagel, der es trug, schien von altersbraunem Rost beinahe völlig zerfressen. Es war kein Kupferstich, sondern ein altes Pastellbildchen, wohl schon ursprünglich nur skizzenhaft entworfen und vom Licht vieler Tage gemach zu matten Farben abgeblaßt, da und dort auch von Feuchtigkeitslinien durchquert. Zweifellos stellte es ein junges, vielleicht sechzehnjähriges Mädchen in der Tracht eines früheren Jahrhunderts vor den Blick. Das Kleid des Brustbildes zeigte noch einen lichtblauen Schimmer und war am Ausschnitt des Halses und Nackens von einem breiten, halb aufstehenden, kunstreichen Spitzenkragen umfaßt. Auf diesen nieder, oder mehr in seine Umbauung hinein, ringelten sich von den Schläfen leichte, dunkelbraune Locken; dazwischen sah ein schmales Gesicht den Beschauer mit hellen Augen an. Eigentlich nicht das einer Schönheit. Das Näschen schien an der Spitze ein wenig aufgebogen; ich weiß, daß der erste Anblick mich an eine Blaumeiße erinnerte, und nicht

nur wegen der Farbe des Kleides und der Augen. Aber dieser Vergleich bezeichnete auch etwas eigenthümlich Reizendes und Liebliches der ganzen Erscheinung. Man sah in der leichten Gestalt die anmuthige Beweglichkeit, auf den feinen Lippen den hellen Stimmenton des genannten Vögelchens, und wie ein ganzer sonniger Frühlingmorgen voll von aufknospenden Blüthen lächelte und leuchtete es aus den jungen Zügen. Allerdings ein dahingegangener; aber die verblichenen Farben ließen doch noch ahnen, wie hold er gewesen sein mußte.

Ich ward vierzehn Jahre, und ich glaube, das kleine Bild war eigentlich meine erste Liebe. Aus ihm kam mir hauptsächlich ein Verlangen, in der Stube allein zu sein, um es ungestört betrachten zu können. Rein mir lebendig begegnendes Mädchen meiner Vaterstadt hatte eine ähnliche Wirkung auf mich geübt, keines rief einen so träumerisch beglückenden und zugleich süßwehmüthigen Herzschlag in mir wach. Manchmal war mir's, als komme aus dem Hintergrunde der hellen Augen trotzdem ein trauriger Schatten, leise hervorrinnend, wie der Vorbote früher Abenddämmerung, die über einen Frühlingstag fällt. Doch es lag wohl an der Beleuchtung des dunkel-schattenden Winkels; wenn ich das Bild in's Fensterlicht trug, dann lächelten die Augen und das Antlitz mich in ihrer ganzen sorglosen Jugendfreudigkeit an.

War es nur die Erfindung der Phantasie eines Malers, oder hatte wirklich einmal ein solches Gesicht mit diesen Augen in die Welt geblüht?

Immer wieder pußte ich an der gleichfalls etwas erblindeten Glasscheibe vor dem Pastellgemälde, um zu entdecken, ob sich am Unterrande desselben nicht irgend ein schriftlicher Hinweis auf die Dargestellte finde. Aber nichts gab Auskunft, und der Besitzer des Bildes mußte ebenfalls nichts von der Bedeutung und Herkunft desselben. Es hatte immer so dagehangen, nicht allein zu seiner Kinderzeit, sondern, wie er sich in dieser gehört zu haben entsann, schon in den Jugendtagen seines Großvaters. Ein Familienportrait schien es nicht zu sein; und er war nicht vierzehn, sondern bald siebzig Jahre, und seine alten werthvollen Kupferstiche waren ihm lieber und interessanter. Doch eine leise Hindeutung auf einen sehnsüchtigen Wunsch in mir, das Bild zu besitzen, verstand er nicht, oder wollte sie, trotz seiner väterlichen Freundschaft für mich, wohl nicht verstehen. Es hatte Hausrecht an seinem Platz und mußte selbstverständlich dort bleiben. Wohin es nach dem Tode des alten kinderlosen Herrn gekommen ist, habe ich nicht erfahren können.

Doch ich sehe ihn, wie gestern, eines Tages unerwartet in's Zimmer treten, als ich, der ich auf sein längeres Ausbleiben gerechnet, eben einem in mir unwiderstehlich angewachsenen Drange nachgegeben hatte, vorsichtig die hölzerne Rückwandung des Bildes abzulösen und dies aus seinem Rahmen herauszunehmen. Mir fiel gerade ein Häufchen Bohrwurmmehl stäubend auf die Hand, als zu meiner Bestürzung der Unvermuthete die Thür öffnete.

Ich ward wohl roth und sagte, den Kopf niederbückend, der Rahmen sei beim Abheben auseinander gegangen, ich hätte ihn wieder befestigen wollen. Doch seine weißen Haare ahnten den Anlaß meiner Gesichtsröthe nicht, er machte, nach seiner Art, mir auch keinerlei Vorwurf über eine etwaige, zu muthmaßende Ungefehidlichkeit, sondern nickte nur gleichmüthig und setzte sich an seinen Schreibtisch.

So konnte ich, gewissermaßen ermächtigt, ruhig in meinem Vorhaben fortfahren. Ich schälte das Bildchen behutsam völlig aus seiner morschen Hülle hervor. Es war auf ein altes Stück Pergament aufgetragen, wie die Pastellbehandlung solches anfänglich bevorzugt hatte; die Stiftfarben, die sich offenbar dem Künstler schwer damit verbunden gehabt, hafteten nur lose drauf; trotz meiner Vorsicht ward durch ein leichtes Anstreifen an der rechten Schulter ein Stückchen des blauen Kleides fast weggelöscht, wie der Blütenstaub vom Flügel eines Adonisfalters. Doch nicht darum flog mir ein Ausruf laut vom Munde, sondern weil mein Blick auf die Rückseite des Pergamentblattes fiel. Dort zeigte der Oberrand eine kurze Inschrift von braun verblaster, halb ausgelaufener Tinte:

„Elsabe. Reval opp. Anno MDCXXXIII.“

Dann gleich darunter in künstlich verschönerksten Buchstaben:

„Herrn Delschläger, viro celeberr. in memoriam.“

Auf der Mitte des Blattes aber stand mit schwarz erhaltener Tinte von einer andern Hand zugleich fest, schön und zierlich geschrieben:

„Und darff ein frecher Diehl sich dieses unterfangen/
 Daß er die ganze Zier/ die an der Liebsten scheint/
 In ein so enges Thun zu zeichnen ab vermeynt?
 Wahr ist es! Dieses Haar/ die Stirne/ diese Wangen
 Sind denen ähnlich ganz/ die an derselben prangen;
 Die Augen seh' ich da, um die ich oft geweint/
 Und diß hier ist der Mund/ der meinen nennet Freund.
 Ganz diß! Das ist ganz das/ nach dem ich muß verlangen.
 Die Zucht/ diß freundlich sehn/ die Sitten, diese Tracht/
 Und alles steht vor mir/ was sie so trefflich macht/
 Nur daß es sich nicht regt/ und nicht will Antwort geben.
 Sey drum nicht halb so stolz/ du kühner Pinsel du/
 Das schönste, das man wünscht/ gehöret noch hierzu:
 Entwirffstu ihren Leib/ so mahl' auch drein sein Leben!“

„Geschrieben im vordern Eckhaus der Persianischen Häuser, zu Kiel MDCXXXIX.
 Diß Bildniß ganz so befunden, wie darmals vermeynt.“

Der alte Herr war auf meinen Ausruf vom Schreibtisch herangekommen, stand neben mir und blickte mit auf die Inschriften der Pergamentrückseite. Sie waren ihm interessant, als ein Ueberbleibsel aus vergangenen Zeiten, doch nicht wie mir; weiter zu deuten, als ich, wußte er sie auch nicht, es schlug nicht in die Richtung seiner Gelehrsamkeit.

Was die „Persianischen Häuser.“ bedeuteten, die ich hier zum dritten

Male und in so merkwürdiger Verbindung antraf, darüber konnte er mir gleichfalls keine Auskunft ertheilen.

Aber was gingen mich in diesem Augenblick die räthselhaften Persianschen Häuser an? Mit vierzehnjährigen Knabenaugen sah ich auf das liebliche Bild. Dies Gesicht war keine Erfindung eines Malers gewesen, sondern hatte wirklich gelebt — wie es schien in der esthländischen Stadt Reval — und den Namen Elsabe getragen. Ach, vor mehr als zwei Jahrhunderten! Wie lange war dies süße Antlitz zu Staub geworden, das Blatt in meiner Hand vermuthlich das einzig von ihr Geliebene!

Mir fiel, glaube ich, zum ersten Mal ein aufgehendes Begreifen des Todes, der Vergänglichkeit selbst des Schönsten mit einem Anschauern in den warmen Sommertag. Und doch klopfte mein Herz auch so wundervoll, als sei ihm ein höchstes Glück geworden. Sorgfältig schrieb ich mir das auf dem Pergamentblatt Stehende ab; wer mochte das Sonett darauf geschrieben haben? Die Frage wäre etwas für scharfsinnige Conjecturen und Emendationen meiner Lehrer gewesen.

Der Gedanke, der mir aufschloß, kam mir mit dem nächsten Herzschlag wie die Entweihung von etwas Heiligem vor. Um keinen Preis in der Welt hätte ich ihnen das Bild und die Schrift zu Gesicht gerathen lassen, lieber ein Jahr lang tagtäglich bis Mitternacht als Strafarbeit ein Duzend griechischer Partikeln mit ihren sämmtlichen Constructionen auswendig gelernt.

Behutsam brachte ich das Bild wieder in seine Schutzhülle, hängte es an den Roßnagel zurück und ging.

In dem dunklen Labyrinth draußen kam's mir: War das holdselige Mädchen etwa, wie eine Blaumeise hüpfend und zwitschern, hier einmal durch diesen alten Gang geflogen? Mir rührte ein andersartiger Schauer an die Seele, der vor dem Gewesenen. Was konnten solche Wände gesehen und gehört haben, nie etwas davon kundgebend, immer „stumm wie ein Stein“; darum hieß ja das Sprichwort ihn so. Meine Hände streiften diesmal im Gehen an den Mauern hin; vielleicht hatte die Hand Elsabes es einst so gethan!

Doch wohl nicht, wie wäre sie von Reval hierher gekommen? Aber das Sonett auf dem Bilde mußte doch von Jemand sein, der sie gekannt, geliebt hatte und hier gewesen war. Mich wollte es wie ein Gedicht an seine Braut bedünken.

In der Nacht träumte mir von einem großen Frühlingsgarten; der war voll von Blumen, bunten Faltern und Sonnenglanz, so strahlenblendend, daß ich durch den Goldschleier nur ein himmelblaues Hin- und Wiederleuchten unterscheiden konnte. Es schaukelte sich wie das Gefieder eines Vogels am niederhängenden Gezweig einer Trauerweide; dann rief plötzlich eine Stimme aus weiter Ferne: „Elsabe, Elsabe!“ — und es rauschte leis in den Blättern, und der blaue Schimmer war fort.

Doch die Jahre kamen, in denen sich nach ewigem Gebot im Knabenherzen ein lebendiges Mädchenbild über das todtte drängte. Wie die Farben des letzteren auf dem Pergament von Jahrhunderten abgeblaßt worden, so verblüht es von der Zeit in jenem. Das ist auch Gesetz der Natur, die nicht das Vergangene zurüchholen, sondern Gegenwart und Zukunft schaffen will.

Ich habe wohl manchmal noch an das kleine Pastellgemälde im dunklen Zimmerwinkel gedacht; aber als ich einmal nach längerer Abwesenheit in meine Vaterstadt heimkam, da war der weißköpfige Inhaber der Studirstube schon in eine letzte enge Wohnung umgezogen, und mein Fuß hat das alte Haus nicht wieder betreten. Es steht noch, doch etwas neuzeitlich aufgeputzt und, wie ich gehört, von seinem neuen Besitzer im Innern mannigfach baulich abgeändert. Berargen konnt' ich's ihm eigentlich nicht.

Ich studirte Medicin, allein mein hauptsächlichs Denken und Treiben ging auf Beschäftigung mit der Literatur hinaus. In diesem nämlichen Zwiespalt des Müßens und der Neigung hatte sich schon einmal um viele Geschlechter vor mir Jemand befunden, der auch ein Jünger der Arzneiwissenschaft gewesen, doch von der Gnade Apollons zugleich schon in jungen Jahren einen ersten Rang unter den deutschen Dichtern seiner Zeit gewonnen. Sein Vorbild hatte in mancher schweren Stunde etwas Trostbringendes für mich; wo ich einzelner seiner Gedichte in Anthologien und Literaturgeschichten habhaft werden konnte, da vertiefte ich mich mit Vorliebe in sie hinein und suchte in ihnen nach den gleichen Empfindungen, von denen ich hilflos hin und wieder gezerzt wurde, dem heimlichen Ringkampf zwischen wissenschaftlichem Nothberufe und der Sehnsucht nach freiem Flügelschlag der Dichtung. Diese Uebereinstimmung meiner Lebenslage und Gemüthsrichtung mit dem lange vor mir Gewesenen machte mich im Innersten mit seinem Fühlen und Denken bekannt, machte ihn mir lebendig, vertraut wie einen Freund. Ich sah und hörte ihn; ein schon vergilbtes Blatt aus jener Zeit mit einigen Zeilen von meiner Hand drückt den „Wahn“ aus, der mich zuweilen überkam:

Mitunter durchläuft's mich aus altem Buche
Mit seltsamem Schauer. Es tritt hervor
Aus seinen Blättern vor Aug' und Ohr
Ein Freund, den sonst ich vergeblich suche.
Ich fühl's, es pocht mir draus entgegen
Mit meines eigenen Herzens Schlägen;
Mir ist, als ob ich endlich gefunden,
Mit warmen, lebendigen Armen umwunden
Ein Wesen, das mir im Tiefsten verwandt;
Es blickt mich an, es spricht zu mir —
Da knistert das Blatt in meiner Hand
Und ist nur ein todttes Stück Papier!

Viele Jahre indeß vergingen, ehe das Glück einen alten Originalband der Gedichte meines todtten Freundes in meinen Besitz und meine

Hand brachte. In einer fremden Stadt war's, an einem Sommernachmittag, der Tröbler hatte wenige Kreuzer für den Schatz gefordert, den ich nach Hause trug; er war froh, den staubigen Plunder der Vergangenheit in ein paar Gläser Bier für seine heutig verstaubte Kehle umgeseht zu haben. In meinem Zimmer spielten die Sonnenstrahlen über die gelben, groben Blätter des Buches „An ižo wieder Auff's Neue mit Churf. Sächf. Privilegio aufgefertiget“; es war die Sonne Homers und ebenso dessen, der diese Gedichte einst gedacht und geschrieben, und sie lächelte.

Da stuzte plötzlich einmal mein Auge, das eine Anzahl mir unbekannt gewesener Sonette überflogen; denn das nächste hub unter dem Titel: „Auf Ihr Bildniß“ mit dem Verse an:

„Und darff ein frecher Kiehl sich dieses unterfangen —!“

* * *

Ich blieb an dem Abend durch die Dämmerung bis in's tiefe Dunkel hinein sitzen, ohne meine Lampe anzuzünden. Wie seltsam verknüpft das Leben mit tausend Fäden das Sein, die Gedanken und Empfindungen der Menschen, das Vergangene und das Gegenwärtige! Es ist doch eigentlich nichts gewesen, nichts todt, sondern Alles nur ein Verschwinden, ein Vorübergleiten an dem Blick, gleich dem des Wassers in einem Strome, das nicht wirklich untergeht, nur einen Rückgang beschreibend an anderer Stelle gleichen Lauf wieder beginnt. So kehrt auch das Denken und Fühlen eines Herzens in lebendigem Kreislauf irgendwo in eine Brust zurück. Alles was lebt, rafft der Tod hinweg; doch was gelebt hat, ist auch unvergänglich, ein Theil der unsterblichen Seele der Menschheit.

Erinnerungen, Träume, Gedanken vieler Art zogen mir an jenem Abend im Dämmerlicht, in Dunkel vorüber. Ein nebelndes Gewoge war's, das undeutliche Gestalten bildete, die wieder zerrannen; nur zwei von ihnen traten hell, unveränderlich, jeden Zug an sich darbietend, hervor, als ständen sie lebend, vor meinen Augen im Zimmer da — zwei junge, schöne, liebe Menschenkinder. Sie lächelten mich an, als sprächen sie mir zu, für sie den Staub von manchem alten Buche abzublasen, damit die verrauschte Welle ihres Lebens in mir wieder zurückkehre, das frühe Gedächtniß meiner Kindheit mit ihnen verknüpfend. Ja seltsam, durch sie gelangte ich in späten Tagen zu der Aufklärung, was die „Persianischen Häuser“ bedeuteten; zu der Wissenkenntniß, daß ein verschollenes Blatt der Geschichte der deutschen Dichtung auch ein Lebensblatt der Geschichte meiner Vaterstadt sei.

II.

An einem Septembernachmittage des Jahres 1633 hielt vor dem damaligen eigenthümlichen Doppelbau des nach Süden gerichteten Holstenthores der Stadt Kiel auf wohlgeatteltem Pferde Herr Adam Delschläger,

Bibliothekar und Hofmathematicus des durchlauchtigen Herren von Kiel, des Herzogs Friederich III. von Holstein-Gottorp. Doch benannte kaum Jemand ihn mehr mit seinem Vaternamen, denn er hatte als Gelehrter denselben nach Brauch der Zeit in's Lateinische umgewandelt und hieß sich Magister Adam Clearius; um die Wende des Jahrhunderts zu Aschersleben geboren, stand er erst im 33. Jahr, allein der Ruf seiner Gelehrsamkeit und vielseitigen Kenntnisse ging schon weit durch deutsche Lande. In diesen freilich sah es zur Zeit für Wissenschaften und Künste übel aus; seit fünfzehn Jahren warf der endlose Glaubenskrieg seine Brandfackeln und Blutströme halb hierhin, bald dorthin, hatte im Jahre 1627 auch die Stadt Kiel von einer kaiserlichen Armee unter dem Befehl Tillys und Wallensteins umlagern, rasch einnehmen und weithin die Umgebung zu einer Wüste machen lassen. Doch seit der Landung des schwedischen Königs waren die Kriegesumwetter fern vom Norden in die Mitte und den Süden Deutschlands abgesunken, Ruhe und Sicherheit, soweit die Zeit solche überhaupt kannte, an den Rand der Ostsee zurückgekehrt, und man hatte in wörtlichem und übertragenem Sinne mit der Begräumung des Brandschuttes begonnen. Dazu verhalf besonders in den nicht unter dänischer Königshoheit stehenden Gebietsstheilen Schlesiens und Holsteins die geistige Spann- und Thatkraft des noch jugendlichen Herzogs Friederich. Nach dem frühzeitigen Tode zweier älterer Brüder unerwartet an die Regierung seines kleinen, gering bevölkerten, vielfach zertrennten und zerschachtelten Landes gelangt, entwickelte er ebensoviel Eifer als Verständniß zur Wiedererhebung desselben aus seinem Verfall in den Kriegsjahren. Er war ein Fürst von außergewöhnlichem Kenntnißreichthum und Drang, diesen stets noch zu vermehren. Nicht nur die lateinische und griechische Sprache beherrschte er vollkommen, sondern er verstand auch die hebräische; physikalische und chemische Versuche bildeten Lieblingsgegenstände seiner Beschäftigung, und ein im Schloß Gottorp aufgestellter Globus war nach seinen mathematischen Berechnungen und Bestimmungen angefertigt. Ueber alle geistigen Gebiete dehnte sich sein Streben nach Förderung und Verbesserung aus; er trachtete besonders nach einem Aufschwunge der humanistischen Bildung, bereicherte stetig die gottorper Bibliothek, suchte die Künste zu heben, legte sogar eine der größten Seltenheiten der Zeit, eine Naturaliensammlung an. In der Mitte des dreißigjährigen Krieges erscheinen er und die Fortschritte des Friedens, der Wohlfahrt seiner Unterthanen in Schleswig wie ein Wunder. Seine oberste Neigung aber wandte sich der Geographie zu; die Räume, in denen er sich zumeist aufhielt, waren mit Karten aller Länder der Erde angefüllt, soweit die neueste Kunde von denselben reichte. Vor ihnen saß Herzog Friederich oft, in tiefe Gedanken versunken. Sein geistiger Blick ging weit über den Erdball, doch ebenso wie durch den Raum, auch durch die Zeit, in Vergangenes zurück und in Kommenendes voraus. In der Stille seiner Arbeitskammer stellte er manche sonderbaren Verknüpfungen und Berechnungen

an, auf die kein Sinn seiner Zeitgenossen verfiel; und im Beginn der dreißiger Jahre des Jahrhunderts hatte ein seltsam weit ausschauender Gedanke eine Keimsaat in seinen Kopf gesenkt, die sich nach und nach darin mit tausend Wurzeln unausreißbar festgrub. Der von ihm gefasste Plan wuchs vor seinen in die Zukunft gerichteten Augen zu einer greifbar werdenden Gestaltung, bewog ihn, seinen altangestammten Sitz auf dem Schloß Gottorp an der Schlei zu verlassen und seine Residenz ganz in das Kieler Schloß zu verlegen. Und in Folge dessen befand sich auch sein vertrauter Rathgeber und „fürstlicher Rath“, Herr Adam Olearius ebenfalls schon seit einem halben Jahre in der Stadt Kiel ständig anwesend.

Nun hielt derselbe in stattlicher Haltung und Tracht auf seinem Pferde vor dem Holstenthor und schattete ab und zu die Augen mit der Hand gegen die Sonne, um einen prüfenden Blick nach Süden voraufzuwerfen. Dort, wo sich jetzt die größere Stadthälfte zum Ruhberggelände hinanzieht, lag noch nichts vor ihm, als eine übel gehaltene Knüppellandstraße, in freie Leere hinauslaufend. Das Ende des vergangenen Jahrhunderts hatte freilich schon begonnen, an den Seiten jener Straße ein paar Duzend Häuser der heutigen Vorstadt und Schewenbrücke aufzurichten; allein als außerhalb der Mauer und Thore befindlich waren sie sogleich von den Brandfugeln der Tilly'schen Feldschlangen in Asche gelegt und noch nicht wieder aufgebaut worden. Die Zeit gemahnte zur Vorsicht; tobte auch jetzt der Krieg weit südab, so konnte doch immer das vor fünf Jahren Geschehene sich noch wieder erneuern, und man besaß noch nicht den vertrauenden Muth, neue Mauern und Giebel aus den Schuttfeldern in die Höh' steigen zu lassen. Auch Adam Olearius hätte schwerlich dazu gerathen, denn er war in den Weltläuften sehr wohl bewandert.

Seine dunkle würdige Tracht gab den Gelehrten und fürstlichen Rath kund, aber seine Gestalt und Gesichtszüge waren von ausdrucksvoller Kraft; sie hätten, wenn Brustpanzer und Schienen das Kleid bedeckt gehalten, einen Ritter oder Hauptmann in ihm vermuthen lassen können, ebenso der aufrecht sichere Sitz im Sattel. Zu einem adligen Junker paßte nur der geistige Ausdruck des Kopfes und andererseits die breit toupirte Perrücke nicht, die ihn veranlaßte, seinen langbekrämpften, nach oben zuckerhutartig verschmälerten Filzhut mit schwarzer Straußfeder in der Hand zu halten. Nach dem Zeitbrauch trugen nur seine Oberlippe und das Kinn einen kleinen, kurzen Bart, eine goldene Gnabentkette mit einem Bildniß dran fiel ihm über die Brust, im hochreichenden Stulphandschuh seiner Rechten hielt er eine von diamantenen Knopf blizende Gerte, mit der er seinem Pferde die lästig schwirrenden Fliegen von den Ohren scheuchte. Alles an ihm verkündete, daß er ein höchst wohlgestellter Herr von Bedeutung im holfsteinischen Lande und sich seines Rufes über die Grenzen desselben hinaus nicht unbewußt sei.

Sichtlich erwartete er Etwas, das auf der Landstraße herankommen

solte, doch nicht er allein, sondern mit ihm noch fünf andere würdig gekleidete Herren, Amtsträger und Honoratioren der Stadt. Sie waren der Syndicus derselben, Herr Hinrich von Hatten, juris utriusque doctor, und der zeitige erste Bürgermeister, Herr Rudolph Burenäus, eine Persönlichkeit von mehrfältigen Gaben und Vorzügen des Geistes, denn eine von ihm verfaßte Epitaphienschrift bezeichnete ihn als „Poeta laureatus Caesaricus ludicii provincialis regis Daniae et Ducis Holsatiae advocatus et civitatis Chiloniae consul primarius.“ Chilonia war die gebräuchliche lateinische Benennung Kiels, das damals gemeiniglich noch „Tom Kiele“ genannt und geschrieben wurde. Ob der Name ursprünglich einen Kiel bedeutet und von der kielförmigen Gestaltung des Hafens, oder ob er von „Chiula“, einer altsächsischen Schiffsart, herzuleiten ist, das liegt bis heut von der Vergangenheit mit Dunkel zugebedekt und wird sich schwerlich je mehr aufhellen. Das älteste Siegelwappen der Stadt im zwölften Jahrhundert zeigt eine derartige Chiula mit aufgespannten Segeln, in der ein Mann das Ruder hält; später findet sich das Fahrzeug als Rahn ohne Segel in das holsteiniſche Nesselblatt versetzt. Die Bezeichnung „zum Kiele“ scheint darauf hinzuweisen, daß beide Ableitungen frühzeitig ineinander verschmolzen wurden. Der Kiel mag die erste Namensanregung zu dem Ort „am Kiele“ gegeben haben, doch muthmaßlich ward diese Auffassung sehr bald von der andern „Zum Schiffe“ verdrängt, die aus dem althochdeutschen chiol oder altnordischen kjoll, „Schiff“ entsprang. Die erste Begründung der Stadt oder der Ansiedelung ist völlig unbekannt, der „kimmerische Nebel“ wallt darüber. Aber wenn ihr Name vom Schiffe entstanden, so stammt das Wort bereits von dem noch vereinigten indogermanischen Volke auf den Hochebenen Asiens her, das vielleicht an den Ufern des Kaspiſchen Meeres und des Aralsees sich zuerst Wasserfahrzeuge gebaut und sie „Kiele“ (griechisch γαυλοι) benannt hat.

Außer den erwähnten Vorstehern des ehrſamen Rathes der Stadt befanden sich vor dem Holstenthor noch mitversammelt Herr Magister Janus Nicostadius, Prediger an der Klosterkirche zu Kiel, bis vor Kurzem Rector der dortigen Stadtschule, und der gegenwärtige Rector derselben, Magister Zacharius Möser, nach der Einäscherung Magdeburgs durch Tilly vor zwei Jahren dort geflüchtet und hier wiederum zu Amt und Brod gelangt; ein noch junger, mit dem Jahrhundert gehender Mann, dem es heute nicht in den Sinn kam, daß um ein halbes Säculum später sein Mund sich an den Stoßseufzer gewöhnen werde:

„Komm, ach komm, o mein Erlöser,
Hole Deinen alten Möser!“

Als Lector, doch nicht in Bezug auf sein Ansehen, schloß sich den Genannten an Herr Berend Möller, der Arzneikunst Doctor und fürstlicher Leibmedicus, schon im vorgeschrittenen Alter des Anfangs seines fünften Jahrzehnts. Alle standen, die Köpfe von mehr oder minder langen Allonge-

Berrücken überdeckt, in schicklichem Wechselgespräch zu Fuße um Herrn Adam Olearius, der vermöge seines alleinigen Sitzens im Sattel in leiblicher Beziehung um Einiges auf sie niederjah. Möglicherweise that er das Gleiche ein wenig auch in geistiger Hinsicht; aber wenn dies der Fall war, so trat es nicht zu Tage, sondern verbarg sich unwahrnehmbar unter lebenswüthiger Achtleihung seines Ohres auf die Reden und Ansprachen der unter ihm Stehenden.

Diese erregten die Vermuthung, daß sie etwas sehr Gewichtiges, die Ankunft einer hochgestellten Person erwarteten, von der Meldung gekommen war, daß sie im Kloster Bordesholm übernachtet habe und etwa um die fünfte Nachmittagsstunde in Kiel eintreffen werde. Die Wegeslänge von dort hierher betrug zwar nur drittehalb Meilen, allein die Wegesbeschaffenheit machte zum Mindesten die doppelte Stundenanzahl und ein Ausrasten der Pferde unterwegs erforderlich. So ließ sich die Zeit der Ankunft jedenfalls nicht auf eine Viertelstunde bestimmen.

Auf etwas nicht Gewöhnliches aber mußte man in der That harren, daß sich eine solche Auslese der Stadt zum Empfang hier vor dem Thore eingefunden. Ihre Vereinigung bildete eine Vertretung des herzoglichen Hofes, des städtischen Rathes, der Geistlichkeit, der gelehrten Bildung; und es schien, daß ingleichen die Arzneiwissenschaft und die Dichtkunst in dem kaiserlich belorbeernten Bürgermeister nicht ohne tieferen begründeten Anlaß ihre Abgeordneten hinzugesellt hatten.

Vom Thurme der Nicolaikirche her kam nun ein Glockenschlag durch die stille Luft, und Adam Olearius sagte, sein „Nürnbergers Ei“ in großem Silbergehäuse hervorziehend und auf das Zifferblatt niederblickend, mit einem Lächeln zu dem Pastor Nicostadius gewendet:

„Es scheint, Herr Magister, daß die Zeit bei Sanct Nicolai um ein Weniges derjenigen des Himmels und seiner sidera voranschreitet, so daß es thunlich sein dürfte, Euren ehrwürdigen confratrem, Herrn Magister Crüger auf diese Silfertigkeit des ihm untergebenen Bemessers der Tageszeitläufe in unserer Stadt aufmerken zu lassen. Zwar ist es schon von Alters so hergebracht, allein darum doch nicht dienlich, daß die allen vernehmliche Thurmuh, so das Allgemeine regeln soll, sich in eine derartige Controverse mit denen in den Bürgerhäusern befindlichen versehe. Denn mich bedünkt das Alte nicht aus dem Grunde läblich, weil es von den Vätern uns überliefert worden, sondern nur in dem Betracht, daß es sich als gut und nützlich erweise.“

Das sprach hörbar bei kleinem Anlaß einen Grundsatz der Anschauungen des Herrn Olearius aus, der jetzt den Kopf drehte und auf eine eben zuvor an ihn gerichtete Anfrage Zacharius Wöfers entgegnete:

„Nein, sondern er tritt nunmehr im Beginn des nächsten Octobermonats erst in sein fünfundsanzigstes Lebensjahr, so daß Eurem Erstaunen

über seine frühe Geistesreise und hohe Ruhmesacquisition billig noch größere Begründung inne wohnt, Herr Magister —“

Offenbar bezog sich diese Richtigstellung auf das fälschlich abgeschätzte Alter des Erwarteten; in den klugen, selbstbewußt blickenden Augen des Sprechers redete etwas Ueberraschendes, wie von einer Zärtlichkeit des Herzens für den Gegenstand seiner Aeußerung, und sein Mund schien bereit, noch Weiteres zum Preise desselben beizufügen. Doch beim letzten Wort brach er kurz mit dem frohen Ausruf ab: „Da biegt er um die Ecke gegen uns heran!“ Und unbekümmert um die Beine seiner Mitempfänger, setzte Adam Olearius sein Pferd in Galopp und sprengte der Holprigkeit der Straße zum Trotz eifertig einem auftauchenden kleinen Reitertrupp entgegen.

Derselbe bestand aus drei Personen, von denen zwei nicht als Fremdlinge in Kiel eintrafen. Es waren dies der Magister Paulus Sperling, Rector, und der Magister Georg Fabricius, Conrector des Gymnasiums zu Bordesholm, oder vielmehr beide für diese Lehramtsstellungen vom Herzog Friedrich erst ausersehen. Um dreiundsechzig Jahre zuvor hatte der Herzog Johann der Ältere das Mönchskloster am Bordesholmer See aufgehoben und dasselbe zu Klassenräumen für eine von ihm gestiftete fürstliche Gelehrtenschule herrichten lassen, die bis 1627 bestanden, in diesem Jahre aber von den Tilly'schen Landsknechten beinahe völlig zerstört und verwüßt worden war. Nur ein paar Schüler hatten sich nach dem Abzug der Soldateska wieder eingefunden, so daß sie zwischen einigen nothdürftigst hergestellten Wänden zusamt wenigen Lehrern Unterkunft zur Fortsetzung des Unterrichts zu finden vermocht. Doch jetzt schuf der Herzog Friedrich schon seit einem Jahre an der vollständigen Erneuerung und Vergrößerung des Gymnasiums, dessen Wiedereröffnung unsern bevorstand. Zur Leitung solcher Neueinrichtungen verweilten der künftig erkorene Rector und Conrector bereits dort, und beide gaben gegenwärtig einem Gast ihr Weggeleit, der gestern Abend, von Süden herkommend, gern gewährte Nachteinfuhr bei ihnen gehalten.

Dieser selbst aber hildete eine zu ihren gelehrten und bedächtigen Schulmienen überaus im Gegensatz stehende Erscheinung. Er allein saß als ein Reiter fast aufrecht im Sattel eines edlen, muthig die Müstern werfenden Pferdes, während die beiden andern mehr wie ein paar übergezwerchte schwarze Säcke ängstlich auf den Hälsen ihrer mageren Klepper hingen. Wallende weiße Straußfedern seines breitkrämpigen Hutes schwebten über ihm, wie ein glanzhelles Sommerwölkchen, doch noch höhere und freudigere Leuchtkraft ging von seinem jungen Gesicht aus. Von Weitem schien er gleichfalls eine lange, ihm auf beiden Seiten über die Schultern herabwallende modische Perrücke zu tragen, doch beim Näherkommen erkannte man, es sei nur eine Fälschung der Mode durch sein eignes, dunkles, weich zu lockigem Fall gewelltes Haar. Ein ebenso weicher und gleichfarbiger

kleiner Bart deckte die Oberlippe des sonst freien Gesichtes, das in einer seltsamen Mischung mädchenhafter Sanftmuth und kühner Mannhaftigkeit mit zugleich träumerischen und blizenden Augen in die Welt sah; wenn je solche von Menschen, verdienten sie die Bezeichnung von Augensternen. Ein langer, zierlicher Spitzenträger fiel über die leicht und anmuthig gehaltene Kleidung. Alles sprach von angeborenem, auch an weibliche Sinnesart erinnerndem Schönheitstrieb des jungen Reiters; doch dem Beschauer blieb kein Zweifel, wenn diese Hand Anlaß fand, nach dem Schwerte an seiner Seite zu greifen, so war es sicherlich in ihr kein müßiger, nur zu wehrhaftem Anschein geführter Zierrath. — So stellt ein erhaltenes Bild ihn im zauberischen Vollglanze der Jugend dar.

Wie ein junger Fürst erschien er dem Blick, und so ward er vor dem Stadthor empfangen. Und doch waren sein Name und sein Stand nur sehr einfach bürgerliche, denn er nannte sich einfach Magister Paul Fleming, hatte auf der hohen Schule zu Leipzig Medicin studirt und erst vor Kurzem die Prüfung in seiner Wissenschaft summa cum laude bestanden. Aber die sonst oft so launenvolle Glücksgöttin hatte ihm schon von seiner Wiege an beständig ihr lächelndes Antlitz zugewendet, ihm ausreichend leibliche Güter, doch noch reichere des Geistes auf seine Lebensbahn mitgegeben. Als Kind im Städtchen Hartenstein am Rande des Erzgebirges in friedlichem Pfarrhause unter der Erziehung eines hochgebildeten, trefflichen Vaters aufgewachsen, war seine Seele in ersten Erwachen von den Gesilden und Berghängen der still-schönen Natur seiner Heimatwelt mit weichem, gedankenvollem Gemüth und tiefem dichterischen Drange erfüllt worden, der auf der Fürstenschule zu Meissen immer mächtiger in ihm emporstieg. Dann war das Seltenste ihm gelungen, durch Aufwand ernstern Eifers und Fleißes die Wissenschaft der Arzneikunde mit dem in ihm drängenden poetischen Aufflug zu vereinigen, so daß er seine Studien mit rühmlichstem Erfolg beendete. Doch zuvor hatte er schon als Student in Leipzig mit zweiundzwanzig Jahren den Kranz und die Würde eines Kaiserlich gekrönten Dichters auf sein Haupt gebracht, eine Auszeichnung, die allerdings wohl manchmal und vielleicht auch bei dem *consul primarius civitatis Chiloniae* nicht wegen allzuhoher Begeisterung durch das Wasser der Hippokrene verliehen wurde. Doch der Erhöhung des jungen Studenten der Medicin, Paul Fleming, zum *Poeta laureatus Caesaricus* war jubelnde Beistimmung nicht nur in seiner sächsischen Heimat, sondern in allen Gauen Deutschlands zu Theil geworden, wo ein Herz Liebe und Verständniß für die höchste Himmelsgabe der Poesie in sich trug; nur die verzopfte Gelehrsamkeit mochte sich da und dort im Innern mürrisch ablehnend gegen ihn verhalten, allein selbst sie wagte ihrem Mißmuth kaum mehr äußeren Ausdruck zu geben. Denn überall hoffte man mit freudiger Zuversicht von seinem frischen, nuthvollen Jugendgeist ein Aufwachen der deutschen Dichtung aus dumpfer Betäubung, Befreiung derselben aus ver-

schönröckelten Fesseln, kühne Reinigung der vaterländischen Sprache von raurigster Vermischung, die Erfüllung neuer lebendiger Formen mit ächtem Inhalt des Lebens. Von Ost- und Nordsee bis zu den Alpen klang schon der Name Paul Fleming in Fürstenschlössern und Bürgerhäusern. So ritt er an Genius, Gestalt und Antlitz wie ein unter die Sterblichen herabgestiegener junger Apollo, mit unsichtbar über seinem dunklen Gelock schwebendem Lorbeerkränze, an diesem Nachmittag in die Stadt Kiel ein. Vor dem Thore derselben aber erharrete ihn gleich einem Fürsten Alles, was seinem Ansehn solchen Empfang schuldete oder in einem Bezug zu seiner jugendlichen Lebensbahn stand: der Syndicus der Stadt, die Geistlichkeit, die ihn um seines Vaters und seiner geistlichen Gedichte willen gern zu den Ihrigen zählte, die gelehrte Bildung, die Arzneiwissenschaft, der Poeta laureatus als Lorbeercollege und vor Allem sein Freund und höchster Bewunderer — Adam Olearius.

Diese Freundschaft stammte von der Leipziger Studienzeit des jungen Dichters her, den Olearius, obwohl nur kaum um ein Jahrzehnt älter, fast wie mit väterlichem Stolze als ihm durch ein Band des Blutes zugehörig betrachtete. Er war unverehelicht und besaß keine für weibliche Beeinflussung empfängliche Natur; doch um so mehr fühlte er sich durch Geistesverwandtschaft mit manchen Zeitgenossen und besonders mit Fleming verknüpft. Der unheilvoll in Ober- und Mitteldeutschland alles wissenschaftliche Streben zerschlagende Krieg hatte ihn in den Dienst des holsteinischen Fürsten gebracht, und im Beginn des Sommers war ihm aus einem Briefe Paul Flemings kund geworden, daß dieser ebenfalls sein Heimatland aus der nämlichen Ursache zu verlassen und irgendwo in der Fremde seinen ärztlichen Beruf zu üben beabsichtige. In den Worten des Schreibers sprach sich tiefe Erschütterung über den Tod Gustav Adolfs bei Lützen und volle Hoffnungslosigkeit in Bezug auf eine bessere Zukunft des deutschen Reiches und Volkes aus. Eine erschreckend anwachsende Verwilderung der Gemüther, eine Abwendung auch der Besseren von allem höheren Trachten des Geistes und der Empfindung erfüllten ihn mit tiefem Widerwillen gegen das ihn ringsumher Umgehende; Zorn und Trauer redeten seine dem Briefe beigefügten Gedichte: „An die jetzigen Deutschen“, und „Germania an ihre Söhne.“ Da hatte Olearius ihm mit der dringenden Aufforderung geantwortet, gleichfalls nach Kiel zu kommen, wo der Friede wieder eingekehrt sei, das Land und die Schätzung geistigen Verdienstes unter der Obzorge eines hochgesinnten Fürsten gedeihe, der schon seit gerauemem einen wundervollen Plan in Erwägung genommen, bei dem sich dem jungen Dichter etwa alles Das, wonach sein Begehren stehe, bieten möge. Und so leistete Paul Fleming heute solcher Herberufung durch seinen väterlich für ihn bedachten Freund Folge.

Nun kamen sie sich hurtig dicht entgegen, stiegen beide aus den Bügeln und schlossen sich in die Arme. Es waren manche Jahre vergangen, seit-

dem sie sich nicht mehr von Angesicht gesehen. Olearius blickte nach der ersten Bewillkommung dem männlich schönen Jüngling staunend in's Antlitz und brach in die Frage aus: „Paule, bist Du dieses denn in leibhaftiger Wirklichkeit — verzeihet — ich vermeinte, ob Ihr Euch in solcher Gestalt aus dem Knaben zum juveni verwandelt haben könnet?“ Doch Paul Fleming fiel sogleich ein: „Wollt Ihr mich so unliebsam empfangen, daß Ihr des Knaben nicht mehr gedenket, vielmehr ihn gleich Einem ansprecht, der nicht allein Euren Augen, sondern auch Eurem Herzen fremd geworden? Hätte ich solche Rede aus Eurem Munde vorausgehört, so wäre ich zur Stunde wohl schwerlich hier anwesend.“ Nicht der schon weiterühmte Dichter hatte es erwiedert, sondern ein bescheidener Jüngling, in aufrichtiger Bekümmerniß über die förmliche Redeverbesserung oder Verböserung des liebgehaltenen und hochverehrten Freundes, und Olearius versetzte schnell: „Nein, das will ich wahrlich mit nichten, vielmehr hoffen, Dich nicht wieder von mir zu lassen für gar manche Zeit, wenn Dein Ohr und Dein Herz es also lieber zu hören begehren. Aber auch das meinige verlangt alsdann von Dir das Gleiche zu vernehmen, wie es die Natur zwischen einem älteren und jüngeren Bruder mit sich führet.“

Sie umarmten sich zum andernmal; die übrigen vor dem Thore versammelt Gewesenen kamen jetzt auf ihren Füßen heran, und eine allseitige Begrüßung und Bekanntmachung fand statt. Man sah, daß auf Alle die anmuthig natürliche Einfachheit und anspruchslose Liebenswürdigkeit Paul Flemings gleiche Wirkung übte; nichts gab an ihm ein selbstbewußtes Emporheben kund, bescheiden, wie es der Jugend geziemte, hielt seine Sprache und Behaben sich gegen die älteren Herren. Da diese zu Fuß schritten, bestieg auch er sein Pferd nicht wieder, sondern ging, daselbe am Zügel führend, als man den Weg fortsetzte, neben ihnen her.

Dann kam noch Jemand herangelaufen, der sich dem kleinen Zuge in Bordezhalm angeschlossen, doch kein Reitthier besessen hatte und, in Folge davon etwas hinter den Berittenen zurückgeblieben, jetzt erst sie ziemlich athemlos einholte. Sichtlich befand er sich in ärmlichen Umständen, seine schäbig-abgerissene, halb geistliche, halb weltliche Tracht ließ nicht Zweifel daran. Ebenso trug sein Gesicht nachlässige Bartstoppeln, sein Kopf keine Perrücke, sondern nur eignes, dickes, ordnungslos unter dem Hut hervorstehendes Haar. Doch mangelte seinen Zügen neben interessanter Bildung nicht ein geistig lebendiger Ausdruck, sogar in hervorragend hohem Maße. In den kleinen Augen lag wechselnd Verschlagenes und Scharfes, die Lider konnten demüthig-ergeben halb herunternicken und sich zu einem sonderbar flimmernden Blick weit aufthun. Sein Alter mochte dreißig und einige Jahre betragen.

Alle kannten ihn, allein Niemand wußte recht, was von ihm zu halten sei. Er nannte sich Magister Christoph Basilius Becker, war nach seiner Angabe lutherischer Prediger im Schwabenlande gewesen und von den Kaiserlichen

dort um seiner Glaubensfestigkeit willen unter höchster Lebensgefahr vertrieben worden. Herzog Friederich hatte ihn aufgenommen, indem er ihm das Conrectorat an der Schule der schleswigschen Stadt Husum verlieh; danach war er jetzt vor einem Jahr Diaconus in dem nordeithmarischen Dorf Tellingstedt geworden. Sein dortiges Amt schien ihm wenig Einkünfte abzuwerfen, doch dafür um so mehr freie Zeit zu vergönnen. Er tauchte bald hier, bald dort im Lande auf, kehrte vorwiegend bei den Amtsbrüdern ein und nahm ihre Gastfreundschaft in Anspruch. An den Mittagschüsseln leistete er dann Erheblisches, aber weit mehr noch an der abendlichen Trunkanne; man sagte, diese habe überall den Grund seiner zerrütteten Verhältnisse gebildet. Dennoch war er an manchen Orten, besonders in der Einsamkeit entlegenen Kirchdörfern nicht ungerne gesehen; er besaß vielerlei Weltkenntnisse und große Unterhaltungsgabe, mit beißendem, wo der Ort es verstattete, manchmal auch cynischem Witz untermischt. Geistige Bedeutsamkeit konnte Niemand ihm absprechen, doch ebenso wenig Vertrauen zu ihm fassen. Man fühlte, er strebe in der Stille nach einem Ziel, aber man wußte nicht, was dies sei. In Kiel erschien er öfter, der Herzog war ihm seines mannigfachen Wissens halber gewogen und erhielt ab und zu eine bei Anderen vergeblich gesuchte Auskunft durch ihn.

Dem Bordesholmer Rector und Conrector war seine Wegtheilnahme nicht erfreulich gefallen, während Paul Fleming in mancher Beziehung sein Begleitgespräch und die ortskundigen Bemerkungen desselben lehrreich gewesen; die Kieler Herren aber legten gleich den ersteren keinerlei Freude über die Mitankunft des Magisters und Tellingstedter Diaconus an den Tag. Allerdings hüteten sie sich ebenfalls, das Gegentheil kundzutun; sie begrüßten ihn ohne Unterlassung der von der Zeit geforderten Förmlichkeit des Verkehrs der höheren Bürgerstände untereinander, setzten dann aber, ohne weitere Ansprache an ihn zu wenden, den Rückweg zum Holstenthore fort. Hinter diesem verabschiedete sich Fleming von ihnen unter herzlichem Danke für den ihm bereiteten unvermutheten Empfang und der gern ertheilten Zusage, ihrer Einladung auf die Nacht in den Rathswinefeller nachzukommen.

Dann bestieg er sein Pferd wieder und ritt allein mit Adam Olearius durch die Holstenstraße dem Markt zu. Aus den Fenstern unterwegs sah manch neugieriges Mädchengesicht, das Kunde von seinem Eintreffen besaßen, auf den jungen Reiter herunter, und an der Marktecke, dem Rathhause gegenüber bog aus der Wohnung des Bürgermeisters die Jungfrau Agnete Burenäus, des Stadtoberhauptes Tochter, ihren hübschen, blondumlockten Kopf noch ein Weilchen am Fensterkreuz vor, um dem von ihrem Vater mitempfangenen Fremdling nachzuschauen. Ihren leiblichen Augen war er zwar ein solcher, doch ihren geistigen nicht; sie kannte und besaß seine ersten „in Druck ausgegangenen“ Gedichte, denn wenn sie

selbst auch keineswegs Gelüst zu einer Mitbewerbung um den Kaiserlichen Lorbeer ihres Vaters in sich trug, so mochte doch von dem Blute des letzteren ein ungewöhnliches Verständniß und eine lebendige Antheilnahme an der Dichtkunst auf sie übergegangen sein. Deshalb hatte sie schon zuvor oftmals und besonders in den letzten Tagen versucht, sich Gesicht und Gestalt des jungen Dichters in der Phantasie vorzustellen; und ihre hellblauen Augen besagten unverkennbar, daß die Wirklichkeit nicht hinter dem Erzeugniß ihrer Einbildung zurückgeblieben war.

Die beiden Reiter bewegten sich gerade über den Markt, mit dem die Nicolaiskirche an der Ostseite unabgetrennt vereinigt lag, auf die Schmiedestraße zu, in deren Mitte Olearius rechts zur Fischerstraße abbog, in welcher er bald vor einem Hause anhielt. „Hier hat Seine kaiserliche Gnaden mir Quartier für die Bemessung unseres Aufenthaltes zu Kiel angewiesen,“ sagte er, „und ich hatte bei meinem Einzug in dasselbige wohl kaum verhofft, solch einen liebsten Gast in meine Herberge aufzunehmen.“ Ein Diener trat herzu, brachte die Pferde in einen rückwärts belegenen Stall, und die Abgestiegenen traten in das Haus ein. Olearius schritt über einen unter dem Fuße hallenden Fliesenflur voran, der völlig wie schon von nächtigem Dunkel überlagert war, und diente durch heiterstimmige Weisungen dem Nachfolgenden als Wegeleiter und Führer. „Hier steigt die Treppe durch eine etwas acherontische Beleuchtung zum oberen Hausgeschoße empor. Es thäte für den Neuling eigentlich ein Weniges noth, daß er einen hülfreichen Faden der Ariadne in seiner Hand hielte. Cave, amice! Dem Baumeister hat es an dieser Stelle gefallen, wiederum den Fuß sich über drei der Stufen abwärts bewegen zu lassen; doch er benöthigt uns dafür um sieben Schritte weiter, uns abermals sechs Staffeln zu erheben. Fast möchte man zu der Conjectur verleitet werden, daß er mit alexandrinischen Versesfüßen begabt gewesen sein möge. Iterum, Paule, cave canem! Hic enim canis ligneus, ein Balken, der quer über den Boden des Ganges wegpringt und, wie ich im Beginn unterzeiten erfahren, gern ein scharfes Gebiß nach einem vorüberpassirenden Beine aufstreckt. Es hält das Menschenleben ja Mancherlei solcher impedimenta im Dunkel verborgen, darüber die Unbedachtsamkeit schmerzlich zu Falle geräth. Zu einer Gemahnung daran mag der Erbauer diesen verwunderfamen Balken hier über den Weg gelegt haben. Nun, si placet, halte Deinen Schritt an, Paule! Ich werde meine Thür öffnen, die uns dem Lichte des Himmels zurückgiebt. So! Dieses ist meine Studirkammer. Salve, Geliebtester, und lasse mich noch einmal Dein in den Jahren also zum Manne vorgeschrittenes Angesicht beschauen!“

* * *

Nun erst gelangte Paul Fleming dazu, nach dem Beweggrunde zu fragen, aus dem der Freund ihn hierher nach Kiel berufen habe, und die

ihm von Olearius ertheilte Antwort klang allerdings als eine absonderlich überraschende, auch von lebhaftester Dichterphantasie nicht im Voraus errathbare. Ein Gebanke war's, den ein blutiger Kriegsgott vor fünf Jahren mit Bellona unter lodernnden Brautfackeln erzeugt hatte. Doch Tausenden von Lagerströblingen der Zeit gleich, war er rasch nach seinem Auftauchen in der Welt von seinen weit fortverschlagenen Eltern verlassen worden, so aber umirrend an die Thür des Schlosses Gottorp gekommen. Und dort hatte der Herzog Friedrich mit seltsamer Bereitwilligkeit das Kind des Feindes nicht nur aufgenommen, sondern sogar an Stelle eines eigenen adoptirt, dem Kriegentsprossenen eine Amme des Friedens zugeführt und ihn in kurzer Jahre Verlauf zu großem, kräftigem Emporwachsen gebracht.

Jener Gedanke aber war im Kopfe des Kaiserlichen Generalissimus Albrecht von Wallenstein entsprungen, als er im Jahre 1628 seine fruchtlose Belagerung Stralsunds durch Erbauung einer Kriegsflotte im Hafen von Wismar zum Erfolg zu bringen suchte. Da hatte sein vielgrübelndes und weitdenkendes Gehirn den Plan erzeugt, eine Wasser Verbindung zwischen der Ost- und Nordsee herzustellen, breit und tief genug, um seine Orlogschiffe hindurchzulassen und so mit ihnen beide deutschen Meere zusammt den Küsten derselben zu beherrschen. Doch von den Würfeln des Schicksals war dem neuen Herzog von Mecklenburg und „Generalcapitän der baltischen Armada“ nicht die Ausführung seines kühnen Entwurfes bestimmt gewesen, und was er für Schlachten und Eroberung ersonnen, das hatte Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp in nicht minder beträchtlichem, ja noch erheblich weiter ausschauendem Plane zu einem solchen der Einigung und friedlicher Wohlfahrt der nordischen Völker, besonders jedoch des seinigen umgewandelt.

Staunend hörte Fleming die zum Entschluß ausgereifte Absicht des Herzogs, vom Kieler Hafen einen Kanal bis in das Bett der Eider zu graben, wo diese sich westwärts wendet, und so die von Wallenstein bezweckte Wasserstraße in's Werk zu setzen. Er stand im Begriff, zu diesem Behufe gegen den Ausgang des Flusses eine neue Stadt, die seinen Namen tragen sollte, zu gründen und die Stadt Tönning an der unteren Eider zu einer starken Festung zu gestalten.

Allein nicht darin bestand das Ueberraschendste und Höchstfliegende seiner Pläne, nicht in dem Entwurf, derartig Nord- und Ostsee, sondern vermittelt dieser den fernsten Orient mit allen Ländern des Westens, hauptsächlich mit England zu verknüpfen. Sein Gebanke war, für Holstein die Erbschaft der traurig zu Grabe getragenen Hansa anzutreten, den ganzen Handel des Morgenlandes von seinen schwierig-gefährlichen Wegen, sei es durch's rothe Meer, sei es um das Cap der guten oder vielmehr recht üblen Hoffnung, abzulenken, ihn auf dem Ueberlandwege durch Rußland und von einem Ostseehafen desselben aus nach Kiel zu ziehen. Dies sollte am Eingange des neuen Canals als großer Stapelplatz, als ein nordisches Handelsemporium aufwachsen, und zur Unterbringung der

Waaren Indiens lag es in der Absicht des Herzogs, am Kieler Marktplatz vor der Nicolaikirche eine Reihe von Gebäuden als Lagerhallen zu errichten. Zum Sammelplatz der morgenländischen Kostbarkeiten für jenen asiatischen Ueberlandweg hatte aber sein Nachsinnen Persien ausgewählt, und es galt vor Allem, dort in gleicher Weise wie hier, mit sicherer Grundmauerlegung für das kühne Gedankengebäude zu beginnen. Zu diesem Zwecke rüstete er eine glänzende Gesellschaft nach der persischen Hauptstadt Ispahan an den neuen jungen Beherrscher des Landes Sam Mirza, der seinem Aeltervater Abbas dem Großen auf dem Thron gefolgt war und den Titel Schah Sofi angenommen hatte. Zuvor jedoch sollte eine kleinere Gesandtschaft über Reval nach Moskau an den russischen Zaren Michael Feodorowicz, den Schwager des Herzogs Friedrich, abgehen, um von ihm freien Durchlaß und freundwillige Unterstützung der nach Persien bestimmten Botschafter zu erbitten. Zum baldigen Antritt dieser letzterwähnten Reise fand sich Alles schon bereitet; für beide Expeditionen indeß war Adam Olearius als Gesandtschaftssecretär ausersehen und hatte seinen jungen Freund zum begleitenden Arzt derselben in Vorschlag gebracht. Dazu hatte der Herzog bereitwilligst seine Genehmigung ertheilt; so vernahm Paul Fleming jetzt staunenden Ohres den Zweck seiner hiesigen Anwesenheit und das ihm für die nächsten Jahre Zugesagte.

Allein die Wirkung auf den jungen Dichter entsprach nicht der von Olearius erwarteten. Nach stummen Zuhören schüttelte er zunächst als Antwort nur einmal schweigsam den Kopf. Was er suchte, war Zuflucht gegen eine innere Bedrängniß seines Gemüthes vor der hoffnungslosen Zerrüttung des deutschen Vaterlandes; und daß er sein wundes Herz in die weite Fremde hinaustragen sollte, diese Aussicht winkte ihm mit keiner Heilkraft. Ihm lag im Sinne, durch seine erworbene Wissenschaft selbst zu heilen, da er der tödtlichen Krankheit des Ganzen nicht zu wehren vermochte; seine Lebensaufgabe an die Wiederherstellung der Gesundheit und freudigen Glückes Einzelner zu setzen und sich so in stiller Abgeschlossenheit einer kleinen Welt innerliche Befriedigung seines Daseins zu gewinnen. Wie er nun erwiderte, dankte er dem Freunde von Herzen für die ihm zubemessene ehrenvolle und für manchen Andern wohl höchlich verlockende Stellung. Doch was ihm als Ziel des Erstrebens vorschwebte, das blicke ihm nicht aus Seltsamkeiten und Abenteuern in fremden Ländern entgegen, sondern einzig von dorthier, wo er das beschwichtigende Gefühl erlangen könne, in einer trostleeren Gegenwart seine Tage nicht selbstsüchtig und nutzlos für die Leiden seiner Mitlebenden zu verbringen.

Das alles klang aus einer tiefinnerlichen Schwermuth der Lebensanschauung des jugendlichen Sprechers herauf und machte dem Hörer einen höchst unerwarteten, unlieblichen Strich durch seine wohl ausgeflossene, von der Freundschaft eingegebene Rechnung. Doch Adam Olearius war ein kluger, welt- und seelenkundiger Mann, der sich hütete, mit gewaltjamen Vor-

stellungen die abgeneigte Gemüthsverfassung Flemings zu bekämpfen. Vielmehr gab er dies der Zeit und von ihr mitzuführenden Bundesgenossen anheim, wenngleich er selbst auch nicht wußte, von wo dieselben ihm zur Unterstützung kommen würden, und er brachte nunmehr zunächst seinen Gast in die für ihn hergerichtete Stube. Aus dieser blickte der Eintretende ebenfalls, wie aus den Fenstern der Studirkammer des Freundes, auf noch sommergrüne Gartenbäume, die man hinter den braunen Dachhauben der Fischerstraße nicht vermuthete, freundlich fiel da und dort ein röthliches Abendsonnenlicht in die Wipfel, und in heiterem Gespräch, die persische Reise nicht weiter berührend, trug Olearius für die behagliche Unterkunft des Ankömmlings Sorge.

Am Abend jedoch im Rathswinkel suchte er vorsichtig mancherlei Hülfsgenossenschaft für seinen Wunsch herbeizuführen, vortrefflichen Trunk, frohe Laune und die Mitwirkung der angesehenen Bürger, welche Fleming am Nachmittag den Empfang vorm Thore bereitet und ihn zu der abendlichen Zusammenkunft beim Becher geladen hatten. Noch manch' Andere außer ihnen und den beiden Vordesholmer Schulrectoren waren zugegen, darunter ein Bürgersohn der Stadt im Alter des jungen Ehrengastes, an dessen bescheiden stiller Art dieser ein besonderes Gefallen fand. Er hieß Hinrich Weghorst, war den Studien der Lehr- und Erziehungswissenschaft ergeben und erhielt sich dürftig als Hofmeister der jüngeren Knaben des Bürgermeisters Burenäus. Was er sprach, kam ihm wohlbedacht und tüchtige Kenntnisse offenbarend vom Munde; doch schien er vom Leben gewöhnt, sich stetig unterzuordnen und Jeglichem in allen Dingen den Vorrang vor sich einzuräumen. Paul Fleming gegenüber aber that er dies unverkennbar aus innerstem Drange und dem Gefühl seiner Geringsfügigkeit gegen den weitberufenen jungen Dichter. Mit schüchternen Augen, in denen nur manchmal eine stumm-begeisterte Freude aufglänzte, hing er an den Lippen desselben und brachte sichtlich jedem seiner Worte ein volles Verständniß entgegen. Doch darauf beschränkte sich sein Geistesvermögen und bescheiden-fügbares Trachten; er selbst war keine schöpferische Natur und erhob keinen Anspruch auf Beachtung oder auf die Erreichung irgendeines schweigjam in ihm vorhandenen Lebenswunsches und -zieles. Er war im Schatten aufgewachsen, vielleicht dann und wann von einer Entfaltung in der Sonne träumend, aber ohne je zu denken, daß sie ihm einmal zu einer Wirklichkeit werden könne; und was er so in sich tragen mochte, das barg er heimlich und entsagend in der Brust.

Auch der Magister Basilius Becker hatte sich mit eingefunden, obwohl keine Aufforderung dazu an ihn ergangen war. Er aber schien seine Theilnahme als selbstverständlich betrachtet zu haben, und jedenfalls trug er nicht am Wenigsten zur Belebung des Gespräches am Tische bei. Er erschien oftmals als ein Sauerteig, der die Bedächtigkeit der langperrückten Herren umher und vorzüglich der beiden Vordesholmer in Gährung ver-

setzte. Diese nämlich erwählte er vorwiegend zur Zielscheibe seiner behenden Zunge. Ueberschwänglich pries er das Glück der zukünftigen Schüler des bald neu zu eröffnenden Gymnasiums, von so unübertrefflichen Lehrmeistern aus den Quellen der Weisheit getränkt zu werden. Sein prophetischer Zukunftsblick sah einen neuen geistigen Aufschwung der Menschheit von Bordesholm ausgehen; doch zugleich auch, daß dies letztere zu geringfügig unter den Drtschaften der Erde sei, um sich der Namenswürde eines neuen Jerusalems und Athens werth genug zu zeigen. Das sei Kiel allein, und hierher müsse deshalb die geistige Pflanzschule künftiger verebelter Geschlechter baldmöglichst verlegt werden. Er gewahre sie vor sich, durch die Jahrhunderte zu immer höherer Vollenbung aufgedelhend, wie eine zahllose Reihe der gelehrtesten und gottesfürchtigsten Männer, immer weiter auf den Schultern ihrer Vorgänger emporsteigend, zuletzt vom Himmel ein neues Paradies auf die Stadt herunterzögen, so daß sich das Kieler Gymnasium zu einer Sammelstätte aller Tugenden der Erde und zu einem Eden für seine Zöglinge verherrliche, die, schon von Kindesbeinen an von dem Apfel der Erkenntniß kostend, nach dem Sprichwort wie Gott sein würden, scientes bonum et malum. Auf diese köstliche Ernte der Zukunft, mit deren heutigen ersten Saabestellern hier zusammen verweilen zu dürfen, ihm das unverdiente Glück zugefallen, leere er seinen Becher bis zur Nagelprobe.

Der Rector Paulus Sperling und der Corrector Georg Fabricius wußten nicht recht, was für Gesichter sie zu diesen Dithyramben auf ihre künftige Wirksamkeit machen sollten. Worte und Ton waren so gut gewählt, daß es unmöglich fiel, zu sagen, ob sie ernsthaft gemeint seien, oder ob sich satirischer Spott darunter verberge; doch nach den Mienen der beiden Gepriesenen war ihre Empfindung jebenfalls nicht die zweifelloser Dankbarkeit. Lachend fügte Basilius Beder nach: „Omne animal post diem sitiens, excepto, videtur, passero!“ Das enthielt einestheils eine Anspielung auf den Namen des würdigen Rectors, andererseits jedoch unverkennbar auch eine solche auf ein bekanntes lateinisches Wort; und obwohl dieser zweite Hinweis dem Munde eines Diaconus ziemlich seltsam stand, besaß das veränderte Citat doch, in eine Vorstellungsverbinding mit der Erscheinung des Herrn Paulus Sperling gebracht, etwas so unwiderstehlich Komisches, daß Adam Nlearius und nicht minder Paul Fleming in ein fröhliches Lachen ausbrechen mußten. Der letztere fühlte überhaupt gar wohl den argen Schalk in dem Neben des Magisters Beder heraus; aber ihm selbst hatten seine Schulmeister manch köstlichen Jugendentag mit pedantischer Nörgelei und dürrer Fischblütigkeit verkümmert, und wenn er ihrer gedachte, regte sich auch in seinem frischem Blut leicht ein satirischer Adererschlag. Er hob gleichfalls seinen Becher und begegnete damit demjenigen des Tellingstedter Geislichen, indem er ernsthaft hinzufügte: „Es ist kein höherer Schatz, den das Leben austheilt, als eine

freudige Kindheit. Die gleichet der Sonne, welche noch lange Wärme hinterläßt, wenn sie selber verschwunden. Möge die Jugend dieser Stadt auf ihrem gymnasio allzeit solcher Sonne und keiner trübseligen Nebel theilhaftig werden!“

Olearius nahm gewahr, daß der junge Dichter Achtbarkeit auf Wort und Wesen Basilius Veders verwendete, und seine Klugheit trachtete, diesen als Unterstützung für seine Bestrebungen zu nützen. Seitab tauschte er einmal Zwiesprache mit ihm und theilte alsdann zurückkehrend der Tischrunde mit, daß Fleming nicht Wunsch noch Willen hege, der Aufforderung des Herzogs zur Theilnahme an der persischen Gesandtschaft zu entsprechen. Das regte allseitige Ueberraschung, doch ebenso auch die Zunge jedes Einzelnen, mit gutem Rath und anspornender Mahnung wider diesen Entschluß zu reden. Alle vereinigten sich dahin, daß er die ihm so gebotene Stellung nicht ausschlagen dürfe; nicht als Arzt, der sicherlich unter manchen Fährlichkeiten der weiten Reise großen Nutzen zu bringen berufen sei, doch minder noch als Dichter, denn seine herrliche Sangesgabe werde aus den fremden Ländern so viel neue und fruchtbare Nahrung ziehen, daß danach niemand auf dem deutschen Parnasse fernerhin mehr einen Wettbewerber mit ihm anzustellen vermöge. Besonders aber that sich wieder Basilius Veder hervor, offenbar in lebhaftem Streben, einem ihm von Olearius ausgesprochenen Wunsche sich willfährig zu erweisen. Er rief laut durch das Gemenge der mancherlei Stimmen:

„Ihr habet Euren Becher auf die freudige Jugend ausgeleert, Herr poëta laureatus. Ich bin ein Prediger und will Euch sagen, was ein anderer Prediger vor mir von ihr geredet. Er spricht: ‚So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, und lasse dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend; thue, was dein Herz gelüstet und deinen Augen gefällt.‘ Und es redet derselbige das Weitere: ‚Darum lobte ich die Freude, daß der Mensch nichts Besseres hat unter der Sonne; oder wer will dem Menschen sagen, was nach ihm kommen wird unter der Sonne? Denn die Lebendigen wissen, daß sie sterben werden; die Todten aber wissen nichts, sie verlieren auch nichts mehr, denn ihr Gedächtniß ist vergessen, daß man sie nicht mehr liebet, noch hasset, noch neidet, und haben kein Theil mehr auf der Welt in Allem, das unter der Sonne geschieht. So gehe hin und isß dein Brod mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Muth, und Alles, was dir vor Händen kommt, zu thun, das thue frisch; denn in der Hölle, da Du hinsährst, ist weder Werk, Kunst, Vermunft noch Weisheit.“

Die anwesenden Lehrer der Stadt- und der gelehrten Schule waren sämmtlich ursprünglich theologischen Standes. Aber sie schüttelten die Köpfe über die angeführten Sprüche, und der gewesene Rector und jetzige Hauptpastor an der Nicolaiskirche, Janus Nicostadius vermeinte: „Es gehet etwas absonderliche Weisheit aus Eurem Munde hervor, Herr Magister.“

„Nicht aus dem meinigen, domine reverende,“ versetzte Basilius Becker. „Vielmehr aus dem Munde desjenigen, den uns die Schrift als gemeinsamen Lehrer der Weisheit gesetzt hat, des Predigers Salomo.“

„So — hm! Nun — nun,“ räusperte sich der Pastor; Paulus Sperling aber fastete sich ein Herz und schaltete mit einem deutungsfähigen Blick auf den Tellingstedter Diaconus ein:

„Es redet der Prediger Salomo Mancherlei an seinem Orte, dessen man wohl nicht jeglicher Zeit zu gedenken haben mag. So entsinne ich mich wohl, daß er desgleichen spricht: Weil nicht bald geschiehet ein Unheil über die bösen Werke, dadurch wird das Herz des Menschen voll, Böses zu thun.“

„Gewißlich, denn er sagt zuvor: ‚Es gehet dem Menschen wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch, und haben alle einerlei Odem, und der Mensch hat nichts mehr, denn das Vieh‘. Das mag gleichfalls unter Umständen wohl also sich verhalten, ohne daß ich meiner, wie Ihr sagt, dabei zu gedenken hätte. Aber Ihr schaffet mir große tröstliche Zuversicht durch Eure Belesenheit in der Schrift, Herr Magister, daß Ihr Eure Jünger in Bordesholm zu Säulenpeilern der Kirche auferhohen und Posauern der Gottesgelahrtheit von ihren Lippen ertönen lassen werdet.“

Es brachte nichts Erfreuliches ein, sich mit Basilius Becker in einen derartigen Wettstreit der Bibelbelesenheit zu begeben, denn er trug augenscheinlich einen reichhaltigen Vorrath von Belegstellen derselben im Kopf, und die harmlose Art, in der er sie äußerte, ließ die beißende Anzüglichkeit ihres Inhalts nur so, unfassbar heraufschimmern, daß eine Replik darauf sich selbst getroffen hätte und nicht möglich fiel. Doch zweifellos hatte jeder Hörer empfinden müssen, daß seine Antwort die würdigen Bordesholmer Lehrmeister in einen Vergleich sehr mißliebiger Natur gezogen hatte; und ihre Mienen besaßen nicht die Geschicklichkeit, ihr Verständniß seines eigentlichen Meinungsausdruckes zu hehlen. Ein Verstummen und eine Verstimmung der Mehrzahl um den Tisch trat ein. Tactvoll indeß verhalf jetzt Paul Flemmig zum Hinwegkommen über die entstandene peinliche Schweigsamkeit, indem er sagte:

„Ihr habet mich, hochwürdige und hochwerthe Herren, mit wohlwollenden Worten wegen meines Vorhabens getadelt, mich nicht an der Reise in's persianische Land zu betheiligen. Es weiß wohl Jeglicher in seiner Brust allein, was ihm als der besonderste Grund zu seinem Handeln Anlaß giebt, und dieser läßt sich nicht so mit Worten für das Ohr Anderer kundgeben. Doch verstattet Ihr mir vielleicht als eine Antwort auf Eure freundwilligen Mahnungen zu sagen, was ich auf dem Ritte hierher in einem Sonett mir selbst gesprochen —“

Die Thür der Rathsweinstube ward in diesem Augenblick geöffnet, doch nur ein wenig, von einer ungewissen Hand, die sich beim Klang der hellen Stimme des Sprechers wieder zurückzog, so daß nur ein schmaler

Spalt zweien Augen draußen Zugang und ihren Ohren ein Zuhören ver-
stattete. Der junge Dichter aber fuhr mit dem Vortrag des von ihm an
sich selbst gerichteten Sonettes fort:

„Sei dennoch unverzagt; gieb dennoch unverloren!
Weich' keinem Glücke nicht; steh' höher als der Neid!
Bergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.
Was dich betrübt und labt, halt' Alles für erkoren,
Nimm dein Verhängniß an! Laß Alles unbereut!
Thu', was gethan sein muß, und eh' man dir's gebeut;
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
Ist ihm ein jeder selbst. Schau' alle Sachen an:
Dies Alles ist in dir! Laß deinen wilden Wahn,
Und eh' du fürder gehst, so geh' in dich zurücke!
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und Alles unterthan.“

„Egrogie! Es neiget sich der ältere Anwohner des Berges Parnassus
bereitwillig dem jüngeren, den der Gott der schön tönenden Sänger zu
sich emporberufen,“ äußerte sich der Bürgermeister und poeta laureatus
Caesaricus Rudolph Burenäus, und sämtliche Anwesende stimmten mit
Worten und Nicken zu. Basilus Becker aber rief: „Recte dixisti,
philosophus es:

Bergnüge dich an Dir und acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen,

und was sonst sich noch an Neid und Hochmuth hinzufindet! Hab' nur
stets dein Acht, dann kommt auch deine Zeit, dein Ort und dein Glück!“

Jetzt öffnete sich die Thür wiederum weiter, und über das Gesicht des
jungen Hofmeisters Hinrich Weghorst stieg es mit einer plötzlichen Röthe
auf, daß er sich eifertig niederbog, um einen Trunk aus seinem Becher
zu thun. Ueber die Schwelle nämlich trat unerwartet ein Mägdlein herzu,
die Jungfrau Agnete Burenäus, die eine Ausricht an den Vater zu besorgen
erhalten. Sie stand etwas befangen in dem fremden Raum vor der Tisch-
runde der Männer, und auch ihre Stirn wies mehr als sonst eine rothe
Färbung. Aber es schien doch aus ihren Zügen zu sprechen, daß sie nicht
allzu widerstrebend den Schritt vom Nachbarhause her über die Gasse ge-
than; und während sie leisestimmig sich des Auftrags an ihren Vater er-
lebte, ging der Blick ihrer Augen einmal kurz an dem Angesicht Paul
Flemings vorüber. Es war ein liebes junges Mädchenantlitz, das seine
unschuldsvolle Seele offen zwischen den langen dunklen Wimpern trug;
ihren schlanken Wuchs hob eine kleidsame Tracht, einfach, doch durch ihre
Beschaffenheit die Tochter eines wohlvermögliichen Patrizierhauses kund-
gebend. Verstoßen schlug Hinrich Weghorst die Lider nach ihr auf, und

ein leichtes Zittern kam über seine Hand, wie sie seiner ansichtig ward und ihm einmal mit freundlicher Vertraulichkeit zunicke. Auch der Blick des Magisters Basilus Becker blieb, solange sie noch zugegen war, mit einer prüfenden Betrachtung auf ihr haften, jedoch, wie es den Anschein hatte, weniger auf der jugendlichen Anmuth ihrer Erscheinung, als auf den werthvollen Stoffen der Kleiderhülle, die sie umgab.

Es erforderte etwas noch eine Entscheidung des Stadtoberhauptes und nöthigte Herrn Rudolph Burenäus, sich nach Hause zu begeben. Seine Tochter begleitend verließ er den Rathskeller mit einer Einladung an seinen „jungen Collegen“, andren Tags die Mittagsmahlzeit in Gesellschaft des Herrn Olearius bei ihm einzunehmen. Doch vom Nicolaiturme schlug es die zehnte Stunde. Man war ehrsam gewöhnt in den Gelehrten- und Bürgerkreisen Kiels, auch der junge Ehrengast von der Reise ermüdet, und so schloß sich Alles dem Aufbruch des Bürgermeisters an. Draußen sah der dunkle hohe Kirchturm durch Sternennacht auf den Marktplatz herunter, und der Rector der Stadtschule Zacharias Möser sprach:

„Ueber ein Kleines wird die Sonne Neues gewahren, daß Häuser hier aus dem Boden empornwachsen, Herr Pastor, und Euer Gotteshaus von dem Markte abscheiden. Möge solche Arbeit dann unter dem Schutze des Höchsten und dem Schutze Eurer Kirche den Lohn gewinnen, den sie verhoffet!“

Darauf antwortete der bereits ziemlich in Jahren aufgestückte Hauptpastor Nicostadius: „Ich mag wohl kaum meine Rechnung mehr dahin stellen, ein Erhebliches davon zu gewahren; aber für Euch, mein lieber Herr Magister, läßt sich Solches etwa noch für ein halbes Säculum verhoffen. Es ist ein Wort der Wahrheit, das Ihr von der Arbeit geredet habet, die hier bevorsteht, und nach ihm will ich morgen Seine fürstlichen Gnaden mit der Bitte angehen, er möge zum Gedächtniß für kommende Geschlechter über den Durchgangsbogen, der vom Markt zum Gotteshause führen wird, den Spruch des Psalmisten in Stein setzen lassen: ‚Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen‘. Und so Ihr dann die Worte einst leset, wo jezo hier noch die leere Luft uns anwehet, so möget Ihr meiner dabei gedenken, bis daß Ihr mir nachkommet. Es ist mein Wunsch für die Herren, daß ein friedsamere Schlaf sie die Nacht hindurch zu gedeihlichem Werk des morgigen Tages stärke.“

Alle verabschiedeten sich mit ehrbarer Förmlichkeit untereinander, Olearius und Fleming wandten sich der nahen Fischerstraße zu. Basilus Becker gab ihnen dorthin noch das Geleit und sagte unterwegs: „Wollet Euch auch schon in die Daunen verkriechen, Herr Poeta, wie die alten Hähne, denen der Athem zum Krähen ausgeht und nur das Zipperlein noch ein Jammerlied aus den Füßen stöhnt? Ist jetzt eigentlich doch erst die rechte Stunde

zu guter Zwiesprache in besserer Gesellschaft, die, wie Ihr und ich, nicht Perrücken von fremdem Haar auf dem Kopfe trägt! So Ihr Lust dazu hegt, verhelpe ich Euch zu solcher Erholung, nach der Eure Jugend Begehr tragen muß.“ Doch Paul Fleming war sehr von Müdigkeit bewältigt, sprach seinen Dank für das ihm sonst am anderen Tage wohlgefällige Anerbieten und begab sich mit Olearius zur Nachtruhe in's Haus. Dieser fragte nicht weiter; doch empfand er zu seinem Leidwesen in der Stille, daß der Abend ein vergeblicher gewesen und nichts an dem Entschluß seines jungen Freundes verändert habe. Aber er ließ nichts von diesem Fehlschlag seiner Hoffnung bemerken, sondern erwiderte wohlgemuth auf die Frage Flemings, in welche Gesellschaft der Magister Becker ihn zu führen beabsichtigt haben möge: das wisse er nicht, doch sicherlich in keine allzu nüchterne und bedachtsame, denn von solchen sei derselbige kein sonderlicher Freund. Man thue klug, ihm nicht in Allem gläubig über den Weg zu trauen, doch andererseits auch, es nicht mit ihm zu verderben, da der Herzog mancherlei Stücke auf ihn halte und man nicht im Voraus wissen könne, zu welcher Stellung und Einfluß er es noch zu bringen vermöge.

Diese Aeußerung, wie das eigene Verhalten des Sprechers gegen den Beredeten entsprach dem welterfahrenen Sinne Adam Olearius', der auf dem Flur mit Stahl und Zündschwamm eine Wachskerze entzündet hatte und seinem Gast so besser als bei Tage die Wanderung durch das Labyrinth des Hauseß ermöglichte. Basilius Becker dagegen war die Fischerstraße weiter abwärts gegen den Hafen zu gegangen; wo diese vor dem nächtlich verschlossenen „Wasserthor“ endete, da bog er zur Rechten in die enge, peripherisch fast rund um die Stadt laufende Gasse, hier „Bei der Mauer“ benannt, ab, und in eines der lichtlosen alten Häuser derselben trat der Tellingstedter Diaconus, nachdem er einen Blick vorauf und zurück durch's Dunkel geworfen hatte, ein.

* * *

Am anderen Tage ward Paul Fleming durch Olearius auf dem Schlosse dem Herzog Friedrich vorgestellt, der in seinem Wesen und seiner Kleidung sonder allen höfischen Prunk fast mehr den Eindruck eines Gelehrten als eines Fürsten weckte. Alles, was er sprach, bezeugte, daß sein Denken völlig und ausschließlich von dem großen persischen Plane erfüllt, und ihm höchst daran gelegen sei, die Gesandtschaft nach Spahan aufs Glänzendste und Zweckdienlichste auszurüsten. Dafür war ihm neben der ärztlichen Tüchtigkeit besonders der literarische Ruf des kaiserlich gekrönten jungen Dichters in hohem Maße willkommen und erwünscht; aber auch ihm fiel es nicht möglich, durch Vorstellungen und reiche Verheißungen den Widerstand und die Abneigung Flemings gegen den Zug in die Fremde zu besiegen. Der Herzog barg seine Verstimmung über dies fruchtlose Ergebnis der Zusammenkunft nicht; er forderte unter vier Augen von Olearius, daß

dieser jedenfalls ein Mittel für die Erreichung seines Wunsches ausfindig mache, und entließ in solcher Erwartung den Unwillfährigen unter der auszeichnenden Verleihung des Ranges und Titels eines „Hofjunkers“ halb in Gnaden, halb in Ungnaden aus dem Schlosse.

Doch auch die kommenden Tage versahen Adam Olearius nicht mit einem wirksamen Beistand, eher noch drohte seinem Bemühen ein neuer Gegner oder vielmehr eine Gegnerin zu erwachen. Fleming fand gleiches Gefallen dran, täglich im Hause des Bürgermeisters Burenäus vorzutreten, wie er von diesem mit Zuorkommenheit und Auszeichnung aufgenommen wurde, und es fiel unschwer, zu empfinden, daß Agnete Burenäus wesentlich dazu beitrage, die Anziehungskraft des gastlichen Hauses auf ihn zu verstärken. Er hatte in den letzten Jahren wenig weiblichen Umgang genossen, zumal nicht mit Frauen, die ihm Antheilnahme und Verständnis für seine Dichtungen entgegen gebracht hätten. Dies aber fand hier in einem ihm kaum noch bekannt gewordenen Maße statt; der Bürgermeister fühlte sich vielleicht dazu hauptsächlich um seines eigenen Lorbeerkranzes willen verpflichtet, doch bei seiner Tochter kam es unfraglich aus innerstem Gemüth. Agnete hatte ihre Mutter ziemlich früh durch den Tod verloren und stand schon seit mehr als einem Jahre dem beträchtlichen Hauswesen vor. Die Umsicht und Verständigkeit, mit der sie darin ordnete und schaltete, konnte sie wie eine junge Frau erscheinen lassen, und wenn man sie so gewahrte, vermutete man nicht, in der tüchtig-bedahtsamen Hausverwalterin während der Mußestunden in der Wohnstube eine innige Anhängerin der Dichtkunst und zugleich ein jungfräulich, fast noch kindlich schüchtern-befangenes Mädchen zu finden. Jene geistige Richtung war ihr wohl unvermerkt aus dem täglichen Beisammensein mit dem Hofmeister ihrer Brüder, Hinrich Weghorst gekommen, der bei aller trockenen Berufserfüllung als innerste Empfindung die gleiche poetische Auffassung des Lebens und der Natur in sich trug. Gegen ihn verhielt sie sich auch nicht mädchenhaft ungewiß, sondern vertraulich gleichwie gegen einen älteren Bruder, obzwar sie schon seit geraumer Zeit wohl dann und wann aus angeborenem weiblichen Gefühl Erkenntniß schöpfen mochte, daß sein Herz sie nicht mit brüderlichen Augen betrachte. Und ebenso empfand gar bald jetzt seine geheime Liebe für sie, daß sich zwischen ihren Lidern ein anderer Glanz als sonst rege, wenn sie den Schritt Paul Flemings auf der Treppe vernehme. Das zeugte wohl einen Schmerz in dem Herzen des Beobachters, doch keinen Neid und Haß gegen den Bevorzugten, dem dieses stille Leuchten der Augen galt. Es war ja selbstverständlich, daß der apollinisch schöne, weitgepriesene junge Dichter Anderes in einer Mädchenbrust erweckte, als der geringfügige Hauspræceptor; und Hinrich Weghorst war im Schatten des Lebens aufgewachsen, begehrte nichts für sich selbst, sondern einzig das Lebensglück Agnetes. Eifersuchtslos nahm seine Liebe und Verehrung für Paul Fleming von Tag zu Tage zu.

Dieser aber, obwohl er in seinen Liedern als ein Herzenskündiger

für viele Andere sprach, nahm von dem schweigsam freudigen Blick Agnetes nichts gewahr, oder es gebrach ihm vielmehr an der richtigen Deutung desselben, da er nicht die gleiche Empfindung in sich trug, aus der die Augen des Mädchens ihren stillen Glanz gewannen. Er glaubte, daß nur eine verwandte Seelenstimmung und gemeinsame Hingabe an Schönheit des Denkens und der Dichtung sie rasch freundlich einander genähert habe; etwas Heimatliches überkam ihn im Hause aus ihrem Gruf, dem Verweilen bei ihr, ein ihm in seinem Vaterhause fremd gebliebenes Gefühl geschwisterlicher Vertraulichkeit. In der Stadt dagegen redete man nach Brauch der Leute bald Anderes, sah in dem täglichen Aufenthalt Flemings im Burenäus'schen Hause den Hauptbeweggrund, der ihn von der Theilnahme an der Reise nach Persien zurückhalte, und auch zu den Ohren Clearius' und des Herzogs gelangte dies Gerücht, so daß sie in Agnete Burenäus ein neu hinzugekommenes und vielleicht das wesentlichste Hinderniß ihrer Bestrebungen sehen mußten. Erklärte sich daraus doch auch das Verbleiben des jungen Dichters in Kiel, obgleich er wie am ersten Tage auf seiner Weigerung bestand und sich von allen Zurüstungen der zur Abfahrt beinahe bereiten Gesandtschaft fern hielt.

Adam Clearius fiel es zwar nicht möglich zu begreifen, wie ein ungelehrtes Weib, fast noch im Kindesalter stehend, solcherlei Einwirkung auf einen hochbedeutenden Mann ausüben könne, daß er um ihretwillen die unschätzbare Bereicherung seiner Kenntnisse durch eine Reise in fremde Länder als gering erachte. Aber da ihm wiederholt versichert ward, es verhalte sich derartig, so konnte er sich der Vermehrung seines eigenen Wissens durch diese betrübende Erkenntniß der Schwäche menschlicher Natur auch bei einem geistig Höchstgestellten nicht wohl entziehen.

Dann begab sich einmal bald nach der Mittagsstunde ein vielköpfiger Wanderzug aus dem „Dänischen Thor“ über die vor diesem befindliche Brücke des Wasserarmes, der, das Becken des „Lütjenkiel“ auch an der Nordseite noch mit dem Hafen verbindend, die Stadt und auch das Schloß von dem jenseits belegenen Garten abtrennte. An der Spitze schritt an einem langen Stabe der Herzog Friedrich, für heute in reiche Adelsstracht mit schwer von Federn überwalltem Hute und vielfarbigen Gewandstücken gekleidet; neben und hinter ihm scharten sich die erkorenen Mitglieder der persischen Gesandtschaft, zuvörderst der ihr als oberster Leiter bestimmte fürsüliche Rath Otto Brüggemann, welcher ursprünglich dem Herzog den ersten Gedanken für seinen großen Plan angeregt und dadurch die besondere Gunst desselben erworben hatte; eine ziemlich hochfahrend unter sich blickende, nicht sonderlich Zuneigung einflößende Persönlichkeit.

Doch auch sonst noch Manche vom Adel und eine erhebliche Anzahl der angesehensten Bürger Kiels hatten sich zusammt Frauen und Töchtern dem Zuge angeschlossen, der sich dem Orte zuwandte, wo am Hafen der Ausgangspunkt des Canals zwischen Ost- und Nordsee vom Herzog festge-

setzt worden war. Das nah vor dem Stadthor beginnende Dorf Bruns-
 wyk zur Linken lassend, schritten die Fußwanderer durch den baumreichen
 Schloßgarten und auf ländlich übelgehaltenem Wege durch Wiesenniederung
 weiter bis zum „düstern Broof“, dessen alte hohe Buchenwipfel sich in den
 ersten Herbstschimmer zu kleiden anfangen. Doch verstattete er mit seinen
 Hügelu und Einsenkungen keinen Durchgang, sondern nöthigte zum Abbiegen
 an den Strand hinunter und zur Fortsetzung des Wegs durch den lockeren
 Uferstrand mit angeschwemmtem Gestein und Muschelgeries. Das Vorwärts-
 kommen erforderte hier etwas Mühaufwand, aber dafür war es desto lieb-
 licher, in der hellen linden Septembersonne zu gehen. Leiser Windzug kam
 weich mit den kleinen herannurmehnden Wellen aus Osten, die weite
 Wasserfläche dehnte sich blau und goldig schimmernd zu den grünbewaldeten
 Abhängen der anderen Hafenseite, und überall glitzerten die Strahlen auf
 flimmernden Pünktchen, weißen Kieselu und Schalen, die das Meer in den
 Sand hineingestreut hatte. Von dem eigentlich Poetischen in allem Dem
 mochten nur Wenige der wohl hundertköpfigen Gesellschaft angerührt werden,
 aber mehr oder minder regte sich doch in den Meisten ein Gefühl der An-
 nehmlichkeit, aus den engen dunklen und dumpfen Stadtgassen hierher in
 Luft, Licht und weite Umschau versetzt zu sein; und wo die Nachfolgenden
 sich außer Hörweite des Herzogs und seiner ernstperrückten und ernstredenden
 Begleiter fanden, da scholl besonders vom Munde der jungen Mädchen
 fröhlicher Zuruf, Scherz und Lachen über die lispelnd singenden Wellen hin.

Auch Agnete Burenäus befand sich unter den Nachzüglern, und neben
 ihr schritt geraume Zeitlang Paul Fleming. Sie schwieg zumeist und hörte
 nur auf das, was er sprach; doch wenn sie einmal mit halbblauer Stimme
 etwas erwiderte, so klang daraus die Vollempfindung der Köstlichkeit um sie
 her, und in ihren Augen, die über die spiegelnde Hafenuruhe an den blauen
 offenen Seerand hinausschwefelten, lag ebenso der Glanz eines wonnigen
 Traumes. Eine große weißbrüstige Möwe schwebte mit langsam klastern-
 dem Flügelsschlage über dem Wasserfaum neben den Weiden, als gäbe sie ihnen
 das Geleit; dann fiel einmal eine blaßblaue Feder aus ihrer Schwinge,
 tanzte ein wenig durch die Luft und glitt vor dem Fuße Flemings in den
 Sand. Er hob das zierliche Gefiederstückchen auf und sagte lächelnd: „Sie
 hat selbige wohl für Euch zum Angebinde bestimmt, Jungfrau Agnete, nicht
 für mich; denn solch' zarter Schmuck steht einem Mägglein mehr an, als
 einem Manne. Wollet Ihr sie?“

Agnete streckte rasch die Hand nach der Feder, und kurz ging ein
 freudiger Aufblick ihrer Augen wie zum Danke an den feinigeu vorüber.
 Doch nun sprach eine Stimme dicht hinter ihnen: „Solltet den Federkiel
 als eine Gabe des Sonnengottes für Euch behalten, Herr Poeta, ihm un-
 sterblichen Ruhm zu leihen, daß Ihr damit Eure Gesänge zum Preise des
 Morgenlandes nieder-schriebet.“

Der so Redende war der Magister Basilius Becker, welcher schon ein

Weilchen nah im Rücken der Beiden gegangen, ohne daß sie im losen Sande seinen Fußtritt vernommen. Er sah besser gekleidet aus, als bei der Ankunft Flemings, denn er hatte aus eigener Augenscheinnahme von dem unfern der unteren Eider belegenen Tellingstedt aus mancherlei klug erwogenen Rathschläge für die Gründung der Stadt Friedrichsstadt dem Herzog ausgesprochen und war von diesem dafür mit schicklicher Gewandung bedacht worden. Solche Mittheilungen mochten den Zweck seiner gegenwärtigen Anwesenheit in Kiel gebildet haben; was er hinterbrachte, erwies sich in der That als beachtenswerth nutzbar, und er stand sichtlich auf dem Schlosse in Gunst.

Agnete begab sich jetzt in bescheidener, schicklicher Weise von den beiden Männern zu einigen unweit vor ihr gehenden Freundinnen hinüber, doch barg sie zuvor unvermerkt die weiche Möwenfeder unter dem breiten Spitzenumschlag über dem modisch zu einem kleinen Stückchen nach abwärts vom Hals entblößten Obertheil ihrer Brust. Paul Fleming aber erwiderte auf die schmeichelhafte Ansprache des neben ihm fortschreitenden Diaconus:

„Es möchte alsdann, Herr Magister, die Feder wohl für immerbar ohne alle Nutzbarkeit verblieben sein, wenn sie nur in solcherlei Absicht aus den Lüften heruntergekommen wäre.“

„Habet, wie es darnach bedäucht, Euren Entschluß noch nicht gewandelt,“ entgegnete Basilius Becker, „und solltet doch als ein Philosophus die dargebotene Hand des Lebens erfassen, wie die einer schönen Frau, welche Euch zufällig anlächelt, zum Neigen. Carpe diem, redet ein Weisheitspruch, mors cito ruit, und welche Frucht wir pflücken gekonnt und sie nicht genossen, dessen überkommt uns die Neue zu spät, wenn das Alter uns breithaft macht oder der Tod uns vorzeitig auf seine Bahre hinstreckt. Ich habe, da ich vom Schwabenlande hierher entfliehen mußte, die Landsknechte einen Reim singen hören, der, ob er auf der Gasse klang, wohl eine Mahnung auch für den Verständigen kundthat, denn es lautete der Vers:

Ich lebe, weiß nicht wie lang,
 Ich sterbe, weiß nicht wann,
 Ich fahre, weiß nicht wohin —
 Mich wundert's, daß ich noch so fröhlich bin!“

Das, will mich bedünken, ist aller Lebensweisheit Alpha und Omega, des Tages, der heut ist, fröhlich zu sein und das Kleid der Fortuna nicht aus der Hand ent schlüpfen zu lassen, wo man sie daran zu haften und halten vermag. Es stehet viel Thorheit geschrieben, die gläubig von den Menschen als Wahrheit verehrt wird, doch es finden sich auch Körner lehrreichen Inhaltes unter der Spreu, die der Wind vom Morgenland her seit Jahrhunderten bei uns auf der Tenne umbläst. Und mit gering anderen Worten nur, als das Verslein der Landsknechte, redet schon der Vater zu seinem Sohne, der uns die Lehrsprüche Salomonis übermacht hat: Nimm an

Weisheit, nimm an Verstand und weiche nicht von der Rebe meines Mundes. Verlaß sie nicht, so wird sie dich behalten; liebe sie, so wird sie dich behüten. Denn der Weisheit Anfang ist, wenn man sie gerne höret, und die Klugheit lieber hat, als alle Güter. Achte sie hoch, so wird sie dich erhöhen und wird dich zu Ehren machen; sie wird dein Haupt schön schmücken und wird dich zieren mit einer hübschen Krone. Ich will dich den Weg der Weisheit führen, ich will dich auf rechter Bahn leiten.' Also spricht schon, der zu Jerusalem am Verständigsten sein Leben zu führen und zu genießen gewußt; und wenn ich die zierende Krone, von der er redet, mir für Euch deute, Herr Fleming, so bestehet sie aus gar vielen neuen, unverwelkbaren Lorbeerblättern, mit denen die Reise gen Hispanien Euer jugendliches Haupt schmücken wird."

Die Redeweise Basilius Beckers trug den Charakter einer eigenen pastoralen und profan-philosophischen Mischung. Er zeigte stets, daß er, seinem Stande gemäß, außerordentlich in der biblischen Schrift bewandert sei, doch seine Berufung auf dieselbe zog gemeinlich völlig andere Sprüche an, als sie sonst aus dem Munde eines Geistlichen hervorzugehen pflegten. Merkbar aber war ihm daran gelegen und setzte er sein Bemühen fort, den jungen Dichter in seinem Vorfaß wankend zu machen und zur Betheiligung an der Gesandtschaft zur bereben. Um einige Zeit später ergab sich, daß er damit nach einem ihm vom Herzog ertheilten Auftrage gehandelt hatte, denn derselbe berief ihn durch einen Wink an seine Seite und befragte ihn, welchen Erfolg er bei Fleming erzielt habe. Herzog Friedrich war ein sehr willensstarker Herr, der sich seine einmal gefaßten Pläne auch in nebenächlicheren Dingen nicht durchkreuzen ließ, und sichtlich verdrossen hörte er auf den Bericht, daß die Anstrengungen des Magisters keine Aenderung zu bewirken vermocht hätten. Doch setzte Basilius Becker hinzu, er gebe die Hoffnung keineswegs auf, wenn der Herzog ihm seine Beihülfe leihe; und ein Weilchen leiser mit diesem fortredend, zeigte er durch freilich kaum wahrnehmbar zu Tage tretende Befriedigung seiner Miene, daß er ebensowohl mit Erfolg in seinem eigenen Interesse thätig gewesen sei, wie in dem des Fürsten.

Sie waren am Strand entlang unter dem Dorf Wyk hin um die Ausbuchtung bis zu der Stelle vorgeschritten, wo das von Westen kommende Flüsschen Lebensau in den Hafen einmündete und hier durch seinen kurzen Lauf die Grenze zwischen den Herzogthümern Holstein und Schleswig bildete. Dies war der Platz, welchen der Herzog für den Beginn seines Canals in Aussicht genommen; alle mit ihm hierher Gewanderten schlossen nunmehr einen Kreis um ihn, und er erläuterte den Zuhörern in eingehender, sachkundiger Auseinandersetzung den Verlauf der zukünftigen Wasserstraße, sowie alle seine sich daran knüpfenden bedeutungsvollen Pläne. Besonders hatte es in seiner Absicht gelegen, die Gesandtschaft vor ihrem Fortgang genau noch über die örtlichen Verhältnisse zu unterrichten, doch

auch vor den Kieler Rathsmitgliedern und Zugehörigen des Gelehrtenstandes den Aufschwung zu entwickeln, zu welchem Stadt und Land durch das gewaltige Unternehmen gelangen würden, und sie zu möglichster Förderung desselben, wie es in ihren gemeinsamen Kräften und in denen jedes Einzelnen stehe, zu veranlassen. Nachdem der Herzog so länger als eine Stunde trefflich und überzeugend gesprochen, brach er zum Rückzug auf und entbot den Bürgermeister Burenäus an seine Seite, um, wie man vernahm, mit ihm eine Rathschlagung über den Bau der persianischen Lagerhäuser zu führen.

Der Heimgang gefellte Paul Fleming und Agnete wiederum eine Zeit nebeneinander, jedoch nicht aus Zufälligkeit oder einem Bemühen des jungen Mannes, sondern merkbar hatte sich ein Trachten des Mädchens darauf gerichtet. Sie trug Unruhe in sich über das Ergebnis der Zwiegespräche, die der Magister Becker zuvor mit dem jungen Dichter gepflogen, und obwohl sie keine Aeußerung darüber vom Munde kommen lassen wollte, konnte sie sich doch nicht bezwingen, so daß ihr einmal die Frage entfuhr: „Nicht wahr, Ihr gehet morgen nicht mit den Gesandten fort?“ Mehr aber noch als die Worte redete der Blickaufschlag, der dieselben begleitete, von einer Furchtbedrückung ihres Herzens, und das Ohr wie die Augen des Hörers hätten gleicherweise für ihre Dienste unbrauchbar sein müssen, wenn sie ihm jetzt nicht ein Verständniß des Gefühls offenbart hätten, aus dem die Frage Agnetes heraufdrang. Diese plötzliche Aufhellung rührte ihn mit einer schreckhaften und schmerzlichen Empfindung an; allein ehe er sich zu sammeln vermochte, wie er darauf entgegenen wolle und solle, ertönte die Stimme des Bürgermeisters hinter ihnen, der eine Unterredung mit seiner Tochter zu halten beehrte. Er zog sie abseits von den Uebrigen, dichter unter den steil abfallenden Uferrand des düstern Brooks und eröffnete ihr, der Magister Basilus Becker habe um ihre Hand angehalten und der Herzog so eben diese Werbung bei dem Ueberbringer derselben durchaus befürwortet. Fraglos befinde sich der Freier sehr bei Seiner Gnaden in Gunst und besitze durch diese für die Zukunft Anwartschaft auf eine bevorzugte einträgliche Stellung. Burenäus ließ durchfühlen, daß ihm die Einwilligung seiner Tochter, schon aus Rücksicht auf die fürstliche Unterstützung des Antrags, nicht unliebsam sein werde.

Agnete hatte sich jedoch blaß verfärbt und antwortete, als ihr Vater innehielt, nur kurz, daß sie den Herrn Magister kaum kenne, nicht Zuneigung für ihn in sich hege und niemals seine Frau zu werden vermöge. Das sprach sie schnell, mit einer Entschiedenheit, welche alles Weitere als fruchtlos ausschloß, fügte die dringliche Bitte nach, ihr Vater möge sich sogleich zu Becker begeben und diesem erwidern, daß sie ihm kein Gehör zu schenken im Stande sei, so daß er ein für allemal von seiner aussichtslosen Werbung abstehen solle. Auch Burenäus erkannte daraus die Unabänderlichkeit dieser Abneigung und das Nutzlose weiterer Zureden, entgegnete nichts mehr, sondern

verließ seine Tochter, um den Magister aufzusuchen und ihm den Bescheid zu hinterbringen. Derselbe kam Basilius Becker sichtlich nicht eben unerwartet; er antwortete gelassen mit einem Verse aus dem Hohen Liebe Salomos: „Wie eine Rose unter den Dornen ist meine Freundin unter den Töchtern. Aber es gefällt ihr jezo noch, mir den Duft ihres Kelches zu versagen und den Dorn gegen mich zu wenden, um mich mit ihm zu ritzen. Nun, es mildert vielleicht die Zeit solche jungfräuliche Herbigkeit, daß ich wieder ausgehen mag in den Weinberg und demnach mit dem König Salomo reden: „Du hast mir das Herz genommen, meine Schwester, liebe Braut; meine Freundin ist mein, und sie hält sich auch zu mir. Denn Liebe ist stark, wie der Tod, und Eifer ist fest, wie die Hölle.“

Man war bis in den Schloßgarten zurückgekommen. Agnete schien danach zu trachten, noch einmal an die Seite Flemings zu gelangen; aber er ging im Gespräch mit Adam Dlearius, und die Beobachtung der Schicklichkeit verstattete es ihr hier, wo die Stadt wieder begann, nicht, sich von den Frauen zu trennen und zu den beiden Herren zu gesellen. Nur als sie an der Ecke der Dänischen Straße nach ihren Wohnungen auseinanderschieden, suchten ihre Augen noch einmal aus einiger Entfernung nach ihm hinüber. Ihr Blick sprach stumm die Frage, die Erwartung aus, daß er, ehe der Tag vergehe, noch zu ihr komme, aber ihr Gesicht bedünkte ihn beinahe fremd. Es trug seit der Unterredung mit ihrem Vater die Anzeichen einer heftigen innerlichen Erregung, nur war es jetzt nicht mehr bleich, sondern von einer dunkelrothen Färbung überflossen. Damit sahen ihre Augen ihn zwar nur kurz, doch ohne ihre sonstige Befangenheit, wie zuversichtliche Abrede mit ihm nehmend, an; dann wandte sie sich und ging im Geleit der Uebrigen die Dänische Straße hinab, während er unter dem Schloß hin durch die Burgstraße mit Dlearius seiner Behausung zuschritt.

* * *

Der Tag begann sich allgemach gegen sein Ende zu neigen, und die Abendsonne vergoldete die Baumwipfel hinter dem Hause, als die beiden Freunde in die Studirstube des Adam Dlearius eintraten. Hier stellte dieser noch einen letzten Versuch an, Fleming zur Antheilnahme an der für den nächsten Tag festgesetzten Reise zu bewegen, doch gab die Miene des im Zimmer zuhörend hin und wieder Schreitenden keinerlei Hoffnung auf Erfolg. Man las in ihr, daß er innerlich dieser so oft von verschiedenen Seiten wiedergekehrten Bemühungen, ihn umzustimmen, überdrüssig sei und nur aus Achtung vor dem älteren Freunde die Vorhaltungen desselben nicht unterbreche. Ab und zu blieb er betrachtend vor einigen an der Wand befindlichen Kupferstichen Albrecht Dürers und Martin Schongauers stehen; allein die Ungeduld wuchs erkennbar in seinem Gesichtsausdruck an, und er suchte augenscheinlich nach einem Anlaß umher, ein Gespräch über einer:

anderen Gegenstand beginnen zu können. Dann verhalf ihm in eigenthümlicher Weise die Sonne dazu. Sie fiel nicht selbst in die nach Norden hinausgehende Stube herein, doch auf eine dicke, grüne Bugenscheibe der Dachkammer eines rechts hinüber belegenen Hauses, und von dorthier wurden die gesammelten Strahlen durch eines der Fenster in's Zimmer zurückgeworfen und in eine dunkle Ecke, die sonst auch im hellsten Tageslichte stets nur undeutlich überdämmert blieb. Jetzt aber spielte in diesem Winkel ein goldenes Geringel über etwas Farbigen hin, das dadurch zum ersten Mal in den Blick Paul Flemings gerieth; er trat darauf zu und erkannte ein kleines Pastellbild, das ein etwa sechzehnjähriges Mädchen mit dunkelbraun von den schmalen Schläfen herabfallendem Gelock und lichtblauem Kleide darstellte. Die Entdeckung kam ihm als das Erwünschte, um von dem Thema des Freundes ablenken zu können, und er fragte: „Wer ist denn dies Blaumeisichen hier, und wie kommt es zu Dir in den dunklen Käfig?“

Nearius warf einen gleichgültigen Blick hinüber und versetzte: „Es stellet die Jungfer Elise Niehusen, Tochter eines Kaufherrn in Reval vor. Der Vater führte sein Leben zu früheren Zeiten eine Weile hier in der Stadt und war mir befreundet, daß ich das Mägdelein wohl als Kindchen auf den Knien geschaukelt. So hat er, da ein Maler ihr Conterfei gebildet, mir dasselbe im Sommer zum Andenken daran herübersendet, obzwar ich nicht sonderlich begriffen, zu welchem Behufe solches Bildniß bei mir eine Unterkunft gesucht.“

Ein lächelnder Zug ging um den Mund des jungen Dichters, wie er erwiderte: „Das nimmt man wohl an dem Staubwinkel gewahr, in welchem Du es Dir und dem Himmelslicht aus den Augen gerückt hast. Hätte die Sonne sich nicht mit klugem Bedacht einer Beihülfe bedient, so würde sie es sich, wie mir ingleichen, niemalen zur Schau gebracht haben. Mich bedünkt, das Bildniß siehet aus, als müsse es auch im Leben ebenso erscheinen und der Kunst des Malers ein getreuliches Zeugniß ausstellen.“

„Das mag ihm wohl etwelchen Werth leihen,“ entgegnete Adam Nearius kurz, in merklicher Absicht, einer so bedeutungslosen Sache, wie einem weiblichen Portraitbilde, nicht längere Beachtung zuzuwenden, „denn ich entsinne mich, es beim Erblicken meiner Erinnerung von dem Kinde ähnlich befunden zu haben.“ Doch er gelangte nicht zu der beabsichtigten Wiederaufnahme seiner flüchtig unterbrochenen Vorstellungen, da ein Bote vom Herzog an die Thür pochte, um ihn sofort zu einer wichtigen Berathung auf's Schloß zu bescheiden. So folgte er eifertig schon in der nächsten Minute dem fürstlichen Geheiß, und Paul Fleming blieb allein in der Stube zurück.

Er schritt wiederum einige Mal auf und nieder, dann hielt er abermals an der Stelle an, wo er zuletzt gestanden. Der Sonnenrückglanz schien sich nicht von dem Pastellbildchen in der Ecke trennen zu können,

sondern warf noch immer sein Goldgeringel drüber hin. Täuschend ward dadurch der Eindruck erzeugt, als komme Leben in das kleine Bildniß, wie wenn die Brust unter dem blauen Kleide sich, leis athmend, hebe und senke, die leichte Gestalt sich zu anmuthsvoller Beweglichkeit regen wolle. Und das Licht, das gerade in die hellen Augen hinein spielte, füllte diese mit einem sternhaften Glanz, ließ sie gleich einer leidhaftigen Wirklichkeit unter den feinen, dunklen Brauenbogen hervorleuchten. Unwillkürlich nickte der junge Beschauer dem Bilde zu und sprach laut: „Elisabe.“ Und dann fügte er nach: „Ja, man schaut es, so mußt Du in Wahrheit auf der Erde vorhanden sein.“ Er lächelte und verbesserte: „Verzeihet, Jungfrau, ich meinte, daß Ihr wirklich in der Stadt Reval heute so zu den Lebendigen gehört.“

Es blieb ein kurzes Weilchen still in dem Zimmer, dann wiederholte die Stimme Paul Flemings noch einmal: „In der Stadt Reval!“ Doch zugleich wich nun das Strahlengeflimmer aus dem Winkel ab, und graues Schattengeflinnst trat an die Stelle, das Gesicht Elisabe Niehusens beinahe wie mit einem Drüberstreichen auslöschend. Den jungen Dichter überlief es aus der plötzlichen Veränderung vor seinem Blick mit einem Schauer; es hatte etwas davon gehabt, als ob Nacht und Tod die Hand jählings nach dem lieblichen Mädchenantlig gestreckt hätten, und fast ohne zu wissen, was er thue, ergriff Fleming hastig das Bild, hob es vom Nagel und trat damit an's Fenster. Da kehrte Licht und Leben in die Züge zurück; wenn die Sonne sie auch nicht mehr vergoldete, schauten sie doch durch die leis beginnende Dämmerung wie ein blüthenholder, leuchtender Frühlingsmorgen auf. Und nun blieben sie so, das grau sich verdichtende Zwielicht befaß keine Macht mehr über sie. Der einsame Inhaber der Stube hatte sich gesetzt und hielt das Bild betrachtend auf seinen Knien. Vor dem wirklichen Blick schwand es ihm wiederum hin, aber er merkte es nicht; denn vor der geistigen Sehkraft stand es ihm unverwandt, sah ihm mit jedem Zug des Antlitzes und den sternhellen Augen aus dem mählichen Nachteinbruch, dann aus tiefstem Dunkel entgegen. Ihm kam einmal die Erinnerung, daß Agnete Burenäus heute noch sein Hinüberkommen erwartete, und ihr fremdartig erregter Gesichtsausdruck, wie er diesen zuletzt gewahrt, trat ihm in's Gedächtniß. Zugleich auch das erst am Nachmittag von ihm in ihrem Innern Erkannte, dem er nichts Anderes, als die Freundschaft einer brüderlichen Zuneigung entgegenbrachte. Der Gedanke daran festigte ihm rasch den Entschluß, heut' nicht mehr zu ihr zu gehen. Ihm war's, als ob bei der stummen Trennung etwas Leidenschaftliches im Grunde ihrer Augen aufgeflacert sei, das sie zu einem besinnungslosen Thun fortreißen könne, und ihn faßte bei solcher Vorstellung jetzt noch stärker ein Schreck an, als bei seiner nachmittägigen Erkenntniß ihrer Liebe für ihn. Doch da drängte sich auch schon wieder das unsichtbar gewordene, immer noch von seiner Hand gehaltene Bild über Agnete Burenäus hin, und diese

losch weifenlos darunter aus. Vor seiner lebhaften Dichterphantasie stieg eine alte, vielgetürnte und umzinnte Stadt am Meer empor — das war Reval; und durch eine Straße mit hohen, gestuften Giebelhäusern kam, noch klein und fern, im Sonnenglanz eine lichtblaue Gestalt daher. Aber sie ward größer und deutlicher, nahm nun die Züge von Elsabe Niehusen an, genau, wie der zarte Pastellstift des Malers sie wiedergegeben.

Vom Nicolaithurm her schlug es die achte und die neunte Abendstunde, ohne daß Paul Fleming des Fortschrittes der Zeit gedenkt ward. Er wartete auf Olearius' Rückkunft; doch die Rathschlagung auf dem Schlosse zog sich offenbar weit in die Länge, und jener stellte sich immer noch nicht wieder ein. Dann indeß fuhr der im lichtlosen Dunkel Träumende einmal zusammen, denn draußen tönte ein Schritt, und die Thür ward geöffnet. Allein nicht Adam Olearius trat ein, sondern die Hausmagd, welche einen Boten mit Licht geleitete. Dieser überbrachte einen Brief von namenloser Hand an Fleming, des Inhalts, wenn dieser etwa doch noch zu bestimmen sein möge, sich morgen mit auf das Schiff zur Fahrt nach Reval zu begeben, so sei man bereit, ihm dafür als Lohn das Schönste zu verheiffen und zu gewähren, wonach er nur trachten könne. Aber die Zeit dränge sehr zur Eile, und er möge alsdann sogleich dem Boten nachfolgen, der ihn dorthin führen werde, wo man seiner zu der Beredung harre.

Dem Lesenden warf ein plötzlicher Pulschlag das Blut in's Gesicht. Wie seltsam sah ihn von dem Blatt an, was er selbst noch nicht gedacht, oder wovon er nicht gewußt, daß es sich in ihm zu einem Gedanken, einem Wunsch und Wollen gebildet! Doch in diesem Augenblick standen sie klar, als in seinem Innern ausgereift, vor seiner Erkenntniß; er erwiderte dem Ueberbringer des Briefes sonder Bedenken hastig: „Weiset mir den Weg, ich gehe mit Euch!“ Nachdem er sodann das Pastellbild behutjam in den Winkel zurückgehängt hatte, verließ er sogleich das Haus. In seinem Kopfe drängte es sich zu sehr, als daß er eine Frage an den Führer richtete, wohin dieser ihn geleite; sie schritten durch die bereits nachtruhibig liegende Fischerstraße bis gegen das Wasserthor abwärts, dann bog sein Begleiter zur Rechten in die enge Gasse „Bei der Mauer“ ein. Hier hieß er Fleming in ein Haus eintreten, über dessen völlig finstern Flur er denselben an eine Zimmerthür brachte. Als diese geöffnet worden, sah der Ankömmling sich in einer wenig geräumigen und niedrigen, doch nicht unbehaglich ausgestatteten, mäßig von zwei kleinen, mit Wallrathöl getränkten Lampen erhellten Stube. Der Führer bat Fleming, sich hier niederzulassen, einen Augenblick in Geduld zu verziehen, und begab sich fort.

* * *

Agnete Burenäus war, nachdem sie zu Hause eingetroffen war, aus einer, ihrer Natur bisher unbekannt gewesenen Gemüthserrregung nicht zur Ruhe gelangt. Woher dieselbe so über sie gerathen, das wußte sie selbst kaum;

daß der Magister Becker um ihre Hand geworben und sie seinen Antrag abschlägig beschieden hatte, konnte doch eigentlich keine Begründung dafür enthalten. Sie fühlte auch, es sei nur zu etwas anderem, schon in ihr vorhanden Gewesenem hinzugetommen, einer Unruhe, die sich ihrer bemächtigt gehabt, daß es ihr nicht möglich gefallen, sich dagegen zu erwehren. Um sie schwebte und in ihr lag's mit einer Ahnung, als stehe ihr ein großes Glück oder ein großes Unglück bevor, und sie saß allein in der Stube und horchte mit fiebernder Spannung auf irgendeine Stimme, die künden werde, was ihr bestimmt sei. So lautlos lag das Haus um sie, ihr Vater war noch zu einer abendlichen Rathssitzung gegangen, und ihre Brüder befanden sich mit Heinrich Weghorst in der Unterrichtskammer im oberen Stockwerk; die Dämmerung, das Dunkel kamen und fielen nächtig über ihr unstätes Bangen. Sie wollte ihre Gedanken ableiten, im Hause schaffen — aber wieder auch gebrach ihr die Kraft zum Entschluß, aufzustehen; sie mußte regungslos auf das Kommende warten. Das aber lag in der Antwort auf die Frage, ob Paul Fleming heut noch zu ihr kommen werde oder nicht. Denn auf ihn wartete sie, und durch die dunkle Stille hörte sie das Klopfen ihres Herzens. Es schlug ihr in ängstlicher Hast, er gehe doch vielleicht morgen mit dem Schiffe fort, und sie sehe ihn nur noch, wenn er zu kurzer Abschiedsnahme in der Frühe bei ihnen vorkehre. Sie wußte, er habe am Nachmittag in ihren Augen, ihrem Herzen gelesen und nachher die Aufforderung in ihrem letzten Blick verstehen müssen. Aus dieser Erinnerung kam es jetzt mit brennender Scham über ihre Wangen. Sie hatte ja nicht anders, als durch die Augen mit ihm reden können, und doch hätte sie dies sonst auch nicht vermocht, wenn nicht die Erregung durch die Brautwerbung des Magisters so heftig in ihr gewesen wäre. Aber dunkel empfand sie, in jenem Blick habe etwas nicht mit rechter Besinnung Vereintes gelegen, das der Angeschauten vielleicht fälschlich, gar als die mädchenhafte Sittsamkeit verletzend deuten gekonnt. Kam er etwa deshalb nicht? Ein Zittern befiel sie mit dem Vorschreiten der Nacht, und ihre Augen wurden feucht. Wie konnte sie ihm den falschen Glauben wieder benehmen, an dem sie durch ein unglückliches Zusammentreffen wohl Schuld trug und der ihr doch so bitterliches Unrecht anthat? Denn auch die ärgste Neiderin hätte ihr bezeugt, ein unsittiger Gedanke habe noch nie die Seele Agnetes Burenäus berührt und könne auch keinen Herzsichlag lang eine Wohnstatt darin finden.

Da tönte auf dem Flur eine Stimme, die nach der Jungfer Agnete fragte, und diese flog mit einem halb freudigen, halb schreckhaften Zusammensahren auf und hinaus. Ein Mädchen stand draußen, das einen kleinen Briefzettel für sie in der Hand trug, und beim Scheine des Küchenlichtes las die Empfängerin ein Paar auf dem Blättchen geschriebene Zeilen:

„Wenn Jungfrau Agnete die Erfahrung gewinnen will, daß ihr Herz

Liebe für Jemanden in sich bewahrt, der solcher nicht würdig ist, vielmehr sie in den Armen einer Andern verlachet, so möge sie der Ueberbringerin dieser Botschaft einer getreulich warnenden Freundin Nachfolge leisten.“

Vor den noch von eben zuvor hervorgequollenen Thränen stimmern den Augen verschwammen der Lesenden die Buchstaben auf dem Papier. Sie verstand nicht klar, was die Worte besagen, dachte nicht, von wem dieselben kommen mochten. Aber ihr Kopf bedurfte auch keiner deutlichen Erkenntniß; ein sie wie tödtlich in der Brust anrührender Herzschlag kündete ihr, das sei das große Unglück, dessen Borahnung sie in sich getragen. Und dazu schlug ihr heißer noch als zuvor die Scham aus einem tief vermundeten jungfräulichen Stolze ins Gesicht, daß die Schrift kundgab, sie habe ihr innerstes Herzensgefühl Jemand offenbart, der dasselbe zwiefach verrathen!

Denn wer konnte sonst davon wissen, wenn er es nicht ausgeplaudert hatte — mit einer Andern darüber lachte, stand auf dem Blatt. Nein, es war Lüge, das that er nicht, so vermochte nicht Alles an ihm zu täuschen! Das Herz Agnetes pochte, aber ihre Sinne waren verworren. Wenn es ihr Leben gälte, mußte sie wissen, sehen und hören, was an der Benachrichtigung wahr sei. Denn nun redete wieder eine Stimme in ihr: deshalb habe sie vergebens auf ihn geharrt; um einer Andern willen sei er nicht gekommen! Ohne die vom Nachmittag her höher in ihr aufgewachsene seelische Erregung wäre sie wohl davor zurückgeschreckt, mit einer Fremden allein in die Nacht der dunklen Straßen nach unbekanntem Ziele hinauszugehen. Doch die Wellen der Besinnungslosigkeit schlugen über ihr zusammen, ihr kam kein Gedanke, daß dies in Wirklichkeit ein unmädchenhaftes Thun sei. Hastig warf sie einen Mantel um und folgte ihrer Führerin, welche auf einige Fragen aus dem Munde Agnetes nur erwiderte, sie wisse von nichts, als den Weg zu zeigen. Dieser ging unter den schwarzen Massen der Nicolaikirche vorüber in die Blämißche Straße und in ihr bis gegen das dortige Wasserthor abwärts. Dann bog das Mädchen zur Linken in eine enge Gasse ein, die Agnete noch niemals betreten hatte.

* * *

Paul Fleming hatte sich in dem fremden Gemach auf einen Sessel niedergelassen und war erst jetzt, während der Wartezeit einiger Minuten, zu einem halben Denken darüber gelangt, wer eigentlich ihn hierher geschieden haben möge und was man ihm für die Aenderung seines Entschlusses als schönsten Lohn verheiße. Worin sollte denn ein solcher bestehen? Vor wenigen Stunden noch hätte es keinen gegeben, der ihn seiner Ablehnung untreu machen konnte; mehr als der Herzog ihm bereitwillig zugesagt, konnte ja kein Anspruch begehren. Dem Nachsinnenden kam's dabei, es sei verwunderlich, daß er sich hier augenscheinlich nicht in einem Raume des Schlosses befinde, wo der Herzog mit Clearius rathschlage. Und von ihnen oder in ihrem Auftrage mußte die briefliche Botschaft doch ergangen sein!

Es verblieb ihm indeß nicht weitere Muße, nach einer Aufhellung dafür zu suchen, denn nun öffnete sich eine von seitwärts her in die Stube führende Thür und gleichzeitig oder wenigstens nur um einen Athemzug später diejenige, durch die er vom Flur gekommen. Aus der ersten Thür trat eine weibliche Gestalt von schöner, wenn auch roher und seelenloser Gesichtsbildung hervor, stattlichen Wuchses, der um so deutlicher zur Wahrnehmung kam, als lockere Bekleidung die vollen Schultern unverhüllt beließ und nur das dicke Haar aufgelöst darauf herabfiel. Durch die gleich darnach aufgehende Flurthür aber ward von unsichtbar bleibender Hand Agnete Burenäus hereingedrängt. Der Uebergang aus der tiefen Finsterniß draußen in die erhellte Stube legte im ersten Augenblick eine Blendung über ihr Sehvermögen, so daß sie ungewiß vor sich hinschaute.

Bei ihrem Erblicken wollte Fleming unwillkürlich vom Sessel aufspringen, doch hurtig eilte das fremde Weib auf ihn zu, hielt ihn, den Arm um seinen Nacken schlingend, auf dem Sitz zurück und flüsterte ihm in's Ohr: „Bleibt, ich lasse Euch mit Eurer Liebsten hier in meiner Stube allein und will Wacht halten, daß Niemand Euch Störung bereitet.“

Agnete wußte nicht, wohin sie gebracht worden sei; aber der Anblick vor ihr konnte ihr nicht Zweifel belassen, daß sie Paul Fleming in einem zärtlichen Verweilen mit dem unbekanntem, ihr tiefsten Widerwillen einflößenden Mädchen betreffe. Starr, aus blutroth übergossenem Gesicht sahen ihre Augen ihm entgegen.

Gleichzeitig jedoch befahl ihm aus der Kleidung und dem Behaben derjenigen, die ihren Arm um ihn gelegt hielt, eine jähe Erkenntniß, welcher Art das Haus sein müsse, in welchem er sich befinde. Und die Worte, die sie ihm zugerant, konnten ihn gleichfalls nicht mehr in Ungewißheit erhalten, von wem und in welcher Absicht er hierher verlockt worden. Niemals war ein Glaube an jungfräuliche Sittsamkeit und Unschuld falscher bethörend gewesen; da er nicht mehr zu Agnete Burenäus gekommen, hatte sie mit Abstreifung jeglicher weiblicher Scheu und Scham sich der Bewohnerin dieses Hauses bedient, um eine heimliche nächtliche Zusammenkunft mit ihm zu erzielen, bei der ihre zuchtlose Leidenschaft einen Sieg über ihn davonzutragen gedachte!

Diese Doppelerkenntniß ließ die Beiden zu völliger Regungs- und Athemlosigkeit erstarren, doch kaum länger als bis zum gegenseitigen Erfassen der empörenden Täuschung, welcher sie sich über einander hingeeben. Denn kaum um drei oder vier Secunden, nachdem Agnete in die Thür getreten, erhoben sich draußen auf der Gasse laute Rufe: „Hier herein ist eine Jungfrau gegangen, die als ehrbar in unserer Stadt gegolten. Holt sie mit Schimpf und Schande heraus, auf daß man sie fernerhin als das ansehe, was sie ist!“

Ueber dieses plötzliche Gelärm schien die fremde Weibsperson tödtlich zu erschrecken; sie stieß aus: „Ihr müßt fort!“, ergriff Paul Flemings Hand und zog ihn hastig mit sich durch dunkle Räume auf einen engen

Hof und wieder durch eine niedrige Stallthür weiter. Draußen aber in der Gasse „Bei der Mauer“ vermehrte sich das Getöse, und auf eine Frage gab Jemand Antwort, eine Jungfrau halte sich hier in einem ver-rufenen Hause, in welchem sie nächtlicher Weile mit einem Liebhaber zu-sammengekommen sei.

Der Fragsteller war der Bürgermeister Burenäus, dem auf einem Blättchen mit namenloser Handschrift schon in's Rathhaus die nämliche Mittheilung übermacht worden, seine Tochter habe bei Nacht ihre Wohnung verlassen und befinde sich in einem unehrbaren Gebäude bei der Mauer. Das hatte ihn völlig ungläublich bedünkt; doch wie er sich rasch über die Straße nach Hause begeben, war Agnete in der That wider jeden Brauch und Sitte nicht dort auffindbar gewesen und ihr Vater auf's Schleunigste hierher geeilt. Aus den Nachbarstraßen her sammelten sich noch mehr Menschen vor dem Hause an; wer eigentlich die ersten Rufe ausgestoßen habe und um wen es sich handle, wußte indeß Niemand anzugeben. Burenäus hieß nun kraft seines Amtes alle zurückbleiben, trat hinein, und gerieth, eine Thür öffnend, halb der Besinnung beraubt, seiner Tochter gegenüber, die, sich an einem Tisch haltend, gleichfalls wie betäubt, jedoch gegenwärtig blutlosen Angesichts allein in der Stube dastand. Auf seine Frage, wie sie hierher komme, erwiderte sie nur: „Ich weiß es nicht — ich kann es nicht sagen.“ Doch der Ausdruck ihres Gesichtes bestätigte es, sprach überzeugend dazu, sie besitze in Wirklichkeit keine Ahnung davon, an welchem Orte sie sich befinde.

Es trat in diesem Augenblick noch Jemand zur Stube herein, und zwar der Magister Basilius Becker, der ebenfalls von den nächtlichen Rufen herbeigezogen worden. Er sprach, ohne eine Erregung an den Tag zu legen:

„Ich theile mit Euch, Herr Bürgermeister, Eure Verwunderung über diesen nicht geziemlichen Aufenthaltsort Eures lieben Töchterleins; aber es spricht das Evangelium: Wer sich ohne Schuld fühlet, werfe den ersten Stein auf sie, und es ist mehr Freude im Himmel über eine Wiedergefundene, als über Hundert, die uns nicht mit Verlust bedroht gehabt. Es wird sich ja genugsam aufhellen, wie die Jungfrau auf diesen unbedachtjamen Weg gerathen; und mag es unter den Menschen vielleicht auch Solche geben, welche eine Schädigung des löblichen Rufes Eurer Tochter darin erblicken zu müssen vermeinen, so kann meine Zuneigung zu derselben dadurch doch nicht gemindert werden. Vielmehr handle ich nach der Liebespflicht eines Gottesdieners, die Erniedrigten empor zu richten und die Gefallenen aufzuheben, indem ich meine Werbung vom heutigen Nachmittage bei Euch erneuere und gewiß bin, Ihr werdet unter solcherlei Umständen meinen Antrag nach Kräften unterstützen; denn bei der Sinnesart, wie sie einmal unter den Leuten als bräuchlich besteht, dürfte sich nach diesem Vorkommniß nicht leicht mehr ein anderer Freiverber um die Hand Eures

Kindes finden. Ich aber spreche: Meine Freundin ist mein, und sie wird sich jetzt auch zu mir halten. Komm, meine Schwester, liebe Braut, wir wollen aus diesem Hause der Sündhaftigkeit von hinnen gehen, doch zuvor Dein Angesicht vor dem Blick der Menschen bedecken, daß nicht ein Lichtstrahl, der darauf fiel, Dich der Neubegier und der Beschimpfung kundgebe.“

Der Sprecher zog bei den letzten Worten eine am Mantel Agnetes befindliche Kapuze über ihren Kopf und dicht um ihr Gesicht zusammen. Sie ließ es willenlos geschehen, denn sie vermochte sich kaum mehr auf den Füßen zu erhalten, und das Bewußtsein drohte, sie zu verlassen. Aus den Aeußerungen des Magisters war ihr erst zu einer undeutlichen Vorstellung aufgegangen, an welchem Orte sie stehe und welcher Beschaffenheit das Mädchen gewesen, dessen Arm Paul Fleming umschlungen gehalten und ihn mit sich fortgezogen hatte. Ein tödtliches Leid und schauernder Abscheu zugleich durchzuckten ihr das Herz; der Bürgermeister war, von Rath- und Hülflosigkeit des Augenblicks überwältigt, Basilius Becker höflichst dankesvoll für dessen thatkräftigen Beistand. Er ging voraus, um draußen mit gebietendem Wort für die beiden ihm auf dem Fuß Nachfolgenden eine Bahn durch die in der engen Gasse angestauten Neugierigen frei zu machen. Der Tellingstedter Diaconus hielt Agnete umfaßt und führte sie; sie schwankte besinnungslos, die Knie brachen fast unter ihr zu Boden. Auch ohne die Ueberhüllung ihres Gesichtes indeß hätte Niemand sie zu erkennen vermocht, denn Nachtfinsterniß lag mit schwarzem Schleier bergend über ihr.

So blieben die Leute, ihre unbestimmten Muthmaßungen austauschend, hinter ihnen zurück, und sie erreichten die Blämische Straße. Hier kam ihnen ein vereinzelter Schritt entgegen, und eine Stimme fragte aus dem Dunkel, ohne die Ankommenden zu erkennen, doch in hörbarer Erregung, ob sie den Bürgermeister gesehen. Aus dem Ton durchfloß es wie eine plötzlich rückkehrende Kraft des Lebens und Bewußtseins die Seele und Glieder Agnetes. Sie rief aus: „Seid Ihr es, Hinrich? Gottlob!“ und sich von der Hand Basilius Beckers losmachend, stieß sie diesen, wie er sie zu halten suchte, heftig zurück, klammerte sich fest an den Arm Hinrich Weghorsts und eilte jetzt, halb von ihm geführt, halb ihn vorwärts ziehend, wortlos mit ihm den Anderen voraus ihrem Hause zu.

Paul Fleming aber war auf dunklen Durchgängen von seiner Führerin, ohne daß ein Blick ihn wahrgenommen, in die völlig menschenleere Fischerstraße gebracht worden. Sie hatte ihm noch im Gehen gesprochen: „Lasset Euch nicht abschrecken; ein andermal werdet Ihr bessere Ruhe mit Eurer Liebsten bei mir finden, denn ich weiß, ihr Herz brennt gar heiß, sich mit Euch zu unterhalten.“ Nun stand er, verworrenen Sinnes, allein, tief bekümmert, daß ein so sittiger jungfräulicher Anschein, wie Agnete Burenäus ihn bis dahin in Wort und Behaben dargeboten, dermaßen zu trügen vermöge, doch auch von heftigstem Widerwillen gegen sie angefüllt. Fast ohne wahr-

zunehmen, welchen Weg er innehalte, kam er in das kaum erst vor einer Viertelstunde von ihm verlassene Zimmer zurück, wo auch Adam Olearius sich inzwischen eingefunden hatte, verwundert, den Freund dort nicht anzutreffen.

Der junge Dichter sah ihm einige Augenblicke verwirrt und antwortlos in's Gesicht; da fiel der Schein der brennenden Wachskerzen auf dem Schreibtisch in einen Winkel der Stube und zog aus dem Rahmen des dort hängenden Pastellbildes einen leisen blauen Schimmer hervor. Und plötzlich war es Paul Fleming, als habe er das Zimmer nicht verlassen, sondern nur einen kurzen, häßlichen Traum nach der Schönheit des Sonnenabends darin gehabt, aus dem er von dem Freunde aufgeweckt sei; und er erwiderte rasch, daß er noch einen Gang durch die Nacht gemacht, um den von ihm neu gefaßten Entschluß zur Theilnahme an der Reise noch einmal zu überdenken. Das versetzte Olearius in hohe Freude, der nicht weiter fragte und nicht daran zweifelte, seine letzte eindringliche Vorhaltung habe diese Willensumänderung herbeigeführt. Es galt in der Eile viel Nothwendiges nun noch zu bereden; mit dem Beginn der Morgenfrühe mußte der junge Arzt eifrigste Anstalt treffen, sich mit mancherlei Erfordernissen für die Fahrt, wenigstens zunächst bis zur Erreichung Nevals, auszurüsten. Kaum fand er noch zu einer Aufwartung im Schlosse Zeit, wo der Herzog ihn, sichtlich sehr erfreut, höchst gnädig empfing und ihm zu dem verliehenen Range eines Hofjunkers noch die Stellung eines Truchses bei der Gesandtschaft übertrug. Die Einschiffung der letzteren war auf die Mittagsstunde festgesetzt, und bald nachdem diese vom Glockenschlage der Nicolaikirche verkündigt worden, wurden unter den Zurufen einer vielhundertköpfig am Hafenhollwert vor den Wasserthoren angesammelten Menge die Tauen der für die Reise gerüsteten stattlichen Rogge gelöst. Unter den anwesenden Honoratioren der Stadt befand sich auch pflichtgemäß der Bürgermeister Burenäus, wenn auch etwas verschatteten Gesichts. Doch die Art, in der er sich freundlichst von Paul Fleming verabschiedete und diesen zu seinem neuerdings gefaßten Entschluß beglückwünschte, that kund, daß er keine Ahnung von dem Zusammenhang desselben mit dem nächtlichen Auffinden seiner Tochter in dem verrufenen Hause besitze. Er entschuldigte Agnete nur mit lauter Stimme, daß sie eines Unwohlbefindens halber nicht bei der Abfahrt zugegen sein könne; das Schiff rollte in frischer Ostbrise die Segel auf und zog unter dem Schloß vorüber, vom Thurm desselben mit dem breitflatternden fürstlichen Nesselblattbanner begrüßt, weiß in der Sonne strahlend, durch die Kieler Bucht hinaus.

(Schluß folgt.)





Richard von Volkman

ein deutscher Arzt und Dichter.

Von

Hugo Gieseler.

— Halle a. S. —



Eine Geschichte deutscher Professorenöhne zu schreiben, wäre sicher eine interessante Aufgabe. Viel Gunst und Gelegenheit, nicht immer gleichviel Talent und Energie zu wissenschaftlicher Laufbahn — das ist das Recept zu jenem nicht seltenen Epigonthum, welches sich im Lichte des dem Befehl der Vererbung leider zu wenig gehorchenden väterlichen Genies sonnt.

Das hatten die Himmlischen anders beschlossen, da sie Richard Volkman, den Sohn eines der bedeutendsten akademischen Physiologen, zu ihrem besonderen Günstling erkoren. Ihm sollte es vergönnt sein, in seltenster Weise wissenschaftlichen Ruhm und dichterische Lorbeeren gleichzeitig zu ernten.

Die Jugendzeit Volkmanns*) war eine bewegte. Sein Vater, Alfred Wilhelm Volkman, bis dahin Privatdocent, dann Professor der Zoologie in seiner Vaterstadt Leipzig, folgte, bevor der Knabe das achte Jahr vollendet hatte, einem Ruf nach Dorpat. In den Ostseeprovinzen, jenem Lande mit eigenartigen und eigensinnigen, aber offenen und stets geistig regen Menschen, hat Richard Volkman die fünf Jahre seines Lebens zugebracht, in welchen äußere Eindrücke am festesten sich dem Knaben einprägen. Dann nahm der Vater dort seine Entlassung, um jene Stellung mit der ordentlichen Professur für Physiologie in Halle zu vertauschen, wo

*) Geb. 17. August 1830.

er 34 Jahre als Lehrer und Forscher in segensreichster Weise thätig war. Staunenswerth ist seine Vielseitigkeit und Arbeitskraft; neben der Physiologie übernimmt er auch den Unterricht in der Anatomie, den er in seinen letzten Lebensjahren (1872—77), als der Staat es für nöthig erachtet, für das außerordentlich angewachsene Gebiet der Physiologie noch eine jüngere Kraft zu werben, ausschließlich leitet.

Der junge Volkmann, in die Fußstapfen des Vaters tretend, widmete sich dem medicinischen Studium an den Universitäten Halle, Gießen, Berlin und wurde dann, nach Halle zurückgekehrt, Assistent an der chirurgischen Klinik von Blasius (1802—75), der nicht nur durch seine weit verbreiteten Lehrbücher, sondern auch wegen seiner eigenthümlichen Operationsmethode zur Ergänzung verletzter Nasen, Lippen, Augenlider, sowie durch eine Forschungen über Nefrosen und Verrenkungen damals bedeutendes Ansehen genoß. Diese Assistententhätigkeit war für den jungen Gelehrten bei der Wahl seines Specialstudiums entscheidend; im Jahre 1857 habilitirte er sich als Privatdocent der Chirurgie an der Halle'schen Universität.

Eine merkwürdige und bedeutungsschwere Uebergangszeit für die medicinischen Wissenschaften war die nun herannahende erste Hälfte der sechziger Jahre. Die ersten Ahnungen tauchten auf von der Existenz jener unheimlichen „Welt der Kleinen“, der Bacterien, welche heute zu Tage seit Koch's classischen Untersuchungen jeder Arzt, jeder Naturforscher nicht nur kennen muß, sondern auch selbst züchten und beobachten kann. Der Gynäkologe Semmelweis eröffnete die Aera dieser neuen Erkenntniß. Seine Schriften, die er zum Theil in „offenen Briefen“ in die Welt gehen ließ, zeigten, daß das Kindbettfieber, an welchem Tausende von Müttern dahinstarben, stets von einer Localinfection durch die Hand des Arztes oder der Hebamme herrührt*). Doch die damals auf der Weisheit Thronen saßen, waren zu weit entfernt von Faustischer Selbsterkenntniß (Faust, erster Theil V. 695—702); und Semmelweis, von den Einen nicht beachtet, von den Andern verlacht, starb im Irrenhause. Als dann aber Lister, ausgehend von seiner Beobachtung, daß Verletzungen im Innern der Lunge ohne Eiterung heilten, während ein von Außen beigebrachter Schnitt stets eiterte, das Vorhandensein jener Tausende von die Wundheilung hindernenden Krankheitskeimen in der unfiltrirten Luft mit Sicherheit erkannte und seine classischen Methoden der antiseptischen Wundbehandlung veröffentlichte, da war der neuen Weisheit sichere Bahn gebrochen; und wie die Zeugnisse für die Möglichkeit einer eiterfreien Wundheilung sich mehrten, da war unser Volkmann einer derjenigen, welche die neue Verbandmethode mit Energie aufnahmen und selbständig fortbildeten. Ihr dankt er nächst seiner außerordentlichen Begabung es vornämlich, daß Tausende von Kranken durch ihn Heilung finden konnten. Sie hat sich in seinen Händen, auf den Schlachtfeldern

*) Semmelweis, Aetiologie, Begriff und Prophylaxis des Kindbettfiebers. Wien 1861.

von 1866 und 1870—71 wie in der langen dann folgenden Friedenszeit, auf das Glänzendste bewährt.

Un äußerer Anerkennung hat es Volkmann nicht gefehlt. Aber mehr als alle Orden und Ehrenzeichen, die seine Brust zieren, mehr als seine stattliche Generaluniform und der ihm 1885 verliehene Adelstitel ehrt und adelt ihn die Anerkennung und Bewunderung seiner Collegen, die Dankbarkeit Tausender, die ihm ihre Heilung verdanken. „Die chirurgische Klinik der Halle-Wittenbergischen Hochschule“, so schreibt ein Fachmann in der Illustrirten Zeitung, „ist unter seiner Leitung eine Musteranstalt und das Mekka der Chirurgen geworden, zu welchem sie oft aus fremden Ländern pilgern, um Volkmann operiren zu sehen, um seinem geistvollen Vortrage zu lauschen, ihn auf seinem Umgang von Bett zu Bett zu geleiten. Als akademischer Lehrer und Arzt übt Volkmann einen ganz eigentartigen Zauber aus, dem sich kein Besucher entziehen kann. Ist es die Sicherheit seiner Diagnose, die Gewandtheit und Bestimmtheit seines operativen Handelns, die fast graciös zu nennende Art, mit der diese geübte und glückliche Hand jede Schwierigkeit überwindet; ist es die niemals triviale oder ermüdende Rede, welche trotz gelehrter Gründlichkeit immer etwas Anziehendes behält — oder ist es schließlich die gemüthsvolle, liebenswürdige Art, wie er mit seinen Patienten verkehrt, und selbst dem Armmsten und Elendesten die wenigen Augenblicke, in denen er an dessen Lager verweilt, zu Lichtblicken gestaltet? Man kann schwer entscheiden, welche dieser Eigenschaften, oder ob die glückliche Vereinigung aller so mächtig anzieht. Eine Schaar ausgezeichneten Chirurgen, die zum Theil schon wieder andere Kliniken als Ordinarien leiten, ist aus seiner Schule hervorgegangen.“

Als chirurgischer Forscher und Schriftsteller entwickelte er daneben eine Productivität, die sich weniger durch Quantität als durch Qualität auszeichnet. Man kann zwar nicht von ihm sagen, daß er durch geniale Erschließung neuer Gebiete epochemachend für die Wissenschaft geworden sei; aber stets wußte er — und das ist für eine so eminent praktische Wissenschaft wie die Medicin von dem höchsten Werthe — mit sicherem Blicke die neuen Errungenschaften der Wissenschaft am Krankenbett zu verwerthen. Außer seinen sich an die Forschungen Sistas und Anderer anschließenden bereits erwähnten Arbeiten über die antiseptische Wundheilung, welchen dann andere über die Behandlung complicirter Fracturen, die Resection der Gelenke und anderes folgten, hat er sich um die Orthopädie wohl verdient gemacht und eine Reihe praktischer Handgriffe und Apparate kennen gelehrt, welche, wie der „schiefe Sitz“, allgemeine Anwendung gefunden haben.

• Doch Volkmanns segensreiche Thätigkeit als weitberühmter Arzt und Universitätslehrer, wohlgeeignet, ein Menschenleben ganz in Anspruch zu nehmen, ist nicht seine einzige. Wie sein Vater zwei Aemter gleichzeitig versah, so wirkt Volkmann in zwei Sphären, die aber viel verschiedener von einander sind, als die Physiologie und Anatomie. So Vielen er

auch als Chirurg geholfen haben mag — größer noch ist gewiß die Zahl derer, die der Dichter Volkmann durch seine anmuthigen und zarten Schöpfungen erfreut hat.

Der Name Volkmann hat seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen guten Klang in der schönen Literatur. War doch Johann Jakob Volkmann oder Volkmann (1732—1803), der Urgroßvater unseres Dichters, einer der fruchtbarsten Reiseschriftsteller seiner Zeit, dessen Kunsturtheile sich besonderer Hochschätzung erfreuten. In seinen zahlreichen Schriften — theils eigenen Werken, theils Uebersetzungen — wird fast die ganze alte Welt vom Lande des Nil bis zu den Lappen Scandinaviens behandelt. Namentlich eine Kunstreise nach Italien war damals ohne „den Volkmann“ ebenso undenkbar, wie heute zu Tage ohne den weitleuchtenden Bäderer und die braunen Bände des Gsell-Fels. „Ich will forsahren fleißig zu schreiben“, heißt es in Goethes Tagebuch*), „nur schaffe dir Volkmanns Reise nach Italien, etwa von der Bibliothek, ich will immer die Seite anführen und thun, als wenn du das Buch gelesen hättest.“ Die Vielbändigkeit dieses „ehrlichen“ oder „guten trocknen“ Volkmann, wie ihn Goethe gelegentlich bezeichnet, hat unser Dichter allerdings bei weitem nicht erreicht; er hat in seiner schöngeistigen Production weise das Mittel innegehalten zwischen dem Urgroßvater und dem Vater, der unseres Wissens nur einmal, durch eine zu Dorpat am Namenstage der russischen Kaiserin gehaltene Rede über „die Physiologie als Gegnerin der Lehre des Materialismus von der Identität des Leibes und der Seele“ mit einer literarischen Leistung an die Öffentlichkeit getreten ist, welche nicht rein fachwissenschaftliche, sondern auch allgemein menschliche Interessen berührt. Aber die sechzehn starken Auflagen, welche bis jetzt Richard Leanders — dies ist der Dichtername Volkmanns — „Träumereien an französischen Kaminen“, jene während der Belagerung von Paris entstandenen Märchen, erlebt haben, zeigen, wie lieb dieselben dem deutschen Volke geworden sind. „Wenn je an einem Dichter,“ sagt Otto Hartung, „so erweist es sich an diesem, daß die starke Begabung eine Macht ist, welche siegreicher ist als jeder äußere Zwang der Verhältnisse, ja sogar als der bewußte Wille des Menschen; er beginnt schließlich doch zu schaffen und wird ein Poet, wie schwer es ihm auch Andere machen mögen, oder er sich selbst.“ Richard v. Volkmann war genau vierzig Jahre alt, als er endlich für jenes bis dahin mühsam zurückgehaltene Drängen in seinem Gemüthe denjenigen Ausdruck fand, welcher seiner Eigenart der angemessenste war. Und dies in welcher Umgebung,

*) Tagebücher und Briefe aus Italien an Frau v. Stein (Schriften der Goethe-Gesellschaft II, 67). Auch später wird dort Volkmann noch sehr oft citirt. Die einschlägigen Werke Volkmanns sind: „Historisch-kritische Nachrichten von Italien“, 3 Bände Leipzig 1770—71; „Italienische Bibliothek, oder Sammlung der merkwürdigsten kleinen Abhandlungen zur Naturgeschichte, Oekonomie und dem Fabrikwesen, aus den neuesten italienischen Monatschriften,“ Leipzig 1777.

in welcher Thätigkeit! Die „Träumereien an französischen Raminen“ sind eines der feinsten und liebenswürdigsten Bücher, welche im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte in Deutschland erschienen; ihrer Entstehungsgeschichte nach sind sie sicherlich das interessanteste. — Welche seltsame, vielleicht in ihrer Art einzige Bestimmung! Derselbe Mann, welcher bis dahin nichts anderes sein wollte, als ein tüchtiger Chirurg, ein guter Lehrer und ein dem Genuß alles Schönen erschlossener Mensch, wird gerade mitten in den Gräueln des Krieges während einer Thätigkeit, die ihn bis zur Erschöpfung aller physischen Kraft in Anspruch nimmt, von dem Drange dichterischen Schaffens übermannt und beginnt zu schreiben, was ihm sein Gemüth gebietet. Wie aber der Dichter selbst die Entstehung dieser liebenswürdigsten Kinder seiner Muse schildert, die er als Grüße an Weib und Kind aus dem Felde heimsandte, das mag Jeder in dem dem Büchlein vorangeschickten Vorworte selber lesen. Eine ausführliche Würdigung und Classificirung dieser Märchen, welche sich zum Theil an Andersen anzulehnen scheinen, aber andererseits den echten Ton des deutschen Volksmärchens so gut treffen und so viel tiefe, wahre Lebensweisheit verrathen, daß sie in ihrer Originalität den Leser unwillkürlich fesseln, hat Otto Hartung in der „Deutschen Dichtung“ (IV. Seite 216 ff.) gegeben. Uns will es indeß scheinen, als ob dieselben eines solchen Commentars kaum bedürften.

Ein ebenfalls märchenhaft-mystisches, fast an Th. A. Hoffmann erinnerndes Motiv liegt der Novelle „die beiden Weiser“ zu Grunde, der ersten aus seiner Sammlung „Kleiner Geschichten“. Die zweite, voller Naturwahrheit und Innigkeit, läßt in der „Kumpelkammer“, dem ehemaligen Schauplatz gemeinsamer kindlicher Spiele, an welchem tausend kleine Erinnerungen hängen, zwei junge für einander bestimmte Herzen sich wiederfinden, zwischen denen jahrelange Trennung eine Kluft erzeugt hat, die bei dem beiderseits stark ausgeprägten Stolz schier unüberbrückbar schien. Die dritte endlich schildert in glühender Farbe den Untergang eines jungen Mönchs des Cinquecento, in dem die Leidenschaft für die antike Schönheit erwacht war, um ihn zu erdrücken.

Aus seinen „Gedichten“ einige Proben anzuführen, können wir uns nicht versagen, namentlich aus den neuesten, welche, zerstreut veröffentlicht, nicht so leicht zugänglich sind, wie die in einem 1885 in dritter Auflage erschienenen Bändchen gesammelten. Da finden wir neben den Liedern von Lenz, Liebe und Vaterland, neben den Tönen des Volksliedes und denen weinseliger Burschenlust, neben kühnen Romanzen, aus der Troubadourzeit auch gelungene freie Uebertragungen antiker Poesie. Wir erinnern an Sapphos Gebet (Deutsche Dichtung IV. 214):

„Laß mich nicht sterben,
Sterben vor Liebe.“

Und das unendlich stimmungsvolle Δέδουκε μὲν ἃ σελάννα:

„Schon hellt sich's. Zu purpurnen Tiefen
Sinkt nieder Selene, die reine,
Und grüßt, die vor Sehnsucht nicht schliefen —
Mich sieht sie noch immer alleine!“

Aber die schönsten Lieder aus tiefstem Herzen gelten dem eigenen Heim; so in den „Winterflocken“, „auf der Höhe“ (Deutsche Dichtung IV, 213) seiner verehrungswürdigen Gemahlin:

„So schau ich ohne Klage
Zurück und ohne Reid
Auf unserer Jugend-Tage
Lenz-trohe Seligkeit;

So reich ich Dir die Hände
Wie einst im Blüthenhag;
Was auch das Leben spende,
Und was da kommen mag —

Bis beide wir erblassen,
Wir halten's treulich fest!
Den kann das Glück nicht lassen,
Der selbst vom Glück nicht läßt.“

Das Fundament dieses Glückes ist der von den Kindern unringte eigene häusliche Herd; seine eigene Jugend spiegelt sich ihm wieder in den blauen Augen seiner jüngsten Tochter Anne-Marie:

„Klare stille Kinderaugen,
Wen sie einmal angeschauet,
Fröhlich wird er für sein Leben,
Fröhlich bin ich alle Zeit!“

Aber als sich seinen leiblichen Töchtern die liebreizendste bräutliche Schwester „Marie-Margreth“ zugesellte, da fand sein Lied den schönsten Ton in der Hochzeitsromanze (Deutsche Dichtung III. 141) mit ihrem prächtigen Schluß:

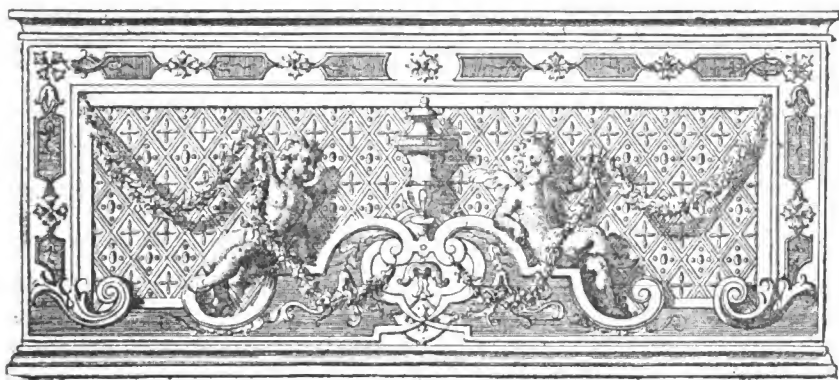
„So lang das Leben grünt und mait,
Wird es so gehen alle Zeit,
Gott woll's jedwedem schenken!
Die Welt ist gar zu wunderschön,
Wo zwei verliebte Herzen gehn
Einander zu gebenten.
Da blühen die Blumen wunderhold,
Da glänzt ein Stern wie pures Gold
Aufrauschend das Gewässer;
Die Vögel singen tief im Grün,
Frühwolken hoch am Himmel ziehn
Und bau'n viel lust'ge Schlösser. —
Ihr Mädchen drum und jungen Leut',
Nur frisch gewagt und jung gefreit,
Eh' Lieb und Lust vergehen!
Kein Spruch so süß sich hören läßt
Als: „Herzensschak, nun halt mich fest!
We! die Tüchlein wehen!“ —

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß unser origineller Dichter auch Andere zu künstlerischem Schaffen angeregt hat. D. v. Fialka illustrierte seine „Träumereien“, Dr. Aug. Fischer, Sachs u. a. m. componirten eine Reihe von seinen Liedern; und die niedlichen Märchen, welche unter dem Titel „am deutschen Herd“ erschienen, sind eine directe Nachahmung der Volkmann'schen.

Schließen möchten wir diesen Essay mit einem kleinen Citat aus den „Träumereien“. Das Märchen von den „drei Schwestern mit den gläsernen Herzen“ beschäftigt sich zuletzt mit einer Prinzessin, die sich zur Allermweltstante ausbildet. „Und auch diese Prinzessin wurde steinalt, obwohl ihr Herz einen Sprung hatte. Wenn sich Jemand darüber wunderte, sagte sie regelmäßig: „Was in der Jugend einen Sprung kriegt und geht nicht gleich entzwei, das hält nachher oft gerade noch recht lange.“ „Und,“ so fährt der Dichter fort, „das ist auch wahr. Denn meine Mutter hat auch so ein altes Sahnentöpfchen, weiß mit kleinen bunten Blumensträußchen besäet, das hat einen Sprung, so lange ich denken kann, und hält immer noch; und seit es meine Mutter hat, sind schon so viele neue Sahnentöpfchen gekauft und immer wieder zerbrochen worden, daß man sie gar nicht zählen kann.“

Richard v. Volkmann ist nun auch älter geworden; selbst seine eiserne Willenskraft liegt mit der Gebrechlichkeit des Körpers oft hart im Kampfe, und es hat mitunter den Anschein, als ob die schier übermenschliche Anstrengung seiner Berufsarbeit ihn fast erdrücken wollte. Wird er es uns verzeihen, wenn wir zum Schluß ihn selbst an sein Märchen erinnern? Wir wünschen von Herzen, daß seine hilfbereite und formgewandte Hand für seine Wissenschaft wie für die Kunst, für das Vaterland wie für die ganze Menschheit noch lange in frischester, segensbringendster Thätigkeit bleibe!





Aus der Münchener Kunstausstellung des Jahres 1888.

Von

Ludwig Pfau.

— Stuttgart. —

Vorbetrachtung.

Die dritte internationale Kunstausstellung Münchens übertrifft ohne Zweifel die beiden vorhergehenden durch die große Anzahl höchst interessanter Gemälde. Wenn unter diesen auch nicht allzuvielen das Prädicat höherer Vollendung beanspruchen können, so haben sie doch in der neueren coloristisch-realistischen Richtung nachgerade eine technische Fertigkeit erreicht, welcher selbst der Classicismus eine künstlerische Berechtigung nicht länger abzuspochen vermag. Wie aber die Entfaltung und Bethätigung der neuen Kunstweise dieser Ausstellung ihre besondere Bedeutung giebt, so beabsichtigt auch unsere Darstellung nicht sowohl einen referirenden Bericht über die Masse des Vorhandenen zu geben, als vielmehr die eingehende Beurtheilung der wichtigeren Bilder zu einer kritisch-ästhetischen Besprechung der modernen Kunstentwicklung zu benutzen.

Der Gegensatz stilistischer und naturalistischer Auffassung, wie er auch in der gegenwärtigen Bewegung wieder zum Vorschein kommt, ist so alt wie die Kunst und ist eine nothwendige Bedingung ihrer Entfaltung. Die Kunst ist mehr als die Natur, weil sie diese nicht slavisch wiedergiebt wie ein Spiegel, sondern erkennend auffasst und, mit Hülfe eines denkenden und fühlenden Bewusstseins, zu höherer Anschauung verdichtet. Aber die Kunst ist auch weniger als die Natur, weil sie nicht das ewig pulsirende, ewig schaffende Leben selber, sondern nur ein Abglanz der Wirklichkeit ist,

und in ihrem Streben nach Hervorhebung des Wesentlichen einen Theil der besonderen Schönheit einbüßt, welche die bewegte Erscheinung ausstrahlt. Welche Palette vermöchte die Lichtwunder des Abendhimmels, die kühle und doch warme Durchsichtigkeit der grünen Vegetation, oder den feuchten Glanz des menschlichen Auges in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit auf die Leinwand zu zaubern? Wer könnte die Zierlichkeit eines zitternden Grasshalms, oder gar die geschmeidigen, schwellendenden und doch straffen Formen eines wohlgebauten menschlichen Gliedes in ihrer ganzen Feinheit wiedergeben?

Aber andererseits sind die schönen Wirklichkeiten der Natur fragmentarische, von Zeit und Zufall abhängige, unter dem ehernen Gesetz der Nothwendigkeit stehende. Das Vollkommene existirt in der Natur bloß als das Resultat einer Entwicklungsreihe, als das Gesamtergebniß einer Gruppe, aber nicht als der Besitz des einzelnen Individuums; denn die Wirklichkeit hat im Kampf um's Dasein tausenderlei Verbindungen einzugehen und Schwierigkeiten zu überwinden, die das eine Mal hier, das andre Mal dort ihre hemmenden Spuren zurücklassen. Das Abstractum kommt daher in keinem einzelnen Concretum zu vollständigem Ausdruck; das Wesen bedarf einer Reihenfolge von Erscheinungen, um sich in seiner vollen Schönheit zu offenbaren. Nun beruht aber das Streben des bewußten Geistes gerade auf dem Protest gegen die blinde Nothwendigkeit der Natur; abstrahirend von den Hindernissen der Wirklichkeit, will es mit seiner logischen Macht das denkend und empfindend aufbauen, was die Natur kraft ihrer spontanen Energie schaffend und kämpfend an's Licht stellt. Die ganze Entwicklungsgeßichte der Menschheit ist nichts anderes als ein Fortschreiten von der physischen Nothwendigkeit zur geistigen Freiheit; und auch in der Kunst drückt sich diese Geistesarbeit durch das Streben aus, das Erschaffene in seiner ästhetischen Freiheit zu zeigen, losgelöst von den Willkürlichkeiten des Zufalls und emporgehoben in jene Atmosphäre reinen Willens, wo die innere Uebereinstimmung des Gesetzes durch die äußere Harmonie der Erscheinung zu vollem Ausdruck gelangt. Wie jedoch alles Concrete dem Abstracten gegenüber nur Stückwerk, und alles Abstracte dem Concreten gegenüber nur Scheinleben ist, so verliert auch die Kunst in ihrem Zwiespalt zwischen idealer und realer, zwischen stilistischer und naturalistischer Auffassung nothwendig auf der einen Seite, was sie auf der andern gewinnt; und da sie keines der beiden Momente entbehren kann, so ist die Versöhung, die Einheit beider die eigentliche Lösung ihrer Aufgabe. Aber die absolute Lösung wäre der absolute Stillstand, und der Stillstand ist der Tod. Was existiren soll, muß sich fortentwickeln, und alle Entwicklung besteht nur durch den Widerstreit zweier Gegensätze: das Leben, das geistige wie das physische, ist nichts als Bewegung zwischen einem positiven und einem negativen Pol. So ist auch der Widerstreit zwischen Idealismus und Realismus geradezu das Leben der Kunst und die Bedingung ihrer Fortentwicklung. Daß im Laufe derselben bald der eine,

halb der andere der beiden Factoren die Oberhand gewinnt, ist eine Folge ihrer gegenseitigen Thätigkeit, wie sie bei allen Entwicklungsprozessen eintritt. Es kann sich daher für eine vernünftige Kritik nicht um eine einseitige Bevorzugung des einen oder des andern Princip's, sondern nur um das Maaf der Bethätigung handeln, das ein jedes in einem gegebenen Kunstwerk zu beanspruchen hat. Aus der Verschiedenheit dieses Maafes besteht ja die Vielseitigkeit der Kunst und ihrer Richtungen. Es wäre ebenso engherzig diese Vielseitigkeit beschränken, als verderblich, den einen der beiden Factoren von dem andern ganz verdrängen lassen zu wollen; denn dies letzte ist der Weg, der zur Kunst hinaus, und einerseits zum Götzenbild, andererseits zur Photographie führt.

Im übrigen genügt ein Blick in die Kunstgeschichte, um den Wechsel der Richtungen zu constatiren. So zeigte z. B. die deutsche Kunst des Mittelalters — um nicht zu weit abzuschweifen — ein ähnliches Bestreben wie die heutige. Allerdings setzte der religiöse Inhalt der Conception und die ästhetische Richtung der Zeit dem altdeutschen Realismus gewisse ideale Schranken, welche ihn in den Grenzen künstlerischen Gefühls zurückhielten. Aber das liebevolle Sichversenken in die Wirklichkeit, die gewissenhafte Wiebergabe der Einzelheiten, die Inbrunst, mit welcher sich jene der byzantinischen Starrheit überdrüssigen Gemüther an die Natur anklammerten, übertrafen die heutige realistische Richtung wohl noch an Ernst und Willenskraft. Dafür geht in unserer schnellebigen Zeit auch in der Kunst der Wechsel rascher vor sich als vor Alters. Das Wiedererwachen des Classicismus in den Tagen der französischen Revolution machte schon während der Restauration den Bestrebungen der Romantik Platz. Diese begehrte, unter der Juliregierung vom Colorismus zum Naturalismus übergehend, immer gieriger nach den Brüsten der Natur, bis sie schließlich dem Realismus in die Arme fiel, der nun in seiner extremsten, aber auch wirksamsten Richtung das Ideal ganz negirte. Diese Einseitigkeit führte zum „Impressionismus“ für welchen das plastische Moment der Kunst nicht mehr vorhanden war, und der nur noch mit Farbflecken operirte. Der Inbegriff dieser Richtung wäre eigentlich eine mit contrastirenden und harmonirenden Tönen wohl beschmierte Palette. Diesem Farbchaos entstieg zuletzt die sogenannte Plein-Air- oder Freiluftmalerei, welche dem zerstreuten und geschlossenen Lichte der Atelierbilder, der willkürlichen Beleuchtungsart einer alten, wenn auch berechtigten Tradition den Krieg erklärte. — Nur zu! Warum nicht auch einmal das grelle Sonnenlicht, nach dem geheimnißvollen Hellsdunkel? Den Rembrandt wird die neue Sonne noch lange nicht umbringen, er wird vielmehr noch leben, wenn die lärmendsten dieser Tagesmaler längst in die Nacht der Vergessenheit gesunken sind; denn er bringt mit einem einzigen Strahl mehr Lichtwirkung hervor als sie mit all ihrem Sonnenschein.

Damit soll freilich die Berechtigung der heutigen Richtung keineswegs

geleugnet werden. Die alte Verfahrensweise hat etwas Conventionelles: auch die Vorgänge, die sich im Freien bewegen, sind behandelt, als ob sie im Atelier vor sich gingen. Die Bilder entstehen kraft eines Uebereinkommens, das mehr von der hervorzubringenden Wirkung, als von der Wirklichkeit des Hervorzubringenden ausgeht. Es ist sicherlich kein Fehler, in die Natur hinauszutreten, und die Inspiration bei ihr zu holen, statt sie zu sich einzuladen, mit einem fertigen Inspirations-Recept in der Tasche. Aber vergessen darf man hierbei nicht, daß die Tradition keineswegs eine Negation der Natur, daß sie vielmehr gleichfalls ein Ergebnis ernstern Studiums, daß sie eine Zusammenfassung ästhetischer Bedingungen ist, welche sich zwar im Einzelnen modificiren, in ihren wesentlichen Grundzügen aber nicht mißachten lassen, weil das Schöne, wie alles in der Welt, seine der Nothwendigkeit der Dinge entspringenden Gesetze hat.

Vor allem ist zu bedenken, daß ein aus der vollen Wirklichkeit herausgeschnittenes Stück Natur, so vortrefflich es auch wiedergegeben sein mag, noch lange kein Kunstwerk ist. Dieses, sei es nun ein biblisches oder ein literarisches, verlangt eine Absonderung, einen Abschluß, welcher zwar dessen Zusammenhang mit dem Ganzen voraussetzt, aber erlaubt, dasselbe für sich zu betrachten, weil es nur dadurch seinen eigenthümlichen Werth und Reiz vollständig entfalten kann. Ein Drama z. B. muß aus den sich endlos aneinander reihenden Vorgängen des wirklichen Lebens die Momente herausgreifen, die sich zu einem Bilde auf der Bühne abrunden lassen; was hinter den Coulißen vorgeht, wird als selbstverständlich beseitigt. Ebenso muß das Bild sich auf diejenigen Momente seines Gegenstandes beschränken, welche die Natur in ihrem Wesen und ihrer Wahrheit hervortreten lassen, und muß die störende Vielheit der umgebenden Erscheinungswelt beseitigen, wenn es die volle ästhetische Wirkung erreichen soll. Eine weise Beschränkung ist die erste Bedingung alles künstlerischen Schaffens. Und zwar ist diese Beschränkung eine doppelte, eine subjective und eine objective. Die erste entspringt der Auffassung des Künstlers, der seine Empfindung concentriren und zur einheitlichen Stimmung sammeln muß, und die zweite entspringt dem Naturgesetz, dessen Grenzen die Kunst nicht mißachten darf, ohne sich selber zu verringern. Die Schwierigkeiten, welche die Naturnothwendigkeit dem Künstler bereitet, reizen ihn wohl, den Kampf mit ihr aufzunehmen; aber selbst wenn er als Sieger aus demselben hervorgeht, hat nichtsdestoweniger sein Werk die Kosten zu bezahlen.

Dieser Grundsatz der Beschränkung nun ist es, der von der neuen Richtung hauptsächlich mißachtet wird. Die Dinge in freier Luft, in vollem Lichte zu malen, wäre ja ganz in der Ordnung, aber das genügt diesen Tausendkünstlern nicht; sie wollen ihren Gegenstand vom Hellen abheben — von der weißen Wand, vom lichten Fenster, vom strahlenden Himmel, und beleuchten zu dem Ende ihre Figuren von hinten. Ohne Zweifel kann man durch dieses Mittel mächtige Stimmungseffecte erreichen, und

Schon Millet hat auf den schönsten seiner Bilder seine Bauern hell dunkel vom Himmel abgehoben. Aber er hat dies mit Maß und Ziel gethan, im Dämmerlicht oder bei bedecktem Himmel, kurz unter Verhältnissen, wo der Gegensatz ein ausgleichbarer war, wo das zerstreute Licht seine Figuren genugam erhellte, daß diese sich nicht schwarz wie Mohren auf den leuchtenden Himmel klebten. Es ist eben ein Unterschied, ob der Maler unter der Herrschaft wahrer Empfindung ein künstlerisches Ziel verfolgt, oder ob er darauf ausgeht, durch ein Kunststück seine technische Geschicklichkeit zu zeigen. Wenn ein vernünftiger Mensch etwas sehen will, stellt er sich so, daß das Licht auf den Gegenstand und nicht ihm in die Augen fällt; und ebenso hat ein Maler, der uns nicht zum besten haben will, dasjenige zu beleuchten, was er uns zu zeigen begehrt, und es nicht durch ein blendendes Hinterlicht zu schwärzen. Ein vor die Lichtquelle gestelltes Object deutlich zu sehen, ist unmöglich; ein solches Verfahren heißt die Bedingungen mißachten, welche das Naturgesetz selber dem Auge stellt. Die wahre Kunst jedoch besteht nicht in der Ueberwindung von Schwierigkeiten, sondern in der Verdolmetschung der Natur, um die Schönheit derselben aller Welt offenbar zu machen.

Aber nicht allein durch einen Mißbrauch des Lichts, welcher die Dinge verbunkelt, statt sie zu erhellen, vergeht sich die neue Richtung an der wahren Realität, sondern auch durch eine Vertilgung des Schattens, wie sie in der Natur nirgends existirt. Dieses künstliche Verfahren, alles in's Helle zu setzen, hat sich zu einer Art artistischer Hirnkrankheit entwickelt, in Folge deren diese Licht- und Luftmalerei beim Gegentheil ihres Zieles angelangt ist und Bilder hervorbringt, die weder Licht noch Luft mehr haben, sondern an deren Stelle eine aschgraue Monotonie. Wo kein Schatten ist, da ist auch kein Licht; und wo sich über alles ein fahlstäubiger Ton breitet, da giebt es keine Luftreflexe mehr, sondern eine Malerei, die aussieht, als ob man mit dem Wischlappen über die Farben gefahren wäre.

Dieser Kampf mit dem Licht, um den sich die gegenwärtigen Kunstbestrebungen hauptsächlich drehen, hat uns, in seinen Uebertreibungen, mehr erstaunliche als erfreuliche Ergebnisse geliefert. Freilich liegt es in dem Wesen jeder Opposition, den Gegensatz auf's äußerste zu steigern; und diese Hefigkeit ist um so begreiflicher, als ihr nicht sowohl die Kampflust als vielmehr das Bestreben zu Grunde liegt, die Frage zu vertiefen und durch das Hervorkehren der letzten Consequenzen dieselbe klar zu stellen. Als Durchgangspunkt, als Etappe ist daher solch ein extremes Verfahren nicht schlechthin zu verwerfen; aber wenn diese Lichtvergeuder und Lichtverderber des Plein-Air sich zu Aposteln einer allein seligmachenden Zukunftsmalerei aufzublähen suchen, dann wird diese Ueberschätzung unerquicklich, wenn auch mehr lächerlich als bedenklich.

Als vor ungefähr fünfzehn Jahren unter Manet's Führung der Impressionismus mit seinen sonderbaren Getülben in Frankreich auftauchte

und zahlreiche Anhänger und Bewunderer fand, da dachten wir, eine solche Ansteckung des gesunden Menschenverstandes, eine solche Ausbreitung verrückter Ideen sei nur in Frankreich möglich. Aber es ist in der Geschichte schon öfter dagewesen, daß die Sieger von den Besiegten nicht nur Geld und Land, sondern auch Fehler und Vorurtheile erbeuteten; und so scheint es fast, daß die Franzosen uns nicht nur mit ihrem Chauvinismus, sondern auch mit ihrer sanguinischen Erregbarkeit ansteckten. Hat sich doch der Impressionismus bis nach Deutschland durchgemalt und hat nun auch bei uns seine Apostel und Glaubenshelden gefunden, nachdem er in seinem Vaterland den epidemischen Charakter längst verlor. Auch bei uns ist nachgerade die Kunst, in ihrer Sucht, um jeden Preis etwas Neues zu bringen, an den Grenzen der Verrücktheit angelangt. Die ästhetischen Ueberzeugungen sind ebenso flottant geworden wie die politischen. Alles opfert dem Zeitgeist, der in ethischen Dingen jetzt leider ein Geist der Häßlichkeit und Verlogenheit ist; denn die Impressionisten sind immer in der Angst, etwas Schönes zu malen, wie die Nationalisten immer Furcht haben, etwas Wahres zu sagen. Sie suchen nur das Publikum zu verblüffen, denn sie wissen, daß die Menge von jeher den Selktänzern und Lustspringern nachgelaufen ist. Der sinnige Betrachter aber athmet ordentlich auf, wenn er inmitten dieser Schnurrpfeifereien auf ein Bild stößt, bei welchem der Künstler keine Nebengedanken hatte.

Freilich hat auch bei uns die neue Richtung einen höheren Standpunkt gewonnen und, in ihren gesunderen und maßvolleren Bestrebungen, eine Anzahl schöner und merkwürdiger Bilder hervorgebracht; aber wenn nicht zu verkennen ist, daß die deutsche Abtheilung sich durch große Fortschritte und bedeutende Leistungen vor den früheren Ausstellungen auszeichnet, so ist ebenso wenig zu leugnen, daß sie nicht den ersten Platz einnimmt: es fehlt an wirklichen Meisterbildern. Einige unserer älteren Meister haben verhältnißmäßig Unbedeutendes ausgestellt, andere sind zurückgegangen oder waren nicht glücklich in Lösung ihrer Aufgabe. Jüngere Kräfte haben allerdings den leeren Platz mit schönen und vielversprechenden Schöpfungen ausgefüllt, die aber doch noch nicht jenen Stempel der Sicherheit und Vollendung tragen, den manche der ausländischen, und namentlich mehrere spanischen Gemälde, aufzuweisen haben.

Retrospective Abtheilung.

Ein guter Gedanke war die Herstellung einer besonderen Abtheilung für Bilder der Münchener Schule aus vergangener Zeit. Da freilich in diese Gruppe alle bereits verstorbenen Künstler eingereiht wurden, so enthält sie auch Meister wie Bier, Victor Müller und andere, deren Richtung und Thätigkeit in die moderne Kunst hereinragt. Die durch diese Beigabe ermöglichte Vergleichung der älteren und neueren Werke ist im höchsten Grade interessant und lehrreich. Das Ergebniß derselben aber ist die

Einsicht, daß die Malerei der früheren Zeitabschnitte, wenn sie auch im ganzen dem heutigen Colorismus gegenüber bedeutend abfällt, doch eine Anzahl von Künstlern aufzuweisen hat, welche der neuen Zeit die Stange halten und Vorzüge besitzen, die manchen Koryphäen der Gegenwart sehr zu wünschen wären.

Aus der frühesten Periode sind hier einige Porträte von Eblinger zu nennen, dem letzten der guten alten Porträtisten. Namentlich das Bildniß seiner Frau macht sich durch vortreffliche Modellirung mit sparsamen Mitteln vortheilhaft bemerklich. Wilhelm von Kobells „Fuhrmann im Gebirge“ strahlt Licht aus und ist von großer Transparenz im Schatten. Die lebendigen Genrebilder Bürkels sind, wenn auch etwas glatt, mit einem Fleiß studirt und mit einer Liebe ausgeführt, wie man sie heutzutage selten antrifft. Höchst ergötzlich sind die humoristischen Darstellungen Spitzwegs, eines Künstlers voll Phantasie und Erfindung, der auch den Pinsel des Malers mit einem für seine Zeit seltenen Geschick zu handhaben mußte. Von Rottmann sind nur einige unbedeutendere Bilder vorhanden, welche seinen Fresken nicht gleichkommen, aber seine unerreichte Begabung für großartige Darstellung der Erdbildung wohl erkennen lassen. Auch „Epenhausen“ und die „Lüneburger Heide“ von Morgenstern zeigen viel Stimmung. Ganz hervorragend aber sind die Landschaften der Brüder Richard und Albert Zimmermann, welche der lebhaftesten Auffassung der Neueren den gebiegenen Ernst der alten Niederländer nicht geopfert haben. Die „Waldlandschaft“ mit Kühen und Schafen im Vordergrund und die „Landschaft mit Kühen, im Hintergrund die Zugspitze“ des ersten sind von einer reizenden Technik; klar bis in die Tiefe; sehr studirt, fein ausgeführt und doch breit und mässig, dabei klug angeordnet und hübsch abgerundet. Der „Gebirgsbach“ des zweiten ist wirkliches Wasser, schäumend und durchsichtig, und das ganze Bild außerordentlich fertig.

Von Eduard Schleich zeigen einige meistens kleinere Landschaften den flüssigen Pinsel und den stimmungsvollen Ernst dieses Anbahners der neueren landschaftlichen Richtung in München. Von Lier sind sieben, größtentheils bedeutendere Arbeiten ausgestellt, welche den künstlerischen Werth dieses hervorragenden Landschafters zur Geltung bringen. Er kann sich fast neben den besten Erzeugnissen der Gegenwart sehen lassen, wobei er eher zu gewinnen als zu verlieren hat. Seine „Landschaft aus der Umgegend von Paris“ zeigt Anklänge an die Auffassung seines Pariser Lehrers Dupré, während sein „Abend an der Nar“ in der Mitte zwischen Dupré und seinem Münchner Lehrer Zimmermann steht. Man sieht, daß er gute Schulen genossen und seine eigene Originalität, von welcher das schöne Bild „Aus Münchens Umgebung“ Zeugniß ablegt, auf tüchtigen Grundlagen aufgebaut hat.

Zu den wichtigsten Gegenständen der retrospectiven Ausstellung aber

gehören die Bilder von Victor Müller „Romeo und Julie“ und „Hamlet“. Das erste Bild zeigt den Abschied der beiden Liebenden. Julie, im letzten Rufe ergossen, hängt schmerzzerfüllt am Halse Roméos, der sie mit einem Arm umfängt, während die andere Hand die Strickleiter faßt. Ebenso leidenschaftlich im Ausdruck als maßvoll in der Anordnung, ist dies bis jetzt wohl die beste Darstellung dieser nächtlichen Scene, in der nur vielleicht das Morgenlicht etwas mehr mitspielen dürfte. Auch Hamlet mit Horatio vor der Grube, in welcher der Todtengräber steht, ist verständig aufgefaßt, von ruhiger, nobler Haltung, und die flüssige Malerei zeigt eine einheitliche melancholische Färbung, in voller Harmonie mit dem Gegenstande.

Von nicht geringem Interesse ist ferner die große, ziemlich ausgeführte Skizze Franz Adams: „Die Attaque von Mars la Tour“, welche mehr werth ist als alle Soldatenbilder der modernen Abtheilung zusammengenommen. Die Darstellung ist außerordentlich lebendig, aber ohne jede Uebertreibung der Bewegung. Dabei ist die Zeichnung vortrefflich, so daß die Richtigkeit der Formen selbst durch die Flüchtigkeit der Skizze sich durchfühlt. Jeder Pinselstrich ist verstanden, drückt eine Intention aus und weiß an die rechte Stelle den Accent zu legen. Und das gilt auch von der Behandlung der Farbe. So sind z. B. die erhobenen Beine der galoppirenden Pferde mit Hilfe des aufgewirbelten Staubes in einer Weise abgetont, welche sie in der Luft schweben und nicht — wie es gewöhnlich geschieht — durch die Schärfe der Umrisse, als mitten in der Bewegung erstarrt erscheinen läßt. Auch das kleinere, sorgfältig ausgeführte Bild „Aus dem italienischen Feldzug“ ist von schöner Zeichnung und vornehmem Colorit. Franz Adam wurde offenbar nicht nach seinem Werthe geschätzt und überragt den ihm vorgezogenen Horschelt, — dessen Cirkassier und Beduinen zwar sehr charakteristisch gezeichnet, aber desto charakterloser gemalt sind — um ein Gutes.

Zu der retrospectiven Ausstellung sind noch eine Anzahl französischer Landschaften zu rechnen, die, von ihren Besitzern, den Herrn Forbes in London und de Haas in Brüssel, eingesandt, in der modernen Abtheilung hängen, aber einer früheren Periode angehören. Es sind dies meist kleine, oft skizzenhafte, aber nicht weniger bewundernswerthe Bilder von Corot, Diaz, Dupré, Rousseau, Daubigny, Millet, Troyon und Faque, welche eine Sathheit des Colorits, eine Sicherheit des Vortrags, einen Reiz der Farbe, eine Kraft des Tons und der Stimmung aufweisen, gegen welche all' unsere heutigen Pinselkunststücke sehr im Hintertreffen bleiben.

Historie.

Daß von dem heutigen Realismus das klassische Historienbild in Abgang decretirt wird, ist nicht zu verwundern. Zwar fehlt es in der Ausstellung nicht an einer Anzahl jener großen akademischen „Maschinen“, oft

mit figurenreichen Compositionen, an welche ein gutes Theil Wissen und Können verschwendet ist; aber es geht ihnen jener Hauch der Begeisterung, jene spontane Schöpferkraft, jene Einheit der Wirkung ab, welche ihre äußere Erscheinung mit innerem Leben befeelen würde. Es ist nicht möglich, ihnen ein volles Lob zu spenden, ein flüchtiger Tadel würde sie vielleicht unter ihren Werth herabsetzen, und zu einer eingehenden Behandlung fehlt die Veranlassung. Denn im allgemeinen giebt es bei ihnen weder viel zu empfinden noch viel zu lernen; ihre Kritik wäre unfruchtbar für den Zweck unserer Darstellung. Bedecken wir sie mit dem „christlichen“ Liebesmantel des Schweigens!

Die wenigen Figuren classischen Stils, die sich heutzutage noch in die Ausstellungen wagen, machen den Eindruck, als ob sie sich selber schämten, in ihrer göttlichen Nacktheit unter diese Schaar brutal „sittsamer“ Lämmer zu treten. Diesem Gefühle giebt die „Ueberraschung der Diana“ von Jules Lafeyvre in Paris, schon ex officio, den richtigen Ausdruck. Die große, im akademischen Stil gehaltene und mit Geschmack geordnete Composition verblaßt denn auch ziemlich inmitten all' der derben Naturwahrheit. Das Fleisch ist kein Fleisch mehr, Schatten und Halbdunkel scheinen aufgelöst in den Localton, und selbst die geschmeidige Eleganz der Linien kann den abkühlenden Eindruck conventioneller Schönheit nicht verhindern. Das Bild ist ein wahres Plaidoyer für den Realismus. Und merkwürdiger Weise wird diese indirecte Demonstration von demselben Künstler durch ein zweites Bild, ein Porträt „Die Großmutter“ betitelt, auch direct unterstützt; denn so ideal verblasen die „Diana“, so real fest und plastisch erscheint dieser gewissenhaft durchstudirte und durchgeführte Altweiberkopf mit seinen lebendig blickenden Augen und seinen Falten, deren Bestimmtheit sogar eine gewisse Härte zeigt.

Das bedeutendste Bild der Stilhistorie ist ohne Zweifel der „David“ von William Dodge in Paris. Auf weitem Feld, am Horizont von einem Höhenzug begrenzt, der rechts zu einem größeren Gebirge aufsteigt, liegt mitten im Vordergrund Goliaths gewaltiger Körper in ausgestreckter, aber ziemlich verkürzter Stellung. Sein einer Arm steckt noch in der Schilbspange, während der andere sich gegen den Kopf zurückbiegt. David, in der Rechten des Riesen Schwert, in der Linken die Schleuder emporhaltend, steht mit straffem Standbein neben des Gefallenen Leib und setzt den anderen erhobenen Fuß auf dessen Vorderarm. Im Begriff, ihm den Kopf abzuhaueu, stößt er einen Triumphschrei aus, der über die Ebene gellt, während ganz in der Ferne die feindlichen Hertschaaren dem Gebirge zuschiehen. Der nackte, nur mit einer kargen Schürze bekleidete David ist von schönem, doch keineswegs akademischem Ebenmaß und tüchtiger Zeichnung, wenn auch die Verkürzung des rechten Arms nicht ganz stimmt. Die Hauptsache aber ist die vortreffliche Haltung des Bildes, einer Plein-Air-Malerei, die weiß, was sie will. Die Figur Davids hebt sich hellbunke! vom abenddämmerigen

Himmel ab, unter dessen bedeckter Höhe sich zwei lichte Streifen hinziehen, während der röthliche Abendſchein den lang geſtreckten Horizont säumt und das Gebirge beleuchtet. Auch Davids emporgestreckte Hand reicht noch in die Lichtzone. Die Kraft und Klarheit des Tons läßt nichts zu wünschen, und die schöne Geſammſtimmung iſt ebenſo mächtig als harmoniſch.

Unter dem Titel „Letzter Sonnenſtrahl“ zeigt uns Joſef Bloch in München einen edlen, jugendlich weiblichen Körper, der, auf einer in die Lüfte ragenden Felsſpitze ſitzend, der untergehenden Sonne nachzujuchzen ſcheint. Das von dem röthlichen Licht überhauchte Fleiſch macht trotz der außergewöhnlichen Beleuchtung den Eindruck des Wahren und Lebensfähigen. Die Zeichnung iſt correct und dabei doch weich, die Farbe kräftig und zugleich fein im Ton. Eine tüchtige Leiſtung deſſelben Künſtlers iſt das gleichfalls lebensgroße Gemälde: „Jesus und das Weib von Samaria,“ das bis an den Gürtel nackt, auf den Krug geſtützt, vor dem ſitzenden Jesus ſteht, gegen den ſie im Geſpräche ſich vorbeugt. Der Körper iſt ſchön modellirt und das ganze Bild von hübscher, weicher Stimmung. — Wilhelm Balmer in München hat eine „Nymphe“ ausgestellt, die in der Lage einer büßenden Magdalena auf dem Raſen liegt und ſich mit Leſen beſchäftigt. Das Bild des jungen Künſtlers, eines Schülers von Böffz, erinnert wohl noch etwas an das Modell, zeigt aber eine formenkundige und naturwahre Behandlung des Nackten und eine dem jugendlichen Körper ſich anbequeme Geſchmeidigkeit der Technik, die nicht ohne Verdienst ſind.

Eine auffallende Leiſtung iſt „Kaiſer Maximilian, dem ſeine Opfer erſcheinen“ von E. Liſka in Rom. Im bleichen Mondlicht iſt der Kaiſer vor den geiſterhaften, aus den, wohl etwas tintigen, Schatten der Nacht aufleuchtenden Geſtalten zu Boden geſunken, das Antlik der Erde zugekehrt, ein Bild des Entſehens. Die Darſtellung iſt von mächtiger Wirkung, und wenn auch den unbeſtimmten, im Dunkel des Hintergrundes verſchwindenden Opfern eine klarere Charakteriſirung zu wünſchen wäre, ſo wird dafür die Empfindung des Beſchauers durch keine Uebertreibung geſtört. — Gleichfalls auffallend, aber durch ſeine Sonderbarkeit, iſt das „Madonnenbild“ von Gabriel Max in München. Das Gemälde ſtellt nämlich nicht die Madonna in Perſon, ſondern ein eingerahmtes Bild derſelben dar, vor welchem wächſerne Botivgaben liegen und zwei brennende Kerzen ſtehen. Mit all dieſer Anordnung aber ſieht die Madonna keineswegs wie ein Bild im Bild aus, ſondern wie eine leichenhafte Erſcheinung. Offenbar will der Künſtler andeuten, daß das von den Opfernenden angerufene Madonnenbild zu einer Art wunderthätigen Lebens erwacht, freilich zu einem Leben, das kein Blut in den Adern hat. Die Maria iſt unbedeutend, trotz ihres ſtieren Blicks, und der Kopf des Jeſuskindes faſt ſo groß wie der ſeiner Mutter. Dieſe Max'ſchen Frauen haben nachgerade immer daſſelbe Geſicht und dieſelbe Bleichſucht. Seine Bilder laboriren an einer außerhalb der Kunſtſphäre liegenden Geſuchtheit und werden, bei all der eigenthümlichen und feinen Technik des

Meisters, immer schemenhafter, mystischer und unverständlicher. Il cherche midi à quatorze heures.

Den Gipfel des Unverständes in dieser mystischen Richtung zu erreichen, war aber doch einem Franzosen vorbehalten, und zwar dem Maler der Ermordung des Kaisers Vitellius, Georges Rochegrosse, mit seinem „Tannhäuser im Venusberg“. Auf diesem Bilde sind nur der Tannhäuser, und ein Rosenstrauch in der linken Ecke des Vordergrundes, als körperhafte Existenzen behandelt, alle übrigen Gegenstände verschwinden in einem traumhaften Duft. Bloß der Rasenhügel in der Mitte, auf welchem der schlafende, in Form eines Gekreuzigten ausgestreckte Liebesheld liegt, hat ein halb-wirkliches, violett und grün gefärbtes Dasein. Im Vordergrund breitet sich ein nacktes, auf dem Rücken liegendes Weib aus, aber ganz nebelhaft und kaum sichtbar. Hinter dem Ritter ruht die nackte Frau Venus, der Länge nach ausgestreckt auf der Seite, so daß die andere aufsteigende Hüfte eine üppig geschwungene Bogenlinie beschreibt. Den Kopf über den Schlafenden vorgebeugt, umschlingt sie seinen Oberkörper mit ihren Armen, während ihn ihr gelbblondes Haar wie ein Mantel von der Brust bis zu den Kniebedeckt. Die Figur der Venus ist gleichfalls schemenhaft verschwommen, und die geschwungene Silhouette ihres Körpers wiederholt sich in schmalen Abständen immer und immer wieder, um schwächer und schwächer in der Himmelsferne zu verduften. Auf diese Art sieht das ganze Bild aus wie ein weißlicher, mit bunten aber leichten Farbtönen überhauchter Grund, auf dem sich der Tannhäuser — das heißt, insoweit er unter den Nebelhaaren sichtbar ist — als dunkler Fleck abhebt. Der Künstler begnügt sich hier nicht, ein Traumbild zu malen, wie es sich in der Phantasie des Schlafenden plastisch gestalten könnte; er will vielmehr den Seelenzustand Tannhäusers direct schildern, eine Anatomie der Seele darstellen, was ungefähr so viel heißt, als den Gesang der Nachtigall oder den Duft der Rose malen wollen. Daß aus alle dem kein Bild entstehen kann, versteht sich von selbst; aber recht deutlich sehen kann man aus diesem Versuch, auf welche Abwege die Kunst mit einem Spintifiren geräth, das von der Reflexion ausgeht, statt von der Natur.

Einen desto erfreulicheren Anblick gewährt der „Christus consolator“ von Ernst Zimmermann in München. Es zeigt sich in diesem Bilde ein Bestreben, die malerische Empfindung der alten Meister mit der modernen Anschauung in Einklang zu bringen, das nicht ohne Erfolg blieb. Christus ist nicht als Gott sondern als helfender Menschenfreund aufgefaßt, der sich über ein sterbendes Kind tröstend oder heilend vorbeugt. Daß man über die Bedeutung der Handlung, welche auch durch die beiden auf der rechten Seite knienden weiblichen Figuren nicht aufgehellt wird, im Unklaren bleibt, gereicht dem Bilde nicht zum Vortheil. Dagegen hat die Farbenstimmung eine schöne, ernste, dem Gegenstand angemessene Harmonie, die sich zu einem künstlerisch concipirten Bilde abrundet und inmitten all der Pinselorgien einen wohl-

thuenden Eindruck macht. — Das colossale Gemälde von Bruno Piglhein in München, eine „Grablegung Christi“, führt uns in eine Felsenfchlucht, deren hohe Wände der sinkende Abend mit seinem röthlich violetten Licht noch spärlich erhellte. Drei Männer tragen den Leib des Gekreuzigten, im Hintergrund erblickt man die wehklagenden, händeringenden Frauen. Was die Farbe betrifft, so hat das Bild eine feine Stimmung und schöne Haltung; aber die Formen sind von einer Nachlässigkeit der Ausführung, die namentlich den sehr verkürzten Körper Christi nicht zu gehöriger zeichnerischer Geltung kommen läßt und dem Ganzen den Charakter der Panoramamalerei giebt.

„Der heilige Ferdinand, König von Spanien“ von Casanova y Estorach in Paris ist ein vielköpfiges Bild, das an eine Abendmahlszene erinnert. Der Herrscher, dem ein alter Diener eine Platte Fische nachträgt, bedient im königlichen Ornat — den rothen Mantel mit Hermelinfragen um die Schultern und die Krone auf dem Haupte, über welcher ein verschämter Heiligenschein schwebt — die um einen langen Tisch sitzenden Armen. Diese blicken gerührt und dankend zu ihm auf, während im Hintergrunde des mittelalterlichen, von gemalten Fenstern erhellen Raumes eine Reihe Höflinge zuschaut. Das Bild ist etwas langweilig, namentlich machen die sechs Paar nackten Beine, die unter dem erhöhten Tisch in einer Reihe paradiren, einen kläglichen, an eine Rekrutenvisitation erinnernden Eindruck. Dagegen ist das große Bild trefflich gemalt, mit tüchtigem Vortrag und einheitlicher Wirkung.

Ein interessantes Costümbild, ein Product der Leys'schen Schule, „Die Genter huldigen Karl V. als Kind“, von Albrecht de Briendt in Brüssel, verdient auch unsere Aufmerksamkeit. Die um den Mittelpunkt, das Kind in seiner Wiege, versammelte Gesellschaft ist mit Geschmac angeordnet; die etwas gedrängtern Figuren des tieferen Plans stehen gut hinter einander im Raum; das Colorit ist sehr kräftig, und die ziemlich ganzen Farben sind in hübsche Harmonie gebracht. Dagegen sind die lebensgroßen Figuren im Vordergrund etwas trocken gemalt, auch stören ein paar allzuweiße Flügelhauben den Einklang. —

Schon bei den letzten Gemälden, die wir betrachteten, handelte es sich mehr um die Farbe als um die Form; und vollends in der Costümhistorie, die uns jetzt beschäftigt, gewinnt das specifisch malerische Moment immer mehr an Bedeutung. Es wird daher besser sein, die Bilder dieser Richtung nicht von der coloristischen Gruppe abzusondern, sondern dieselben, trotz ihres historischen Inhalts, in der folgenden Abtheilung zu behandeln.

(Schluß folgt.)





Aus dem Orient.

flüchtige Aufzeichnungen.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Bei aller Mühe würde es mir doch nicht gelingen, für diese Blätter einen Titel zu finden, der bescheiden genug klänge, um den Absichten, die ich mit deren Veröffentlichung verfolge, zu entsprechen. Schon bei diesem ersten Satze stocke ich, denn süßlich darf ich nicht einmal von meinen besonderen Absichten reden. Manche der bunten, wechsel- und reizvollen Bilder, die während meiner Fahrt im Osten bisweilen mit sinnverwirrender Schnelligkeit im Fluge an mir vorübergefaust sind, habe ich zu bannen versucht, und ein besonderes Behagen hat es mir gewährt, den wunderbaren Eindruck, den das nur flüchtig Erspähte auf mich gemacht hat, in den Stunden gemächlicher Sammlung in der Erinnerung wieder auffrischen zu können. Jeder lehrhafte Zweck, jede anspruchsvolle Kritik aber hat mir durchaus fern gelegen.

Wilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen,

Wilde mir nicht ein, ich könnte was lehren . .

Wollte ich daran denken, wie hervorragende Gelehrte und großartige Dichter von tiefem Verständniß getragene und farbenprächtige Schilderungen derselben Stätten gegeben haben, die wie in traumhafter Verschleierung vor mir aufgetaucht sind, und von denen ich mich abwenden mußte, bevor es mir noch möglich war, in deren Wesenheit einzudringen, — wollte ich an Byron, Fallmerayer, Arniciis und so manchen Andern denken, so würden die nachfolgenden Blätter sicherlich ungeschrieben geblieben sein. Der einzige Vorzug aber, den ich geltend machen möchte, und der mir gewiß

nicht als Unbescheidenheit ausgelegt werden wird, ist eben der, daß ich an jene erlauchten Wanderer, die vor mir dieselben Wege gegangen sind, so wenig wie möglich gedacht habe. Das, was ich gesehen habe, habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, nicht durch die Brille Anderer. Ich bin all' den Neuheiten, die sich mir dargeboten haben, mit der vollsten Unbefangtheit gegenübergetreten. Ich bin von Eigenthümlichkeiten angezogen, von Schönheiten mächtig und tief ergriffen worden, die in keinem der mir bekannten Programme verzeichnet waren, und da, wo ich mich vorchriftsmäßig hätte begeistern sollen, hat sich mitunter eine starke Enttäuschung meiner bemächtigt, und ich bin kühl bis an's Herz hinan geblieben. Ich habe mich weder um die politischen Schwierigkeiten und nationalen Wirren auf der Balkanhalbinsel, noch um den langsamen, und wie man behauptet: unaufhaltbaren Absterbeproceß des Asienthums in dem fernsten und vielleicht schönsten Winkel Europas bekümmert, habe weder archäologischen, noch cultur- oder kunstgeschichtlichen Studien obgelegen. Als harmloser Vergnügungsreisender bin ich in Saloniki an der Hafensstraße des Aegäischen Meeres entlang und in Constantinopel über die Brücke des Goldenen Hornes geschlendert, habe außer diesen beiden interessantesten und wichtigsten Städten der europäischen Türkei die drei sehenswerthesten Punkte Rumäniens: Bukarest, Sinaja und Curtea de Arges, kennen gelernt; und das Eigene der Anschauung und Empfindung, das Wahrheitsgetreue in der Wiedergabe des Erblickten und Gefühlten, das allein könnte vor wohlmeinenden Richtern diesen Aufzeichnungen eine gewisse Berechtigung geben. Sie sind fast ohne Ausnahme während der Reise selbst geschrieben worden, an Ort und Stelle und unter dem unmittelbaren Eindruck des eben Erblickten, ohne irgendwelches „schätzbares Material“, ja ohne auch nur zu wissen, wie Andere dieselben Dinge und Persönlichkeiten angeschaut und geschildert hatten. Um diese Anderen habe ich mich erst nach meiner Rückkehr bekümmert, und zwar lediglich um gewisse Lücken zu füllen, die die eigene flüchtige Wahrnehmung nothwendigerweise oft hatte lassen müssen. Die Arbeit daheim — also eine sorgfältigere stilistische Fassung, die Sichtung und Ordnung der losen Blätter, die später eingestreuten Bemerkungen, zu denen ich durch die neue oder erneute Bekanntschaft mit Werken aus dem Orient veranlaßt worden bin — hat, wie ich glaube, an dem eigentlichen Wesen meiner flüchtigen Aufzeichnungen während der Fahrt selbst wenig verändert. Auch da, wo mich ehrwürdige Autoritäten in meinen von den ihrigen völlig abweichenden Anschauungen kurzig machen mußten, habe ich an die Ursprünglichkeit meiner ersten Niederschrift nicht rühren mögen. Ich habe mir gesagt, daß das Selbstempfundene, auch wenn es irrig ist, in einem Falle wie diesem noch immer mehr Berechtigung hat, als das Nachschwäzen des von Anderen vielleicht viel besser und viel richtiger Empfundenen.

Und somit Gott befohlen! Wir wollen uns auf den Weg machen.

I.

Durch Ungarn nach Serbien.

Ueber Kutta nach Budapest. — Verstillung der Stadt. — Aussichtswagen ohne Aussicht. — Ungarische Tiefebene. — Ankunft in Belgrad.

Hätte man mir Ostern gesagt, daß ich Pfingsten den thessalischen Olymp vor mir auffragen sehen sollte, so würde ich sehr erstaunt gewesen sein und ungläubig den Kopf geschüttelt haben. Ich dachte in der That an nichts weniger als an eine Reise nach dem Orient. Freilich hatte ich mich immer nach dem Osten gesehnt, und seitdem ich aus dem fernen Westen Amerikas die mächtigsten und unvergänglichen Eindrücke in mich aufgenommen hatte, hatte sich in mir das Verlangen, den Orient einmal zu sehen, immer mehr gesteigert. In östlicher Richtung war ich über Warschau und Pest bisher nicht hinausgekommen, und ich war längst entschlossen, die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, um wenigstens einmal bis an's Schwarze Meer vorzubringen.

Diese längst gesuchte Gelegenheit bot sich mir nun rein zufällig in den ersten Frühlingstagen dieses Jahres. Wir saßen zu dritt im Kaiserhof: der Director der Länderbank, Regierungsrath von Hahn aus Wien, der Inhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Karl Fürstenberg, und ich. Wir hatten von allem Möglichen geplaudert, und schließlich kam das Gespräch auf eine neue Bahn, die demnächst eröffnet werden sollte, und von der ich hörte, daß sie eine neue wichtige Weltstraße erschließen würde: die Bahn von Branja nach Uesküb.

Ich schwieg mit jenem verständnißsinnigen Lächeln, das immer so wohl kleidet, wenn von Dingen die Rede ist, die man nicht kennt. Ich habe mich nie für einen Schüler von Karl Ritter, Kiepert oder Klöden ausgegeben, und ich scheue nicht vor dem Bekenntniß zurück, daß mir die Namen „Branja“ und „Uesküb“, wenn auch nicht gerade wie etwas vollkommen Unbekanntes klangen — ich glaubte wohl, sie irgendwo schon einmal gehört oder gelesen zu haben —, so doch recht wenig vertraut waren. Ich hatte keine Ahnung, wo ich auf der Karte nach diesen interessanten Städten zu suchen hätte. Ich dachte mir gleich, es müßte wohl da unten in der Türkei sein; aber auch Rußland oder Persien würden mich nicht überrascht haben. Plötzlich hatte ich eine lichte Eingebung.

„Branja liegt doch am Schwarzen Meer?“ fragte ich schüchtern.

„Nein. Sie verwechseln es mit Barna. Branja ist die letzte serbische Station an der türkischen Grenze.“

Nun wußte ich schon etwas mehr, aber auch noch immer nicht viel. Da ließ ich mich denn belehren, daß Saloniki, von dessen Herrlichkeit ich schon soviel gehört hatte, bis zur Stunde noch nicht in unmittelbarem Zu-

sammenhänge mit den Schienenwegen Europas stehe, daß die bisherige Eisenbahn nur bis an die südserbische Grenze, von Belgrad über Nisch eben bis zu jenem interessanten Branja, reiche, daß aber bis zur Stunde keine Verbindung zwischen Branja und der nächsten türkischen Station, Uesküb, vorhanden gewesen sei, und daß man also, um nach Saloniki zu gelangen, von Branja aus eine langwierige und beschwerliche Wagenreise von etwa vierundzwanzig Stunden habe machen müssen, um auf die türkische Bahn in Uesküb zu stoßen. Jetzt sei die directe Verbindung zwischen den serbischen und türkischen Bahnen hergestellt; die feierliche Eröffnung dieser Verbindungsbahn werde demnächst stattfinden, und man werde nun von jeder Stadt des Festlandes aus über Budapest und Belgrad mit der Bahn ohne alle Beschwerlichkeit direct bis zur Königin des Aegäischen Meeres, bis nach Saloniki, gelangen können.

Die Bemerkungen, welche meine Freunde über die ungeheure Wichtigkeit des nun vollendeten Unternehmens austauschten: über die eigentliche Gewinnung des großartigen Hafen- und Handelsplatzes von Saloniki für den Weltmarkt, über den mächtigen Aufschwung, den Saloniki selbst nehmen müsse dadurch, daß erst jetzt dieser rührigen, reichen und von der Natur begnadeten Stadt die Hinterländer Serbien, Rumänien, Ungarn und damit das gesammte europäische Festland eigentlich erschlossen seien, leuchteten mir vollkommen ein.

„Sie sollten die Eröffnungsfeier mitmachen,“ warf Herr von Hahn unbedacht hin, ohne wohl selbst zu glauben, daß ich das Wort sogleich aufgreifen würde. „Wenn Sie Land und Leute noch nicht kennen, würde es Sie gewiß interessieren.“

„Sie brauchen mich bloß zur Feier einzuladen,“ antwortete ich. „Ich komme mit Vergnügen.“

„Ernsthaft gesprochen?“

„Durchaus ernsthaft. Aber allerdings würde ich die Einladung nur unter einer Bedingung annehmen: daß Sie mich nämlich nicht als Zeitungs-schreiber einladen. Nicht daß ich meinen Beruf verleugnen wollte oder geringschätzte — ich bilde mir sogar etwas darauf ein, meine schriftstellerische Thätigkeit mit der Zeitungsschreiberei angefangen zu haben, und werde sie damit wohl auch abschließen —, aber wenn ich nach dem Orient reise, will ich mich amüsiren, will vollkommen frei sein von dem lästigen Zwange der sofortigen Berichterstattung, will nicht genöthigt sein, schreiben zu müssen, wenn ich lieber schlafen möchte, und mich in ein schlechtes Wirthshauszimmer zurückzuziehen, wenn ich lieber in guter und anregender Gesellschaft bliebe.“

Herr von Hahn erklärte sich mit dieser Bedingung vollkommen einverstanden. Wenige Tage darauf erhielt ich die Einladung zum 18. Mai in Belgrad, packte meine Siebenfachen zusammen und fuhr ab, vorläufig noch ohne bestimmten Reiseplan. Als nächste Ziele hatte ich eben nur

Belgrad und Saloniki im Auge. Ich machte mir keine Sorgen, ich wußte daß ich von da aus schon weiterkommen würde.

Da ich, um rechtzeitig in Belgrad einzutreffen, nur wenig Zeit zu verlieren hatte, zog ich es vor, diesmal Wien bei Seite zu lassen und auf dem nächsten Wege, über Breslau-Oberberg und Nutka, nach Pest zu fahren, um dort zu rasten. Und ich habe es nicht bereut. Der nördliche Theil von Ungarn mit den westlichen Ausläufern der Karpathen ist von großer landschaftlicher Schönheit. Ein paar Stunden hinter Oberberg nimmt der Schienenweg den Charakter der echten Gebirgsbahn an, die dem Reize der Brenner-, der Gifels- und der Semmering-Bahn kaum etwas nachgiebt.

Mit überraschender Unmittelbarkeit fühlen wir uns in ein ganz anderes Land versetzt und sehen auf einmal ganz andere Leute. Die Arbeiter, die wir auf dem Felde beschäftigt finden, die Bauern und Bäuerinnen, die mit Körben, Kiepen und Bündeln schwer bepackt an den Stationen den Zug erwarten, sind im Typus, in der Haltung und auch in der Tracht von ihren nördlichen Nachbarn, den Schlesiern, grundverschieden. Wir bekommen freilich nicht allzu viel von diesen Menschenkindern zu sehen. Auf dem Felde ist jetzt wenig zu thun; es ist die gesegnete Zeit, da man den lieben Gott walten läßt. Aber die wenigen Feldarbeiter und die Hirten, die schläfrig und gedankenlos bei ihrer Heerde weilen, fallen uns durch das Absonderliche ihrer Erscheinung um so mehr auf. Es sind wohl meistens Slowaken. Das Reich der hohen Stiefel, die gleichmäßig von Männern und von Frauen getragen werden, hat nun begonnen. Die Männer haben fast allesammt den kleinen runden Hut mit aufstehender Krempe aufgestülpt, die nicht einmal den Versuch macht, gegen die heißen und blendenden Sonnenstrahlen irgendetwas Schutz zu gewähren. Die lieblich knappen und gewöhnlich hellfarbigen Beinkleider stecken in den Schäften der Stiefel. Den Oberkörper bedeckt ein gelbbraunlicher Kittel von kleidsam malerischem Schnitt. Andere tragen anstatt dessen bloß das Hemd, das über die Beinkleider gezogen und an der Hüfte durch einen Gürtel festgehalten wird und auf diese Weise Rock und Schurz sinnig verbindet. Alle haben eine sonnengebräunte Gesichtsfarbe, tiefbraune Augen und schwarze, stumpffarbige zottige Haare, die in nicht allzu gepflegtem Zustande glatt auf die Schultern herabfallen. Wind und Wetter, Staub und Regen und Sonne haben diesen Leuten eine einheitlich wirkende, bräunlich abgetönte Färbung gegeben; sie sehen aus wie Sepia-Zeichnungen. Denselben ziemlich einfarbigen, schmutzbräunlichen Ton haben auch die Weiber, die aber mit angeborenem Feingefühl für das künstlerisch Wirksame die Eintönigkeit der Grundfarbe durch hellere, bisweilen sogar schreiende Farben, namentlich des Kopftuchs, zu beleben wissen.

Durch eine noch viel tiefere graubraune Färbung der Haut, durch noch größere Vernachlässigung in der Pflege des Außern unterscheiden sich

die Zigeuner, von denen es in dieser Gegend verhältnißmäßig eine ziemlich große Anzahl geben mag, von den Deutschen, Slowaken und Ungarn des gebirgigen Nordens. Da, wenige Schritte vom Halteplatz unseres Zuges entfernt, hat sich eine Bande gelagert. Da ist so eine Art Zelt aufgeschlagen, wenigstens flattert ein zeretzter schmutziger Lappen, der an ein paar Stangen befestigt ist, im Winde hin und her. Ein alter, magerer Klepper steht ausgespannt neben der Karre, mit schwermüthig gesenktem Kopf, und beschnuppert, vielleicht hungrig, aber jedenfalls ohne rechten Appetit, das trockene staubige Gras. Eine nicht mehr junge und keineswegs schöne Mutter sitzt mit hochgezogenen Knien auf dem Boden und hat ihr Kind an der Brust. Sie ist spärlich bekleidet, das Kind ist pudelnaakt. Die Ausübung ihrer Mutterpflicht scheint sie geistig nicht sehr in Anspruch zu nehmen; sie unterhält sich, während sie dem Kinde die Brust giebt, sehr lebhaft mit einem hinter ihr stehenden Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren. Einige der Bande scheinen damit beschäftigt zu sein, ohne alle Ueberstürzung das Nothwendigste für das zeitweilige Unterkommen ungefähr herzurichten. Andere liegen lang ausgestreckt im Graze und thun gar nichts.

Jedesmal wenn ich Zigeuner sehe, überrascht mich die erstaunliche Aehnlichkeit unserer europäischen Nomaden mit den Indianern Amerikas. Ob die Gleichartigkeit des Wanderlebens und der Lebensgewohnheiten schon diese schier wunderbare Uebereinstimmung in der Erscheinung bewirkt — ich weiß es nicht; aber jedenfalls darf man, wenn man eben nur das Aeußere in's Auge faßt, mit demselben Rechte wie von den Indianern als von den Zigeunern Amerikas auch von unsern Zigeunern als von den Indianern Europas sprechen. Namentlich das schöne, etwas schwermüthige Auge in seiner tiefdunklen Farbe, von glänzenden schwarzen Lidern umsäumt, mit dem seltsamen Ausdruck des Treuen und Scheuen, der an den Blick des Hundes gemahnt, ist beiden völlig gemeinsam.

Und auch die Gegend, die wir durchfahren, erinnert mitunter an den spärlich bevölkerten Norden Amerikas. Lange, lange Zeit sind wir mitten in wilber Einsamkeit, die nur der eiserne Strang der Schienen durchschneidet. In kühnsten Windungen schlängelt sich die Bahn an den Bergen entlang, die unmittelbar neben dem künstlich aufgeschichteten Bahnkörper schroff abfallen, und durchbricht in ungezählten Tunnels den fessigen Widerstand. Die meisten Berge sind dicht bewaldet und erglänzen jetzt im frischesten Grün. Der wundervolle, junge Wald sieht wie zum Feiertage säuberlich abgewaschen aus. Viele Bäume stehen in vollster Blüthe. Unter dem zarten Weiß und dem wunderbaren gelblich behauchten Rosa der Blüthen, die sich wie zu einem ungeheuren Strauße dicht aneinander schließen, verschwindet mitunter das saftige Grün der Blätter vollständig. In den schönsten Umrissen schließen die Berge den Horizont ab, bald in sanften Wellenlinien, bald in hoch und schroff aufsteigenden Spitzen. Graugelbes Geröll und unwirthsamer Boden wechselt mit üppigen prangenden

Uen, durch die sich ein von niedrigen Bäumen und dichtem Gesträuch eingefasster Fluß schlängelt, der bald spiegelglatt friedlich dahinfließt, bald über Kiesel und abgelöste Felsstücke schäumend und kleine Stromschnellen bildend, ungestüm dahinbraust.

Auf langen Strecken ist keines Menschen Spur wahrzunehmen und keines Menschen Werk, außer eben der Bahn und den langweiligen Telegraphenstangen, an denen unser Zug vorüberreilt. Hier und da steht wohl einmal in der Einöde ein roh zusammengehämmertes Bretterhäuschen, das vielleicht als Zuflucht im Sturme dient, vielleicht auch eine verlassene und zerfallene Behausung ist. In langen Zwischenräumen gewahrt man dann mitunter ein bißchen Industrie: kleine Sägemühlen und Brettschneidereien, und endlich saubere, malerisch wirkende Flecken, aus denen die Kirchtürme aufragen, und die sich nur selten zu einer wirklichen Stadt vergrößern.

Ich freue mich immer darauf, wenn es mir gegönnt ist, einige Tage in Budapest zu bleiben, denn Budapest ist nach meinem Geschmack eine der schönsten und zugleich eine der anmuthigsten Städte der bewohnten Erde. Namentlich von meinem letzten Aufenthalte hatte ich die dankbarste Erinnerung an die Herrlichkeiten der Stadt selbst und an die bestrickende Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner bewahrt.

Während der sieben Jahre, die seitdem vergangen sind, hat sich die Hauptstadt der Magyaren allerdings sehr wesentlich verändert. Unverändert habe ich eigentlich nur meine liebenswürdigen Freunde von damals gefunden. Wundervolle Straßen, die an Großartigkeit und Pracht mit den schönsten der Welt wetteifern dürfen, sind zum Theil vollendet, zum Theil ganz neu entstanden. Wenn man am Quai der Donau entlangschlendert, mit dem herrlichen Ausblick auf den Strom, auf die Brücken, auf die Insel und auf das malerische Dfen mit der Burg, wenn man über die weiten luftigen Plätze, die breiten schönen Straßen, die mit Palästen und palastähnlichen Villen besetzt sind, in den gutfahrenden Miethswagen dahinrollt, wenn man durch die Klänge einer vortrefflichen Militärmusik angelockt in einen der vornehmeren Gärten eintritt, um dort zu Nacht zu speisen, und um sich schaut, wenn man da in zehn Minuten mehr weibliche Schönheiten erblickt, als sonst wohl in zehn Jahren, so muß man sagen, daß es wirklich kaum eine Großstadt giebt, die auf den Fremden einen so freundlichen und zugleich bedeutenden Eindruck machte, wie dieses schöne, vergnügte, liebenswürdige Budapest.

Und doch muß ich gestehen, daß ich von meinem egoistischen Standpunkt als Fremder aus alle baulichen Verschönerungen der Stadt gern gemißt hätte, wenn Pest in allem Uebrigen unverändert geblieben wäre. Aber diese ausgelassenste aller Städte, der früher in ihren tollsten Extravaganzen eine Anmuth, ja, auch auf die Gefahr hin, einen sehr ungeeignet wirkenden Ausdruck zu gebrauchen, der aber eben doch sachlich zutreffend ist, möchte ich sagen: ein gewisser keuscher Reiz zu eigen war, wie ich ihn

nie und nirgendwo wiedergefunden habe, ist zimperlich und sittsam geworden wie eine englische Gouvernante und wird nun bald gerade so langweilig und zugleich so verderbt werden, wie alle andern Großstädte.

Der neue oberste Hüter über das Wohl und Wehe der Stadt — wir würden ihn Polizeipräsident nennen, in Budapest führt er, glaube ich, den Titel Oberstadthauptmann — mag ein ganz hervorragender Beamter sein. Seine Wirksamkeit beweist indessen wieder einmal, daß eine kleine Dosis Poesie auch bei der Erledigung der nüchternsten Geschäfte, die im Uebrigen mit der Poesie gar nichts zu schaffen haben, kaum entbehrt werden kann. Das eindringende ästhetische Verständniß für eine der erstaunlichsten und zugleich ansprechendsten Eigenarten der guten Stadt Budapest muß ich dem Herrn Oberstadthauptmann, ohne ihm im Uebrigen in der Erledigung seiner anderen Berufsgeschäfte irgendwie zu nahe treten zu wollen, zu meinem Bedauern doch absprechen. Er hat es für gut befunden, nach der Schablone da zu moralisiren, wo nichts Unmoralisches den freieren Sinn beleidigte. Er hat durch Belästigungen aller Art das nächtliche Treiben von Budapest, das nirgends in der Welt seinesgleichen hatte, zu nichte gemacht. Das, was überall mehr oder minder widerwärtig und ekelhaft, roh und gemein ist, — in Pest war es harmlos und gutgeartet und lediglich lustig. Da hörte man nie ein garstiges Wort, man hörte immer nur Lachen. Wenn man nach Sonnenuntergang oder vielmehr kurze Zeit vor Sonnenaufgang in lustiger Gesellschaft durch die Singpielhallen und Kaffeehäuser der Königstraße zog, so konnte man glauben, daß die poetischen Wahngelüste idealisirender Franzosen, daß jene Rigolettes und Rifettes und wie sie Alle heißen, — jene lustigen Mädchen, die, ohne sich um die herkömmliche Moral weiter zu kümmern, ihr Dasein zu ihrem eigenen Vergnügen und zum Vergnügen der Andern anspruchslos und genügsam, ohne an morgen zu denken, im Vollgenuß des Heute, verscherzen und versingen, verjubeln und vertanzen — man konnte glauben, daß diese Gestaltungen einer idealisirenden Phantasie hier in Pest Fleisch und Blut angenommen hätten. Dies fröhliche Treiben war eine berechtigte Eigenthümlichkeit des fröhlichen Pest, die man hätte schonen sollen!

Da ist nun die Obrigkeit — wie das Schicksal roh und kalt — dazwischengefahren und hat all der Lustigkeit, die Niemand schädete, ein Ende gemacht, als ob irgendwelche Höhlen des Lasters im Interesse der Moral hätten gesäubert werden müssen. Das war ein grober Fehlgriff. So wenig Budapest in dieser Eigenthümlichkeit auch den Forderungen der strengen Sittsamkeit entsprach, so nehme ich doch keinen Anstand, zu erklären, daß trotz alledem und alledem Pest in seinem Ton und Gebahren die anständigste Stadt der Welt gewesen ist. Erst das obrigkeitliche Verbot hat diesem nächtlichen Treiben, das in seiner Harmlosigkeit die halbe Deffentlichkeit nicht scheute, den harmlosen Charakter genommen. In die Verborgenheit zurückgedrängt, wird es seine Harmlosigkeit und Munterkeit

unzweifelhaft verlieren und wird gerade so häßlich und zotig werden wie überall.

Die Königstraße, in der sonst, wie es in „Pariser Leben“ heißt, um Mitternacht das Leben begann, liegt jetzt dunkel und verschlafen da. Sie und da ist noch ein Kaffeehaus offen, in dem gährende Kellnerinnen vergeblich auf Gäste warten. Die ausgelassenste Singspielhalle der Welt, die „Blaue Kaze“, in der zwischen den Künstlerinnen und den Gästen das gemüthlichste Verhältniß bestand, so daß das Programm immer während des Abends von Nummer zu Nummer nach allgemeiner Uebereinkunft festgestellt wurde, ist geschlossen. Die sogenannte Polizeistunde hat diesem Local den Untergang gebracht. Jetzt ist um Mitternacht Alles still und ruhig, wie in der sitzsamsten Kleinstadt. Man vernimmt nicht mehr das wehmüthige Jauchzen und verliebte Zittern der Zigeunermusik. Auch die Zigeuner müssen sich um Mitternacht schlafen legen; jedenfalls dürfen sie nicht mehr spielen. Alles nächtliche Musiciren ist untersagt! Und was ist denn aus der schönen Frau Berger geworden, der Inhaberin irgend einer kleinen Winkelwirthschaft, die hier neben einem Duzend anderer Wirthschaften lag? Die wirklich selten schöne Frau, die den Fremden von kundigen Führern wegen ihrer auffallenden Schönheit besonders gezeigt wurde — auch sie ist als ein Opfer der obrigkeitlichen Fürsorge gefallen. Sie ist, wie uns unser Begleiter erzählt, „abgeschoben“ worden. Es haben sich — ob wegen ihres Wankelmuths oder wegen ihrer Sprödigkeit, ich weiß es nicht — mehrere Leute erschossen, darunter auch ein Hauptmann der Honved-Armee; und das hat man der schönen Frau übel genommen.

Die Königstraße finster, keine Zigeunermusik, die „Blaue Kaze“ geschlossen, und Frau Berger abgeschoben — o Pest, o Budapest, was ist aus dir geworden! Ich fürchte, ich fürchte, der anmuthige Gegensatz, in dem die Freundlichkeit, Bescheidenheit, der gänzliche Mangel an Zubringlichkeit und die nimmer versagende gute Laune seiner leichtlebigen Bewohnerinnen zur Rohheit, Habgier und Knotigkeit des verdrießlichen und reizlosen nordischen Lasters standen, ich fürchte, dieser Gegensatz wird bald bis auf die letzte wahrnehmbare Spur verschwunden sein! Man hat offenbar vergessen, was der sittliche Schiller sagt: „Wo das moralische Gefühl Befriedigung findet, da will das ästhetische nicht verkürzt sein.“ Man hat es denn auch richtig fertig gebracht, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, in dieser Beziehung Budapest seinen eigentlichen Charakter zu nehmen. Das abendliche Pest bietet jetzt dem Fremden just dasselbe, was jede andere Stadt bietet, nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Die Theater waren gerade nicht besonders verlockend. In der Oper fand eine Wohlthätigkeitsvorstellung mit gemischtem Programm statt, eine jener Vorstellungen, denen ich schon in der Heimat mit einer gewissen Vorsicht aus dem Wege gehe, und denen ich in der Fremde nicht nachlaufen werde. Das Nationaltheater war geschlossen. Und so zogen wir denn,

meine Freunde und ich, nach einem jener Establishments, in denen die Vorführung von „Specialitäten“ mit Gesangsvorträgen abwechself.

Da gastirten als „Duettistinnen“, wie es auf dem Zettel hieß, zwei wunderschöne Mädchen, die Geschwister Roger, die seit einiger Zeit eine ganz besondere Anziehungskraft übten — nach ihrer Aussprache zu schließen, waren es norddeutsche Landsmänninnen. Es sind wahrhaft junonische Gestalten, groß, schlank und schmieglam, mit schönen Händen und Füßen, in der vollsten Entfaltung der Weiblichkeit, ohne stark zu sein. Die beiden Schwestern sehen sich merkwürdig ähnlich, trotz der Verschiedenheit ihrer Züge, und man kann darüber streiten, welche die Hübschere ist. Die Schönheit der älteren ist entschieden die ausdrucksvollere. Der Mund mit den milchweißen gesunden Zähnen steht nicht ganz gerade, aber das giebt dem sonst so edlen Gesicht mit dem vornehm geschnittenen Profil, mit den dunklen Augen von lustigem Ausdruck, mit den vollen, feingerundeten, frischen Wangen und dem glänzend schwarzen Haar, das die schöne Linie der Kopfbildung nicht zerstört, nur noch einen gewissen pikanten Reiz. Die regelmäÙigere klassischere Schönheit ist die Jüngere, die in der Reinheit der Linien und auch in der marmornen Ausdruckslosigkeit an die antiken Muster gemahnt. Das Auge ist unvergleichlich schön, mandelförmig geschnitten, mit langen Wimpern eingefast, halb bedeckt von etwas müden Lidern. Wangen, Mund und Hände und Alles, was das Lüstelein im Volksliede küßt, sind von bezaubernder Frische und Lieblichkeit. Gerade wie bei der milesischen Venus ist der Kopf im Vergleich zum schlanken EbenmaÙe des Körpers etwas zu klein. Für einen Bildhauer wäre ein schöneres Modell kaum zu denken. Das Mädchen wäre ganz berufen, noch ärgeres Unheil anzurichten, als die „abgeschobene“ Frau Berger, wenn dem wundervollen GefaÙe der Inhalt entspräche.

Aber es ist auch in diesem Falle wohl dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Talentlosigkeit dieser schönen Mädchen steht auf der Höhe ihrer Reize. Sie sind rührend in ihrer Hüßlosigkeit. Mit spröder, brüchiger Stimme singen sie so unmusikalsch wie möglich Lieder, deren Geistlosigkeit nur durch den Vortrag überboten wird. Dieser gänzliche Mangel an Temperament, an Empfindung und an Verständnis hat etwas Ergreifendes. Es ist schade, daß man, um diese schönen Geschöpfe vorzuführen, keinen besseren Vorwand ausfindig machen kann, als sie singen zu lassen. Wie schön müssen sie sein, daß sie diesen Gesang annehmbar machen, daß sie sogar Beifall damit finden! Der einzig berechtigte Applaus war diesmal der, der sonst der unberechtigte ist: bei ihrem Erscheinen, bevor sie noch den Schnabel aufgethan hatten. Deshalb man nachher noch klatschte, blieb mir ein Räthsel.

Aber es giebt im Menschenleben gar viele unaufgeklärte Probleme! Dazu gehört auch das: weshalb uns zur Reise von Pest nach Belgrad ein Ausfichtswagen zur Verfügung gestellt wurde? Ich kann mir kaum

etwas Entbehrlicheres denken, als einen Aussichtswagen auf dieser öden Strecke. Die Gegend, die wir durchfahren, ist das Langweiligste, was das Auge erblicken kann. Der Boden ist flach wie die Hand, und der Kreuzberg mit den Pichelsbergen würde hier auffallen. Nur selten erblicken wir ein bewohntes Fleckchen. Es ist ein Dakota im Kleinen, wahrscheinlich auch sehr fruchtbar, — aber schön ist es nicht, das kann ich versichern. Und dazu der Staub! Die einzige Aussicht, die lohnend war, war die auf eine spätere gründliche Reinigung. Dazu brauchte man aber keinen besonderen Wagen. Dabei fing die Hitze an sich in recht unangenehmer Weise bemerklich zu machen. Und so fuhren wir stundenlang, von der glühenden Mittagshitze bis zum Eintritt der Dunkelheit, immer durch dieselbe staubige, öde Langweiligkeit. An der serbischen Grenze sagte man uns, daß es jetzt anfangs sehr schön zu werden. Da aber war die Nacht schon hereingebrochen.

Ein überaus gefälliger und liebenswürdiger Freund war mir aus Belgrad einige Stationen entgegenfahren. Es war ihm in seiner angeesehenen Stellung als Director der Tabaks-Regie und als Ortskundigem ein Leichtes, uns über die lästigen Beschwerden der Passrevision und der Zollqualereien hinwegzuhelfen, und während noch die Andern am Bahnhofe mit ihren Siebenfachen zu kramen hatten, waren wir bereits in unserm Gasthause untergebracht.

Ein riesengroßer Festsaal, in den ein Bett gestellt war, mit den Bildern von einigen Duzend Milan Obrenowitsch, war mir für die Nacht angewiesen. Ich gestehe, daß sich dieser Raum zu einer Ausstellung der Landesproducte oder als Sitzungsaal der Stupschтина eigentlich besser geeignet hätte, als zur nächtlichen Herberge eines genügsamen Reisenden. Meine Schritte hallten unheimlich, und die vier Kerzen, die ich angezündet hatte, ließen nur erkennen, wie ungeheuer die Dunkelheit um mich herum war. Im vollsten Widerspruche zur Größe dieses Schlaf-Ahnensaals stand das Waschbecken, das ich zunächst für eine Bouillontasse hielt. Ich mußte die außerordentlichsten mimischen Anstrengungen machen, um dem lediglich serbisch sprechenden Zimmermädchen klar zu machen, daß mir nach des staubigen Tages Mühen ein etwas umfangreicheres Waschgeräth vor allen Dingen wünschenswerth sei. Schließlich verstand sie mich auch und brachte mir ungefähr das, was ich haben wollte. Und so gelang es denn auch meinem beharlichen Bemühen, wie die Naturforscher sagen, die unzweckmäßige Ansammlung von Stoffen an ungehöriger Stelle nach einiger Zeit zu beseitigen. Als ich in einer verlassenen Ecke endlich mich zur Ruhe begeben und die Lichter gelöscht hatte, fingen die Möbel an fürchtbar zu knacken, und mein Nachbar stöhnte jämmerlich im Schlaf. Das Licht des Mondes fiel gerade auf das bleiche Antlitz irgend eines ermordeten Milan Obrenowitsch. Unter diesen angenehmen Empfindungen schlief ich ein. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich mich im Traum mit allerlei Raub- und Mordgesindel herumzubalgen hatte.

Von Belgrad bekam ich bei der Kürze des uns bemessenen Aufenthalts am andern Tage nicht viel zu sehen, und das Wenige, das ich sah, wurde nicht eben unter den günstigsten Bedingungen dargeboten, denn es war wieder sehr heiß. Die Sonne brannte unbarmherzig auf uns herab, und es staubte wiederum. Wir fuhren in recht mangelhaft gepflasterten Straßen der nicht sehr charakteristischen Stadt, in der neben vielen alten und anspruchlosen Gebäuden auch einige stolzere, zum Theil sogar etwas prozentehaft wirkende Neubauten aufragten, nach dem besuchtesten Spazierweg, der von der Stadt nach dem hübsch gelegenen königlichen Jagdschloß Topšider führt. Zu dieser frühen Stunde war es da noch öde und verlassen, und von der Belgrader Gesellschaft bekamen wir Niemand zu sehen. Wir durchwanderten den Park, der eine herrliche Aussicht sowohl auf die malerisch gelegene Festung, wie auf die hier zusammenfließenden Flüsse Donau und Sava bietet. Lange durften wir da nicht rasten, denn schon in der Mittagsstunde kam der Orient-Expresszug aus Paris, der die wesentlichen, zur Eröffnungsfeier geladenen Gäste und auch die Wirthin selbst mitbrachte.

II.

In Serbien.

Festlichkeit in Nisch. — Reben, Musik, Tanz und Gesang. — „Wer nie die kummervollen Nächte . . .“

Unsere Reisegesellschaft, die sich aus den gleichzeitig mit mir in Belgrad angekommenen Gästen aus Oesterreich-Ungarn und Norddeutschland, den Geladenen aus Belgrad selbst und endlich denen, die mit dem Pariser Orient-Expresszug eintrafen, ziemlich vollständig gebildet hatte — es kamen am andern Tage nur noch die türkischen Theilnehmer hinzu —, mochte sich nun auf achtzig bis hundert Köpfe belaufen. Ich will diese Zahl indessen nicht verbürgen, denn ich bin kein sehr zuverlässiger Taxator; aber so ungefähr wird's wohl gewesen sein. Unter den Berichterstattern waren natürlich die österreichisch-ungarischen und französischen am stärksten vertreten. Von Berlin waren Ludwig Pietzsch, der farbenreichste, scharfsichtigste und fleißigste aller Reisesfeuilletonisten, und Paul Lindenberg erschienen. Von den Oesterreichern sei nur einer genannt: der Chefredacteur der „Neuen Freien Presse“, Dr. Bacher, der merkwürdiger Weise in seiner ganzen Erscheinung, in seiner gedrungnen kräftigen Gestalt, mit dem von dem schwarzen Vollbart eingerahmten grundgescheidten Gesicht, der hohen Stirn und den dunklen klugen Augen sehr lebhaft an seinen Vorgänger, an den Begründer der „Neuen Freien Presse“, Max Friedländer, erinnert. Dr. Bacher war begleitet von seiner liebenswürdigen Frau.

Von Diplomaten bemerkten wir den würdigen Grafen Bray Vater, den bayerischen Gesandten in Wien; dessen Sohn, den Grafen Bray, unsern

Gesandten in Belgrad, die echte Gestalt eines schweren Reiters, sehr groß und stämmig, breitschulterig, mit feinem und geschcidtem Kopf, überaus liebenswürdig und zuvorkommend; den französischen Gesandten in Belgrad, Herrn Millet, einen schlanken, schwächtigen, ebenfalls noch jungen Mann, unglaublich beweglich, beinahe ein bisschen zappelig; den früheren serbischen leitenden Staatsmann Ristic, mit ernstern und nicht unbedeutenden, aber auch nicht feinen Zügen, einem auffallend langen und starken dunkelblonden Backenbart im Umfange und Schnitt des Puttkamer'schen; den neuen Kultusminister Dr. Georgewitsch, einen lebensfrischen, kräftigen Mann mit dunklen funkelnden Augen, sehr verbindlich in seinen Formen, der auf der Wiener Hochschule gebildet ist und die deutsche Sprache vollkommen beherrscht u. s. w.

Die hervorragendste Rolle bei dieser Feierlichkeit spielten natürlich die Finanzgrößen und namentlich die französischen. Unter diesen machte sich Herr Hensch, der Präsident des Comptoir d'escompte, durch die selbstbewusste ruhige Sicherheit seines wuchtigen Auftretens, wie sie das Großcapital vielleicht in noch erhöhtem Maße als die Geburt verleiht, bemerkbar; jeder Zoll ein Bankdirector! Und Herr Hensch ist nicht klein, er hat wohl fünf Fuß elf Zoll. Menschlich nahbarer und freundlicher wirkte Herr Alfred André, gleichfalls der Chef eines der größten Pariser Häuser, mit dem fast typisch zu nennenden Aeußern des großen französischen Financiers: eine etwas über mittelgroße, kräftige, beinahe corpulente Gestalt, das Gesicht mit dem Ausdruck der Klugheit und Jovialität, Kinn und Lippen glatt rasirt, mit schmalem Backenbart, hoher Stirn, spärlichem Haar und scharf blickenden freundlichen Augen — in seiner ganzen Erscheinung wohlgepflegt und von gefälliger Wirkung. Herr André war begleitet von seiner still vornehmen Frau und seiner anmuthigen Nichte, ebenfalls einer beinahe typisch zu nennenden Vertreterin der wohlgezogenen jungen Franzöfinnen aus guter Familie, in jener echt mädchenhaften Zurückhaltung, wie sie Fräulein Reichemberg im Théâtre français mit unübertrefflicher Meisterschaft darstellt. Der junge Graf Vitali, der sich ebenfalls an diesen Bahnen finanziell sehr stark betheiliget hat, ein lebhafter, dienstbereiter, liebenswürdiger junger Mann, bemühte sich unablässig um das Wohl und Wehe der Gäste, und dessen bildhübsche junge Frau von schmiegsamer Gestalt und edelstem Gesichtsschnitt war ohne Zweifel die lieblichste Erscheinung der Reisegesellschaft. Unter den Franzosen war noch eine besonders anziehende Gestalt: es war Herr Dordeleau, der Präsident des Pariser Handels-Tribunals, ein schon älterer Herr in tadelloser Haltung, von schlanker Gestalt, mit kurzgeschorenem schneeweißem Haar und Backenbart und von frischer blühender Gesichtsfarbe. Von der Länderbank in Wien nahmen der Gouverneur, Graf Wobitzky, und der Director, Regierungsrath von Hahn, von der Berliner Finanzwelt Herr Hans von Bleichroeder an der Fahrt theil. Ich bin sicher, daß ich viele der Kennenswerthesten übergehe, aber ich mache auch gar keinen Anspruch auf Vollständigkeit in der Aufzählung.

Serbien ist ein wunderschönes Land. Die Strecke, die wir durchfuhren, vom nördlichsten Zipfel bis zur Südgrenze, ist jedenfalls überreich an landschaftlichen Reizen. Es ist wie ein blühender Garten, der jetzt in der frischesten Färbung des Sommeranfangs vor uns sich ausbreitet, hier meist Hügel land, das durch eine Gebirgskette zuerst anmuthig, dann gewaltig und großartig umrahmt wird, schattige grüne Wälder und fleißig bebaute üppige, sonnige Felder.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir Nisch, das im Herzen von Serbien liegt, wo für unser nächtliches Unterkommen gesorgt war, und in dem die erste Feierlichkeit stattfinden sollte. Die Stadt machte auf mich bei unserer Ankunft einen sehr tiefen und starken Eindruck. Hier trat uns zum ersten Mal der Orient in seiner vollen Eigenart ganz unverfälscht entgegen. Hier sahen wir das erste schlanke, weiße Minareh aus dem bunten Gewirr der Häuser aufschließen und hier das unvergleichlich farbenprächtige Gemühl der Menge.

Da hockten auf dem freien Felde vor Nisch und lagen ausgebreitet auf Teppichen etwa zwanzig bis dreißig türkische Weiber, die ihr Gesicht bis auf den schmalen Theil zwischen den Augen und der Nasenspitze mit dem weißen Kopftuch oder der bunten Kapuze ihres mantelartigen, bauschigen Gewandes verhüllt hatten, und neugierig und lustig zu den Fremdlingen aufschauten, die als friedliche Eroberer in ihre türkische Heimat einbrechen wollten. Und dies Gemühl und Gewimmel auf dem Bahnhofe! Diese Serben mit ihren kurzen Jacken, die Albanesen mit den gefälkelten weißen Röcken und reichbestickten Jacken, die Bulgaren, Türken und Griechen, die Juden mit den fuchspelzverbräunten Raftans, die sich hier nur für das gelübte Auge von der Umgehung abheben, die zerklumpte Zigeuner — Alles das zu einem buntscheckigen, erstaunlich bewegten Knäuel zusammengeballt, durchsprankelt mit Scharlachroth, mit Saffrangelb, mit Arsenikgrün, und das Ganze doch gleichmäßig und harmonisch abgetönt, und Alles schreiend und lärmend und tobend, dazu die schmetternde Militärmusik auf dem Bahnhof, die zu unserer Begrüßung ausgesandt war, und darüber der herrlichste blaue Himmel — es wirkte auf den nördlichen Antömmling sinnverwirrend und berauschend. Der Eindruck, den ich in Nisch empfangen habe, sollte nur noch in Saloniki überboten werden.

Auf die Aufnahme einer so großen Anzahl von fast ohne Ausnahme recht verwöhnten fremden Gästen war man in Nisch von Hause aus natürlich nicht vorbereitet. Reisende, die diese so malerisch und eigenartig wirkende Stadt von früher her kannten, entwarfen keine sehr erbauliche Schilderung von den dortigen Gasthausverhältnissen. Einige der bevorzugtesten unserer Gefährten hatten bei den privaten Honoratioren ein Unterkommen gefunden. Sämmtliche Hotelzimmer waren natürlich von der Gesellschaft belegt, und viele unserer Reisegefährten verbrachten die Nacht in Schlafwagen. Ich glaube, daß diese eigentlich die Begünstigtesten waren.

Auch ich war in freundlicher Weise bevorzugt worden. Ich fand in einem ganz guten Hotel ein großartiges Zimmer mit sechs oder sieben Fenstern und einem Balkon, das, nach den herumstehenden und liegenden Gegenständen zu schließen, gewöhnlich nicht vermietet wurde. Es waren da Vorräthe von Wäsche und Geschirr, sowie eine große Anzahl von Gegenständen, die auf den privaten Besitz der Wirthin hinwiesen, so daß ich annehmen durfte, dieser Raum werde gewöhnlich von der Familie des Gasthofbesizers bewohnt und gleichzeitig als eine Art von Magazin für die Bedürfnisse des Hotels benützt. Zu meiner Verwunderung hatte man zwei Betten aufgeschlagen. Ich brauchte doch nur eins!

Aber mein freudiges Erstaunen währte nicht lange. Ich fing gerade an es mir ein bißchen bequem zu machen, als die Thür geöffnet wurde und ein mir unbekannter Herr eintrat, der mich höflich begrüßte und mir sagte, daß wir für diese Nacht Zimmergenossen sein würden. Er war ein sehr angenehmer, liebenswürdiger junger Mann, dem ich sehr bald anmerkte, daß er die freundlichen Gewohnheiten der Sauberkeit hatte. Wir hatten uns vorgestellt und verkehrten sehr angenehm miteinander. Wir hatten uns oberflächlich zum Ausgehen zurechtgemacht und freuten uns über den schönen Ausblick von unserm Balcon aus auf die heiter belebte Straße. Es hatten sich vor unserm Hotel eine große Anzahl von Neugierigen angejammelt, die sich offenbar davon überzeugen wollten, daß sie in uns Menschen sehen würden, wie andere mehr.

Aber hier war nicht Zeit, sich staunend zu ergötzen. Wir mußten zum Festmahl, das in einem andern Gasthof, welcher über den größten Saal der Stadt verfügte, hergerichtet war.

Da es keine lohnende Aufgabe ist, unangenehme Erinnerungen wieder wachzurufen, so will ich von der Qualität der Speisen schweigen. Es war ein fürchterliches Essen. Aber wir hatten Hunger, und da gute Reden das Essen begleiteten, wurden wir auch damit fertig. Man wird, ohne sich anzustrengen, ungefähr errathen können, wie diese Reden lauteten. Die großen finanziellen Unternehmer berührten natürlich mit keiner Silbe die vielleicht nicht ganz unwichtige Frage, daß mit der Eisenbahn am Ende ein ganz gutes Geschäft zu machen sei. Es wurde lediglich auf das herrliche Werk, das eine neue Weltstraße erschließe, das der ganzen Menschheit zu gute komme und in der Allgemeinheit der Civilisation einen neuen Markstein darstelle, mit schwungvollen Worten hingewiesen. Man kann sich das, wie gesagt, leicht vorstellen. Humanität und Cultur, Umschlingen des Orients und Occidents, friedliche Eroberung, Ausgleich der Geister, Aufschwung, Gedeihen, Friede und Fortschritt spielten natürlich eine große Rolle.

Nachdem diesen allgemeinen Bedürfnissen genügt war, verlief dann der Redestrom nach der vorher bestimmten Richtung in ein Hoch auf den Sultan, auf den König von Serbien, auf die Begründer des Unternehmens

und dergleichen. Der französische Gesandte, Herr Millet, der vielleicht am besten sprach, hatte das größte Pech. Während er nämlich rebete, ergöhten sich im Saale zwei Hunde, die weder durch Bitten, noch durch Drohungen, noch durch Schläge zu beruhigen waren. Sie vollführten zu der wohlbedachten und wohlgesetzten Rede eine ununterbrochene winselnde, knurrende, bellende Begleitung; und auch den Ernsthaftesten wurde es schwer, ernst zu bleiben, wenn man sah, wie Kellner und Gäste vergeblich auf die Thiere Jagd machten, welche die sichersten und unerreichbarsten Verstecke aufsuchten, um ihren Unfug im Saale unbehelligt fortzusetzen.

Zwischen den einzelnen Reden spielte die serbische Militärkapelle, die vor der offenen Thür saß, allerlei bekannte und unbekannte Weisen. Unter den ersten unterschied ich einige für die hier versammelten fremden Nationalitäten bezeichnende; und unter den letzten fiel mir die eine durch ihren flotten Rhythmus und ihre scharfe und eigenartige Melodik besonders auf. Es war jedenfalls die serbische Nationalhymne, also so eine Art „Wacht an der Sau“ — oder „an der Frau“.

Wiel unterhaltender und interessanter als das, wie gesagt, recht mäßige Festessen in dem unschönen, spärlich beleuchteten und schwülen Saale waren die Volksbelustigungen auf dem Plage vor dem Gasthose, die dem Essen folgten. Die Klänge der Militärmusik hatten natürlich alle Bewohner von Nißch auf dem großen Plage vereinigt. Der Platz, der durch wenige Laternen matt beleuchtet war, lag in tiefem Halbdunkel da. Am sommerlichen Nachthimmel glänzten nur die Sterne. Nur unmittelbar vor dem Gasthose, da wo die Musikanten ihre Sitze aufgeschlagen hatten, war es hell beleuchtet. Da war denn auch das Volksgebränge am stärksten; und die Polizeibeamten, die mit einer bei uns noch nicht geahnten Energie handgreiflich Ordnung stifteten, hatten nicht wenig zu thun.

Aus der Menge hörte man, erst in undeutlichem Gemurmeln, dann mit vernehmlicherem Verlangen, einen Ruf, der von den Musikanten auch offenbar verstanden wurde; denn nun begann die Kapelle einen eigenthümlichen, nicht gerade schönen, aber sehr sonderbaren, einförmig dudelnden Tanz aufzuspielen, und alsbald lichtete sich der Haufen. Es faßten sich einige Leute an die Hand und tanzten einen ganz kindischen Ringeltanz, ein einfaches Springen und Hüpfen im Kreise. Es waren zuerst vielleicht sechs oder acht, die nach der rhythmischen Einförmigkeit der Musik im Kreise herumhüpften. Die Reihe der Tänzer wurde aber immer größer. Bald waren es ein Duzend, und nun vielleicht schon das Doppelte, und jetzt immer noch mehr! Immer größer wurde der Kreis, immer spielte die Kapelle dieselbe langweilige Weise, und die braven Leute, die sich wie die Kinder an den Händen hielten, sprangen gleichmäßig, ohne irgend welche Kunst, nach dem Tacte der Musik dazu umher. Auch einige Weiber theiligten sich an dem unglaublich harmlosen Vergnügen, und selbst die hohe Obrigkeit, die Polizei, die eben so derb eingegriffen hatte, konnte

den Lockungen dieses einfachsten aller Nationaltänze nicht widerstehen; auch die Polizisten hüpfen mit Bürgern und Soldaten, mit Männern und Weibern von steinern ernstem Gesichtsausdruck in der warmen Nacht auf und nieder. Kolo heißt dieser National-Ringeltanz, der sich in Serbien und Dalmatien einer großen Beliebtheit erfreut. Ich habe etwas Einfacheres, Anspruchsloseres und Kindlicheres nie gesehen. Aber Alles, was echt ist, ist doch eben wirkungsvoll, und in dieser Umgebung und unter dieser Betheiligung wirkte dieses kunstlose Hopsen sehr originell und gemüthlich. Erstaunlich war die Ausdauer. Der Tanz wollte gar kein Ende nehmen. Ich dachte, es gäbe irgend welche Variation, aber Gott bewahre! Es ist immer dasselbe Hüpfen und Springen in einer langen, sich immer vergrößern den Kette und im Ringelreigen. Die Geduld der Zuschauer erschöpfte sich offenbar viel eher als die der Tänzer.

Als sich die Schaar der Umstehenden einigermaßen lichtetete, hörte der Tanz auf. Und nun begann aus der Menge ein junger Mann, mit ziemlich kräftiger, wenn auch nicht gerade wohl lautender Stimme, ein wiederum in der Melodik und Rhythmik mehr eigenartiges als schönes Lied vorzutragen. Es pries, wie uns ein Kundiger sagte, die Heldenthaten des Königs Marco, eines vielbesungenen Helden der Südslaven. Die Menge hörte andächtig zu, und die Militärmusik schwieg, bis das lange Lied zu Ende war. Da ich den Text doch nicht verstand, so hatte es für mich keinen besonderen Zweck, das Ende, das wahrscheinlich noch lange nicht kam, abzuwarten. Ich war müde und suchte mein Lager auf. Noch lange hörte ich, als ich mich schon weit von dem großen Plage entfernt hatte, die hohe Stimme und den merkwürdig psalmodirenden Gesang in der Stille der Nacht.

Es war ein ziemlich anstrengender Tag gewesen, und ich war recht müde. Das Bett war sauber, und ich hatte auf Anrathen eines vorsorglichen Freundes ein genügendes Quantum Insectenpulver ausgestreut, um ohne Besorgniß vor einer nächtlichen Störung gelassen der nächsten Zukunft entgegenzusehen. Das Bett war recht hart, aber daraus machte ich mir natürlich nicht viel. Mein Stubengenosse war ungefähr gleichzeitig mit mir gekommen, und wir hatten uns gleichzeitig schlafen gelegt und gleichzeitig das Licht gelöscht. Ich wollte gerade einschlafen, da hörte ich meinen Stubengenossen schwer seufzen. Ich fuhr auf. Er seufzte noch kläglich.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte ich.

Keine Antwort. Nach kurzer Pause ein wehmüthiges Pfeifen. Mein Gott! was macht denn der Herr? dachte ich mir. Es wurde mir nur zu bald klar. Ich beobachtete nun den langsamen Uebergang vom ruhigen, beinahe lautlosen Athmen zum beschwerlichen und hörbaren. Er schnarchte, — aber wie!

Ich habe schon allerhand Schnarcher gehört, aber einen Schnarcher

von der Vielseitigkeit, von der Uner schöpfllichkeit der Hülfsmittel, von dem Reichthum an stets überraschenden Neuheiten wie meinen Begleiter nie! Es war ein Schlürfen, ein Schnalzen, ein Nöcheln, ein Pfeifen, ein Flöten, ein Sägen, ein Hobeln, ein Nethzen, ein Zischen, ein Gurgeln — es gab überhaupt keinen Laut, dessen eine menschliche Kehle im Bunde mit allen befreundeten Organen fähig ist, den mein verehrter Nachbar nicht ohne die geringste Anstrengung im Schlafe producirt hätte, — und noch dazu in allen möglichen Vortragsarten, im staccato, im legato, bald leise schnaufend, bald fürchterlich donnernd — kurz und gut, es war wie der Gesang einer Nachtigall: immer etwas Neues. Und das war sehr schlimm. Hätte mein Nachbar normal geschnarcht, wie ein ordentlicher Mensch zu schnarchen pflegt, mit einer gewissen Regelmäßigkeit, dann hätte mich das nicht weiter gestört. Aber unwillkürlich wurde meine Aufmerksamkeit immer wieder angepannt. Um Gottes willen! was kommt denn nun? fragte ich mich bangend. Und es kam regelmäßig etwas ganz Unerwartetes. Hatte ich auf ein melodisches Pfeifen gehofft, so kam ein tiefer herzerreißender Schmerzensston, der an Amfortas erinnerte, dann wieder ein helles Frohlocken, ein grunzender Hornesruf — kurz und gut, es war das gleichzeitig wunderbarste und schrecklichste Concert, das ich in meinem ganzen Leben gehört habe.

Eine halbe Stunde, vielleicht noch länger, ertrug ich das schwer Erträgliche in schweigsamer Ergebung. Ich hörte, wie er flötenartig trillerte, wie er Seidenzeug zerriß, ich hörte ihn flehen, als ob er erdroffelt würde. Dann wandte ich alle Palliativmittel an, die gegen das Schnarchen empfohlen werden. Ich setzte mich aufrecht im Bett auf und piff das Zwischenspiel des Hirtenknaben im „Tannhäuser“. Mein Pfeifen schien den Schlafenden auch einigermaßen zu interessiren, denn es trat eine kurze Pause ein — aber freilich nur eine ganz kurze; gleich darauf setzte er mit frischen Kräften wieder ein und fesselte mich durch die überraschendsten Wendungen. Ich räusperte mich so stark wie möglich, ich rief den Schnarchenden und bat um Gnade. Er hörte mich nicht. Endlich zündete ich Licht an. Er lag mit dem Kopfe halb aus dem Bett heraus, den Mund als schreckliches Schallloch weit geöffnet, und schlief wie ein Gebenedeiter. Ich stand auf und versuchte, den Kopf nach oben zu legen. Es gelang mir auch. Aber kaum befand sich der Kopf in einer einigermaßen normalen Lage, so machte der Schlafende eine kühne Wendung im Bett, und der Kopf hing nun nach der entgegengesetzten Seite heraus; auf einem Umwege kamen nun die Töne noch schrecklicher zu mir. Ich rüttelte ihn. Er antwortete wohlwollend im Schlafe einige Worte, aber es war nicht möglich, ihn zu erwecken. Er schnarchte unbarmherzig weiter.

Allmählich bemächtigte sich meiner eine sanfte Verzweiflung. Ich bekleidete mich mit dem Allernothwendigsten und trat, ohne recht zu wissen, was ich eigentlich wollte, auf den Flur, vermuthlich in der Hoffnung, daß ich da

einer fühlenden Seele begegnen würde, die mir vielleicht ein anderes Bett anwies. Ich irrte ratlos zwischen lieblosen Koffern und ungesäubertem Schuhwerk umher. Es kam lange Zeit kein Mensch. Auf einmal wurde vorsichtig eine Thür aufgemacht. Einer der Gäste hatte meine Schritte vernommen, und es war ihm offenbar unheimlich, in der wildfremden serbischen Stadt Schritte auf dem Corridor zu hören. Als er mich da zwischen den Koffern sah, hielt er mich natürlich für einen Koffermarder. Ich suchte ihn durch einige freundliche Redensarten zu beruhigen, aber er traute dem Schwindel offenbar nicht recht. Er trat nun in weißen Pump-hosen mit einem Foulard um den Kopf, einen Leuchter in der einen Hand, in der andern etwas Unheimliches, vielleicht eine Waffe zu Schutz und Trug, mit dem Ausdruck des äußersten Argwohns an mich heran.

„Ich kann nicht schlafen,“ erklärte ich ihm. „Der Herr, der mit mir das Zimmer theilt, schnarcht fürchtbar.“

Offenbar hielt er das für einen Vorwand, und sein Mißtrauen wurde dadurch nicht beseitigt. Er nahm einen kleinen Koffer, der in der nächsten Nähe seiner Thür stand, schleppte ihn in sein Zimmer und schloß die Thür zweimal zu. Ich trat nun wieder in mein Zimmer zurück, und da ich gar nicht wußte, was ich anfangen sollte, versuchte ich Kolo zu tanzen. Aber meine Beharrlichkeit war doch geringer als die der serbischen Nationalkinder. Es langweilte mich, und mein Freund schnarchte weiter. Und wie! Ich nahm ein Kopfkissen, kehrte auf den Flur zurück, legte meine Reisebede an die Erde, lehnte das Kissen an den Koffer und versuchte so zu ruhen.

Als ich mir gerade dies primitive Lager zurecht gemacht hatte, kam ein verspäteter Gast. Er war sehr lustig und amüßte sich über mich und meine Hülfslosigkeit. Er sprach leider nur serbisch, und ich konnte ihm mein Leid nur ungefähr klar machen. Ich führte ihn im Schritte der antiken Tragödie an meine Zimmerthür, öffnete dieselbe, machte eine berebte Handbewegung und zeigte auf den Schnarchenden. Der Herr lachte. Er mußte wohl verstanden haben, daß es mir lieb wäre, wenn ich ein anderes Lager finden könnte, und mit einer Rücksichtslosigkeit, bei der mir die Haare zu Berge standen, zog er an einer großen Klingel, die sich da befand, und schellte unbarmherzig. Ich fiel ihm in den Arm.

„Sie werden doch nicht das ganze Hotel alarmiren wollen!“ rief ich ihm zu, obgleich ich wußte, daß er kein Wort davon verstand. Aber er machte eine abwehrende Bewegung, als hätte diese kleine Störung nichts weiter zu bedeuten, verabschiedete sich und ging in sein Zimmer. Ich kauerte noch immer vor der Thür, mit dem brennenden Lichte neben mir. Da kam der Hausknecht an, der durch den Höllenlärm der Sturmglocke natürlich geweckt war. Auch er erkannte meine Hülfslosigkeit; aber ich weiß nicht, er muß mich vollständig mißverstanden haben. Er öffnete die Thür zu meinem Zimmer und schob mich sanft hinein. Ich glaube, er

nahm an, daß ich vielleicht des süßen Weines voll sei und die Thür meines Zimmers nicht finden könne.

Inzwischen war mein Stubengenosse aber durch all' diese Vorgänge doch aus seinem festen Schlafe aufgeweckt. Ich schilderte ihm meine Leiden in der discretesten und artigsten Weise, und er amüsirte sich königlich darüber. Er bat mich, ihn rücksichtslos zu wecken, wenn er wieder anfangen sollte zu schnarchen. Wir wünschten uns abermals gute Nacht und löschten die Kerzen abermals. Da klopfte es leise an unsere Thür, und nun erschien des Wirthes rosiges Töchterlein, in säuberlicher Morgentoilette, mit einem Lichte. Sie theilte mir holdselig lächelnd mit, daß der Hausknecht sie geweckt habe, und sie fragte mich, ob ich unwohl sei. Ich klärte das Mißverständnis auf, und die theilnahmvolle junge Dame verabschiedete sich von uns mit dem Wunsche einer guten Nacht. Mein Stubengenosse erfüllte diesen Wunsch denn auch mit großer Bereitwilligkeit und Geschwindigkeit, aber um meine Nachtruhe war es nun einmal geschehen.

Die dritte Morgenstunde mochte hereingebrochen sein, und der lange Maitag dämmerte schon im Osten allmählich herauf. Mit großer Bedächtigkeit zog ich mich an, packte meine Siebensachen zusammen, schob einen großen Stuhl auf den Balcon und erwartete da in halbwachem Zustande, gewohnheitsmäßig meine Cigarette rauchend, das Erwachen der Stadt.

Schon bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne belebte sich die große Straße, in der unser Gasthof lag. Es war wohl Markttag. In primitiven Leiterwagen, zu Pferd, zu Esel und zu Fuß kamen in buntem, mannigfaltigem, unendlichem Zuge allerlei Leute mit allerhand Waaren an mir vorüber. Die Händler und Händlerinnen gehörten nach der Verschiedenheit des Schnitts und der Farben ihrer Trachten allen möglichen Völkern an. Außer den Serben sah ich Bulgaren mit ihren schwarzgestickten, braunen Jacken und weißen Mänteln, Montenegriner und Albanesen in ihrer reichgestickten, malerischen, hellen Kleidung, Türken und Juden im Raftan, der bei den Juden fast immer mit Pelz verbrämt ist. All' diese Gestalten hatten ein merkwürdig charakteristisches, für unser nordisches Auge höchst fesselndes Aussehen, namentlich unter den Viehtreibern waren einige ganz herrliche Erscheinungen. Ich sehe ihn noch vor mir, den kaffeebraunen, alten Türken mit langem, weißem Vollbart, der ein Lamm als Cachenez um den Hals trug, so daß der weichwollene Bauch des Thieres sich gemächlich an seinen Hinterkopf lehnte, während er in seinen beiden Händen die Füße des ahnungslosen Geschöpfes hielt. Blöde und vergnügt blickte das Lamm um sich; es schien ihm in seiner bequemen Lage und bei der gleichmäßig schaukelnden Bewegung sehr wohl zu sein. Eine Stunde darauf wurde es geschlachtet.

III.

Von Niſch nach Saloniki.

Die Ueberschreitung der türkischen Grenze. — Opfer der Sündenböcke. — Uestüb und Köprülü. — Ankunft in Saloniki. — Zu Gast bei Matini.

Am frühen Morgen verließ unser Zug die malerische und interessante Stadt, an die ich trotz der unruhigen Nacht eine freundliche Erinnerung bewahrt habe.

Der Weg von Niſch nach Saloniki führt uns durch eine wundervolle Landschaft. Serbien ist ein gesegnetes und schönes Land. Bald gleicht es einem blühenden Garten, bald hat es den wild romantischen Charakter des rauhen Hochgebirges mit schroffen Zerklüftungen und steinigem Engpässen; bald erfreut sich unser Blick an dem fruchtbaren, wohlbebauten Boden, bald starrt uns die unergiebigte Dürre mit grauem Geröll und mächtigen Blöcken, auf denen nie ein Halm gewachsen ist, entgegen; an dieser Stelle glaubt man mitten im lachenden Thüringen zu sein, dann wieder erinnert die majestätische Schönheit der Gegend an die Berge des Salzkammernguts und Tirols; hier durchfahren wir eine friedliche, liebliche Flußlandschaft mit anmuthigen Höhenzügen, die unwillkürlich an die Freundlichkeit unseres Rheines gemahnt, bis wir, wenn wir uns der türkischen Grenze nähern, die mächtigen Berge mit schneebedeckten Gipfeln aufragen sehen, die uns die Niesen des Berner Oberlandes in's Gedächtniß zurückrufen. Von besonders schöner Bildung ist der Ljubotrn, gegen 10 000 Fuß hoch und mit ewigem Schnee bedeckt.

Mit großem Jubel wird unser Zug an der türkischen Grenze empfangen. Die Locomotive hält noch auf serbischem Boden. Die türkische Regierung, die sich lange hat bitten lassen, um zur Anlage des Schienenstrangs, der die serbischen Bahnen mit den türkischen verbindet, ihre Zustimmung zu geben, hat ausdrücklich gefordert, daß die serbische Locomotive und die serbischen Wagen nicht etwa in das türkische Gebiet hineinsausen; denn das könnte ja so aussehen wie eine feindliche Invasion! Sie will auch den Schein einer solchen vernieben wissen, sie will vor Aller Augen darthun, daß sie freiwillig und aus eigenster Machtvollkommenheit ihre Thore den Nachbarn geöffnet hat, und um das zu veranschaulichen, hat sie dem serbischen Zug einen türkischen entgegengeschickt, der die vom Norden her kommenden Fremdlinge auf türkischem Gebiet gastfreundlich aufnehmen und nach dem türkischen Hafen von Saloniki geleiten wird. Die Reisenden sind deshalb genöthigt, mit Saß und Pack die Wagen zu verlassen und ihr Handgepäck über die türkische Grenze nach dem dort wartenden Zuge zu schleppen.

Es versteht sich, daß sich das wichtige Ereigniß der Bahneröffnung

nicht ohne Feierlichkeit vollzieht. Die Leute aus der Nachbarschaft sind herbeigeströmt und begrüßen die Fremden mit lautem Zuruf. Die Ehrenwache der türkischen Soldaten, die da aufgestellt ist, präsentirt, die Musik spielt auf. Böllerschüsse werden nicht gelöst.

Der oberste Beamte des türkischen Eisenbahndepartements, Hayreddin Bey, und zwei Paschas, die Vertreter des Sultans, waren an die Grenze gekommen und mit den türkischen Herren auch die Häupter der bedeutendsten, an der neuen Bahn beteiligten Finanzhäuser aus Constantinopel. Während die Würdenträger und Geschäftsfreunde ihre Grüße austauschten, hatte ich die unerwartete Freude, meinen langjährigen Mitredacteur an „Nord und Süd“, Julius Groffer, der augenblicklich als Vertreter der Kölnischen Zeitung in Constantinopel weilt, wiederzusehen. Er blieb während der folgenden Tage bis zur letzten Stunde meines Aufenthaltes in Constantinopel mein unermülich gefälliger, liebenswürdiger und sachkundiger Begleiter. Der türkische Eisenbahnmann war ein sehr fideler, jovialer und gemüthlicher Herr, der vorzüglich französisch sprach und uns nun aufforderte, die symbolische Vereinerung der beiden Schienenstränge zu vollziehen. Es wurde in die zuletzt gelegte Schiene der letzte Nagel eingeschlagen. Ich glaube, es war die junge und schöne Frau Vitali, die, nachdem die Arbeiter das Werk kunstgerecht vollendet hatten, die sinnbildlichen drei Schläge that. Die Sache ging beinahe unbemerkt vorüber und erschien mir in der Erinnerung an die großartigen Feierlichkeiten des „last spike“, an die Eintreibung des letzten Nagels in den gewaltigen Schienenstrang der Northern Pacific, der ich fünf Jahre vorher am Fuße des Felsengebirges beigewohnt hatte, unsagbar kleinlich und farblos.

Aber das barbarische Schauspiel, das nun zur religiösen Weihe der weltlichen Thatsache hier veranstaltet wurde, fesselte wider Willen meine Aufmerksamkeit. Allah hat nämlich mit den heidnischen Göttern und dem Jahve der alten Hebräer noch einen gewissen Zusammenhang bewahrt. Auch Er hat Wohlgefallen an der „Speise Gottes mit süßem Geruch“, wie Moses das Thieropfer nennt, und die Moslem haben noch heute die naive Auffassung, daß solche Gabe auf ihren Gott selbst einen angenehmen Eindruck mache, den Zorn des Höchsten abwende oder ihn geneigt stimme zur Erfüllung irdischer Witten.

In einem kleinen Halbkreis stellten sich die türkischen Soldaten hart an der Grenze auf, neben ihnen die türkischen Würdenträger, die zur Feier herbeigekommen waren. Je zwei Soldaten hielten an den Hörnern vier schöne, starke, schwarze Widder, wie sie zu den Zeiten des seligen Homeros dem Poseidon geopfert zu werden pflegten. In die Mitte des Kreises trat nun der Geistliche, ein schwindstüchtig und schwächlich aussehender kleiner Mann mit einem gescheidten Gesichte, die Augen durch eine große Hornbrille mit dunklen Gläsern geschützt. Er streckte die beiden Hände von sich, die Handflächen nach oben, und die anderen Türken

thaten dasselbe. In einem monotonen Singsang sprach er das Gebet, in dem nach jedem zehnten Worte das einzige mir verständliche türkische Wort „Allah“, in welchem die Endsilbe betont wird und einen gutturalen Beilaut hat, wiederkehrte. Was der brave Mann gebetet hat, habe ich natürlich nicht verstanden, und es waren darüber zwei ganz verschiedene Auffassungen verbreitet. Nach der einen hätte er recht wenig freundliche Sachen über die Fremden gesagt; nach der anderen, wahrscheinlicheren Lesart hätte er nur den Segen Allahs herabgefleht auf das neue Unternehmen, und zum höchsten Herrn gebetet, alles Unglück von der Bahn abzumenden und es wegzumachen mit dem Blute der Sündenböcke, die geopfert werden sollten. Nach Schluß der kurzen Ansprache machte der Mann eine eigenthümliche Bewegung. Er fuhr mit den beiden Handflächen über das ganze Gesicht, als wolle er sich abtrocknen, und die anderen Rechtgläubigen machten dieselbe Bewegung. Darauf wurde der stärkste der Böcke von den Soldaten herangezerrt. Was nützte es dem armen Thier, daß seine starken Hörner mit schönem Zinnoberroth und mit goldenen Kringeln bemalt waren, und daß auch das mächtige Bließ mit Farbenflecken gar lieblich betupft war! Man band ihm ein Tuch um das Maul, um es am Blöken zu verhindern. Einer der Soldaten nahm darauf ein langes, schmales Messer und durchschnitt dem armen Thier kunstgerecht und schnell den Hals. Ich merkte an der Anstrengung, mit der er den tödtlichen Schnitt führte, daß es ihm nicht leicht wurde, die dicke Wolle mit dem scharfen Messer zu durchdringen. Ein dicker Blutstrom rann aus der klaffenden Wunde auf den gelben Sand. Das Thier wurde bei Seite geschafft. Trotz des fest zugebundenen Mauls hörte man doch ein unheimliches Schnarchen und gurgelndes Nöcheln. Dann kam der zweite an die Reihe. Aber ich hatte nun genug gesehen und wandte mich ab. Dem zweiten folgte der dritte. Den vierten Widder hatte ich leider nicht gesehen. Ich glaubte, die Sache wäre vorüber. Als ich wieder auf die Stelle blickte, stand der vierte Bock breitbeinig vor der Blutlache, sah diese sehr nachdenklich an und schnupperte daran herum. Als auch diesem wieder das Maul verbunden wurde, entfernte ich mich mit meinem Begleiter. Die übrigen Abendländer theilten unsern Geschmack, und es blieben nur noch die Türken zurück.

Während die türkische Infanterie — die in ihrer äußeren Erscheinung zwar etwas vernachlässigt ausah: nicht allzu sauber, mit verschiedenartiger, zum Theil recht mangelhafter Fußbekleidung, aber trotz alledem einen guten und tüchtigen Eindruck machte — das Gewehr präsentirte, und auch die Berittenen, die ebenfalls recht martialisch und leistungsfähig dreinschaute, in einer etwas eigenthümlichen Weise salutirten, die Militärkapelle aufspielte und das Jubelgeschrei der herbeigeströmten Menge ertönte, setzte sich unser Zug wieder in Bewegung.

Das Stück Türkei, das wir nun von der serbischen Grenze bis zum

Aegäisches Meer durchfahren, steht an Naturschönheit und Eigenartigkeit der Städtephysiognomien hinter dem schönen Serbien nicht zurück.

Froh empfind ich mich nun auf klassischem Boden begeistert,

Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir —

um der Wahrheit die Ehre zu geben: allerdings recht vernehmlich doch wohl nur die Mitwelt. Denn wenn wir auch wissen, daß wir jetzt das alte Macedonien durchlaufen, so wird es uns doch schwer, uns zu vergegenwärtigen, daß hier vor zweiundzwanzig Jahrhunderten der junge Alexander den Bucephalus getummelt hat. Nichts gemahnt uns an die Größe der Vergangenheit. Die Ungröße der Gegenwart hingegen tritt uns überall in herdedter, oft recht malerischer Gestalt entgegen. Wir machen hier schon im Fluge die Wahrnehmung, die sich später bei uns noch immer mehr und mehr befestigen wird, wie stark der Abstand ist zwischen der Wirkung, welche die Städte, so wie sie sich beim ersten Anblick unserer Auge darstellen, auf uns machen, und der tagenjämmerlichen Enttäuschung, die sich unser bemächtigt, wenn wir erst etwas genauer hineingeschaut haben. Die Städte der Türkei, die ich kennen gelernt habe, sind starke Blender. Mit einem merkwürdigen Feingefühle für malerische Schönheit sind sie in herrlichen Lagen aufgebaut, sie alle haben eine eigenthümlich heitere und schöne Farbigkeit; die runden Kuppeln und spitzen Minarehs verleihen ihnen die reizvollsten und interessantesten Profile.

So bieten auch die beiden Hauptstationen, die wir nun berühren, Uesküb und Köprülü, unserm Auge das gefälligste Schauspiel dar. Namentlich Köprülü, das vom Wardar, in dessen Thal die Bahn bis Saloniki hinunterführt, durchschnitten wird, ist ein entzückendes Bild. Die Ufer des stattlichen Stromes steigen hier ziemlich steil auf, und zu beiden Seiten sind an den Berglehnen die Häuser wie Nester angebaut. Auch hier hat sich Alles, was Beine hat, auf dem Bahnhofe zu unserer Begrüßung zusammengefunden. Im oberen Stock des Stationsgebäudes sind alle Fenster von türkischen Frauen und Mädchen, die in doppelter und dreifacher Schicht übereinander liegen, dicht besetzt. Hier sehen wir diese züchtig Verschleierten zum ersten Mal in der Nähe. Unter ihnen sind einige sehr hübsche Mädchen, und gerade diese nehmen es mit der Verschleierung nicht allzu genau. Wenn sie auch mit ihrem bauschigen Gewande den Untertheil des Gesichtes verdecken, als ob sie an Zahnschmerzen litten, so haben sie doch gar nichts dagegen einzuwenden, wenn der Wind die neidische Umhüllung ein wenig lüftet und uns die Beruhigung giebt, daß da eigentlich gar nichts zu verbergen wäre. Sie nehmen es uns auch nicht weiter übel, daß wir sie etwas genauer ansehen, als man sonst junge Damen, die man nicht kennt, zu betrachten pflegt. Sie scheinen sogar offenbares Wohlgefallen daran zu haben, daß sie von den Fremden mit ganz besonderer Aufmerksamkeit gemustert werden, und lächeln uns freundlich zu. Und auch die gestrengen Herren Türken haben nichts dagegen; sie

wissen ja, wie ungefährlich wir sind, und wissen, daß wir ihrer Beunruhigung in wenigen Minuten, wahrscheinlich auf immer, entrückt sein werden. Als unser Zug langsam über die Stadt hinwegfährt, blicken wir in die verlassen en engen, krummen Gassen, in denen sich thatsächlich nicht eine lebende Seele sehen läßt; und wir haben die Empfindung, daß es gewiß angenehmer ist, sich Köprülü in seiner herrlichen Lage an den Berglehnen des Wardar von außen anzusehen, als da zu wohnen.

Die Bahnstrecke bietet noch einen Punkt von besonderer landschaftlicher Schönheit: das sogenannte „Eiserne Thor“, das freilich weniger großartig ist, als sein Namensvetter an der Donau. Hier quetscht sich der Wardar schäumend und brausend zwischen mächtige hart aneinander gerückte Felsblöcke von braunröthlich grauer Färbung. Es dauert geraume Zeit, bis sich die Bahn aus der Stromenge zwischen den kahlen nackten Felsen herausarbeitet. Endlich tritt sie in die Ebene ein, die bis zum Megäischn Meer und Saloniki hinabführt.

Die Ankunft in Saloniki machte auf uns Alle einen geradezu überwältigenden Eindruck. Schon eine halbe Meile vor der eigentlichen Station war die Bahnstrecke mit dichten Menschenhaufen auf beiden Seiten besetzt. Es war ein Geschrei, ein Schwenken mit Tüchern und ein Gestikuliren, wie ich es niemals erlebt habe. Und so ging es fort in brausendem Crescendo, bis unser Zug endlich am Bahnhof hielt, wo es sich zu einem geradezu ohrenzerreißenden Fortissimo steigerte. Ein Geschrei, ein Gedränge, das aller Beschreibung spottet! Man hat die Zahl der Schaulustigen, die sich auf dem Bahnhof und um den Bahnhof versammelt hatten, auf dreißig- bis vierzigtausend angegeben, und ich glaube nicht, daß diese Zahl übertrieben ist. Wenn man nun bedenkt, daß von diesen Dreißigtausend zum Mindesten Fünfundzwanzigtausend Juden waren, die aus Spanien kommen und im Orient ihre Heimat gefunden haben, so kann man sich aus der Multiplirung dieser drei Lebhaftigkeiten vorstellen, was jene fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Menschen in ihrer Begeisterung an Leistungen der Lunge und Kehle und an Beweglichkeit der Gliedmaßen zu vollführen vermochten.

Es war am Abend des Sabbath. In ihren schönen, sauberen, festlichen Gewändern, die zum Theil sehr reich waren, machten die kräftigen Gestalten mit ihren interessanten und schönen Gesichtern einen ganz herrlichen Eindruck. In dem undurchdringlichen Gewühl währte es geraume Zeit, bis die Fremden, denen hundert unerbetene Helfer beispringen wollten, aus dem chaotischen Durcheinander im Gepäckwagen ihre Habseligkeiten herausfinden und in den bereitstehenden Wagen durch die lebendige Mauer der Schaulustigen zu ihrer Herberge gebracht werden konnten. Das Dunkel war schon hereingebrochen, und die ersten Laternen wurden angezündet, als wir über das holprige Pflaster unter dem ewigen, entsetzlichen Schrei des Rutschers: „Guarda! Guarda!“ in den engen Gassen von Saloniki die

Volksmenge durchbrochen hatten und vor dem Vorhofe eines stattlichen Palastes hielten.

Es ist keineswegs gleichgültig, ob man ein Schauspiel von einer dunklen Ecke eines vollgepfropften Stehparterres aus betrachtet, oder ob man es in aller Bequemlichkeit von einem guten Polsterstuhl einer Loge aus sich ansieht. Ich war durch meinen Freund aus Belgrad, den Director der Regie, an das Haus Matini empfohlen worden und hatte von diesem eine Einladung erhalten. Ich wußte zunächst nicht, was das zu bedeuten hatte. Aber ich merkte es allerdings, sobald ich den Fuß über die Schwelle des Hauses gesetzt hatte. Die Matini sind die Fürsten von Saloniki. An Reichthum und Bedeutung dieses großartigen, orientalischen Geschäftshauses kommt den Matini nur noch ein Haus gleich: das Haus Modiano. Der Besitz des Hauses Modiano soll sogar noch größer sein, aber es erfreut sich keineswegs der allgemeinen Beliebtheit und des hohen Ansehens der Matini, die in allen gemeinnützigen Unternehmungen und in allen Werken der Wohlthätigkeit in vorderster Reihe stehen. Durchschlendert man das interessante Saloniki, sieht man irgendwo ein palastartiges Wohngebäude, ein mächtiges Geschäftshaus, große Waarenspeicher und Magazine, und fragt man nach dem Besitzer, so erhält man unweigerlich zur Antwort: „Matini“ oder „Modiano“, „Modiano“ oder „Matini“. Die Gastlichkeit, mit welcher die Familie Matini und die verschwägte Familie Fernandez meine vom Glück ebenso bevorzugten Reisegefährten und mich aufgenommen haben, spottet jeder Beschreibung.

Der Vorhof zu dem Palais, in dem sich die Mitglieder der Familie zur Begrüßung ihrer Gäste versammelt hatten, war mit zahlreichen tragbaren Randelabern, die in mächtigen Ständern auf allen Theilen des Hofes aufgepflanzt waren, und deren jeder sechs Wachskerzen trug, taghell beleuchtet. Am Eingang empfing uns eine Schaar von Dienern, die uns unser Handgepäck abnahmen und dann bei Seite traten, um unserer weiteren Befehle zu harren. Es waren Albanesen in ihrer merkwürdig kleidsamen Tracht, mit der Fustanella angethan, — jenem eigenartigen Schurz aus steifgestärkten, gefältelten weißen Linnen, der von der Hüfte bis zu den Knien reicht und an das Röckchen einer Ballerina erinnert. Es waren auffallend schöne, schlank gewachsene, breitschultrige Männer, und alle trugen in dem reichgestickten Lebergurt, der ihnen zugleich als Tasche diente, kunstvoll gearbeitete Waffen: Pistolen, Dolch, kurzes Schwert. Auf diesen Waffen Schmuck schienen sie besonders stolz zu sein; sie gestatteten uns die nähere Besichtigung der damascirten Läufe, Klängen und Griffe mit sichtlichem Vergnügen. Ueber dem Ueberkleide, das die Brust bedeckt, tragen sie noch eine halb offene, mit reichsten Goldstickereien verzierte Sammetjacke, von der an den Ansätzen der Schultern an Stelle der Ärmel offene Gehänge, ebenfalls aus Sammet und mit reichster Goldstickerei ganz bedeckt, herabfallen. Die Gamaschen, die gleichfalls reich gestickt sind,

gehen beinahe bis zum Knie hinauf. Die Kopfbekleidung bildet das allgemein übliche Fez.

Die jungen Herren Matini und Fernandez, die zu meinem Bedauern die schöne, kleidsame Tracht ihrer Väter: den buntfarbigen Raftan mit Fuchspelzbesatz, abgelegt und mit der langweiligen fränkischen Tracht vertauscht haben, führten uns über eine breite, mit auffallend schönen alten Teppichen belegte Treppe zu dem glänzend beleuchteten Festsaale im oberen Stock. Da erwarteten uns die Damen des Hauses, in der Mitte die würdige Matrone mit schneeweißem, glatt gescheiteltem Haar, einem vornehmen, edel geschnittenen Gesicht von ernstem und gutigem Ausdruck, in einer Haltung, für die ich kein bezeichnenderes Beiwort finde als: feierlich, einer Königin vergleichbar, umgeben von ihren anmuthigen Töchtern und Schwiegertöchtern. Sie Alle waren wegen eines Todesfalls, der kürzlich die Familie Matini betroffen hatte, in tiefste Trauer gehüllt. Diese feierliche Begrüßung, die zugleich eine sehr herzliche war, war wahrhaft imposant.

Während wir noch die uns dargestreckten Hände zum Willkomm drückten, bot uns schon ein arnautischer Diener, der sich auch im Salon seines Waffenschmucks nicht entledigt hatte, auf einem silbernen Teller in krystallener Schaal eine klebrige Süßigkeit an. Mein Nachbar, der die Sitten des Orients besser kannte — es war unser Gesandter in Serbien, Graf Bray —, nahm einen Löffel voll in den Mund und spülte die auf der Zunge haftende, unglaublich süße Masse mit Wasser hinunter. Ich beobachtete ihn genau und machte es gerade wie er. Es schmeckte gar nicht schlecht. Es waren in Zucker eingekochte Früchte, deren ursprüngliches Wesen ich vor lauter Süßigkeit nicht mehr erkennen konnte. Unmittelbar darauf wurde uns der sehr wohlschmeckende türkische Kaffee mit Cigaretten gereicht. Auch mit diesem Kaffee wird, wie mit der Süßigkeit, der unfundige Late nicht ohne Weiteres fertig; es gehört vielmehr eine gewisse Gewandtheit dazu, um ihn kunstgerecht mit Genuß zu schlürfen. Die kleine Schaal Kaffee war bald geleert, und nach wenigen Minuten wurden wir entlassen.

Wir waren vom frühen Morgen unterwegs gewesen, hatten viel Staub geschluckt, und bei uns Allen machte sich das Bedürfniß einer gründlichen Reinigung in herrischer Weise geltend. Unten erwarteten uns die Diener, die einen mit unserm Handgepäck, die anderen mit Laternen, und führten uns über die Straße in ein wenige Schritte von dem Matini'schen Palais gelegenes, ebenfalls fürstlich eingerichtetes Haus, in dem die Zimmer für uns bereit waren. Und was waren das für Zimmer, und wie waren sie hergerichtet!

Die zahlreichen Gastzimmer waren für den Empfang des Besuchs aus dem Abendlande offenbar von Grund auf neu in Stand gesetzt. Hätten sie nicht den Eindruck der größten Behaglichkeit gemacht, so würde man

geglaubt haben, daß sie nie zuvor bewohnt gewesen seien. Die kostbaren Bezüge der Polstermöbel, die prachtvollen, orientalischen Stoffe der Vorhänge und Portieren, Alles das war funkelnagelneu; aber es wirkte in seiner feinen Farbenabtönung und in Verbindung mit den alten, herrlichen Teppichen, die den Boden bedeckten und auch als Wandschmuck angebracht waren, so vertraulich und gemüthlich, wie ein wohlbekannter, oft betretener Raum. Die liebevolle Aufmerksamkeit der Wirthin hatte Alles vorbedacht, was dem Gaste irgendwie angenehm sein konnte. Die Flacons auf dem Toilettentisch waren mit allen Wohlgerüchen Arabiens gefüllt, auf dem Tische standen eingemachte Früchte, Eiswasser, Wein, Zucker, Cigaretten in allen Formaten, auf dem Schreibtisch lagen Briefbogen und Umschläge in allen Größen, Federn, Bleistifte u. s. w. Ein wohlgeschulter, discreter Diener erfüllte vorahnend jeden Wunsch, den man irgend hegen konnte. Kurzum, wir fanden eine Gastlichkeit, wie sie großartiger und liebenswürdiger die kühnste Einbildungskraft nicht erfinden konnte. Daß ich unter solchen Bedingungen die Menschen und Dinge in Saloniki unwillkürlich in einem rosigen Lichte betrachtet habe, wird man begreiflich finden.

IV.

In Saloniki.

Bei Colombo. — Die Damentapelle. — Der Olymp, Ossa und Pelion. — Ein Blick auf die Stadt. — Die Gefangenen auf dem Bluthurm. — Der Triumphbogen.

Zu vorgerückter Abendstunde war im Hotel Colombo ein großes Festbankett angelegt, dem die obersten türkischen Würdenträger mit dem Militärgouverneur der Provinz an der Spitze beiwohnen sollten. Ein albanesischer Diener, eine herkulische Gestalt, dessen schneeig weiße gefälte Justanella und goldgestickte Jacke immer wieder meine Blicke auf sich lenkten, schritt mit der Laterne in der Hand vor mir her und führte mich in's Hotel. Alle Matini'schen Gäste wurden auf diese Weise von Fackelträgern nach dem Festlocale geleitet. Heute waren diese Albanesen wohl nur eine Ehrenescorte; denn die Straßen waren hell, aus allen Fenstern der dicht aneinander gerückten Häuser stüthete das Licht auf die Gassen, und zum Ueberfluß brannten auch noch die wenigen Laternen.

Der Festsaal im Hotel Colombo war sehr reich, wenn auch nicht sehr geschmackvoll geschmückt, und bei der großen Anzahl der Gäste, die unbedingt unterzubringen waren, mußten die Tischgenossen sehr dicht aneinander rücken. Nach dem ersten Gange wurde an's Glas geklopft, und ich hörte eine erste Rede, die allen meinen Erwartungen entsprach. Ich konnte mir die Fortsetzung denken. Und da ich schon in meinem Leben mancher Festlichkeit beigewohnt habe, da mir goldstarrende Uniformen, schwarze Fräcke und weiße Binden, Orden und breite seidene Bänder gerade kein ungewohnter Anblick sind, die Hitze aber unerträglich wurde und ich das be-

ruhigende Gefühl hatte, daß ich gewiß nicht vermist werden würde, schlich ich mich, während der Redner von diesem neuen Siege der Humanität und Cultur sprach, unauffällig von dannen.

Im Garten des Hotels, in dem sich eine zahlreiche Gesellschaft der Bewohner von Saloniki zusammengefunden hatte, war es wundervoll frisch und balsamisch. Es war eine ganz herrliche Nacht. Es dauerte auch gar nicht lange, so folgten verschiedene andere gute Leute dem bösen Beispiel, das ich ihnen gegeben hatte. Wir setzten uns unter Gottes freiem Himmel an einem runden Tisch zusammen und tranken gutes Bier. Die Vorträge einer Damentapelle störten uns nicht weiter. Ein Ortskundiger rühmte die Tugend dieser Mädchen, und wir glaubten ihm willig, als wir dieselben näher betrachteten. Sie spielten und sangen verschiedene Stücke aus „Fatinika“, „Gasparone“, „Lustige Krieg“ u. s. w. und zwar mit der rührendsten Temperamentlosigkeit und Steifheit. Ich machte eine Wette, daß unter sechs der musizierenden jungen Mädchen wenigstens vier aus Preßnitz seien, und ich gewann sie großartig: alle sechs, die wir befragten, waren aus Preßnitz — aus jenem unheimlichen Städtchen, das die ganze Welt mit böhmischen Musikanten und Musikantinnen versorgt.

Gegen ein Uhr Morgens merkte ich doch allmählich, daß ich in der vergangenen Nacht in Nißch kein Auge geschlossen und einen aufregenden, anstrengenden, schönen vollen Tag hinter mir hatte. Würdig und schweigsam wie immer geleitete mich mein Albanese, den ich ganz vergessen hatte, der aber in dem Augenblick, als ich mich nach ihm umjah, wie aus einer Verfertigung aufgestiegen vor mir erschien, durch die nun still und leer gewordenen krummen und engen Gassen nach Hause. Da übergab er mich wohlbehalten dem geschickten und ruhigen Manne, der mir eigens zur Dienstleistung beigegeben war, und dieser führte mich in mein hell erleuchtetes Schlafzimmer, in dem die Fenster noch weit offen standen, und in das die wundervolle Luft der frischen Nacht hereindrang. Er empfahl sich, nachdem ich ihn verabschiedet hatte, mit dem Wunsche einer guten Nacht, und dieser Wunsch wurde in großartigster Weise erfüllt. So müde ich war, ich blieb doch wohl noch eine Stunde an dem breiten Fenster sitzen, durch das vom Meere her die köstlichste Luft wehte. Ich dachte unwillkürlich an das Bild, das Heinrich von Kleist für eine frische balsamische Sommernacht in zweien seiner schönsten Dramen gebraucht:

Und weil die Nacht so wohlthun mich umring,
Mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend,
Ach, wie den Bräutigam die Perserbraut . . .

Ja, es war eine unvergleichliche, würzige, blonde Nacht. Alles ringsum lag in mattem Mondeslichte wie in einen silbernen Schleier gehüllt, kaum erkennbar, lautlos vor mir. Von Zeit zu Zeit hörte ich jedoch ein merkwürdiges Geräusch: ein Aufklopfen auf das Pflaster, wie mit einer metallenen Keule. Ich hörte es in regelmäßigen Zwischenräumen wieder

und wieder und merkte nun, daß es der orientalische Nachtwächter war, der durch das Aufklopfen mit seinem metallbeschlagenen Stöcke schallend verkündete, wie gewissenhaft er seines Amtes walte. Bei uns ist das Tuten und Pfeifen der Nachtwächter mit der Zeit abgeschafft worden, weil man sich wohl überzeugt haben mag, daß diese nächtlichen Ruhestörungen von Amtes wegen keinen anderen Zweck haben, als die Diebe zu benachrichtigen, daß Gefahr im Anzuge ist, und den friedlichen Schläfer in unliebsamer Weise zu wecken. Im Orient aber klopfen die Wächter noch immer mit ihren Stöcken auf die Steine, und der weithin dröhnende Schall dieses Aufklopfens hat mich namentlich in Constantinopel oft in meiner Ruhe gestört. Aber alle Bemühungen des Wächters von Saloniki, mich wach zu erhalten, waren vergeblich. Ich schlief, sobald ich die Kerze gelöscht hatte, fest ein und entschädigte mich reichlich für alle Mühseligkeiten und Qualen, die ich in Nisch hatte erdulden müssen.

Als ich am andern Morgen erwachte, traute ich meinen Augen kaum. Von meinem Bett aus hatte ich den schönsten Anblick, den man haben konnte. Vor mir die breite tiefblaue Wasserfläche des Aegäischen Meeres und im Hintergrunde in wunderbarster Beleuchtung die herrlichen Berge Thessaliens: der alte Olymp, und zu den Füßen des ehrwürdigen, seltsam schönen Berges in wunderlichen Umrißlinien Ossa und Pelion; zwischen diesen und dem Olymp ein dunkler Einschnitt: das Thal Tempe. Wenn man den herrlichen Olymp von Saloniki aus sieht, so begreift man, daß das vom regsten Schönheitsgefühl durchdrungene Volk der Griechen gerade diesen als den Sitz der unsterblichen Götter auserkoren hat. Der arme Olymp hat unter der hellenischen Götterdämmerung schwer zu leiden gehabt. Jetzt haust in den malerischen Schluchten das verworfenste Gefindel der Welt. Die verwegenste Räuberbanden haben da ihre Zuflucht gefunden, und allen Fremden, die das natürliche Verlangen hegen, sich die verlassene Wohnstätte der Olympier einmal in der Nähe zu besehen, wird dringend von der Besteigung des Berges abgerathen. Mit Würde trägt man das Unvermeidliche und seufzt:

„Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführt,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach! da euer Bonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!“

Ja, ganz anders! Aber schön ist es auch heute noch in Saloniki und wunderherrlich der Blick von der Stadt auf das Meer und die thessalischen Berge, und vom Meer der Blick auf die großartige Stadt.

In einem mächtigen Dreieck steigt Saloniki vom Meere am Berge auf. Ein großer Theil der alten, gewaltigen, ausgezackten Stadtmauer, die die Stadt umschließt, ist noch erhalten. Im untern Theile der Stadt,

der von den Wellen des Aegäischen Meeres gebadet wird, ist von dieser Mauer freilich nicht mehr viel zu sehen. Da ist sie zerfallen, vielleicht auch aus Handelszwecken zum großen Theil niedergelegt worden. Auf der mittleren und vollen Höhe des Berges aber ist sie noch in leidlichem Zustande. Sie führt hinauf zu der mächtigen Citabelle, die die ganze Stadt beherrscht, und die mit ihren breiten, viereckigen, kannelirten Thürmen der Gesamtheit des Städtebildes eine sehr schöne Krönung giebt. Die Citabelle bildet die oberste Spitze des großen Dreiecks. In farbigem, reizvollem Durcheinander klimmen die hellen Häuser in pittoresker Willkür zur Höhe hinan. Zwischen den in der Sonne funkelnden Bauten von Menschenhand, aus denen die herrlich wirkenden, schmalen und hohen Thürme, die Minarehs, mit ihren Spitzen wie Pfeile aufschießen, ragen ernst und schön die tiefgrünen, fast schwarz wirkenden, mächtigen Cypressen auf. Dieses farbige Gewirr von hellen Baulichkeiten, die man freilich nicht in der Nähe betrachten soll, mit den tückchen blendend weißen Strichen und den dunkelgrünen Tupsen — den Minarehs und den Cypressen —, über dem tiefblauen Meere und unter dem tiefblauen Himmel, hat für das Auge des Nordländers, das sich in dem farbendürftigen Grau der Heimat zur Genügsamkeit geschult hat, etwas wahrhaft Berauschesendes.

Die Hafenstrassen sind ungemein belebt. Da sind mächtige Speicher und Waarenschuppen, Kaufhäuser und Vergnügungsstätten, Rasseehäuser und Singspielhallen u. s. w. Da hat sich auch ein neues vornehmes Stadtviertel gebildet. Am Meere haben inmitten schöner Parkanlagen die begütertesten Bewohner von Saloniki ihre Landhäuser erbaut. Da weht diesen bevorzugten Sterblichen, wenn es in der Stadt zu heiß und dunstig wird — und in den heißen Monaten soll es, wenn der Wind vom Lande kommt, fast unerträglich in der Stadt Saloniki sein — das Meer Kühlung und Frische zu. Da steht auch, weithin sichtbar, der früher rothgestrichene, jetzt weißgetünchte, gewaltige, runde Genueser Thurm, von seiner früheren Farbe „Blutthurm“ geheissen, der jetzt als Gefängniß dient. Ein schöner gelegenes Gefängniß mag es in der gesammten Welt nicht geben, und die dort Gefangenen führen, wenn der Schein nicht trügt, ein wahrhaft beneidenswerthes Dasein. Oben auf der Zinne des Thurmes, zwischen den Kannelirungen, saßen, hockten und standen sie da, von unten ganz deutlich erkenntlich, in jenen unwillkürlich malerischen Stellungen, die den Orientalen eigenthümlich sind, die einen mit übergeschlagenen Beinen, andere sich an die Mauer lehrend, wieder andere den Kopf stützend — wie eine gestellte Gruppe, unter dem herrlichsten Himmel, und ließen wohlgemuth ihre Blicke schweifen über das einzige Schauspiel, das sich ihnen darbietet: über die terrassenförmig aufsteigende Hügelstadt, über das blaue Meer und die thessalischen Berge. Sie arbeiteten nicht und unterhielten sich in größter Gemüthlichkeit. Ich setzte voraus, daß es nur leichte Verbrecher seien, die da eingesperrt werden. Mein Begleiter aber belehrte mich, daß dort nur Mörder untergebracht würden.

Vielleicht verhält es sich aber auch mit diesen Gefangenen wie mit so vielen Dingen und Persönlichkeiten des Orients: man darf nicht zu genau hinsehen, wenn man den günstigen Eindruck, den der erste Anblick gewährt, nicht einbüßen will.

Die Hauptverkehrsader von Saloniki bildet ein Theil der weltgeschichtlichen Landstraße Via Egnatia, die vom Bosporus aus längs des Marmara- und Aegäischen Meeres zum Adriatischen und Ionischen führt, und die im Alterthum zur Zeit der macedonischen Eroberungszüge und der Perserkriege eine höchbedeutende Rolle gespielt hat. In Saloniki gemahnt heute nur noch ein Denkmal an die uralte Wichtigkeit dieses Weltwegs: der Triumphbogen des Constantin. Noch ist der Bogen erhalten, wenn auch der obere Theil schon bedenklich vom Zahne der Zeit angenagt ist. Zwischen den Ritzen der ziemlich groben und sorglos gefügten Ziegel wuchert das Unkraut. Die beiden mächtigen Pfeiler sind in der Höhe von etwa zwanzig Fuß mit Marmortafeln bekleidet, in vier ungefähr gleich hohen Gliederungen, die durch wulstartige Voluten von einander geschieden sind. Diese Marmorplatten stellen in Reliefarbeit einen Triumphzug dar. Sie sind aber so beschädigt und verstümmelt, daß über deren künstlerischen Werth oder Unwerth kaum noch ein Urtheil möglich ist. Jedenfalls gewähren sie dem Auge kein künstlerisches Behagen mehr. Man erkennt freilich noch einzelne Gestalten ganz deutlich: an den vorspringenden Ecken weibliche Gestalten, die wohl Kränze geworfen haben, Züge von Reitern, Pferde, Kameele, Elephanten, auch jubelndes Volk, wie es scheint; aber all diese Figuren sind jämmerlich zugerichtet.

Von sonstigen Denkmälern Salonikis will ich schweigen. Erwähnungswerth erscheint mir vor Allem, daß die verhältnißmäßig ungemein starke jüdische Gemeinde, von der ich noch sprechen werde, keine Synagoge besitzt, die durch besondere Pracht oder architektonische Bedeutung auffiele. Aus dem Alterthum ist gewiß noch mancherlei, wenn auch in argem Zustande, vorhanden, das der archäologischen Forschung vielleicht eine sehr dankbare Aufgabe stellen würde. Was die späteren Zeiten und unsere Tage Monumentales in Saloniki geschaffen haben, ist nicht sehr erheblich. Am auffälligsten sind die zahlreichen Moskeen, die zum großen Theil früher dem christlichen Gottesdienst geweiht waren und in der üblichen rücksichtslosen, ja rohen Weise für die Zwecke des Islam hergerichtet sind: Alles, was an die Kreuzform gemahnt, ist vernichtet, die Mosaik- und Wandmalereien sind übertüncht; pietätlos hat man im Innern gewirthschaftet und ohne irgendwelchen architektonischen Zusammenhang neben den Kuppelbauten die Minarehs wie steinerne Mäste aufgerichtet — dann die große Baulichkeit der sogenannten Karawanerei, die jetzt eine namentlich von den Bulgaren besuchte Herberge geworden ist, aber auch viele Verkaufsläden hat — ferner aus der neuesten Zeit die großen Niederlagen für Waaren an der Hafenstraße, die langweiligen officiellen Bauten: Kasernen und Regierungsgebäude, und

die zum Theil reizenden Willen in den herrlichen Parks und Gärten an den östlichen Ausläufern der neuen Vorstadt, die sich am Meere entlangzieht. Das wäre wohl Alles, und gewiß würde Einzelnes davon eine eingehende Schilderung rechtfertigen; aber es liegt mir, wie ich gar nicht scharf genug hervorheben kann, ganz außerordentlich fern, eine sachlich anspruchsvolle Schilderung der Denk- und Sehenswürdigkeiten schreiben zu wollen; ich will eben nur die Eindrücke wiederzugeben suchen, die ich bei meiner schnellen Fahrt durch den Orient gewonnen habe; und unter diesen Umständen, die es mir nicht gestatteten, ernsthaft zu prüfen und zu ergründen, ist es ganz begreiflich, daß das Persönliche stärker auf mich eingewirkt hat, als das Sachliche.

In meiner Erinnerung erscheint mir denn auch die merkwürdige, uralte Stadt, eine der ältesten Stätten der Kultur, eigentlich kaum als etwas Anderes, denn als ein sonderbarer, ganz eigenartiger und überaus reizvoller Rahmen für die Menschen, die ich in den verwinkelten Gassen, auf der breiteren Hauptstraße und auf den schönen Quais am Meere gesehen habe. Eine malerischere Staffage ist kaum denkbar. Ob Mann, ob Weib, ob Kind, Jüngling oder Greis, ob sie in reiche, prachtvolle Stoffe gehüllt oder jämmerlich zerlumpt sind — all' diese verschiedenartigen Erscheinungen fesseln unsern Blick und entzücken unser Auge, sei es durch ihre seltsame Schönheit, sei es durch die charakteristische Eigenart auch in ihrer Häßlichkeit und durch die natürliche und ungewollte Anmuth in ihren Bewegungen und in ihrer Haltung.

V.

Die Leute von Saloniki.

Die Juden (Sefardim oder Spaniolen). — Ihr Aeußeres, ihre Beschäftigung, ihre wirtschaftliche Lage. — Tracht der spaniolischen Männer und Weiber. — Der Großrabbiner. — Die Dönnneh. — Das Straßenleben.

Die Angaben über die Einwohnerzahl von Saloniki schwanken erheblich. Bei der Unvollkommenheit der türkischen Einrichtungen ist niemals eine genaue oder auch nur ungefähr genaue Volkszählung vorgenommen worden. Mitte der siebziger Jahre wurde die Zahl der Bevölkerung auf etwa 100,000 angenommen. Das war wahrscheinlich zu wenig. Jetzt schätzt man die Einwohner von Saloniki auf 130,000 bis 140,000 Seelen. Von diesen rechnet man nur etwa 20,000 auf die Türken und ungefähr ebensoviel auf die Bulgaren und die anderen Balkanvölker. Dazu kommen noch etwa 10,000 europäische Christen, und alle Anderen, also zwischen 80,000 bis 90,000, sind Juden. Die Juden sind hier also in einer alle andern ConfeSSIONen zusammengenommen überwiegenden Mehrheit. Saloniki ist wohl die ansehnlichste Judenstadt der Welt und jedenfalls die jüdische Hauptstadt des Ostens. Ein gelehrter Kenner des Orients wollte die Stadt deshalb auch Samaria genannt wissen.

Schon in frühen Zeiten bestand in Saloniki, dem alten Thessalonike, eine ansehnliche jüdische Gemeinde. Diese erhielt zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch die grausame Austreibung der Juden aus der Pyrenäenhalbinsel einen gewaltigen Zuwachs. Von den 300,000 Juden, die aus Spanien vertrieben wurden, wälzte sich ein großer Theil auf die europäische Türkei, wo sie die gastfreundlichste Aufnahme fanden, und das schön gelegene Saloniki bildete einen Knotenpunkt ihrer Ansiedlung im Osten. Die schon anfässige Judengemeinde ging allmählich in die Zuzügler aus dem Westen vollständig auf, nahm deren Sprache und Gebräuche an, und die jüdische Gemeinschaft in Saloniki ist seit Jahrhunderten eine einheitlich iberische. Die „Sefardim“ (Sefard bedeutet soviel wie: Pyrenäische Halbinsel) oder Spaniolen, wie wir sagen, hatten in ihrer alten spanischen und portugiesischen Heimat hervorragende Stellungen eingenommen. J. M. Jost erzählt in seiner „Geschichte des Judenthums und seiner Secten“, Leipzig 1859, daß diese Sefardim meist Abkömmlinge und sogar Häupter reicher und angesehenen Familien waren, theils Kaufleute, welche Seehandel trieben, theils Staatsmänner von umfassenden Kenntnissen und geschäftlicher Umsicht, theils Aerzte, theils Gelehrte von Ruf, welche an Hochschulen Lehrstühle bekleideten. Sie sprachen allesammt die spanische und die portugiesische Sprache, wie sie auf der Stufe der höheren Lebenskreise durchgebildet war, waren mit dem Schriftthum der Halbinsel vertraut und durften eine höhere gesellige Achtbarkeit und gewisse Vornehmheit in Anspruch nehmen. „Sie waren überaus betriebsam und hielten sich fern von Wucher und Trödel und jedem niedern Kram, so daß sie mit den unteren Volksklassen wenig in Berührung kamen. Ihre äußere Haltung war diesem Sinne gemäß, ihre bloße Erscheinung gab zu erkennen, daß sie nicht in Abgeschiedenheit erzogen waren.“

Die Spaniolen in Saloniki haben bis auf den heutigen Tag sich die Eigenart ihrer Abkunft bewahrt. Sie sprechen und schreiben die Sprache ihrer Heimat, ein veraltetes, mit hebräischen Bestandtheilen versetztes Spanisch, das von den Spaniern unserer Tage ohne besondere Schwierigkeit verstanden wird. Ihr Aeußeres macht im Allgemeinen einen sehr guten Eindruck. Sie sind fleißig und arbeitsam und scheuen auch die schwersten körperlichen Anstrengungen nicht. Der Apostel Paulus schrieb einst an die Bewohner von Saloniki, an die Thessalonicher: „So Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen.“ Die Spaniolen scheinen diese Mahnung an die christliche Gemeinde zu beherzigen, obwohl sie die Sache eigentlich gar nichts angeht. Sie sind die Lastträger, die Hafnarbeiter, die Kahnführer. Man findet unter ihnen Männer von herkulischer Körperkraft. Sie sind mit einem Wort die Handarbeiter und Handwerker, während die Griechen nur die leichteren Geschäfte betreiben, die Bulgaren hauptsächlich die Feldarbeiten besorgen, die Albanesen vorzugsweise als Galabiener den Reichthum des Hauses, in dem sie angestellt sind, repräsentiren und die

Türken auch hier, wie überall, so viel wie möglich faulenzten. Die Spaniolen gelten als absolut zuverlässig, treu und reblich.

Zu großen Reichthümern haben es nur einige Wenige gebracht, die Großhändler und Bankiers Matini und Modiano vor Allen. Auch die Zahl derer, die sich eines relativen Wohlstandes erfreuen, ist eine ziemlich kleine; die Meisten leben in großer Dürftigkeit. Daß die Juden in Saloniki trotz ihrer Verstandeskkräfte, die gewiß nicht geringer sind als die ihrer Stammesgenossen in anderen Ländern, trotz ihrer körperlichen Ueberlegenheit, trotz ihrer unermüdblichen Thätigkeit und Tüchtigkeit, im Allgemeinen ein recht kümmerliches Leben fristen, wird verschiedenen Umständen zugeschrieben; vor Allem der türkischen Mißregierung, der bisherigen Absperrung Salonikis von dem eigentlichen Weltverkehr, und dann auch dem überreichen Kindersegen der jüdischen Ehen.

Aber wenn es ihnen auch nicht allzu gut ergeht, sie machen doch im Gegensatz zu den schläfrigen und immer gelangweilt aussehenden Türken und zu den zurückhaltenden anderen Völkern der Balkanhalbinsel einen recht vergnügten und lustigen Eindruck. Mit einer Naivetät in der Zudringlichkeit und Neugier, die sich gar nicht beschreiben läßt, umdrängten sie uns, folgten uns auf Schritt und Tritt, erboten sich zu allerlei Liebediensten, die wir nicht beehrten, lachten vergnügt, wenn wir sie von uns wiesen, und nahmen es auch nicht übel, wenn ein mit den Sitten des Landes vertrauterer Glaubensgenosse ihnen einen gehörigen Puff oder eine Ohrfeige gab. Solche körperlich fühlbaren Aeußerungen des Unwillens wurden ohne besondere Erregung gegeben und ohne Erbitterung entgegengenommen. Am possirlichsten waren die jugendlichen Stiefelpußer, die uns straßenlang verfolgten und, sobald wir irgendwo unvorsichtigerweise den Schritt verlangsamten oder gar stehen blieben, mit ihren Brettchen vor uns niederknieten, um den immer vergeblichen und immer erneuerten Versuch zu machen, die genügend blanken Stiefel doch noch zu pußen.

Die Männer sind fast durchweg stattliche Erscheinungen, und namentlich unter den Kindern und den Greisen findet man auffallend schöne Gesichter. Noch entzückender sind die kleinen Mädchen mit ihren schwermüthigen, wundervollen Augen, die reizend und scheu unter langen Wimpern aufblicken, — mit tiefbraunen Augen und blauen Augen, blonde, goldige und schwarze Lockenköpfe. Die Mädchen heirathen sehr früh und verblühen schnell. In den Jahren, in welchen sich bei uns die Frauenschönheit zur vollsten Blüthe entfaltet, sind die Schönheiten unter den Jüdinnen in Saloniki sehr spärlich. Aber ich habe doch einige auffallende Ausnahmen gesehen: junge Frauen mit herrlichen, ausdrucksvollen Augen, edelgeschnittenen Nasen, frischen Lippen und von jener zauberhaften, in der That nur dem Orient eigenen topasartigen mattgelben Hautfarbe, ohne die wir uns eine Schöne des Morgenlandes gar nicht vorstellen können.

Im Gegensatz zu meinem Freunde Ludwig Pietich, mit dem ich den

unvergeßlichen Pfingsttag in Saloniki verbrachte, und dem ich in künstlerischen Fragen ganz unbedingt mich unterordne, muß ich doch gestehen, daß mir auch die Tracht der Weiber durchaus nicht mißfallen hat, und daß ich bei der Betrachtung der Jüdinnen von Saloniki nicht, wie Pietich, den Mangel des europäischen Corsets schmerzlich empfunden habe. Die Frauen tragen unterhalb des Busens und über der Hüfte einen breiten Gurt, der den ziemlich engen Rock hält. Vom obern Theil des Körpers sind Rücken, Schulter und Busen nur durch das Hemd oder etwa noch ein helles Busentuch bedeckt, während der Hals und der obere Theil der Brust unverhüllt bleibt. Die Frauen wirken also etwa wie Gestalten aus der Zeit des Directoriums, wie die „Merveilleuses“ mit modernem herzförmigem Ausschnitt. Das Haupthaar ist völlig bedeckt durch einen gewöhnlich mit Stickereien, bisweilen auch mit Edelmetall verzierten Kopfschmuck von schreiend grüner Farbe, der sich dicht an die Kopfform anschließt und über den Rücken ähnlich wie ein großes Strapaud aus der Popszeit herabfällt. Ich will gern zugeben, daß diese Haarverhüllung die weibliche Schönheit nicht hebt, aber auch dieser viel verlästerte Kopfschmuck macht doch einen gewissen Eindruck, den ich nicht als unschön bezeichnen möchte.

Viel reicher ist die Tracht der Männer. Die Männer der ärmeren Schichten, Handwerker, Händler, tragen gewöhnlich die breite, farbige Bluderhose, die bis unterhalb des Knies reicht und von dem breiten farbigen Shawl, der um die Hüften geschlungen, gehalten wird, über dem Hemd die kurze Jacke, Alles in bunten Farben, und auf dem Kopf entweder das Fez oder ein mehr oder minder künstlich geschlungenes buntes Kopftuch. Bei den vornehmeren und begüterteren Spaniolen, die die Tracht ihrer Väter noch nicht abgelegt haben, fällt die Bluderhose weg. Sie tragen ein langes Kleid, das bis auf die Knöchel reicht und aus grellfarbigem, bisweilen gestreiftem Seidenstoff gefertigt ist. Man sieht diese Männerkleider in allen möglichen Farben, und zwar in sehr schönen Farben: in leuchtendem Goldgelb und weichem Himmelblau, auch in tiefem Scharlachroth. Auch dieses Kleid wird um die Hüfte von einem buntfarbigen breiten Shawl gegürtet. Ueber diesem Unterkleide tragen sie eine Jacke mit ziemlich breiten Aermeln, die nicht geschlossen ist, ebenfalls aus farbiger Seide, aber immer in einer andern Farbe, als das seidene Untergewand, und über dieser Kleidung den offenen Kaftan, ebenfalls in buntfarbiger Seide und mit Pelz besetzt. Dieser Ueberwurf wird auch von den Ärmern viel getragen, und an der Qualität des Pelzes erkennt der Kundige auf den ersten Blick den ungefähren Vermögensstand des Besitzers. Der Fuchs liefert den gewöhnlichen Besatz. Bei den Vornehmeren ist das turbanartige Kopftuch seltener. Sie tragen fast allesammt das Fez.

An der Spitze der jüdischen Gemeinde in Saloniki steht der Großrabbiner, der mit sehr weitgehenden Machtbefugnissen ausgestattet ist und

unter allen Bekennern des mosaischen Glaubens im Orient das höchste Ansehen genießt. In Constantinopel und neuerdings, soviel ich weiß, in Sofia giebt es zwar auch Großrabbiner, die ideell an Macht und Würden dem von Saloniki gleichgestellt sind, in Wahrheit nimmt jedoch der jüdische Papst von Saloniki den hervorragendsten Rang ein. Wenn er von Rechts wegen eigentlich nur auf religiösem Gebiete der oberste Leiter und Ordner sein soll, so übt er thatsächlich auch auf die weltlichen Angelegenheiten einen mächtigen und bestimmenden Einfluß. In kleinen und sogar in sehr großen Streitfällen, und nicht bloß zwischen den Juden, sondern auch zwischen Juden und Andersgläubigen, wenden sich die Parteien lieber an die Weisheit und Gerechtigkeit des Großrabbiners, als an die türkischen Gerichte, die ihres Amtes sehr saumselig walten, an die klagenden Parteien sehr bedeutende Geldansprüche stellen und schließlich wegen der Gerechtigkeit ihres Urtheilspruchs noch stark angezweifelt werden. Die Entscheidung des hohen religiösen Schiedsmannes soll, wie man mir gesagt hat, unbedingt respectirt werden.

In Saloniki giebt es noch eine Secte, die aus den Spaniolen hervorgegangen ist. Die Anhänger werden Dönmeh, Mamini oder Dolmez genannt. Den Bemerkungen, die ich über diese eigenthümlichen Sectirer in den Mittheilungen aus dem Orient von Karl Braun, Julius Groffer u. s. w. gelesen habe, liegen die Angaben des gebiegenen Kenners des Orients J. S. von Hahn zu Grunde. Demnach wäre die Secte im Jahre 1667 von dem gelehrten Rabbi Sabatai Sevi gestiftet worden. In der Geschichte des Judenthums von Jost wird der Stifter Schabbathai Zwi geschrieben und keineswegs als ein gelehrter Rabbi, sondern als ein halb verrückter Schwärmer und Fanatiker geschildert, der schon als kleiner Junge von acht Jahren Zeichen einer großen religiösen Ueberspanntheit gab, sich als kaum heranwachsender Jüngling für den Messias erklärte und 1659 in Saloniki als Messias einzog. Er war damals achtzehn Jahre alt. Er fand unter den Juden des Orients zahlreiche Anhänger. Im Herbst 1662 zählten die Anhänger Zwis über 75 000 Seelen. Die Bewegung, die Zwi angeregt hatte, erschien schließlich auch der türkischen Regierung bedrohlich. Zwi stellte sich dem Sultan Muhamed IV. und antwortete auf die Frage des Sultans, ob er der Messias sei, daß seine Anhänger ihn als solchen erkannt hätten. Darauf sprach der Sultan: „Ich will Dein Messiaswesen prüfen. Es sollen drei vergiftete Pfeile auf Dich abgeschossen werden; wenn sie Dich nicht tödten, halte auch ich Dich für den Messias.“ Da erbehte Zwi. Der Dolmetich gab ihm den guten Rath, er möge erklären, daß er die Juden zum Islam bekehren wolle. Und um der Gefahr des Todes zu entgehen, befolgte Zwi die Weisungen des Dolmetich. Er nahm einem Hofbedienten den Turban ab und setzte ihn sich auf. Damit war der Sultan zufrieden, beschenkte ihn und gab ihm eine angesehenene Stellung am Hofe. Viele Anhänger des Zwi traten nun auch, von der Noth gedrängt,

zum Islam über; aber dieser Uebertritt war eben ein rein äußerlicher und erzwungener. Die Secte hat sich durch zwei Jahrhunderte behauptet. Sie hat auch in Deutschland vereinzelt Anhänger gezählt. In Saloniki hat sie bis auf den heutigen Tag eine gewisse Bedeutung beibehalten. Man beziffert die Zahl der Anhänger des Zwi noch immer auf 4000 Seelen. Außerlich bekennen sie sich zum Islam, sie besuchen von Zeit zu Zeit die Moskee, aber man glaubt, daß sie im Geheimen Juden geblieben sind. Natürlich wollen die Juden nichts von ihnen wissen und die Muhamedaner auch nicht. Die Secte selbst ist noch in zwei Gruppen getheilt, die sich gegenseitig ebenfalls feindlich gegenüberstehen. Die Dolmes heirathen nur unter sich und zwar innerhalb ihrer eigenen Gruppe. Infolgedessen ist die Race körperlich heruntergekommen. Die jetzt noch lebenden Anhänger des Zwi sollen sich indessen durch besondere Gelehrsamkeit und geistige Tüchtigkeit auszeichnen.

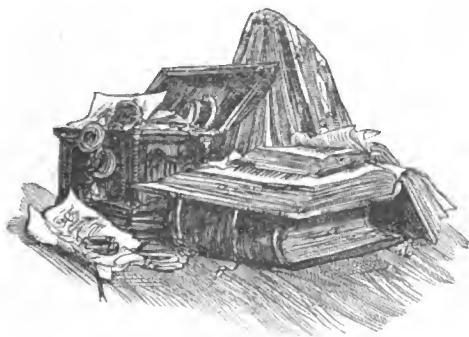
In Saloniki lernte ich auch die ersten türkischen Straßen kennen, mit ihren unansehnlichen, langweiligen Häusern, deren Fenster ganz vergittert sind. Um das „Fensterln“ ist es hier allerdings schlecht bestellt. Aber die Nachricht, daß auserlesene Fremde angekommen seien, hatte doch die verummten Neugierigen an die kaum durchsichtigen Holzgitter herangelockt, und trotz aller erschwerenden Umstände schienen die verschämigten Weiber, die hinter den Gittern gesticulirten und lachten, zu jedem Spaß aufgelegt zu sein.

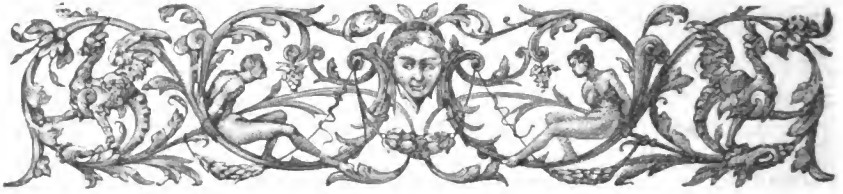
Wir waren von alledem, was wir in Saloniki sahen, von diesem Farbengeflimmer, diesen verwunderlich schönen Erscheinungen wie berauscht. Und dabei dieser herrliche Himmel und diese goldene Sonne, und dieses Leben und Treiben auf der Straße, von dem wir uns, auch wenn wir Süditalien gesehen, doch nichts träumen lassen! Alles geschieht bei offener Thür und auf der Straße. Da wird gebacken, gebraten, gekocht, gehämmert und geschmiedet. Werkstatt, Laden und Schaufenster, Alles ist vereinigt. Alles ist entweder auf der Straße unter freiem Himmel oder wenigstens bei offener Thür. Und dabei dies Geschrei, dies Ausbieten der Waare! Es ist ein einziges Schauspiel. Alle unsere Nerven werden angespannt, und die Geruchsnerve gewiß nicht am wenigsten. Ich kannte den merkwürdigen, süßen, widerwärtigen und doch balsamischen Geruch, der in den engen Straßen Salonikis aus den Häusern drang. Ganz ähnlich so roch es im Chinesenviertel von San Francisco, wenn auch da der Mohngeruch des Opiums stärker war. Hier war es ein merkwürdiger Mischungsmasch von peruanischem Balsam und Faulbaumblüthe, Exercierplatz und überfülltem Omnibus im Sommer und besonders von Hammelfett. Aber Alles das waren nur leise Vorgerüche; der richtige Orient sollte mir erst in den engen Straßen von Constantinopel entgegenduften.

Durch den Umstand, daß Saloniki bisher von dem eigentlichen Weltverkehr so gut wie abgeschlossen war, erklärt es sich, daß sich diese eigenthümliche Stadt den orientalischen Charakter viel reiner, vollkommener und

echter erhalten hat, als die anderen uns ohne besondere Mühe erreichbaren Städte des Ostens. Selbst die alte Türkenstadt in Constantinopel, Stambul, wirkt viel europäischer als Saloniki; denn auch in Stambul sieht man mehr schwarze Röcke als orientalische Trachten. In Saloniki aber gehört der schwarze Rock noch zu den seltenen Ausnahmen. Die schöne Eigenart, die Saloniki bis zur Stunde sich noch bewahrt hat, wird freilich dem heftigen Ansturm vom Westen und Norden her nicht allzu lange mehr trotzen können. Unsere europäische Cultur besitzt ja leider eine widerwärtige Kraft des Uniformirens. Der neue Schienenweg, der Saloniki in unmittelbaren Zusammenhang mit den Hinterländern bringt, und der die so überaus interessante und sehenswerthe Stadt zu einem leicht erreichbaren Reiseziel für Touristen macht, wird in wirthschaftlicher Beziehung unzweifelhaft dem wichtigen Hafenplaz des Orients die größten Vortheile bringen. Aber dieser Nutzen wird nicht erreicht werden können, ohne dem besondern Gepräge der Stadt erheblich zu schaden. Ein serbisches Sprüchwort sagt: „Von Belgrad bis Saloniki braucht man hundert Brode.“ Jetzt würde ein genügfamer Mensch allenfalls mit zwei belegten Butterbroden durchkommen.

(Ein zweiter Kuffag „Aus dem Orient“ folgt im nächsten Hefte.)





Metamorphosen des Christenthums bei den Negern.

Von

Max Buchner.

— München. —

Den Jesuiten-Missionaren in China ist häufig vorgeworfen worden, daß sie, allzusehr den Rücksichten der Zweckmäßigkeit gehorchend mehr einen christlich übertünchten Buddhismus als ein wirkliches Christenthum gepredigt hätten. Eine gewisse Verquickung der neuen mit alten Formen wird aber schließlich jeder Religion, die Propaganda machte, nachzuweisen sein. Mitten in der unter allen menschlichen Rassen herrschenden Gleichförmigkeit der Ideenkreise wird es sich auch bei sämtlichen Massenbefehrungen wesentlich niemals um Neuanpflanzung, sondern immer nur um Pfcropfung gehandelt haben.

Daß aus derartigen Vorgängen neben gelungenen Gestalten auch Mißgeburten entstehen, ist begreiflich. Wo aber wären solche Zerrbilder häufiger anzutreffen, als auf dem klassischen Boden der Carrikatur des Europäerthums überhaupt, im lustigen Lande der Neger!

Gegen Ende des Jahres 1881 verweilte ich einige Wochen an der Kongo-Mündung und hatte dort folgendes Erlebnis.

Schräg gegenüber dem Hauptplatz Banana, am südlichen Rande des Mündungs-Deltas, verborgen hinter einem Labyrinth von Mangrove-Inseln und Mangrove-Canälen, liegt San Antonio, zwar eigentlich bloß ein gewöhnliches Negerdorf des Häuptlings Kuku oder Bemba Masutu oder Bemba Nfutu oder Bemba Suti (diese unpraktischen Menschen führen oft mehrere Namen zugleich und sprechen sie jeden Tag anders aus), welches aber doch eine gewisse Bedeutung beanspruchte, sowohl deshalb, weil die Dertlichkeit vor etwa hundert Jahren der Sitz einer italienischen Kapuziner-Mission gewesen war, als auch darum, weil dieselbe im Begriffe stand,

abermals einer Mission und zwar einer französischen theilhaftig zu werden. Die große Zukunft, die dem Kongo-Fluß, Dank dem Stanley-Unternehmen des Königs der Belgier zu erstehen schien, machte sich auch auf religiösem Gebiete bemerkbar.

Doch wie die Interessen der civilisirten Menschheit naturgemäß immer zusammen marschiren, so wollte San Antonio im Bewußtsein der wiedergewonnenen Wichtigkeit auch einer eigenen Handelsstation nicht entbehren, und Kufulu, der Häuptling, hatte schon mehrmals Botschaften an die holländische Firma in Banana abgehen lassen, um die Errichtung einer Zweig-Faktorei bei ihm zu betreiben. Die Angelegenheit war eben spruchreif geworden, die holländischen Herren hatten beschlossen San Antonio ernsthaft in Betracht zu ziehen und zur Untersuchung der näheren Verhältnisse einen Beamten hinüberzuschicken.

Der Mussorongo-Stamm, dem San Antonio gehörte, stand nicht im besten Ruf. Gar manches Händlerfahrzeug, das in diesen Gewässern, vom Wind verlassen und bedrängt vom Ebbestrom, vor Anker liegen mußte, war von ihm geplündert worden, und die Mussorongo galten lange als gefährliche Piraten. Mit der Zeit und mit der Zunahme des Verkehrs schienen sie aber doch allmählich zahmer und gesitteter zu werden.

Da ich selber gerade nichts zu thun hatte, als eine sicherlich noch acht Tage ausbleibende andere Reise-Gelegenheit abzuwarten, so nahm ich dankbar den Vorschlag an jenen Ausflug mitzumachen, und zwar um so lieber, als der betreffende Beamte ein deutscher Landsmann aus Köln war.

In einem geräumigen Segelboot, dem eine Jolle angehängt wurde, fuhren wir, reichlich versehen mit Proviant und Geschenken, über das seeartige Mündungsbecken des berühmten Stromes, hogen dann ein in die Mangrove-Zone der südlichen Ufer, durchkreuzten breite und schmale, von dem eigenartigen matten Grün der Mangrove-Wälder eingefasste Wasserflächen, bis wir mit dem größeren Fahrzeug stecken blieben. Dann bestiegen wir die Jolle und ließen uns noch eine Stunde lang von unseren Krutzungen weiter in das Inseldickicht hineinrudern. Als Führer oder Lootse diente hierbei ein Neger mit weißen Haaren, der in San Antonio zu Hause war und uns abgeholt hatte.

Dieser würdige Mann, welcher behauptete, ein Minister des Kufulu zu sein, trug eine merkwürdige Frömmigkeit zur Schau, die vielleicht darauf berechnet war, uns für ihn einzunehmen. Beständig hielt er mit der Rechten ein Kreuzifix umflammt, versteckte es in seinem Busen, zog es hervor, küßte es und bemurmelte es mit Gebeten. Als auf der Ueberfahrt einige Wellen etwas höher hüpfen, streckte er dasselbe voll Ueberzeugung beschwörend und segnend ihnen entgegen. Dieses überchristliche Gebahren war um so sonderbarer, da die Mussorongo als längst wieder in das Heidenthum zurückgefallen galten. Der Mann gehörte einer Generation an, die sicher ohne Missionare aufgewachsen war.

In einem schmalen Mangrove-Laubgang, den ein süßes Wässerchen geschaffen, blieb nun schließlich auch die Zolle stecken. Wir rufen in den Uferwald hinein, vom festen Lande her antworten Stimmen, dann das Knacken abgebrochener Nester und das Klatschen vieler Tritte, die den weichen Schlief durchwühlen. Einige zwanzig bizarr gelockte schwarze Jünglinge erscheinen, nehmen uns und unsere Habe auf die Schultern und tragen uns auf's Trockene. Wir hatten nur noch eine kurze Strecke zu marschiren und waren dann am Ziele.

Das Dorf des Kufulu liegt verborgen hinter Buschwerk auf einem flachen Hügel, den Baobab- und Eriodendron-Bäume schmücken. Unterhalb, auf einer sandigen Plattform, ist der Palaverplatz. Im Schatten eines Ficus-Niesen war zu unserem Empfange ein sauber weiß gebedter europäischer Tisch nebst drei geflochtenen Madeira-Stühlen hergerichtet. Man bittet uns, zu warten. Daß wir in's Dorf hinaufkämen, schien nicht gewünscht zu sein. Wir setzten uns, zündeten Cigarren an und ließen die Geschenke auspacken.

Es dauerte geraume Zeit, bis etwas Weiteres sich regte. Die Mussorongo hatten uns mit unserer Dienerschaft allein gelassen, und nur der alte übermäßig fromme Lootse, der etwas Portugiesisch radebrechen konnte und als Dolmetsch dienen sollte, war bei uns geblieben. Wir rauchten und fühlten uns behaglich.

Hinter dem Buschwerk erhebt sich plötzlich ein Geheul und das Gebimmel einer größeren und vieler kleinerer Glocken. Der Zug des Häuptlings setzt sich eben in Bewegung. Das Geheul und das Gebimmel kommen näher. Jetzt bricht ein Schwarm von sechszig, wild geschmückten Kriegerern, Steinschloßmusketen schwingend, aus dem Buschwerk und umringt uns tanzend. Roth und gelb bemalte Fräzen, flatternde Federkronen, weiße blitzende Zähne. Endlich beendigen sie das wohlgelungene Schauspiel und gruppiren sich um den Tisch, an dem wir sitzen, mit blasirter Miene ruhig weiter rauchend. Auch Weiber, Knaben, Kinder und andere friedliche Gestalten haben sich eingefunden, es mögen etwa hundert Menschen da sein.

Ein weiter Kreis wird frei gemacht, und ein Trägerpaar mit einer dicht verhüllten Hängematte auf den Schultern wankt in die Mitte. Ueber dem Tragebaum, einem wohl fünf Meter langen Palmblattstengel, ist aus mehreren bunten Decken und zwei Leopardenfellen eine spitze Dachung hergestellt. Im Innern dieses mysteriösen Tabernakels ruht annoch unsichtbar die geheiligte Person des Kufulu.

Die siebzig oder achtzig Schritte aus dem Dorfe bis hierher zu Fuß zurückzulegen, wäre würdelos gewesen, und die schwere Hülle, die einem Europäer alle Schrecken des Erstickungstodes zugezogen hätte, war unumgänglich nöthig, die Bedeutsamkeit des Inhalts auszudrücken.

Andächtig schweigt die Volkschaar. Ein ministerartiges Wesen naht sich der Verhüllung, lüpfte sie sachte und redet mit gewichtiger Miene einige Worte in ihr Inneres, in dem es sich unheimlich zu bewegen anfängt.

Zwei strampelnde Beine, mager, nackt und bräunlich, suchen einen Ausweg und die feste Erde. Die zwei Beine werden immer länger. Endlich fassen sie den Boden, und langsam rutscht ein Oberkörper nach. Es ist höchste Zeit! Ein kurzes Schütteln bringt die stark verschobenen Kleider wieder in die rechte Ordnung. Schließlich löst sich auch noch ein ergrautes Negerantlitz aus der schwanken Hängematte, ein schwerer Säbel senkt sich rasselnd nieder, und vor uns steht ein Admiral. Zwar unbehoft und baarfuß und um die Mitte bloß mit einem Hüftentuch bekleidet steht er da, am Oberkörper aber prangt ein schöner goldbestickter Frack, mit goldenen Epauletten. Stolz und ernsthaft stülpt der Admiral sich einen reichverbrämten Federhut auf's Haupt, wozu er beide Hände nöthig hat. Das ist der Rukulu. Geschrei und doppelt kräftiges Gebimmel begrüßen diese Pracht. Wir bleiben sitzen und rauchen ruhig weiter, Denn nirgends gilt der Grundsatz, daß in der Freundlichkeit jede Uebereilung zu vermeiden ist, mehr als diesen Negerpotentaten gegenüber!

Wohl mehrere Secunden bleibt die Scene unverändert. Es scheint ein Ceremoniell geplant zu sein und nicht recht zu klappen. Einige Vertraute flüstern, einige Jungen rennen hin und her und durchbrechen grob die Volksschaar. Der Rukulu bleibt stehen, ohne eine Miene zu verziehen, und rührt sich nicht.

Endlich scheint die spannende Erwartung sich zu lösen. Ein altmodischer europäischer Koffer wird gebracht und mit einem großen stark verrosteten Schlüssel nicht ohne einige Schwierigkeit geöffnet. Er birgt ein meterlanges Kreuz aus getriebenem Silber, das früher einmal als die Stangenspitze einer Kirchenfahne seinen Dienst geleistet haben mochte. Rukulu nimmt dasselbe in die beiden Hände, stellt sich fest auf seine Füße, küßt es, hebt es über seinem Haupt empor und macht dann einen Strich quer durch die Luft. Er spendet einen regelrechten Segen, wie katholische Priester ihn zu spenden pflegen. Das versammelte Volk fällt schweigend auf die Knie, schlägt sich mit den Fingern auf die Brust, und einige Jungen, die sich als Ministranten benehmen, schwingen Kirchenklingeln in den Händen; auch die Glocke tönt mit kräftigem Schall dazwischen.

Mein Freund und Landsmann ist ein Katholik wie ich. Staunend blicken wir auf das Gebahren dieser Neger, das uns Erinnerungen aus der Schulzeit weckt. Doch unser Staunen soll noch höher steigen. Der Rukulu macht noch immer keine Miene, sich uns zuzuwenden, und bleibt noch immer stehen. Wir haben ihn noch nicht einmal begrüßt.

Unser Dolmetsch bittet, Schnaps zu geben. Zugleich wird ein zweiter, kleinerer Koffer aufgeschlossen und ein sorgfältig eingewickelter Kelch von billigem böhmischen Goldglas daraus hervorgezogen. Wir lassen einen Korbkrug überreichen. Der Dolmetsch bittet auch noch um unseren Korbzieher, stellt den Kelch dann vor sich auf die bloße Erde und füllt ihn bis zum Rande mit dem hassenswerthen Stoff. Demüthig knieend kredenzt er ihn dem Häuptling.

Der Kukulü verdreht die Augen himmelwärts, neigt sein Haupt und spricht geheimnißvolle Worte in den Kelch hinein, segnet ihn mit seiner Rechten, indem er feierlich drei Kreuze schlägt, und hebt ihn hoch empor. Das versammelte Volk fällt wieder auf die Knie, um wieder mit den Fingern auf die Brust zu schlagen, und abermals ertönen die große Glocke und die Ministrantenklingeln. Es ist offenbar die Ceremonie der Wandlung in der Messe, die hier mit dem Schnaps vor sich geht. Der Kukulü führt den Kelch an seine Lippen und leert ihn lange schlürfend, ohne abzuweken.

Erst jetzt, nach allem diesem Hofuspokus, fühlte Kukulü es passend, sich um uns zu kümmern, uns steif die Hand zu reichen, die wir mit derselben Steifheit schütteln, und auf dem dritten der Madeirastühle Platz zu nehmen. Das Gefolge packt die heiligen Geräthe ein und beginnt alsbald um den angebrochenen Schnapskrug sich zu zanken. Wir selber fangen die Verhandlung um die angestrebte Faktorei an, die einen günstigen Verlauf nimmt.

Was war das nun für eine schauerliche Posse? Diese letzten carrikirten Ueberreste eines Christenthums, das vor mehr als hundert Jahren hier gewaltet hatte, sollten zweifellos uns imponiren, sollten uns beweisen, daß man mit dem Rituell der Europäer immer noch vertraut sei, und uns Sympathie erwecken, wohl auch einen zauberhaften Einfluß auf uns üben. Welche höhnißche Entwürdigung sie trieben, fühlten diese Mussorongo nicht. Das rein Aeußerliche hatten sie erfaßt und festgehalten. In ihrer Wesenheit waren sie der alten Schurkerei anheimgefallen. Wie die gebrauchten kirchlichen Geräthe nach dem Abzug der Besitzer in ihren Händen bleiben konnten, ließ sich nicht enträthseln. Vielleicht waren sie die Beute eines Raubes.

Die Neger sind so ungeheuer praktisch angelegt, daß sie vom Christenthum bloß Gewinne materieller Art erwarten. Sie sehen den Weißen reich und mächtig und glauben, daß er seinen Vorzug gewissen Fetischen verdankt, gleichwie ja auch sie selber aller möglichen schwarzkünstlerischen Kniffe sich befeißigen, um das Glück zu bannen. Gottesdienstliche Verbindungen werden dann bei ihrer sonstigen Unbegreiflichkeit immer nur in solchem Sinne aufgefaßt und nachgeahmt.

Blickt man sich weiter um, so stößt man allerwärts auf ähnliche Erscheinungen, die in gleicher Art zu deuten sind.

Ehe ich im Juli 1879 von Malange in Angola aus meine Reise in das Innere antrat, ließ mein Diener Manoel sich von dem dortigen Pfarrer taufen, bloß weil man ihm gesagt hatte, daß die Taufe ein gutes Zaubermittel gegen alle möglichen Gefahren sei. Dabei blieb er aber immer noch der alte Heide. Etwa dreißig Jahre vorher hatte ein abtrünniger katholischer Priester in derselben Gegend unter den freien, nicht der portugiesischen Herrschaft unterworfenen Völkerschaften mit der Taufe und den anderen Sacramenten einen förmlichen Handel getrieben. Diese Fetische der Weißen waren allenthalben stark begehrt.

Selbst Muatiamwo, der Lunda-König, wünschte von mir getauft zu

werden. Was für eine rührende Geschichte für gar manche zarte Seele hätte sich aus diesem rein frivolten Wunsche machen lassen! Ich weigerte mich aber schon aus dem einen Grunde, weil ich das gefährliche Selbstbewußtsein des nach meiner Habe gierigen Despoten nicht noch steigern wollte. Muatiamvo schien sich damals überhaupt eifrig für das Christenthum zu interessiren, aber nur aus völlig irdischen Motiven. So brachte er mir einmal zur Begutachtung einen in schrecklich schlechtem Portugiesisch abgefaßten Brief an den Gouverneur von Angola, welcher aus der Feder eines portugiesischen Handelsnegers stammte, und in dem er bat, man möchte gegen den Erlaß einiger Elephanzähne, die er hierzu schicke, für ihn eine Messe stiften. Dem lag eine Gaunerei zu Grunde, die mit ihm getrieben werden sollte.

Die Religion des Negers ist meistens weiter nichts als eine systemlose Gespensterfurcht. Zur Abwehr all der bösen Schicksalsmächte, die das Dasein ihm verbittern, sucht er durch Amulette, Medicinen, Fetische oder wie man sonst noch sagen will, seinen Leib zu wappnen, und täglich werden neue Mittel solcher Art erfunden. Unter die vielen Kobolde, welche Wald und Flur für ihn beleben, sind in portugiesischen Gebieten schließlich auch die „Santos“, die katholischen Heiligen, gerathen, und als spezifische Vorkehrungen gegen diese importirte Art unheimlicher Gewalten gelten Crucifixe, um die Brust gehängt, die sonderbarer Weise gleichfalls „Santos“ genannt werden. Auf solche Crucifixe stößt man nicht gar selten weit im Innern, ohne daß die betreffenden Personen deshalb Christen wären.

Als bei Muatiamvo einmal eine größere Zaubermedizin bereitet wurde, was ziemlich oft geschah, kam in mein Lager ein vertrauter königlicher Bote gelaufen, mich um ein Crucifix zu bitten, weil ein solches eben dringend nöthig sei. Da ich nun selber keines besaß, beauftragte ich einen Diener, unter den Trägern Umschau zu halten, und wirklich fand sich ein Crucifixinhaber. Ich fragte denselben, ob er seinen „Santo“ für ein paar Ellen Zeug an mich verkaufen wolle, ermahnte ihn aber, sich ja nicht meinethalben davon zu trennen, falls er glaube, daß ihm daraus Schaden erwachse. Der Schächergeist überwand die Skrupel, die ihn anfangs zögern ließen. Doch gaben seine Freunde ihm sogleich ein Mittel ein, etwaige üble Einflüsse, die aus der Veräußerung entstehen konnten, abzuwenden. Er brauchte da nur mit einem Theil des gewonnenen Preises etwas Wachs zu kaufen und zu einem Stück zusammen zu schmelzen, indem er dabei gelobte, dieses Stück Wachs aufzubewahren und in Malansche dafür einen neuen Santo zu kaufen. Bis dahin diente das Wachs als ebenso wirkjamer Stellvertreter. Die Pfißigkeit der Neger weiß sich stets zu helfen.

Auch christliche Legendenbildungen, abscheulich negerhaft verzerrt, sind hier und dort zu treffen. So darf sich eines recht charakteristischen Mirakels das Städtchen Muschima am Roansa-Flusse rühmen. Glänzend

weiß erhebt sich dort vom dunklen Hintergrunde walbiger Berge eine mächtig große steinerne Kirche, neben der sich das Gewimmel grauer Negerhütten gar komisch winzig ausnimmt. Dieselbe birgt ein wunderthätiges Madonnenbild, nach welchem unfruchtbare Negerinnen zu wallfahrten pflegen. Zuweilen kommen hierher ganze Processionen auf Kanus malerisch den Fluß herabgeschwommen. Als einmal bei einer dergleichen Gelegenheit auch der gleichfalls wunderthätige heilige Joseph von Massangano mitgebracht wurde und nur eine einzige Nacht in der Kirche eingeschlossen blieb, entstand alsbald auf mysteriöse Weise ein neuer kleinerer heiliger Joseph, der seitdem in Dondo, der weiter oberhalb gelegenen Distriktsstadt, die Kapelle schmückt. Dieses merkwürdige Ereigniß konnte natürlich nicht verfehlen, den Glauben an die Kräfte von Muschima merklich zu erhöhen.

Das hier Vorgebrachte möchte für die katholische, heut zu Tage meist französische Mission fast entmuthigend erscheinen. Man denke aber nicht, daß die protestantischen, also zunächst die englischen Missionare bessere Erfolge aufzuweisen hätten. Im Gegentheil. Die katholischen Bestrebungen haben immer noch den großen Vorzug, durch den rituellen Apparat zu blenden, und außerdem sind ihre Träger zweifellos geschickter, höher begabt und lebenswürdiger als ihre englischen Rivalen, die durch Verachtung aller Form bis zur völligen Geschmacklosigkeit häufig gleich vom ersten Augenblick absurd und lächerlich erscheinen. Denn gerade diese Neger haben trotz ihrer eigenen Drolligkeit ungemein viel Sinn für Würde des Benehmens und sind scharfe Kritiker der Schwächen jener sonderbaren Fremdlinge.

Was soll man schließlich dazu sagen, wenn so ein englischer Apostel, gekleidet wie ein Jäger oder Sportsman, damit anfängt, sich irgendwo in einem Dorfe aufzupflanzen und ohne Weiteres mit einer Stimme, die jeder musikalischen Schönheit baar ist, fromme Lieder abzuleiern. Ein Publikum wird ihm gewiß nicht fehlen, ja ein zweites Mal werden sich die guten Neger noch viel eifriger versammeln, um ihm zuzuhören. Nur dürfte er dann nicht sogleich nach Hause schreiben, daß er bereits die hoffnungsvollste gläubige Gemeinde vor sich habe. Die Leute kommen bloß, um über ihn zu lachen, weil er zum lustigen Narren für sie wird. Erst wenn er schließlich noch Geschenke austheilt, ohne irgend etwas dafür einzufordern, erst dann wird er auch praktisch interessant sein und den angenehmen Ruf eines außerordentlichen und gar guten Weisen rings um sich verbreiten. Dann wird man ihn bewegen, doch zu bleiben und sich festzusetzen. Versteht er es zugleich, sich in die materiellen Interessen, insbesondere der Potentaten, einzumischen und namentlich dem europäischen Händler gegenüber, der dem Neger nie genug bezahlt, Partei zu nehmen, so ist sein Einfluß sicher und sein Zweck erfüllt. Reichlich mit Geldern aus der Heimat wirkend wird er ungesäumt es wagen können, sein bekanntes unduldsames Wesen zu entfalten.

Ganz anders pflegen die mit viel bescheidenen Mitteln ausgestatteten katholischen Missionare vorzugehen. In aller Stille und nicht allzu nahe

einer Dorfschaft bauen sie ihr Haus, legen Felder an und verrichten ihren Gottesdienst, ohne sich Jemand aufzudrängen. Die kleine segensreiche Siedelung, welche allmählich um sie herum entsteht, zieht dann von selbst die Aufmerksamkeit des eingeborenen Volkes und der Potentaten auf sich. Jedenfalls ist es Thatsache, daß fast allerwärts auf der Erde über die katholische Mission das größte Lob, über die englische aber meist das Gegentheil davon zu hören ist. Die englische Religiosität hat in allen ihren Formen einen Weigeschmack, der lebhaft an das modernste ihrer Erzeugnisse, die famose Heilsarmee, erinnert.*)

Das wahre Christenthum findet auch in Afrika bei den schwachen Unterdrückten den leichtesten Zugang. Am besten werden Sklavenkinder, die man ankauft, den ersten Grundstock einer christlichen Gemeinde bilden, weil diese sich am leichtesten von fremdem Einfluß isoliren lassen, namentlich wenn sie weit von ihrer Heimat weggeschleppt sind und ihre im Negerthum verbliebenen Eltern und Verwandten niemals wieder zu sehen bekommen. Erst nachdem in Folge strenger Arbeit und gestitteter Lebensweise ein Ruhepunkt des Wohlbehagens da ist, sind abstrakte Tugendkeime in der Seele anzupflanzen. Ein paar Ellen Zeug, die man den nackten Wilden zur Bekleidung anvertraut, wirken viel erhebender als alle Bibeln, die aus England in die Welt hinausgehen.

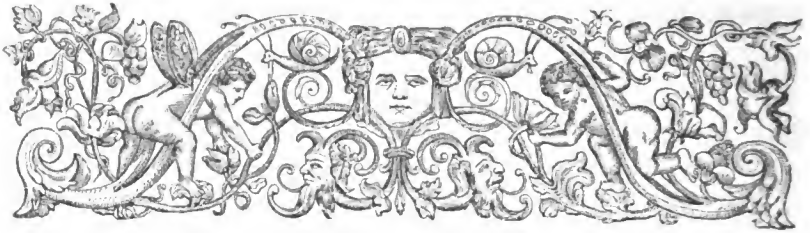
Glaubt man die Zeit gekommen, auch das schwierige Kapitel von den Mytherien der Religion zu lehren, so schaffe man erst Worte, an die sich nach und nach die richtigen Begriffe ankrystallisiren können, und versuche nicht, durch populäre Uebersetzung in die Eingeborenen-Sprache, die immer etwas Triviales hat und niemals treffend ist, ein Scheinverständnis zu erwecken.

Vor mir liegt ein alter Katechismus, der halb Portugiesisch, halb in Angola abgefaßt ist. Das „Sacrament der Taufe“ ist dort mit „Sacramento ia kussukula“ wörtlich „Sacrament des Waschens“ übersetzt. Hätte man den ganzen portugiesischen Ausdruck „Sacramento do Baptismo“ beibehalten, so wäre das entschieden würdiger und zweckentsprechender gewesen.

Daß das wahre Christenthum für die Neger eine Wohlthat ist, wird auch der Atheist nicht leugnen können, und daß diese Wohlthat überall hindringen wird, ist eben so gewiß als wünschenswerth. Nur das Wie? der Propaganda ist die große Schwierigkeit. Viele Fehler sind gemacht, viele falschen Wege eingeschlagen. Unserer Zeit liegt es ob, aus früheren Erfahrungen zu lernen, um endlich die richtigen Wege aufzufinden.

*) Wir erinnern hier an Garbe's Schilderung der Europäer in Indien im Julihefte (Bd. 46, 99 ff.) unserer Zeitschrift. Garbe unterscheidet aber die deutschen protestantischen Missionare nachdrücklich von den englischen. Reb.





Ein Hauptführer des deutschen Humanismus.

Historische Skizze.

Von

Georg Winter

— Marburg. —



Laulbach hat den Sinn seines Volkes ganz richtig getroffen, wenn er in seinem großartigen Wandgemälde des Reformationszeitalters Martin Luther an die erhabenste Stelle, in die Alles beherrschende Mitte des Ganzen, gestellt hat, wenn er den unerjchrockenen und gewaltigen Reformator mit dem aufgeschlagenen Evangeliumbuch damit als den bezeichnet hat, der ein für alle Mal jenem großen Zeitalter des erwachenden humanen Menschengeistes sein eigenthümlichstes Gepräge verliehen hat. Wohl mag man darüber streiten, ob Luther der genialste aller der großen Geisteshelden gewesen ist, welche damals die Menschheitsgeschichte in wunderbarer Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit hervorgebracht hat: man mag sogar zugeben, daß ein Gutten dem schlichten Mönche an geistiger Bedeutung und Genialität überlegen gewesen sei: als Charakter, als ganze und volle Persönlichkeit überragt Luther sie alle so sehr, wie sein Werk an Kraft und tiefgehender Wirkung ihre Schriften. Er that, was sie nur dachten: in einem Seelenkampfe von furchtbarer innerer Wahrhaftigkeit entwickelte er sich zu dem, der berufen war, der Entwicklung des Menschengeistes eine neue, freiere Bahn zu eröffnen.

Nicht als ob nun das Werk Luthers allein auf seiner geistigen Arbeit und seiner Initiative beruht hätte. Zur Ausführung desselben war es erforderlich, daß die kirchlich-religiösen Ideen, mit denen er dem allmächtigen Rom entgegentrat, im Volke selbst einen bis zu einer gewissen Grenze vorbereiteten Boden fanden. Denn so hoch man auch Einfluß und Wirkjam-

keit der einzelnen Persönlichkeit für den Fortgang der Menschheitsgeschichte anschlagen mag, so wird doch durch sie niemals das Gesetz der menschlichen Entwicklung durchbrochen, nach welchem der geistige wie sittliche Fortschritt der Menschheit sich niemals sprungweise und unvermittelt, sondern stets in allmäliger Fortbildung vollzieht, welche durch den Einzelnen wohl beschleunigt oder verlangsamt, aber niemals völlig unterbrochen werden kann. Selbst bei denjenigen Ereignissen, welche bei flüchtiger Betrachtung am ehesten den Eindruck des völlig Unvermittelten und Gewaltigen machen, lassen sich die allmählich und zunächst nur im Verborgenen wirkenden Kräfte, welche dieselben vorbereitet und vermittelt haben, bei eindringenderer Beobachtung un schwer nachweisen. Wenn irgendwo, so scheint sich doch bei der Reformation des 16. und bei der französischen Revolution des 18. Jahrhunderts die weltgeschichtliche Entwicklung plötzlich und gewaltsam vollzogen zu haben; und doch waren beide von lange her vorbereitet, ehe sie in die Erscheinung traten, diese durch die von Rousseau, Voltaire und die Encyclopädisten verbreiteten Ideen, jene durch die kirchliche Opposition des 15., vor Allem aber durch den Humanismus des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts. In beiden Fällen wurden von den neuen Ideen zunächst nur die höheren Kreise, dort mehr die Gelehrten, hier die philosophisch speculirende höhere Gesellschaft überhaupt ergriffen, bis dann die Bewegung hier wie dort wiederum durch einzelne große Persönlichkeiten angeregt, das eigentliche Volk ergriff. Von den Schöpfern aus verbreitet sich die neue Weltanschauung erst über kleine, geistig hervorragende Kreise, greift dann immer weiter um sich und sichert endlich bis zu dem Volke selbst durch, das dann die praktischen Consequenzen zieht, welche oft von denen, welche die Ideen ins Leben gerufen hatten, kaum vorhergesehen, jedenfalls aber nicht gewünscht wurden. Wie Rousseau und Voltaire thatsächlich weit entfernt waren, an eine wirkliche politische Umwälzung des Bestehenden zu denken, so lag dieser Gedanke auch den früheren Trägern der humanistischen Ideen vollkommen fern; viele von ihnen zogen sich vielmehr, als nun Luther aus dem, womit sie in geistreicher Weise gelehrt sich unterhalten hatten, eine ernste und schwere Gewissensfrage machte und zu offenem Kampfe gegen Rom überging, schen zurück und gingen hier und da zu offener Bekämpfung der neuen kirchlich-religiösen Weltanschauung über, deren Grundlage sie doch, wenn auch ohne Bewußtsein der Consequenzen, gleichsam mit geschaffen hatten. Ja, man darf sagen, daß bei der großen geistigen Bewegung des 16. Jahrhunderts die Vorbereiter ursprünglich erheblich weiter gegangen waren, als der, der die Bewegung dann thatsächlich ins Leben rief und ihr das Gepräge seines großen und gewaltigen Geistes und Charakters verlieh.

In gewissem Sinne wird man so Humanismus und Reformation als im Verhältnisse von Ursache und Wirkung zu einander stehend betrachten können; in vieler Hinsicht trifft aber doch auch diese Bezeichnung wieder nicht zu, wenigstens nicht unmittelbar. Denn weder ist Luther direct von

den humanistischen Bestrebungen ausgegangen, noch auch waren die in den Humanistenkreisen herrschenden Anschauungen schon in das Volk übergegangen. Dem stand schon die Thatsache entgegen, daß die Humanisten bis zum Auftreten Luthers sich in ihren Schriften wie in ihren Briefen ausschließlich der lateinischen Sprache bedient hatten. Wohl aber war der ganze Geist skeptischer Opposition gegen das religiös-kirchliche Dogma und gegen die bestehenden Zustände der römischen Hierarchie, von dem die Schriften der Humanisten erfüllt waren, auch im Volke verbreitet; man wußte, daß die römische Autorität in weiten Kreisen der Gelehrtenwelt nicht mehr für unanfechtbar galt, vor Allem, man sah selbst die furchtbaren Mißstände, an denen das kirchliche Leben krankte, und hie und da erschien doch auch eine oder die andere Schrift der neuen Richtung in deutscher Uebersetzung, so daß wenigstens im Großen und Ganzen Luther bei seinem directen Angriff gegen das römische System auf Verständniß bei seinem Volke rechnen konnte und solches gefunden hat.

Daran, daß dies möglich war, gebührt nun eben dem Humanismus und seinen Führern in Deutschland ein hervorragendes Verdienst. Nur lag dieses sein Wesen nicht so sehr an der Oberfläche, daß es den Zeitgenossen oder auch nur den Humanisten selbst zu vollkommen klarem Bewußtsein gekommen wäre. In gewissem Sinne war das ein Glück; denn nur so konnte es geschehen, daß die römische Curie, deren Autorität durch diese Bewegung den schwersten Stoß erlitt, dieselbe dennoch nicht bloß duldete, sondern zum Theil sogar unterstützte. Sind doch einige der Päpste, vor Allem Leo X., der dann so energisch gegen Luther vorging, eifrige Förderer der humanistischen Bestrebungen gewesen; sie sahen in ihnen eben zunächst nur eine rein gelehrt-litterarische Bewegung, die sich gegen das religiöse Dogma, das die Curie selbst sehr skeptisch zu betrachten gewöhnt war, nicht aber gegen die kirchliche Organisation, deren energische und autoritative Vertreterin sie war, richtete. Daß diese gelehrte Bewegung jemals in ihren Consequenzen auch vom Volke selbst erfaßt und aufgenommen werden könne, schien zunächst außer dem Bereich der Möglichkeit zu liegen. Die Gelehrten mochten, wenn sie unter sich waren und sich in einer dem Volke fremden Sprache über philosophisch-religiöse Probleme unterhielten, reden und schreiben, was sie wollten; darin erblickte man keine Gefahr; dachten doch die Humanisten selbst keineswegs daran, ihre Deutung der religiösen Mysterien zum Gemeingut aller zu machen und damit einen Angriff gegen die kirchliche Organisation und deren Spitze, den Papst, zu unternehmen. Daß dem Volke vielmehr sein alter Glaube erhalten werden müsse, war auch in weiten Kreisen der neuen Richtung ein fast als Dogma anerkannter Grundsatz. Nur so ist die sonst unbegreifliche, schon erwähnte Thatsache zu verstehen, daß eine große Anzahl der Humanisten, und darunter nicht die unbedeutendsten, nach kurzem Schwanken sich gegen Luthers Sache erklärten; sie betrachteten die philosophisch-religiöse Speculation als ein

Privileg der Priester und Gelehrten, und während sie selbst in ihrer skeptischen Kritik oft bis zu vollem Unglauben fortschritten, theilten sie doch die Abneigung und den Haß der Anhänger der alten Kirche gegen die Lehre Luthers, obwohl dieselbe viele verwandte Elemente enthielt und zum Theil noch bei Weitem nicht so weit ging als sie selbst, im Gegentheil, indem sie die Mißbräuche angriff, um so energischer den ethischen Gehalt und das in der Schrift enthaltene Dogma zu retten und tiefer zu begründen unternahm.

Von wenigen der Humanisten ist dieser Widerspruch zwischen philosophischer Ueberzeugung und Festhalten an den hergebrachten kirchlichen Gebräuchen und Organisationen so klar und consequent ausgesprochen worden, als von dem Manne, der viele Jahre lang der geistige Mittelpunkt des Erfurter Humanistenkreises war, von Mutianus Rufus.

Es will uns scheinen, als ob die eigenthümliche Stellung und Bedeutung dieses hervorragenden Mannes innerhalb des deutschen Humanismus bisher neben den größten deutschen Humanisten Erasmus und Neuchlin zu sehr in den Hintergrund getreten wäre. Es mag das daran liegen, daß der bedeutende und tief gelehrte Mann seine philosophischen wie literarischen Anschauungen nicht wie jene in größeren und systematischen Werken niedergelegt hat. Er hat, wie er selbst einmal sagt, grundsätzlich keine Bücher hinterlassen, eben weil er eine weitere Verbreitung seiner Ideen selbst gar nicht wünschte. Wenn er trotzdem von seinen Zeitgenossen und von den Nachlebenden als Dritter im Bunde neben Erasmus und Neuchlin unter den hervorragendsten deutschen Humanisten genannt wird, so muß diese seine Bedeutung auf einem andern Felde gesucht werden. Je mehr er auf eine consequente Ausbildung und Verbreitung eines wissenschaftlichen Systems aus Grundsatz verzichtete, um so mehr hat er durch Anregung und vertraulichen Gedankenaustausch im engeren Kreise der Humanisten gewirkt und dadurch indirect und gleichsam wider Willen zur Verbreitung einer neuen, freieren Weltanschauung mitgewirkt. Das einzige, aber auch im höchsten Maße hervorragende Denkmal, aus welchem wir diesen seinen tiefgreifenden Einfluß auf seine gleichgesinnten Zeitgenossen zu erkennen vermögen, ist der ausgebreitete und vielseitige Briefwechsel, den er mit dem Erfurter Humanistenkreise unterhalten und in dem er die ganze Fülle tiefer Gelehrsamkeit und anregender Ideen ausgestreut hat, welche die Zeitgenossen an ihm bewunderten. War doch eben in jener großen, von neuen Ideen durch und durch erfüllten Zeit gerade die Form des Briefes die, in welcher man seine Gedanken und Ideen am unmittelbarsten und anschaulichsten aussprach. Wie man zu der schärfsten und vernichtendsten Satyre, die je gegen die römische Kirche geschrieben worden ist, zu den *epistolae obscurorum virorum*, eben die Briefform wählte, so hat auch für die Beurtheilung der ganzen literarischen und wissenschaftlichen Bewegung jener Zeit der Briefwechsel der hervorragenden Männer eine größere Bedeutung als in irgend einer andern Epoche der Entwicklung des Menschengesistes. Daß daher

Mutian, trotzdem man seine Bedeutung allgemein anerkannte, in neuerer Zeit doch neben Erasmus, Reuchlin, Cobanus Hessus, u. A. allzusehr in den Hintergrund getreten ist, mag wohl in erster Linie daran liegen, daß sein sehr umfangreicher Briefwechsel bisher nur in einzelnen Auszügen, nicht aber in vollem Umfange bekannt war. Diese Lücke ist nunmehr ausgefüllt; in neuester Zeit ist durch Carl Krause der gesammte Briefwechsel dieses hervorragenden Humanisten durch den Druck der öffentlichen Kunde unterbreitet worden und hat die Blicke der Fachmänner von Neuem mit erhöhtem Interesse an der Gestalt dieses schlichten Gelehrten haften lassen*). Freilich wird derselbe auch nun noch nur den engeren Kreisen der Fachgenossen zugänglich sein, da die Briefe, wie die meisten Hervorbringungen der Humanisten, in lateinischer Sprache geschrieben sind. Vielleicht aber wird es eben darum der geneigte Leser dem Verfasser Dank wissen, wenn er den Versuch unternimmt, an der Hand dieses Briefwechsels ein Bild von dem Leben und Denken dieses eigenartigen Mannes in flüchtigen Strichen zu zeichnen und dabei einige der hervorragendsten Stellen dieser reichhaltigen Sammlung in unser geliebtes Deutsch zu übertragen.

Man weiß, wie nach dem Wiederaufleben der antiken classischen Literatur, welche dem Humanismus seine Existenz gab, die Nachahmung und Verehrung des Alterthums sich auch äußerlich darin kundgab, daß die Anhänger der neuen Richtung, welche alsbald in einen schroffen Gegensatz zur Scholastik des Mittelalters traten, ihre deutschen Namen in lateinische oder griechische Formen kleideten; wie Philipp „Schwarzerd“ sich „Melanchthon“ nannte, so hat auch Konrad Mudt, sobald er aus den Reihen der „Barbaren“ in die der Humanisten übertrat, seinen deutschen Namen in Mutianus umgewandelt und sich von seinem röthlichen Haupthaar noch den Beinamen Rufus beigelegt. Seine Geburt, deren Datum man neuerdings aus einer Andeutung in seinem Briefwechsel mit Sicherheit constatirt hat, fällt auf den Geburtstag Virgils, 15. October, des Jahres 1471. Er entstammte einer angesehenen hessischen Familie, welche seit lange in dem Städtchen Homberg bei Fritzlar angelesen war. Er war der jüngste dreier Brüder; die beiden älteren traten in den Staatsdienst, der eine bei dem Erzbischof von Mainz, dessen Küchenmeister er wurde, der andere bei dem Landgrafen von Hessen, als dessen Kanzler er im Jahre 1504 gestorben ist.

Konrad selbst aber schlug eine andere Bahn ein. Von Jugend auf schwebte ihm als Ideal ein beschaulich ruhiges, den Wissenschaften gewidmetes Leben vor; auf Glanz und Reichthum legte er keinen Werth, er wollte mit einer bescheidenen Existenz zufrieden sein, sofern ihm dieselbe nur die Möglichkeit intensiver Beschäftigung mit den Wissenschaften gewährte.

*) Der Briefwechsel des Mutianus Rufus, gesammelt und bearbeitet von Dr. Carl Krause, Professor am herzogl. Franciscum in Zerbst. Neue Folge, 9. Supplement der „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde.“ Kassel 1885.

Vorgebildet in einer der berühmtesten Gelehrten Schulen seiner Zeit, der des Alexander Hegius in Deventer, wo er noch eine kurze Zeit Mitschüler des Erasmus war, bezog er im Jahre 1486 die Universität Erfurt; schon hier scheint er die bestimmte Richtung für seine spätere wissenschaftliche Anschauung gewonnen zu haben, doch wissen wir im Einzelnen von seinem Studiengange wenig. Wohl aber wissen wir, daß zu der Zeit, in welcher er in Erfurt studirte, an dieser Universität die humanistischen Studien bereits in regem Fortschreiten und siegreichem Kampfe gegen die Scholastik begriffen waren. Im Anfange des 15. Jahrhunderts gegründet, stand die Universität damals auf dem Höhepunkte ihres Glanzes; neben Anhängern der alten Richtung, wie Jodocus Trutvetter und Bartholomäus Usinger, wirkte hier für die humanistischen Ideen namentlich Maternus Pistoris, der sich eines wohlbegründeten Rufes erfreute. Auch Ulrich von Hutten, Gobanus Hesus und Crotus Rubianus haben später hier zum größten Theil den Grund zu ihrer Ausbildung gelegt. Nach sechsjährigen Studien erwarb sich dann Mutianus im Jahre 1492 den philosophischen Magistergrad. Dann aber trieb es ihn, gleich anderen gleichstrebenden Zeitgenossen, mit Macht nach Italien, von wo der Antrieb zu den erneuten Studien des Alterthums ausgegangen war. Im Herbst 1495 machte er sich auf und zog über die Alpen, um zunächst die berühmte Rechtsschule zu Bologna zu besuchen; drei Jahre darauf erwarb er hier auch den juristischen Doctorgrad. Wie für Ulrich von Hutten und in noch höherem Maße für Luther selbst wurde dann aber vor Allen sein Aufenthalt in Rom bestimmend für die Richtung seines Denkens und Strebens.

Wer müßte nicht, welche ungeheuren Eindrücke Luthers Seele dort in Rom in sich aufgenommen hat, wie er, im ernstesten Streben nach religiöser Befriedigung, mit Begeisterung der Stelle zweifelte, an der die irdische Kirche gleichsam ihre sichtbare Spitze zu haben schien, und wie er dann enttäuscht und entrüstet wurde durch das verweltlichte und gottlose Treiben, das am Römischen Hofe herrschte. Dem ultramontanen Historiker unserer Tage ist es vorbehalten geblieben, die tief schwarzen Schatten, welche das Bild der damaligen römischen Kirche aufweist, einfach hinwegzuleugnen und die Zustände des 15. Jahrhunderts für sein kirchliches wie politisches Ideal zu erklären; damals sahen auch die Männer, welche energisch und überzeugt an dem alten Glauben festhielten, den ungeheuren Widerspruch, welcher zwischen den ethischen Forderungen des Christenthums und den thatsächlich bestehenden Zuständen obwaltete. Nicht Luther allein, sondern alle, denen es mit ihrer religiösen Ueberzeugung Ernst war, sahen mit Betrübnis und Abscheu das unwürdige Treiben der hohen römischen Geistlichkeit und erkannten, wie wenig das damalige Papstthum den ihm innewohnenden Beruf erfüllte. Und wer sollte nicht mit gerechtem Staunen die classische Schilderung der römischen Zustände lesen, welche der objectivste und größte moderne Historiker, Leopold von Ranke, im ersten Bande seiner Geschichte der

römischen Päpste von dem römischen Hofe des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts entworfen hat?

Wir werden noch sehen, wie weit Mutianus entfernt war, sich an der durch Luther ins Leben gerufenen offenen Trennung von der „katholischen“ Kirche zu betheiligen. Aber die Zustände, welche die mittelbare Veranlassung zu dieser Trennung waren, hat doch auch er in voller Klarheit erkannt. „Ich habe, so schreibt er am 18. October 1512 an Musardus, „die römischen Paläste und die Künste der Rabulisten gesehen, ich selbst aber habe eine weit festere Richtung mir erworben.“

Von solchen Eindrücken, die er in Italien und vor Allem in Rom empfangen hatte, erfüllt, kehrte Mutian, nachdem er noch einmal einen vorübergehenden Aufenthalt in Bologna genommen hatte, im Jahre 1502 nach Deutschland zurück. Er hatte in Italien neben seinen juristischen Studien auch die Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften nicht vernachlässigt und war zu einigen hervorragenden italienischen Humanisten in nähere freundschaftliche Beziehungen getreten. Der Entschluß stand bei ihm fest, sich auch fernerhin den Studien der in der altclassischen Litteratur aufgespeicherten reichen Schätze zu widmen. Wohl hat er vorübergehend daran gedacht dem Beispiele seiner Brüder zu folgen und in die staatliche Laufbahn derselben einzutreten. Wirklich ist er auch eine Zeit lang in die Kanzlei des Landgrafen von Hessen eingetreten. Aber lange duldete es ihn hier nicht. Er verzichtete definitiv auf die staatsmännische Laufbahn und zog sich in die beschauliche Ruhe rein wissenschaftlichen Lebens und Strebens zurück. Er begnügte sich mit einer sehr bescheidenen Existenz, die sich ihm eben damals darbot, indem er die nur mit 60 Gulden jährlicher Einkünfte dotirte Stelle eines Canonicus an der Marienkirche zu Gotha annahm, die er dann bis zu seinem Tode (im Jahre 1526) inne hatte. Hier erwarb er ein hinter der Domkirche gelegenes bescheidenes Haus, das er sich ganz nach seinem Geschmack einrichtete, und dem er den Namen „Beata Tranquillitas“ (Seelige Ruhe) gab. Den Besucher, dem sich die Pforte des Hauses geöffnet hatte, empfing eine zweite Inschrift, welche besagte, guten Menschen solle Alles im Hause offen stehen. Und dieser Satz wurde dann im weitesten und schönsten Sinne angewandt. Seine geringen Mittel wandte Mutian außer zu Büchereinkäufen vor Allem zu einer ausgedehnten Gastfreundschaft an, welche sein Haus zu dem anregenden und allgemein beliebten Mittelpunkt einer geistvollen und erwärmenden Geselligkeit machte. Das alte Haus des Gothaer Canonicus war recht eigentlich ein Hauptquartier der aufstrebenden Humanisten, die stets hilfreiche Anregung und Unterstützung bei dem schlichten Gelehrten fanden, der in der Pflege der classischen Wissenschaft und in der Förderung ihrer Jünger den vornehmsten Zweck seines Lebens sah. In der Pflege dieser Geselligkeit ist Mutian dann nicht selten über die ihm zu Gebot stehenden Mittel hinausgegangen. Denn nicht nur seine näheren Freunde

suchte er zu geistvoller Unterhaltung in seinem Hause zu vereinen, er legte Werth darauf, daß auch durchreisende Fremde von wissenschaftlicher Bedeutung nicht an seinem Hause vorübergingen. Er meinte ihnen dann noch ein Viaticum mit auf den Weg geben zu müssen. So kam es, daß er selbst nicht selten in peinliche Geldverlegenheit gerieth, zumal seine Einkünfte aus dem im hessischen Gebiet gelegenen Besitz oft nur sehr spärlich eingingen. Da mußte denn oft ein treuer Freund, mit dem er am regsten persönlich und schriftlich verkehrte, der Hausverwalter des nahen Klosters Georgenthal, Heinrich Fastnacht von Orb (Urbanus), aushelfen.

Das Band aber, welches den Kreis, der in dem stillen Gothaer Hause verkehrte, zusammenhielt, der objective Mittelpunkt, um den sich der reiche und geistvolle Schriftwechsel des gelehrten Canonicus drehte, war ausschließlich die humanistische Wissenschaft. Es ist, als ob das ganze geistige und gesellige Leben, von dem wir in dem Briefwechsel ein so reiches Denkmal besitzen, in diesem einen Brennpunkte zusammenströmte. Es war die Zeit, in der die ersten guten Druckausgaben der griechischen und römischen Classiker bei dem venezianischen Buchdrucker Albus Manutius erschienen. Mit einer Freude und einem Jubel, von dem wir uns heut kaum noch eine Vorstellung machen können, wurde in diesem Kreise jedes dort neu erscheinende Buch begrüßt. Wohl niemals hat das Erscheinen neuer Bücher einen solchen Einfluß auf das gesammte geistige Leben geübt als damals. Es war, als wenn sich unter dem Einfluß der antiken Litteratur, welche nun erst wieder allgemein zugänglich wurde, eine enge und fest vereinte Gemeinde zusammenschloße, welche sich der in Klöstern und Universitäten noch herrschenden Barbarei mit bewußter Kraft entgegenstemmte und Sinn und Verständniß für den Gedankenreichtum und die classische Sprache des Alterthums wieder zu erwecken strebte. Mutian betrachtete es als einen Triumph, wenn es ihm gelang, einen neuen Anhänger für die große geistige Richtung, die er verfolgte, zu gewinnen, ihn, wie er sich wohl ausdrückte, den Banden der Barbarei zu entreißen und in die humanistische Gemeinde aufzunehmen. Das höchste Vergnügen, das er kennt, ist gute Bücher zu lesen. Er betrachtet den Tag, an welchem ihm dies nicht vergönnt ist, als verloren. Und in der That, welche Fülle neuer Eindrücke und Ideen strömte ihm aus diesen wiedergewonnenen Schätzen des Alterthums, von welchen die Anhänger der mittelalterlichen Scholastik nichts wissen wollten, entgegen; und wie wußte er sie sich zu eigen zu machen und ihren Geist in angeregtem Gedankenaustausch anderen mitzutheilen! Mit Recht hat man gesagt, daß von allen den massenhaften Briefen, welche uns aus jener Zeit erhalten sind, die Mutians wenn auch nicht die tiefsten, doch die geistvollsten sind. Die edle Sprache, in der sie geschrieben sind, athmet den Geist des classischen Alterthums. Man begreift es leicht, wenn der geistvolle und gelehrte Mann dem Verkehr mit seinen Mitcanonikern, welche noch völlig im Bann der „scholastischen Barbarei“ steckten, keinen

Geschmack abgewinnen konnte, sich immer mehr von ihnen zurückzog und in um so engeren Verkehr mit den Erfurter Humanisten trat, deren geistiger Führer er nach kurzer Zeit wurde. Wie rühmten dieselben doch die edlen und reinen Freuden der Geselligkeit, welche ihnen in der „Beata Tranquillitas“ Mutians zu Theil wurden. Der Poet Curicius Cordus hat sie in einem begeisterten dithyrambenartigen Gedichte in den überschwänglichsten Ausdrücken gefeiert:

„Wer nur immer verlangt, einen Mann zu sehen, der freundlich,
bieder, gelehrt und mit echt christlichem Sinne geziert;
den nicht leitet der Wahn des thörichten, eitelen Haufens,
der seine Tage in Ruh schließen zu können beehrt:
Suche dies Obdach auf, wo gleichwie aus delphischer Grotte
er als zweiter Apoll kündet prophetischen Spruch.“

Am engsten befreundet war Mutian mit dem oben erwähnten Urbanus, mit dem er dann Jahre lang in fast täglichem Briefwechsel gestanden hat, der eine fast uner schöpfliche Fundgrube für die Entwicklung der humanistischen Bestrebungen bildet. Im Jahre 1505 trat dann noch der damals 21 jährige Spalatin, dessen große Bedeutung Mutian alsbald erkannte, in diesen engeren Freundschaftsbund ein, und Mutian, dessen Einfluß am kursächsischen Hofe von Jahr zu Jahr stieg, benutzte denselben, um den neugewonnenen Freund in jeder Weise zu fördern. Er hat ihm anfangs eine Stellung als Lehrer im Kloster Georgenthal verschafft, später ihn als Prinzenenerzieher am kurhessischen Hofe empfohlen.

Neben diesem engeren Kreise bildete sich dann aber in rascher Folge ein immer weiterer, gewissermaßen ein Gelehrtenstaat, dessen Oberhaupt der Gothaer Canonicus war. Alle irgendwie hervorragenden Erfurter Humanisten haben zu demselben gehört, vor allem der treffliche hessische Dichter Cobanus Hessus, dann der Jugendfreund Ulrichs von Hutten, Crotus Rubianus, der Satiriker Curicius Cordus u. a. m. Zunächst war der Gegensatz, in welchem dieser Kreis hochgebildeter und bedeutender Männer zu der alten Richtung der scholastischen Philosophie und Theologie des Mittelalters stand, noch kein völlig ausgebildeter, consequent und bewußt gestalteter. Er war, wenn wir so sagen dürfen, mehr ein formeller als materieller. Die Humanisten sahen in der Pflege der Alterthums wissenschaft, in dem Studium der griechischen und römischen Autoren einen wichtigen Hebel einer rein menschlichen Cultur, und die Jahrhunderte nach ihnen haben ihre Ansicht glänzend bestätigt. Die scholastische Theologie aber hatte eine instinctive Abneigung gegen diese Studien und meinte mit aller Kraft an dem Althergebrachten festhalten zu müssen. Sie fürchtete, daß der Einfluß der antiken Schriftsteller sich nicht auf die Form, auf die Nachahmung der altclassischen Sprachen in edlerer Form als bisher beschränken werde, daß vielmehr mit der Lectüre der alten Schriftsteller auch der in ihnen waltende Geist einer freieren, von den Fesseln hierarchischer Formen los-

gelösten Menschlichkeit zur Geltung kommen werde. Mit einem Worte, sie ahnte, daß diese neue Wissenschaft auch materiell in Gegensatz zu dem Lehrgebäude der römischen Hierarchie treten, daß namentlich die wiedererwachende historische Kritik auch auf die kirchliche Tradition angewendet werden könne.

Und in der That war diese Folge, je weniger sie anfangs von den Humanisten beabsichtigt war, um so unausbleiblicher; und gerade sie ist es gewesen, welche für den allgemeinen ethisch-intellectuellen Culturfortschritt der Menschheit von unschätzbarer Bedeutung geworden ist. Es konnte nicht fehlen, daß mit den Schriften der alten Philosophen auch deren Systeme Anhang und Verbreitung fanden, und daß der forschende Geist sich dadurch von den Fesseln der absoluten Autorität, welche die mittelalterliche Theologie bisher ausgeübt hatte, löste. Allerdings geschah das bis zum Auftreten Luthers in einer eigenthümlichen, mehr rein negativen als schöpferisch productiven Art und Weise. Wenn wir kirchliche und philosophische Probleme mit einander vergleichen können und dürfen, so möchten wir sagen, die Humanisten standen zu Luther in einem ähnlichen Verhältnis wie die Sophisten zu Sokrates. Die ersten gingen oft vom absoluten Autoritätsglauben zu fast ebenso absolutem Unglauben über, Luther aber hielt, je energischer er gegen die hierarchische Tradition vorging, um so stärker an dem eigentlichen Evangelium fest: jene gebrauchten ihre skeptische Kritik, um die religiösen Dogmen selbst in Frage zu stellen, dieser aber wendete sie nur auf die Tradition an, um zu der ursprünglichen und reinen Gestalt des Christenthums zurückzukehren, jene machten gelehrte Speculationen, dieser schuf eine praktische Reform. Aber wie erwähnt, jene betrachteten die Resultate ihrer Kritik für eine Sache der Gelehrten, welche man ja nicht unter die Menge bringen dürfe, der Mann der praktischen Reform und des tiefsten Schaffens aber betrachtete die Probleme, welche er zu lösen unternahm, als die wichtigste und großartigste Gewissensfrage der Menschheit und begann seine Arbeit damit, daß er das ganze Volk zur Mitarbeiterschaft an seinem Werke aufrief.

Für die Art und Weise, wie nun die Ideen der griechisch-römischen Philosophie Eingang bei den Humanisten fanden, und wie diese dann versuchten, einen Ausgleich zwischen der antiken Philosophie und der christlichen Theologie herbeizuführen, bildet nun wiederum der Briefwechsel Mutians eine um so unschätzbare Quelle, als er eben einen ganz vertrauten Gedankenaustausch ohne jede Rücksicht auf die vom Verfasser ängstlich gemiedene Oeffentlichkeit darstellt. Unschwer erkennt man in seinen Äußerungen über die religiös-philosophischen Probleme den Einfluß der neuplatonischen Philosophie, der ihn an einer einseitig confessionellen Auffassung verhinderte. Wie ihm das eigentliche Wesen der Dinge der Geist ist, der Körper aber nur der Slave des Geistes, so erkennt er auch nur einen göttlichen Geist an, der sich in allen Religionen offenbare. Die

verschiedenen Namen der Gottheiten sind nur eben so viele äußere Zeichen für das Eine göttliche Wesen. Und wie sehr er sich dabei den pantheistischen Vorstellungen der Philosophie näherte, ergiebt sich mit evidenter Klarheit aus Aeußerungen wie der nachfolgenden: „Es giebt nur einen Gott und eine Göttin, aber viele Vorstellungen und Namen der Gottheit, z. B. Juppiter, Sol, Apollo, Moses, Christus, Luna, Ceres, Proserpina, Tellus, Maria. Aber hüte dich, das auszusprechen, denn es muß mit Stillschweigen verheimlicht werden wie die Mysterien der Eleusinischen Göttinnen. Man muß bei einer heiligen Sache Fabeln und Räthselgeheimnisse anwenden.“ Man sieht, wie hier die antiken Vorstellungen in die christlichen unvermerkt übergehen. In naiver Unbefangenheit werden die Namen Christus, Moses, Maria neben Juppiter, Sol und Apollo gestellt und nur als verschiedene Bezeichnungen oder Erscheinungsformen der einen Gottheit betrachtet, der antike Götterdienst erscheint so gleichsam als eine religiöse Erkenntnißform, welche die verschiedenen sichtbaren Aeußerungen der Gottheit als verschiedene Gottheiten bezeichnet. Der Polytheismus erscheint als eine andere Form des Pantheismus, und in demselben Rahmen erscheint dann auch das Christenthum. Bei solchen Anschauungen kann von einer Anerkennung der alleinigen Autorität des christlichen Lehrgebäudes nicht mehr die Rede sein. Und soweit ist Mutian davon entfernt, die Autorität der heiligen Schrift als eine unbedingte anzuerkennen, daß er nicht nur die Widersprüche innerhalb derselben hervorhebt, sondern einzelne Bücher derselben als Fabeln schlechthin mit den Fabeln des Apulejus und Aesop zusammenstellt. Es entgeht ihm nicht, welche Härte und welcher Widerspruch in der Lehre liege, daß Christus der alleinige Weg zur Seligkeit sei. Denn wie könne man die Völker, welche vor Christus gelebt haben, dafür verantwortlich machen, daß sie nicht an Christus glaubten? Und sehr merkwürdig ist es doch, wie er sich aus diesem Dilemma zu retten sucht. Die antiken Völker als Heiden nun schlechthin als verdammt anzusehen, wie das die consequente christliche Theologie that, daran hindert ihn schon seine große Verehrung und Bewunderung für die griechischen und römischen Classiker. Man sieht, wie hier die classischen Studien ganz unmittelbar auch auf die religiös-kirchliche Anschauung einwirken. Demgemäß muß Mutian einen anderen Ausweg suchen. Er findet ihn darin, daß er sich gewissermaßen eine Geburt Christi vor der Geburt Christi construirt, denn soweit, den Glauben an Christum gleichsam als irrelevant für die Erlangung der Seligkeit zu erklären, wagt er doch nicht vorzugehen. Er sagt: „Die christliche Religion hat nicht mit der Menschwerdung Christi begonnen, sondern sie hat vor allen Jahrhunderten bestanden, wie die erste Geburt Christi. Denn was ist der wahre Christus, der wahre Sohn Gottes anderes, als, wie Paulus sagt, die Weisheit Gottes, welche nicht nur bei den Juden in Cölesyrien, sondern auch bei den Griechen, Italiern und Germanen war, wemgleich mit verschiedenem Ritus bei ihnen die Religion gepflegt wird.“ Man

sieht, dieselbe Anschauung von der Einheit des Gottesbegriffs, welcher sich nur in den verschiedenen Religionen verschieden darstelle: Christus im Grunde weiter nichts als ein Symbol für die Weisheit Gottes. Dem entspricht es sehr wohl, wenn er an anderer Stelle geradehin erklärt, Christi menschliche Natur sei nur etwas Unwesentliches, ja nur Schein. Er erinnert dabei an die Lehre der Muhammedaner, daß nicht der wahre Christus, sondern nur ein ihm ähnlicher Mensch gekreuzigt worden sei. „Der wahre Christus,“ so fährt er fort, „ist Seele und Geist, der weder mit den Händen erfaßt, noch mit den Augen gesehen werden kann.“ Und dem entspricht es, wenn er die christlichen Mysterien nur als symbolische Gleichnisse betrachtet. Man sieht, wie weit Mutian von einer orthodox-kirchlichen Anschauung entfernt war.

Und wenn er schon dem neuen Testamente mit solcher Unbefangtheit gegenübersteht, wenn er in der rationalistischen Deutung der Wunder und Mysterien erheblich weiter geht, als mancher radicale Freidenker späterer Zeit, so tritt das dem alten Testamente gegenüber noch deutlicher hervor. Wenn er das Wunder der Geschichte von Jonas dahin erklärt, der Wallfisch sei ein Bad mit dem Schilde eines Wallfisches gewesen, so fügt er zwar hinzu, das sei lächerlich; gleichwohl aber erkennt man deutlich, daß er gegen die rationalistische Auslegung des Wunders selbst keineswegs etwas einzuwenden hat. Es liegt auf der Hand, daß ein Mann, der den grundlegenden Ideen der theologischen Dogmatik mit so unbefangener und skeptischer Kritik gegenüberstand, noch viel weniger mit den äußeren Formen des kirchlichen Ceremoniendienstes übereinstimmte. Selbst so bedeutsamen und für die Dogmatik auch des Protestantismus ausschlaggebenden Mysterien, wie dem Sacrament des Abendmahls, stand er, wenn nicht schlechtthin ablehnend, so doch in einer von der herrschenden Anschauung erheblich abweichenden Stellung gegenüber. Es sei thöricht, sagt er einmal, zu glauben, daß man durch das Verschlingen der Hostie die Seligkeit erwerben könne. Er sieht in dem Abendmahl mehr ein Symbol der christlichen Liebe und der Liebe Gottes zu den Menschen und geht so in der vergeistigenden Auffassung religiöser Gebräuche erheblich weiter, nicht bloß als Luther, sondern auch als die späteren Reformirten. Der wahre Leib des Herrn, so äußert er sich, ist Friede, Eintracht, Liebe, das vornehmste Gebot der Religion aber: Liebe Gott und Deinen Nächsten wie Dich selbst. „Wenn also,“ so schreibt er im Jahre 1505 an Urbanus, „die Speise Gottes ist, den göttlichen Geboten zu gehorchen, wenn es das höchste der Gebote ist, Gott und den Nächsten zu lieben, so bedenke, mein Urbanus, ob jene Thoren die Speise des Herrn recht genießen, welche die Hostien verschlingen und gegen das Sacrament christlicher Liebe den Frieden stören und Haß säen!“ Hier sehen wir recht klar im Gegensatz zu der veräußerlichten und reinjinnlichen Auffassung der mittelalterlichen Theologie schon mehr als ein Jahrzehnt vor Luthers epochemachendem Auftreten den Ge-

anken auftauchen, daß nicht in der äußeren Cultushandlung, sondern in der Gesinnung und echten Bethätigung der Liebe der wahre Kern jeder und so vor Allem der christlichen Religion zu suchen sei. Dies Gesetz der Liebe, welches die ganze Welt regiert, ist von der Natur allen Völkern ins Herz geschrieben und also im Grunde unabhängig von religiöser Offenbarung. Plato hat es ebenso wohl gelehrt, wie Moses und Christus; wieder stellt hier Mutian bewußt und ausdrücklich die griechische Philosophie in Parallele zu Judenthum und Christenthum. Plato ist ihm eine mit Moses und Christus verwandte Erscheinung.

Durch diese geistigere und tiefere Auffassung wurde er auch in hohem Maße in seiner persönlichen Lebensführung bestimmt. Obwohl dem geistlichen Stande angehörig, hat er erst nach 10 Jahre langem inneren Widerstreben sein erstes Mesopfer dargebracht. Daß er es dann doch that, zeigt aber, wie stark auf der andern Seite seine Abneigung dagegen war, mit seiner persönlichen Ueberzeugung irgendwo Anstoß zu erregen und an die Oeffentlichkeit zu treten: wegen seiner philosophischen Anschauung in offenen Kampf mit den bestehenden Gebräuchen und den herrschenden Gewalten zu treten war er doch nicht gemeint. Daher auch seine schroffe Abneigung gegen jede, von den Freunden wiederholt versuchte Veröffentlichung seiner Briefe, welche keineswegs bloß aus seiner Bescheidenheit hervorging, wie noch der Herausgeber seines Briefwechsels anzunehmen scheint.

Noch schroffer als gegen die grobsinnliche Auffassung der Sacramente äußerte sich dann Mutian über die anderen Formen äußerer Frömmigkeit, die er zum Theil mit sittlichem Ernst, zum Theil mit feinem Spott bekämpft. Als Grund des Fastens, welches er für völlig überflüssig und mit dem Wesen der Religion in keiner Weise zusammenhängend beobachtet, führte er geradehin den Geiz an; „denn“, so argumentirt er mit feiner Ironie, „Getreide, Wein, Hühner, Gänse zc. würden die Bauern selbst verzehren und den Dienern der Kirche nichts spenden, wenn sie nicht durch den kirchlichen Befehl gezwungen würden. Unter allen päpstlichen Satzungen gefällt diese (das Fasten) dem Geizhals am besten. Aber höre, wie klug unsere Vorfahren gewesen sind, um solchen Fastenden entgegenzutreten. Sie haben nämlich zu dem Fasten reichliches Almosengeben hinzugefügt, damit der Reiche wisse, daß ihm das Fasten allein nichts nütze, wenn er nicht zugleich von seinem Besitz ein Opfer bringe.“

Und in ganz ähnlicher Weise äußert sich Mutian dann über das bloße gedankenlose Gebetelappern, über die bunten Trachten der Priester u. a. m. In dieser Hinsicht finden sich in seinem Briefwechsel Aeußerungen, die dicht an absoluten Unglauben heranreichen. Wenn sich die Augustiner in Gotha rühmen durch ihre Gebete schon viele vom Tode errettet zu haben, so vergleicht er das mit jener antiken Erzählung von dem Gottesleugner Diagoras in Samothrake, der auf die Vorhaltung, er müsse doch aus den vielen von Geretteten im Tempel gestifteten Gemälden erkennen, wie viele

durch die Hilfe der Götter vom Schiffbruche gerettet worden seien, geantwortet habe: Ja, aber diejenigen, welche Schiffbruch gelitten haben, sind nicht abgebildet. Ein ander Mal schreibt er, er werde soeben durch das Glöcklein zum Gebet gerufen, „zu dem frommen Gemurmeln wie ein Capverdischer Feueranbeter.“ „Die Thoren glauben, daß Statuen und Bilder sich selbst oder andere schützen können.“

Mit scharfem Spott geißelt er die Reliquienverehrung, die mit den vergolbten Knochen und dem Rock Christi getrieben werde. Er erklärt die Lehren der Priester über diese Dinge geradezu für Lügen. „Christus“, so sagt er, „verabscheute die Lüge, und doch lügt niemand mehr als die Priester Christi. Ich verehere nicht den Rock und den Bart und die Vorhaut Christi, sondern den lebendigen Gott, der weder Rock noch Bart hatte und keine Vorhaut auf Erden zurückgelassen hat.“

Den klarsten, schönsten und freiesten Ausdruck hat diese seine vergeistigte Anschauung von dem Wesen der Religion in einer Stelle seines Briefwechsels gefunden, in der er in absoluter Toleranz, die sonst dem Geiste seines Zeitalters so fern lag, gänzlich von dem spezifisch-christlichen Standpunkte abstrahirt und die gemeinsame ethische Grundlage aller Religionen consequent und rückhaltlos anerkennt. „Neue Röcke und neue Gesten werden aufgebracht,“ so sagt er hier, „als wenn Gott durch Gesten und Kleidung geehrt würde. Im Alkoran steht geschrieben: wer einen Gott anbetet und sittlich lebt, ob er nun Jude, Christ oder Sarazene ist, wird Barmherzigkeit und Seligkeit von Gott erlangen. Also durch sittliches Leben, nicht durch einen neuen Rock, den man anlegt, wird Gott versöhnt. Ich kümmere mich also gar nicht um jene, die sich in neues Leinen kleiden, der einzig wahre Gottesdienst ist, nicht schlecht zu sein. Wer rechtschaffen ist, der ist religiös, wer unschuldig ist, der ist fromm. Alles Andere ist Rauch und Schein.“

Fürwahr, eine Höhe und Reinheit der religiösen Anschauung, welche in dieser Zeit in Erstaunen setzen muß. Denn alle die Aeußerungen, welche wir soeben angeführt haben, stammen aus der Zeit vor dem Auftreten des großen Wittenberger Reformators.

Aber am Tage liegt doch, daß, so sehr Mutian es vermied mit seinen Ueberzeugungen in die Oeffentlichkeit hervorzutreten, doch ein Kampf zwischen dieser religiösen Weltanschauung und der mittelalterlichen Theologie unausbleiblich war. Durch den ausgedehnten Verkehr, den Mutian mit den humanistischen Kreisen unterhielt, konnten seine Ansichten für die Dauer nicht verborgen bleiben, und es fehlt nicht an Anzeichen dafür, daß die unmittelbare Umgebung des großen und weitberühmten Gelehrten, seine Mitkanoniker in Gotha, über seine Anschauungen wenigstens im Großen und Ganzen unterrichtet waren. Es ist einmal vorgekommen, daß, als im Chordienste das Leben Gregors des Großen gelesen wurde, bei einer Stelle, in welcher Gregor die Leugner der Auferstehung widerlegt, ein alter Kanoniker mit

dem Finger auf Mutian zeigte, um anzudeuten, daß auch er zu diesen Leugnern der Unsterblichkeit gehöre. Gleichwohl hat er directe Anfeindungen nicht zu erdulden gehabt: wir glauben die Gründe dieser Erscheinung schon früher klar gestellt zu haben. So lange die theologische Kritik sich auf den Verkehr der Humanisten unter einander beschränkte, glaubte man in ihr keine Gefahr erkennen und sie dulden zu sollen.

Gleichwohl glimmte der scharfe Gegensatz zwischen der mittelalterlichen Theologie und der neuen Weltanschauung, welche die Humanisten vertraten, unter der Asche fort, und bald sollte er auch bei einer bezeichnenden Gelegenheit zu vollem und heftigem Ausbruch kommen, wenngleich es sich auch jetzt noch im wesentlichen zu einem Kampfe der Gelehrten untereinander gestaltete: es war der Streit Reuchlins mit den Kölner „Dunkelmännern“, der die tiefgreifende Kluft zwischen der alten und der neuen Richtung zum ersten Male in voller Klarheit in die Erscheinung treten ließ.

Die Sache, um die es sich handelt, ist in ihren Hauptzügen bekannt. Ein getaufter Jude, Pfefferkorn mit Namen, der nach Art von Renegaten nach seiner Befehrung eine besonders scharfe Stellung gegen seine früheren Glaubensgenossen angenommen hatte, hatte bei dem in Italien weilenden Kaiser ein Edict ausgewirkt, nach welchem die Juden alle ihre Bücher, mit Ausnahme des alten Testaments, nach den Rathhäusern der Städte, in denen sie wohnten, zusammenbringen sollten: die Absicht war, daß diejenigen Bücher, welche irgend etwas gegen das Christenthum enthielten, verbrannt werden sollten. Um der Sache einen Schein des Rechts zu geben, sollten vorher einige Gutachten über die obschwebende Frage eingeholt werden. Pfefferkorn hatte erst privatim den Versuch gemacht, Reuchlin mit jenem kaiserlichen Edict in der Hand für seine Sache zu gewinnen; als dieser Versuch sich als vergeblich erwies, erhielt Reuchlin auf Pfefferkorns Betreiben von dem Kurfürsten von Mainz eine kaiserliche Aufforderung, sein Urtheil über die Frage, ob die Bücher der Juden verbrannt werden sollten abzugeben. Das Gutachten, welches Reuchlin darüber, im wesentlichen verneinend, abgab, ist ein prächtiges Zeugniß seiner Mäßigung und Unbefangenheit, verfehlte aber nicht bei den Gönnern Pfefferkorns, zu denen namentlich der Regerrichter Hogstraten und die Kölner Theologen gehörten, großes Aufsehen zu machen. Pfefferkorn griff ihn in einer heftigen Schrift, welche er den „Zankspiegel“ nannte, in schimpflicher Weise an und machte ihm den schmählischen Vorwurf, er habe sich bei Abgabe seines Gutachtens von den Juden bestechen lassen. Reuchlins Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Im Jahre 1511 gab er als Widerlegung des „Zankspiegels“ seinen „Augenspiegel“ heraus, in welcher er nicht nur den Vorwurf der Bestechung mit Entrüstung zurückweist, sondern auch seine Ansicht tiefer begründet und dem „getauften Juden“ nicht weniger als 34 Lügen nachweist. Jetzt traten die Kölner Dominikaner, welche längst im Geheimen die Untriebe Pfefferkorns unterstützt hatten, offen als dessen Beschützer und

als Gegner des durch seine gelehrten Studien ihnen längst verhaßten Reuchlin auf und übergaben seinen Augenspiegel dem Professor Arnold von Tüngern zur Prüfung, ob nichts Kezerisches darin enthalten sei.

Wohl hat dann Reuchlin vorübergehend den Versuch gemacht, den Sturm, der sich aus diesem Streite entwickeln zu sollen schien, durch Verhandlungen mit den Kölner Theologen zu beschwören. Aber sehr bald merkte er, daß dieselben jedes Zugeständniß nur für ein Zeichen von Furcht hielten und dann sofort ihre Forderungen steigerten. Da riß dem wackeren Gelehrten die Geduld. Er brach die Unterhandlungen ab und trat den Gegnern mit offenem Visier entgegen. War es doch von vornherein nicht zweifelhaft, daß der Angriff der Dunkelmänner nicht ihm allein, sondern in seiner Person den humanistischen Bestrebungen überhaupt galt, daß er daher seinerseits bei allen Humanisten auf Beistand und Förderung rechnen dürfe. Der Kampf der in ihrem innersten Wesen einander entgegengesetzten Weltanschauungen war nun doch mit aller Gewalt ausgebrochen; von beiden Seiten wurde mit größter Erbitterung gestritten. Die Kölner Dominikaner wollten zunächst versuchen, der neuen Bewegung bei dieser Gelegenheit mit einem Schläge durch einen Gewaltstreich Herr zu werden. Sie setzten im October 1513 ein förmliches Inquisitionsgesicht in Mainz ein und hofften nun von den bestehenden geistlichen Autoritäten eine schroffe Verdammung der Kezerien, welche in dem „Augenspiegel“ Reuchlins angeblieh enthalten seien, zu erlangen.

Da aber offenbarte sich dann doch, wie sehr sich inzwischen die Zeiten geändert hatten. Die alte kirchliche Anschauung mit ihren Kezergerichten und Zwangsmitteln hatte ihre frühere unbedingte Autorität nicht mehr, in den Reihen der hohen Geistlichkeit hatte der Humanismus zahlreiche energische Anhänger erworben. Und auch die, welche der neuen Richtung nicht geradezu anhängen, waren doch nicht mehr gemeint, die Inquisition in ihre alte Machtvollkommenheit wieder einzusetzen. Der Kurfürst von Mainz selbst gebot dem Inquisitionsgesicht Einhalt und rief seine Rätthe von demselben ab.

Man begreift es, welche ein ungeheures Aufsehen dieser Streit, auf dessen einzelne Phasen wir hier nicht einzugehen brauchen, in Deutschland machte. Die gesammte aufstrebende literarische Jugend wie die hervorragenden Größen der älteren Humanisten erklärten sich begeistert für Reuchlin und gegen die Dunkelmänner, wengleich einige von ihnen den leidenschaftlichen Ton, welchen Reuchlin in seinen Bertheidigungsschriften anschlug, mißbilligten. Auch Mutianus Rufus, der von Anfang an mit Feuereifer für die Sache Reuchlins eingetreten war, scheint doch sein leidenschaftliches Vorgehen nicht immer gebilligt zu haben; im Großen und Ganzen aber blieb er durchaus der Fahne des Humanismus treu*). Er begnügte sich

*) Wenn man früher auf Grund eines Briefes Mutians an Urban vom August 1513 (Nr. 287 der Sammlung) angenommen hat, daß Mutian eine Zeit lang in seiner

nicht damit, selbst für Reuchlin einzutreten, sondern suchte noch auf allen Seiten neue Anhänger für dessen Sache zu werben. In dem schließlichen Siege derselben gebührt ihm ein sehr hervorragender Antheil. „Eher soll die Heuschrecke,“ so schreibt er einmal, „einen Elephanten gebären, ehe ich von Reuchlin abfalle. Niemals habe ich zwar die Schlichkeiten anderer aufgespiirt, jetzt aber naehet die Zeit, den Krähen die Augen auszuhaden.“ Und als der Streit im Mai 1513 eine für Reuchlin ungünstige Wendung zu nehmen schien, da schreibt er an Urban (S. 296 des Briefwechsels): „Wenn nicht Jupiter die Theologen unserer Zeit mit dem Blitzstrahl zerschmettert, so werde ich seine Gottheit nicht länger verehren. Wehe, wehe, die Wahrheit hat keinen Beschützer mehr, die Barbarei gelangt zur Herrschaft. Ungelehrte richten über Gelehrte.“ Nicht bloß an seine humanistischen Freunde wendet er sich mit der Mahnung, gleich ihm für Reuchlin einzutreten, sondern er sucht auch bei dem Kurfürsten von Sachsen, bei dem er in hohem Ansehen stand, Interesse für die Sache Reuchlins, die zugleich die des Humanismus überhaupt sei, zu erwecken. Jede Wandlung des Streites verfolgt er mit gespanntester Aufmerksamkeit. Er, der ruhige und besonnene Mann, der sonst nichts mehr mißbilligt, als leidenschaftliche Erregung, geräth selbst in das Feuer der Leidenschaft, als er erfährt, daß nicht nur die Universitäten Köln, Löwen und Mainz, sondern auch das benachbarte und unter seinem Einflusse stehende Erfurt ein Verdammungsurtheil über Reuchlins „Augenspiegel“ ausgesprochen haben. „Sie können bellen,“ schreibt er am 3. October 1513 an Urban, „aber nicht beißen, weil sie keine Zähne haben.“ Das Feuer der Theologen, der Neid, wird niemals ausgelöscht werden. Schmähslich untergehen sollen die Bücherverbrenner, ebenso wie alle, die solches mit Gleichmuth tragen. Gott möge sie mit Armuth, Fieber Kälte, Hitze, verderbter Luft und Nachttbau heimfuchen, bis sie zu Grunde gehen; er möge sie mit dem ägyptischen Auszug, mit Räude und Jucken strafen, so daß sie nicht geheilt werden können; er möge sie mit Thorheit, Blindheit und Wuth schlagen, und sie sollen Niemand haben, der sie befreit; sie mögen dem Satan überliefert werden,“ &c. Mit hellem Jubel vernimmt er dann die Nachricht von dem freisprechenden Erkenntniß des unter dem Bischof von Speier eingesezten Gerichtes. (April 1514). Und als dann selbst in Rom eine Verurtheilung Reuchlins nicht zu erreichen war, vielmehr in der in dieser Sache niedergesezten Commission unzweifelhaft die Mehrheit für Reuchlin war, da gingen die bisher angegriffenen Humanisten nunmehr ihrerseits zum Angriff gegen die „Dunkelmänner“ über. Anfangs gelangte der Triumph, den der Humanismus errungen hatte, in einzelnen, mehr gelegentlichen Schriften zum Ausdruck,

Haltung ins Schwanken gerathen sei (so im Wesentlichen noch D. F. Strauß, Ulrich von Hutten, Bd. 1, S. 208, 9), so ist der Herausgeber des Briefwechsels, Krause, dieser Ansicht mit Erfolg entgegengetreten.

so in dem Triumphus Capnionis des Accius Neobius mit einem angehängten Epigramm Guttens, dann aber erschien in den Jahren 1515—17 jene schneidige und beißende Satyre auf die Gegner des Humanismus, welche unter dem Titel „epistolae obscurorum virorum“ bekannt ist. Sie hatte eine ungeheure Wirkung und gab die Gegner Neuchlins für alle Zeiten dem Gelächter der Welt Preis. Es kann kein Zweifel sein, daß Mutian zu den Verfassern derselben, deren vornehmste Crotus Rubianus und Ulrich von Hutten waren, in intimen Beziehungen stand und in das Geheimniß derselben schon vor deren Erscheinen eingeweiht war; einige Anzeichen sprechen sogar dafür, daß einige der Briefe von ihm selbst herrühren.

Es war das Kühnste und Vernichtendste, was bisher über die barbarische Unkenntniß und Tölpelheit, über die Unsittlichkeit und Leichtfertigkeit der mönchischen Geistlichkeit geschrieben worden war, ein Angriff, von dem sich die Geistlichkeit so bald nicht zu erholen vermochte. Bekannt ist die eigenthümliche Form, in die sie gekleidet waren. Die Angegriffenen selbst werden als redend eingeführt. Immer kehrt dabei derselbe Typus wieder: der blöde, tölpelhafte und dumme Geistliche, der die mancherlei anstößigen Situationen, in die er geräth, in alberner Vertraulichkeit enthüllt, dabei in jener barbarischen Sprache der jeder feineren Bildung ermangelnden Theologisten geschrieben, die seitdem dem Namen „Küchenlatein“ eine allgemein bekannte humoristisch-satyrische Bedeutung gegeben hat. Und damit der Satyre die Selbstironie nicht fehle, wurden diese Briefe, welche die „Dunkelmänner“ dem allgemeinen Spott und Gelächter preisgaben, von einigen der Angegriffenen wirklich für echt, für aus ihren Reihen stammend, betrachtet. Um so größer war dann natürlich die Wuth, als man das wahre Wesen der Satyre erkannte.

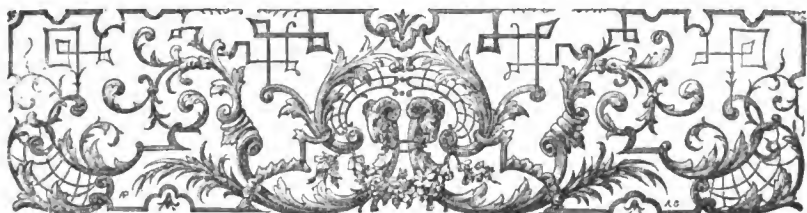
Aber im Grunde war doch auch dieser Kampf, an dem Mutian mit Eifer theilgenommen hatte, nur ein Streit der Gelehrten unter einander oder der Gelehrten wider die Ungelehrten. Weit entfernt war man davon, die Mißstände, welche man tadelte, zu einer Frage des Volksgewissens zu erheben oder gar das Volk zum offenen Widerstande gegen die römische Hierarchie aufzurufen. Wir sahen im Gegentheile, daß Mutian stets bei seiner kritischen Opposition gegen das Bestehende, bei seiner rationalistischen Auffassung des Dogmas wie bei seiner Opposition gegen die herrschenden Mißstände doch der Ueberzeugung Ausdruck gegeben hatte, daß man diese Dinge nicht verbreiten, daß man nun und nimmermehr einen populären Angriff gegen die bestehende kirchliche Organisation ins Leben rufen dürfe. Der ruhige Gelehrte schrak zurück vor den Folgen, welche ein solches Unternehmen haben könne, vor den Gewaltthaten, mit denen es naturgemäß verbunden sein müsse. Es sei uns gestattet, hierfür noch einige bezeichnende Aeußerungen aus seinen Briefen beizubringen.

So bebauert er einmal (in einem Briefe vom 29. Juni 1505), daß er mit Urbanus sich in Gegenwart eines Dritten irreligiös unterhalten habe;

denn man dürfe die Geheimnisse nicht bekannt werden lassen, sondern mit Stillschweigen bedecken oder in Gleichnisse und Fabeln hüllen, „damit man nicht die Perlen vor die Säue werfe.“ Deswegen habe der Lehrer des Lebens, Christus, nichts Schriftliches hinterlassen, und diejenigen, welche die Evangelien Geschichte geschrieben, hätten sich vieler Parabeln bedient. Ein andermal aber äußert er sich noch bestimmter und schärfer so: „Die Autorität der Kirche angreifen, wenn man selbst ein Glied dieser Kirche ist, ist schmachvoll und gottlos, auch wenn man ihr Irthümer nachweisen kann. Wir wissen, daß vieles von sehr weisen Männern erdichtet worden ist, und daß es für das Leben der Menschen gut ist, durch die Religion getäuscht zu werden. Anders denkt und empfindet der gelehrte Leser, anders der einfältige.“

Wir brauchen diese Stellen nicht noch zu vermehren. Der Grundsatz: mundus vult decipi, ergo decipiatur ist niemals unumwundener ausgesprochen worden, als in diesen Aeußerungen Mutians, die evident beweisen, daß ihr Verfasser sich selbst ebenso von der Autorität der Kirche emancipirt hat, wie er den Wunsch hegt, daß dieselbe von den Massen nach wie vor anerkannt werde. Er meinte, daß, wenn dies nicht mehr geschehe, sich alle staatliche und gesellschaftliche Ordnung auflösen werde. Und vor den hiermit untrennbar verbundenen Gewaltthaten schreckte seine einer beschaulichen Ruhe des Lebens zustrebende Natur zurück. Darin aber liegt der große Gegensatz, der Mutian und den Humanismus in vielen seiner vornehmsten Vertreter von Luther trennt. Dieser erst war der berufene Genius, der das Wort zur That werden ließ. Ebenso wie Erasmus hat sich auch Mutian nach einer nur vorübergehenden Zuneigung zu der neuen Lehre von derselben abgewandt. Und als mehrere der jüngeren Humanisten, darunter neben Mutians Freunde Cobanus Hessus vor Allem der geniale Ulrich von Hutten, sich begeistert dem Reformator der That zuwandten, versiel der stille Gothaer Gelehrte immer mehr einer geistigen wie geselligen Vereinsamung*). Die Grundsätze selbst auszudenken, war er stark genug gewesen, ihre Consequenzen zu ziehen, dazu fehlte es ihm an der moralischen Energie. Eben darin, daß Luther dies wagte, liegt seine weltgeschichtliche Größe. Mutian war und blieb der stille Gelehrte, Luther war der große Charakter, der gewaltige Mann voll innerer Wahrhaftigkeit und Größe, der allein zur Lösung der weltgeschichtlichen Aufgabe der Befreiung des Menschengesistes von den Fesseln einer Jahrtausend alten Tradition befähigt war. Denn nicht die Intelligenz allein oder auch nur vorwiegend ist es, welche den Fortschritt der Menschheit bedingt und selbstthätig eingreift in den großen Fortgang der Begebenheiten, den wir Geschichte nennen; auch in der Geschichte wirkt Großes und wahrhaft Bleibendes nur der starke, auf innerer Seelengröße beruhende Wille.

*) Mutian starb zu Gotha am 30. März 1526.



Ein schwerer Sieg.

Von

H. Dillinger.

— Karlsruhe. —

Der Föhn hatte sich erhoben; er strich, einem fieberheißen Athem gleich, über's Gebirg, die Wolken am Himmel hinjagend, die den Mond halb verdeckten, bald freiließen; brüllend rotteten sich die Rinder an den Abhängen zusammen, im Thal unten fuhren die im Freien gelassenen Pferde aus dem Schlaf und jagten mit fliegenden Mähnen über den Weideplatz hin. Hoch droben, wo der Weg sich schmal um den Berg schlängelte, schritt ein Weib, mächtig gegen den Wind ankämpfend, der ihr das Kopftuch in den Nacken riß und den Rock so eng um die Kniee spannte, daß jeder Schritt ertrotzt werden mußte.

Das Weib kam von der Almhütte, die ein paar Schritte über dem Weg in einsamer Höhe stand. Die offengelassene Thüre schlug der Wind auf und zu, daß es weithin dröhnte, was jedoch die Bewohnerin der Hütte wenig zu kümmern schien. Sie bog um den Vorsprung des Berges, wo rauschende Wildbäche zwischen schwarzem Gestein glitzerten, das gespensterhaft aus tiefem Abgrund ragte. Hier stand die Gestalt still, lehnte sich gegen die Felswand und lauschte, dabei nestelte sie einen Brief aus dem Nieder; ihr Athem ging laut. Lang stand sie so, regungslos, als sich kräftige Tritte von der entgegengesetzten Seite des Berges hören ließen und nach wenig Augenblicken trat ein Mann aus dem Dunkel der Nacht. Das Weib stürzte ihm mit einem lauten „Halt“ entgegen.

„Du, Narzisse!“ rief er zurück.

„Ja, ich — wo willst hin?“

„Zu Dir nicht.“

„Das weiß ich, aber zu der“ — und sie hielt ihm den Brief vor's Gesicht; „die Sixta hat ihn bekommen sollen — sie ist noch nicht sechszehn, Du gottloser Mensch — und sie ist meine Schwester, die mir die Mutter auf dem Todtenbett an's Herz gelegt — die ich bewahren soll vor allem Uebel — und das größte bist Du!“

„Eifersucht“, spottete er.

„Nein,“ fuhr sie auf, „ich bin fertig mit Dir — wie ich's einmal erfahren, daß Dir's nicht d'rauf ankommt mit Dreien auf einmal Dein Spiel zu treiben, da war's aus, und nichts ist mir geblieben als die Neu'. Jetzt aber kommt's anders! Ich hab's in der Kirch' gesehen, was für ein paar Augen Du auf die Sixta gemacht — was hast Du in unserer Kirche zu suchen, habt Ihr keine in Eurem Ort? — Und heut' Nachmittag komm' ich grad' dazu, wie ihr der Seppi den Brief zustecken will — da drin heißt's, Du wollst um neune an der Sixta ihrem Fenster klopfen, und jetzt ist's neune, Ambros, und da steh' ich und sag' — Du gehst nicht!“

„Dho,“ lachte er auf.

„Nicht,“ schrie sie wie rasend und packte ihn am Arm, „eher gehst Du mit mir da hinunter, als daß ich das Kind verderben laß'. Sieh Dich vor, Ambros, der Zorn giebt Kraft — sieh Dich vor, denn auf meiner Seit' ist das Recht! Schwör', daß Du die Sixta in Ruh läßt, daß Du das unschuldig' Ding nicht auch noch auf Dein Gewissen willst laden, zu den Vielen hin, die Du unglücklich gemacht — und ich will Dir mein Elend verzeihen, ich will Dich nicht verklagen am jüngsten Tag, wenn Du den Schwur thust, Ambros“, und sie streckte ihm die gefalteten Hände entgegen, „bei unserem Heiland, der über den Wolken unser Thun richtet, bei Deiner Mutter, die im Grab ruht —“

„Halt's Maul,“ fuhr er sie an und gab ihr einen Stoß, daß sie gegen die Wand taumelte, „ist das eine verfluchte Wirthschaft mit dem Weibervolk — den Weg frei, oder —“

Mit vorgestrecktem Bein und festgeballten Fäusten stand sie vor ihm; das Haar flatterte wild um ihr bleiches Gesicht, ihr Körper wuchs:

„Herbei,“ schrie sie in gellem Ton, „herbei, Du Satanskerrl.“

Er umfaßte sie, einen Fluch auf den Lippen; der Mond brach hinter den Wolken hervor, wie mit verdoppelter Kraft heulte der Föhn auf, und eine Schaar aufgeschreckter Bergdohlen fuhr kreischend über den Häuptern der Ringenden weg. Plötzlich ertönte ein geller Schrei — dann Grabesstille, nichts regte sich mehr weit und breit; sogar der Wind schien seinen Obem anzuhalten, aus dem Dunkel der Nacht tauchten die weißen Leiber der Kinder, schnaubend, mit vorgestreckten Nüstern. Dann wurden unsichere Schritte hörbar, eine Gestalt, aus deren wehenden Kleiderfetzen die Haut herausleuchtete, wandte den schmalen Weg entlang, sich im Dunkel verlierend.

Ein Woche später, der Morgen war sonnig und frisch, tönte ein

jugendlicher Jodler herauf zur Alm, unter deren Thüre Narzisse erschien; sie jodelte zurück in tieferem, vollerm Ton, und das Gesicht mit der Hand beschattend, schaute sie der Schwester entgegen, die leichtfüßig den steilen Berg herauf kam.

„Einen Gruß vom Herrn Pfarrer,“ meldete Sirta oben, „und warum Du denn gar nicht mehr zur Beicht kämst, das sei er nicht an Dir gewohnt.“

Narzisse stellte der Schwester ein Glas Milch auf den Tisch im Freien und setzte sich dann neben sie, mit dem Rücken gegen die Wand, die Arme ineinander verschränkend.

„Du kannst ihm sagen, ich hätt' heuer so viel zu schaffen — die Braune — nun ja, das Vieh hat mir halt viel zu schaffen gemacht.“

Die Schwestern sahen sich sehr ähnlich, wie sie so beisammen saßen, nur zählte Narzisse zwanzig, und Alles an ihr war größer, kräftiger und bedeutamer entwickelt als bei der jüngeren Schwester. Den dunklen, warmen Gesichtston hatten sie von der Mutter, die eine Welsche gewesen.

Narzisse biß manchmal die Zähne zusammen, als quäle sie ein heftiger Schmerz; ihre Schwester schaukelte mit den Füßen und lachte über eine Spinne, die über den Tisch kroch.

„Gestern,“ erzählte sie, „hat der Vater gesagt, er wird jetzt ein bißl alt und hätt' gern, Du thätst heirathen, und ich darf zur Hochzeit der Mutter ihr rothweiden Tuch tragen — gelt, mach' und besinn Dich nicht so lang! — Du, und gestern hat der Sigmund der Magd's Salzfaßl zusammen getreten; der Vater hat ihr ein neu's versprochen, aber sie hat immerfort gejammert: G'rad das hab' ich so gar viel lieb gehabt — bis der Vater endlich gesagt: nun, jetzt hast halt wieder für was Andres Plag! Und schau, was der Vater sagt, ist immer so wahr, Narzisse, daß man's aufschreiben sollt', und wenn mir wieder was kaput geht, oder daß mir eine Kameradin falsch wird oder gar der Schatz, wenn ich einmal einen hab', so will ich immer gleich denken: jetzt hast halt wieder für was Andres Plag! — Du,“ meinte sie plötzlich im Flüsterton, „fürchtst Dich nicht da oben in der Nacht wegen dem Ambros, der in der Schlucht umkommen ist? Nicht einmal am Tag thät ich Dir mehr dort vorbei gehen; sie sagen im Ort, er hätt's nicht besser verdient, der Lügen-Ambros; zwanzig Mädel hätt' er gewiß angeführt . . . Aber jetzt laß mich Dir helfen beim Melken und Butter'n, damit wenn der Vater zum Düngen kommt, Alles schön fertig ist.“

„Ist schon geschehen,“ erklärte Narzisse.

„Ja, um Jesu Willen, wenn stehst denn auf,“ schrie Sirta, „und kannst auch gar nichts heut als dasthen und immer nur in die Luft starren? Da weiß ich, was ich thu', ich such' mir's Kägl, das ist unterhaltlicher.“

Sie ging in die Hütte, und Narzisse hörte sie schmeicheln und rufen, und es that ihr wohl, der heitern, kindlichen Stimme zu lauschen.

„Sie ist selber wie ein Kägl, so zierlich und fein,“ sprach sie vor sich

hin; „ja, lieb's Kind, so schnell schafft sich's halt doch nicht für was Anderes Platz, wenn Einem einmal was Liebes zu Grund geht — behüt Dich der Himmel!“

Der Tag ging hin unter Arbeiten; der Vater, ein rüstiger Fünfziger, dem die Bravheit aus den Augen schaute, neckte sich mit seiner Jüngsten, während er Narzisse „Große“ nannte und sie wie einen gleichalterigen Kameraden behandelte. Als der Abend kam, tanzte Cirra mit aufgeschürztem Rock vor dem pfeifenden Vater den Berg hinunter.

Narzisse saß wieder mit verschränkten Armen vor ihrer Hütte.

„'s ist wahr,“ sprach sie, „ich bin nicht zur Beicht gewesen seit dem Frühjahr, wo's mit dem Ambros anging. O,“ stöhnte sie plötzlich auf, „wenn's nur keine Nacht mehr auf der Welt gäb' — und keine Gedanken!“

Und sie sprang in die Höhe, trieb sämtliches Vieh einer Schutzwehr gleich um die Hütte und nahm die Kaze zu sich in's Bett. Aber der Schlaf kam nicht, nur manchmal ein dumpfes Halbträumen, aus dem sie jedes Mal mit einem gellen Schrei auffuhr. Den Tag über saß sie und besann sich, ob sie beichten solle; aber da sie es nicht konnte, ohne das Schreckliche zu sagen, schüttelte sie immer wieder den Kopf. Die Angst in den Nächten nahm aber zu, und der Gedanke, der Herr Pfarrer könne ihr vielleicht durch seinen Zuspruch doch helfen, stellte sich mehr und mehr bei ihr ein. Es kam so weit, daß sie eines Tages ihr Gebetbuch nahm, das Halstuch umlegte und den Weg hinunter eilte. Aber sie kehrte wieder um, in den nächsten Tagen denselben Weg bis weit über die Hälfte zurücklegend. So ging das eine Woche lang hin und her, hinauf und hinunter — plötzlich hielt sie die Dual nicht länger aus und eilte hinab, ohne Auserhalt, manchmal laut redend und schreiend, als suche sie die Stimmen ihres Innern zu übertäuben.

Wie lag der kleine Ort so friedlich im abendlichen Schein vor ihr da! Rechts ging's zum elterlichen Haus, das etwas abseits stand, aber sie eilte am Weg vorbei, in den Ort hinein, von da in die Kirche inmitten des Friedhofes. Der Geistliche hatte eben den Beichtstuhl verlassen und verneigte sich vor dem Altar, die Hand auf das uralte Taufbecken stützend; da kam Narzisse angestürmt.

„Ich muß noch beichten — aber schnell, eh' mich's reut — o um Gotteswillen,“ schluchzte sie auf, „ich weiß ja nicht, was ich reb'.“

„Komm,“ sagte der Geistliche, der Narzisse von ihrer frühesten Kindheit an kannte und viele Proben ihres lebhaft pochenden Blutes erlebt. Kaum im Beichtstuhl keuchte sie es in das Gitter hinein:

„Ich hab' ihn hinuntergeworfen —“

„Was — wen?“ fragte der Geistliche, der nicht wußte, was sie damit meinte.

„Den Ambros —“ flüsterte sie.

Es war kein Mensch in der Kirche; friedlich tanzten die Staub-

wölkchen in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, die breit über den farbenreichen Altar herfielen.

Der Pfarrer, ein alter, beinahe schon gebrechlicher Mann, fuhr von seinem Sitz in die Höhe und schnellte den Vorhang zurück. „Was hast Du, Narzisse?“ fragte er und beugte sich aus dem Beichtstuhl zu dem Mädchen hinüber. Sie glitt von der kleinen Bank auf die Steinplatten heraus und sah von hier zu dem erschrocken Mann empor.

„Ja,“ stammelte sie, „ich hab' mit ihm gerungen — der Brief da an Sirta ist schuld“ — sie streckte ihm den Zettel hin, den er schnell überlas. „Und das hab' ich nicht leiden wollen — sie hab' ich bewahren wollen vor dem Schicksal — so vieler —“ setzte sie nach kurzem Kampf mit sich selber hinzu.

„Und Ihr habt gerungen,“ drang der Geistliche in sie, „und Du hast ihn hinunter geworfen — Du — und hinunter werfen wollen, Narzisse?“

Sie schüttelte nach kurzem Besinnen den Kopf: „Nein — oder ja — im Ringen hab' ich nichts wollen als mich wehren — vorher aber glaub' ich, hab' ich gedacht — er oder ich — und seither kann ich nimmer schlafen, seither ist mein Leben vergift't; und Ihr sollt mir helfen, Hochwürden, und den Druck von meiner Seel' nehmen, sonst geh' ich zu Grund.“

„Kind,“ sagte der Geistliche, „da hilft nur eins — Du mußt es gestehen vor Gericht, denn ein Anderer ist der That angeklagt — der Pepi, der brave Bursch; man hat dem Ambros sein Messer bei ihm gefunden, und weil sie Beide vor Kurzem einen Streit mit einander gehabt — hörst Du mich, Narzisse?“

Sie nickte, abwesend vor sich hin starrend:

„Den Streit hatten sie um meinethwillen.“

„Und jetzt liegt der Verdacht auf dem Pepi, er habe den Ambros in die Schlucht gestoßen, und das mußt Du vor Gericht widerlegen.“

„Ich, nie!“ fuhr sie auf, „beten will ich und büßen, so viel Ihr wollt, Hochwürden, aber gestehen — nein! Dort sollen sie Einen bis auf's Blut austragen — kein Gedanke soll vor ihnen sicher sein — lieber geh' ich auch in die Schlucht.“

„Und wenn der Pepi nun zum Tod verurtheilt wird, und Du könntest ihn retten mit einem einzigen Wort — und thust Du's nicht, brennen Dir zwei Leben auf dem Gewissen — zwei Leben, Narzisse!“

Sie hielt sich die Ohren zu: „Wißt Ihr nichts And'res, könnt Ihr mir keinen Trost mit auf den Weg geben?“

„Ich weiß nichts And'res.“

Sie war schon an der Thür, nahm eine Handvoll Weihwasser und rannte davon.

Aber sie kam wieder — schon am andern Tag; sie umflammerte die Knie ihres Beichtvaters und flehte um die Absolution; alles wollte sie thun,

was er von ihr verlangte, die härtesten Strafen auf sich nehmen, nur sollte er sie nicht mit ihrer Gewissenslast von dannen ziehen lassen. Er aber wollte immer nur das Eine — und so ging sie und kam wieder, und der Kampf wollte kein Ende nehmen.

Eines Tages hatte sie der alte Mann so weit gebracht, daß sie einwilligte, mit ihm in's nahe Städtchen zu gehen, um der Schwurgerichtssitzung beizuwohnen, die Pepi's Schicksal entscheiden sollte. Er hatte es ihr als Buße aufgegeben und ihr dafür die Absolution versprochen.

Die Verhandlung hatte ein großes Publikum herbeigelockt; hinten, in der letzten Bank saß Karzisse, und es ging ein Zittern durch ihren ganzen Körper, als Pepi auf der Anklagebank erschien. Die Acten wurden vorgelesen, in denen geschrieben stand, daß der Verunglückte in der Nacht vom sechsten auf den siebenten Juli von Hause fort gegangen und nicht mehr zurückgekehrt sei; darauf habe man das Messer des Verschwundenen bei dem Angeklagten entdeckt, welcher behaupte, es bei der Schlucht gefunden zu haben. Weitere Nachforschungen ergaben das Auffinden des in der Schlucht zerschmettert liegenden Leichnams des Vernichteten.

„Beharren Sie noch immer bei der Versicherung, an dessen Tode unschuldig zu sein?“ wandte sich der Staatsanwalt an Pepi.

Der Bursche erhob sich: „Ja, ich kann nur sagen, daß ich das Messer am Weg bei der Schlucht gefunden; es war in der Nacht, ich bin auf etwas getreten und nahm's auf; ich hab' nicht gewußt, daß es dem Ambros sein Messer ist.“

„Sie geben aber zu, Angeklagter, daß Sie letzte Fastnacht einen nicht unerheblichen Streit mit dem Ambros gehabt; um was handelte es sich dabei?“

„Um ein Mädchen,“ sagte Pepi.

„Wo ist sie?“

„Ich nenn' sie nicht, ich mag sie nicht da hinein bringen. Der Ambros, den jeder als Lügenmaul kennt, hat damit geprahlt, sie sei sein Schatz; ich hab's wohl gewußt, daß es so ist, aber ich hab' ihm gesagt, daß wenn er so gemein sei, damit groß zu thun, ich ihm den Hals umdrehe!“

„Es ist Blut an einem Felsen und auf dem Wege an der Schlucht entdeckt worden,“ sagte der Staatsanwalt; „haben Sie auch Blut an dem Messer bemerkt?“

„Ja,“ erwiderte Pepi, „aber das ist nichts Besonderes an einem Waidmesser.“

Das Verhör nahm einen immer peinlicheren Verlauf. Schwer sprach der Umstand gegen den Angeklagten, daß er sich weigerte, zu sagen, was er in der Nacht vom sechsten auf den siebenten auf dem Weg bei der Schlucht zu thun gehabt habe. Pepi, ein kräftiger Mensch mit offenem ehrlichen Blick, war nichts weniger als redegewandt; im Gefühl seiner Unschuld hatte er es verschmäht, einen Vertheidiger zu wählen; das viele Fragen

verwirrte ihn jedoch so, daß er sich schließlich nicht mehr zu helfen wußte, und mit rathlosem Blick sein Taschentuch hervorsuchte, um sich den Schweiß von der Stirne zu trocken.

Was an Zeugen da war, sprach das Beste über den Burschen aus; besonders war es der alte Geistliche, dessen Stimme laut die Brauheit des Angeklagten verkündete.

Die Geschworenen entfernten sich um über „schuldig“ oder „nicht schuldig“ zu berathen; der Pfarrherr schritt langsam bis zur letzten Bank, wo Narzisse saß, die gefalteten Hände weit vorstreckend, den Blick drohend und beschwörend zugleich auf das Mädchen gerichtet. Sie erhob sich; es ging wie ein Schauer durch ihre Gestalt, sie schwankte einen Augenblick, als drohe sie zusammenzubrechen, und der alte Mann stützte sie mit seiner schwachen Kraft.

„Muth, Muth,“ murmelte er, „Gott ist mit Dir.“

Und sie raffte sich auf und trat vor die Schranken: „Ich hab' den Ambros in die Schlucht geworfen, der Mann dort ist unschuldig.“

Der Richter schaute das Mädchen an, das hoch erhobenen Hauptes da stand, Festigkeit in jeder Muskel des Gesichts. Todesstille herrschte in dem Raum, bis die Stimme des Vorsitzenden ertönte.

„Man rufe die Geschworenen zurück.“

Dann richtete der Staatsanwalt die Frage an das Mädchen, ob sie mit dem Ambros in irgend einem Verhältniß gestanden?

„Ja,“ erwiderte Narzisse nach tiefem schwerem Athemholen, „ich gehör' zu den vielen, die er angeführt — und das ist's, was ich nicht hab' bekennen wollen — weil ich mich so grenzenlos geschämt — weil mein Vater ein so braver Mann —“ sie konnte nicht weiter sprechen.

„So hat Sie die Rache zu der That getrieben?“ fragte der Staatsanwalt.

Sie schüttelte abwehrend das Haupt: „Ich werd' schon Alles sagen, das viele Fragen macht mich nur wirr; nun das Schlimmste heraus ist, kostet mich das andere wenig mehr — der schlechte Mensch hatt' es auf meine Schwester abgesehen — ein noch nicht sechszehnjähriges Ding — hier ist der Brief, den er an sie geschrieben,“ sie legte ihn auf den Tisch. „Ich bin im Sommer auf der Alm; der Weg vom Dorf drüben nach unserem Ort geht über den Berg an der Schlucht vorbei. Um neune wollt' der Ambros bei der Schwester drunten sein, ich bin ihm entgegen- gelaufen und hab' ihn abgepaßt — ich hab' ihm den Weg vertreten — der Föhn hat getobt, es war ein Wetter, als ob unser Herrgott die Höl' losgelassen hätt', nur manchmal schaute der Mond aus den Wolken. Ich hab' dem Ambros gesagt, was mich hergeführt, und daß ich ihn nicht frei geb', bis er mir geschworen, die Schwester in Ruh zu lassen — gewarnt hab' ich ihn, daß der Zorn stark macht, und das Recht auf meiner Seite sei — er aber hat mich hohnlachend gegen die Wand geschleudert. Wie

lang wir dann gerungen, ich weiß es nicht — vom Weg hat keiner was gesehen, und er ist schmal dort — er hätt' mich wohl heruntergebracht, aber der Rock hat sich mir im Gesträuch verfangen, und wie er mich weiter zerren wollt', war er's, der den Boden unter den Füßen verlor."

"Sollte es denkbar sein," sagte der Staatsanwalt, "daß Sie den starken Mann im Ringen bezwungen? Liegt nicht vielmehr die Möglichkeit nah, daß Sie ihn —"

"Hinterücks," unterbrach sie ihn, "nein; ich hab's gesagt, der Zorn giebt Kraft" — und das Hemd vom Nacken reisend, bot sie den Blicken der Anwesenden eine breite Wunde an der Schulter dar — "sogar das Messer hab' ich ihm aus der Hand gerungen, nachdem er mir's in die Schulter gestoßen; aber schwerer noch war's, mich selber zu bezwingen, und die Kraft hat mir unser Herr Pfarrer von oben verwirkt."

Die Aufregung des anwesenden Publikums hatte sich, während Narzisse sprach, mehr und mehr gesteigert; nun sie schwieg, ging ein Murmeln der Theilnahme, ein lautes Athemholen, begleitet von lebhaften Bewegungen, durch die Reihen der Bänke.

Bepi sprang auf; aus seinen Augen quollen die Thränen, er zitterte am ganzen Körper, und unfähig zu sprechen, stieß er nur kurze, unzusammenhängende Laute aus, bis endlich der Ausschrei: „Großer, allmächtiger Gott!“ seine Zunge löste.

"Und jetzt will ich auch Alles gestehen," rief er, "nun ich die Brust frei hab' und rein da steh', und die Narzisse mir ein Recht gegeben zu reden, da sie's selber that — wofür ihr der Himmel seine Gnaden schenken mag. Ja, ich bin in jener Nacht an der Schlucht vorbei, ich bin auf dem Weg zur Narzisse gewesen, mir war Angst, der Föhn nimmt ihr am End' die Hütt' über'm Kopf weg; ich bin gewiß eine Stund' auf und ab gegangen, aber bei ihr anzuklopfen, hätt' ich mich nicht getraut."

"Hätt' auch nichts genügt," unterbrach ihn Narzisse, "ich war nicht drinnen, ich hab' mich viel zu viel gefürchtet, um allein zu bleiben. Auch hat mich die Wunde geschmerzt, und ich konnt' sie nicht verbinden; ich ging zu meiner Kameradin, die, kaum eine Viertelstunde von mir entfernt, auf der nächsten Alm haust; sie hat mich einen Tag und eine Nacht lang bei sich verpflegt, dort hinten sitzt sie und duckt sich zusammen; sie kann leicht beweisen, was ich sage."

Das Mädchen wurde herbeigeholt, vereidigt und aufgefordert zu sprechen. Sie war eine ängstliche Natur, weinte fürchterlich und erzählte so unzusammenhängend wie möglich, daß Narzisse in der bewußten Nacht in zerstemtem, zerrissenem Gewand mit einer Wunde in der Schulter zu ihr gekommen sei und gesagt habe, sie hätte es mit einem Wegelagerer gehabt, der ihr ein Rind stehlen wollte; darauf wurde festgestellt, daß Bepi um dieselbe Zeit, als Narzisse von ihrer Freundin verpflegt wurde, verhaftet worden war. Der alte Geistliche trat nun hervor, und als er mit zittern-

der, beredter Stimme über Narzissens Leben und Verhalten sprach, senkte das Mädchen das bisher trotzig erhobene Haupt und weinte. Eine ganze Masse Menschen drängten sich hervor in der Absicht, für Narzisse zu sprechen; es wurden nur einige noch vernommen.

Der Vorstehende stellte an den Staatsanwalt die Frage, ob die Ge-
ständige in Haft zu nehmen sei, worauf eine verneinende Antwort erfolgte.
Die Geschworenen sprachen sie frei.

Kurze Zeit darauf traten die drei — der Pfarrer, Pepi und Narzisse
den Heimweg mit einander an.

„Ihr habt's bequem,“ meinte ein alter Steinklopfer auf der Land-
straße, „Ihr braucht nicht weit zu laufen, um Euch zusammen geben zu
lassen.“

Der Geistliche nickte lächelnd und blieb mit Absicht ein wenig zurück.

„Narzisse,“ sagte Pepi, „hast Du gehört, was der Mann —“

„O sei still,“ unterbrach sie ihn, „nur jetzt von so was nichts!“

„Ich begreif's,“ gab Pepi zu, „wenn ich aber über's Jahr wieder
komme — vielleicht dann —“

„Vielleicht,“ meinte sie.

Es war Abend, als sie im Ort anlangten.

„Hochwürden,“ sagte Narzisse und beugte sich tief über die Hand des
Geistlichen, „unser Herrgott lohn's Euch in der Ewigkeit, was Ihr an
meiner Seel' gethan.“

Da machte er das Kreuzeszeichen über des Mädchens Haupt und
sprach in feierlichem Ton, mit hoch erhobener Hand: „Absolvo te . . .“





Illustrierte Bibliographie.

Spaziergänge eines Naturforschers, von William Marshall, Professor an der Universität Leipzig. Mit Zeichnungen von Albert Wagen in Basel. Leipzig, Verlag des literarischen Jahresberichts (Arthur Seemann).

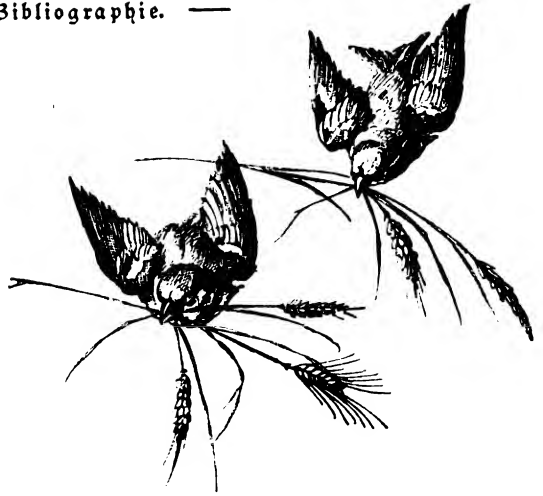
Wie soll sich in Zukunft der Unterricht auf denjenigen unserer Schulen, welche die Knaben und Jünglinge für das Universitätsstudium vorzubereiten haben, gestalten? Auf der ganzen Linie ist der Kampf um die Entscheidung dieser für das Geistesleben der ganzen Nation höchst bedeutungsvollen Frage entbrannt. Hier das Streben, das Alte, das zweifellos der edelsten Früchte viele gezeitigt hat, zu erhalten — dort der Ruf nach Reformen, die Förderung, den Naturwissenschaften gegenüber den allzu einseitig gepflegten und dadurch nur zu leicht zu einer rein formalen Bildung führenden sogenannten humanistischen Lehrgegenständen einen breiteren Raum in dem Lehrplan unserer Gymnasien zu gewähren. Auf welcher Seite ist das Recht? Wir wollen und können diese Frage hier nicht entscheiden; aber einem der Gründe, den die Gegner einer mehr naturwissenschaftlichen Auszubildung unserer Jugend oft in's Feld geführt haben, möchten wir etwas näher treten, und dazu hat uns die Lectüre des oben angezeigten Buches von Marshall den Anlaß gegeben.

Man hat gesagt, das Studium der Naturwissenschaften gebe der Menschheit eine durchaus materielle Richtung, und das Bewußtsein, die Kräfte der Natur in unseren Dienst gezwungen zu haben, mache uns hochmüthig und unser Wesen und Können edelen Bestrebungen abwendig. Weit entfernt. Je tiefer wir in das harmonische, durch ewige unabänderliche Gesetze geregelte und unserem vollen Verständniß doch so tief verschleierte Wallen der Naturkräfte eindringen, desto mehr fühlen wir uns umgekehrt zu demüthiger Bescheidenheit angeregt; desto kleiner erscheint uns der Umfang unserer Kenntnisse, desto lebhafter wird unser Streben, mehr aus diesem unererschöpflichen Vorn des Wissens und Könnens zu schöpfen. Denn wenn wir manchmal, wo wir nach einer Erklärung für diese oder jene Frage suchen, die uns dunkel ist, die Lösung nicht finden — unwissenschaftlich wäre es, irgend einem Räthsel der Natur gegenüber zu sagen: „Damit zerbreche ich mir den Kopf nicht, das werden wir doch nie ergründen.“ Wo wären wir wohl, wenn man allenthalben und immer so gedacht hätte! Es kann der Erklärungsversuch einer Erscheinung grundfalsch sein und doch zur Lösung der Frage mächtig beitragen, indem er in denkenden Mitmenschen Zweifel erregt, die diese zu weiterem Nachdenken veranlassen, bis endlich einer ruft: „Eureka! ich hab's!“ — und es uns allen wie

Schuppen von den Augen fällt. So hat gerade das Studium der Natur jenen Forscherdrang hervorgerufen, jene hingebende, reine, ihren letzten Zweck in sich selbst findende Liebe zur Wissenschaft, die namentlich dem deutschen Gelehrten stets zu hoher Zierde gereicht hat. Wo hat die etwas mit Materialismus und hochmüthigem Wesen gemein?

Die verständnißvolle Freude an den Wundern der Natur ist nicht dem Forscher und dem Gelehrten allein vorbehalten. Auch der Laie findet an dem reichgedeckten Fische Platz, und wem einmal der Sinn aufgegangen ist für die Natur und ihr Studium, und wem ein Herz für die heranwachsende Jugend innewohnt, der wird ein Bedauern fühlen für den armen Jungen, dessen Gehirn mit dem Formenschem des lateinischen Aufsatzes zermartert wird, den man mit der unverstandenen Lectüre der philosophischen Schriften des wortgewandten römischen Advocaten Cicero plagt. Lehrt ihn die Natur kennen und ihr harmonisches Walten, so wird er schauen, beobachten, denken lernen!

Es ist eine der schwersten und darum auch eine der am seltensten erfüllten Auf-



Aus: Marshall. Spaziergänge eines Naturforschers. Leipzig. Arthur Seemann.

gaben, über wissenschaftliche Dinge gemeinverständlich zu schreiben. Manche halten es ja geradezu für ein Verdienst, wissenschaftliche Abhandlungen in einer Art von Jargon zu verfassen, der nur dem allerengsten Kreise von Specialforschern verständlich ist. Auch das ist ein Verdienst der naturwissenschaftlichen Zeit, daß sie mit dieser mittelalterlichen

Tradition gebrochen hat. Wir besitzen ausgezeichnete gemeinverständlich geschriebene Bücher naturwissenschaftlichen Inhalts. Welcher Laie hätte die Schriften des jüngeren Brehm, der Brüder Müller u. a. gelesen und dieselben nicht mit dem Bewußtsein aus der



Aus: Marshall, Spaziergänge eines Naturforschers. Leipzig. Arthur Seemann.

Hand gelegt, daß er seine Kenntnisse bereichert, eine Fülle von Anregung gefunden und einen ästhetischen Genuß davongetragen habe? Diesen Schriften reihen sich die „Spaziergänge eines Naturforschers“ würdig an. Der Autor, ein Gelehrter von gutem Namen, gewährt uns in seinem Buche die interessantesten Einblicke in das Leben der Thiere.

Dunt reihen sich die Bilder an einander an, so abwechslungsreich, daß auch der Leser, der nur in flüchtiger Lectüre die Stunden zu kürzen die Absicht hat, sich nicht beklagen wird. Wer aber mehr sucht, als oberflächliche Unterhaltung, der findet auch mehr, findet auf jeder Seite die Ergebnisse exactester Beobachtung, wärmstes Empfinden für die Natur und das seltene Talent eines Schriftstellers, der gelehrte Sachen in vollendeter Form und gewürzt mit einem Humor, der nie in's Triviale herabsinkt, dem Leser aufzutischen versteht. Das Buch gewinnt durch Titel- und Schlufvignetten eines ausgezeichneten Künstlers, von denen wir einige Proben bringen, und durch eine vorzügliche Ausstattung auch äußerlich an Werth.



Aus: Marshall, Spaziergänge eines Naturforschers. Leipzig, Arthur Seemann.

Französische Bücher.

Wir haben an dieser Stelle unsere Leser von Zeit zu Zeit (vgl. Bd. XL, Heft 118; XLII, Heft 124) mit denjenigen Erscheinungen des Pariser Büchermarkts bekannt gemacht, die entweder wegen ihrer geschmackvollen äußeren Form oder wegen ihres gebiegeneu Inhalts Anspruch erheben dürfen, auch in unsern Salons ihre Stelle zu behaupten. Wir haben dabei namentlich rühmend der „maison Quantin“ gedacht, eines Welthauses, dessen alle zwei Monate erscheinendes „bulletin“ eigentlich eine besondere Besprechung verdiente. Auch diesmal sind die Verlagswerte dieser Firma voranzustellen. Zunächst liegt ein weiterer Band des geographischen Prachtwerks: „le monde pittoresque et monumental“ vor, wie seine Vorgänger ein Foliant von mehr als 600 Seiten und herrlicher Ausstattung. Nach eigenen Reiseerlebnissen in Lontin und den angrenzenden

Ländern schildert Paul Bonnetain darin den „äußersten Osten“ der Erde, nämlich die hinterindischen Königreiche, China und Japan. Er spricht in der Widmung an seinen Bruder von seiner oft sich geltend machenden „Sehnsucht in die Ferne,“ seiner *nostalgie d'exotisme*.“ Dieser aufscheinend paradoxe Begriff tritt in der That in der Darstellung hervor; er verleist derselben aber einen besonderen Reiz. Das empfindet man am meisten bei der Schilderung japanischer Verhältnisse, wo der Schriftsteller mit einer gewissen Wehmuth von der so ungemein schnell fortschreitenden Europäisirung des Landes spricht. Die zahlreichen bildlichen Beigaben des Werks sind von mehreren namhaften Künstlern, unter denen auch G. Fraipart nicht fehlt, nach der Natur ausgeführt. Zum besseren Verständniß der Einzelheiten tragen drei Karten und ein sorgfältiges Register bei. — Ein anderes Unternehmen desselben Verlags ist die „Collection Calmann Lévy,“ welche literarisch werthvolle Werke neuerer Schriftsteller, namentlich hervorragende Romane, in Bänden größten Quartformats, ebenfalls mit zahlreichen, für diese Ausgabe eigens hergestellten Zeichnungen, enthält und rasch fortschreitet. Augenblicklich liegt uns in dieser Ausgabe vor Octave Feuillet's immer noch gern gelesene Geschichte: „le roman d'un jeune homme pauvre,“ die vor fast einem Vierteljahrhundert allgemeine Bewunderung erregte, auch als Bühnenstück einen Erfolg zu verzeichnen hatte. Statt eines Vorworts lesen wir nur des Schriftstellers muthigen Wahlspruch: *sursum corda!* und sein feiner, geistvoller Kopf mit dem lebhaften Muth und dem eigenthümlich gutmüthig erscheinenden Zug um den Mund tritt uns in einer künstlerisch ausgeführten Radirung entgegen. Die Zeichnungen von Lud. Mouchot sind theils anmuthige Genrebilder mit Wahrung der durch den Text geforderten Beschränkung der Trachten, Zimmereinrichtungen u. s. w., theils auch stark auf den Effect gearbeitete, dramatisch aufgefaßte Entwürfe. Wir meinen jedoch, daß es gerade für einen neueren französischen Maler besonders beschwerlich war, diesem „idealistischen Romane“ künstlerisch gerecht zu werden; andererseits stellt schon das Erscheinen dieser neuen Ausgabe desselben dem Geschmack, des französischen Volks ein gutes Zeugniß aus. Von den Octavbänden der „bibliothèque des chefs-d'oeuvre du roman contemporain“ sei auch einer der jüngst erschienenen erwähnt; er enthält, „la cousine Botte par H. de Balzac.“ Mit Recht ist dieser Schriftsteller schon zwei Mal berücksichtigt worden — zuerst erschien sein „le père Goriot“ —; denn als hervorragender Kenner des menschlichen Herzens, als meisterhafter Darsteller seiner geheimsten Regungen dürfte er so leicht nicht wieder übertroffen werden. Dieser Roman spielt im Jahre 1838; es war daher die Hauptaufgabe des Künstlers Georges Cain, in seinen 10 Zeichnungen, deren technische Verwirklichung übrigens vortrefflich ist, die Hauptscenen mit historischer Treue des Zeitcolorits zu veranschaulichen. Er hat sie vorzüglich gelöst. Weiteres Lob dieser Sammlung würde uns nur verführen, früher Gesagtes und ohnehin längst Bekanntes zu wiederholen; wir theilen daher nur mit, daß zunächst der oben erwähnte Roman Feuillet's auch in dieser Bibliothek erscheinen soll, sowie das reizende Idyll Lamartines „Raphael.“ — Ein für den Literarhistoriker höchst anregendes Werk, durch seine vornehme Ausstattung wiederum als eine „Liebhaber-Ausgabe“ gekennzeichnet, hat Frédéric Donnadiou bei Quantin erscheinen lassen unter dem Titel: „les précurseurs des Félibres 1800—1855.“ Nicht jeder unserer Leser wird sofort wissen, was gemeint ist. „Les Félibres“ — der Name wird erklärt als „un homme, qui fait des livres“ — nennt man die neueren provenzalischen Dichter, und dem entsprechend auch jene literarische Gesellschaft in Paris, die diesen Dichtern ihre Theilnahme schenkt und die heimatische Mundart des Südens gegenüber dem allbeherrschenden Nordfranzösischen, bez. der eigentlichen Schriftsprache erhalten wissen will. Die einzelnen Abhandlungen, aus denen Donnadiou's Werk sich zusammensetzt, haben in schlichterer Form schon 1883 vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts den ersten Preis erhalten. Seitdem hat der Verf. seine Studien erweitert und vertieft. Selbstverständlich sind nur die wirklich bedeutenden Dichter behandelt worden, und auch von diesen wird man den einen oder andern noch vermissen. Der Verf. wird also diesen 14 Aufsätzen demnächst noch weitere folgen lassen können, ohne daß sein Stoff vorzeitig erschöpft würde. Die zahlreichen mitgetheilten Proben provenzalischer Lyrik zeigen, wie bedeutende Talente dort anzutreffen sind; beispielsweise sei nur auf Auguste Tandon (1759—1824), den „Troubadour von Montpellier“, und auf Aubanel de Nîmes (1758—1842) verwiesen. Die Uebersetzungen sind meist recht gelungen; daß sie den unvergleichlichen Wohlklang des Originals nicht wiedergeben, wird jeder Kenner der melodiosen, volkreichen Sprache der Provence ohnehin wissen. Die vortrefflichen Illu-

strationen des Textes, theils als Miniaturen in diesem selbst, theils als besondere Vollbilder auftretend, ergänzen die kulturgeschichtlichen Angaben des Buchs. So lernt der Leser die merkwürdigsten Bauten von Montpellier, Carassonne, Nîmes, Arles, Avignon und Toulouse kennen. Natürlich die Bildnisse der besprochenen Dichter fehlen in einem derartigen Musterwerke nicht, dessen wissenschaftlicher Werth, wie wir nochmals betonen, nicht unterschätzt werden darf. — Fast als Ausnahme ist es anzusehen, daß in demselben Pariser Verlage auch ein Werk von Sir Charles Wentworth Dilke: „L'Europe en 1887“ erschienen ist, dessen Inhalt sich natürlich für eine künstlerische Ausstattung nicht eignete. Unter dem Eindrucke der augenblicklichen politischen Lage geschrieben, riefen diese 6 Aufsätze bei ihrer ersten Veröffentlichung in der „Fortnightly Review“ ein berechtigtes Aufsehen hervor. Die drei ersten über Deutschland, Frankreich und Oesterreich wurden in der „Nouvelle revue“ übersetzt. Der Verf. leugnet seine innige Sympathie zu Frankreich keineswegs ab, ist aber weit entfernt, sich durch diese seinen politischen Scharfsinn verkümmern zu lassen. Der ruhige Ton der Objectivität, den er inne zu halten sucht, verdient vollste Anerkennung, wenn man auch wieder wünschen möchte, daß gelegentlich an Stelle der marmorkalten Kritik ein Wort wärmerer Begeisterung oder lebhafter Abneigung träte. Ist es freilich schon schwer, Zeitgeschichte zu schreiben, so muß man eine derartige Augenblicksgeschichte, wie wir sagen möchten, für eine Riesearbeit halten. Darum ist es durchaus verzeihlich, wenn der Verf., noch dazu als Engländer, über die Bedeutung des deutsch-österreichischen Bündnisses theilweise andere Vorstellungen hat, als sie gang und gäbe sind. Es sei aber ausdrücklich hervorgehoben, daß diese Abhandlungen keine oberflächlichen Zeitungsartikel sind, sondern durch ihren Gehalt, ihre vorsichtigen Urtheile, ihr tiefes Eindringen in schwierige Fragen den Rang werthvoller Studien zur gegenwärtigen Geschichts-Erfenntniß der europäischen Staaten einnehmen. — Es giebt zweifellos viele Leute, auch in Paris, die an Büchern wie dem eben genannten keinen Gefallen finden, sondern mit einer kleinen Veränderung eines bekannten Wortes behaupten: „Politisch Buch, ein garstig Buch!“ Aber was wird nicht heutzutage alles gelesen oder wenigstens geschrieben, in der Hoffnung, daß es gelesen werde! Darüber belehrt uns ein allerliebtestes Buch von Octave Uzanne: „Nos amis les livres. Causeries sur la littérature curieuse et la librairie.“ (Paris, maison Quantin; Preis 6 Frs.) Es ist eine Weiterführung des schon in den „Caprices d'un bibliophile“ von dem Verf. behandelten Themas in derselben prickelnden, geistvollen, den Leser mitfortreisenden Art. Trotz seines nicht allzu großen Umfangs (320 Seiten in 8°) steckt darin eine Fülle von Stoff, die wahrhaft staunenswerth ist. Der liebenswürdige Erzähler spricht vorwiegend von der Gegenwart, er plaudert von diesem und jenem, er bringt in den 12 Capiteln seines Buchs die werthvollsten Mittheilungen über Schriftstellerei, Druckerei, Verlagswesen, Büchertrieb und Kritik vor, nicht selten durch wichtige Urkunden, die bisher unbekannt waren, beglaubigt. Dazu kommt die eigenthümliche Art der „causerie“ (wir behalten absichtlich das französische Wort bei), welche den Leser fast auf jeder Seite eine Ueberraschung bereitet. Wir finden beispielsweise eine vollständige Geschichte der berühmten Buchhändlerfamilie Dentu, eine eingehende Würdigung des Publicisten Jules Vallès, allerlei Anekdoten über Paul Valéry, vertrauliche Mittheilungen über Charles Beaubelaire und seine noch nicht herausgegebenen Schriften, eine allgemeine Charakteristik der in Paris erscheinenden Bücher und ihrer Käufer, statistische Angaben über die Beziehungen zwischen Autor und Verleger, über die Schriftstellerhonorare vom 17. bis 19. Jahrhundert u. s. w. Ein sorgfältiges Namen- und Sachregister erleichtert auch hier das Auffinden einzelner Bemerkungen. Ein derartiges Werk sollte bei uns nachgeahmt werden, denn es fehlt bisher: freilich dürfte diese Nachahmung in Deutschland ein ganz anderes Aussehen erhalten. — Schließlich erwähnen wir noch eines französisch schreibenden Deutschen, man möchte fast sagen eines internationalen Schriftstellers. Johannes Faßnerath, der in Wien lebende Kenner der spanischen Literatur, hat eine Reihe von Aufsätzen gesammelt unter dem Titel: *Figures de l'Allemagne contemporaine*“ (Paris, Albert Lavoine). Dasselbe liegt schon in zweiter Auflage vor; seine einzelnen Bestandtheile erschienen zuerst 1883—86 in *Gubernatis' „revue internationale“* und in Baron Storz's „*matinées espagnoles*.“ So anziehend viele dieser Aufsätze sein mögen, läßt es sich doch nicht verhehlen, daß die Zusammenstellung eine edle Willkür verräth, die wir nur bei einem Feuilletonisten allensfalls verzeihen können. Es ist uns beim besten Willen nicht gelungen, in diesem geistigen Panoptikum einen leitenden Faden aufzufinden, denn

zwischen Laster und Carmen Sylva, zwischen Adolph Menzel und Geibel, Fanny Schler und Julius von der Traun u. a. vermögen wir keinen Zusammenhang zu entdecken. Daß man aus dem Werke vielfach Neues, oft sogar reiche Belehrung gewinnt, soll gegenüber dieser Ausstellung ausdrücklich betont werden.

Bibliographische Notizen.

Die Schreibmaterialien und die gesammte Papierindustrie. Eine Studie von N. Raab. Mit einem Vorwort von Daniel Sanders. Hamburg und Leipzig, Verlag von J. F. Richter.

Es ist eine interessante Thatsache, die uns Raab in seinem Buche mittheilt, daß in der gesammten civilisirten Welt jährlich 461 800 000 Kilogramm Papier allein für den Druck von Zeitungen verbraucht werden. Aber ebenso ephemer, wie manche Preßerzeugnisse, ist ein großer Theil der Papierfabrikate selbst, die jenen als Mittel zu ihrer Verbreitung dienen. Wer für die Unsterblichkeit zu schreiben gedenkt, der mag sich wohl versehen, daß ihm nicht der Papierfabrikant einen Strich durch die Rechnung macht. Das Rohmaterial, das heute bei uns in Deutschland in Papierfabriken verwendet wird, besteht zu zwei Fünfteln aus Erzfästoffen, denen die zur Herstellung eines haltbaren Papiers erforderlichen Eigenschaften abgehen. Unsere Vorfahren haben weniger geschrieben als wir; aber sie haben besser dafür gesorgt, daß das, was sie geschrieben, auch der Nachwelt erhalten bliebe.

Eine Fülle von wissenschaftlichen Einzelheiten geschichtlicher, statistischer, technischer Art hat der Autor mit anerkanntem Fleiß zusammengetragen, um uns mit allem bekannt zu machen, was mit der Erzeugung der Schreibmaterialien im weitesten Sinne in irgend welchem Zusammenhange steht. Es ist das ein Gegenstand, der nicht nur für den Fachmann Interesse bietet; zumal der Verfasser, wie Daniel Sanders in dem Vorwort zu dem Buche hervorhebt, ein angenehmer und geistreicher Mauberer ist, der durch mannigfaltige, amnuthige Beimischung, Zugaben und Zuthaten auch einer an und für sich nüchternen Stoff zu würzen und einem trockenen und dürrer frischquellendes Leben und Reiz zu verleihen weiß. Nicht ohne stille Bewunderung wird der Leser wahrnehmen, daß mancher Abschnitt, von dem er sich nach der Ueberschrift vielleicht

nur wenig Unterhaltung versprochen, ihn fesselt und nicht eher losläßt, als bis er an's Ende gelangt ist. Die Hoffnung des Autors ist deshalb nicht unberechtigt, daß sein Buch auch über Fachkreise hinaus bei dem gesammten gebildeten Lesepublikum Leser finden werde. cht.

Am Dünenstrand der Ostsee Skizzen und Erinnerungen aus den Ostseebädern von Dr. Adolph Rohut. (Band 1: Die Seebäder Pommerns. Band 2: Rügen und seine Seebäder.) Berlin, J. L. B. Laverrenz.

In amnuthiger Schilderung berichtet der lebenswürdige Schriftsteller seine eigenen Erlebnisse auf einer Sommerfahrt an die Ostsee. Außer Rügen, Stettin und Swinemünde hat er besonders auch die Seebäder Heringsdorf, Ahlbeck und Mißdroy besucht. Ueberall sind in die Darstellung Mittheilungen über Sagen, Sitten und Gebräuche der Landesbewohner, sehr oft auch stimmungsvolle Gedichte eingeflochten. Praktischen Werth haben beide Bändchen durch gute Rathschläge über Wohnungs- und Verpflegungspreise. Wir möchten dem fleißigen Verfasser, der wehmüthig scherzend von sich selbst bekennt, daß er „nicht zu den Lieblingen Fortunas gehöre“, wünschen, daß ihm der Erfolg dieser Arbeit Freude bereite. fv.

Des Lebens Kleinigkeiten. Bilder und Typen aus dem russischen Leben von N. Schtschedrin. Autorisirte Uebersetzung von Johannes Eckardt. Hamburg, Gebr. Behre.

Bei dem beständig sich steigenden Interesse, welches die deutsche Literatur der zeitgenössischen russischen entgegenbringt, scheint es uns angezeigt, die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf einen russischen Autor zu lenken, welcher in seinem Vaterlande sich längst des größten Ansehens erfreut und neben Turgenjef, Tolstoj und Dostojewsky genannt wird. Schtschedrins literarischer Ruf datirt schon aus der Mitte

der fünfziger Jahre, in denen er einen noch mächtigeren Einfluß ausübte als jetzt, weil er sich damals in Uebereinstimmung befand mit der politischen Zeitströmung, während augenblicklich genau das Gegentheil der Fall ist. Trotzdem ist seine Würdigung als Schriftsteller von dem Wechsel der Zeiten unberührt geblieben. Sichtscheiderin ist Moralist und Sittenschilderer weit mehr als Novellist. — Die unter obigem Gesamttitel uns vorliegende Sammlung von Aufsätzen hat in Buchform soeben erst die Presse verlassen; sie umfassen hauptsächlich das Gebiet des kleinbürgerlichen und häuslichen Lebens.

Das Talent für realistische Darstellung, der Wirklichkeit hat der Verfasser mit vielen seiner Landsleute gemein: nicht um erfreulich zu wirken sind die Schilderungen verfaßt, sondern um ein lebenswahres Bild von den oft erdrückenden Verhältnissen zu geben, unter welchen das russische Volk seinen schweren Lebensgang wandelt. Durch sie alle geht die Klage hindurch daß die Sorge um das tägliche Brot, die Unzuverlässigkeit der bestehenden Verhältnisse, kurz — „des Lebens Kleinigkeiten“ die Menschen im Allgemeinen, ganz besonders aber die Russen hindern, die wahren Kulturaufgaben der Menschheit zu lösen.

Die Uebersetzung ist stilistisch tafelfrei; wie weit dieselbe dem Original angepaßt ist, vermögen wir nicht zu beurtheilen.

mz.

's Eiserl. Erzählung vom Ammersee von Maximilian Schmidt. Leipzig, A. G. Liebeskind 1888.

Es ist eine einfache Geschichte, die uns M. Schmidt, der berufene Schilderer bayerischen Volkslebens, im vorliegenden Buche bietet: die Befehrung eines auf Abwege gerathenen jungen Burschen durch die Liebe eines unschuldigen Kindes, dem er das Leben gerettet, und das ihm, durch den unerfüllbaren Glauben an einen guten Kern in dem von Allen bereits aufgegebenen Buben, zum Danke kein besseres Selbst rettet. Daß aus ihm dann ein tüchtiger Mann, aus dem Kinde ein blühendes „Deandl“ und — nach einigen Hindernissen aus Weiden ein glückliches Paar wird, bedarf wohl kaum noch der Erwähnung.

Das Fesselnde des lebenswürdigen Büchleins liegt weniger in der sehr einfachen Handlung, die ohne besondere Ver-

wicklung sich abspielt, als vielmehr in der liebevollen Ausmalung des verhältnißmäßig breit angelegten lokalen Hintergrundes und in der lebenvollen Schilderung von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen. Demgemäß haben auch die Träger der Handlung ein mehr typisches als individuelles Gepräge, machen aber um so eher einen glaubwürdigen Eindruck. Zu diesem trägt das weise Maasshalten Schmidts wesentlich bei, der jeder Versuchung, krasse Effecte zu erzielen, aus dem Wege geht. Der dem einfachen Stoffe angemessene schlichte und innige Ton der Erzählung verdient hohe Anerkennung. ow.

Ueber die Diät. Von Runge. Heusers Verlag. Berlin und Leipzig.

Verfasser, in der medicinischen Schriftstellerei wohlverfahren, giebt in sehr populärer Schreibart einen Abriss nicht bloß aller diätetischen Vorschriften im engeren Sinne, sondern der gesundheitsgemäßen Lebensweise überhaupt. So kann man über die zweckmäßige Eintheilung des Tages nach Arbeit und Ruhe und über sämtliche Nahrungs- und Genußmittel für normale wie für Krankheitszustände Belehrung finden. Allerdings ist nicht alles unbedingt richtig und nicht alles von gleichem Werth, und der Rathsuchende wird seinen Arzt nicht umgehen können. Um so überflüssiger sind die stellenweise eingestreuten rein medicinischen Anordnungen. jl.

Die Lungengymnastik. Von Huperz. 3. umgearb. und erweiterte Auflage. Heusers Verlag. Berlin und Leipzig.

Daß binnen drei Jahren dies Büchlein zum dritten Male aufgelegt wird, beweist, wie verbreitet die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit gesundheitsgemäßer Behandlung der Athmungsorgane auch beim Laienpublikum ist. An dieses wendet sich der Autor; er will den Kranken und ihrer Umgebung ein besseres Verständniß für die ärztlichen Rathschläge beibringen und erreicht sein Ziel um so eher, als seine Schreibweise flüßig und gewandt ist und gelegentlichen Seitenbemerkungen gern Zutritt gewährt. Daß die Fettsucht hier mit behandelt ist, ist weniger durch die Logik als durch die herrschende Mode begründet. jl.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Adler, G.**, Die Frage des internat. Arbeiterschutzes. München, G. Hirth.
- Braddon, M. E.**, Stella. Zweiter Band. (Engelhorn's allgem. Roman-Bibl. IV. Jahrg. Band 26.). Stuttgart, J. Engelhorn.
- Colln, Fr.**, Der befreite Prometheus. Dramat. Dichtung. Leipzig, W. Friedrich.
- Conrad, M. G.**, Was die Isar rauscht. Münchener Roman. Zwei Bände. Leipzig, W. Friedrich.
- Der Koran.** Im Auszuge übersetzt von Friedrich Rückert, herausgegeben von August Müller. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.
- Deutsche Denker und ihre Geistesschöpfungen.** Herausg. von A. Heinrichson. Heft 1-3. Berlin, Verlag d. Literarischen Deutschland.
- Der jüdische Einjährig-Freiwillige im deutschen Heere.** Zweite Auflage. Berlin, Walther & Apolant.
- Elchendorff, Joseph** Freiherr von. Aus dem Leben eines Taugenichtes. Novelle. Leipzig, Leipziger Verlagshaus (Gruell & Francke).
- Engern, Robert.** Bei guter Laune. Humoresken und Essays. Inhalt: Die Leiden des jungen Fröhlich. — Wallrath, ein vergessener Dichter. — Freudvoll und leidvoll. — Der kluge Mann. — Das ist nicht mehr Mode. — Nüchterne Veränderungsvorschläge für musikwühlende Städte. Berlin, Hermann Brieger.
- Filhés, Bortha.** Die Frau des Kapitáns. Berlin, Verlag von Walther & Apolant.
- Fischer, K.**, Goethes Iphigenie. (Vortrag bei Versammlung der Goethe-Gesellschaft 1888). Zweite Aufl. Heidelberg, C. Winter.
- Fischer, K.**, Ueber die menschliche Freiheit. Prorektoratsrede. Zweite Auflage. Heidelberg, C. Winter.
- Fritsche, P.** Bilderbuch eines Schwermütigen. Stolz i. P., H. Hildebrandt.
- Fuchs, O.** Haschisch. Erzählungen aus dem modernen Egypten. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
- Gibbon, Ch.**, By mead and stream. A novel. 2 Vol. (Aschor's collection of English authors. Vol. 370-371.) Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Glzycki, G. v.**, Kant und Schopenhauer. Zwei Aufsätze. Leipzig, W. Friedrich.
- Gold- und Silber-Münzen Japan's bis auf die Neuzeit.** Berlin, A. Weyl.
- Grüning, H.**, Das Verbot der „Hamburger Rundschau“. Hamburg, H. Grüning.
- Güther, F.**, Terrainkarte von Heidelberg und Umgebung. Heidelberg, C. Winter.
- Hart, H.**, Das Lied der Menschheit. Bd. II. Nimrod. Grossenhain, Baumert & Ronge.
- Heine, Heinrich.** Buch der Lieder. Leipzig, Leipziger Verlagshaus (Gruell & Francke).
- Hertzsch, R. H.**, Der erste und sicher einzig wissenschaftliche Beweis — kein Trugschluss, auch keine Hypothese — auf Grund der Descendenztheorie, dass es einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele giebt. Zweite Auflage. Leipzig, G. Fock.
- Im Kampf um die Weltanschauung.** Bekenntnisse eines Theologen. 3. u. 4. Aufl. Freiburg J. B., J. C. B. Mohr.
- Kulturgechichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten.** Herausgegeben von Georg Hirth, Herausgeber des „Formenschatz“, des „Deutschen Zimmers“ etc. Fünfter Band. Lieferung 57/58. Leipzig und München G. Hirth.
- Louvier, A. F.**, Ueber Naturgemässheit im fremdsprachlichen Unterricht. 3. Aufl. Hamburg, H. Grüning.
- Meinecke, G.**, Aus dem Creolenlande. Erzählungen. Berlin, I. Zenker.
- Mennell, A.**, Die Königsphantasien. Eine Wanderung zu den Schlössern König Ludwigs II. von Bayern. Illust. in Arrangements von P. Krämer. 3. Aufl. Leipzig, Verlag d. Literar. Gesellschaft.
- Merlan, H.**, Die sogenannten Jungdeutschen in unserer zeitgenöss. Literatur. Leipzig, R. Werther.
- Meyers Conversations-Lexikon.** Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Elfter Band. Luzula — Nathanael. Mit 42 Illustrationsbeilagen und 183 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Müller, A. u. K.**, Thiere der Heimath. Mit Chromolithogr. nach Deike u. nach A. Müller. Kassel, Theod. Fischer.
- Noir, Louis.** La Banque juive. Roman d'actualité. Paris, Librairie Mondaine Joseph Dacher.
- Platons Apologie, Kriton, Phaidon.** Uebers. von H. Zimpel. Breslau, M. Heywood.
- Popper, J.**, Die technischen Fortschritte nach ihrer ästhetischen und kulturellen Bedeutung. Leipzig, C. Reissner.
- Pröhle, Heinrich,** Die Lehnnische Weissagung. Berlin, Nicolai'sche Verlags-Buchhandlung, R. Stricker.
- Reuschert-Metz,** Auf Kaiser Friedrichs Tod. Eine Sammlung von Gedichten. Trier, H. Stephanus.
- Römer, Volapük** und deutsche Professoren. Polem. Arabeske. Neuwied, Louis Heuser.
- Rosegger, P. K.**, Ausgewählte Werke. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. Lief. 16—21 (Schluss des I. Bandes.) Wien, A. Hartleben.
- Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge.** Herausg. von Virchow u. Holtzendorff. N. F. III. Serie. Heft 53: Ethé. Poesie und Schriftthum der Perser. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Splitz, H.**, Ein Blick in unsere Zeit. 2. Abdruck. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.
- Universal-Bibliothek der bildenden Künste.** No. 16-21. Leipzig, Bruno Lemme.
- Unsere Zeit.** Deutsche Revue der Gegenwart. Herausgegeben von Friedrich Bienemann. Jahrgang 1888. Neuntes Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Verhandlungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins zu Santjago.** 5. Heft. Valdivia, T. Springmüller.
- Vierordt, H.**, Akanthusblätter. Dichtgn. aus Italien und Griechenland. Heidelberg, C. Winter.
- Vogel, O.**, Rügen. Ein Liederkranz. Greifswald, L. Bamberg.
- Wanderer, Georg.** Sommerfahrt eines Junggebliebenen. Berlin, Walther & Apolant.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1888^{er}. Frische Füllung. 1888^{er}.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

—

Sprudel . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41 ⁸ "
Theresienbrunn	47 ¹ "
Neubrunn . .	47 ³ "
Marktbrunn .	34 ⁵ "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser-Karlo-Qu.	33 ⁴ "
Kaiserbrunn .	39 ¹ "

—

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte.

—
KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisiert.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen

(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen im

Jahre 1887

11,894,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON,

UND REMAGEN A. RHEIN.



Band 47. — Heft 140.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

November 1888.

Breslau.
S. Schottlaender.

November 1888.

Inhalt.

	Seite
Wilhelm Jensen in München.	
Aus meiner Vaterstadt. Die Persianischen Häuser. (Schluß) ...	155
f. C.	
Theodor Storm. Ein Gedenkblatt.	197
Ludwig Pfau in Stuttgart.	
Aus der Münchener Kunstausstellung des Jahres 1888. (Fortsetzung.)	210
Paul Lindau in Berlin.	
Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen. II.	230
Gebhard Zernin in Darmstadt.	
Die Entweichung des Marschalls Bazaine aus dem Gefängniß von St. Marguerite. Nach den Mittheilungen des Grafen Hérisson.	263
Felix Dahn in Breslau.	
An Carmen Sylva.	278
Bibliographie.	282
Die Königsphantasien. (Mit Illustrationen.) — Potsdam und Sans-Souci.	
Bibliographische Notizen.	289

Hierzu ein Portrait von Theodor Storm.
Radirung von Joh. Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

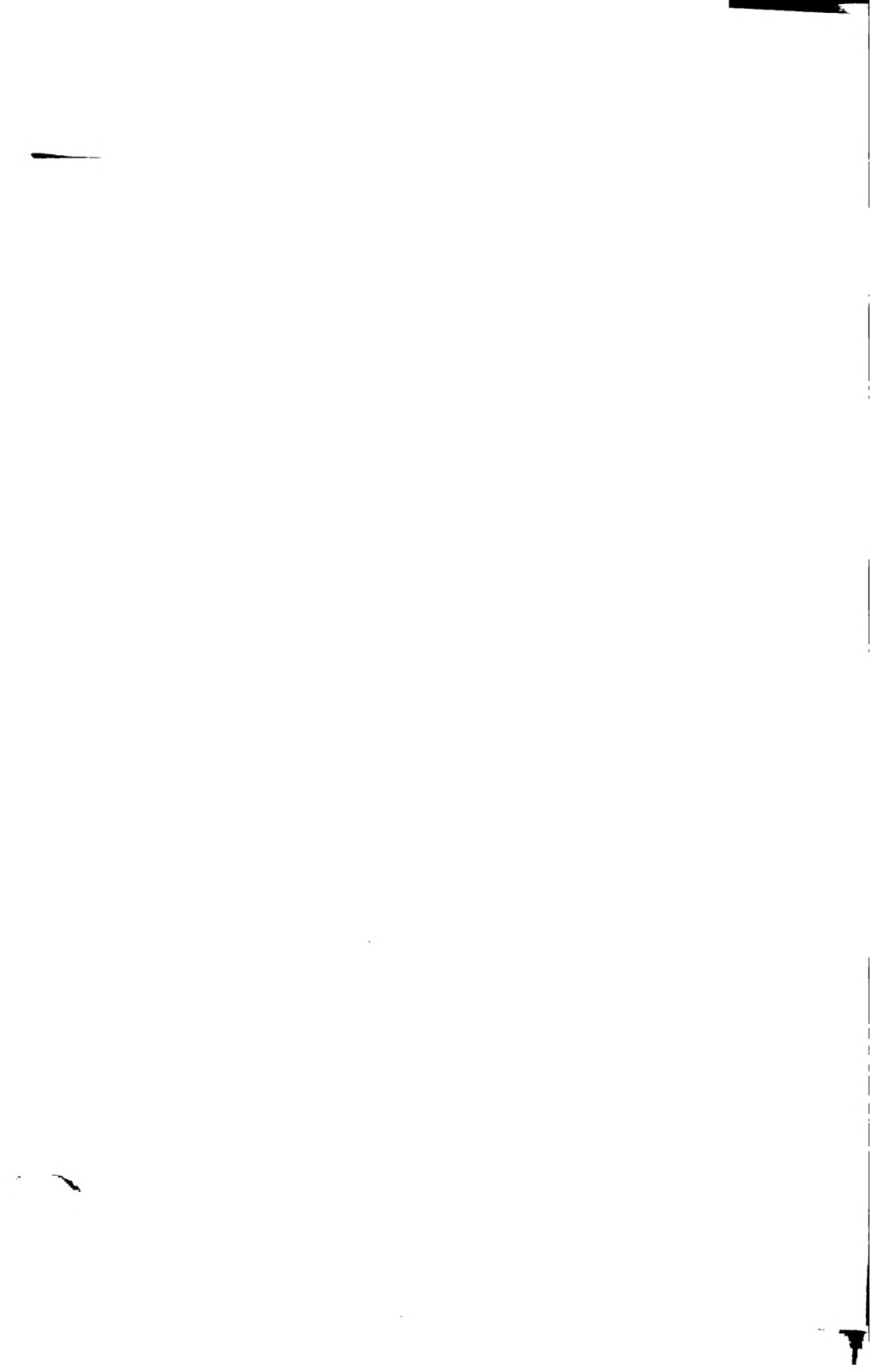
Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

2006
2007
2008
2009
2010



Johnson





Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

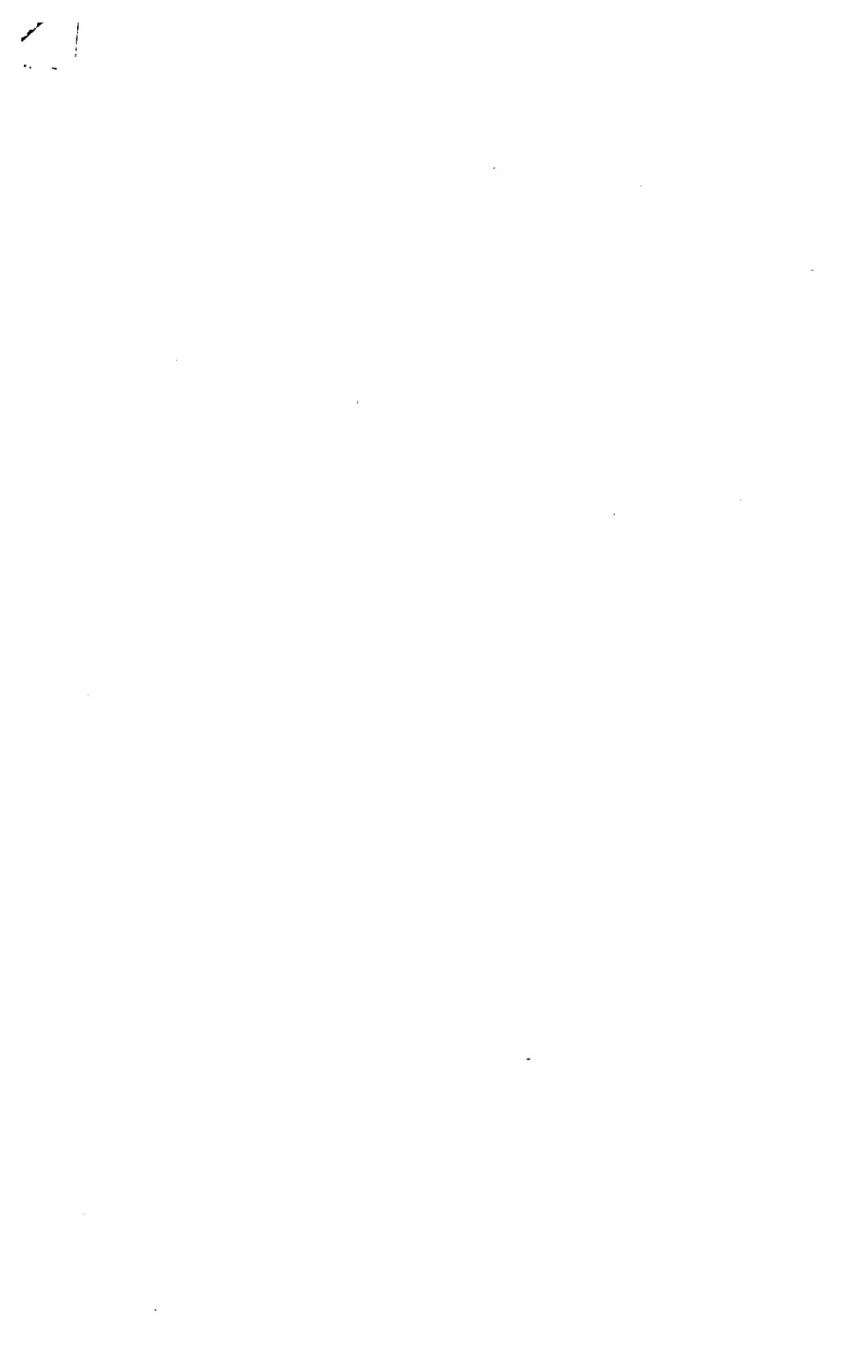
XLVII. Band. — November 1888. — Heft 140.

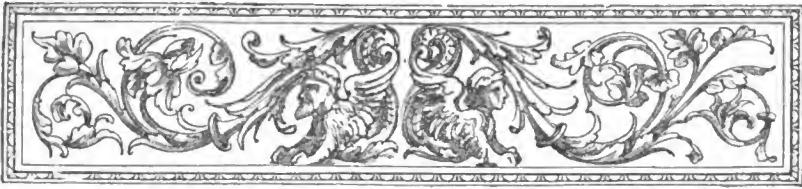
(Mit einem Portrait in Radirung: Theodor Storm.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Aus meiner Vaterstadt.

Die Persianischen Häuser.

Von

Wilhelm Jensen.

— München. —

(Schluß.)

III.

„Bald sahen wir ein schönes Giland ragen,
Landangekipfelt, felsenaufgeschürzt,
Das Meer versucht hier donnernd anzuschlagen,
Die Fluth jedoch am Klippengurte stürzt
Rückprallend hin, indeß des Landes Kuppe
Mit jungen Bäumen siegreich aufwärts steigt
Und auf die rings vertheilte Häusergruppe
Gleich Frühlingsbannern seine grünen Aeste neigt.“



it diesen Versen begrüßte ein jugendlicher Poet die dänische Insel Bornholm, wie er genau um zwei Jahrhunderte später, als Paul Fleming, an ihr vorüber dem nämlichen Ziel über die Ostsee entgegenzog. Und ebenso hob die Insel sich auch schon vor den Augen des letzteren, vom „Nyttærknægten“ übergipfelt, freundlich und anmuthig aus dem blauen Gewässer, durch ihren Anblick nichts von den rastlosen Kämpfen kundgebend, welche die nordische Welt Jahrhunderte lang bis vor Kurzem um das kleine Giland geführt hatte, und keine Schatten des blutigen Streites vorauswerfend, der es bald wiederum übertoben sollte. Doch Paul Fleming hat uns nicht, wie Rudolf Kulemann, in einem Gedicht den Eindruck hinterlassen, den die idyllisch freundliche Erscheinung Bornholms auf ihn geübt. Vor seinem Blick und seinem Gemüth lag noch ein Schatten darüber, mit dem der letzte Abend in Kiel ihm den freudigen Sinn für die Schönheit verdunkelt hatte. Die Erinnerung an Agnete Burenäus

haftete ihm schmerzlich in der Seele; sein Herz war ihr nicht in Liebe, doch mit brüderlichem Gefühl und Vertrauen zugethan gewesen, und sie hatte ihm ein schönes und liebes Bild, das er in sich besessen, zerschlagen. Nicht ihr eignes allein; aus der Erkenntniß des Truges ihrer Erscheinung war ihm eine Trübung über seinen Glauben an die Hoheit und Reinheit des weiblichen Geschlechtes gefallen, und mit einem unsicheren Zagen wandte er die Augen in die Richtung der aufgehenden Morgensonne, dem noch fern unsichtbaren Landungsziel der Rogge zu. Wenn das Leben mit Blick und Rede so zu täuschen vermochte, wie viel leichter fiel dies noch dem Stift eines Künstlers!

Doch, wie um zwei Jahrhunderte nachher Rudolf Kulemann seinen Gesang fortsetzte:

„Mir aber ist's, als ob in Silbergleisen
Tritonen blasen auf dem Muschelhorn,
Die See erbebt, und ihre Wellen kreisen,
Geöffnet ist der ahnungsvolle Born —
Sie taucht empor, sie ist es — Aphrodite,
Die schamhaft noch an allen Gliedern bebt,
Bis plötzlich sich die stolze, schaumumprühete
Meergöttin dort auf Deinen Blumen schild erhebt —“

so zog allgemach auch dem jungen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, wenn er ausblickend auf dem Vordercastell des Schiffes stand, ein sonnenglimmerndes Wellenspiel, goldhell rinnend und rieselnd, voran, und nächtlich funkelte es rings um die Planken wie ein Heraufsprühen von bläulichen Demanten aus der Tiefe, denn der Octoberwind hatte begonnen und ließ den Kiel im Dunkel ständig eine glanzwimmelnde Furche durch Meerleucht der See hinziehen. In magischer Schönheit umwogte dieser wallende Lichtmantel das hurtige Fahrzeug, und mit geheimnißvollen Stimmen summt und rauschte der Nachtwind drein. Oft, wenn alle andern Mitglieder der Gesandtschaft zusammengepfercht in ihren engen Schlafkojen lagen, sah Paul Fleming auf dem Verdeck die Sterne über sich schreiten, viele Stunden lang, selbst unter ihnen hin und wieder wandernd, oder, in seinen Mantel gewickelt, auf dem Bretterboden hingestreckt, daß Wirklichkeit und über ihn kommender Traum sich ihm zu wunderjamem Empfindungen und Bildern ineinander mischten. Und nach solcher Nachtraft einmal gewahrte er als der Erste im aufwachenden Morgenschein am Himmelsstrich hohe graue Schatten emporsteigen, die allgemach da und dort mit goldenen Pünktchen in der Sonne zu glitzern anhuben. Das waren die Thürme der alten gothischen Kirchen von Neval aus seiner stolzen Hanszeit, überragt von dem berggetragenen Dom; bald hoben sich auch die Schloßburg, die weitgestreckten Ringmauern und die Dachfirste der am Abhang emporgestaffelten Stadt nach, und unter der Insel Nargen, der Wächterin am Zugang des Hafens, dahin lief die Rogge um Mittag die wohlgesicherte Röhde an. Doch regte der Anblick aus der Weite machtvolleren Eindruck, als die

Nähe ihn bewahrheitete. Die Tage der gewaltigen Kraft des Hansabundes waren vorüber, kaum mehr noch als sein Name verblieben, denn sein Leben lag bereits zu Grabe getragen, und mit ihm war die frühere stolze Selbstständigkeit Revals in Abhängigkeit untergegangen. Seit einem halben Jahrhundert hatte das schwedische Königreich überall an der deutschen Ostsee die Erblaffung der Hanja mit Verträgen oder Gewalt an sich gebracht, vor Allen die Häfen und Küsten Livlands, Kurlands und Esthlands; und so war auch die Hauptstadt des letzten, die ehemalige „theure Schwesterstadt“ Lübeck, zur Beute der aufgewachsenen nordischen Seemacht geworden und in schwedischen Besitz gefallen. Wohl hatte Reval seitdem oftmals Bittschriften um seine Auslösung aus der Hand der Fremden bei Kaiser und Reich eingereicht, aber Kaiser und Reich leisteten, wie es schon in ihrer langen Gewohnheit lag, nur eine Beihülfe von schönen Verheißungen, und jetzt zumal, seit der gebietenden Machtstellung schwedischer Heerkraft bis zum äußersten Süden Deutschlands hin, konnte kein leiserer Hoffnungs-schimmer auf eine Wiedervereinigung der fernen Ostjeelände mit dem Reich mehr aufkommen.

So war Reval eine Stätte großer Erinnerungen, doch ziemlich stiller Gegenwart geworden. Die hohen stattlichen Giebelhäuser schauten noch unverändert auf lange, wohlgehaltene Straßenzüge herab und übten, besonders für Jemand, der aus Kiel zwischen sie versetzt ward, einen vornehmen Eindruck, aber die Einwohnerzahl der Stadt hatte sich stark vermindert, und noch mehr ihre Handelsbedeutung, das ehemalige rege Leben in ihr. Wenn die schwedischen Besitzer der deutschen Kaufmannschaft auch nicht die Niederlassung und Ausübung ihres Geschäftsbetriebes verweigerten, so waren doch die Inhaber der Mehrzahl der alten Hansahöfe mäthlich weggeschwunden und nur die Baulichkeiten ihrer früheren Wohnsitze geblieben. Indes um so fester hielten sich die noch vorhandenen Deutschen zu einem Verbande wechselseitiger Stützung zusammengeschlossen, und die wilde Zeit mochte wenig Orte kennen, in denen ein aus dem fernen, blutig zerrissenen Vaterland einkehrender Landsgenosse auf so freudigen Empfang und so schrankenlos bereitete Gastlichkeit zählen durfte, wie in den deutschen Häusern zu Reval.

Ein Gerücht war bereits hierhergekommen, daß von Holstein aus ein solcher Zug in's Moskowiterland beabsichtigt sei, und bei'n Anlanden des Schiffes verbreitete sich schleunig die Kunde von der Bewahrheitung jener Bottschaft unter den deutschen Stadteinwohnern. Rasch eilten sie zur Begrüßung der Ankömmlinge an den Hafen, wo sie zu ihrem Leidwesen vernahmen, daß der Herzog Friedrich in seinem Drange, schnellmöglichst aus Moskau die erbetene Zusage zu gewinnen, der Gesandtschaft nicht länger als eines Tages Aufenthalt zu Reval verstattet habe. So mußten die Eingefessenen die kurze Frist nach Kräften zu nutzen streben; jeder, der es nach seinen Lebensumständen vermochte, erbat sich einen Gast für sein Haus und brachte ihn freudig dorthin. Als einer der angesehensten und

vermögendsten unter den deutschen Kaufherren befand sich auch der Aeltermann, Herr Heinrich Niehusen bei den Empfängern der Reisenden, ohne von der Mitkunft Adam Olearius' etwas zu ahnen. Hoch und erfreulichst überrascht, nahm er diesen sogleich für seine Häuslichkeit in Beschlag, und nicht minder willkommen fiel es ihm, wie Olearius auch seinen Freund Fleming als Gast mitführen zu dürfen bat. Heinrich Niehusen zeigte sich, wenngleich er kein Gelehrter war, doch für einen Kaufmann in einem ungewöhnlichen Besitz humanistischer Bildung, den Wissenschaften und Künsten mit Interesse zugethan, hatte den Namen Paul Flemings bereits öfters als den einer neuen, besonderen Hoffnung für die deutsche Dichtkunst vernommen und empfand sichtlich ein beglückendes Stolzgefühl, auch ihm Unterkunft in seinem Hause zu bieten. An dem engen Gassengeflecht der Altstadt vorüber leitete er seine Gäste, unter dem Domberg hin, durch eine zugleich ernst-würdig und freundlich anblickende, etwas aufwärts steigende Straße fort, rasch in ein lebhaftes Gespräch mit Olearius vertieft, der seinem nach allen Richtungen ausgebreiteten Wissensdrange gemäß, sich schon auf dem Wege durch mancherlei Fragen über die staatlichen Verhältnisse und politischen gegenwärtigen Beziehungen Revals zu unterrichten strebte. Darin wußte Niehusen nicht minder kenntnißvoll und anschaulich Bescheid zu ertheilen, so daß der gelehrte Gottorper Bibliothekar kaum wahrnahm, wie sie von der Straße auf den weitgeräumigen Flur eines stattlichen alten Hauses eintraten. Dieses entsprach völlig der seit Jahrhunderten in fast allen Ostsee-Hansestädten bestimmend gewesenen Bauart Lübeckischer patrizischer Häuser; von der großen, fliesenbelegten Erdgeschosßdielse hob sich eine breite Eichenholzterrasse zu den Wohnstuben im oberen Stockwerk, und ganz mit einer ihm gerade von Niehusen ertheilten Auskunft beschäftigt, stieg Adam Olearius, eifrig redend, jetzt die Stufen hinan. Der jüngere Begleiter der Beiden hatte an ihrer politischen Unterhaltung nicht theilgenommen, sondern, um sich schauend, etwas hinter ihnen den Weg zurückgelegt. Ihm war's wie traumhaft, daß er in Reval ging, und wie Himmel und Erde umher ihn ansahen. Seine Vorstellung hatte gemeint, im Anfang des October müßte hier im hohen Norden schon rauher Winter eingekehrt sein; doch statt dessen lag die nachmittäglich Sonne noch so schön und warm auf den Dächern, wie sie es zur Stunde nur irgendwo in deutschen Landen thun mochte. Und nun überraschte den in's Niehusen'sche Haus Eingetretenen noch ein neuer, fast sommerhaft gemahnender Anblick. Auch der war ganz anmuthiger Art in vornehmen Häusern Lübeck's gemäß; eine geöffnet stehende breite Rückthür des Flurs ließ über schmalen Hofraum in einen Garten mit Busch- und Baumgezweig hinaussehen. Das Laub daran trug zwar nicht sommerliche Farbe mehr, doch dafür erglänzte es, beinahe blendend, wie eitles Gold im Sonnenaufschlag, grüner Rasen schimmerte noch brunter, und die zartgefiederten Strahlenkelche von weißen Sternblumen nickten da und dort drüberher.

Dies unerwartete October-Gartenbild, nahe schon der verrufenen Unwirthlichkeit des russischen Reiches, übte eine machtvolle Anziehungskraft auf den poetischen Sinn Paul Flemings. Von seinen beiden Weggefährten gab im Gesprächzeifer keiner auf sein Nachfolgen Acht, und unwillkürlich, beinahe ohne es zu wissen, wandte er den Fuß von der dunklen Treppe ab dem goldfreundigen Glanz drüben zu. Er gedachte nur einen Blick in diese schöne Herbstwelt hineinzuworfen, die er sich bald von Schranken umgrenzt vorstellte. Doch wie er ihren Anfang erreicht, verästelten sich mannigfache Pfade vor ihm, der Garten dehnte sich merkbar weit in's Freie an sanft aufsteigendem Gelände hinaus. An einer Stelle sah das Auge die Ringmauer der Stadt herüberragen, sie schien erst den Abschluß zu bilden; der Bodenwerth zu Reval stand nicht mehr hoch im Preise, und ein wohlgestellter Kaufherr konnte sich den Aufwand eines großen Grundbesitzthums verstaten.

Der junge Dichter schritt auf dem Wege der Mauer zu fort. Zum Lichte der warmen Sonne und des bunten Farbenspieles der Blätter umher gesellte sich ein leiser Duft von Reseden und spät noch blühenden Violett, der Levkojen, die schon im Mittelalter den Hausgärtchen der deutschen Frauen als würzig die Luft erfüllende Lieblingszierde gedient; hin und wieder hing noch ein von der pflückenden Hand unbeachtet gelassener, rothbäckiger Apfel am Obstbaumgezweig.

Es überkam Fleming mit süßen, träumerischen Knabenerinnerungen, wie er zu Gartenstein im väterlichen Garten so diesen schwermüthig-lieblichen Herbstduft eingeathmet, die vergessenen Früchte sich mit Knittelwürfen aus den Wipfeln herabgeholt hatte und dann mit ihnen hinaus an das Gelände der Mulde gelaufen war, um sie, von stiller Höhe auf die friedliche Welt zu seinen Füßen niederschauend, fröhlich und doch seltsam auch von namenlosen Empfindungen überkommen, zu verzehren. Ebenso wie dort summten auch hier die letzten Bienen um ihn, flatterte noch ein großer Schmetterling mit buntäugigen Flügeln durch die Sonnenstrahlen. So lange nicht Eis den finnischen Meerbusen erstarrt hielt, ließ die mildernde Nähe des Wassers um Reval die letzten Blüthen und die beschwingten Freunde derselben sich noch ihres spät beginnenden Sommerlebens fort erfreuen.

Da begegneten dem Auge des an einer Wegbiegung Aufblickenden zwei Farben, die er bisher noch nicht unter dem herbstlichen Hinschwinden wahrgenommen, und die auch mehr dem Mai angehörig erschienen, als dem October.

Hellroth und Lichtblau, wie Frühlingssehnenpreis, waren's, das erste nicht nur dem einer Rose gleichend, sondern in Wirklichkeit von einer solchen herstammend, die am schwankenden Zweig eines Strauches noch als späte Nachzüglerin lang vergangener Schwestern eben gegen die Sonne ihren Kelch zur Blüthe aufschloß. Die blaue Farbe nah daneben aber kam nicht von einer Blume, sondern vom Kleide einer weiblichen, auf niedriger Gartenbank sitzenden Gestalt her. Auf einem runden Steintische

vor ihr lag ein Apfel, ihre Hand hielt ein silbernes Messerchen, im Begriff, denselben zu zerschneiden. Nun ließ das Geräusch des herankommenden Fußtrittes sie den Kopf heben, und aus dem Rahmen lang an den Schläfen niederfallenden dunkelbraunen Gelocks sahen zwei Augen wie helle Sterne auf.

Als sei er plötzlich reglos festgebannt, stand Paul Fleming. Seine Gedanken waren, seitdem er zwischen den Bäumen und Büschen gegangen, weit fort über Zeit und Raum in seiner Kindheit gewesen, hatten ihn völlig vergessen lassen, wo er in Wirklichkeit sei und was ihn hierhergebracht.

Da schwanden auf einmal die Bilder und Träume der Erinnerung um ihn ab, und er war zu Neval im Garten des Herrn Niehufen, und unweit vor ihm saß in Lebenswahrheit das Bildniß aus dem dunklen Winkel der Studirstube Adam Clearius'. Wäre er ihr in der Wüste, auf einem andern Stern des Weltalls begegnet, er hätte sie auf den ersten Blick erkannt. Nicht weil sie das nämliche lichte Gewand trug, wie auf dem Bilde, sondern er trug jeden kleinsten Zug dieses zarten Mädchenantlitzes in seinen Augen und seinem Herzen, und als Erstes überkam ihn, daß der Maler Alles auf's Genaueste so wiedergegeben, wie die Natur es ihm dargeboten. Nur eine unsagbare Lieblichkeit, die alle Züge des Gesichtes mit einem holdseligen Schimmer überwebte, wie der Farbenschmelz die Schwingen eines Falters, hatte die Kunst nicht dem Leben nachzuschaffen vermocht.

Ja, da stand er in Neval, wohin nur dies Bild ihn geführt, und eine wonnevolle Woge durchfloß ihn vom Herzen aus zugleich fast mit süßer Betäubung und mit dem erkennenden Gefühl, daß allein sie seines Lebens Zweck und Ziel gewesen. Aber was wollte er denn, was konnte er? Wortlos blickte er die blaue Gestalt vor sich an; was in ihm war, durfte sein Mund nicht sprechen, sie hätte ihn sonst für einen Sinnlosen oder einen Frechen halten müssen. Als ein Wildfremder stand er vor ihr, und unziemlich schon mußte es sie bedünken, daß er sich selbst außer Stande fühlte, nach artiger Pflicht den Hut zum Gruße zu lüften.

Doch da geschah Seltsames, denn was er thun gekonnt hätte, das that sie. Sie war aufgestanden, und aus ihrer Bewegung sprach jetzt auch die leichte Anmuth ihrer Gliederregung, die das Bildniß ahnen ließ. So trat sie ihm entgegen, doch ohne Kränkung oder Bewunderung über die Unhöflichkeit seines Gebahrens. Nur ein hohes Erstaunen anderer Art redete aus ihren Augen, die sich in die seinigen hineinrichteten, und sonderbar sprach sie dazu:

„Seid Ihr es?“

Das löste auch ihm die Lippen, daß er nun erwiderte:

„Verzeihet, Jungfrau — es scheint, Ihr täuschet Euch, denn ich bin Euch unbekannt.“

Doch sie schüttelte den Kopf.

„Ich kenne Euch wohl.“

„Das dürfte ich eher sprechen und sagen: Ich grüße Euch, Jungfrau Elzabe. Ja, vergebet, daß ich es unartig bis jetzt vergaß: Euer Vater hat mich zu Gast geladen, und der Zufall führte mich, noch ehe ich Euer Haus betrat, hierher in den Garten.“

Elzabe Niehusen nickte bestätigend:

„Ja, ich wußte, daß Ihr kämet.“

Das klang abermals wunderbar, gleich ihrer vorherigen Behauptung, ihn zu kennen. Der junge Dichter versetzte lächelnd:

„Wer hätte Kenntniß davon hier haben sollen, da ich selber bis vor Kurzem es nicht gewußt. Ihr müßt mich mit einem Andern in Vertauschung bringen, Jungfrau; sprecht, welchen Namen Ihr mir beilegt, daraus wird die Täuschung sich erhellen.“

„Den weiß ich nicht, Ihr habt ihn mir nicht gesprochen.“

„Und doch wußtet Ihr von meiner Ankunft?“

„Das sagtet Ihr mir ja. Ihr kämet wieder.“

Ein Schreck befiel den Hörer. Stimmt mit diesem befehlendem Wille die Seele nicht überein, sondern litt unter einer Trübung, die den Mund irre Rede führen ließ? Zögernd erwiderte Fleming:

„Wenn ich, wie Ihr sprecht, verheißen, wieder zu kommen, so müßte ich freilich bereits zuvor hier gewesen sein. Doch mir ist's nicht im Gedächtniß verblieben, zu welcher Zeit.“

„Lasset mich denken, wann war's's?“

Die Antwortende legte nachsinnlich ihre feine Hand über die Augen, doch drunterher blieben diese auf ihn verwandt. So sprach sie weiter:

„Noch nicht zwei Wochen sind's, und an einem Sonntag muß es gewesen sein vor dem letzten, denn die Kirchenglocken gingen. Auch so sonnig war's, wie heut', und gegen den Abend, und ich saß dort auf der Bank, wie soeben. Einen rothwangigen Apfel hatte ich noch im Garten gefunden, den gedachte ich zu essen; da tratet Ihr herzu, drüben um den Rosenbusch her, und batet, ich solle mit Euch theilen. Und als ich den Apfel mit dem Messer in zwei Hälften zerschnitt, hobt Ihr die Hand danach, aber Ihr nahmet nicht eine derselben, sondern —“

Die Rede des Mädchens stockte. Der junge Dichter wußte nicht, ob er wache oder träume, so wunderbar klang in dem stillen Sonnenwinkel des Gartens die Stimme, die ihm ein Märchen von Dem, was er selbst gethan haben sollte, berichtete. Und da die Sprechende innehielt, ergänzte er, ohne dran zu denken, daß Alles nur aus einer Wahneinbildung in ihr entsamme:

„Sondern, ich nahm Euch wohl beide Hälften statt einer, Jungfrau?“
Sie schüttelte den Kopf, so daß er die Frage nachfügte:

„Ober that ich Euch gar eine Kränkung durch Unart an, wie eben, da ich sonder Begrüßung vor Euch hintrat?“

„Nein, Ihr kränktet mich nicht. Aber Ihr thatet etwas, ich kann's nicht sagen. Dann spracht Ihr, daß Ihr zurück kämet, und waret verschwunden. Und nun seid Ihr wieder hier.“

Ein leichtes Zucken ging durch die Wimpern Elzabes, sie glitt sich nochmals flüchtig mit der Hand über die Stirn und setzte jetzt rascher hinzu:

„Verzeihet mir, ich habe Euch Thörichtes geredet. Mir kommt's nun, daß ich an jenem Tage auf der Bank die Augen vor Müdigkeit ein Weilchen zugeschlossen gehabt, und da mag es mir wohl in einem Traum so erschienen sein, als stündet Ihr neben mir.“

Auch Fleming war gemacht schon der gleiche Gedanke, ihr unverständenes Sprechen ihm mit einer Erhellung überfließend, aufgestiegen. Aber beinahe noch märchenhaft unbegreiflicher ward es dadurch, und ihm entfloß nun von den Lippen:

„Solcher Art träumtet Ihr hier, Jungfrau, am Sonntage vor dem letzten, um die Nachmittagszeit, in der die Sonne hinschwand?“

„Ja, ich entsinne mich jetzt wohl; es war dunkel um mich geworden, als ich die Augen aufthat.“

Mit einem sonderbaren Schauern überlief es den jungen Dichter. Das war zu der nämlichen Stunde gewesen, in welcher der Sonnenrückglanz ihm zum erstenmal im Stubenwinkel bei Clearius das kleine Pastellbild gezeigt, und in jener Stunde hatte er dasselbe herabgenommen und sich an's Fenster gesetzt, es unverwandt anschauend, bis Dämmerung und Dunkel darüber gefallen. Da war seltsam zur gleichen Zeit hier im Traum zu Elzabe Niehusen Jemand herangetreten, der ihm an Aussehen geglichen haben mußte.

Paul Fleming mußte alle Kraft seiner Vernunft zusammensuchen, sich auf die Wirklichkeit zu besinnen, daß er dennoch zum erstenmal als ein Fremder vor dem Mädchen hier stehe, und danach zu handeln. Er suchte umher, ein Wort zu finden, welches dem entspreche, sein Blick ging auf den Steintisch vor der Bank nieder und er sagte:

„Euer Traum hat dennoch etwas belassen, Jungfrau, das mich aus Knabenzeit mit köstlicher Erinnerung anmuthet. In ihm waret Ihr gewillt mich mit der Hälfte dieses Apfels zu bedenken, doch ich verließ Euch thöricht zu rasch, ehe ich Eure Gabe empfangen. Seid Ihr wachen Sinnes noch gleicher Weise zum Theilen mit mir bereit, so lasset diese Frucht Eures Gartens das Erste sein, das ich als Gast in Eurer Heimat genieße.“

Es ließ kaum Zweifel, daß Elzabe heut' im Gedächtniß an ihren Traum den Apfel gesucht und auf den Tisch gelegt. Sie nahm denselben jetzt und entgegnete, ihn mit dem Silbermesser in zwei Hälften zertheilend:

„Das klingt wohl, wie Ihr geredet, als ein Knabenverlangen, aber

es bedünkt mich hübscher, als wenn Ihr zuerst andere Nahrung unter unserm Dache berührtet. Ihr sagtet, Erinnerung komme daraus über Euch; wo ist Eure Heimat, deren Ihr dabei gedenkt?"

Ein Lächeln umglitt den Mund des Befragten.

„Ich gedachte ihrer heut' auf dem Schiff und sprach sie in der Ferne an:

Ach, daß ich mich einmal doch wieder sollt' erfrischen
An deiner reichen Lust, du edler Mulbefeß,
Da du so sanfte gehst in bergigten Gebüschen,
Da, wo mein Gartenstein mir bot den ersten Kuß —“

Das Mädchen hielt den Blick groß fragend auf den Sprechenden gerichtet, und nun fragten auch ihre Lippen: „Seid Ihr ein Dichter?"

Doch ohne seine Erwiderung zu erharren, fügte sie gleich drein: „Heißet Gartenstein Euer Heimatsort? Da seid Ihr Herr Paul Fleming, der zu Leipzig mit dem Lorbeer des Kaisers gekrönt worden. Warum sagtet Ihr mir das nicht im Traum?"

„Ihr müßt mich wohl nicht drum befragt haben, Jungfrau, sonst hätt' ich es Euch bejahet.“

So aller Tagesgewohnheit fremd war's, wie sie zusammen redeten, die Wirklichkeit mit dem Traum ineinander mischend. Ein glückseliger Herzschlag durchpochte die Brust des jungen Dichters, daß er Elise Niehusen auch von Geist und Gedanken kein Fremder sei; aller Ruhm vor der Welt erschien ihm gleichgültig-nichtig gegen das eine Wort, mit dem sie es ihm bekundet. Nun sprach sie: „So nehmet, Herr Fleming, wonach Ihr Begehrt trägt,“ und sie bot ihm die Hälfte des durchtheilten Apfels entgegen. Er mußte sich gewaltsam beherrsigen, daß er nicht ihre Hand anstatt der Frucht erfaßte; hastig nahm er jetzt die letztere, und um zu bergen, was in ihm aufwogte, biß er, wie mit dem Eifer eines Kindes, in den Apfel hinein. Dazu sprach er:

„Ihr sehet, ich würdige Eure Gabe gleich einem Knaben; wollet Ihr nicht daselbe thun? Denn in Eurem Traume hegtet Ihr doch solche Absicht.“

Doch Elise faßte nur ein herausgehüpftes braunes Kernchen zwischen den Fingerspitzen.

„Man soll warten, wenn so Weniges auf dem Tische vorhanden ist, bis der Gast sich befriedigt hat. Das genügt für mich, daß ich damit an Eurem Mahl theilnehme.“

Ihre Hand führte den Kern an die Lippen, aber plötzlich ergriff Paul Fleming dieselbe zurückhaltend mit der seinigen. „Nein, Ihr dürft nicht!“

Sie blickte ihn unbeweglich, doch eigen an, daß er über sein vor-schnelles Handeln erschreckend, nachfügte: „Wolltet Ihr das etwa auch im Traume thun und erzürnte ich Euch damit, daß meine Hand Euch in gleicher Weise davon abhielt?"

Er hatte ihre Hand losgelassen, sie wiegte verneinend den Kopf leise hin und her und gab Antwort: „Ich sprach Euch ja, daß Ihr mir nichts Uebles angethan. Aber warum hieltet Ihr mir jetzt den Arm?“

„Weil — mir kam's in denn Sinn, daß die liebliche Tochter der Demeter, Persephone durch einen Apfelskern der Unterwelt verfallen gewesen —“

„Und Ihr vergönnt mir nicht, als Königin unter den Schatten zu herrschen? Ich hege zwar auch solchen Wunsch noch nicht, aber mir ist nicht Einbildungskraft eines Dichters zugefallen, und ich fürchte mich nicht, ihn zu essen.“

Lachend that Elzabe Niehusen nach ihrer Rede, drückte ihre schimmernden Zähne auf das braune Kernchen, und dies schwand aus ihnen fort. Doch im selben Augenblick schwand auch das goldene Lichtspiel, das bisher ihr Gesicht überflossen. Ein rasch vom Wind heraufgetriebenes Gewölk war vor die Sonne getreten, und ein bleichender Schatten fiel auf des Mädchens Antlitz. Daraus faßte es den vor ihr Stehenden mit einer plötzlich ihm unheimlich aufkehrenden Erinnerung an; so auch grad' war an jenem Abend in Clearius' Zimmer jählings das Goldgeringel auf dem kleinen Bildniß erloschen, als ob Nacht und Tod die Hand danach gestreckt hätten. Elzabe hatte nicht unrichtig von der Einbildungskraft eines Dichters gesprochen, und eilig griff es Paul Fleming in's Herz mit einer Gewißheit, das höchste Glück, das ihn in dieser Stunde umschwebt, sei auch nur ein kurzer Traum und ihm keine Wirklichkeit desselben vom Leben vorbestimmt. Eine Frühlingsblüthe umwehte ihn mit ihrem Glanz und Duft, allzuhold, als daß sie nicht mit dem Lenz hinschwinden müsse. Vor dem Blick des Arztes mochte Elzabe Niehusen in blühender Gesundheit erscheinen, doch der Dichter fühlte im Tiefsten durchschauert, kalt strecke der Tod seine trennende Hand zwischen sie und ihn. Und unmächtig, ihr zu erwidern, stand er.

Da tönte die Stimme Heinrich Niehusens hinter ihm: „Seid uns verloren gegangen, Herr Fleming, daß ich schon einen Funderlohn für Euch aussetzen gewollt. Es scheint, meiner Tochter wäre derselbe zugefallen, und sie hat wohl gehandelt, Euch vorerst hierher zu führen, wo die Augen eines Dichters bessere Ergözung genießen, als sein Ohr an der politischen Wißbegierde des Herrn Clearius gefunden haben möchte. Aber nun will die Sonne für heut' dem Herbst auf der Erde Abes sagen, so kommet, daß ich Euch hochwillkommen in die Gaststube bringe, die Euch gerichtet ist.“

Sie gingen in's Haus, und bald vereinigte ein großer, schön und behaglich eingerichteter Wohnraum die Gäste mit dem Wirth und dessen Zugehörigen. Adam Clearius begrüßte Elzabe freundlich mit den Worten: „Wisset Ihr noch, daß ich Euch als Mägdelein auf den Knien geschaukelt? Ihr seid um Manches größer geworden seitdem, doch ich hätte Euch nach dem Conterfei, das Euer Vater mir übersandt, wie ich glaube, wieder er-

kannt, denn es bedünkt mich wohl ähnlich zu sein.“ Weiter indef redete der gelehrte Gesandtschaftssecretär nichts mehr mit dem Mädchen. Er zählte zwar selbst erst dreiunddreißig Jahre, aber er hatte während des kurzen Aufenthaltes zu Reval wichtigere Dinge in Erfahrung zu bringen, als der Mund eines Frauenzimmers ihm zu berichten vermochte.

Auch Paul Fleming jedoch vermied es jetzt, mit Elsabe zu reden, wie seine Augen Scheu trugen, sich nach ihr hinzuwenden. Daß er ihr Bildniß schon in Kiel bei seinem Freunde gesehen, sprach er nicht; keinen seiner Herzschläge verließ das todesbange Gefühl, das ihn überkommen, als im Garten der plötzliche Schatten auf das Antlig gefallen, zwischen dessen Lippen im selben Augenblick der Apfelskern verschwunden. Um nicht stumm zu sitzen, redete er mit der Mutter des Mädchens, einer Frau von noch schönen, still-freundlichen Gesichtszügen, indef schon so vorgerückten Alters, daß es fast Wunder nahm, eine erst siebzehnjährige Tochter an ihrer Seite zu sehen. Doch war diese nicht allein gewesen, Frau Niehufen hatte schon in den ersten Jahren ihrer Ehe zwei andere Töchter besessen, die beide im blühendsten Mädchenalter von Krankheit fortgerafft worden, und erst nach dem Tode derselben war Elsabe als Spätling zur Welt gekommen. Das faßte den jungen Dichter seltsam-schwermuthsvoll an, daß er sich nicht enthalten konnte, doch zu dem Mädchen gewendet, zu sprechen: „So seid Ihr gleich der Rose, Jungfrau, neben der ich Euch im Garten antraf, und die auch ihre Schwestern nicht gekannt, welche schon in frühen Sommertagen dahingegangen.“ Aber aus der Erzählung der Mutter kam nun auch dem Arzt in Fleming eine Bestätigung dessen, was er zuvor nur von schreckvoller Ahnung durchhangt empfunden. Elsabe Niehufen trug den gleichen Todeskeim ihrer früh verstorbenen Schwestern in sich, und wenn sie in kurzer Zeit das Sterbealter derselben erreichen werde, so halte die Schattenhand sich bereit, sich auch nach ihrem scheinbar so blühenden Leben auszustrecken.

Dann saßen sie bei der Abendmahlzeit, und nach dieser mußten die Herren sich von den Frauen trennen, weil sie zu einer allgemeinen festlichen Zusammenkunft in der deutschen Trinkstube der Stadt erwartet wurden. Hier klang zum Becherschall mancher Spruch auf den glücklichen Erfolg der Gesandtschaft, darin sich auch heimlich wohl ein Wort der Hoffnung einschloß, daß aus der kühnen Gedankenausfaat des deutschen Fürsten noch ein anderes Wachsthum aufgedeihe, durch welches Reval wieder zum Reich zurückgebracht werde. Es ward spät, ehe die Theilnehmer der landsmännischen Vereinigung ihre Schlafstätten auffuchen konnten, und mit dem Tagbeginn sollte der Aufbruch zur Weiterreise gen Moskau stattfinden. Olearius und Fleming hatten sich deswegen schon am Abend von den Frauen im Hause ihres Gastfreundes verabschiedet.

Doch wie die Diener die Pferde der zum Forttritt Gerüsteten draußen vorführten, zeigte sich, daß Elsabe Niehufen dennoch bereits seit geraumer

Weile erwacht sein und sich alsbald aus der Ruhe erhoben haben mußte, denn durch die Rückthür des Flurs tretend, kam sie schon aus dem Garten zurück, und ihre Hand hielt die letzte Rose aus demselben vom Strauche gebrochen. Damit schritt sie gegen Paul Fleming hinan und sagte:

„Ihr sprachet, sie sei einsam und habe nicht Schwestern mehr, so nehmet sie und laffet sie Euch in das fremde Land geleiten. Denn mich dünkt, auf Euch hat sie geharret mit ihrem späten Erblühen, und es war ihr vorbestimmt, daß nicht der Frühling, vielmehr der Herbst Euch hierherführen, sie vor zwecklosem Hinschwinden in der Verlassenheit des Gartens zu bewahren.“

Sie bot ihm die halbaufgeschlossene Rose entgegen, und er verstand es wohl, sie selber war's, die sich ihm damit hingegeben. Was er nicht gesprochen, hatte sie in einem Gleichniß von den Lippen gebracht; es mußte geschehen, bevor sie von einander gingen, daß einer von ihnen den gleichen Schlag im Herzen kundgebe. Denn jeder fühlte und wußte ihn bei dem Andern, wie in sich selbst, nicht seit gestern erst, als sie sich zum ersten Mal mit leiblichen Augen gesehen. Schon zuvor hatte ein geheimnißvolles Band sie aus der Ferne zusammengewoben und hielt sie unlöslich umwunden; es war eine Schicksalsbestimmung, die sie erfüllten. Und der junge Dichter empfand im Innersten, da ihm das bange Zagen den Mund verschlossen gehalten, hatte sie das Schweigen brechen, ihm sagen gemußt, daß sie sein eigen gewesen, wenn er sie bei der Rückkunft hierher nicht mehr fand. Vielleicht fühlte sie selbst schon die leisen Schwingen des Todes über ihrem Scheitel herantauschen; so that sie das Gleiche, was Agnete Burenäus gethan, aber es glich sich nur, wie die Nacht damals mit dunstender Lampe in der engen Stube dem goldenen Frühlicht des Himmels, mit dem die Sonne hier dem neuen Tage ihren Gruß voraufsandte. Aus dem, was Elzabe Niehusen gesprochen, klang kein Ton, kein Anhauch unweiblichen Thuns; kein Gedanke berührte daran, daß eine Jungfrau sich einem Manne zu eigen gab. Ein Verkünden der von Beiden erkannten Untrennbarkeit ihres Lebens in der Abschiedsstunde nur war's, und die Augen des Mädchens hasteten dabei in den seinigen gleich zwei Demanten, lichterhell und rein, wie die Thauperle, die von der Nacht in den Blätterchooß der Rose gebettet, noch aus dieser die Klarheit des Himmels zurückspiegelte.

Mit leicht zitternder Hand nahm Paul Fleming die Blume, leise erwidernnd: „Ich danke Euch, Jungfrau; der Duft dieser Rose wird mich geleiten, wo immer ich verweilen mag, und zu jeglicher Stund'. Möge der Himmel sie unvergänglich so erhalten, wie ich sie treulich bis zu meiner Rückkunft hierher behüten werde.“

Ein Beben seiner Lippen ließ ihn nicht weiter reden, er grüßte noch einmal mit stummem Blick in die Augen des Mädchens, dann riß er sich los. Neben Clearius ritt er die hochungiebelte Straße zum Sammelplatz

der Gesandtschaft entlang, an der Biegung sich noch einmal wendend und nach dem zurückschauend, was ihm das Theuerste, der Herrlichkeitsinhalt seines Lebens geworden. Als ein lichtblauer Schimmer noch winkte es ihm vor der Thür — zum letzten Mal — er wußte, daß er Elise Niehusen nicht unter den Lebenden wieder vorfinde.

Als aber unter der Ringmauer Revals dahin der deutliche Reiterzug sich gen Süden fortwandte, um über Dorpat in's Moskowiterland zu gelangen, sprach der junge Dichter, sich vereinzelt als Letzter zurückhaltend, aus zugleich selig und todesbang durchzitterter Brust vor sich in die leuchtende Morgensonne hinaus:

„Ist mein Glück gleich gesonnen,
Mich zu führen weit von Dir,
O Du Sonne meiner Wonnen,
So verbleibst Du doch in mir:
Du in mir und ich in Dir
Sind beisammen für und für.

Lebe, meines Lebens Leben,
Stirb' nicht, meines Lobes Lob,
Daß wir uns uns wiedergeben,
Abgethan von aller Noth!
Sei gegrüßt, bald Trost, bald Dual,
Tausend, tausend, tausendmal!“

* * *

In umfangreich-ausführlichstem, vortrefflichem Werke „Moskowitzische und Persianische Reisebeschreibung“ hat Adam Olearius uns eine genaue Darstellung sowohl der ersten Gesandtschaftsfahrt nach Moskau als der darauf folgenden zweiten nach Ispahan hinterlassen. Es ist ein Buch, dem in seiner Art die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts kaum ein anderes an die Seite zu stellen vermag. Nichts von der sonstigen geziert-hochtrabenden, schwulstig-blumenreichen Rede- und Schreibweise der Zeit findet sich darin. Mit vieler Gelehrsamkeit und untermwegs angefallener Kenntniß giebt der Verfasser doch in natürlicher Sprache einfach und kräftig wahrheitsgetreuen und dankeswertheften Bericht über den Verlauf beider Reisen und die Zustände der in jener Geschichtsperiode aus glaubwürdigen anderen Quellen wenig oder fast gar nicht bekannten fernen Länder des Ostens. Seine Auffassung ist überall so sicher eindringend, wie seine Schilderung anschaulich; er stellt uns ein Bild Rußlands und Persiens vor Augen, welches bezeugt, daß sein Urheber ein Mann von ungewöhnlicher Schärfe der Sehkraft und hoher geistiger Bedeutung gewesen. Doch nicht nur das Wichtige und Fremde, was ihm begegnet, sondern auch die kleinen täglichen Erlebnisse der Gesandtschaft spiegeln sich in seiner Niederschrift wieder. Zweifellos bildete er die eigentliche Seele derselben und der fürstliche Rath Otto Brügemann nur ihr nach außen, an den Höfen die Ver-

tretung führendes Oberhaupt; wir ersehen, daß Olearius nicht selten starrsinnigen Mißgriffen und Anmaßungen desselben, der dem Vertrauen des Herzogs schlimme Enttäuschungen bereiten sollte, mannhaft Widerstand entgegensetzte, sogar in Israhän sich selbst, wie auch Fleming, mehrfach vor Gewaltthätigkeiten von Seiten Brüggemanns schützen mußte. Durch seine umfassenden Sprach- und Sachkenntnisse war er allein befähigt, die gewichtigsten Geschäftsverhandlungen zu leiten; seine außerordentliche Arbeitskraft ließ ihn kaum Glaubliches nach mannigfachen Richtungen bewältigen, und nicht ohne vollsten Grund legte die „Fruchtbringende Gesellschaft“ zu Weimar, als sie ihn später in ihren „Palmenorden“ aufnahm, ihm den Namen „Der Vielbemühte“ bei. Wenn aber die erklärte Absicht jener literarischen Vereinigung sich auf den Zweck richtete, „die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stand ohne Einmischung fremder Worte auf's Möglichste und Thunlichste zu erhalten und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Dichten zu befeißigen“ — so verdiente sicherlich Niemand zu jener Zeit bessere Aufnahme in solche, zu allen Zeiten für deutsche Lande wünschbare und nothwendige Gesellschaft, als Adam Olearius.

Aus seinem großen Reisewerke erfahren wir jedoch gleichfalls viel Eingehendes über das Leben und Handeln seines Freundes Paul Fleming; daß dieser oftmals sich durch seine Tüchtigkeit als Arzt unentbehrlich erwiesen und sich im höchsten Maße die allgemeine Achtung und Liebe der weitaus meisten, nicht zu Brüggemann haltenden Gesandtschaftsmitglieder gewonnen. Andererseits hat der Tagebuchbericht des späteren Reisebeschreibers der Nachwelt eine nicht unerhebliche Anzahl der besten Gedichte Flemings erhalten, welche voraussichtlich ohne diese Aufzeichnung nicht auf uns gekommen sein würden. Und auch das läßt die Niederschrift erkennen, daß der junge Dichter auf dem ersten Zug nach Moskau zumeist schweigsam und schwermüthigen Aussehens, wie selbst an einer schweren innerlichen Erkrankung leidend, dahingeritten ist. Nur den Grund dafür wußte Adam Olearius nicht in's Licht zu stellen, denn Fleming gab nicht Auskunft darüber; und daß ein weibliches Wesen den Anlaß für tiefe Gemüthsbedrückung eines Mannes zu bilden vermöge, konnte Dem nicht in den Gedanken gerathen, der eine besondere Würdigkeit der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ in ihrer grundsätzlichen Ausschließung aller, auch der höchstgeborenen „Frauzimmer“ aus dem Palmenorden gewahrte.

Es war eine weite, schwierige und beschwerliche Reise durch unwegsame und unwirthliche Gegenden bis nach Moskau, zumal da der Einbruch des Winters sich hinzugesellte und oft das Weitergelangen behinderte. So wurde es Frühling, ehe die Gesandtschaft in der Hauptstadt des Zaren Michael Feodorowicz eintraf, doch ohne ihn dort vorzufinden; und als er in sein Hoflager heimkehrte, hielt er die Boten seines holsteinischen Schwagers mit Beredungen und aufgestellten Anforderungen zurück, bis der Winter

abermals herannahte und sie aus Erfahrung selbst von der Heimkehr durch die schneebedeckten russischen Lande abstehen ließ. Dann als das Eis von neuer Frühlingssonne zu schmelzen anhub, sicherte der Zar den Gesandten für ihre Wiederkehr den erbetenen freien Durchzug und Unterstützung zur Weiterfortsetzung ihrer Reise nach Ispahan zu, doch unter Bedingungen, welche die Einholung der Genehmigung des Herzogs nöthig machten, so daß sie, ohne den Zweck ihrer ersten Sendung recht erreicht zu haben, im April nicht besonders frohgemuth den Rückweg nach Githland antraten.

Am wenigsten aber war Paul Fleming frohen Muthes, wie er es auch an keinem Tage zu Moskau gewesen. Wohl hatte manchmal die Hoffnung sich in ihm aufzurichten, das stete Wehgefühl in seiner Brust mit lieblich flüsternder Stimme zu beschwichten versucht, und seine gepreßt in einem Buch mitgeführte Rose blickte ihn täglich an, als ob auch sie sich mühe, ihm tröstliche Verheißung zu sprechen. Ihre Blätter waren zwar verdorrt, doch sie hatten voll die rothe Farbe bewahrt, und wenn er sich über sie beugte, kam ihm noch immer wie am ersten Morgen ein süßer Duft aus ihnen entgegen. So gingen ihm die langen Tage im Wechsel des tödtlichen Bangens und traumhaft ihn umschwebender Hoffnung.

Aber als nun an einem Juninachmittage die Thürme von Neval sonnenbeglänzt vor ihm in den Himmel stiegen, da sagten sie ihm schon aus der Ferne, daß alles Aufklaren eines Trostes in seinem Herzen nur ein trügerischer Schein gewesen sei. Er wußte, was ihn drüben erwartete, was seinem Leben bestimmt war, Elise Niehufen werde nicht sein Weib sein. Sich von dem Zuge trennend, ritt er nicht mit diesem zum deutlichen Gilbehause am Hafen hinab, sondern durch das nächste Stadthor der bekannten Straße zu. Da hielt er vor dem Niehufenschen Hause, das ihn lautlos, stumm und geisterhaft ansah; kein Gesicht blickte aus den Fenstern, kein Diener kam, dem absteigenden Reiter behülflich zu sein. Er schlang den Zügel seines Pferdes draußen fest und trat auf den Flur; ein ihm nur zu wohl bekannter Geruch von ärztlichen Heilmitteln füllte die Luft des Raumes, doch auch hier war Alles leer und leblos. Nur von der Treppe her ward jetzt eine Magd sichtbar, die der Ankömmling kurz ansprach: „Ist sie todt?“ Die Befragte hob verweinte Augen gegen ihn und erwiderte: „Noch nicht, Herr; aber der Arzt sagt, eh' es Abend wird!“

„So sehe ich sie noch lebend.“ Fleming sprach es vor sich hin und hieß die Magd, ihn in die Krankenstube zu führen. Er hatte nicht gefragt, wer im Sterben liege, sein Herz ließ ihn nicht daran zweifeln, und er hatte es zuvor gewußt. Daß ihr letzter Athenzug noch nicht vorübergegangen, war ihm fast noch wie ein unerhofftes Glück.

Er trat in ein großgeräumiges, für den von außen Hereinkommenden zuerst fast zwielichtdunkel erscheinendes Gemach; die Fenster waren dicht verhängt, doch die schräge Sonne stand drauf und erfüllte den Raum durch die Vorhänge mit einer wie von Goldfäden leicht durchwirkten Dämmerung.

Auf einer reich mit altem Schnitzwerk geschmückten Bettstatt lag geschlossenen Auges Elise Niehusen; ihr braunes Haar überfloß das Kissen wie mit dunklen Wellen, ihr Antlitz war den Linnen um sie gleich und ebenso die reglos hingestreckte schöne Hand. Am Bett befanden sich die Eltern und der Arzt, man sah, sie harrten auf das Ende. Die Mutter kniete, ihren Kopf gegen die Lade drückend, der Vater wandte den seinigen bei dem Aufklang der Schritte Paul Flemings. Sein Gesicht sprach keine Befremdung über das Hiereintreten desselben; wo der Tod wartend stand, hatte jede Förmlichkeit des Lebens geendet.

So reichte Heinrich Niehusen Fleming die Hand entgegen und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Ihr trefft uns in schwerer Stunde wieder; als Ihr fortzogt, war bessere. Schon zweimal haben wir so am Bette unserer Kinder gestanden und des Letzten geharrt, nun werden wir einsam sein in unserem Alter. Aber seid mir dennoch willkommen; in der Irre ihres hitzigen Fiebers hat sie in den letzten Tagen zum öfteren Euren Namen gerufen und laut gesprochen, als ob sie mit Euch rede. Daran gemahnt mich Euer Anblick, daß es mir ist, als gehörtet Ihr zu uns und feiet vom Himmel in dieser Stunde gesendet, mit uns ihres Hinscheidens gewärtig zu sein.“

Seine Stimme war leis erklingen, doch das Ohr der Mutter hatte sie dennoch vernommen; Frau Niehusen wendete ihren Kopf, nahm Paul Fleming gewahr, und mit einer plötzlichen Bewegung sich aufrichtend, stieß sie aus: „Ihr? O, Ihr seid auch ein Arzt — helft uns!“

Der anwesende Arzt indeß schüttelte den Kopf und versetzte gedämpft: „Hier vermag Menschenhülfe und die unserer Wissenschaft nichts mehr. Es ist bereits der Schlaf des Todes, der sie befallen, sie wird nicht daraus erwachen, noch ein Zeichen des Lebens mehr regen.“

Es blieb einige Augenblicke nach den Worten so lautlos still in der Stube, daß man die leisen, schnellen Athemzüge der Kranken vernahm. Da sagte plötzlich Elise Niehusen mit fiebernd helltöniger, doch laut verständlicher Stimme: „Nun ist es gut — nun ist mein Herzliebster gekommen.“ Und mit festgeschlossenen Lidern, wie zuvor, wendete sie tief-aufathmend das Gesicht auf die Seite, als lege sie sich zu ruhigem erquickendem Schlaf.

Reglos horchten alle; ihre Brust hob sich gleichmäßiger fort, das war noch nicht der letzte Schlaf, der nicht mehr erwachen läßt. Das Leben in ihr, das schon erloschen geschienen, begann sich noch wieder, als sei ihm ein Beistand gekommen, gegen den Tod zu wehren. Ab und zu bewegte sie in ihrer Bewußtlosigkeit ganz leise die Hand, wie wenn sie etwas Unsichtbares von sich abzudrängen suche. So blieb es länger als eine Stunde, das erwartete Aufhören des Athems trat nicht ein. Der gelehrte Arzt murmelte etwas von „absonderlicher Krisis“ und einer „vis vitalis juvenutis, non opinione praecepta“; er kannte Paul Fleming von dem

ersten Aufenthalt desselben in Reval als Collegen und stellte halbblaute wissenschaftliche Vermuthungen gegen ihn auf. Dann kam ein Augenblick, in dem seine Vorhersage, daß die Kranke den Tag nicht überleben könne, sich nicht bewahrheitete. Mit unheimlichem Schauer überrann es alle, wie die Sonne, hinter ein hohes Dach im Westen tretend, fast jäh das Goldlicht in der Stube hinsterben ließ. Doch statt mit diesem auszulöschen, richtete Elsabe ein wenig die Stirn in die Höh, schlug die Augen auf und sprach: „Warum ist es so dunkel? Weine nicht, Mutter — ich war todt — aber ich sterbe nicht. Nur die Sonne soll auch nicht sterben — sie ist so schön.“ Es klang irr durcheinander, allein doch mit einem Ton, der die leise erwachte Flamme der Hoffnung noch mit einem mehrtenden Anhauch traf; das letzte, halb unverständlich ihr von den Lippen Gekommene gab zu muthmaßen, daß sie sich nach Licht sehne, und Flemings Hand entfernte eilig den Vorhang am Fenster. Eine schöne, weiche Abendröthe fiel nun herein auf das farblos weiße Gesicht und in die groß aus bläulich umschatteten Hohlgaugen hervor schauenden Augen des Mädchens. Sie sprach nichts mehr und gewahrte Paul Fleming nicht, sondern sie tauchte dicht an ihm vorüber den Blick in das rothe Geleucht des Himmelrandes, und kaum merkbar war's, als suchte ein stilles Lächeln ihr sich um die Lippen zu legen. Doch dann fielen ihre Lider kraftlos wieder zu, und mit einem Seufzer sank der Kopf auf's Kissen zurück. Ihr Geist war nicht zur Besinnung gelangt; es hatte den Eindruck gemacht, nur ihre Seele habe sich mit einem kurzen Flügelschlag in die Weite gehoben. Der alte Arzt aber sprach: „Möge meine Wissenschaft und Erfahrung mich getäuscht haben, Herr Niehusen, wie nunmehr fast die Hoffnung sich mir aufgestalten will. Ich glaube, daß ich für heute mich an andere Lagerstätten von hinnen begeben darf, wo die ärztliche Hülfe zur Stunde dringlicher benöthigt wird, denn ich vermuthete, daß mein junger Herr Collega sich wiederum Curer Gastfreundschaft erfreuen mag und Ihr Euch seiner Objsorge, wo die Krankheit sie erheischte, versichert halten dürft.“

Dem stimmten die Eltern, sowie Fleming selbstverständlich auf's Bereiteste zu; es war den ersteren, als habe schon der Eintritt des jungen Arztes in's Zimmer die hoffnungsvolle Wendung in der Krankheit ihrer Tochter herbeigeführt, und sie faßten bittend nach seinen Händen, ihn zum Bleiben zu bewegen. Er wagte noch kaum einen Schimmer möglicher Besserung zu gewahren, es stand zu fest in seiner Ueberzeugung gewurzelt, daß er die Geliebte verlieren müsse; doch er ließ sich von dem Arzte eingehendsten Bericht über den Ursprung und Verlauf der schweren Erkrankung erstatten, dann setzte er sich, die Augen nicht von dem Antlitz Elsabes verwendend, an das Bett zurück. Ihr Schlaf war wieder ein oft von verworrenen Reden unterbrochener geworden, in Zwischenräumen faßte er ihre heiße Hand, nach der fieberschnellen Blutwelle des Pulschlagel zu fühlen. Hierbei nahm er gewahr, daß es daraus allemal wie mit einer Be-

schwichtung ihrer inneren Unruhe über sie kam und diese erst wieder anhub, wenn seine Hand sich von der ihrigen zurückzog. So behielt er nach dieser Erkenntniß dieselbe unausgesetzt in der seinigen, und die Stunden des Abends schritten über seine Krankenwacht hin. Frau Niehusen wollte ihm einen Imbiß bringen lassen, doch obwohl er auch am Mittag heut' keine Mahlzeit eingenommen hatte, lehnte er ihre Fürsorge dankend ab. Er hätte keine Speise zu berühren vermocht, sein Körper war nicht für ihn vorhanden, nur rastloses Umherdenken seines heilkundigen Wissens mischte sich mit dem bebenden Schlag seines Herzens.

Einmal allein verließ er für wenig Minuten das Bett. Olearius hatte ihn vergeblich in der Stadt gesucht und kam nun, um hier Nachfrage nach ihm zu halten. Es war bereits auf der Reise festgesetzt worden, daß eine Anzahl von Mitgliedern der Gesandtschaft die für sie unnöthige Seefahrt nach Kiel nicht mit antreten, sondern die Rückkehr der dem Herzog Bericht-Ueberbringenden zu Reval erwarten sollte. Paul Fleming erklärte jetzt kurz, daß seine ärztliche Pflicht ihm auferlege, sich den in der Stadt Zurückbleibenden anzuschließen, und wenn es sich auch nur um den gefährlichen Krankheitsfall eines Mädchens handelte, so betrachtete Adam Olearius ein solches doch insoweit der Menschheit zugehörig, als der Heilkunde allerdings oblag, auch die Lebenserhaltung eines Frauenzimmers zum Gegenstande ihrer wissenschaftlichen Bemühungen zu machen. So nahm er, da das Schiff gleich am nächsten Morgen unter Segel gehen sollte, für den Verlauf einiger Monate mit eifertigen besten Wünschen von Herrn Niehusen und Fleming Abschied, und der Letztere begab sich rasch an das Bett der Kranken zurück, um daselbe bis zum Morgenanbruch für keinen Augenblick zu verlassen.

Und lange noch blieb er so ohn' Unterlaß an die Stube gebannt, denn ungewiß schwankend verliefen die Tage. Oft nahm die nachfolgende Stunde wieder die tröstliche Aussicht, die von der vorausgehenden gebracht worden; das bleiche Gespenst, das man aufathmend verschleucht gewähnt, schlich sich unvermerkt durch die Thür zurück und stand plötzlich wieder, schweigsam aufgerichtet, wie wartend zu Häupten der Kranken. Diese lag fortwährend ohne Bewußtsein, erkannte, auch wenn sie einmal kurz die Augen aufthat, Niemand von den rastlos um sie Bemühten; es blieb auch erfolglos, daß ihre Eltern sie baten, den ihr verordneten Heiltrank zu sich zu nehmen, denn sie kam durch keine Regung der Aufforderung nach. Nur wenn Fleming sanft zu ihr sprach: „Trinket, damit Ihr gesunden mögt!“ öffnete sie sogleich die blassen Lippen und nahm die Arznei wie mit ängstlicher Hast. So durfte er, dessen Stimme allein Macht über sie übte, nicht länger als für kürzeste Frist von ihrer Seite weichen; zur Nacht streckte er sich nur auf eine Ruhbank im gleichen Raum, um jederzeit im nächsten Augenblick für eine Hülfeleistung bereit zu sein, und wenn Ermattung ihm flüchtig die Lider zum Schlaf zuschloß, war dieser so leichter

Art, daß die leiseste Regung von der Bettstatt her ihn verschleuchte. Inmitten einer Nacht einmal geschah's so, die Müdigkeit hatte ihn wohl etwas tiefer überwältigt, und ihm lag's im Ohr, ein Ruf habe ihn zum Erwachen gebracht. Doch wie er hastig an das Lager Elisabeths trat, regte diese sich nicht; nur als er zum Prüfen des Pulschlages nun ihre Hand faßte, bewegten die Finger derselben sich auseinander, tasteten suchend vor und flochten sich leise zwischen die feinigern hinein. Dazu kam ein unsagbar ruhvoller Athemzug von ihrer Brust her; der junge Arzt konnte seine Stellung nicht verlassen, denn sobald er seine Hand nur kaum merklich rührte, zogen die schmalen Finger sich haltend um sie zusammen. Aber dabei fühlte er, daß die Hitze aus ihnen zu schwinden begann, mählich wurden sie kühl und kühler, nach Stunden erhob sich die frühe Sommermorgendämmerung, und wie sie spielend über das Antlitz der friedlich von Schlaf umfangenen glitt, zeigte sie zum ersten Mal auf den Wangen eine ganz leise Färbung, nur einem Hauche gleich, doch wie erstes beginnendes Morgenroth eines neuen Lebens. Und als wie ein Goldpfeil ein erster Sonnenstrahl draußen die Luft durchflog, öffnete Elise Niehusen weit die Augen und sah mit voller Besinnung dem vor ihr Sitzenden in's Gesicht. Nichts Staunendes sprach aus dem Blick, nur eine wunderbare Freude, und als ob sie zu jeder Stunde Alles gewußt, was um sie und für sie von ihm geschehen, sagte sie leisklingend, doch fieberlosen Tones: „Nun müßt Ihr schlafen, auf daß Ihr nicht krank werdet, denn nur das wäre mein Tod.“

Die Thür ging auf und die unruhvoll in der Frühe von kurzer Nachtraft emporgeflogenen Eltern des Mädchens traten herein. Ein hoher leuchtender Glanz im Antlitz Paul Flemings sprach ihnen schon über die Schwelle entgegen, daß zum ersten Mal auch in ihm die Hoffnung sich eine freudige Wohnstatt bereitet habe, und mit halb stamme'nden Lippen sagte er: „Lasset uns dem Himmel danken, denn was eines Menschen Voraussicht fassen mag, spricht zu dieser Stunde, Eure Tochter wird leben.“

Das bewährte der Fortgang des Tages und immer mehr jeder, der ihm folgte; die tödliche Kraft der Krankheit war gebrochen, langsam hatte die Genesung begonnen. Nur Schritt um Schritt gedieh sie vorwärts, es war ein weiter Weg vom Rande des offenen Grabes, an dem das Mädchen hingebettet gelegen, bis zur vollen Wiedererreichung der Gesundheit. Auf's Aengstlichste hielt der junge Arzt alle Vorschriften der Heilwissenschaft zur Verhütung eines Rückfalls im Auge; doch mehr als aus dieser leiblichen Umjorge, erschien's, durchfloß seine Gegenwart, die Zwiegespräche mit ihm die Entkräftete mit neuer Lebensstärkung. Beide redeten indeß nie von den Worten, die ihre Lippen in der herblichen Abschiedsstunde gegeneinander ausgetauscht; Fleming erzählte der ausgestreckt vor ihm Ruhenden zumeist von seinen Erlebnissen und Wahrnehmungen im moskowitzischen Lande, und Elise hörte mit stillem Aus-

druck des Glückes zu. Wie ein schweigendes Einverständnis zwischen ihnen war's, nicht an der wechselseitigen Erkenntniß ihrer Herzen, die sie sich bei jener Trennung bekundet, zu rühren; nur wenn er in seine Erzählungen eines der Gedächtnisse einschaltete, die sich ihm zu Moskau aus zugleich seliger und bangender Brust aufgerungen, da blickten ihre Augen sich mit einem geheimen Grusse entgegen. Und nur einmal fragte eines Tages die Gesehene mit einem träumerischen Stimmenklang, nachdem sie eine Weile die Lider geschlossen gehalten: „Ist es schon Zeit, daß die Rose blüht?“ Er eilte in den Garten hinunter und suchte, doch der Sommer hielt späte Einfuhr in Reval, und er vermochte nur eine kaum eben erst sich färbende Knospe zurückzubringen. Die nahm Elise und lächelte: „Im Herbst blühen sie schöner, dünkt mich.“ Da sprang er wiederum auf, kehrte nach kurzer Frist mit einer gepreßten Rose und sprach: „Kennt Ihr sie? Ich habe sie behütet, wie der Himmel Euch, Ihr seht es an dem Roth, das ihre Blätter bewahrt, gleichwie es auf Eure Wangen zurückgekommen, Jungfrau. Nur die Thauperle, die im Kelche damals geleuchtet, ist draus geschwunden, denn sie ward zu tausend Thränen in meinen Augen.“ Stumm faßte Elise Niehufen die verdorrte Blume, hob diese gegen ihr Gesicht und erwiderte: „Ja, sie hat Euch nach meinem Auftrag geleitet, denn sie trägt noch Duft in sich, wie zu der Stunde, da ich sie Euch gab.“

Die Lippen behielten eine gewisse Förmlichkeit der Rede zwischen ihnen inne, nur hin und wieder sprachen die Augen anders als der Mund. Dann kam ein Tag, an dem Fleming die Stube verlassen mußte, da das Mädchen sich stark genug fühlte, mit Hülfe der Mutter zum ersten Mal aus dem Bett aufzustehen und sich anzukleiden. Er war nicht mehr der Arzt, sondern fast wie ein Fremder jetzt aus dem jungfräulichen Gemach ausgeschlossen, harrte er ihres Kommens in der Wohnstube. Dann trat sie herein und hatte das blaue Gewand angelegt, in welchem er sie zuerst auf dem Bildniß und in der Wirklichkeit gesehen. Sie schien während ihrer Krankheit noch um Einiges gewachsen zu sein, so hoch und schlank stand sie vor ihm, und das Kleid deckte ihre schmalen Füße nicht mehr, daß die Mutter äußerte, sie könne dasselbe fürder nicht mehr tragen. Nun reichte sie Paul Fleming die Hand und sprach: „Habet Dank, denn ohne Euch hätte ich diesen Raum nicht wieder betreten.“ Aber die Füße trugen sie noch nicht länger, und sie mußte sich niederlassen und bat: „Nun erzählet mir hier von dem, was Ihr erlebt und gesehen, bis ich noch besser zu Kräften gelangt bin, als heut'.“

Dergestalt gingen etliche Wochen weiter fort, in denen die Wiederherstellung des Mädchens sichtlich von Tag zu Tage rascher vorschritt. Während dieser Zeit vernahm sie zum ersten Mal von Fleming, daß er schon zuvor in Kiel bei Olearius ihr Bildniß gewahrt und daß dieses allein ihm den Antrieb zur Theilnahme an der Botschaft nach Moskau verliehen habe, weil er von der Fahrt über Reval geführt worden. Dunkel trug

Elisabe noch im Gedächtniß, wie auch sie in früher Kindheit über das große Wasser hierhergekommen und vordem eine Weile mit den Eltern in der Stadt Kiel gewohnt habe. Von derselben mußte sie jedoch nur Zweierlei mehr: daß sie einmal in einem an helllichem Tag wie nachtschwarzen Hause gewesen und drin auf dem Flur über etwas am Boden gefallen war; da hatte Herr Nlearius eine Thür geöffnet, sie weinend aufgehoben und zur Tröstung auf seinen Knien hin und hergeschaukelt. Sodann erinnerte sie sich noch an ein ihr etwa gleichaltes, blondhaariges Mädchen, das Agnete geheißt und mit dem sie zum öfteren auf einem Platz unter einem hohen Kirchthurm gespielt. Sie befragte Fleming, ob er bei seinem Aufenthalt in Kiel etwa von einer nun erwachsenen Jungfrau dieses Namens vernommen, da sie noch ein freundliches Andenken an dieselbe in sich trage und ihr gern einmal einen Gruß hinübersenden würde, doch sei der Geschlechtsname des Kindes ihr entfallen oder wohl nie bekannt gewesen. Das berührte den jungen Hörer seltsam und peinlich, ihm konnte kein Zweifel bleiben, daß sie von Agnete Burenäus geredet, mit der ihn das Leben gleichfalls, doch zu so häßlicher Enttäuschung verknüpft hatte. Aber davon konnte und wollte er nicht Bericht erstatten, und er leitete das Gespräch auf die erste der Erinnerungen Elisabes zurück, wie sonderbar es sich gefügt, daß Adam Nlearius sie einstmals als Kind offenbar in der nämlichen Stube auf den Knien gehalten, in welcher der Gast desselben um so Vieles später zuerst ihr Bildniß gefunden und betrachtet. Auf den Brettern war er gegangen, die auch ihr Fuß betreten gehabt; auf den Dingen umher, die er dort angeschaut, hatte auch ihr Blick verweilt. Sie alle hätten ihm von ihr zu reden vermocht, und dem Empfinden des jungen Dichters war's jetzt, als ob sie es auch wohl in ihrer stummen Sprache gethan. Ein geheimes Weben in jenem Raum hatte ihn mit der fremden Jungfrau im fernen Reval verknüpft, und so war er, namenlos und unbekannt, zur selben Stunde auch im Traume zu ihr hingetreten. Beide fühlten's, es gab einen geheimnißvollen Willen des Lebens oder der Liebe, den der Verstand sich umsonst zu erklären versuchte.

Das Wort Liebe jedoch war noch niemals von ihren Lippen gekommen, einzig aus den Augen klang es unhörbar auf. Als sei es eine wunderbare Herrlichkeit, das Wort nicht auszusprechen, saßen sie lange Stunden des Tages beisammen, über Bild und Traum und das von diesen beiden schon vor ihrer ersten Begegnung zwischen ihnen geschlungene Band miteinander redend, doch gleich Freunden oder Geschwistern, fast wie zwei große glückselige Kinder. Mit beglückten Augen sahen die Eltern des Mädchens stumm-erkennend auf die Unzertrennlichkeit und das innige Verständniß zwischen den beiden wunderbar von der Natur füreinander gebildeten, mit gleicher Schönheit des Leibes und des Gemüthes begabten Menschen; doch nie betraf ein Hinzukommender sie in vertraulicherer Haltung, als daß sie Hand in Hand redeten, wie Bruder und Schwester es wohl

gleicherweise thun gekonnt. Einmal hatte Paul Fleming, da sie wiederum über den seltsamen Traum Elsazes im Garten gesprochen, sie befragt, was er denn damals gethan habe, als er nicht die ihm dargebotene Hälfte des Apfels aus ihrer Hand genommen; es müsse doch wohl Böses gewesen sein, weil sie sich geweigert, es ihm kundzugeben. Bei der Frage indeß schüttelte sie wieder wie in jener Stunde den Kopf und entgegnete: „Meine Lippen fühlen sich noch nicht sicher und stark genug in's Leben zurückgekommen, um es Euch sagen zu können.“ Doch ihr Mund war außer Stande, ein schelmisch-glückhaftes Lächeln bei der Antwort zu beherrschen und ihre Augensterne sprachen leuchtend: „Fragt wieder danach zur rechten Stunde, da verschweige ich es nicht mehr.“

Eines Nachmittages aber kam Fleming zur gewohnten Zeit in die gemeinsame Stube und fand diese leer. Der Platz, den das Mädchen sonst stets, auf ihn harrend, einnahm, war unbesezt, doch ein Blättchen lag davor, drauf hatte ihre Hand geschrieben, sie fühle sich heute so gesund und stark, daß sie, ohne den Arzt drum zu befragen, ihrem Herzensverlangen nicht widerstanden habe, zum ersten Mal wieder in den Garten hinabzugehen. Mit einem geheimnißvoll-wundersamen Herzschlag durchbebt es plötzlich aus den wenigen Zeilen den Lesenden; hastig eilte auch sein Fuß die Treppe hinunter. Es war Julimitte geworden, und der nordische Himmel stand in seiner Hochzeit mit der Erde. Grünes Laub überwölbte alle Bäume und Gebüsche des großen Gartens, der Eilende schlug denselben Pfad ein, den er zum ersten Mal hier gegangen. Da hielt er, wie an jenem Tag den Fuß, denn wieder grüßten ihm von der nämlichen Stelle her die beiden hellen Farben entgegen, Lichtblau und liebliches Roth. Nur war das letztere jetzt nicht klein unbeschränkt, sondern der ganze Rosenstrauch stand von Blüthen überdeckt, und die schwanken Zweige beugten sich unter ihrer holden Last. Den blauen Schein aber verbreitete wie damals das Kleid Elsazes, das sie heut' noch wieder angelegt hatte, trotzdem es ihr zu kurz geworden. So saß sie genau wie an jenem Tage in dem stillen Gartenwinkel auf der niederen Bank, und die Sommer Sonne füllte Alles um sie mit goldenem Glanz.

Doch alles Schauen, Denken und Fühlen Paul Flemings in diesem Augenblick floß in ein Einziges zusammen. Die düstere Vorahnung seines Herzens war nicht zur Wahrheit geworden; wohl hatte sie ihm mit Recht schlimm und schwer Bevorstehendes verkündigt, aber nur tiefdunkler Schatten sich nach dem lieblichen Antlitz dort ausgestreckt, nicht die Nacht. Sie war wieder vor der Sonne entflohen, die Kraft der Sehnsucht, der Liebe stärker gewesen, als der Tod, und Elsabe Niehusen lebte.

Auch ihre vorgerichteten Augen sprachen es, jetzt wisse sie, daß sie ihres Lebens gewiß sei. Wie an einem Strahlenband zog ihr stummer Blick den Erwarteten heran, er trat auf sie zu und sagte:

„So war's, als ich Euch zuerst sah — nur ist's andre Zeit des

Jahres, denn es blühen der Rosen gar viele heut', und der Apfel mangelt dafür auf dem Tisch."

Aber wie er das Letzte sprach, kam's ihm, daß er, sich neben die Sitzende auf die Bank niederlassend, beifügte: „Mich bedünkt, es wäre wohl die Stunde, Jungfrau, daß Ihr meiner Frage Bescheid gäbet, was ich in Eurem Traume Unrichtiges hier gethan, als Ihr mir meine Hälfte des Apfels darbotet."

Sie hielten sich beide die Augen, bis an die Wimpern mit Glanz gefüllt, dicht zugewendet. So erwiderte das Mädchen mit Lippen, die eine wonnige Schalkheit umspielte: „Also wisset Ihr es wirklich nicht?"

„Wie fragt' ich dann? Ihr wisset ja, ich that's im Traume, dessen entsinnt man sich nicht mehr, wenn man wach geworden. Doch ist's mir, Ihr sagtet, ich hätte meine Hand gehoben —"

„Ja —"

So langsam entgegnete sie's, als wolle sie den Blick der ineinander gerichteten Augen, den Herzschlag der Brust noch zu einer traumhaften Unendlichkeit fortdehnen, und ebenso auch fragte Paul Fleming weiter:

„Was aber that dann meine Hand?"

„Gar Unglaubliches."

„War es auch gar Unlöbliches?"

„Das mochte wohl sein, doch im Traum erschien's mir nicht so."

Märchenhaft seliges Reden und Erwidern, Aug' in Auge. Nun sagte der von Glück Ueberwogte:

„Ich vermag nicht zu denken, was die Hand Arges vollbracht. Oder that sie etwas in solcher Weise?"

Sein Arm schlang sich sanft um den Nacken Elzabes, die lächelnd Antwort gab: „Man möchte glauben, Eure Hand wisse es dennoch."

„So lehrt sie mich wohl das Rechte, da ich es nicht weiß. Und dann — was that ich dann? Das mußt Du mich lehren, meines Lebens Leben —"

Doch nun hatte der zögernd anhaltende Schritt den Vorraum der Seligkeit durchmessen, die goldenen Pforten des Himmels selbst sprangen vor den Herangenahnten auf, ein Lichtstrom wie von tausend Sonnen brach aus ihnen hervor, daß Elzabe Niehusen die Augen fest zuschließen mußte und die Lippen darunter nur flüsternd erwiderten: „Dann, meines Lebens Leben, küßtst Du mich auf den Mund —".

* * *

Im ersten Octoberbeginn, genau um die Zeit wie zwei Jahre zuvor, nur diesmal aus dem Hafen von Travemünde, brach die glänzend ausgerüstete Gesandtschaft des Herzogs Friedrich von Holstein-Gottorp — von einem förmlichen Heere von Bagen und Dienern, Musikern, Feldtrompetern, Feldscherern, Uhrmachern, Handwerkern aller Art, Trabanten, Lakaien,

Röchen, Küchenschreibern, Schiffern, Bootleuten und Dolmetschern begleitet — zum andernmal auf, um in jezigem Zuge wirklich an ihr Ziel bis nach Ispahan an den Hof des jungen Schah Sofi zu gelangen. Wie sie — obwohl nach schwerer Gefährdung, da sie unterwegs auf der Dsisee Schiffbruch erlitten — in Reval eintraf, fand Adam Nearius höchlichst Unerwartetes im Hause seines Gastfreundes Niehusen, freudenvolle Eltern, eine selige Braut und glückstrahlend Paul Fleming an ihrer Seite. Der gelehrte Bibliothekar schüttelte darob wohl innerlich als über Unbegreifliches den Kopf; doch er wußte, daß der Genius des Dichters etwas mit der dementia in Verwandtschaft stehe, und allerdings fiel es ja für die erwünschte Fortdauer des Menschengeschlechtes gewissermaßen nothwendig, daß nicht alle Männer in dem höheren Stande der Ehelosigkeit beharrten. So zwang Nearius sich in wohlgelesener Sprache einen Glückwunsch zu dem Unabänderlichen ab; viel Zeit blieb ihm auch nicht, denn der Ausbruch der Botschaft zur Weiterreise war abermals schon für den nächsten Tag vorgesehen. Ebenso stand bereits seit Langem zwischen Fleming, seiner Braut und den Eltern derselben festgesetzt, daß er die Gesandtschaft wiederum als Arzt in's persische Land begleite. Er hatte dem Herzog gegenüber die Pflicht auf sich genommen, doch auch für mannigfache Kenntnißbereicherung in seiner Wissenschaft, wie für die Zukunftsgestaltung seines eigenen Lebens war diese Theilnahme an dem Zug nach Ispahan unfraglich höchst wünschenswerth und bedeutungsvoll. Sie trug ihm zugleich mit der Gunst des Fürsten reichhaltigen Lohn, und zweifellos wuchs durch den Aufenthalt unter den sagenhaften Wundern des Morgenlandes sein ärztlicher Ruf in der Heimat, so daß er nach seiner Rückkehr sich mit sicherster Erfolgssicht in einer größeren deutschen Stadt zur Ausübung der Heilkunde niederlassen und Elise bald dorthin als sein junges Weib zu sich holen konnte.

Wohl war's ein schmerzlicher Abschied beim Davonritt, doch gar anderer Art, als um zwei Jahre zuvor. Kein banger Schatten überdunkelte den Augen des Fortziehenden diesmal das Antlitz der Geliebten, keine ahnungsschwere Angst durchzitterte ihm das Herz. Leuchtend in junger Pracht der Gesundheit an Leib und Seele, stand sie bei der Trennung vor ihm, und er mußte, so finde er sie wieder. Er hatte sie gebeten, nach dem Abschied an den Steintisch im Garten zu gehen; als sie den Schritt dorthin gewandt, fand sie, mit der letzten Herbstrose des daneben stehenden Strauches bedeckt, ein Blatt, auf das er erst vor wenigen Minuten geschrieben:

„Ade, o Platz, den Göttern selbst begehret,
 Der Du sie mir so vielmal hast gewähret,
 Sei tausendmal, sei tausend, tausendmal
 Begrüßt! Du bleibst in Lust, ich leb' in Qual!
 Ihr Bäche, Büsche, Gärten und Gesäuber,
 Und was ihr hegt; ihr schönen Lenzesbilder,
 Du Sommerlust, Du Herbst, Du Winterzier,
 Zu guter Nacht! Ich scheid': ihr bleibt bei Ihr!“

Von der Stadt dahin ritt nun der junge Dichter, diesmal auf dem Wege gen Narwa, neben Olearius entlang, der ihm von Manchem berichtete, was seit dem ersten Fortgange der Gesandtschaft zu Kiel geschehen. Der Herzog hielt Tag und Nacht die Gedanken auf sein großes Unternehmen verwandt und traf bereits alle für dasselbe zur Zeit möglichen Vorbereitungen. Nur mit dem Beginn des Canalbaus wollte er noch bis zum Einlauf der Nachrichten aus Ispahan zuwarten, doch hatte man schon angefangen, die Lagerhäuserreihe zwischen dem Markt und der Nicolaitirche zu errichten, und es sollte ihnen der Name der „Persianischen Häuser“ beigelegt werden. Auch von mancherlei Persönlichkeiten erzählte Olearius, unter anderen von dem Magister Basilius Becker, daß dieser durch seine Kenntnisse und klugen Rathschläge inzwischen noch außerordentlich in der fürstlichen Gunst emporgestiegen sei und sich fast beständig in Kiel aufhalte, ohne daß indeß Paul Fleming auf solche Mittheilungen mehr als mit einem halben Ohr hinhörte. Seine Aufmerksamkeit ward erst in etwas geweckt, wie der Sprecher in Erwähnung brachte, der Magister Becker sei, wie man rede, schon seit Jahren nunmehr Brautwerber um die Tochter des Bürgermeisters Burenäus, und man rechne ihm allgemein dies in der Stadt als einen hohen Beweis seiner christlichen Sinnesart und scheulosen Handelns nach den göttlichen Geboten an, da die Benannte eine schwere Schädigung ihres jungfräulichen Rufes erlitten habe. Welcher Art die letztere gewesen, wußte Olearius nicht anzugeben und hatte er auch nicht weiter erfragt, nur daß sie in einem übelberufenen Hause bei nächtlicher Zusammenkunft mit einem Manne betroffen worden. Seitdem betrete niemand vom weiblichen Geschlechte aus den wohlangesehenen und ehrsamten Ständen mehr das Haus ihres Vaters, und sie verbringe ihre Lebensstage fast gänzlich nur auf sich selbst belassen, in einsamlichster Weise auf ihrer Stube. Trotz alledem aber weise sie die Bewerbung des Magisters Becker in hartnäckiger Bethörung zurück, und dies machte wohl den Grund aus, weshalb Adam Olearius dem Thun und Treiben eines Frauenzimmers in so ausführlichem Maße Worte vergönnte. Denn es ging ihm daraus ein Vollbeleg für die untergeordnete geistige Naturbegabung des generis feminini hervor, da die mangelnde Vernunft der Beredeten nicht einmal im Stande sei, zu erkennen, daß sie einzig durch ihre Verhehlchung mit einem sogar auch am Hofe angesehenen Manne sich von der auf ihr lastenden Bescholtenheit zu erledigen und eine achtbare Stellung zurückzugewinnen vermöge.

Es erhellte aus den Mittheilungen des Erzählers als zweifellos, daß diesen, sowie die öffentliche Kunde in der Stadt Kiel keine Ahnung berührte, wer Derjenige gewesen sei, mit dem Agnete Burenäus so nächtlicher Weile zusammenzukommen getrachtet. Das gereichte Fleming zu erfreulicher Beruhigung, und er wendete seine Gedanken rasch von dem in ihm aufgeweckten häßlichen Erinnerungsbilde wieder auf das lieblichste seines Lebens, das jetzt in dem trauten Garten zu Reval, sein Herz als Eigenthum bei sich behaltend, zurückblieb.

Von dem letzteren giebt uns manche Zeile in Adam Olearius' „Persianischer Reisebeschreibung“ Nachricht. Wir ersehen draus, daß Paul Fleming zum zweitenmal als ein gar Anderer gen Moskau und weiter nach Ispahan zog, als er zuerst des nämlichen Weges geritten. Spräche das Buch es nicht oftmals geradezu, so klänge es uns schon genugsam aus den andersgearteten Gedichten entgegen, welche der Reiseberichtersteller von dieser zweiten Fahrt aus Mund und Feder seines jüngeren Freundes für die Nachwelt erhalten hat. Sie jubeln wie Vogelgesang des Frühlings, der auch sehnsuchtsvoll aufstönt in sorgloser Seligkeit, oft jugendübermüthig von allzureichem und leuchtendem Glück. Manche der jauchzenden Verse fandte der junge Dichter auch, wenn eine Möglichkeit sich bot, in Briefen nach Neval, von denen die meisten, als ob ein schützender Geist sie unter sein Geleit genommen, wenn auch oft lang umirrend, zuletzt doch aus der weiten Ferne glücklich und beglückend ihr Ziel erreichten. Selbst ein kleines Päckchen, dessen Inhalt er in einem der morgenländischen Bazare Ispahans angekauft, vertraute er einmal der ungewissen, doch ihn nicht täuschenden Weghoffnung. Frühling war's, als er den kleinen wohlverwahrten Behälter davonsendete, und Herbst wieder ward's, bevor Elsabe Niehusen ihn im Garten neben der letzten Rosenblüthe öffnete. Da fiel ihr draus ein köstlicher Goldreif mit grünleuchtendem Smaragd in die Hand, und ein Blättchen, das ihn umhüllte, sprach:

„So reise denn auch du, du freundlicher Smaragd,
 Zu meiner Freundin hin, und lasse dir behagen,
 Daß eine solche Hand dich fürderhin soll tragen,
 Die auch, wie keusch du bist, dich doch noch keuscher macht.
 Sei um sie, wenn sie schläft, sei um sie, wenn sie wacht!
 Oft wird sie dich von mir und meiner Liebe fragen:
 Halt' anderer Steine Brauch, die nichts nicht wieder sagen,
 Schweig', was du siehst und hörst, und nimm dich selbst in Acht!
 Geschleicht es etwan dann, daß lieblich in Gedanken
 Sie einen Kuß dir reicht, so heb' ihn auf für mich
 Bis morgen gegen Nacht. Und wollten etwan sich
 Die Lüfte, die es sehn, hierüber mit dir zanken,
 Und mir ihn bringen eh', als ich mich stellet ein,
 So send' ihn mir durch sie und laß es heimlich sein.“

Gleichfalls kamen dann und wann nach langer Umwanderung in Flemings Hand Grüße vom Ostseerand des finnischen Meerbusens.

Doch wenn auch keine solche Boten mit den Wolken, die der Nord und der Süd trieb, daher und dahinzogen, um die Harrenden schlug keine dunkle Sorge die Schwingen. Paul Fleming wußte jetzt, der Geliebten drohte nichts mehr, er werde sie wieder finden, wie er sie verlassen; und Elsabe hangte nicht vor den weitberufenen schönen Frauen des Morgenlandes, denn sie trug, gleich einem Talisman auf ihrer Brust ein von dort-her zu ihr geflattertes Blättchen, darauf geschrieben stand:

„Ein getreues Herze wissen,
 Hat des höchsten Schazes Preis;
 Der ist selig zu begrüßen,
 Der ein treues Herze weiß.
 Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
 Denn ich weiß ein treues Herze.“

Lieblich klang es selbstverständlich dem lauschenden Ohre der Liebe; aber es erheischt Kenntniß der schwülstig-geschmacklosen, unertragbaren Art fast aller Dichtung der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, um die frische Natürlichkeit und den neuen Wohlklang der deutschen Sprache ganz zu empfinden, mit denen die Lieder Paul Flemings auch in das Gemüth jedes fremden Hörers eindringen.

Der Aufenthalt der Gesandtschaft in Persien zog sich weit in die Länge. Der junge Schah Sofi, verschwenderisch, vorthellsüchtig und geldgierig, zeigte sich in der Hoffnung auf reichhaltigen Gewinn dem Plane des deutschen Fürsten wohl zugeneigt; aber fast in stätiger Trunkenheit befindlich, war er selten für eine Verhandlung zurechnungsfähig und leistete weder Bürgschaft für längere Andauer seines Lebens, noch für eine Sicherung seiner Zusagen.

Noch weniger verhießen in dieser Richtung die trostlosen, außerhalb der Hauptstadt Ispahan fast gänzlich verwahrlosten Zustände des Landes. Wilde Steppenvölker brachen plündernd und verheerend über die unbehüteten Grenzen; wenn der Schah, wie zu vermuthen stand, in nicht ferner Zeit seiner Trunksucht erlag, ging die Thronfolge auf seinen noch in unmündigstem Knabenalter stehenden Sohn Abbas über, und in diesem Falle waren Kriege um die Herrschaft beinahe mit Gewißheit vorauszusehen. Dennoch gelang es der klugen Einsicht, Ausdauer und Thatkräftigkeit des Gesandtschaftssecretärs Olearius, als des eigentlichen Leiters der Unterhandlungen, ein für die Lage der Dinge nicht unbefriedigendes Ergebnis herbeizuführen.

Dies machte auf dem Rückwege auch in Moskau wiederum ein längeres Verweilen zur Ordnung dort erforderlicher Vertragsabschlüsse nothwendig, und so kam das Ende des Maimonats des Jahres 1639 heran, bevor die Reisenden wieder in die Stadt Reval einzogen. Ueberall hatte der Gesandtschaftsleiter Brüggemann seine Kunst aufgeboten, möglichst lange, absichtliche Verzögerungen herbeizuführen, weil er sich aus guten oder vielmehr übelsten Gründen vor der Rückkehr nach Kiel und Rechenschaftslegung bei dem Herzog scheute. Aus solchem Zusammenkommen waren denn mehr als drei Jahre vergangen, wie Paul Fleming seine Braut wieder in die Arme schloß; doch obwohl sie jetzt nicht mehr im ersten Alter des Ueberganges vom Kinde zur Jungfrau stand, hatte sie sich dennoch völlig unverändert in der einem Frühlingssorgen gleichenden Lieblichkeit ihres Antlitzes und Wesens erhalten. Nur zeigte ein Kleid, das

sie sich zum Empfang wieder aus licht'auem Stoffe angefertigt, das unter ihm Verborgene höher und reicher aufgeblüht; das erste blaue Gewand, in welchem Fleming sie vor fünf Jahren angetroffen, wäre heut' eine Knospenhülle gewesen, die der entfalteten Rose nicht mehr entsprochen.

Gleich der verhüllten Schönheit des Mädchens aber war, vom Thau der Sehnsucht genährt, während der langen Trennung die Liebe im Herzen Beider noch reicher zur Blüthe angewachsen, und Augen und Lippen gaben sich selig-verschwiegen Kunde davon. Sie sprachen sich den Schluß eines Sonnettes, mit dem der junge Dichter einmal eine Hochzeit gefeiert:

„Ihr, balde Frau und Mann,
Erkennt des Glückes Günst! Luft, Himmel, Sonne, Felber,
See, Quelle, Gärten, Fels, Thal, Auen, Berge, Wälder,
Die stimmen euch ikund ein süßes Brautlied an.“

Nur kurze Aufenthaltsfrist fiel den Gesandten in Reval vergönnt, sie mußten bald wieder aufbrechen, dem ungeduldig wartenden Herzog Meldung zu erstatten, und auch Paul Fleming durfte sich von der letzteren nicht ausschließen. Die Gestaltung seiner Zukunft, das Verlangen des Brautpaares selbst erheischten gleichfalls seinen baldigen Wiederfortgang. Er wollte auf der niederländischen Universität zu Leyden den medicinischen Doctorgrad erwerben und sich danach in der großen Stadt Hamburg zur Ausübung seiner Wissenschaft niederlassen. Dann im ersten Beginn des nächsten Frühjahrs kam er zu seiner eigenen Hochzeit hierher zurück und führte seine junge Frau mit sich nach Deutschland.

Herrlich waren die kurzen und doch eine Unendlichkeit des Liebesglückes umschließenden Frühlingstage, welche gegenwärtig die Beiden, zum meist in dem holdvertrauten Garten, vereinigt hielten. Um die Jahreszeit war's, in der vor drei Jahren Fleming bei der ersten Rückkehr von Moskau Elzabe Niehusen wie im Sterben liegend gefunden; doch jetzt fiel kein leisester Schatten in die lachende Sonnenwelt ihrer Zukunft hinein.

Oft redeten sie freudig von dem unheimlich-ahnungsichweren Bangen, das der Scheidende damals mit auf den Weg genommen und welches ihm das Wort der Liebe auf den Lippen zurückgebannt gehalten. Dann lachte Elzabe wohl übermüthig:

„Du siehest, ich hatte mich mit dem Apfelfern nicht der Unterwelt anvermählt — oder mußt Du's auch fühlen, um Glauben daran hegen zu können?“

Und ihre Lippen überzeugten ihn ohne Worte davon, doch ernsthafter fügte sie nach:

„Wir tragen allzeit das Gleiche in uns, und mir war es so in meiner Genesung, daß ich noch nicht wagte, auf das Glück zu hoffen. Drum sprach mein Mund nicht von ihm, bis Du mich wieder hier auf der Bank fandest; nur den Augen konnte ich es nicht gebieten, zu schweigen, denn das reicht wohl über Menschenkraft.“

Und Braut und Bräutigam blickten sich an, und die Augen redeten wiederum mit sehnjuchststiefem Glanze, was auch jetzt der Mund noch verschwieg.

Die Rosen blühten noch nicht, doch Fleming hatte aus Ispahan die Zwiebel einer bis dahin in Keval, wie in ganz Deutschland unbekanntem Blume mitgebracht, die nach ihrer goldrothen, turbanähnlichen Blüthe dort „die Blüthe des Schah“ oder „Kaiserkrone“ benannt wurde. Die pflanzten sie selbänder in den Boden des Gartens ein; wenn der Frühling sich zu regen beginne, sagte der kundige Ueberbringer der Pflanze, da schlüpfen die ersten grünen Spitzen aus der Erde, überaus hurtig wachsend und sich zu Knospen entwickelnd. Doch bevor diese aufgebrochen, sei er schon hier, und beim Hochzeitsfeste solle Elzabe die blühende Kaiserkrone an der Brust tragen, zum Symbole, daß sie seines Herzens Krone und Kaiserin sei.

Dann kam der Tag, an dem das Schiff zur Abfahrt bereit lag. Mit ihren Eltern geleitete die Braut den Fortziehenden an Bord, zum letzten Mal hielten sich ihre Hände. Doch lächelnd sagte Paul Fleming:

„Das ist keine Trennung mehr, wenn man schon in's moskowitische und persianische Land voneinander gegangen. Da gleicht die Ostsee nur einem Bächlein, über das man hinüber und herüber hüpfet.“

Die Rogge bauschte die Segel, und vom Glück der sicheren, seligen Zukunft leuchtend, grüßten die Augen Elzabe Niehusens der langsam entschwindenden nach.

* * *

Um die Junimitte trafen die Weiterreisenden wieder an ihrer Ausfahrtsstätte im Hafen von Travemünde ein und nahmen von hier ihren Weg durch's Wagrische Land nach Kiel, wohin der Herzog Friedrich zu ihrem Empfang vom Gottorper Schloß gekommen. Doch schon vor'm Holstenthore ward ihnen ein anderer Empfang bereitet; die Kunde ihrer Rückkunft war ihnen vorangeeilt, und viele Hunderte erharreten sie zur ersten Bewillkommnung. Darunter befanden sich an der Spitze der städtischen Honoratioren nicht nur selbstredend der Bürgermeister und die Rathsherrn, sondern auch, als oberster Vertreter der Geistlichkeit, der Hauptpastor an der Nicolaikirche. Jedoch benannte dieser sich nicht mehr Magister Peter Crüger, der bereits vor zwei Jahren das Zeitliche gefegnet und von dem Poeta laureato Caesarico Rudolph Burenäus in einem griechischen Epitaph nach Verdienst seiner vielen Tugenden gepriesen worden war. Vielmehr hieß sich der ihm nachgefolgte, von der Gemeinde erwählte und vom Herzog bestätigte gegenwärtige Hauptpastor der Nicolaikirche Magister Christoph Basilius Becker, seit dem Abscheiden seines Vorgängers zugleich schon die Stellung des fürstlichen Hofpredigers bekleidend. Als Rathgeber Serenissimi, höchster geistlicher Würdenträger der Stadt und als ein bedeutjamer Mann, dem nach seinen Gaben auch gegeben worden, stand er in höchster öffent-

licher Achtung, und es verwahrte sich Jeglicher, niemals Uebles von ihm gedacht, geschweige denn geredet zu haben. Er war unverehelicht, denn seitdem er zum Hauptpastor vorgeschritten, hatte er von seiner stets gleichermäÙig erfolglos gebliebenen Werbung um Agnete Burenäus abgelassen; und das einzige nicht zu seinem Preise Dienende, was Einer unter vier Augen über ihn zu äußern sich unterfing, bestand in der Muthmaßung, er habe zuvor wohl nicht lediglich aus christlichem Erbarmen um die bescholtene Tochter des Bürgermeisters angehalten, sondern auch ein Augenmerk dabei auf das beträchtliche Vermögen desselben gerichtet gehabt. Solcher Rücksichtnahme hatte seine reiche Pfründe ihn nunmehr entledigt, und er schien zur Erkenntniß der größeren Gottgefälligkeit des ledigen als des ehelichen Standes vorgezogen, denn er bewarb sich weder mehr um Agnete Burenäus, noch um eine sonstige Tochter der Stadt.

Als die Gesandten in großem Geleite jetzt von der Ausmündung der Holstenstraße dem Eingang der SchmiedestraÙe zuritten, hielten sie unwillkürlich ein Weilchen an, da sie den früheren geraden Uebergang versperrt fanden und um ein Weniges zur Linken auf den Marktplatz hin ausbiegen mußten. Zwischen diesem und der NicolaiKirche erhob sich die fertig gestellte Reihe der „Persianischen Häuser“, jedes dem anderen an Größe und Bauart gleichend, alle dem Markt zu im Erdgeschoß mit offenen Bogenhallen versehen; in der Mitte führt ein Schwibbogen zur Kirche hindurch. Sie standen leer und blickten gewissermaßen fremd-absonderlich in ihre Umgebung drein; man sah ihnen an, daß es eine besondere Bewandniß mit ihnen haben müsse. Am Eigensten gerieth dies den heimgekehrten Mitgliedern der Gesandtschaft in's Gefühl. Es bildete gleichsam eine Verkörperung des von ihnen betriebenen geistigen Werkes, in Holz und Stein hier aus ihrer Thätigkeit im fernen Morgenlande aufgewachsen, und als ein Gedächtnißmal derselben für kommende Jahrhunderte standen die Häuser da. So wandten die Anhaltenden zu ihnen ein Weilchen in stummer Betrachtung die Augen hinüber, dann ritten sie weiter dem Schlosse zu, wo der Herzog sie zu feierlichem Empfang erwartete.

Noch eigener aber ward es Paul Fleming zu Sinn, als er nach der Aufwartung bei Seiner Gnaden mit Olearius seine alte Wohnung wieder aufsuchte, in das dunkle Haus, dann in die Stube des letzteren eintrat und als Erstes das Pastellbildniß seiner Braut aus dem Winkel hervorhob. Was Alles lag zwischen diesem Augenblick und jener Abendstunde, in der er das kleine Bild hier zum ersten Mal in den Händen gehalten! Eine Welt, ein Leben — eine wirkliche fremde Welt, tödtliches Bangen und unsagbares Glück. Lange betrachtete er schweigend die vom Maler wiedergegebenen Züge der Geliebten. Ja, sie waren ähnlich, sehr ähnlich, aber doch nur wie ein gemalter Himmel dem wirklichen eines Maienmorgens gleich. Wie seltsam sah das lichtblaue Kleid ihn an, das die Schultern Elsabes bedeckt, als sein Arm sie zum erstenmal umschlungen; er glaubte

den weichen Stoff unter seiner Hand zu fühlen. Ja, so würden ihre hellen Augen in die seinigen blicken, wenn er jetzt plötzlich zu Neval im Garten vor ihr stände — nein, nicht so, auch das war nur ein matter, armer Abglanz des Lebens. Das stumm-geheimnißvolle Sternenlicht der wortlos redenden Liebessehnsucht in den Augen hatte der Stift des Malers nicht von dem Pergament aufleuchten lassen gekonnt. Und das Alles, Alles war sein, wurde es ganz, wenn der Frühling zurückkam! Und plötzlich hörte er den Silberton ihrer Stimme im Ohr, nicht wie Sinnes-täuschung der Erinnerung, sondern um ihn, dorthier, überall, aus jedem Winkel. Der Boden, die alten Wände hatten den Klang bewahrt und ließen ihn aufstöhnen, denn hier, in diesem selben Raum hatte sie ja lebend als Kind einmal gestanden, gesprochen und gelacht. Es war zu viel für die Phantasie, für den Herzschlag des Dichters — er vernahm deutlich draußen vor der Thür ein Schluchzen, und er flog auf den dunklen Gang hinaus, an den wunderlichen Balken am Boden des finsternen Weges. Da lag die kleine Elsabe Niehusen drüber gestolpert, und er hob die Weinende auf, trug sie in die Stube zurück, schaukelte sie tröstend auf seinen Knien und streichelte ihr die Wangen. Aber sie wuchs ihm empor, schneller und schneller, immer größer und lieblicher, und nun schlang er die Arme um sie zusammen. Ach, um ein Traumbild, um leere Luft!

Das Verbleiben Flemings in Kiel war kein langes; er hatte dem vorderhand ganz mit den geographisch-politischen Ergebnissen der großen Reise beschäftigten Herzog keine Mittheilungen von besonderster Wichtigkeit zu übermachen und erhielt gnädigste Entlassung aus dem fürstlichen Dienst mit einer Einladung zu späterer längerer Wiederkehr, um als Gast des Schlosses seine dichterische Auffassung der Natur und des Menschenlebens in Persien zur Darstellung zu bringen. So rüstete er sich schon nach einigen Tagen für den nächsten Zweck seines eigenen Seins zum Aufbruch nach Leyden; am Morgen des Reisetages kam es ihm jedoch noch mit einer poetischen Anwandlung, daß er das Bild Elsabes von der Wand herabnahm und mit demselben das Haus verließ. Er wollte die Persianischen Häuser noch einmal in ihrem Innern betrachten und seine Braut sollte ihn dorthin begleiten, wie sie ihm in seinem Herzen überall in Persien selbst das Geleit gegeben. Ein Antrieb war's, der für Adam Olearius, seiner hohen Gelehrsamkeit zum Troz, zweifellos vollkommen unverständlich gewesen sein würde, und Rector und Conrector des neu aufblühenden Gymnasiums zu Bordesholm hätten vermuthlich darüber auch als über „puerilia“ die vernünftigen Köpfe geschüttelt. Aber die Dichter haben zu allen Zeiten etwas von großen Kindern gehabt, und wenn dazu die Liebe ihnen einen Elfenreigen im Kopf und Herzen getanzt, da haben sie auch wohl „kindische Dinge“ getrieben, von denen dann zum Glück die Mit- und Nachwelt nichts erfahren. Und Jahrhunderte sind auch glücklich drüber vergangen, ohne der letzteren eine Ahnung von dem Knabenthun Paul

Flemings zu übermachen, daß er Elfabe Niehusen in effigie mit sich genommen, um sie mit ihm zusammen die Persiantischen Häuser anschauen zu lassen. Dann mußte es eines Tages, allerdings durch seine Unvorsichtigkeit und durch die Wißbegier eines anderen Knaben, der sich in ein altes Bild verliebte, doch noch herauskommen.

Denn als er nun so durch die leeren Lagerräume hinwanderte, welche in Zukunft die Schätze des Morgenlandes auf ihrer Handelsraft in Kiel beherbergen sollten, und in das letzte, nach dem Eingang der Holstenstraße hinüberblickende Eckhaus gerichth, da waren ihm allerhand sich aneinander reihende Gedanken durch den Kopf gegangen. In Wirklichkeit nämlich hatten seine Augen prüfender auf dem Bilde verweilt, als auf den Einrichtungen der Persiantischen Häuser, und er hatte mehr an seine Braut gedacht, als an die künftigen Reichthümer zwischen den wohlgebauten Wänden um ihn. Er war ein wenig rastbedürftig, und da am Fenster des letzten Hauses noch eine vergessene Bank stand, setzte er sich darauf. Dabei aber kam's ihm, daß er die Hinterwand des Bildrahmens ablöste, sein von der Reise her stets bei sich geführtes Taschendintenzug hervornahm und auf die Rückseite des Pergamentes Dasjenige niederschrieb, was sich ihm im Kopf zurechtgestaltet. Das war das in seiner Gedichtsammlung unter dem Titel „Auf Ihr Bildniß“ forterhaltene Sonnett; und als er die Schlußverse beendet:

„Das schönste/ das man wünscht/ gehöret noch hierzu:
Entwirr'stu ihren Leib/ so mahl' auch drein ihr Leben!“

da setzte er drunter:

„Geschrieben im vordern Eckhaus der Persiantischen Häuser/ zu Kiel.
MDCXXXIX.

Diß Bildniß gang so befunden/ wie dermals vermeynt.“

Es befand sich niemand außer ihm in dem leeren Raume; allein dennoch hatte ein Menschenauge ihn während des Schreibens gewahrt und lange in stummem Blick gehalten. Dem Fenster des Eckhauses nah und grad gegenüber befand sich die Wohnung des Bürgermeisters, aus ihrer Stube sah Agnete Burenäus Paul Fleming auf der Bank sitzen. Sie hatte schon gewußt, daß er in die Stadt zurückgekommen sei, und seit manchem Jahr schon war ihr in dunkler Empfindung aufgegangen, gleich wie sie an jenem Abend ohne Schuld und Makel in das schlimme Haus gekommen, so möge der junge Dichter, den sie so tief im Herzen und Gemüth getragen, in ähnlicher Weise dorthin gerathen sein. Wie dies geschehen sein könne, wußte sie sich zwar nicht zu erklären, denn sie hatte nicht gewagt, eine Erkundigung in dem Hause oder sonst bei irgend Einem einzuziehen, überhaupt nie gegen einen Menschen den Mund zu einem Wort über das damals Geschehene geöffnet. Doch wie sie das schöne, edle Antlitz Flemings drüben nun vor sich schaute, kam es ihr mit voller

Ueberzeugung, daß an ihm in Wahrheit so wenig Häßliches und Unreines haften könne, wie an ihr. Sie ging plötzlich davon und klopfte an die Stubenthür Hinrich Weghorsts, der vor Kurzem die Magisterwürde erworben, doch sein Amt als Hofmeister der Brüder Agnetes noch fortverwaltete. Auch gegen ihn hatte sie niemals eine Aeußerung über den Anlaß des Makels, der sie im Gerede der Stadt belastete, gethan; doch er war der Einzige, bei dem sie auch keiner Rechtfertigung bedurfte. Er trug keine gewonnene Ueberzeugung ihrer Schullosigkeit in sich, sondern sein Herz hatte vom ersten Augenblick gewußt, daß sie sich nicht unsittsam vergangen haben könne. Nun rebete sie ein kurzes Weilchen mit ihm, dann verließ Hinrich Weghorst rasch das Haus und trat gleich darauf in den Raum ein, wo Fleming eben sorgsam das Bild wieder in den Rahmen einfügte. Der Ankommende begrüßte mit hoher und freudiger Achtung den jungen Dichter, der sich Weghorsts ebenfalls noch wohl erinnerte; dann zog der letztere eine zarte blaßbläuliche Feder hervor und sagte:

„Entfinnet Ihr Euch noch, Herr Fleming, daß eine Möwe am Strande unseres Hafens diese Feder vor Euren Fuß herabwarf? Ihr hobet sie vom Boden, reichtet sie einer Jungfrau dar, die neben Euch schritt, und sprachet, es habe nach Eurem Fürhalten der Himmel dies Angebinde wohl nicht für Euch, sondern für Eure Begleiterin bestimmt gehabt. Wie Ihr schauet, hat selbige Eure Gabe treulich aufbewahrt und sendet durch mich Euch deß zum Zeichen die Feder als einen Gruß, um Euch alter Tage und guter Freundschaft zu gemahnen.“

Es kostete Hinrich Weghorst wohl einen Kampf schwerer Selbstüberwindung, solchen Auftrag an Denjenigen, der das Herz Agnetes besaß, auszurichten; doch so muthlos er für sich selbst war, so tapfer war er für sie und brachte seine Worte ohn' unschlüssiges Stocken sicher zu Ende. Paul Flemings Stirn aber überzog aus ihnen ein Schatteneinfall; er verstand gar wohl die Absichtskundgabe der dargebotenen Feder, daß sie ihn zu einem Vorkehren im Burenäus'schen Hause bewegen sollte, und er entgegnete rasch:

„Ich entsinne mich wohl, Herr Weghorst, daß ich Diejenige, die Euch mit diesem Gruß gesendet, an dem Tage, von dem Ihr gesprochen, zum letzten Mal gewahrt. Wollet ihr das von mir zurückvermelden, und daß es mir nicht mehr möglich falle, der vorigen Freundschaft zu gedenken, denn Ihr möget als Grund anfügen, ich müsse noch heute wieder zur Reise von hier aufbrechen, um vielerlei Nothwendiges zu vollbringen, daß ich zum nächsten Frühling meine liebe Braut, deren Bildniß Ihr hier schauet, aus Neval in mein Haus heimführen könne.“

Um kurze Zeit darauf hingte Fleming das Bild Elsazes in den dunklen Winkel der Studirstube seines Freundes Olearius zurück, nahm alsbald danach von diesem Abschied und begab sich auf ein segelbereites Schiff, das ihn zu den Niederlanden nach Leyden bringen sollte. Hinrich

Weghorst aber kehrte zu Agnete, ihr wortgetreu die Erwiederung Paul Flemings auf ihren Gruß auszurichten. Als sie die Entgegnung vernahm, entfuhr ihr nur bitterlich von den Lippen: „Auch er!“ Dann stand sie lang in Schweigen. Es hatte gemeint: Auch er hält mich mit einer Schuld behaftet und trägt Verachtung gegen mich in sich. Ihr war noch nie zu deutlicher Vorstellung gelangt, was er von ihrem Zugesen sein in dem Hause an jenem Abend gedacht haben möge; nun schlug's ihr zum ersten Mal mit dunklen Blutwellen in's Gesicht, welche Muthmaßung er davon habe fassen können und wohl müssen, und in heftiges Schluchzen ausbrechend und sich haltlos an die Schulter Hinrich Weghorsts stützend, stieß sie hervor: „O Weghorst, Ihr seid der einzige treue Freund, der mir auf Erden verblieben! Euch muß ich sagen, was gewesen, daß Ihr nicht zuletzt auch noch von mir abfallet, denn das trüge mein Leben nicht!“

In zitternder Erregung that sie ihm jetzt zuerst kund, daß ihre Liebe für Paul Fleming sie zu einem blind-unvorsichtigen Thun fortgerissen habe, da die Eifersucht in ihr geweckt worden, sie wisse heut nicht, von wem, und sie nicht Widerstand leisten gekonnt, sich mit eigenen Augen zu vergewissern, ob die Schrift auf dem Blättchen Lüge oder Wahrheit berichte. Nachdem sie dem Hörer kurz so den Hergang klargestellt, ward sie beruhigter und fügte nach:

„Aber nun ist es ja gut und vorüber — nur daß ich's ihm selber nicht sagen kann, wie es geschehen, damit er besser von mir dächte. Doch ist's mir ein Tröstliches, daß ich ihn alsbald nach der ersten Verwirrung keiner schmachvollen Erniedrigung mehr schuldig geachtet, so mag er mir in seinem Glauben Unrecht anthun; es ist leichter, solches zu tragen, wenn man selbst sich bewußt ist, dem Andern keines zuzufügen. Und er bedarf ja nichts mehr, denn die Liebe einer Braut füllt sein Herz mit Glück. Was wisset Ihr von derselben, Weghorst? Sagt es mir! Ihr sahet ja ihr Bildniß — bedünkt sie Euch seiner werth und ihm zu verheißten, was eines Mannes Herz von seiner Frau begehrt?“

Reglos hörte Agnete Burenäus, was der Befragte über Elsabe Niehusen zu berichten Kenntniß erlangt hatte, dann ging sie auf ihre Kammer, glitt an ihrem Bette auf die Knie, und die Stirn wider die Lade festdrückend, weinte sie bitterlich.

* * *

Dann schritt der Herbst über die Wälder und Felder um die Stadt und nahm außer den flatternden Blättern auch sonst noch Mancherlei mit sich davon. „Es verwechselte das Zeitliche mit dem Ewigen der Consul primarius civitatis Chiloniae et Poeta laureatus Caesaricus, Herr Rudolph Burenäus,“ meldet der städtische Annalenchronist, und Agnete blieb allein mit ihren unmündigen, von Hinrich Weghorst behüteten Brüdern

im noch stiller gewordenen Hause. Durch Adam Clearius gelangte aus Gottorp Kunde nach Kiel, daß Paul Fleming sich zu Leyden rühmlichst den medicinischen Doctorgrad erworben und in Hamburg als Arzt niedergelassen habe. Der Schnee fiel, hoch die Gräber der Todten wie das Dach überdeckend, unter dem Agnete Burenäus in einförmigem Lebensgang die Tage an sich vorüberziehen sah. Oft in der stillen Einsamkeit ihrer Stube hielt ihre Hand das kleine Bändchen mit den ersten in Druck ausgegangenen Gedichten Paul Flemings, doch ihre Augen gingen gar manchmal über den Rand der Blätter fort in die Weite. Dann lag ein Septembertag mit heller, linder Sonne um sie her, ihr Fuß schritt im Ufersand zwischen flimmernden Kieseln und Muschelschalen, leiser Windzug kam weich über blau und goldig gedehnte Wasserfläche, und über kleinen herannurmehnden Wellen schwebte mit langsamem Flügelschlag eine große weißbrüstige Möwe und ließ aus ihrer Schwinge die zarte Feder herabfallen, die als Lesezeichen zwischen den Blättern des Büchleins in der Hand Agnetes lag. Am Abend aber saß diese, wenn die Knaben sich zu Bett begeben, allein im Gespräch mit Hinrich Weghorst zusammen; die übrige Welt ging sie nicht an, kam immer noch nicht zu ihr, und sie verlangte nach Keinem. Er las ihr aus guten Büchern vor, oft auch Gedichte Flemings, deren Schönheit er mit neidlos freudiger Bewunderung pries; dann reichten sie sich freundlich zur guten Nacht die Hand und schieden auseinander. Ein leiser Zug stillen Leides ließ Agnete vielleicht um einiges älter als die Zahl ihrer Jahre erscheinen, doch er diente nicht zur Entstellung, sondern zu einer geistigen und seelischen Veredlung ihres Antlitzes. Gleichmäßig bedacht vollzog sie mit der anderen Natur ihres Wesens die ihr obliegende Verwaltung des Hauses; so brachte ein Tag die Wiederholung des andern, und langsam wanderte der Winter dahin.

Als dieser aber das Jahr seinem Ende zubrachte, begab sich am Morgen des zweiten Weihnachtstages sehr Absonderliches. In der Nicolai-Kirche war eine dichte Menschenmenge versammelt, denn der Hauptpastor Basilius Becker stand, die Frühpredigt haltend, auf der Kanzel. Doch durch die Zuhörerschaft ging wider sonstigen Brauch ein unruhiges Geräusch und Gemurmel, und ebenso schweiften die Augen des Predigers oftmals mit einem unstät-unruhig suchenden Blick über die gedrängten Köpfe im Kirchenraum umher. Dann befiel ihn einmal ein heftiger Krampfhusten, daß er, seine Rede unterbrechend, schleunig die Treppe hinunterstieg, um das Ende des Anfalles in der Sakristei abzuwarten. In diesen dunklen, abgefriedigten Raum mußte sich auch ein Bauer in grobem Zwilchmantel und mit breitkrämpigem Hut auf der Stirn verirrt haben, denn er verließ alsbald nach den Eintritt des Predigers in das Pfarrstübchen durch eine dort befindliche kleine Hintertür die Kirche und verschwand draußen hurtig durch die Papengasse dem Hafen zu. Gleichzeitig jedoch erschienen von der Hauptthür her mehrere Amtsdienner des neuen Bürgermeisters, um nach

ergangenen Befehl des Herzogs den Hauptpastor Basilius Becker auf der Kanzel in Verhaft zu nehmen. Augenscheinlich rief dies unter den in der Kirche Anwesenden nicht übermäßiges Staunen hervor, aber gleicherweise, wie sie drauf vorbereitet sein gemocht, hatte auch der von den Bütteln Gesuchte Vorwitterung davon beseffen. Denn als man nun in die Sakristei eindrang, fand sich dort nur noch eine leere zurückgelassene Hülle in Gestalt des schwarzen Priestertalarz; der lose Vogel, der drin gesteckt, hatte sich gemaufert und in bürgerlichem Kleid das Weite gesucht.

In der Stadt Kiel jedoch herrschte große allgemeine Aufregung über diesen weihnachtlichen Vorfall, und selbstbegreiflich hatte ein Jeglicher stets im Stillen eine Ahnung, ja die Ueberzeugung gehegt, daß es einmal so geschehen werde, als man öffentlich erfuhr, Basilius Becker sei einer langen Reihe von Fälschungen und Unterschlagungen, der Veruntreuung und des Betrugs, daneben lasterhaften Wandels schlimmster Art bezichtigt. Das war durch die Aussagen einer „bei der Mauer“ wohnhaften übelverruhenen Weibsperson ruckbar geworden, zu der er seit manchen Jahren in sündlichem Verhältniß gestanden; jetzt aber, da sie zu altern angefangen, hatte er einer Andern, Jüngeren den Vorzug vor ihr gegeben und sie deshalb aus Eifersucht und Nachbegier Alles, was sie von ihm gewußt, zur Anzeige gebracht. Darunter befand sich auch, daß er vor fünf Jahren den Herrn Paul Fleming, damaligen Gast des Herrn fürstlichen Rathes Nlearius und die Jungfrau Agnete, Tochter des inzwischen verstorbenen Bürgermeisters Burenäus — weil er es auf eine Heirath mit derselben um des Vermögens ihres Vaters willen abgesehen gehabt — beide unter falschen Vorwänden durch Zuschriften in das Haus bei der Mauer verlockt habe, weil er sie wechselseitig in Liebe für einander befindlich gehalten. Und es sei seine auch voll in Erfüllung gegangene Berechnung dabei gewesen, daß unter den Umständen, wie beide dort unerwartet zusammengebracht worden, jeder vom andern Uebelstes und Schimpflichstes denken müsse. Damit sie aber nicht Zeit zu einer Aufhellung gewönnen, habe er sogleich, nachdem sie sich gewahrt, auf der Gasse vor dem Hause ein Geschrei anstellen und den Herrn Fleming schleunig durch die jetzige Angeberin des heimtückisch ausgedachten und vollbrachten Planes davonführen lassen. Vielleicht bereute die letztere nachträglich die Eingebung ihrer Nachsicht doch in etwas, da ihr, als Beihelferin Basilius Beckers, auf dem „Raaf“ des Kieler Marktplatzes vom Wesenmeister „nach Rechten“ das Kopfhaar abgeschoren, sie darnach mit Ruthen ausgestäubt und für die Schädigung des Rufes einer ehrbaren Jungfrau mit einem Brandstempel auf der Stirn versehen wurde. Aber ihr Versuch, ihre letztere Aussage zu widerrufen, um eigener Strafe zu entkommen, war ein fruchtloser, und selbstverständlich hatte von Stunde an auch Niemand zu Kiel jemals die Jungfrau Agnete Burenäus in einem schmachvollen Verdachte, vielmehr dieselbe allzeit für ein seltenes Vorbild magblicher Sittsamkeit und Tugend

gehalten. Doch ihr galt die jetzt auf einmal ihr wiedergezollte allgemeine Achtung wenig; gern hätte sie gewünscht, daß ihr Vater noch diese Aufhellung erlebt, allein dafür war es zu spät geworden, und was die Welt von ihr dachte, hatte sie als nichtig schätzen gelernt. Nur Eines ließ ihr Herz schneller aufklopfen und reifte allmählich im Gange der Wochen einen Gedanken, ein Verlangen in ihr zur That, daß sie sich eines Tages hinsetzte und an Paul Fleming niederschrieb, was über ihr letztes Zusammentreffen mit ihm zur Offenbarung gekommen. Doch als sie den Brief vollendet und ihn nochmals las, zerriß sie ihn in Stücke. Der Empfänger hätte der Schrift eine falsche Deutung unterlegen können, als trachte sie, nochmals eine Annäherung an ihn zu versuchen. Und er besaß ja eine Braut, mit der er sich, wie Agnete vernommen, binnen Kurzem zu vermählen gedachte. So warf sie die Stücke des Briefes in den Kamin, sah sie in Asche verlodern und blickte dann stumm zum Fenster nach dem Schhaus der „Persianischen Reihe“ hinaus, unter welcher der Schnee in der Märzsonne zu schmelzen anhub.

Drüben in Keval regte er freilich seine weiße Decke noch nicht, aber Elzabe Niehusen hatte auch zur selben Zeit einen sonderbaren Gedanken, ein Verlangen, das ihr das Herz nach einem raschen Zergehen des Schnees klopfen ließ. Und sie suchte, der matten Sonne Beihülfe zu leisten, denn sie füllte täglich ihre Gießkanne mit warmem Wasser an, ging damit in den Garten hinunter und schüttete, wie in kinderhaftem Spiel, stets an der nämlichen Stelle den feuchten Inhalt zu Boden. Davon zerschmolz dort in kreisrunder Lücke der Schnee, und das Erdreich sah braun draus auf; an jedem Tag aber wiederholte Elzabe ihr seltsames Betreiben fort. Und am Morgen, wie der März in der Nacht zum April geworden, blickten aus dem freigelegten Erdboden ganz kleine, erste, grüne Spizzen empor und zeigten, daß die „Kaiserkrone“, die Paul Fleming zum Hochzeitschmuck für seine Braut aus Ispahan mitgebracht hatte, lebte; und als dieselbe mit sehnsuchtsvollen Augen am Morgen des zweiten Apriltages zurückkam, waren die grünen Keimtriebe schon um ein hoffnungsfreudiges, beseligendes Stückchen wieder gewachsen.

Da geschah's um drei Tage zuvor, am dreißigsten März, daß Hinrich Weghorst zu Kiel Agnete Burenäus die eben vernommene Nachricht überbrachte, Paul Fleming sei, anstatt nach Keval zu reisen, in Hamburg plötzlich von einer schweren Erkrankung befallen worden und liege in der fremden Stadt, ohne Beihülfe von Freunden, verlassen in seinem Siedtthum. Wie mit einem Schlag durchfuhr es bei der Meldung die Glieder der Hörerin, und das Blut fiel ihr aus dem Gesicht. Eine Weile lang wies dieses einen Ausdruck, als ob ihr Geist in der Weite abwesend sei, und sie sprach vor sich nieder: „Es ist zu fern bis nach Keval, als daß sie ihm beizustehen vermöchte. So bedünkt mich, ist's des Himmels Schickung und Wille, mich für sie zu berufen.“ Nun sah Agnete auf und fügte

laut nach: „Lasset mir sogleich einen Wagen zurüsten zur Fahrt nach Hamburg. Wollet Ihr mich dorthin geleiten, Weghorst?“ Der Angesprochene erschraf halb und versetzte:

„Das möchte zu übler Nachrede Anlaß geben, Jungfrau —.“ Doch diese entnahm ihm gelassen das Wort vom Munde: „Kann man Unübleres von mir reden, als ich es durch fünf Jahre getragen? Davor hab ich das Zagen verlernt, Weghorst. Nur Eines ist, das sich nicht tragen läßt, der Pflichtstimme nicht gehorcht zu haben, die im Herzen zu uns geredet.“

Um eine Stunde später trug ein Gefährt die beiden Hausgenossen durch das Holstenthor nach Süden davon. Zwei Jahrhunderte nachher sollte man beginnen, den Weg von Kiel zur Nachbarstadt an der Elbe in wenigen Stunden zurückzulegen; aber zur Zeit war die Fahrt noch eine langsam-lange auf oft unwegsamer Straße, und erst nach zweien Tagen, um die Mitte des ersten April, trafen die Reisenden in Hamburg ein. Stunden vergingen noch, bevor sie die Wohnung Paul Flemings ausgekündet hatten, so war es schon gegen Abend, als sie zu ihm gelangten. Niemand war um ihn, als sein Diener und eine für Lohn gedungene alte Wärterin, die auf dem Vorflur eine Tisane bereitete; die Krankheit hatte den Befallenen so jählings gefaßt, daß weder seine Eltern im sächsischen Land noch seine Freunde in weiterer Entfernung noch Kunde davon zu erreichen vermocht, nur nach dem nahen Kiel war diese gekommen. Die alte Wärterin sagte geschäftsmäßig, ohne Anzeichen von Erregung: „Es stehet schlimm, er ist schon seit gestern nicht bei sich. Seid Ihr etwan die Braut des Herrn Doctor, nach der er unterzeiten ruft?“ Agnete nickte kurz: „Ich bin hier in ihrem Namen,“ und trat mit Hinrich Weghorst in die Krankenstube ein. Die Fenster waren verhängt, und darauf lag die Abendsonne des weichen, schönen Apriltages; wenn der junge Arzt selbst hier so eintreten gekonnt, hätte es ihn seltsam an das Zimmer gemahnt, in welchem er Elzabe Niehusen nach seiner ersten Rückkehr von Moskau gefunden. Doch er sah nichts mehr um sich, mit geschlossenen Augen lag er, und der erste Blick auf seinem Gesicht sprach, der Tod stehe bereits harrend über ihn gebückt. Ehe er die Besinnung verloren, hatte er selbst dies schon gewußt; ein Blatt auf dem Tisch neben seinem Bett gab es kund. Darauf hatte er mit einem Crayon vor zwei Tagen ein letztes Sonnett geschrieben, in dem er Abschied vom Leben genommen und sich eine Grabchrift gesetzt. Jenes bange Todessehauer-Gefühl des Herzens vor fünf Jahren hatte ihm doch wahr gesagt, daß Elzabe Niehusen nicht die Seinige werde. Nur hatte er gewähnt, sie sei der früh zum Dunkel der Unterwelt hinabsteigende Schatten, den seine Augen vorahnend gesehen; und er selbst war es gewesen!

Er lag in Fieberphantasien, unruhvoll den glühheißen Kopf hin und her werfend. Wie die Sonne vom Fenster schwand, schrie er jammernd auf: „Elzabe — Elzabe!“, als gehe sie von ihm. Da legte Agnete Burenäus ihm sanft ihre Hand auf die heiße Stirn und sprach: „Ich bin ja bei

Dir,“ und er ward ruhig und murmelte: „Das ist schön — Du bist gut — bleib' so bei mir — verlaß mich nicht.“ So ging es den Abend und die Nacht hindurch; wenn die Angst des Fieberwahns, wie erstickend, über ihn kam, ging sie unter der vermeinten Hand seiner Braut zur Ruh', und seine Brust athmete wieder leicht. Um Mitternacht hob er plötzlich einmal den Kopf, öffnete die Augen und sprach mit vernehmlicher Stimme eine Strophe eines von ihm aus Persien an Elsabe gerichteten Gedichtes:

„Nicht glaub' ich, daß die größte Noth
Mir größere Qual kann machen.
An mir lebt nichts nicht als der Tod,
Der stark ist in mir schwachen.
Das franke Herze windet sich,
Die matten Augen brechen.
Nichts denk' ich, Liebste, denn an Dich,
Noch kann mein Mund nichts sprechen.“

Er blickte während des Redens Agnete grad' in's Gesicht, und ein leises, mattes Lächeln des Glücks suchte sich auf seine Lippen zu heben. Sein letztes war's, die Augen des zurücksinkenden Kopfes fielen wieder zu, sich nicht mehr zu öffnen. Sein Athemzug ward leiser und leiser, er starb nicht, er schlief ein. Die Hand Agnetes verließ die seinige nicht; wie der erste Dämmerchein anbrach, fühlte sie dieselbe kühler werden. Unwillkürlich stand sie auf und öffnete das Fenster, Licht und Luft des beginnenden Frühlingstages hereinzulassen. Von einem Kirchturm schlug die Uhr vierte Morgenstunde des zweiten Apriltags, doch nach dem Schlag ward es nicht still, sondern ein Glockengewoge hub an, in das alle Kirchen Hamburgs einfielen. Grünerdonnerstag war's, und die Osterglocken begannen zu läuten; aber es klang, als höben sie ihre feierlichen Stimmen zum Gebet für Paul Fleming, dessen Brust den letzten Odem aushauchte.

Einer der Besten und Edelsten seiner Zeit, ihr hoffnungsreichster Dichter lag, kaum noch über die Schwelle des Jünglingsalters hinausgetreten, entsetzt auf dem letzten Bett. Die Ostsee war für ihn kein Wächlein gewesen, drüber hinüber und wieder herüber zu hüpfen, vielmehr das dunkle syngische Wasser, über das Keiner zurückkommt. Ahnungslos hatte er jene trügerischen letzten Abschiedsworte am Schiffbord gesprochen, und ahnungslos stand an diesem Tage Elsabe Niehusen im fernen Esthland, sehnsüchtigen Blickes das nächtliche Wächsthum ihrer Kaiserkrone betrachtend. Das freudige Aufsprießen im Frühling verbürgt auf Erden noch kein Emporgelangen zur Blüthe; ein Frost kann plötzlich über sie fallen, oder sie selbst birgt einen unsichtbaren Wurm im Innern, der die Knospe weß zu Boden sinken läßt, die im Begriff gestanden, sich leuchtend zu entfalten. Denn es ist keine Gärtnerhand über ihr, welche die Wunderblume liebreicher behütete, als das Unkraut.

Vor dem Todtenbett zu Hamburg aber stand im ersten Morgenlicht, die Hand Weghorsts gefaßt haltend, Agnete Burenäus. Nun sprach sie

leise: „Wie ich für seine Braut bei ihm gewesen bis zum Letzten, so will ich Abschied von ihm für sie nehmen,“ und sie beugte sich über ihn und küßte die erkalteten Lippen Paul Flemings. Dann faßte sie wieder die Hand ihres treuen Begleiters: „Jetzt seid Ihr meinem Leben allein geliebt, Weghorst. Ihr wißt, daß ich den Todten geliebt habe; sein Antlitz sei Zeuge, daß ich Euch zu dieser Stunde sage, wenn Ihr meine Hand forthalten wollt durch unsere Lebensdauer, so verbleibt sie bei Euch.“

* * *

Am Oftermontag ward der Sarg Paul Flemings in der Katharinenkirche zu Hamburg beigesezt. Eine im Gange der Zeit verschmundene, von seinem Jugendfreunde Caspar Harttraust aus Bittau ihm über das Grab gesezte Epitaph-Inschrift lautete:

„Hier liegt der deutsche Schwan/ der Ruhm der weisen Leute/
Der Arzney lieber Sohn/ der wolberedte Mund/
Dem noch kein Landzmann je gleich reden hat gekunt.
Was, Leser, er ist/ das kanstu werden heute.“

Von dem Schmerz, der Trauer und dem Lebensschickal Elise Niehusens fehlt jegliche Ueberlieferung. Zu vermuthen steht, daß die jähe Todesbotschaft aus Hamburg sich auf sie gelegt, wie die nordische Winterstarre Revals auf eine, schönerer Sonne des Südens entstammende, zu früh dem rauhen Boden entkeimte Blüthe. Ihr Vater, „der Ehrenveste/ Für-Achtbare und Wohlfürnähme Herr Heinrich Niehusen/ der löblichen Gemeine und Bürgerschaft zu Revall Eltester und Handelsmann“ hat, um „seine dem Autori auch in der Gruben zugetragene Schwieger-väterliche Affection zu bezeugen,“ die erste vollzählige Sammlung der „deutschen Poemata des Sel. D. Flemingii“ veranstaltet und „sothan ganzes Opus dem Durchläuchtigen/ Hochgebohrnen Fürsten und Herren/ Herrn Friedrichen/ Erbe zu Norwegen/ Herzogen zu Schleswig/ Holstein/ Stormarn und den Dittmarschen 2c. 2c. aus unterthäniger Devotion dediciret.“ Bald darauf wurden die „Nova Epigrammata“ Paul Flemings in lateinischer Sprache durch Adam Olearius herausgegeben, der in einer „Klagschrift“, wie nachher in seiner „Persianischen Reisebeschreibung“ am Meisten zur Kenntnißerhaltung der Lebensgeschichte seines Freundes beigetragen. Für eine Persönlichkeit unter den Theilnehmern an der persischen Reise fand diese einen bösen, wenn auch nicht grade unerwarteten Abschluß. Um einen Monat nach dem Tode Flemings wurde das Gesandtschaftsoberhaupt Otto Brüggemann vom Schleswiger Criminalgericht schuldig erkannt, „seines Herrn gemessene Befehle überschritten, an hohe Personen abgegangene Schreiben erbrochen und gefälscht, unwahrhafte Relation gethan zu haben, ferner wegen ärgerlichen Lebenswandels, vorsächlichen Todtschlags, Veruntreuung fürstlicher Gelder und Güter“, zum Tode am Galgen verurtheilt, doch vom Herzog „zum Schwert begnadigt“ und bei Gottorp enthauptet.

Bei der Wahl Brüggemanns zum Gesandten hatte Herzog Friedrich den nämlichen Fehlgrieff gethan, wie bei der Ernennung des Magisters Basilius Becker zum Hofprediger und Hauptpastor. Wer eigentlich der letztere von Hause aus gewesen, ist nie klar aufgeheilt worden. Jedenfalls aber war er ein Mann von ebenso bedeutenden Geistesgaben als Gewissenlosigkeit, dieselben lediglich für die Zwecke seiner Eigensucht zu verwenden. In dieser Richtung mochte er als ein „Philosoph“ der Art gelten, wie die Zeit des dreißigjährigen Krieges ihrer gar Manche erzog, den Glauben an göttliche Gerechtigkeit und an einen Lohn der irdischen Entfagung im Jenseits als thöricht erkennend und nur trachtend, die kurze Lebensfrist nach Kräften und Wünschen zu genießen. Basilius Becker gelangte in seiner Bauerntracht glücklich aus Kiel und den holsteinischen Landen davon und enttrann in diesen so dem Schicksal Otto Brüggemanns. Doch, wie es scheint, nur zu kurzem Aufschub, denn nachdem er es durch seine berebte Klugheit abermals dahingebracht, im Süden des Reichs bei dem Grafen von Hohenlohe Hofprediger zu werden, soll er von diesem bald, und schwerlich ungerchtermäßen, zu lebenslanger Einkerkierung verurtheilt worden sein. Seinem Geschick, wengleich in andrer Art, entkam aber auch Adam Narius nicht, indem er bei seinem letzten Aufenthalt in Reval doch von einer ungelehrten Hinneigung seines Herzens zu einem Frauenzimmer befallen wurde und sich später von dort Jungfrau Katharina, Tochter des Rathsherrn Johann Müller, Erbherrn auf Knuda, mit dem auch Paul Fleming befreundet gewesen, als seine Frau nach Gottorp heimholte. Doch scheinen die Anschauungen des von seiner Zeit hochgerühmten Mannes über das weibliche Geschlecht im Allgemeinen dadurch keine erhebliche Veränderung erlitten zu haben.

Agnete Burenäus hat nach ihrer Zusage am Todtenbette Flemings einen freundlich-friedlichen Ehebund bis an's Lebensende mit dem Magister Hinrich Weghorst geschlossen, der als Rector der Kieler Stadtschule gegen Ausgang des Jahrhunderts hochbetagt gestorben ist. Der Ehe entsproßten zwei Söhne, Virgilius und Hinrich Weghorst, Beide gleich ihrem Vater als gelehrte Leute in der Welt angehehn; der erste ist als Archidiaconus zu Oldenburg in Wagrien, der zweite als Professor und Canzleirath in Kopenhagen aus der Welt geschieden. Zu ihren Lebzeiten wurde das fürstliche Gymnasium von Bordsesholm nach Kiel verlegt und hier in dem düstren, dumpflustigen Gebäude der Küterstraße untergebracht, in welchem bis dahin vermuthlich nicht die fernere seelisch-figürliche, sondern wirklich leibhaftige „Hausflächtereie“ betrieben worden.

Das aber, was mehr oder minder in die Lebensläufe aller Jener bestimmend eingegriffen hatte, der große Plan des Herzogs Friedrich des Dritten von Holstein-Gottorp, was ward aus ihm? Wir wissen nur, daß nichts daraus geworden, ohne eigentlich den Grund dafür angeben zu können. Oder vielleicht waren es ihrer zu viele Gründe, sowohl im Morgen-

land, wo der Schah Sofi bereits ein Jahr nach der Rückkunft der Gesandtschaft in der That seiner Trunksucht erlag, als besonders im Abendlande, wo die geschichtlichen Ereignisse uns erklärend entgegenkommen. Der dreißigjährige Krieg brach durch den Einfall der Schweden unter Torstenson nochmals verheerend wieder über Holstein, und ein anderer Krieg zwischen Dänemark und Schweden zog lange alle Länder an der westlichen Ostsee in Mitleidenschaft. Es war keine Zeit, um Weiteres vorzusehen und zu planen, als für den nächsten Tag; oder wenn ein besonderer Geist große, unkriegeriſche, vielleicht auch ſeltſam bedünkende Entwürfe in ſich trug, ſo trat die Zeit doch einer Ausführungsmöglichkeit derſelben gebieteriſch entgegen. Und als dann nach dem ſpäten Eintritt des Friedens, wie der Chroniſt ſchreibt, Herzog Friedrichs „Seele in die beglückte Ewigkeit gegangen war,“ wandte ſein Sohn und Nachfolger Chriſtian Albrecht ſein Intereſſe völlig anderem Gegenſtande, der Gründung einer Univerſität in Kiel zu.

Gewiß iſt, daß damals kein Spatenſtich zur Anlage einer Canalverbindung zwiſchen Ost- und Nordſee gemacht worden und daß die Perſianiſchen Häuser meiner Vaterſtadt niemals zwiſchen ihren Wänden indiſche Narden und Seidenballen, perſiſche Teppiche und Naturerzeugniſſe des Tropengürtels beherbergt haben. Von der hohen Phantaſie ihres Erbauers für märchenhafte Zukunft beſtimmt, ſind ſie dem Loofe manches großen Gedankens, dem kleinen, praktiſchen Nutzen des Lebens anheingefallen, der ſich emſig in ſie hineingeniſtet und drin fortvererbt hat, wie Vogelgeſchlechter aller Art in den Mauerhöhlungen zerbrochener Burgen. Es hat auch keine Märchenfee ſchützend ihre Hand über ihnen gehalten; nach einer immerhin noch nicht übermäßigen Daſeinsdauer von drittelhalb Jahrhunderten ſehen ſie ſämmtlich greiſenhaft-lebensüberdrüſſig mit dem grämlichen Ausdrud verfehlter Exiſtenzen drein, als möchten ſie die Inſchrift über dem Schwibbogen in ihrer Mitte: „Unſer Leben währet ſiebenzig Jahr, und wenn es hoch kommt, ſo ſind es achtzig Jahre, und wenn es köſtlich geſeſen iſt, ſo iſt es Mühe und Arbeit geſeſen,“ nicht allein für Menſchen, ſondern auch für Häuser gültig erachten.

Heute treibt das neue Getümmel einer werdenden Großſtadt an ihnen vorbei, das ſie höchſtens einmal mißächtlichen Blickes bemißt, und es wohnt vielleicht ſchon Niemand mehr in ihnen, der noch auf eine Frage antworten kann: „Das ſind die Perſianiſchen.“ Auch die „Friseur- und Barbierſtube“ iſt aus ihnen fortgeſchwunden; doch wenn ich, ab und zu kurz wieder in meiner Vaterſtadt vorkehend, an den Ladenfenſtern vorüberkomme, hinter denen ich mich als Knabe meines Haarüberflusses entledigen ließ, ſo höre ich auch aus ſchon ferner Weite herüber meine eigne Stimme fragen, was denn der ſonderbare Name „die Perſianiſchen“ bedeute, und die Stimme des alten Scheerenkünſtlers darauf erwiedern: „Wozu wullteſt Du das wul wiſſen, mein Schunge? Das kann Dich kein Menſch ſagen.“



Theodor Storm*).

Ein Gedenkblatt.

Von

F. C.

„Eines Menschen Leben — was ist's? Doch Tausende können
Reben über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger ist ein Gedicht, doch können es Tausend genießen,
Tausende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!“

Dieses Goethe'sche Epigramm war bestimmt, eine kleine Skizze zu beschließen, welche als Anzeige des Buches „Theodor Storm. Von Paul Schütze“ bei Lebzeiten des Dichters geschrieben, jetzt nur theilweise noch zur Mittheilung geeignet ist. Der Herausgeber dieser Zeitschrift hatte sich zur Aufnahme bereit erklärt und wollte das Heft mit einem Porträt des Dichters schmücken — wie nunmehr geschehen ist. Zugleich wurde aber der Wunsch kundgegeben, der Gefeierte möge selber eine Gabe hinzufügen. Auch wurde auf die ausgesprochene Bitte eine schriftliche Zusage uns zu Theil, bald nachher bei einem Besuche in Hademarschen — dem letzten Anblicke des Lebenden — aus seinem Munde bestätigt. Er meinte, daß ihm mit lauen Sommerlüften die Stimmung kommen werde, ein betrachtendes jambisches Gedicht zu verfassen, im Stile von „Gartensput“, „Ein Sterbender“, die Manchem besonders ans Herz gewachsen sind, wie er wußte. Auf die Sommertage warten wir noch heute; in

*) Geb. d. 14. September 1817, † d. 4. Juli 1888.

trüber Regenzeit, als die Rosen nur widerwillig blühten, ist der Edle „den vergänglichen Dingen entrißen worden“, nachdem er die einst so mächtig von ihm geschilderten Empfindungen eines Sterbenden selber wohl ganz durchkostet hatte. Jener Artikel war dem Andenken eines jungen Gelehrten, dessen rascher Hingang uns Alle tief gerührt hatte*), und nur mittelbar dem Dichter, an dessen Beschreibung er seine letzten Kräfte gesetzt hatte, gewidmet. Die Goethe'schen Verse aber dem Lebenden zuzurufen, schien um so mehr Grund vorhanden, da ein tiefer Zweifel, ob seine schaffende Kraft noch länger ausharren möge, über ihn gekommen war — er wußte, daß Freund Hain schon seine Stirne berührt hatte. Und doch hat den Zweifel noch seitdem „Der Schimmelreiter“ in einer Weise widerlegt, die seine Freunde überraschen mußte und ihm selber fast wunderbar vorkam. Jene Verse sind auch das Einzige gewesen, was von meiner Skizze ihm vorher mitzutheilen ich für würdig hielt, und sie schienen ihn zu erfreuen. Ich bekenne, daß es mir nur um die letzten Worte bei dem Citate zu thun war, ohne daß das Vorausgehende meine Ueberlegung beschäftigt hatte. Jetzt, da die letzten Worte nur dem Geiste gesagt werden können, der in seiner Gemeinde fortlebt, und dessen Dichtung auch zukünftige Geschlechter treulich erbauen möge, jetzt ist mir das Ganze um so bedeutender geworden, und die Frage, was dieses Elegische sagen wolle, fordert ihre Lösung. Unter der wilden und von ihrem Autor „furcht“ geheißenen Schaar der venetianischen Epigramme erregt es mehr als gemeine Aufmerksamkeit; denn mit Goethens Denkungsart Vertrauten wird es doch bald in einem Zusammenhange sich darstellen. „Ich habe übrigens bei den Gedichten des letzten Musenalmanachs erst wieder recht deutlich gesehen, wie die schätzbarste Theilnahme uns nichts lehren und keine Art von Tadel uns was helfen kann. So lange ein Kunstwerk nicht da ist, hat Niemand einen Begriff von seiner Möglichkeit; sobald es dasteht, bleibt Lob und Tadel nur immer subjectiv, und Mancher, dem man Geschmack nicht absprechen kann, wünscht doch etwas dazu und davon, wodurch vielleicht die ganze Arbeit zerstört würde, so daß der eigentlich negative Werth der Kritik, welcher immer der wichtigste sein mag, uns auch nicht einmal frommen kann“ (an Schiller d. 6. Januar 1798). — Ein echtes Leben und eine echte Dichtung gebieten Ehrfurcht und Schweigen — dies wollen die Distichen sagen. In der That ist es das Höchste, was man von einem menschlichen Lebenslauf rühmen kann, daß er einem Kunstwerke gleich in sich vollendet sei; und das Höchste von einem Kunstwerke, daß es wie ein Organisches gebaut sei, so wahr, so seiend! Als Erzeugtes hat es die Anlage der Vollkommenheit in sich, sofern der Erzeuger seinen Typus stark und deutlich ausspricht. Der Dichter muß

*) P. Schütze wurde zwei Tage vor Storms 70. Geburtstage, für den er sein Buch bestimmt hatte, von einer Lungenblutung überfallen, und zwei Tage nach diesem Feste verschied er.

etwas sein: Genie, Charakter, Künstler, nennt's wie ihr wollt — alsdann wird sein Gedicht wie ein nothwendiges, der Natur gehöriges Ding erscheinen, seinen Werth und Zweck in sich selber tragend; daß es erkannt und genossen werde, ist nicht sowohl Absicht als gewisse Folge, sofern es Wesen giebt, die dem Hervorbringenden verwandt und ähnlich sind und denken. Darum ist es nicht immer Weisheit, zu richten und besser wissen zu wollen, sondern auch Weisheit, in's Object sich zu versenken und seine tiefen Zusammenhänge geduldig und mit frommen Sinnen zu erforschen.

Zu solchen Auslegungen und Betrachtungen finden wir heute uns angeregt, da wir dem vollendeten Leben und Werke eines geistreichen Dichters trauernd gegenüberstehen. Denn Theodor Storm war eine Persönlichkeit, bedeutend durch ihre Harmonie, durch ihre selbständige Kraft, durch ihre Wahrhaftigkeit; und von solcher Art sind auch seine „Sachen“, wie er sie zu nennen pflegte: von echter Art, auch wo sie klein und bescheiden wie Weischen sind. Einer tiefen, lebhaften und doch maßvollen Phantasie entsprungen, sind sie mit reifem Kunstverstande erwogen, verbessert, ausgestaltet worden. Dies soll nicht heißen, daß lauter Lob und Bewunderung hier zulässig sei, wozu der Tod noch mehr als das Leben anzuregen pflegt. Es möge nur bemerkt werden, daß die Kritik keineswegs eine so einfache und natürliche Aufgabe ist, wie die Meisten glauben. Wohl versteht es sich, daß ein Kunsttrichter an diesen wie an allen Werken Vieles zu tadeln finden kann, mit Gründen, die dem Unbefangenen einleuchten. Aber soviel ist gewiß und steht aller dieser Klugheit fest gegenüber, daß die Töne unseres Sängers Vielen, und nicht den Geringsten unter den Mitlebenden, das Herz bewegt haben, und nicht mehr durch Neid und Uebelwollen dieser Wirkung beraubt werden können; welche Motive doch wohl noch öfter hinter dem Nein der Kritik verborgen sind als Liebe und Genossenschaft hinter ihrem Ja. Die von Herzen Bejahenden wollen garnicht für Kritiker gelten; aber man gönne ihnen ihre Freuden, und gönne sie unter Mitempfindenden auszubreiten.

Jeder wahre Künstler ist kritisch gegen sich selber. So war Storm, trotz gerechten Stolzes auf das, was er wirklich vermochte. Mitunter kann man sogar Bedenken haben, ob nicht gegen seine ersten Entwürfe der Dichter allzu strenge gewesen sei; so wenn man das (auch tiefer unten zu erwähnende) Gedicht „Ostern“ im frühesten Drucke kennen lernt, welcher im „Volksbuch auf das Jahr 1849 für die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg“, erhalten ist, verbunden mit „Morgane“ unter der gemeinsamen Ueberschrift „An der Westküste“. Es sei gestattet hier diesen Text, der Wenigen zugänglich ist, mitzutheilen, und die Varianten daneben, wie sie in den „Gedichten“ und in der Gesamt-Ausgabe eingefügt sind; die Vergleichung gewährt einen intimen Blick in die Werkstätte des Poeten.

Auf dem Deich,
Ostern 1848.

Ostern.

„Hoch oben stand ich auf dem Meeresdeich
Und ließ den Blick am Horizonte gleiten;
Zu mir herüber scholl verheißungsreich
Mit vollem Klang das Osterglockenläuten.

Es war daheim auf uns'rem Meeresdeich,
Ich ließ

Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,
Die Möven schossen blendend hin und her,
Eintauchend in die Fluth die weißen Flügel.

Im tiefen Kooge bis zum Deichesrand
War sammetgrün die Wiese aufgegangen,
Der Frühling zog prophetisch über Land,
Die Lerchen jauchzten und die Knospen
sprangen. —

Entfesselt ist die urgewaltge Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
Und Alles treibt, und Alles weht und schafft,
Des Lebens vollste Pulse hör' ich klopfen.

Der Himmel stürzt aus seiner blauen Klust
Auf uns herab die goldne Sonnenfülle;
Der Frühlingswind geht klingend durch die
Luft

Der Fluth entsteigt der frische Meeresduft;
Vom Himmel strömt die goldne Sonnen-
fülle;

Und sprengt im Flug des Schlummers
lehte Hülle.

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Durchström' die Welt, du wonnigliches Werde!
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, du feste Heimaterde! —

Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde

Hier stand ich oft, wenn in Novembarnacht
Aufgohr das Meer zu gischtbestäubten Hügeln;
Wenn Finsterniß und Sturm in lauter Schlacht
Die Klappen*) peitschten mit den Eulenflügeln.

Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Deiche peitschend mit den Geier-
flügeln.

Und jauchzend sah ich an der festen Wehr
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer—
Das Land ist unser, unser soll es bleiben!“

Und jauchzend ließ ich

Einige dieser Veränderungen werden vielleicht voller Billigung be-
gennen; aber schade ist es, daß die Beziehung auf das Jahr 1848 in der
späteren Gestalt ausgelöscht worden; denn nicht leicht ein andermal ist die
Empfindung, welche man seither oft als die des „Völkerfrühlings“ bezeichnet
hat, zu so unmittelbarem poetischem Ausdruck gelangt.

*) So heißen die oberen Ränder des Deiches.

Wie strenge Storm gegen sich selbst gewesen ist, lehrt auch die Ausschließung älterer Gedichte; noch in den jüngeren Auflagen der Sammlung wird man manches vermissen, was dem Liebhaber nicht unwerth scheint, erhalten zu werden.

In den beiden Jahrgängen des „Volksbuches“, die ich vor mir habe (1848 und 1849), finden sich auf der Gegenseite des Kalenders allerhand Verse, Sprüche, Anekdoten u. dergl., darunter das Gedichtete meist mit den Buchstaben Th. St. unterzeichnet. Auch hier bemerkt man einiges, vielleicht nicht eben Charakteristische, was später verschwunden ist, und doch die Vielen interessieren muß, die einmal die Weise des Mannes liebgewonnen haben. Der Vers zum Februar 1848 verräth seinen Sinn für Schalkheit und gesellige Freude, der sonst im Umgange mehr als in den Schriften hervortrat.

„O wär' im Februar doch auch,
Wie's andrer Orten ist der Brauch,
Bei uns die Narrheit zünftig!
Denn wer, so lang das Jahr sich mißt,
Nicht einmal herzlich närrisch ist,
Wie wäre der zu andrer Frist
Wohl jemals ganz vernünftig?“

Ganz anders der (gleichfalls später verschmähte) Spruch zum Mai 1849; gegen die Betrachtung der Vergänglichkeit des Blütenmondes erhebt sich, wie auch sonst so oft in seiner Dichtung, die Freude an der ewigen Erneuerung des Lebens:

„Die Kränze, die du dir als Kind gebunden,
Sie sind verwelkt und längst zu Staub verschwunden;
Doch blühen wie damals noch Jasmin und Flieder,
Und Kinder binden deine Kränze wieder.“

Nach diesen kleinen Mittheilungen, welche das Büchlein P. Schützes zu ergänzen dienen mögen, nehme ich die Stücke meines Berichtes darüber auf, welche zwar nicht ein geistiges Bild des Abgeschiedenen zu entwerfen (wofür die Zeit noch nicht gekommen ist), aber doch dem sinnlichen Porträt ein freundliches Geleite zu geben bestimmt sind.

*
*
*
I.

Es hat lange gewährt, bis die literarische Bedeutung Theodor Storms zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist. Noch jetzt begegnet man, auch unter den wenigen Zeitgenossen, die im Lärm des Tagelebens der Dichtkunst einige Ruhe und Zärtlichkeit bewahrt haben, oft einer seltsamen Unkunde in dieser Hinsicht; und im Auslande werden etwan C. Marlitt und G. Ebers als die charakteristischen Vertreter gegenwärtiger deutscher Erzählung angesehen, was so viel jagen will, als wenn unsere neuere Malerei mit ausschließender Vorliebe nach Künstlern wie Thumann und Piloty beurtheilt würde. So sind auch die lyrischen Dichtungen Storms hinter Zeitgenossen

von minder ausgeprägter Eigenheit in der öffentlichen Meinung zurückgetreten. Nun wird eine Schrift wie die vorliegende*), durch gute Ausstattung und gefälligen Stil sich empfehlend, zunächst der verbreiteten Neigung entgegenkommen, eher über einen Autor angesehenen Namens als von ihm zu lesen: einer Neigung, welche verräth, daß auch der gebildeten Kenntnissnahme von Dichtungen, wie von Kunst im Allgemeinen, allzuoft das gesellschaftliche Bedürfniß zu Grunde liegt, mit solchem Rufe dem Anstand zu genügen, wenn nicht gar damit zu prunken. In Wahrheit verdient aber das Buch auch von allen wirklichen Kennern und herzlichsten Verehrern des Meisters als anziehender Bericht über sein Leben, und als belehrender Leitfaden durch seine Schriften geschätzt zu werden. Herr Schüze hat mit großer Sorgfalt und genauer Kenntniß die Entwicklung des Dichters nach ihren äußeren und inneren Bedingungen verfolgt. In 7 Büchern führt er uns die ihren Umrissen nach einfache und doch mit großen Schicksalen verflochtene Lebensgeschichte vor, welcher die Analysen der einzelnen Productionen auf geschichtliche Weise eingefügt sind. Das erste Buch — wir würden lieber sagen: Capitel — berichtet von der guten Stadt Husum, einem alten und ehemals durch Seehandel bedeutenden Orte, wovon noch die Ueberreste gotischer Giebelhäuser zeugen, deren Menge und Pracht einst der Chronist Heinrich Ranzau bewunderte; und erörtert mit psychologischem Verstande, welche Bedeutung diese friesische Heimat und ihre Umgebung für die innere Entwicklung des Dichters gehabt habe: die große, ebene, träumerisch stimmende Landschaft — hier grüne Marsch, dort braune Haide — zu langen Sommertagwanderungen auffordernd, nur dem liebevollen Sinne ihre Reize enthüllend; und in geringer Ferne das jede Phantasie so mächtig anregende Meer, der „blanke Hans“, wie die Volksrede sagt, der mit der Fluth hier über die schwarzen Watten sich ergießt und im Jahre 1825, was der achtjährige Knabe erlebt hat, mit verheerender Gewalt die Deiche brach und große Stücke der unbedeichten Halligen zerstörte. Wir hören von den Vorfahren und Eltern des Dichters und werden vertraut mit dem tiefen Familiensinn und den ehrbaren Sitten, die in diesem echten Bürgerthum walteten; wir finden auch hier bestätigt, daß die „Frohnatur und Lust zu fabuliren,“ jene glückliche Naivetät, welche Storm selber bezeichnet, wenn er sagt: „Ein Sonntagskind ist immer der Poet,“ im Naturell der Mutter angelegt und vorgebildet erscheint. Wir hören von der Kirche, dem Schlosse, dem Kloster oder Gasthaus zum St. Jürgen als Stätten, mit denen merkwürdige Eindrücke von Menschen und Dingen verbunden waren. Das zweite Capitel führt uns mit dem Knaben zuerst auf die Lateinschule der Vaterstadt, sodann auf des alten Lübeck berühmtes Catharineum, welche gelehrten Stätten noch nicht wie ein modernes Gymnasium den Geist verchnürten; alsdann

*) Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Von Paul Schüze, Privatdocent an der Universität Kiel. Berlin 1887. Gebrüder Paetel.

mit dem Jüngling auf die Universität. In Lübeck begegnete der Primaner, dahin gesandt, um seiner Vorbildung die letzte Feile geben zu lassen, zuerst poetisch-literarischen Anregungen, die im Herzen des Schülers das Anch'io pittoro aufdämmern ließen. In Kiel tritt schon ein eigenes Wagniß auf („Lieberbuch dreier Freunde“), in Verbindung mit den Brüdern Theodor und Tycho Mommsen. Heine, Eichendorff, Mörike erschienen hier als die lyrischen Meister, welche Storm, gleichwie die beiden zukünftigen Gelehrten, zur Nachahmung begeistert haben. Das dritte Capitel begleitet den gesunden Verlauf eines Lebens, das nicht auf die literarische Laufbahn angelegt, also nicht davon abhängig war: Verlobung, Ehe, der Beruf des praktischen Juristen. Aber wir finden den Advocaten zugleich mit regem Antheil einer Sammlung schleswig-holsteinischer Sagen, Märchen und Lieder sich widmend, die, von ihm und Theodor Mommsen angeregt und begonnen, später das Werk R. Müllenhoffs geworden ist. Wir finden ihn als Mitwirkenden an einem mit Geschmack redigirten Kalender, dem Biernatzkischen Volksbuch, dessen oben Erwähnung geschah. Hieraus erwächst sein erstes selbständiges Büchlein, die „Sommergeschichten und Lieder“, um dessen Berliner Verlag der viel jüngere Paul Henze ein denkwürdiges Verdienst sich erwarb — wie denn später eine innige Freundschaft gegenseitiger Anerkennung und Förderung zwischen beiden Dichtern erwachsen ist. Hier zuerst, wenn auch in unreifer Gestalt schon im Volksbuche erschienen, leuchtet „Immensee“ entgegen, eine aus Skizzen leicht zusammengefügte, schlichte Erzählung, ganz von dem Eindruck eines lyrischen Gedichtes; welche Vielen allein bekannt, von Mehreren für das charakteristische Prosawerk des Meisters in charakteristischer Unwissenheit gehalten wird. Sie wird ihren stillen Zauber nie verlieren, wenn es auch gewiß ist, daß die volle Kraft des Novellendichters hier noch nicht ihre Schwingen entfaltet. — Sein viertes Buch nennt Schüze „Für Schleswig-Holstein“; es ist das einzige, wodurch nicht ein Abschnitt des äußeren Lebens angezeigt wird. Um so mehr ist es aber für die Persönlichkeit des Dichters bedeutend. Denn um gewahr zu werden, wie tief und stark die Empfindung war, mit welcher das Volk der „Herzogthümer“ für seine Freiheit, sein Recht und sein Deutlichkeit eintrat, muß man die wenigen, aber tiefen und schwingvollen Lieder kennen lernen, die Storm als rechten Dolmetsch und Propheten seiner Landsleute erscheinen lassen. Eröffnet wird die Reihe durch jenes „Dütern“, zwar ohne politische Anspielung, aber mit patriotischem Enthusiasmus gedichtet: eines der stimmungskräftigsten und klangvollsten Gedichte, die es in deutscher Zunge geben mag; um es zu verstehen, muß man aber die Natureindrücke der Meeresküste erfahren haben, die so mächtig darin widerhallen. Auch mehrere der sinnigsten Erzählungen („Ein grünes Blatt“, „Unter dem Tannenbaum“, „Abseits“) beruhen auf diesem Hintergrunde, wie Verfasser in ausführlicher Weise darstellt. Die Ereignisse der Restauration brachten es mit sich, daß der Dichter seines Amtes ledig wurde und im preussischen

Justizdienste Aufnahme suchen mußte. So finden wir ihn (Buch 5: „in der Fremde“) zuerst in Potsdam (1853—1856) von wo er einem anregenden Berliner Kreise ausgezeichneten Männer thätig sich gesellte; die „Argo“, ein poetisches Jahrbuch, das aus dieser Runde hervorging, enthält seine Beiträge. Alsdann in Heiligenstadt, dem stillen katholischen Städtchen, wo Leben und Dichtung fröhlicher ihm gedieh. Hier entstanden unter anderen die Novellen „Im Schloß“, „Auf der Universität“, „Auf dem Staatshof“, die zu den schönsten Gaben seiner Muse gehören; in Potsdam das liebliche Doppel-Fabyl „Im Sonnenschein“, wovon Mörike gesagt hat, Stellen daraus möchte er auf Porzellan gemalt haben. Noch in Heiligenstadt schrieb der Dichter „Von Jenseit des Meeres“, als das Jahr 1864 eine neue Wendung in sein Schicksal brachte. Die Vaterstadt selber, nach Vertreibung der dänischen Beamten und Truppen einer kurzen Selbstherrlichkeit sich erfreuend, berief den Mann in die Stellung ihres Landvogtes, dessen Name durch alle Leidensjahre in gutem Andenken geblieben war, durch den noch lebenden Vater und durch einen jüngeren Bruder, der inzwischen als Arzt sich dort niedergelassen hatte, auf die günstigste Weise vertreten. So heißt das sechste Buch: „Wieder daheim“. Aber bald fiel ein schwerer Schlag in das blühende häusliche Glück. Die geliebte Frau, deren heitere Gestalt viele Gebilde seiner Phantasie durchschimmert, wurde ihm entrißen. Für die sieben Kinder, welche sie ihm geboren hatte, ist die zweite Ehe des Vaters, wie für ihn selber, segensreich geworden. Der Dichter hat durch die lebenswahre und tiefe Erzählung „Viola tricolor“ (in der wir die schwüle bange Stimmung, von der Schütze spricht S. 173., keineswegs finden) das Problem der zweiten Ehe in harmonischer Verklärung gelöst; zuletzt „hält die fröhliche Zukunft des Hauses ihren Einzug in den Garten der Vergangenheit“. Schon früher als mit dieser Novelle hatte Storm seine neue productive Periode eröffnet, nachdem vom Jahre 1867 an, welches „In St. Jürgen“ und „eine Malerarbeit“ hervorbrachte, jenes durch Stimmung und Charakteristik, dieses durch die Technik der Erzählung ausgezeichnet, eine mehrjährige Pause eingetreten war.

Aber diese Pause wurde durch eine Thätigkeit von gelehrter Art ausgefüllt. Zuerst brachte die Gesamt-Ausgabe, deren erste 6 Bände bei Westermann erschienen (1868), manche Arbeit (Schütze S. 247). Alsdann aber wurde die Unternehmung einer Anthologie begonnen, welcher schon früher, in kleinerem Maßstabe, seine Kraft gewidmet war („Deutsche Liebeslieder seit Günther“ 1859). Eine „kritische“ Anthologie hat Storm das „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius“ nicht ohne Stolz genannt (S. 250). Und er konnte allerdings mit Genugthuung auf seine Leistung zurückblicken. Unzählige Bände von Gedichten hat er durchforscht, um hier und da eine Perle zu finden, würdig, dem festen Besitz, welchen eine mehr als 30jährige Lebenserfahrung ihm gewonnen hatte, angereicht zu werden. Es

ist immer merkwürdig zu erfahren, was dem Meister einer Kunst an Werken seiner Vorgänger und Zeitgenossen bedeutend erscheint. Der empfangende Geschmack, sofern er nicht auf lernbarer Kennerchaft, sondern auf Begabung beruht, ist beinahe so selten wie die hervorbringende Kraft selber (damit an der Wurzel zusammenhängend, wie beim musikalischen Gehör am deutlichsten ist). Und ein Marktbuch, wie Anthologien es zu sein pflegen, wird zumeist mit geringer Mühe aus den beliebtesten Autoren oder auch — aus schon vorhandenen Anthologien zusammengestellt. Beides: der richtende Tact und der große Fleiß, die tiefgehende Kenntniß des Sammlers, machen Storms Hausbuch zu einem würdigen Werke, das in unserer belletristischen Literatur nicht seines Gleichen hat; wenn auch nach ihm einige Anthologien ähnlichen Charakters und nicht ohne starke Anlehnung an dieses Muster aufgetreten sind, zum Theil mit besserem Erfolge nach außen hin. Denn es ist auch jener kritischen Arbeit ergangen wie den meisten originalen Schriften des (nun endlich) doch dem Namen nach berühmt gewordenen Autors. Von Anfang an hat die Glocke des Ausrufers ihm geklopft, deren Macht durch ihre Dreistigkeit gemessen wird. Das eigentliche Publikum weiß folglich nichts davon; man wird das Buch in den Vorräthen selbst großer Sortimentshändler vergebens suchen; das Publikum, in dessen Menge doch manche Männer und Frauen verstreut sind von so reifem Geschmack, daß sie wohl eine solche Auslese als für sich bestimmt empfinden könnten, wenn nur ihr tieferes Verlangen durch allen Qualm und Nebel der Zeitungen und Richtigkeiten bis an die Pforten der Schönheit vorzubringen vermöchte. Denn diese Anthologie ist freilich für jüngere Menschen (für Confirmanden und Bräute) minder geeignet; nicht weil es Anstößiges darin gäbe (wodurch sie ein „Hausbuch“ zu heißen unwürdig wäre), sondern weil viele der ausgewählten Dichtungen in einer Lebensanschauung beruhen, die eigene Erfahrung fordert, um verstanden, mitempfunden zu werden. Um so mehr bietet sie dem nachdenklichen Leser, der an gewöhnlichen sentimentalen oder bombastischen Versen kein Ergözen mehr findet. — So möge nun, um diesem Nebenwerke, das doch auch ein Liebewerk des Poeten gewesen ist, einige Ehre zu thun, die geschehene Abschweifung nachgesehen werden. Storm hat wohl damals gegen Freunde ausgesprochen: er fühle, wie das schöpferische Vermögen in ihm durch die kritischen Bemühungen gehemmt werde. Damit hängt es zusammen, daß zu jener Zeit die „Zerstreuten Capitel“ entstanden sind, welche an Bozens und Washington Irving's Skizzenbuch erinnern, auch hier und da an Thackerays Art, aber durchaus in dem eigenthümlichen Stile des Autors, merkwürdig durch halb melancholisches, halb humorvolles Pathos, gehalten sind; E. T. A. Hoffmann'sche geipenstische Lichter spielen nicht selten darin. Als größere Novelle derselben Gattung hebt sich ab „Beim Vetter Christian“, von Schüze mit Recht als „Cabinetstück intimster behaglichster Genre- und Kleinmalerei“ bezeichnet (S. 203). Die Schattenrisse „Von heut und ehedem“ wetteifern damit an Feinheit und liebreicher

Zartheit. Auch „Role Poppenspüler“ müssen wir dahin rechnen, eine aus Kindererinnerungen zusammengewobene Geschichte von fahrenden Leuten; mit jener Einfachheit und Heiterkeit erzählt, die nur aus tiefer Seele quillt. In merkwürdigem Contrast dazu ist bald nachher „Waldwinkel“ gedichtet worden, wo ein Idyll weltflüchtiger Sinnlichkeit durch die sehr weltliche Niedertracht des leichtfertigen Weibes einen ironischen und beinahe häßlichen Abschluß erhält. Wieder dem Genrehaften nähert sich „Ein stiller Musikant.“ In die kleinsten Züge ist hier die ganze Liebe und Freundlichkeit des selber von musikalischer Empfindung tieferfüllten Dichters versenkt worden. Alle diese Stücke sind Zeugnisse, daß gerade in diesen Jahren die productive Fähigkeit Storms zu ihrer höchsten Blüthe sich erheben wollte, indem sie zu größerer Mannigfaltigkeit sich entwickelte. Denn von Viola tricolor ist schon geredet worden; einiges andere übergehen wir; aber des höchsten Preises würdig wird mit Recht „Psyche“ geschätzt, das Schütze Storms hohes Lied der Liebe nennt, wie denn aus literarischem Frauenmunde gesagt worden ist, es sei das Amuthigste, was je in Prosa gedichtet worden. Hieran unmittelbar reiht sich die Novelle an, welche durch künstlerische Form und auf historischem Grunde vertiefte Bedeutung ihres tragischen Inhaltes den Dichter in seiner Vollendung zeigt; schon durch den Titel „Aquis submersus“ ihres unvergeßlichen Eindruckes gewiß. In ähnlichem Stile und ebenfalls „vor Zeiten“ spielend, schlossen in den folgenden Jahren „Kenate“ und „Enkenhof“ würdig sich an. Unter den Sachen dieser Zeit, die in gegenwärtige Lebensläufe zurückführen, ragt „Carsten Curator“ durch ergreifenden Ernst und mächtige Charakteristik hervor. — Im letzten Capitel führt uns der Biograph nach dem holsteinischen, waldbumgebenen Dorfe „Hademarschen“, wo der rüstige Amtsgerichtsrath, in den Ruhestand tretend, 1880 seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte und noch bis vor Kurzem, seines vielgepflegten Gartens und seiner getreuen Muse sich erfreute. Von schwerer Krankheit im Winter 1886/87 heimgesucht, deren Trübsal noch durch den Tod seines ältesten Sohnes vermehrt wurde (dies sind die letzten Mittheilungen, welche Schütze machen konnte), hat er, dem Anschein nach völlig genesen, am 14. September 1887 seinen 70. Geburtstag hier unter Theilnahme zahlreicher Freunde gefeiert. Seine Vaterstadt ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger; die Dorfschaft, in der er wohnte, gab dem verehrten Manne, den sie besser als den Dichter kennt, die rührendsten Zeugnisse ihrer Achtung und Neigung. Nur allzubald hat sich diese Theilnahme in Kundgebungen eines traurigen Abschiedes wiederholen müssen. — Seine Muse hat ihm noch mehrere seiner bedeutendsten Werke in dieser Stille zu bilden vergönnt; denn dazu gehören „Hans und Heinz Kirch“, wo ein harter Vater und ein wilder Sohn ihre Schicksale an einander zerreiben; und die wiederum in vergangene Jahrhunderte führende Doppelnovelle „Zur Chronik von Geeshuus“, durch großen epischen Gang und gewaltige sagenhafte Züge auszeichnet, von manchen Kennern für das eigentliche Meisterwerk Storms

gehalten. Das Problem des Connubiuns zwischen Adel und Bürgerstand, welches den psychologischen Sinn des Dichters mehrmals beschäftigt hat, liegt auch hier in tragisch ergreifender Weise zu Grunde. — Nicht auf gleicher Höhe steht die letzte der Chronik-Novellen, wie Sch. sie nennt (sie sind in einer Sammlung herausgegeben worden unter dem Titel „Vor Zeiten“), nämlich „Ein Fest auf Gaderslehhuus“, zuerst „Noch ein Lembek“ geheißten, worin die Neflere des Ritterlebens und der Minnepoesie auf eine nordische Landschaft geworfen werden. Zwei seiner besten Idyllen aber, die in lebendige Zeit eigener Erinnerungen zurückkehren, hat erst jüngst der Dichter geschrieben; sie verweilen „Bei kleinen Leuten“ und zeugen von anschaulicher Kenntniß und liebevollem Sinne für das Leben dieser Gattung, wie es in der einen Erzählung noch als im Kerne gesundes Kleinbürgerthum des jetzt aussterbenden Handwerkers, in der anderen als proletarisches Dasein, hart am Abgrunde von Noth und Verbrechen sich darstellt; in beiden erschütternd und erfreuend die Gewalt der elementarischen menschlichen Gefühle mit sicherer Hand schildert. Dies sind die letzten Werke, welche unser Führer erwähnen konnte. Danach ist uns noch „Ein Bekenntniß“ zu Theil geworden, worin das merkwürdige moralische Motiv mit großer psychologischer Feinheit behandelt wird; und endlich noch das große Lebensbild aus den Marschen, wo der Jahrtausende alte Kampf des friesischen Stammes gegen das weiße Element in einer heroischen Gestalt seine Verklärung empfängt, und man eine nahe Wirklichkeit in den abergläubischen Volksmund als Gespensterschatten unmerklich übergehend gewahrt. Ein würdiger Abschluß dieser in Leben und Landschaft der Heimat tief beruhenden dichterischen Production. „So wäre der Zeitpunkt des Abtretens jetzt nicht ungünstig“, schrieb der Ahnende zwei Monate vor seinem Scheiden, nachdem er von den Stimmen des Beifalles erzählt hat, die ihm über den „Schimmelreiter“ zugekommen waren, an die er doch kaum zu glauben wage. Noch war er an einer neuen Novelle thätig gewesen, wozu die Idee in den Phantasieen seiner Krankheit entstanden war; der Titel „Die Armensünderglocke“ und das Schema der Handlung standen ihm fest, einzelne Scenen sind im Entwürfe ausgearbeitet worden, „aber die Arbeit ruht wie für immer“ heißt es in demselben Briefe. Seine letzten Mühen galten autobiographischen Aufzeichnungen, die leider in den Anfängen geblieben sind.

II.

Wenn ich die ganze Kunstthätigkeit Theodor Storms, die in Versen und Erzählungen vorliegende überschaue und nach einer Charakteristik suche, um sie von der Menge äußerlich verwandter Erscheinungen des Zeitalters zu unterscheiden, so muß ich einen Ausdruck wählen, der nicht Jedem so gleich verständlich ist. Seine Kunst, möchte ich sagen, ist frei von Absichten. Das bedeutet: sie will weder belehren noch bilden, weder sinnliche, noch moralische, noch politische Nührung und Erregung hervorrufen,

sie will nicht schmeicheln, nicht spannen, nicht entsetzen; der Autor geht nicht — was die meisten Modernen thun — darauf aus zu imponiren: für alles das ist er zu naiv. Er arbeitet nach innen, für sich selber, mit der stillen Freude an seinem Werke, darum mit der Gewissenhaftigkeit eines alten Meisters der Bronze- oder Elfenbein-Mastik, wo die Bewunderung mit Erkenntniß der Mache nicht abnimmt, wie bei den Künsten der Taschenspieler und vielen anderen, sondern immer größer wird. In dem Bande der „Gedichte“ tritt diese Reinheit des Stiles vielleicht am deutlichsten hervor. „Bilbe, Künstler, rebe nicht. Nur ein Hauch sei dein Gedicht“. Dieses Goethesche Motto ist von Vielen wiederholt, von Wenigen erfüllt worden. Wenn alle Rede ein lautes Getöse auszeichnet, so ist hingegen den Storm'schen Versen ein leiser Gang, eine stille, auch in Leidenschaft verhaltene Sprache eigenthümlich, der es an den gemachten Worten fehlt, worin so leicht die lyrische Kunst entartet. *) Es muß auffallen, daß Herr Schüze über Storm's Lyrik so wenig gesagt hat. Freilich ist sein ganzes Buch mit Citaten daraus erfüllt, für seinen Zweck zu reichlich; und er rühmt, daß durch Harmonie zwischen Form und Inhalt, durch Schönheit und Sicherheit des sprachlichen Ausdrucks die Gedichte unmittelbar neben Goethe sich stellen (S. 248). Aber in einem Buche, welches jeder Erzählung eine genaue Analyse widmet, dürfte wohl eine tiefere Studie über das Eigenthümliche dieser Lyrik, über die verschiedenen Arten ihrer Stoffe und Formen, über die Feinheiten und Tiefen ihres Stiles, ihre Verhältnisse und Wortbildungen nicht fehlen. Hierüber ist von Anderen Manches gesagt worden und bliebe wohl Einiges zu sagen übrig. Aber freilich können derartige Erörterungen zum Genuß und Verständniß weniger noch beitragen, als wenn der Kern und organische Bau einer Novelle bloßgelegt wird; denn wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen.“ Die volle Schönheit eines Liebesliedes wird nur, wer Liebe kennt, in sich aufnehmen. Die patriotischen Gedichte, in denen Schleswig-Holsteins Stimme einsetzt, wird Niemand so tief bewundern, der nicht mit gleicher Liebe an eine Heimat von gleichem herben Reize sich gebunden weiß. Und nur wer die unglaubliche Stille und Feierlichkeit eines milden Herbstabends, zur Ebbezeit, wenigstens einmal an der Nordsee-Binnenküste erlebt hat, weiß die innere Nothwendigkeit und Offenbarung des Gedichtes zu gewahren, welches anhebt:

*) Sehr trefflich wird bei Schüze S. 254 ein Ausspruch Klopstock's angeführt über das Wortlose, das „in einem guten Gedicht umherwandelt wie in Homers Schlachten die nur von Wenigen gesehenen Götter.“ Und Schüze fügt hinzu: „Die Kunst der verschleiernnden, andeutenden Darstellung, die das letzte Wort ungerne ausspricht, besitzt Storm in hohem Grade.“ Das hatte auch Mörike congenialisch empfunden, wenn er (im Gespräche) dem nordischen Freunde sagte: „Sie haben das an sich, so leise zu überraschen: ‚Es war eine andere Zeit‘“ — (Storm's Erinnerungen an Eduard Mörike. Schriften 14. S. 162. Jene Worte sind der Anfang des 2. Abschnittes von Storm's „Im Sonnenschein“).

An's Haf nun fliegt die Möve,
Und Dämmerung bricht herein;
Ueber die feuchten Watten
Spiegelt der Abendsehein.

„Nur ein Hauch sei dein Gedicht.“ Damit ist auch das Verhältniß Storm'scher Verskunst zur Musik bezeichnet. Ursprünglich entsteht alles Lied zugleich mit dem Gesange des Volkes, als neuer Text zu bekannter Weise. Die Kunstpoesie kehrt allmählich das Verhältniß um. Die gedruckten und gelesenen Lieder werden in mannigfache Formen musikalischer Composition umgegossen. Viele werden, wo diese Kunst ihr Edelstes leistet, in ihrer Bedeutung gehoben. Manche, durch sich selber tüchtig, vermählen sich mit ihrer Melodie und gelangen in dieser Einheit zu vollerm Leben. Aber es giebt Gedichte, welche der Musik auf keine Weise bedürfen; sie sind Musik, sie enthüllen, gleich der Musik — nach dem Ausdrucke Carlyles — „das Herz der Natur“; sie wollen nur gesprochen sein, um ganz empfunden zu werden, und können die Zugabe der Melodie im besten Falle doch nur vertragen. „Es ist die Form nur der Contur, der den lebend'gen Leib beschließt“ so hat Storm selber das Geheimniß der lyrischen Composition ausgesprochen; und die Zartheit dieser Linien wird durch jedes Gewand auch schärferem Auge leicht verdeckt. — Aber wie ein großer Theil dessen, was wir Lyrik nennen, so steht auch unter den Storm'schen Gedichten Vieles, weil in (äußerlich) größerem Stile, der Betrachtung oder der Reflexion gehalten, von vornherein den musikalischen Angriffen ferner oder ist ihnen unzugänglich. Denn es ist falsch, was Schütze sagt (S. 250), daß Storm der gedankenhaften Lyrik als solcher abhold sei. Er selber spricht in dem merkwürdigen Vorworte des Hausbuchs auf treffliche Weise darüber sich aus: „Der bedeutendste Gedankengehalt, und sei er in den wohlgebauteften Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als todter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüth und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen hat.“

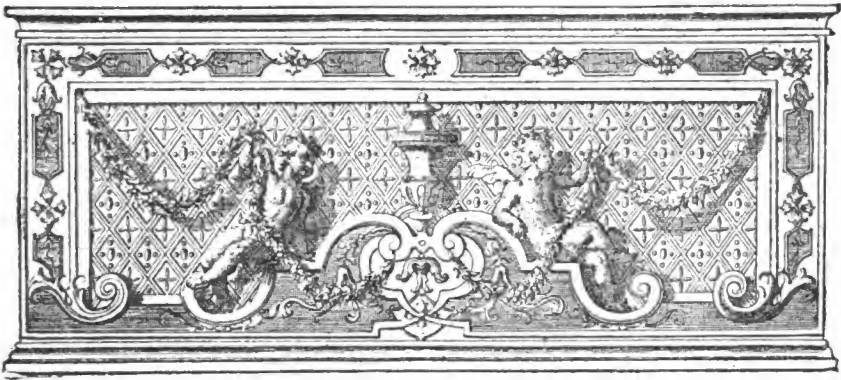
Und dieses gerechte Postulat ist von ihm selber erfüllt worden in Gedichten wie „Im Zeichen des Todes“, „Abschied“, „Für meine Söhne“, „Ein Sterbender“, „Geh nicht hinein“, so sehr sie unter sich verschieden sind. Gewissermaßen ist auch der reflectirenden Lyrik beizurechnen das in seiner Feinheit erhabene und durch die tiefe Energie des Gefühls zu Thränen bewegende Idyll, welches überschrieben ist „Garten-Sput“; gleich dem „Sterbenden“ in schönen weichen Jamben erzählend. Es gehört zu dem Schönsten, was Storm man muß doch sagen: gesungen hat. Und hier können wir uns noch einmal des Citates nicht enthalten. Der Beobachter zeichnet das heimliche Walten eines Schutzgeist-Kindes in seinem Garten. Man sieht das Bild mit ihm, in seiner jungfräulichen, friedlichen Anmuth:

Ich aber dachte: „Rühre nicht daran!“
 Hob leis die Stirn' und ging den Weg hinab,
 Den Garten lassend in so holder Hut.
 Nicht merkt' ich, daß einsam die Wege wurden,
 Daß feucht vom Meere strich die Abendluft;
 Erfüllet ganz von süßem Heimgefühl,
 Ging weit ich in die Dunkelheit hinaus.

„Rühre nicht daran“. So wie hier, ist in dem ganzen Gedichte kein Wort, das anders sein könnte. Es ist die reine Stimmung eines nicht bloß stark empfindenden, sondern auch viel betrachtenden und sinnenden Gemüthes.

Schüze hat in trefflicher Weise dargestellt, wie die Novelle Storms aus seiner Lyrik sich entwickelt habe. Ein Wort Wilhelm Jensen's, des Landsmannes und Freundes, der dem älteren Meister oft mit Liebe gehuldigt hat, wird angeführt, das über die Erzählungen sagt: „Sie sind empfunden wie Gedichte, in künstlerischer Form gehalten wie solche, und wirken auch gleich Gedichten.“ So konnte auch Paul Heyse's Ausdruck erwähnt werden, der, bei Gelegenheit des ersten Novellenschazes, Storm den Lyriker unter den Novellisten nannte; wenn er auch jetzt, gemäß dem S. 172 abgedruckten Sonett, das zuerst 1877 in der Deutschen Rundschau erschien, diese Charakteristik nicht mehr als ausreichend bezeichnen würde. Denn, mit Schüze zu reden (S. 254), „aus der nur einzelne Glieder aneinander reihenden Stimmungsnovelle ist die lückenlose Conflict- und Problemnovelle hervorgewachsen;“ und darüber hinaus, mögen wir hinzufügen, die rein epische Novelle. Man kann auch sagen: Die Novelle Storms hat mehr und mehr einen männlichen Charakter und Ton angenommen. Denn wenn auch alle Musen Weiber sind und, zumal in unserem Zeitalter, bei Frauen und frauenhaften Gemüthern am ehesten ein reiner Kunstsinn erwartet werden kann, so ist doch die Erzählung mehr als andere poetische Gattungen dazu angethan, einmal das rohe sachliche, dann aber ein feineres, gleichsam wissenschaftliches Interesse auch prosaisch construirter Männer zu erregen. Storms Kunst ist freilich immer verloren für Solche, die den bloßen Zeitvertreib des Romanlesens suchen. Und wenn es auf der anderen Seite Männer giebt, zumal gelehrte, welche alles für unbedeutend halten, was nicht durch ausgepönnene Erörterungen über Zeitfragen und Weltanschauung ihre Gewohnheit und Lust, sich reden zu hören, zuzustimmen oder zu opponiren, in Schwingung setzt, so müssen diese aufgefordert werden, in einem Dürer'schen Holzschnitt oder in einer Landschaft von Hobbema nach den „Ansichten“ zu forschen, die darin mögen enthalten sein. Das Schöne muß man lieben um seiner selbst willen, oder aber sich bescheiden, daß man keinen Geschmack dafür habe.





Aus der Münchener Kunstausstellung des Jahres 1888.

Von

Ludwig Pfau.

— Stuttgart. —

(Fortsetzung.)

Colorismus.

Das schönste Costümbild der Ausstellung in Beziehung auf die Farbe ist ohne Zweifel die „Bekehrung des Herzogs von Gaudia vor der Leiche der Kaiserin“ von Moreno Carbonero in Malaga. Die rechte Seite des Bildes wird vom Sarge eingenommen, welcher auf einer mit lachs-farbenem Sammtteppich bedeckten Erhöhung steht. Ein schwarzgekleideter Diener am Kopfe hält den aufgeschlagenen Deckel der Truhe, aus welcher, von Spizen umgeben, das leichenfahle, mehr als nöthig entstellte Antlitz und die gefalteten Hände der Kaiserin hervorsehen. Links am Sarge auf terracottafarbigem Teppich steht der Herzog in schwarzem Sammtgewand und verbirgt sein Antlitz an der Schulter des ernst und bewegt blickenden, in Brust- und Lendenharnisch gekleideten Kaisers. (Er war für die Kaiserin in Liebe entbrannt gewesen und ging dann ins Kloster). Hinter ihm steht ein Priester, in reichem, silbergrau und schwarz gesticktem Ornat, ein Gebetbuch in der Hand, und neben diesem ein anderer in gedämpft rothem Gewande. Ihnen zur Seite verhüllt eine schwarzgekleidete Dame ihr Gesicht mit beiden Händen, während ein halbwüchsiger Knabe, scheu und ergriffen, sich an sie schmiegt. Im Hintergrunde stehen die Kirchendiener und Großen des Reichs und füllen die zur Gruft führende Treppe, deren offenes Eisenthür das Tageslicht einläßt. Die Scene ist nach Art der Gallait'schen

Schaustücke concipirt, nicht eben großartig in der Auffassung, aber einfach und ungesucht und mit wärmerer Entpfindung im Ausdruck. Sehr störend dagegen wirkt die Geberde des Dieners am Sargdeckel, der sein schwarzes Barett an die Nase drückt, um sich vor dem Leichengeruch zu schützen. Anders thut's der heutige Realismus nicht, irgendwie muß er dem idealen Gefühl ein Schnippchen schlagen. Was jedoch das Colorit betrifft, so ist dieses von so schöner, lebendiger und doch ernster, der Scene entsprechender Harmonie, von so ungestörter, wohlthuender Bornehmheit, daß es dem Auge einen seltenen Genuß bereitet.

Nicht so specifisch coloristisch, aber stimmungsvoller und großartiger ist das colossale Bild „Eine Vision im Colosseum“ von Benlliure y Gil in Rom. Die erklärende Legende des Katalogs besagt: „Der heilige Almaquio, Einsiedler aus dem Orient, wurde am 1. Januar 404 von den Gladiatoren des Colosseums, deren Kämpfe er hindern wollte, getödtet. Doch hörten in Folge dieses Opfertodes die blutigen Schauspiele auf. Seitdem geht der Heilige am Allerjelestage in der Stille der Nacht durch jene Ruine, von Märtyrern und Gerechten aller Zeiten begleitet, den Gesang „Miserere mei Deus“ anstimmend, worauf sich ihm von der Erde zahlreiche Seelen anschließen und folgen.“

Die Scene ist der Innenraum des Colosseums, von einem riesigen, am flimmerigen Nachthimmel emporsteigenden Monde beleuchtet. Den Hintergrund bildet die ruinenhafte, von leeren Fensterhöhlen durchbrochene und von Nachtvögeln umschwärmte, elliptische Mauer des alten Riesenbaus. Der Augenpunkt liegt in der Höhe des Bauwerks, so daß dessen Boden tief unten, in halber Vogelperspective und starker Verkleinerung der Gegenstände zum Vorschein kommt. Die Composition besteht aus zwei in der Luft schwebenden Menschenströmen, von denen der vordere, mit lebensgroßen Figuren, sich aufwärts von links nach rechts bewegt, um in der dunklen Tiefe des Colosseums zu verschwinden; der hintere aber, vom höchsten Himmel her über die Mauer weg in den Innenraum sich ergießend, dem vorderen Zuge zueilt und bereits in einiger Entfernung sich hinter ihm ausbreitet. Den Mittelpunkt der Hauptgruppe bildet der heilige Almaquio, der, den Oberkörper mit dem härtigen Asketenkopfe gegen die Versammelten neigend, frei in der Luft steht und, wie auf einer Kanzel, die Arme predigend ausbreitet. In der Rechten erhebt er ein kleines Kreuzeszeichen, von dem ein magisches Licht ausstrahlt. Rings umgiebt ihn ein Kranz von Kerzen tragenden Märtyrern und Anachoreten in grauen, braunen und schwarzen Mönchskleidern, vorn zwei Geißler mit entblößtem Oberkörper. Während diese, verschieden in Stellung und Geberde, zu dem Begeisterten aufblicken, schweben von der andern Seite die himmlischen Heerschaaren, weiß gekleidete, Kerzen tragende Nonnen, selige Jungfrauen mit weißen Schleiern und Kränzen lustig im Mondlicht herab, um dem leuchtenden Kreuze zu folgen. Mehr im Vordergrunde schließen sich ihnen

blumenstreuende Kinder an, und ein Rosenregen fällt hernieder in das nächtliche Grauen der Tiefe, wo kleine, im Hellbunkel gespenstisch verschwindende Gestalten um ein aufgerichtetes Kreuz sich schaaren und geheimnißvoll die Scenen des Martyriums darstellen. Der kräftige Ton der Hauptgruppe hebt diese energisch von den duftigen Scharen des Hintergrundes ab, die doch wieder genug Körperlichkeit haben, um nicht für bloße Schemen der Phantasie zu gelten. Die Luft circulirt zwischen den Figuren, die alle von einander losgehen und deshalb den Eindruck wirklicher Erscheinungen machen. Das Ganze ist wie aus einem Guß und seine Wirkung zauberhaft. Es ist ohne Zweifel das vollendetste Bild der Ausstellung.

Aber Venliure weiß nicht nur das Furchtbare, sondern auch das Liebliche zu schildern; das Ergreifende wie das Amuthige beherrscht sein Zauberpinsel mit gleicher Gewalt. Kein größerer Contrast läßt sich denken als neben der Colosseumsvision seine „Vertheilung der Preise im Kinderasyl von Valencia“, sowie „Der Marienmonat in Valencia“, zwei Bilder kleinerer Dimension. Im ersten erhellen rosenumkränzte Wandleuchter einen weiten Raum, links ein teppichüberhängtes Podium mit einem rothbedeckten Tisch und einem rothen Plüschsessel, auf welchem ein rothgekleideter Priester den Vorsitz führt; rechts und links von ihm befindet sich das Protectorenpaar des Asyls. Die Dame legt ihre Hände auf die Schulter eines weißgekleideten Mädchens, wohl des ihrigen, das mit stiller Befriedigung zuschaut. Auf einem Stuhle vor dem Tisch steht ein allerliebstes Kind, das halb muthig, halb besangen, mit vorgestreckten Händchen sein Sprüchlein hersagt. Hinter der Kleinen steht, in Nonnentracht eine Unterrichtschwester mit dem Soufflirzettel, während eine andere zwei Kinder, an welchen nun wohl die Reihe ist, bei der Hand hält, und die dritte einen Knaben in der Schaar der im Halbkreise sitzenden Kinder zur Ruhe verweist. Ganz im Hintergrunde stehen rechts und links zuhörende Gruppen. Der Teppich ist mit Rosen bestreut, und der ganze Raum athmet feierliche Zuhörerstille. — Der Marienmonat, ein ähnliches Bild, zeigt einen Festgottesdienst in reichem Chore. Im Mittelgrunde, von Kerzenlicht umstrahlt, sieht man die celebrirenden Priester, von Mönchen und Laien umgeben, in einem zauberhaften Hellbunkel. Der Vordergrund ist wieder mit den liebreizendsten Kindern bevölkert: rothgekleidete Mädchen mit steinbesetzten Kronen und Federputz im Haar; eines hält eine Laterne, andere tragen Blumenkörbe. Rechts am Altar steht eine Gruppe weißgekleideter Kinder, mit Schleier und Kranz geschmückt und Blumen in der Hand. Auch hier sind überall Rosen ausgestreut, sie scheinen dem Maler nur so von der Palette zu fallen. In den beiden Bildern ist Venliure uner schöpfflich in seiner Charakterisirung des Kindergemüths. Mit unendlicher Liebenswürdigkeit schildert er die kindlich naiven Mädchen in ihren roth und weißen Kleidern, wie sie neugierig um sich schauen, andächtig ihre Pflicht erfüllen oder freudig ihre Blumen bringen. Dabei ist das tiefe, weiche und doch

klare, festliche Colorit nicht weniger zu bewundern als die Technik, welche mit spielender Geltendmachung des Details, eine saftige Breite der Ausföhrung zu verbinden weiß. Venlliere ist einer jener gottbegnadeten Künftler, welche ihre Schätze spielend aus dem Aermel schütteln.

Ein weiteres durch Umfang und Geschicklichkeit hervorragendes Bild von Alcazar Tejedor in Madrid stellt „Eltern bei der ersten Messe ihres Sohnes“ vor. Im festlich mit Blumen geschmückten Chor auf einem goldenen Lehnstuhl sitzt der neugeweihte Priester, der Bauernsohn. Die Mutter, von ihrer Freude überwältigt, ist vor ihrem Sohne hingefunken, der sie umarmt. Der etwas weiter zurückstehende Vater verbirgt seine Thränen in sein Taschentuch. Der Neugeweihte ist von Priestern und Chorknaben umgeben, deren Theilnahme in ihren verschiedenen Abstufungen, von der mitfühlenden Führung bis zur bloßen Schaulust, trefflich ausgedrückt ist. Hinter den Eltern drängt sich eine Schaar Neugieriger zu. Die Malerei ist kräftig und warm, die Zeichnung correct und die Behandlung breit. Aber die lebhaften Farben der kirchlichen Garderobe, die rothen Unterkleider und gestickten Messgewänder, im Gegensatz zu der bürgerlich dunklen Einfachheit der Eltern, geben dem Colorit den Charakter des Bunten; und dies um so mehr, als die ganze Tonlage etwas zu hell und grell für das Innere einer Kirche ist, wodurch die Scene mehr den Eindruck einer weltlichen Festlichkeit als den einer — doch immer mit etwas Mystik und Halbdunkel gewürzten — kirchlichen Feier macht.

Eine kirchliche Feierlichkeit anderer Art zeigt uns Albert Keller in München in seinem „Hexenschlaf“. Ein weißgekleidetes Mädchen, an einen Pfahl gebunden und vom gläubigen Volk umringt, erleidet mit geschlossenen Augen und lächelnder Miene den Feuertod. Der Katalog giebt hierzu folgende Erklärung: „Wie die alten Protocolle erzählen, verfielen die Hexen während der Torturen und Hinrichtungen häufig in einen schlafähnlichen Zustand der Empfindungslosigkeit. Man nahm an, der Teufel schicke diesen Schlaf, weil er denen, die es mit ihm hielten, Schutz gegen irdische Gerechtigkeit zugesichert habe. Heutzutage wissen wir, daß dieser „Hexenschlaf“ nichts anderes als Hypnose oder Sonnambulismus war“. Das Bild ist nicht ohne coloristische Anläufe, aber von ungenügender Ausführung und Gesamtwirkung. Die Zeichnung ist mangelhaft und die weiße Hülle des Opfers verdeckt mehr die Formen des jugendlichen Körpers, als daß sie dieselben umkleidete. Die versammelte Menge, welche im Hintergrunde theils auf einer Treppe, theils auf einer Terrasse sich ausbreitet, nimmt unser Interesse wenig in Anspruch. Ueberdies ist die Luftperspective in einer Weise mißlungen, welche dem Bilde keine Tiefe verleiht. — Auch in dem „Porträt“ desselben Künstlers, einer jungen weißgekleideten Dame, welche auf einem rothsammtnen Lehnstuhl sitzt, beeinträchtigt die allzugroße Vernachlässigung der Form den Genuß der coloristischen Leistung.

Einer der berühmtesten Schönfärber der Gegenwart, Mich. Munkacsy

in Paris, hat die Ausstellung mit einem „Duell“ beschied, dessen blutigen Ausgang er uns vorführt. Links unter der tiefen Fensterbank liegt der erstochene Spanier in seinem schwarzen Sammetgewand ausgestreckt auf dem Boden. Der Leiche gegenüber, an den Tisch gelehnt und den Degen zur Erde senkend, steht der Sieger in gelblichgrauem Leibrock, mit dem Ausdruck verrauchenden Zornes und kommender Reue. Auf dem verschobenen blaurothen Tischteppich steht ein Humper neben einem umgeworfenen Glase; auf der Bank der Fensterbank liegen der schwarze Mantel und rothe Hut des Getödteten. Zur Thüre links stürmt ein erschrockener, aufschreiender Mann herein, und eine erregte Frau sucht die Nachdringenden abzuhalten. Munkacy steht mit diesem Bilde nicht auf der Höhe seiner früheren Erfolge. Die Raum- und Größenverhältnisse sind nicht ganz richtig. Der flache Gefallene hat zu wenig Körper und fast keinen Kopf. Der Mann im Mittelgrund ist zu klein, und sein weißer Kragen zu anspruchsvoll, was ihn noch weiter vortreibt und noch kleiner erscheinen läßt; dazu ist der Degen des siegreichen Hidalgo, wenn dieser den Arm ausstreckt, so lang wie der ganze dem Duell zur Verfügung gestellte Platz. Dagegen ist die Malerei flott und massig, wenn schon etwas flüchtig; auch hat der Künstler die schöne Wirkung seiner aus satter Tiefe warm ausleuchtenden Töne noch nicht ganz eingeübt.

Eine bedeutende coloristische Leistung ist auch „Judith“ von Benjamin Constant in Paris, die, obwohl nur eine Skizze, die sattesten und brillantesten Farben in harmonischem Einklang ausstrahlt. Ebenso ist „Ein Räuber“, eine vor einem gestohlenen Halsband am Pranger stehende sehr ausgeführte Figur in morgenländischer Tracht von Antonio Talves in Barcelona, ein Wunder von einem Aquarell, das in der Kraft des Colorits an die Deltechnik heranreicht.

Höchst erfreulich ist ferner die „Dämmerstunde am Kamin“ von Paul Goecker in München durch die reizvolle Weise, mit welcher uns der Künstler ein junges Mädchen vor Augen führt, die, in ihrer holländischen Haube dem Beschauer das verlorene Profil zukehrend, vor dem Kamin sitzt und das Sieben des Theekessels abwartet. Die Beleuchtung durch das Feuer und die Wirkung des Stofflichen sind mit großer Meisterchaft wiedergegeben, ohne durch die Durchführung das Interesse an der Figur abzuschwächen. Ebenso hat die „Mutter Gottes“, ein Brustbild von Dagnan-Bouveret in Paris — bei allzu gesuchtem Motiv — bedeutende coloristische Vorzüge. Maria sitzt in einer Zimmermannswerkstätte an der Hobelbank; ein weißes Tuch, aus dem das schwarzgeheitelte Haar nur wenig hervorsteht, umhüllt nonnenartig ihren Kopf. Sie nährt ihr Kind unter dem braunen Mantel, der ihren Busen umhüllt; aber der Heiligenschein des Jesuskopfes dringt als tiefgelbes Licht durch den Mantel und wirft sonnenförmig seine Strahlen aus. Diese Phantasmagorie wäre wohl zu entbehren. Dagegen hat Maria's leicht zur Seite geneigter Kopf, mit

blassem Teint und schwermüthigen Augen, etwas freundlich Anmuthendes, das an den böhmischen Typus erinnert, und ist von vortrefflicher Malerei.

Wir kommen nun zur höchsten Form des Colorismus, dessen Ziel nicht nur der harmonische Reiz der Farben, sondern die Bewirkung jener ethischen Stimmung ist, welche der coloristischen entspringt; und hier steht Josef Israels im Haag oben an. Die Feinheit seiner Tonempfindung übt eine Gewalt, die sogar die Lebensgröße verträgt. Dies zeigt sein Bild „Wenn man alt wird“, ein greißes Mütterchen, das in verblichenerem, graubraunem Mantel und weißer Haube auf einem Rohrstuhl vor dem Kamin sitzt und seine Hände gegen die wärmende Gluth streckt. Das ist alles; aber man verlangt nicht mehr, jedes Weitere wäre Störung. Wie ist das alles aus einem Guß, wie fein ist das oft so störende Weiß abgetont an der Haube, und wie sehr hütet sich die bescheidene Gluth vor jedem aufdringlichen Beleuchtungseffect! Die Strenge der Linie ist abweisend, aber welche Großartigkeit der Auffassung, welche Einfachheit des Vortrags! Wenn sich auch der Umriss im Ton auflöst, so ist die Zeichnung doch richtig, und man fühlt die Sicherheit der Form unter der Farbe. Denn der Mangel zeichnerischer Schärfe hat seinen Grund hier weder in Unkenntniß noch in Nachlässigkeit, sondern in dem Bestreben, eine gewollte Wirkung hervorzubringen, und die hiebei zu beobachtenden Grenzen sind auf's Haar eingehalten. Israels erinnert in diesem Bilde an die wuchtige Formgebung Millets; nur ist seine Empfindung mehr specifisch coloristisch, während die Millets mehr landschaftlich ist.

Ueber Israels alter Frau hängt in der Ausstellung ein großer, liegender Hund von Gerelmann im Haag. Das Thier ist tüchtig gemalt, der Kopf lebendig, das Fell naturalistisch ohne Uebertreibung; es hat sicherlich bei Weitem mehr unmittelbare Naturwahrheit als jenes alte Weib. Aber sonderbar! Diese Wahrheit, eben wegen ihrer materielleren Natur, erscheint im Vergleich zu Israels Bild als eine künstlich reproducirte; der Hund sieht aus, wie ausgebälgt, während man bei der Alten gar nicht lange fragt, wie sie sich zur Natur verhält. Sie packt uns so mächtig bei unserer Einbildungskraft, daß vor dieser inneren Wahrheit die äußerlich nachgeahmte förmlich verschwindet. Da kann man sich den Unterschied klar machen, der zwischen der empfundenen Wirklichkeit des Intellects und der nur geschauten des Auges besteht; um so mehr, als die Idealität der Israelschen Bilder ja keineswegs auf der Abschwächung der Realität, sondern nur auf der künstlerischen Auffassung derselben beruht.

Nicht minder bedeutend ist „die Näherschule“ desselben Meisters. Zwei Reihen holländischer Bürgermädchen in einfachen, bläulichen Kleidern und weißen Hauben sitzen in einem ebenso einfachen Zimmer, mit Nähen beschäftigt. Rechts am Fenster, durch welches zwischen zwei Blumenstöcken Häuser und Bäume sichtbar werden, sitzt die ältere Lehrerin und schneidet zu. Die Conception giebt in Beziehung auf Einfachheit und Einförmigkeit des Vor-

gangs den Darstellungen des neuesten Realismus nichts nach; aber wie viel könnte dieser von jenem Bilde lernen. Die Mädchen, trotz ihrer Alltäglichkeit jugendlich liebenswürdig, sind in den verschiedenen Handgriffen ihrer gleichartigen Thätigkeit fein charakterisirt. Die Züge der Vorsteherin sind von sprechender Natürlichkeit. Das vom Fenster einfallende Licht ist nicht zu Effecthaschereien, sondern zu einer Gleichmäßigkeit der Stimmung benützt, welche das Gemälde so als eine an sich genügende Gesamtwirkung vor die Augen stellt, daß die individuellen Besonderheiten als ein Ueberfluß erfreulicher Beigaben erscheinen. Das Bild ist der Natur nicht nachphotographirt, sondern abgeläuscht und giebt uns nicht einen Vorgang wieder, sondern verjett uns mitten in das Behagen dieses eng, aber friedlich umgrenzten Stillebens.

Nun kommen wir zu einem Farbenkünstler, der, kein Sittenschilderer, sondern ein Märchenerzähler, die Natur in die Fesseln seiner oft ausschweifenden, aber schöpferischen Phantasie schlägt. Arnold Böcklin in Zürich hat sicher schon Besseres geschaffen als sein „Im Spiel der Wellen“, übt aber auch in diesem Bilde, durch seine kräftigen Farbenaccorde und die poetische Einheit seiner Empfindung, jenen Zauber auf uns aus, gegen den die kalte Ueberlegung vergeblich ankämpft. In der Abendstunde, wo das Licht des Tages noch mit der Dämmerung streitet, sehen wir Böcklins fabelhafte Wassermänner und Meerweiber auf einer dunklen, bergshohen Welle ihr Spiel treiben. Im Vordergrund umfassen sich ein faunenhafter Triton und eine liebessinnende Najade. Der gelbhaarige Kumpen mit dem Teint einer Rothhaut und mit weißen Seerosen bekränzt, lacht mit dem cynischen Behagen erotischer Begehrlichkeit, während die in hellem Fleischton schimmernde Najade mit weißem Haar, phantastischem Kopfschmuck aus Purpurperlen und einem durch die Flut glänzenden, farbigen Fischschwanz ihren Arm auf seine Schulter legt, wobei die üppigen Formen des Rückens und der Hüften sich geltend machen. Halb zurückschreckend vor der Umarmung, starrt sie mit ihren Seehundsaugen wie in banger Erwartung geheimnißvoller Befriedigungen traumhaft in's Leere. Ueber ihr, zur Linken, kommt ein Centaur herangeplätschert, dem die zum Ergreifen ausgestreckten Arme mitten in der Bewegung still stehen, weil die Najade, die er zu fassen hoffte, und welcher er mit rollenden Augen nachblickt, sich mit Fischgewandtheit kopfüber in die Tiefe stürzt, ein Purzelbaum, bei dem ihre Füße aus dem Wasser sehen und der schwellendste Theil ihres Körpers verführerisch an die Oberfläche kommt. Hoch oben, auf der Spitze der Welle, in verkleinernder Entfernung, taucht, halb auf dem Rücken liegend, eine freche Nixe mit Kopf und Schultern empor und lacht das vierbeinige, dickbauchige Ungethüm aus, allerdings mit einem Ausdruck, der ihr Wohlgefallen an diesem Spiel in den Wellen nicht verkennen läßt. Das alles ist geistreich erfunden und macht neben der jetzt so wohlgefällig sich ausbreitenden Trivialität einen erfrischenden Eindruck, als ob man selber ein Seebad nähme — natürlich ohne Nixen. Störend aber, bei der Größe der Figuren, wirkt die mangelhafte Durchbildung der Form.

Der Maler hätte uns das ungeschlachte Wesen des Centauren durch künstlerischere Mittel veranschaulichen können, als durch den kugelförmig-aufgeblasenen Wanst desselben und durch den aller Modellirung entbehrenden Kopf. Desgleichen hätte der Körper der Najade, namentlich Schulter und Ellbogen, eine formvollendetere Behandlung erheischt. — Diese Mängel treten bei des Künstlers „Frühlingslandschaft“ noch auffälliger hervor. Bei dieser ist nur die Ferne schön; die tiefe Stimmung derselben wird durch die aufdringlichen, langweilig kahlen Baumstämme im Vordergrund, die zudem aus dem Tone fallen, gestört; und die über die Maßen saloppe Staffage ist eine Nachlässigkeit, welche sich ein Meister bei Bildern, die er in eine internationale Ausstellung schickt, nicht gestatten sollte.

Realismus.

Fassen wir gleich den Stier bei den Hörnern, und beginnen wir die Kritik des neuesten Realismus mit seinen Ausschreitungen. Unter den Anhängern der extremen Richtung machen sich in erster Linie zwei Künstler als Chorführer bemerklich: Max Liebermann in Berlin und Fritz Uhde in München. Sie haben die Irthümer des französischen „Impressionismus“ nach Deutschland verpflanzt, um, wie dieser, die Vernichtung der zeichnerischen Form und die Abwesenheit der künstlerischen Auffassung zum Princip zu erheben.

Die Einsendungen Liebermanns bestehen — außer einer unwesentlichen „holländischen Dorfstraße“ — aus zwei kleinen Bildern: „Biergarten“ und „Altmännerhaus in Amsterdam“, neben einem größeren: „Flachs Scheuer in Laren“. Dieselben stellen sich im Allgemeinen als skizzenhaft und formlos hingekleckte Farbflecken ohne Gesamtwirkung und Abschluß dar. Sie haben weder Anfang noch Ende; man könnte ohne Schaden ein beliebiges Stück abschneiden oder ansehen. Sein „Biergarten“ ist ein zusammengedrängter Wirrwarr häßlicher Menschen, die sich hiertrinkend langweilen, und disharmonischer Farben ohne coloristischen Zusammenhang, die jeder einheitlichen Wirkung spotten. Sein „Altmännerhaus“ führt uns in einen Garten, wo Spitäler in ihren gleichförmigen dunkeln Anzügen umher sitzen oder stehen. Das Bild ist aus fünf Farben zusammengesetzt: eine für die Gesichter, eine für die Röcke, eine für die Baumstämme, eine für die Blätter und eine für den Weg. Daraus könnte wenigstens eine gewisse, wenn auch trübselige Einheit entstehen, wenn nicht die Sonne käme, um durch das Laub zu blicken und das ganze Bild mit hellglitzernden Flecken zu überstreuen, was ein Vergnügen gewährt, wie wenn man an einem Gitter vorübergeht, durch das die Sonne scheint. — Die „Flachs Scheuer“ macht wenigstens aus der Ferne den Eindruck einer gewissen Stimmung und Naturwahrheit, wenn auch keiner solchen, welche des Wiedergebens werth ist. Näher betrachtet ist sie jedoch ebenso roh als nichtsagend. Die flachsziehenden Mädchen, von welchen die eine ausfieht

wie die andere, sind gleichwerthig im Raum vertheilt; es könnten ebenso gut einige mehr, und noch besser einige weniger sein. Hauptsächlich aber geht die Vernachlässigung der Form weit über das Maaf hinaus, in welchem die Zeichnung der Farbenstimmung zum Opfer gebracht werden darf. Allerdings kann die Form zu Gunsten des Colorits zurücktreten, die Linie kann bis zu einem gewissen Grade im Ton ertränkt werden; aber sie muß unter ihm fühlbar bleiben und darf nicht durchaus verschwinden, um durch Pigmentflecken ersetzt zu werden. Die anatomischen Lebensbedingungen einer Figur müssen vorhanden sein. Die Punkte, wo der Arm ansetzt, wo der Ellbogen vortritt, wo das Knie sich biegt, dürfen nicht zu größerer Bequemlichkeit des Malers überschmiert, sondern müssen angegeben werden, um der Figur ihre richtige Construction zu verleihen. Wo diese nicht gewahrt bleibt, da wird jede Bewegung unklar; denn was nicht verstanden ist, ist auch nicht verständlich. Freilich kann auch in der Wirklichkeit eine Figur eine Stellung haben, welche die Form verbirgt; aber die lebendige Figur bewegt sich, und das Vor- und Nachher des fixirten Augenblicks wirkt in der Phantasie des Beschauers fort. Das Bild aber, das starr bleibt, muß den Augenblick wählen, wo die Bewegung nicht unsichtbar, sondern sichtbar wird. Israels hat gezeigt, wie der Gegensatz zwischen Formgebung und Colorit auszugleichen ist. Die Anhänger Liebermanns behaupten zwar, angesichts seiner mangelhaften Zeichnung, daß er nur nicht wolle, was er könne; aber weit richtiger wird wohl das Gegentheil sein, daß er nicht kann, was er will.

Uhde hat wenigstens mit einem Bilde bewiesen, daß er mehr kann, als er bei den andern wollte, wenn auch nicht so viel, als er sich zutraut. Er hat schon in den verschiedensten Werkstätten hospitirt: er hat Makart imitirt, er ist den dunkeln Wegen Munkacsys nachgegangen, er hat versucht, in die Fußstapfen Menzels zu treten, und ein ander Mal, sich aus Liebermann ein Piedestal zu machen. Nie erreichte er zwar Makarts Farbe, Munkacsys Ausdruck oder Menzels Wahrheit, und wenn er sich schließlich über Liebermann erhob, so kostete ihn dies reichliche Opfergaben auf dem Altar der Verblüffung. Denn seine „Heilige Nacht“ ist, ästhetisch betrachtet, ein sehr unheiliges Machwerk, trotz ihrer kirchlichen Form des Triptychons. In dem größeren Raum der Mitte sitzt Maria — die aussieht, wie die nächste beste Wöchnerin — in halblierender Stellung auf dem Bette, dem einzigen Möbel des ärmlichen Gemachs, und betet das eingewickelte Kind an, das ihr schlafend im Schooß liegt. Links im Mittelgrund sitzt Josef auf einer leiterartigen Holzterrappe, abgewandt, verlorenen Profils, mit einer Geberde, als wollte er sagen: Was geht's mich an? Dies ist wohl der gelungenste Realismus des Bildes. Im linken Flügel kommen die aufeinander gestapelten Hirten herbei, und im rechten sitzen in einer Dachkammer kleine weißgekleidete Kinderengel und singen, während andere, halbnackte, zum Dach hereinfliegen — Albrecht Dürer'sche Reminiscenzen,

weniger die Zeichnung. Das Mittelbild ist nicht ohne eine gewisse Stimmung, indem ein Fenster in der Tiefe eine, freilich keineswegs nächtliche, Helle spendet, wodurch die Maria sich vom Hintergrund ablöst; aber diese Beleuchtung macht mehr den Eindruck aufgewirbelten Staubes als schimmernden Lichts. Im Uebrigen ist das Bild — auf dem mit dem Gegensatz der Körperlichkeit auch die Luft verschwindet, so daß die Figuren aufeinander kleben — skizzenhaft formloses Gesubel. — „Die — lebensgroße — Bergpredigt“ zeigt den predigenden Christus, von hinten, auf einer Bank sitzend, umgeben von heumachenden Bauern und namentlich Bäuerinnen und Kindern, deren triviale Alltäglichkeit auch nicht die Spur eines Interesses erweckt. Von Lösung der künstlerischen Aufgabe, die Verschiedenartigkeit des Eindrucks durch die Abwechslung des Ausdrucks zu charakterisiren ist keine Rede: sie beten alle mit derselben Dummgläubigkeit. Dabei ist auch die Farbe so eigenartig unangenehm und die Luftperspective so wenig gelungen, daß man das Ganze nur als eine Verirrung betrachten kann. — Ein gelungenes Bild dagegen ist Uhdes „Abendmahl“, welches die beiden andern nur um so unbegreiflicher erscheinen läßt. Hier macht sich ein künstlerisches Gefühl für Aufbau, Raumvertheilung und Formverständnis geltend. Christus sitzt mit dem Rücken gegen den Beschauer — Uhde läßt ihn nie von vorn sehen — und unterhält sich bei Wein und Brot mit einer Tafelrunde von zwölf Männern. Die Figuren haben individuellen Charakter, stehen frei und im lustigen Raum, und sind im ganzen gut, wenn auch nicht gleichmäßig, modellirt. Die Formen erscheinen wohl zum Theil etwas schattenhaft, doch die Gesamtwirkung ist eine stimmungsvoll harmonische. Aber freilich den Hintergedanken, die Beschauer durch andere Mittel als rein künstlerische zu frappiren, wird Uhde nicht los; und so setzt er uns eine Gesellschaft vor, die eher an Spitäler und Zuchthäusler erinnert als an Apostel. Seine Anhänger behaupten freilich, die Apostel seien ja gemeine Leute gewesen, und eben das Hereinziehen der religiösen Darstellung in die naturwüchsige Ungeschlachtheit unserer unmittelbaren Umgebung sei der rechte Weg, die neutestamentliche Historie wieder lebendig und im Volke wirksam zu machen. Aber die Verfezung der christlichen Legende in die Gegenwart ist schon von andern, z. B. von Gebhard, weit besser practicirt worden; und die Meinung, die triviale Häßlichkeit mache einen tieferen Eindruck auf das Volk als die poetische Schönheit, heißt die Kunst und die Menschheit gleichermaßen mißkennen. Im Uebrigen hat die wahre Kunst mit der religiösen Wirkung nichts zu schaffen.

Wir kommen nun zu der Gruppe der Grauen, die allerdings etwas künstlerischere Gewohnheiten und in Bastien-Lepage einen berühmten Vorgänger besitzen, wenn derselbe auch die Graukunst nur in Stunden der Verirrung getrieben hat. Ein Specimen derselben — weniger grau als überhaupt blaß, flach und körperlos — ist in der Ausstellung unter dem Namen „Die arme Fauvette“ erschienen: ein dürftiges Mädchen, das auf

einer distelbewachsenen Wiese eine dürre Kuh ein armseliges Futter suchen läßt. Der einzige Baumstamm des Feldes schneidet die Kuh mitten durch; denn von einer Luftperspective, welche den Baum vor das Thier stellte, ist keine Rede. Zeichnung und Colorit sind ebenso fast- und kraftlos als die Geschöpfe, die sie darzustellen haben, und das Ganze sieht aus wie der Versuch eines Stümpers, aus dem vielleicht was werden kann. Wenn man neben diesem Bilde das „Porträt meines Großvaters“ sieht, ein Meisterwerk ersten Ranges, so ist es unbegreiflich, daß beide von einer Hand stammen. Der alte Mann sitzt im Garten auf einem ländlichen Lehnstuhl und zeigt uns eine richtige Freiluftmalerei, die nichts mit jenen impressionistischen Kleckereien gemein hat als das etwas giftige Grün des Laubwerks im Hintergrund. Die vornehme Zeichnung Holbeins verbindet sich mit einer Technik, welche das Material verschwinden und nur das Werk des Künstlers übrig läßt. Was Leibl suchte — der vor lauter Naturstudium zuletzt in der Wirklichkeit unterging — das hat Bastien-Lepage erreicht. Er hat die Aufgabe gelöst, die Formen ohne merkliche Veränderung des Localtons wiederzugeben, und ohne dunkle Schatten den Kopf vollständig körperlich zu modelliren. Nie hat man eine so greifbare Plastik mit einer solchen Einfachheit des Verfahrens und Einheit der Farbe verbunden gesehen. — Das Landschaftsbild Bastien-Lepages, „Teich bei Damvillers“, wird sicherlich viel grünes Unheil anrichten. Es hat sehr schöne Partien und ist so nach der Natur studirt, daß es aussieht wie eine farbige Photographie; aber seine Wiesen sind von einem unmöglichen Grün.

Doch kehren wir zu den Grauen zurück. Da ist Léon Frédéric in Brüssel, der lebensgroße „Kreidehändler“ gleich in Form eines Triptychons bringt. Auf dem linken Bilde kommen in der Morgenfrühe Mann, Frau und Knabe die wiesenbegrenzte Landstraße einher, um an ihr Tagewerk zu gehen. Die Eltern tragen gefüllte Hotten und der Junge ein Cigarrenkästchen. Auf dem größeren Mittelbilde halten sie in Gesellschaft von drei anderen Personen — einer Mutter mit dem schlafenden Säugling an der Brust, einem Kinde und einem halbwüchsigen Mädchen — in der Nähe einer Stadt auf freiem Felde Mittagsrast. Im Halbkreis um den eisernen Topf, der das bescheidene Mahl enthält, gelagert, die zum Theil geleerten Hotten hinter sich, halten sie im Essen ein, um zu beten, wahrscheinlich auf ein Zeichen der nicht allzufernen Kirchenglocke. Dürftig, aber nicht zerrissen, barfuß mit Ausnahme des Mannes, der Holzschuhe anhat, beten sie mit dem Ausdruck frommer Ergebung. Das dritte Bild stellt die Abendheimkehr vor, und zeigt die drei Personen von hinten mit den leeren Hotten ihrem Dorfe zuwandeln. Das Bild ist nicht ohne ernstliche Qualitäten. namentlich hat die Abendheimkehr Lust und Stimmung. Dagegen ist das Mittelbild staubgrau, licht- und luftlos, und der Eindruck des Ganzen ein trostlos pessimistischer. Man weiß nicht, soll dasselbe die Kritik einer Gesell-

schafft sein, welche die Armuth groß zieht, oder die Kritik einer Armuth, die nun seit achzehnhundert Jahren zu dem Gotte jener Gesellschaft vergeblich betet.

Obwohl „Die Schäferin“ von Ch. Sp. Pearce, in Luvers zur Dife, keinen tröstlicheren Anblick gewährt als die „Kreidehändler“, ist sie doch eine höchst merkwürdige, verdienstliche Leistung und das Hauptstück der grauen Gruppe. Mitten durch ein großes Stück wellenförmigen Hügellands, mit einigen grasenden Schafen im Mittelgrund, das fast bis zum Horizonte sich ausdehnt, führt eine breite Chaussee, auf deren Vordergrund ein junges, im Profil sich zeigendes Mädchen steht, auf einen langen dünnen Stab gestützt, eine weiße Haube auf dem Kopf, einen vielgeflickten blaugrau verschoffenen Rock und Kittel auf ihrem mageren Körper, der sich in dem großem Raum fast verliert. Sie steht regungslos wie im Halbschlaf, und ihr Gesicht ist nicht intelligenter als das ihrer Schafe. Aber diese langweilige Person ist wunderbar gezeichnet und gemalt; sie hat durch die Einfachheit der Behandlung und durch die Großartigkeit der Form ihren Platz zwischen Millet und Bastien-Lepage. Auch die Landschaft ist von ernstester Naturwahrheit, und das in der Ferne sich verlierende Feld zeigt die feinste Farbenempfindung. Dagegen ist der Gesamnton etwas staubig, die Schatten sind, trotz einer vollständigen Modellirung, doch kraftlos und die Schlag Schatten fast abwesend, so daß die Figur bei all' ihrer plastischen Herausarbeitung sich etwas schemenhaft im Raume verliert. Das Bild thut offenbar des Guten zu viel und ist ein recht sprechender Beweis dafür, wie viel Studium und Geschicklichkeit diese Kunststrichtung an nichtsagende und unerquickliche Gegenstände verschwendet.

Auch Mc. Neill Whistler in London ist ein renommirter Graumaler, der die coloristische Anordnung seiner Porträte zu behandeln scheint wie der Damenschneider die Zusammenstellung seiner Toiletten. Da heißt es im Catalog: „Arrangement in schwarz: Lady Archibald Campbell; Arrangement in grau und schwarz: des Künstlers Mutter; Arrangement in grau und grün: Miß Alexander.“ Leider ist die Lady Campbell so schwarz arrangirt, daß sie mit dem Hintergrunde verschwimmt und kaum herauszufischen ist. Die zwei anderen Figuren sind wohl nicht ohne eine gewisse feine, aber krankhaft entartete Empfindung: sie sind flach und flau, luft- und schattenlos; mit einem Wort — graue Nebelbilder ohne Raumtiefe und Körperlichkeit.

Adolf Arg in Haag streift in seiner „Kartoffelernte“ wohl auch etwas an's Graue, erinnert aber an die guten Bilder von Bastien-Lepage. Die mit Kartoffelausgraben beschäftigten Leute sind in ihrer Tonqualität gewissenhaft beobachtet und vereinigen sich mit dem bedeckten Himmel und dem unbestimmten zerstreuten Licht der Landschaft zu einem stimmungsvollen Ganzen. Sein „kleine Schäferin“ — ein Mädchen mit einem Schäfchen unter Bäumen im Sonnenschein — ist wohl ein recht hübsches Bild, bei dem jedoch die Wärme der leuchtenden Sonne nicht zu vollem Ausdruck kommt. — Frans van Leemputten in Brüssel bringt gleichfalls in seinen „Bauern

zur Arbeit gehend“ eine Darstellung im Morgengrauen, die sich durch feines, künstlerisches Gefühl und durch die harmonische Einheit von Figur und Landschaft auszeichnet. — Auch ein kleines Bild von Robert Haug in Stuttgart „Freiwillige Jäger“ fällt durch seine ruhige einheitliche Haltung auf, wenn auch dessen Gleichförmigkeit nicht ganz frei von Manier ist.

Eine bedeutende und nicht erfolglose Anstrengung machte Philipp Fleischer in München, indem er uns in seinem großen Bilde, „St. Gotthard“, eine Scene des Tunnelbaus vorführt. Aus dem im Hintergrund sich öffnenden Tunnelthor ergießt sich nach rechts der Strom der heimkehrenden Arbeiter, während im linken Vordergrund um den Tisch vor einer improvisirten Schänke eine pittoreske Gesellschaft sich gelagert hat. Diese Gruppe ist sehr lebendig und hat eine harmonische Gesamtwirkung. Auch dem Arbeiterzug fehlt es nicht an naturwahren Gestalten; namentlich sind die vorderen lebensgroßen Figuren gut charakterisirt. Aber der lange Nachschub bildet eine zusammengestaute graulich verschwommene Masse, welche der im ganzen tüchtigen Haltung des Bildes etwas Unruhiges und Ueberladenes giebt.

Die zwei Hauptleistungen der Freiluftmalerei aber, die sich von allem Grauen und Skizzenhaften emancipirt haben, sind „Die Einsegnung der Felder im Jahre 1800“ von Salvador Viniestra y Lasso in Cadix, und „Im Spitalgarten“ von Frithjof Smith in München. Die Mitte des ersten, ungewöhnlich großen Bildes, nimmt ein Priester im reichen Ornat ein, der, in der einen Hand das Gebetbuch, in der anderen den Weihwedel, die Flur besprengt, während ihm die Kirchendiener Kreuz und Kerzen vorantragen. Neben ihm, im Vordergrunde, stehen die Chorknaben in ihren rothen Ministrantenröcken und weißen Chorkemden, die Weihrauchfässer schwingend. Links, auf hoher blumenbedeckter Tragbahre, ragt unter einem goldbrokatnen Baldachin die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde empor. Hinter ihr schreitet eine Männergruppe mit Laternen und Fahnen; den Mittelgrund nimmt die gläubige, zum Theil knieende Gemeinde ein. Der Vorgang spielt sich im hellen Sonnenlicht ab, so daß die Beleuchtung aus der Tiefe kommt und die Figuren sich dunkel vom leuchtenden Himmel abheben. Die glänzende, in solch coloristisch verwegener Darstellung wohl noch nicht dagewesene Lichtwirkung zieht die erstaunten Augen auf sich, und man kann der technischen Geschicklichkeit, mit welcher die schwere Aufgabe meisterlich gelöst ist, seine Bewunderung nicht versagen. Aber trotzdem empfängt man nicht den Eindruck voller Befriedigung, wie z. B. vor dem Colosseumbilde Venllures oder der Befehrungsscene Carboneros. Denn bei diesen ist die Naturwahrheit vollständig in der künstlerischen Stimmung aufgegangen, während bei der „Einsegnung“ ein Rest von Wirklichkeit bleibt, der nicht zu ästhetischer Verwertung kommt, weil hier die Naturwahrheit des Tons als höchster Zweck auftritt, und dieser, einer Aufgabe von unlösbarer Schwierigkeit gegenüber, doch nicht vollständig

erreicht wird. Allerdings hat es der Künstler fertig gebracht, den Beschauer so zu blenden, daß derselbe in's Freie zu schauen glaubt; aber um diese Wirkung hervorzubringen, war er genöthigt, die ganze Kraft seiner Palette dem Lichteffect des Himmels zu opfern und die gegen das Licht stehenden Personen so dunkel zu malen, daß sie Negern gleichen, wogegen das Weißzeug der Chorknaben wieder zu viel Helle empfängt. Einzelne Figuren scheinen von hinten, andere mehr von der Seite oder fast von vorn beleuchtet, wie wenn das Bild verschiedene Lichtquellen hätte, was wohl im geschlossenen Raum, aber nicht im Freien möglich ist. Hier darf man nicht, um seinen Effect zu erreichen, beliebig heller oder dunkler gehen; denn wenn die Beleuchtung der optischen Einheit ermangelt, so ermangelt die Gesamtwirkung der überzeugenden Wahrheit. Das Pigment ist kein Sonnenstrahl, und das lichtgeblendete Auge kann nicht sehen. Der Künstler hat hier die Grenzen überschritten, welche der Malerei nicht von engherzigen Schulbegriffen sondern von der Beschaffenheit des technischen Materials und von den Bedingungen des menschlichen Sehvermögens gezogen werden; und trotz der bewundernswerthen Kunst und Geschicklichkeit, die er in seinem Ringen mit dem Licht an den Tag legte, trägt sein Gemälde die nachtheiligen Spuren des Kampfes.

Smith, ein Schüler von Vöffy, stellte sich in seinem „Spitalgarten“ eine weniger schwierige Aufgabe und gelangte zu einer zwar nicht so brillanten, aber desto vollständigeren Lösung. Die Scene, von der milben Sonne eines schönen Vorfrühlingstages erhellt, ist ein ziemlich zertretener Grasgarten mit einigen knospenden Obstbäumen, über dessen Mauern die Häuser des Ortes hereinschauen. Rechts im Vordergrund unter den überhängenden, noch kahlen Zweigen eines hohen Strauches, um einen Tisch mit Bänken sitzt eine Gesellschaft weiblicher Einwohner. Ganz vorn, dem Beschauer halb den Rücken kehrend, aber den Kopf im Profil zeigend, hat sich eine besuchende Frau, die zwei Kinder mitgebracht, sammt ihrer Milchflasche auf der Bank installiert. Neben ihr, auf der rechten Seite des Tisches, sitzt eine gleichfalls vom Rücken, und verlorenen Profils, gesehene Alte mit weißem Haar und schwarzer Haube, in der einen Hand den Strickstrumpf, den Zeigefinger der andern demonstrirend erhoben, und unterhält sich mit einer noch älteren, mit einem vergriffenen Strohhut geschmückten Collegin, welche, verständnißkimmig über die Brille weggehend, mit freundlicher Aufmerksamkeit zuhört und auf den Moment der möglich werdenden Gegenrede wartet. Auf der anderen Seite steht ein junges Dienstmädchen des Spitals, das ein Brötchen bringt. Vor ihr, zur Linken der Besuchenden, sitzt eine alte Frau — ohne Zweifel die im Spital weilende Großmutter, was schon die Aehnlichkeit der beiden Gesichter andeutet — und hält das jüngste der Kinder an der Hand, das, wackelnd auf seinen gespreizten Beinchen und einen blühenden Apfelbaumzweig in der Hand, dem älteren Schwesterchen zustrebt. Dieses sitzt auf der Erde, den mit gelben Schmalzblumen gefüllten

Strohhut zwischen den Beinen. Hinter ihr, mehr im Mittelgrunde, auf der verwitterten Bank, am Stamm eines knorrigen Apfelbaums, sitzt eine alte Frau mit weißem Haar unter dem haubenförmigen Hute, den Ausdruck endgiltiger Ergebenheit in den milden Zügen, und stützt sich auf den Schirm zwischen ihren Knien, vergangener Tage gedenkend. Ein anderes, vom Rücken her sich profilirendes Weib, sitzt auf der anderen Seite des Baumes, vorgebeugt, mit der Geberde dumpfer Theilnahmlosigkeit. Im hintern Mittelgrunde wird eine alte, gebückte, auf einen Stab sich stützende Frau von einer barmherzigen Schwester am Arme geführt, während zwei andere in der linken Ecke Wäsche aufhängen. Ganz im Hintergrunde sitzen einige alte Männer auf einer Bank. Dieses Bild charakterisirt nicht nur das Leben und Treiben im Spitalgarten vortrefflich, es individualisirt auch die einzelnen Personen — ohne die Hübschheit zu Hilfe zu nehmen — mit einer so inneren lebensvollen Wärme, daß sie uns alle sympathisch nahe treten, weil wir ihnen ihre Schicksale vom Gesicht ablesen. Das sind keine äußerlich naturwahren, aber innerlich hohlen Bälge, die man fragen möchte, was sie eigentlich hier thun; sondern wirkliche Menschen, die im Gegentheil uns nicht lange fragen, ob wir sie gelten lassen wollen, die vielmehr leben und sind. Dabei ist die Technik meisterhaft, fest und klar ohne Manier, und die bei aller Einfachheit wohl erwogene Ausführung erreicht eine Kraft und Gleichmäßigkeit der Lichtwirkung, eine anmuthende, Landschaft und Figuren verschmelzende Einheit der Stimmung, die nichts zu wünschen übrig lassen. Hier können die Liebermann und Uhde sehen, daß man interessant, naturwahr und freilustig sein kann, ohne häßlich, brutal und formlos zu werden.

Ein kleineres, dem „Spitalgarten“ nahestehendes Bild: „Hol' über!“ bringt D. R. Knight in Passy. Ein lieblicher Anblick, ist es halb Wald= halb Flußlandschaft. Links stehen hochstämmige Bäume, niederes Gestrüpp begrenzt das Ufer, an dem zwei jugendliche Landmädchen den Fährmann erwarten. Ihre bescheidene, geflickte, aber reinliche Kleidung spielt in's Braune, Blaue und Graue. Die Vordere, rosig von Gesicht und blond von Haar, winkt mit erhobener Hand, während die zweite, mit gelbgestreiftem Kopf= und röthlichgeblütem Halstuch, die Hand an den Mund hält, um dem Schiffer zu rufen, welcher, auf der anderen Seite des Wassers, raschen Schrittes dem nahen Rahne zueilt. Der sich biegende Fluß verschwindet zwischen den Ufern, wo die weißen Häuser und rothen Dächer eines Dorfes durch die Bäume schimmern. Vom sanften Scheine des herannahenden Abends überhaucht, spiegelt sich die freundliche Umgebung im Wasser, und erfüllt von Luft und Licht dehnt sich der Raum, als wollte er zum Beschreiten einladen. Dieses Bild ist durch die größere Unterordnung des Nebenächlichen vielleicht ein abgerundeteres als der „Spitalgarten“, aber die schöne, saftige Farbe, und das kraftvolle Licht der Figuren isolirt dieselben doch etwas mehr von der Umgebung, als für

die Gesamtwirkung gut ist, und hier wäre die Furcht, es zu schön zu machen, vielleicht nicht ganz überflüssig gewesen.

Als hervorragende Leistung ist auch die wohlgeordnete Composition Alberto Rossis von Turin zu erwähnen: „Bergleute“, welche einen Gestürzten die felsige Höhe herabtragen. Die Figuren heben sich energisch vom grauhell verschleierte[n] Himmel ab und machen einen ernsten harmonischen Eindruck. — Ein schönes Bild in freier Luft ist ferner die „Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager“ von Ferdinand Messerschmitt in München. Auch er hat sich in der Schule von Böckh gebildet und zeigt eine sichere Formen- und Tonbehandlung. Die Darstellung führt uns in Wallensteins Lager, das in einem von der Stadt Eger überragten Thalgrunde aufgeschlagen ist. Rechts im Vordergrund umgeben Kroaten ein Lagerfeuer, ringsum Truppen von allen Waffengattungen, die sich im Mittelgrunde zu einer mächtigen Masse vereinigen, aus welcher der predigende Kapuziner emporragt. Ein Theil der Soldaten hört dem Kapuziner zu, während ein anderer in einem Marktenderzelte den Durst löscht und wieder andere spielen oder einem Mäd[e]l nachjagen. Links kommen Pappenheimer Kürassiere. Im Hintergrunde heben sich kleinere Gruppen von dem Grün des Hügels und der dunstigen Atmosphäre ab. Das Ganze ist voll Bewegung, Staub und Sonne, ein lebendiges Lagerbild.

Wir kommen nun zu derjenigen Lichtmalerei, welche ihre Darstellung in den geschlossenen Raum verlegt, aber das Licht vom Hintergrunde her einführt, von dem sie die Figuren im Hellbunkel abhebt. Die Schwierigkeit ist hier etwas gemindert, weil die Figuren nicht unmittelbar vor dem leuchtenden Himmel stehen, die lichtspendenden Fenster von dunklen Pfeilern unterbrochen werden, und das von den Wänden reflectirte, zerstreute Licht eine gewisse Klärung gestattet. Auch können hier durch nebenliegende Thüren oder Fenster weitere Lichtquellen geschaffen werden.

Das erfolgreichste Bild dieser Kategorie ist wohl das „Im Trauerhause“ betitelt[e] von Walter Firtle in München, einem Schüler von Böckh. Die Zimmerwand des Hintergrunds ist von zwei breiten, sich fast berührenden Fenstern durchbrochen, durch welche jedoch nicht der Himmel glänzt, sondern die etwas zurückstehenden Nachbarhäuser hereinsehen, was die Helle mildert. In einem der Länge nach aufgestellten einfachen Sarge — die Hände gefaltet, das liebliche Gesicht von einem durchsichtigen weißen Schleier halb verhüllt — liegt die Todte aufgebahrt, zu Häupten den jungfräulichen Kranz zwischen zwei brennenden Kerzen. Vor dem Sarge, dem Beschauer zugekehrt, sitzt die trauernde Mutter, gebeugten Hauptes, ein weißes Taschentuch, wie um das Schluchzen zu hemmen, an den Mund drückend. Ihr zunächst im Vordergrund steht ein Mädchen mit einem Immortellenkranz, neben ihr ein stattlicher Greis, und hinter diesen eine Ansammlung von Personen — meistens Weiber und Kinder — welche

Theilnahme oder Neugierde zur Schau tragen und durch eine offene Thür noch Zuwachs erhalten. Die Charakterisirung Einzelner dieser Gruppe dürfte wohl etwas mehr Bestimmtheit und Abwechslung haben; dagegen sind ein paar halbwüchsige Mädchen mit dem Ausdruck sinnenden Mitgeföhls in den kindlichen Zügen sehr naiv und anmuthig aufgefaßt. Die ganze Darstellung ist überhaupt einfach und ungekünstelt und vermeidet alle pathetischen Hilfsmittel; aber eben deshalb wirkt sie um so ergreifender, denn auch die coloristische Durchführung ist eine einheitlich stimmungsvolle. Freilich war der Künstler genöthigt, das Gesicht der vom Licht abgekehrten Mutter etwas willkürlich aufzuhellen; doch wird dieser fromme Trug durchaus nicht störend, weil der Zweck des Bildes nicht, wie bei Viniegras „Einssegnung“, die möglichst getreue Wiedergabe des Lichteffects ist, sondern hier im Gegentheil das weislich gedämpfte Lichtspiel des Innenraums zu Stimmungszwecken verwendet und die ideelle Wahrheit über die materielle gestellt wird. Dieses Gemälde zeigt, welche Erfolge einem gesunden, künstlerisch aufgefaßten Naturalismus abzugewinnen sind.

Ein Bild, das dem vorhergehenden an Bedeutung kaum nachsteht, obwohl es einen trivialeren Gegenstand, und mit weniger Zartheit behandelt, ist der „Bauernstreit“ von W. Szymanowski in München. Die Wand der Dorfschenke, an deren langem Tische der Streit vor sich geht, ist gleichfalls mit zwei, jedoch weniger großen und von einem breiten Zwischenpfeiler getrennten Fenstern versehen, durch deren erstes der lichte Himmel blickt, während die Helle des zweiten durch gegenüberstehendes Buschwerk gedämpft wird. Die Contraste sind bei dieser Anordnung weit heftiger, und die Figuren, stärker beleuchtet und beschattet, runden sich plastischer. Die, glücklicher Weise noch nicht zu vollem Ausbruch gekommenen Handgreiflichkeiten der zwei Bauern, die sich gegenüber sitzen, sind mit leidenschaftlicher Lebendigkeit dargestellt; der dritte hat alle Mühe, seinem ergriminten Nachbar die geballte Faust zurückzuhalten, während der vierte erwartungsvoll zusieht. Links an der Wand, in die Ecke gedrückt, sitzen drei erschrockene Frauen, von welchen die äußerste, eine stattliche, weißbehaubte Gestalt entblößten Busens ihr Kind stillt. Die Figuren sind in Bewegung und Ausdruck von etwas roher, aber energischer Wahrheit und individuellem Charakter. Dieser Auffassung entspricht auch die Malerei, die, namentlich in dem vordersten Bauern, der dem Beschauer den Rücken kehrt, wohl etwas mehr Durchbildung der Form vertragen hätte, die aber, wenn auch etwas verb, ungemein kräftig und wirkungsvoll ist. Das einzig Störende ist das auf die säugende Frau angefallene allzustarke Licht, welches die Aufmerksamkeit in die äußerste Ecke zieht und das Helldunkel der übrigen Figuren noch dunkler macht. Eine in der Anordnung ähnliche Scene, doch friedlicherer Natur, ist „Der Toast in der Gharba“, ein kleineres Bild von Hollojy Simonak in München, ohne Zweifel eines der besten dieser Gattung. Es zeigt uns gleichfalls eine von den Fenstern sich abhebende Gesellschaft

in einer ungarischen Schänke, aber in freundschaftlichem Anstossen begriffen, und ist von einer ausgezeichneten Feinheit des Tons, einer großen Wahrheit des Hellbunkels und einer vortrefflichen Malerei.

Die frappanteste Wirkung unter den Interieur-Beleuchtungen jedoch bringen „Die Schwestern“ von Karl Becker in München hervor. In einer ärmlichen Kammer mit einem kleinen viereckigen Fenster und einem Tisch mit Bank als einzigem Hausrath befinden sich zwei steinalte Frauen. Die eine, mit weißen Haaren und tief eingefallenen Wangen, liegt todt im Bett, vor welchem die andere schmerzversunken auf der Bank sitzt, die Hand auf dem Arm der Todten. Die mit derbem Vortrag pastos hingesezte Malerei ist von einer verblüffenden Wahrheit des Tons und erreicht die Wirkung frei im Raum stehender Plastik mit einer überzeugenden, selbst das Stereoskop übertreffenden Kraft.

Ein ebenfalls sehr gut behandeltes Bild von Hermann Hartwig in München heißt der „Fröhndienst“. Diesen hat ein zwölfjähriger, rothhaariger Junge zu verrichten, welcher, inmitten der Küche in ärmlicher Kleidung auf einem Stuhle sitzt und das schreiende Jüngste in einem Widelkissen auf dem Schooße hält. Doch betrachtet er den kleinen Plagegeist gerade nicht mit allzu erbostem Gesicht; auch findet er eine theilnehmende Gesellschaft in dem fünfjährigen blondzöpfigen Mädchen und der jungen Kaze, welche dem kleinen Schreihals zuhören. Rechts am Küchenfenster sitzt die Großmutter in lilaverblüchem Kleid und Halstuch, grauen Haares, die Brille auf der Nase, und hantirt mit Scheere und Leinwand, nicht ohne auf den Fröhnlings hinüberzuschielen. Die ganze Ausstattung der rothgeplättelten Küche ist getreulich und mit flottem Pinsel abkonterfeit. Neben Kessel und Eimer, neben den Besen beim Ramin und den Schüsseln und Tellern auf dem Geschirrbrett fehlt auch der Kalender an der Wand und der Vogelkäfig in der Fensternische nicht. Durch das Fenster, hinter welchem ein Blumentopf steht und die Dorfstraße sichtbar wird, fällt ein Abendstrahl. Die Lichtwirkung ist wahr und ungekünstelt, der Raum weit und lustig, und der Gesamteindruck ein sehr befriedigender.

Ein anerkennenswerthes Streben zeigt die „Morgendämmerung“ von Hugo von Habermann in München, welche uns an das Lager eines Kranken führt, der, den Kopf in die Hand gestützt, dem neuen Tag entgegensteht. Die am Fenster sitzende barmherzige Schwester ist eingeschlummert. Die Beleuchtung wird hier als Stimmungsmittel benützt mit einem Erfolg, der noch vollständiger wäre, wenn von den Möbeln des Zimmers, in Folge einer irrthümlichen Perspective, nicht jedes seinen eigenen Verschwindungspunkt hätte, was die Darstellung unruhig macht. — Viel einheitlicher, aber freilich ohne die modischen Lichtkünste, ist ein anderes Bild desselben Künstlers „Ein Sorgenkind“, das vom Arzt auscultirt wird, während die Mutter ängstlich auf das Resultat der Untersuchung wartet.

Es sind eine ziemliche Anzahl jener mehr oder weniger gelungenen

Interieurs mit Lichteffecten vorhanden, von denen fast immer wieder dasselbe zu sagen wäre. Von großer Geschicklichkeit indessen zeugt die lebensgroße „Erste Probe“ von Tichauer Margitay in Budapest, bei welcher sich die Singenden und Zuhörenden um den Dirigenten schaaren, der leitend in einem Lehnstuhl sitzt. Hier ist das Einzelne vortrefflich gemalt, aber das Nebenächliche zu sehr betont und keine Gesamtwirkung erzielt. Das Licht wird überall aufgefangen und concentrirt sich nirgends, wodurch die Malerei scheidig und freidig wird. Die bis in die Ecken gleichwerthig durchgeführte Malerei läßt das Bild ohne Abschluß und ist ein sprechendes Beispiel, wie die moderne Geschicklichkeit gewöhnlich, trotz all ihrer Leistungsfähigkeit, ohne eine wahrhaft künstlerische Wirkung zu erreichen, verpufft wird. — Eine tüchtige Leistung, wenn sie auch nicht ganz zu ihrem Ziele gelangte, ist der lebensgroße „Eisenhammer“ von Friedrich Keller in Stuttgart. Die drei, das glühende Eisen schmiedenden Gesellen sind von guter Bewegung und von kräftiger Technik. Aber die doppelte Lichtwirkung des Feuers und der Tageshelle ermangelt einer exakteren Beobachtung; und so fehlt es der Beleuchtung an Verständlichkeit und der Farbenstimmung an Einheit, Mängel, die bei dieser übertriebenen Dimension um so sichtbarer hervortreten.

(Der Schluß folgt im nächsten Hefte.)





Aus dem Orient.

flüchtige Aufzeichnungen.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

VI.

Don Saloniki nach Constantinopel.

Auf dem Negäischen Meer. — Die Dardanellen. — Einfahrt in das Goldene Horn vom Marmara-Meer. — Der erste Blick auf Constantinopel im Morgennebel. — Stambul, Galata und Pera. — Die Dragoman.

Die Fahrt von Saloniki auf dem Negäischen Meer durch die Dardanellen und das Marmara-Meer nach Constantinopel gehört zu den angenehmsten und genußreichsten Seereisen, die man machen kann. Sie nimmt etwa vierzig Stunden in Anspruch. Wir hatten das wundervollste Wetter, einen sonnigen wolkenlosen Himmel. Das Meer war spiegelglatt und von einer geradezu unwahrscheinlich blauen Farbe, im wahren Sinne des Wortes ultramarin, übermeerblau.

Man hat während der Fahrt nicht eigentlich die Empfindung, eine Seereise zu machen, man glaubt vielmehr auf einem gewaltigen Strome von unvergleichlicher Schönheit dahinzudampfen. Das Festland verliert man wohl nie ganz aus den Augen.

Das schöne Saloniki, von dem wir uns entfernten, schien sich immer mehr und mehr zusammenzuschieben. Bald sahen wir nichts mehr als den weithin leuchtenden runden Thurm am Ufer, eine glänzende, unruhig bewegte Masse mit weißen Strichen, und schließlich entschwand das Ganze in grauem Nebel unsern Blicken. In den Nachmittags- und Abendstunden fuhren wir an den langgestreckten chalkidischen Halbinseln vorüber, an

Rassandra und Longos. Vom Berg Athos, jener einzigen Ansiedlung von Mönchen — es sollen da einige zwanzig Klöster mit etwa 3000 Mönchen sein, und in den uralten Klöstern sollen die wichtigsten Urkunden für die byzantinische Geschichte verscharrt liegen —, konnten wir nichts mehr sehen, da inzwischen die Nacht hereingebrochen war. Imbroz und Samothrake zeigen sich in den Frühstunden und am Vormittage des nächsten Tages: Imbroz im grünen Schmuck der Bäume und im Grau der felsigen Berge, Samothrake in dem duftigen violetten Rosa des Morgenlichts wie in leuchtendem Dunste.

In den Mittagstunden fahren wir in den Hellespont ein. Unweigerlich werden die Erinnerungen an Hero und Leander und an Lord Byron, der die schmale Wasserfläche durchschwommen hat, wachgerufen; und ebenso unausbleiblich halten die Klügsten an Bord gebiegene Vorträge über die Wichtigkeit der Darbanellen für die europäische Politik, über die bedeutsame Rolle, die sie schon gespielt haben und die sie voraussichtlich auch in Zukunft noch einmal spielen werden. Es thut einigermaßen Noth, sich hier die Zeit durch sinnige und lehrreiche Gespräche verkürzen zu lassen, denn der Weg durch die Darbanellen ist recht herzlich langweilig. Die sich eng aneinander drängenden Ufer sind auf der europäischen Seite gerade so reizlos wie auf der asiatischen. Auf der asiatischen Seite sieht man neben alten Befestigungen an der Hauptstation, wo auch der Dampfer hält, neue charakterlose Gebäude, aus ziemlich gutem Material hergestellt, deren kasernenartiges Ansehen darauf schließen läßt, daß sie zu militärischen oder behördlichen Zwecken dienen. Ich glaube, es sind die Behausungen des Gouverneurs und der Vertreter der europäischen Mächte.

Während unser Dampfer hält, schießen wie Raubvögel einige zwanzig schmale und schnelle Barken, die von zerlumpten Kerlen geschickt gerudert werden, auf unser Schiff zu. Die Bootführer drücken durch wilde unverständliche Schreie und lebhaftere verständlichere Gesticulationen ihren Wunsch aus, die Reisenden möchten doch aussteigen. Einige Passagiere können dem Wunsche, ihren Fuß auf den Boden Asiens zu setzen, auch nicht widerstehen und lassen sich durch das wilde Geschrei und Gezappel der Leute da unten zum Aussteigen verleiten. Die Unglücklichen werden von den Schiffern förmlich zerrissen. Ungeachtet aller Stöße und Püffe, die ihnen von den unwilligen Passagieren versetzt werden, reißen die Rahnführer die Neugierigen mit Gewalt an sich, und sobald sie einen oder mehrere glücklich im Rahn haben, schießen sie wie der Blitz davon, ohne auf deren besondere Wünsche irgendwelchen Werth zu legen. Ich sah hier zum ersten Mal, wie man im Orient mit menschlicher Waare umgeht, und hier frappirte es mich noch; später wunderte ich mich nicht mehr darüber.

Während die Vormüßigen sich eine halbe Stunde von der Sonne am asiatischen Ufer schmoren ließen, erklimmen alle möglichen Händler unser Schiff. Die Einen hatten Eswaaren, die sie unter den Passagieren der

zweiten Kajüte feilboten. Es befanden sich darunter seltsame Lederbissen, unter Anderm sah ich einen ganzen Hammelkopf. Ich glaube, er war gepöfelt. Er hatte eine schöne rosa-bräunliche Farbe. Das vom Tode gebrochene Auge und alle Zähne waren conservirt. Es sah fürchterlich aus. Andere brachten Kunstgegenstände, zumeist plumpe Töpferarbeiten, die fast alle das Pferd von Troja darstellen. Aber das ewige Pferd war auch variirt, es gab auch Löwen von Troja, Enten von Troja, dumme, unbeholfene, rothe Dinger in alberner Gestalt, in schreienden Farben lasirt, mit unmotivirten Löchern. Man sagte mir, es seien Trinkgefäße; ich glaub's aber nicht; es gehört wenigstens eine besondere Geschicklichkeit dazu, in diese Gefäße eine Flüssigkeit zu füllen, ohne daß sie durch irgend eins der zahlreichen Löcher wieder herausläuft.

Am Abend war bei dem dämmerigen Lichte des prachtvollen Mondes auf Zwischendeck Tanz. Man sagte mir, es seien Bulgaren, die da tanzten. Es war eine komödienhafte Grazie, ein kokettes Wiegen des Oberkörpers und der Hüften. Die Tänzer duckten sich, sprangen, machten Stechschritte und hoben in schöner Rundung die Arme auf. Es hatte etwas von spanischer Grandezza; aber es sah gar nicht volkstümlich aus, sondern wie ein schlechtes Ballet. Es fehlte die Naivetät, es war bewußt und anspruchsvoll. Die abscheuliche Musik mit ihren kurzen monotonen Phrasen, die sich immer wiederholten, von einem Dudelsack und einer Guitarre ausgeführt, war dagegen unzweifelhaft echt und national, wenn auch durchaus nicht schön.

Die Reisegesellschaft bestand zum großen Theil aus den türkischen Würdenträgern und den Finanzfürsten, die zur Einweihung der Bahn nach Saloniki gekommen waren. Unser Dampfer „Dreto“ gehörte einer neuerrichteten italienischen Linie an, und der Kapitain machte die erste Fahrt. Daher mochte es wohl kommen, daß er sich um die Reisenden ganz und gar nicht kümmern konnte. Die Bedienung war im Gegensatz zu der Bedienung, wie ich sie auf andern Schiffen immer gefunden habe, ziemlich unwillig, träge und unfreundlich, die Verpflegung geradezu abscheulich. Den Speisezettel der table d'hôte am ersten Mittag habe ich mir aufgehoben. Da gab es erst Suppe, dann Maccaroni, dann Wurst mit Oliven, dann Huhn mit Paradiesäpfeln, dann Fisch mit Citrone, Chocoladencrème mit Brodstückchen und Käse. Alles war schlecht. Auch die engen Kajüten mit den viel zu kurzen Betten ließen viel zu wünschen übrig. Aber mein Reisebegleiter Julius Grosser und ich, — wir schickten uns willig in das Unvermeidliche. Wir hofften für diese kleinen Beschwerclichkeiten durch das einzige Schauspiel, das uns der erste Anblick Constantinopels und des Goldenen Horns gewähren sollte, mehr als reichlich entschädigt zu werden.

Aber ein Philosoph aus dem Volke sagt: Es kommt immer anders als man denkt. Und der brave Mann hat Recht. Wozu soll ich

befchönigen, was nicht zu befchönigen ist? Der einzige Anspruch, den diese flüchtigen Blätter machen, ist ja der der Wahrhaftigkeit, und ich würde die Unwahrheit jagen, wenn ich behaupten wollte, daß mich unter den besonders ungünstigen Umständen, die diesmal obwalteten, die Einfahrt von dem Marmara- Meer in das Goldene Horn nicht enttäuscht hätte. Hätte der Kapitain auf die Wünsche seiner Passagiere ein wenig Rücksicht genommen, so hätte er es mit Leichtigkeit so einrichten können, daß sich bei aufgehender Sonne der herrliche Anblick uns dargeboten hätte. Er hätte nur eine Stunde länger in der Dardanellenstation zu bleiben oder ein wenig langsamer zu fahren brauchen. Aber er war eben ein Neuling, und ihm war nichts daran gelegen, ob seine Passagiere befriedigt würden oder nicht.

Die Sonne war noch nicht einmal aufgegangen, als das unvergleichlichste und großartigste aller Städtebilder im grauen Dunste des Morgennebels kalt und freudlos vor uns auftauchte. Das Goldene Horn erheischt aber zur Rechtfertigung seines Namens die Mitwirkung der vergoldenden Sonne; und das belebende Licht fehlte. Während wir am Tage vorher den heitersten und blauften Himmel gehabt hatten, hingen jetzt graue dicke Wolken tief herab. Im Osten freilich zeigte sich ein helleres Licht, aber das Häusergewirr am Ufer des Marmara- Meers, des Bosporus und des Goldenen Horns lag wie in einen grauen Sack verpackt vor uns. Wir mußten uns beträchtlich nähern, bevor wir das in der That einzige Bild, wenn auch noch immer unter ungünstigen Bedingungen, ungefähr überschauen konnten. Wir sahen da die zerrissenen Küsten mit den hoch aufsteigenden Ufern, bedeckt mit Bauwerken wunderlicher Art, in der Wirkung zum Theil von unbefchreiblicher Herrlichkeit.

Wir umfahren die Serajpize mit dem großartigen Palast und sehen hier zum ersten Mal ein Stück der alten Mauer. Aus all den Häusern, die die Höhe hinanklettern, thürmen sich gewaltig und in den schönsten Verhältnissen die machtvollen Riesenbauten der Moskeen auf, mit ihren mächtigen Kuppeln, die von kleinen Kuppeln umlagert sind, flankirt von den kühn, frei und leicht aufstrebenden Minarehs, die den schweren Steinmassen, die sie umlagern, Schwingen zu geben scheinen. Erst hier empfindet man voll und ganz die Wirkung des Minarehs als eine Schöpfung des feinsten Kunstsinns. Vor Allem wird unser Blick durch die berühmte Agha Sofia gefesselt; aber auch die Moskeen der Sultanin Valide, Suleimanieh und wie sie alle heißen, entzücken unser Auge durch ihre architektonische Schönheit und ihre wunderbare Lage; sie thronen wie Herrscher, die Alles unterjochen. Während wir die Spitze umfahren, verschieben sie sich vor unserm Blick. Wäre es nur weniger neblig grau, wäre nur ein bißchen goldige Sonne da, es müßte berauschend sein! Zu unserer Rechten, der Serajpize gegenüber, sehen wir auf dem asiatischen Ufer in der Ferne

Skutari liegen, jetzt kaum erkennbar, nur eine hellere Masse im Nebel, überragt vom schwärzlichen Grün eines mächtigen Cypressenhaines.

Wir fahren nun in das Goldene Horn ein. Zu unserer Linken liegt das alte Stambul mit den Palästen und Moskeen, von denen ich eben gesprochen habe, zu unserer Rechten sind die Stadttheile Galata in der Tiefe und Pera auf der Höhe. Zwei mächtige Brücken führen von Stambul nach Galata hinüber. Die neue Brücke, die erste, bildet eine der Hauptverkehrsadern. Da wogt vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein ein Leben und Treiben, das einzig in seiner Art ist. Da überschaut man auch am besten die drei Städte Stambul, Galata und Pera, die den gemeinsamen Namen Constantinopel führen.

Galata und Pera würden im Vergleich zu der überwältigenden Schönheit des alten Stambul ziemlich langweilig und reizlos ausschauen, wenn nicht der unbewusste Kunstinn der Orientalen in Galata den gewaltigen runden Thurm aufgerichtet hätte, der sehr lebhaft an den von Saloniki erinnert, und der hier das Städtebild in ganz erstaunlicher Weise belebt und verschönt. Die Kuppeln und Spitzen der Moskeen fehlen, und das Häusergewirr, dessen steinige Gedrängtheit erfreuliche Abwechslung durch das tiefe Grün der zahlreichen Kirchhöfe erfährt, würde ohne jenen Genueser Thurm, der trozig und stolz auf das Gehudel unter sich blickt, nüchtern und einförmig wirken. Galata scheint mir eine Art von City zu sein. Da sind auch die größten Geschäfte. Pera wird fast ausschließlich von Europäern bewohnt. Da residiren die Vertreter der fremden Mächte, und auf der höchsten Höhe des Berges, auf dem Pera sich aufschichtet, steht das weithin sichtbare Palais der deutschen Botschaft. In diesem Stadtviertel befinden sich auch alle europäischen Gasthöfe. In dem alten und schönen Stambul wohnen wohl nur Türken und Orientalen. Zu diesem Stambul mit seinen bewunderungswerthen Auftragungen in Kuppeln und Spitzen schweift immer wieder der entzückte Blick hinüber, immer wieder zu den Moskeen, die jetzt, auf grauem Himmel, in ihrem gräulich weißen Marmor, von Zeit zu Zeit durch einen Sonnenhusch flüchtig vergolbet, in herrlicher malerischer Pracht wirken.

Unter fortwährendem Angstgebrüll der Dampfpfeife windet sich unser Schiff durch die zahllosen größeren und kleineren Dampfer, die unsern Weg kreuzen, und durch die schnellen, schlank und annuthig gebauten Boote, die Raiks, die vor uns vorüberschießen oder neben uns her getrieben werden. Als endlich unser Schiff den Anker herabläßt, drängen sich diese Boote in ungezählter Menge, den Bedarf um das Doppelte und mehr übersteigend, hart an den schwarzen Leib unseres Dampfers.

Mit Lebensgefahr, in wahnsinniger Hast, mit Kumpeln und Stößen suchen die Bootführer die schmale Schiffsbrücke zu erreichen, und unter beständigem Schreien und Gestikuliren klettern sie, gefolgt von dem Troß

der Dragoman, zu uns herauf und stürzen nun wie hungrige Raben auf ihre Nahrung. Wir müssen unser Handgepäck wie gegen einen fremden Feind vertheidigen, und es gehört eine nicht unbeträchtliche physische und seelische Stärke dazu, um sich vor dem Ungeflüm dieser Dienstfertigen zu bewahren und sich in diesem Ansturm das Recht der Selbstbestimmung nicht verkümmern zu lassen.

Alle Welt weiß, daß man unter „Dragoman“ einen Commissionär oder Fremdenführer zu verstehen hat, der außer der türkischen und griechischen Sprache noch irgend eine andere Kultursprache, deutsch, französisch oder englisch, mehr oder minder gut spricht, und dessen der Fremde nicht wohl entbehren kann. Der Dragoman ist der stete, nothwendige, aber nicht sehr angenehme Begleiter des Fremden, der die Sehenswürdigkeiten der Stadt und der Umgegend in Augenschein nehmen oder in das Labyrinth des Bazars eindringen und mit den dortigen Händlern irgend einen Vertrag abschließen will. Es wäre eine kühne Behauptung, wollte man sagen, daß diese Leute absolut zuverlässig seien. Auf mich wenigstens hat es immer so gewirkt, als ob sie die Auslagen, die sie im Laufe des Tages machen, etwas reichlich berechneten und mit den Händlern im Bazar, denen sie die Fremden zuführen, geheime Abmachungen hätten, die eine für den Käufer nicht vortheilhafte Gemeinsamkeit der Interessen zwischen den Beiden, dem Verkäufer und dem Dragoman, herstellen. Ortskundige behaupten sogar mit voller Bestimmtheit, daß die Dragoman von den Verkäufern Procente beziehen, die je nach der Höhe der Uebertheuerung bedrohlich zunehmen. Daß es in der großen Gilde auch durchaus ehrliche Makler geben mag, will ich keineswegs in Abrede stellen, aber im Großen und Ganzen ist meiner Meinung nach den Leuten nicht vollkommen zu trauen.

Mir sind sie überdies immer eine lästige Gesellschaft gewesen. Die geschäftsmäßig abgeleierte Erklärung von Dingen, die man gar nicht wissen will, und das völlige Unverständnis für Dinge, die man erfahren möchte, hat mich oft nervös gemacht. Ich war jedesmal froh, wenn ich diese leidige Begleitung loswerden konnte. Die Beiden, mit denen ich mein Heil versucht habe, sprachen übrigens recht herzlich schlecht deutsch und französisch. Der Eine war ein polnischer Jude, der Andere ein Grieche. Der Erstere war der viel Gewandtere und Rührigere, aber er sprach mir zu viel. Ich muß ihm übrigens nachrühmen, daß er die Zollabfertigung, die, wenn man des Landes Bräuche nicht genügend kennt, eine unendliche Zeit in Anspruch nimmt und mit den albernsten Belästigungen verknüpft ist, sehr schnell und gut erledigt hat. Die Zollbeamten sind sehr duldsam und vernünftig, wenn sie richtig behandelt werden; darunter versteht man ein Trinkgeld, dessen Höhe je nach der Zahl und Größe der Koffer von dem Sachverständigen abgeschätzt und gegeben wird.

VII.

Die Straßen von Constantinopel.

Der erste Anblick. — Das Pflaster. — Das Hotel. — Großartige Finanzwirtschaft. — Die deutschen Paschas. — Das langsame Tempo. — Der Straßenlärm. — Die Ausrufer. — Hunde.

Gleich die ersten Schritte in Constantinopel geben uns eine gute Vorstellung von dem Innern der Stadt. Das Zollgebäude ist eine alte, häßliche, baufällige Baracke. Wir durchschreiten einen Gang von unbeschreiblichem Schmutze und gelangen auf eine Straße, die doch noch schmutziger ist.

Trotz der frühen Morgenstunde ist diese enge Straße, in die wie durch das Walten des Zufalls Steine verschiedener Größe und von mannigfaltigster Profilierung eingerammt sind — das soll das Pflaster sein — schon sehr belebt. Da liegen und kauern Bettler in entsetzlichen Verkrüppelungen, ganz zerkumpt, von Unsauberkeit starrend, die mit widerwärtiger Süßlichkeit in ihrem stehenden Tone ihre schrecklichen Verunstaltungen uns entgegenstrecken. Händler mit allerlei Waaren bepackt, schlendern unter beständigem Schreien an uns vorüber. Scheußliche Hunde, zu Klumpen geballt, liegen ringsumher und rühren sich nicht vom Fleck, so daß wir um sie herumgehen müssen. Andere dieser häßlichsten Bestien der Schöpfung durchwühlen die Kehrichthaufen, die vor den Häusern liegen und liegen bleiben, so lange es Gott gefällt. Zerbrochene Scherben, Abfälle aller Art, zerknüllte Zeitungen, Papierseken, Alles das treibt sich auf dem Boden herum, und aus diesem Kehricht und aus den Häusern dringt der Gestank in allen Scalen des Ekelerregenden. Die erbärmlichen Häuser, die in grellen Farben gestrichen sind — in der Ferne wirken sie wunderbar — erscheinen hier mit ihrem abgebröckelten Kalk, verwittert und zerfallen, in ihrem ganzen Jammer. Zwischen den Häusern sehen wir in mäßigen Abständen öde Strecken mit Trümmerhaufen. Es sind die Brandstätten; denn was einmal in Constantinopel niederbrennt, das bleibt Schutt. Das unerklärliche Räthsel hat mir Niemand in genügender Weise entziffern können. Die Besitzfrage an Grund und Boden soll in Constantinopel so zweifelhaft sein, daß Niemand die Frage, wem das Grundstück eigentlich gehört, zur Entscheidung zu bringen wagt. Und wenn die Baulichkeit, die darauf gestanden hat, vernichtet ist, nun dann tröstet man sich eben mit dem Verluste und läßt im wahren Sinne des Wortes Gras darüber wachsen. Das ist überhaupt eine der Eigenthümlichkeiten, die dem Abendländer in der Türkei am meisten auffallen: dieser gänzliche Mangel an der Pflege und Erhaltung des Bestehenden. Man denkt gar nicht daran, dem Zerstückwerk der Zeit und des Zufalls entgegenzuarbeiten. Was zerfällt, zerfällt, und aus diesen Ruinen blüht kein neues Leben.

Steile, stellenweise sogar sehr steile enge Straßen führen von Galata zur Höhe von Pera hinauf. Die Gutwilligkeit und Leistungsfähigkeit der armen, meist recht schlecht gehaltenen Pferde, die vor die Mietswagen gespannt sind, ist bewundernswürdig. Mit Anspannung aller ihrer Kräfte ziehen die guten Thiere die schweren Wagen den ihnen nur allzu bekannten Weg hinauf.

Und welcher Weg! welches Pflaster! Alle Welt weiß, in einem wie schauerhaften Zustande sich die Straßen von Constantinopel befinden, und doch fühlt jeder Fremde sich gebrungen, über diesen wirklich entsetzlichen Mißstand seine klagende Stimme zu erheben. Man scheint eben die ersten besten Steine, die gerade zur Stelle waren, eingepflastert und dem Arbeiter selbst es überlassen zu haben, nach ungefährem Augenmaß den Fahrdamm zu ebnen. Der Wagen versinkt bald in eine tiefe Rute, bald wird er nach rechts, bald nach links geschleudert. Der unglückliche Fahrgast wird in unbeschreiblicher Weise gemartert. Bald erhält er einen unerwarteten Stoß von unten, bald einen Schub nach vorn. Er wird erbarmungslos durchrüttelt und durchschüttelt und schließlich wie gerädert am Bestimmungsplatze abgeladen. Die Dualen werden natürlich noch durch das sehr langsame Tempo, in dem es bergauf geht, erhöht, die Nerven des Insassen durch das beständige Schreien der Kutscher: „Guarda! Guarda!“, die sich mit diesem Mahnruf den Weg durch die dichten Volkshaufen bahnen, gereizt.

Ich hatte mir in einem Hotel, das mir übereinstimmend als das beste bezeichnet war, ein Zimmer bestellt. Die Hotels von Pera sind auch ungefähr auf europäische Weise eingerichtet, das heißt nicht etwa wie die Hotels der europäischen Großstädte, sondern wie die Gasthäuser in bescheidenen Mittelstädten, vielleicht in Einzelheiten etwas eleganter als diese, aber im Großen und Ganzen gewiß weniger sorgfältig. Es scheint hier in der Luft zu liegen, daß man die Sachen gehen läßt wie sie gehen. Ist einmal ein Teppich zerrissen oder eine Tapete besleckt, ein Möbelüberzug schadhast, so bleibt es eben, wie es ist. Aber ich will nicht klagen, ich hatte meine Ansprüche überhaupt nicht hoch gestellt. Ich fühlte mich ganz wohl geborgen. Ich hatte ein geräumiges Zimmer, das freilich keineswegs kostbar, dafür aber um so geschmackloser eingerichtet war. Die Preise fand ich ziemlich hoch. Für Zimmer und Pension — in Constantinopel wird der Verzehr beim Frühstück und beim Diner mitberechnet, ob man nun im Hotel speist oder nicht — hatte ich täglich vierzig Franken zu bezahlen. Ich glaube, daß ich im besten Berliner oder Wiener Hotel ungefähr mit der Hälfte ausgekommen wäre. Die Beköstigung war leidlich.

Für mich waren die Preise um so höher, als ich meine Mahlzeiten verhältnißmäßig sehr selten im Hotel einnahm. Aber in der Türkei herrscht in Bezug auf Berechnung überhaupt eine gewisse Großartigkeit, die den Fremden, der an die Genauigkeit in unsern Rechnungen gewöhnt ist, überrascht. Es wird soviel wie möglich geramscht. Wie es im Hotel so und

soviel täglich kostet, ob man nun da ist oder nicht, so zahlt man z. B. für die Wäsche stückweise, gleichviel was es nun ist, einen einheitlichen Preis. Ein Duzend Wäschestücke kostet vier Franken. Es mögen nun zwölf weiße Cravatten oder Taschentücher sein oder auch zwölf Herrenhemden, Staubmäntel und Bettbezüge, es kostet dasselbe. Die Anhänger der Jäger'schen Lehre, deren größter Verbrauch an Wäsche in Kragen und Manchetten besteht, sind hier besonders übel daran.

Dieselbe Großartigkeit in der Behandlung der Geldsache äußert sich auch in sehr bezeichnender Weise in dem Umstande, daß die Fremden, das heißt die in der Türkei sesshaft gewordenen Nichttürken, keine Steuern zu zahlen brauchen. Zu einer Zeit, da das fremde Element jedenfalls im Reiche des Sultans noch eine sehr unbedeutende Rolle spielte, wird der vornehme Fürst mit damals vielleicht berechtigter großherrlicher Geringschätzung der Ansicht gewesen sein, daß man die armen Schluher, die von außerhalb zugezogen waren, nicht zu den Lasten für die Erhaltung des Reichs heranzuziehen brauche; und dabei ist es nun geblieben. Galata und Pera sind nun aber fast ausschließlich europäische Städte. Die bedeutenden Finanzinstitute, der Großhandel und Kleinhandel liegen durchaus in den Händen der Europäer, und es wirkt eigenthümlich, wenn man hört, daß von diesen keine Steuern erhoben werden.

Die Deutschen spielen übrigens in Constantinopel und, wie ich glaube, im ganzen Orient keineswegs die hervorragendste Rolle unter den Fremden, sie treten hinter die Franzosen und Engländer erheblich zurück. Auch in dieser Beziehung bildet der greise und altersschwache Osten den vollsten Gegensatz zu dem jungen und thatkräftigen Westen. Früher soll es um die Deutschen in der Türkei noch viel schlimmer bestellt gewesen sein, und erst in jüngster Zeit, nach den großen kriegerischen und politischen Ereignissen, die auch die blödesten Augen geschärft und die deutsche Macht haben erkennen lassen, haben sich die Begriffe einigermaßen geklärt. Jetzt weiß Jedermann in Constantinopel wenigstens, daß Krupp große und gute Kanonen liefert und daß Deutschland gute Soldaten hat.

Daß diese Erkenntniß sich auch in den entscheidenden Kreisen oder richtiger bei der entscheidenden Persönlichkeit des Oberherrn Geltung verschafft hat, ist, wie man weiß, durch die Berufung einer Anzahl befähigter preussischer Offiziere zu Tage getreten. Unfern Landsleuten, die augenblicklich noch als Paschas dem Sultan dienen, ist die große Aufgabe zugewiesen worden, im praktischen Dienste wie in der Verwaltung das türkische Heer zu reorganisiren, also dahin zu wirken, daß das ganz vorzügliche Material im geeigneten Fall in zweckmäßigster Weise Verwendung finde.

In der Anerkennung der Tüchtigkeit, der Genügsamkeit, der Zähigkeit und der Tapferkeit des türkischen Soldaten stimmen alle überein, und es herrscht auch nur eine Meinung darüber, daß aus diesen vorzüglichen

Soldaten ein gewaltiges Kriegsheer allererster Ordnung geschaffen werden könnte, und daß lediglich tief eingewurzelte Mißstände in der Verwaltung und die ungenügende Fortbildung und Entwicklung, die hinter den militairischen Fortschritten der andern Länder zurückgeblieben ist, deren Leistungsfähigkeit beeinträchtigt habe. Was unsere militairischen Reformer in Wahrheit bis jetzt erreicht haben, entzieht sich natürlich der Beurtheilung des Laien. Ob sie in ihren Bestrebungen nicht auf Schritt und Tritt vom Widerstande des conservativen Osmanenthums, das eben immer am Althergebrachten kleben bleibt, behindert werden, ob der Einfluß des Heimischen, das den Fremden, die Alles besser machen wollen, natürlich mit unverhohlenem Mißtrauen begegnet, nicht allmählich wieder der überwiegende geworden ist und schließlich auch das Vertrauen des Sultans in's Schwanken gebracht hat, darüber hört man wohl dies und das; aber ich werde mich hüten, nach meinen oberflächlichen und unmaßgeblichen Wahrnehmungen irgend eine Meinung darüber abzugeben. Die deutschen Paschas selbst bewahren in diesen Fragen die größte Zurückhaltung, wie sich das von selbst versteht, und ich habe es eben so selbstverständlich bei meinen häufigen Begegnungen mit den Herren Offizieren ängstlich vermieden, in dieser Beziehung Fragen zu stellen, deren Beantwortung ihnen hätte Verlegenheit bereiten können.

Wären die Herren zur Zeit meines Aufenthaltes in Constantinopel aber auch weniger zufrieden gewesen, als sie mir erschienen sind, so hätte ich mich nicht darüber gewundert. Zu jener Zeit hatten sie nämlich schon seit einigen Monaten inolge einer Differenz zwischen der türkischen Regierung und einem großen Bankinstitute, das vertragsmäßig die Zahlungen an die deutschen Paschas zu leisten hatte, keinen Heller bezogen. Ich muß sagen, die Herren nahmen diese nach unsern landesüblichen Begriffen doch geradezu unerhörte Thatsache mit großartigem philosophischen Gleichmuth auf. Seitdem sind nun wieder bis zu dem Tage, an dem ich diese Zeile schreibe, beinahe fünf Monate vergangen, und ich glaube, sie haben ihr Geld noch immer nicht bekommen. Sie befanden sich übrigens im Vergleich zu den einheimischen Soldaten noch in einer sehr bevorzugten Lage. Diese hatten seit langer Zeit, ich glaube seit über zwei Jahren, keinen Sold erhalten.

Bei einer solchen Wirthschaft erscheint es denn auch erklärlicher, daß man auf eine Bagatelle, wie die Besteuerung der Fremden, keinen großen Werth legt. Die Türkei benimmt sich wie ein verschuldeter Cavalier, der seine Rechnungen zwar nicht bezahlt, dem es dafür aber auch nicht darauf ankommt, wenn seine Einnahmen geschmälert werden. Ein paar Tausend oder ein paar Millionen Franken Schulden mehr oder weniger, das ist nun ziemlich gleichgültig.

Hört man mit immer wachsendem Erstaunen von diesen Dingen, die uns nach unsern Auffassungen als unfassbare Ungeheuerlichkeiten erscheinen,

und fragt man irgend Jemand, der die Verhältnisse so genau kennt, wie man sie eben in der Türkei überhaupt kennen lernen kann, fragt man: was soll denn daraus werden? wie soll das enden? so zuckt der Kundige die Achsel und lächelt. Das Klima von Constantinopel muß eine geheimnißvolle Kraft besitzen, die beruhigend auf die Nerven wirkt. Man ist nicht neugierig, man ereifert sich nicht, und das langsame Tempo der Einheimischen theilt sich sehr bald auch den Fremden mit.

Nichts fällt dem fremden Gaste mehr ins Auge, als dieser behagliche Schlendrian des öffentlichen Lebens. Nur keine Ueberstürzung! Alle Welt geht langsam, spricht langsam, bewegt sich langsam. Die Ruhe, die für die Türken mit Bornehmheit und Würdigkeit ungefähr gleichbedeutend zu sein scheint, gilt ihnen als das vor Allem Erstrebenswerthe. Deswegen mögen sie auch die Fremden nicht leiden. Diese sind ihnen unangenehm wegen ihrer Lebhaftigkeit und Hast, sie erscheinen in ihrer Geschäftigkeit den bedächtigen Osmanen zu zapplig und zu quecksilbern unruhig.

Während die Weltweisen und großen Dichter unserer Heimat die unbefriedigte und nimmer rastende Arbeit als das höchste menschliche Glück preisen, erblicken die Orientalen die irdische Seligkeit im behäbigen Ausruhen, im gemächlichen Feiern, im mehr oder minder gedankenlosen Dahinträumen. Wenn man sie so auf den niedrigen mit Stroh bespöckelten Schemeln vor den Cafés sitzen oder an den Süßen Wassern auf den Teppichen sorgen- und bedürfnislos ausgestreckt liegen sieht, wie sie ihre Cigarette, den Tschibuk oder das Mergileh mit zufriedenem Ernste, ins Blaue blickend, rauchen, ohne zu sprechen, ohne zu lesen, ohne sich um den Nachbar zu kümmern, dann begreift man wohl, daß unter diesem schönen Himmel das göttliche Faulenzen seinen Reiz haben mag. Aber man begreift schwerer, wie dieses süße Nichtsthun den gebieterischen Forderungen der Kultur, die wie eine feindliche Invasion von allen Seiten her andrängt, auf die Dauer wird genügen können.

Ein schwer erklärlicher Widerspruch zeigt sich indessen auch hier. Die Türken, die in ihren Bewegungen die Ruhe über Alles lieben, scheinen für den Lärm vollständig unempänglich zu sein. Es giebt keine Stadt der Welt, in der von Morgens früh bis zum späten Abend so furchtbar und so andauernd geschrien wird, wie in Constantinopel. Abgesehen von der großen Ladenstadt, dem riesigen Bazar, der, wie man glauben sollte, vollkommen ausreichen müßte, um allen Bedürfnissen der Käufer in Constantinopel zu genügen, und abgesehen von den zahllosen Läden und Markthallen, die in dieser Stadt außerdem noch in geradezu verblüffender Menge vorhanden sind, hat Constantinopel einen ambulirenden Straßenkleinhandel, wie wohl keine andere Stadt der Welt.

Vom Tagesanbruch bis spät in die Nacht hinein durchziehen in einer ununterbrochenen Reihe Verkäufer, die alle erdenklichen Waaren feilhalten, die engen, krummen, überfüllten Straßen, und jeder einzelne schreit

seine Waaren aus, jeder in seiner eigenen Weise. Straßenausrufer giebt es ja überall und besonders in allen Großstädten, das wäre also nichts zum Verwundern; aber das Erstaunliche und Belästigende ist hier die Masse dieser Ausschreier. Ich wollte mir einmal das Vergnügen machen, fünf Minuten von meinem Hotelfenster aus die verschiedenen Schreier zu zählen und zu specialisiren, aber nach wenigen Minuten, als ich zwischen vierzig und fünfzig angelangt war, wurde mir die Sache langweilig. Das Schreien hört thatsächlich nicht einen Augenblick auf, und wenn man einigermaßen Glück hat, kann man in einer Minute zwanzig bis fünfundzwanzig verschiedene Schreier an sich vorüberziehen sehen. Alle erdenklichen Lebensmittel: Milch, Eier, Gemüse, Obst, Backwaaren, Fische, Fleisch, darunter Leckerbissen wie Hammelgedärme, die an langen Stangen zappeln, klebrige Süßigkeiten, ferner alle erdenklichen Stoffe zur Bekleidung, billiger Schmuck, Spielzeuge, Teppiche, Spazierstöcke — ich müßte die Liste zu einer unendlichen machen, wollte ich einigermaßen vollständig sein — mit einem Worte, Alles, was irgendwie verkäuflich ist, wird in wunderlichem, bald schnarrendem, bald johlendem, bald heulendem monotonem Singang ausgesprochen. Die ambulanten Händler tragen gewöhnlich den Verkaufstisch, einen hohen Schemel mit drei Füßen, auf dem Kopf und, wenn die Waaren nach dem Gewicht verkauft werden, in der Hand eine Waage. Sind die Verkaufsgegenstände zu plagraubend oder zu schwer, so werden Pferde und Esel damit bepackt, die gemächlich hinter dem schreienden Kerl einhertrotteln.

Constantinopel weist also zur Unterscheidung von andern Städten, in denen ja auch geschrien wird, die wenig angenehme Besonderheit auf, daß hier den ganzen Tag über der Zug der wandelnden und handelnden Schreier ein ununterbrochener ist. Wie im Gänsemarsch folgt der eine auf den andern; und wenn man sie so sieht, wie sie langsam und gedankenlos dahinschlendern und alle Augenblicke ihr abscheuliches Gejohle austoßen, so möchte man sie für blödsinnig halten. Dazu kommt nun noch das Wagengerassel, das Schreien der Kutscher, in den Abendstunden das donnerartige Geräusch, das durch das Herablassen der metallenen Jalousien verursacht wird, das Heulen und Bellen der Hunde, das am Tage schon recht lästig ist, in der Nacht aber oft geradezu unerträglich wird, und, damit auch sonst die nächtliche Ruhe nicht in allzu schroffem Widerspruch zum wüsten Tageslärm steht, das regelmäßige Aufklopfen der Wächter mit dem metallenen keulenartigen Stöcke auf das Pflaster . . . es ist recht erbaulich! Während meines Aufenthaltes in Constantinopel, der in den heiligen Ramazan-Monat fiel, wurden, um den kühnsten Anforderungen zu genügen, dann noch zu bestimmten Stunden mitten in der Nacht Kanonenschüsse abgefeuert.

Die Hunde! Von allen Unannehmlichkeiten und Qualen der Straßen in Constantinopel sind mir diese die widerwärtigste gewesen. Ich habe von frühester Kindheit an für unsere guten, treuen, muthigen Hunde eine

starke Zuneigung befeßen, aber in Constantinopel bin ich an meiner Hundeliebhabeirei irre geworden. Es ist ein widerwärtig verkommenes Geschlecht! Die scheußlichen Räter, die sich rubelweise in den Straßen herumtreiben, temperamentlos und unsagbar faul, herrenlos und ohne Ergebenheit an irgend eine bestimmte Person, die in jedes Kellerfenster hineinschnüffeln und die Kehrichthaufen in dichten Schaaren umstehen und mit ihrer Schnauze unter dem Schmutz das etwa noch Verzehrbare herauswühlen, die von Ungeziefer wimmeln und sich beständig jucken und schuppen, die uns den Weg versperren und nicht einmal den Wagen aus dem Wege gehen, die überall herumliegen, auf dem Bürgersteig, mitten in der Straße, mit Schwären bedeckt, mit räudigem Fell, sehr oft verstümmelt, mit drei Beinen — denn es ist ganz natürlich, daß sie beständig überfahren werden — diese Hunde von Constantinopel sind ungefähr die ekelhaftesten Geschöpfe, die ich je gesehen habe. Sie sind gewöhnlich mittelgroß, zottig behaart, mit halblangen Ohrgehängen und ziemlich spitzen Schnauzen; sie sehen also etwa wie ganz verkümmerte Wolfshunde aus. Die meisten haben eine schmutzig gelbbraunliche Färbung, durch die sie sich von den Kehrichthaufen, die die bevorzugtesten zu ihren Ruheplätzen während des ganzen Tages erkiesen, kaum unterscheiden. Den lieben langen Tag liegen sie gewöhnlich irgendwo auf dem Pflaster und schlafen. Auf einmal hört man dann ein fürchtbares Gequietsche, dann ist so ein unglückliches Vieß überfahren oder getreten worden. Sie sind fürchtbar feige, und Fälle, wie ein neulich angeführter, daß ein getretener Hund nach dem, der ihn verletzt hat, geschnappt habe, gehören zu den großen Seltenheiten.

Alle jungen Thiere sind sonst, wenn nicht hübsch, doch wenigstens possirlich und komisch; aber auch diese veröhnenden Eigenschaften sind den Hunden von Constantinopel versagt. Die ganz jungen Räter, die man in den Ecken herumliegen sieht, sind gerade so scheußlich wie die älteren, und sie haben in ihrer dummen Unbeholfenheit gar nichts Rührendes.

Die Hunde sind, wie man weiß, die nächtlichen Straßenreiniger von Constantinopel. Wenn am Abend nach guter orientalischer Sitte die Küchenabfälle und alle andern Dinge, die im Hause nicht zu gebrauchen sind, auf die Straßen geworfen und da zu Haufen zusammengekehrt werden, dann beginnt das Leben dieser elenden Kreaturen, dann sammeln sie sich um diese Haufen und suchen ihre Nahrung. Dabei kommt es natürlich zu Streitereien und Beißereien, und so hört man dann beständig in der Nacht ein fürchterliches Gebell.

Die Hunde haben, wie man in Constantinopel behauptet, ihre besondern Bezirke. Die einzelnen Brüderschaften kennen sich ganz genau, und wenn sich da ein hungriger Hund aus dem Nachbarbezirk einschleichen will, so wird er beinahe zerrissen. Es werden vollkommene Schlachten geliefert zwischen den Rättern der verschiedenen Bezirke. Eine solche Beißerei habe ich einmal mit angesehen. Es war ein Geheul, Gebelle,

Gequitsche, das sich fürchterlich anhörte, und wohl dreißig bis vierzig Hunde zerfleischten sich mit unbeschreiblicher Wuth. Da trat irgend Jemand dazwischen, ich glaube, es war der Wächter, und schaffte mit einigen wohlgezielten Schlägen Ordnung, und all diese Klaffer liefen winselnd davon, in der nächsten Minute war Alles wieder ruhig. Mir wurde beim Anblick dieser horstigen, zottigen, gelben Ungeheuer ganz übel und weh; aber die Türken und auch die Europäer, die auf längere Zeit oder dauernd ihren Wohnsitz in Constantinopel nehmen, scheinen nicht nur das Gefühl des Widerwillens, das jedem Fremden aufsteigen muß, vollkommen überwunden zu haben, sie empfinden für diese gräßlichen Thiere, weil sie eben nützlich sind, sogar eine gewisse Zuneigung; man thut ihnen nie etwas zu Leide und geht, wenn sie mit ihrer ganzen Breite, oft in großen Haufen, quer über den schon ohnehin genügend engen und beschwerlichen Weg liegen, vorsichtig um sie herum.

VIII.

Auf der Brücke des Goldenen Horns.

Widersprüche. — Gutes und schlechtes Wetter. — Das Treiben auf der Brücke. — Blick auf Stambul.

Es giebt kaum eine Stadt unserer bewohnten Erde, über die die Urtheile so weit auseinander gingen, wie Constantinopel. Für die Einen ist sie die schönste aller Städte, die geradezu unwahrscheinlich herrliche Verwirklichung traumhafter Märchenwunder, für die Andern das schmutzigste, elendeste, widerwärtigste und verwinkeltste Nest, das es giebt. Und das Seltsame ist, daß diese beiden in schroffstem Widerspruche zu einander stehenden Urtheile gleichermaßen berechtigt sind, daß sich diese anscheinend unversöhnlichen Gegensätze sogar vereinbaren lassen. Es handelt sich eben nur darum, wie man Constantinopel sieht und von wo aus man es sieht.

Ich bilde mir nicht ein, einen sehr originellen Satz auszusprechen, wenn ich sage, daß das Wetter bei jeder Reise eine bedeutende Rolle spielt, und daß die Eindrücke, die man von dem Neuen gewinnt, sehr wesentlich durch das Wetter bestimmt werden. Aber nirgendwo ist mir diese alltäglichste aller Fragen so entscheidend erschienen, wie gerade hier. Ob bei trübem Licht vom bedeckten Himmel der Regen fällt, oder funkelnder Sonnenschein vom golddurchzitterten Azur strahlt — das bedeutet für Constantinopel nicht nur viel, es bedeutet Alles.

Ein Regentag in Constantinopel ist schrecklich. Auf dem wüsten Knüppeldamm, der sich mit klebrigem Roth überzogen hat, rutscht man beständig aus. Die ganze Misere starrt uns aus den grauen und häßlich bunten Häusern, deren Façaden sich fast durchweg im Zustande der grenzenlosen Verwahrlosung befinden, entgegen. Die aufgeweichten und aufgewühlten Kehrichthaufen überziehen den Boden mit einem wahren Teppich

von Scheußlichkeiten, auf dem sich die tiefenden, widerwärtigen Röter wälzen. Die krummen und engen Gassen vergegenwärtigen uns einen Zustand, der uns Culturmenschen in eine völlig abgethane Vergangenheit zurückversetzt, in eine Zeit, in der man von der Wichtigkeit der municipalen Maßnahmen noch keinen Begriff hatte, und in der das Wort der öffentlichen Hygiene noch nicht gesprochen war. Wir trauen unseren Ohren kaum, wenn wir von unserem Begleiter hören, daß wir uns jetzt in der Hauptverkehrsader, in jener Straße befinden, die den stolzen Namen „Grande rue de Pera“ führt. Freilich sieht man an einigen Stellen, daß ein schüchterner Versuch gemacht wird, die Straße zu erweitern — und das Unternehmen wird bei dem regen Unternehmungsgeist der Türken vielleicht auch in einigen Jahrhunderten zu gutem Ende geführt werden —; freilich sieht man hier und da aus den verfallenen Zimmerbauten einige vornehme und schöne Gebäude aufragen, deren sich keine Großstadt zu schämen brauchte; freilich sieht man auch Läden, deren Schaufenster erkennen lassen, daß die Besitzer den großen Magazinen der Regent Street, der rue de la Paix und der Leipzigerstraße nachzueifern wollen. Aber neben diesen Markierungen des großstädtischen Glanzes findet man in dieser Grande rue de Pera, die vom Galata-Thurm bis zur Höhe, wo sich die Artilleriekaserne und die deutsche Botschaft befinden, hinaufflettert, den ganzen Schmuttelkram des lässigen und trägen Ostens: Schutt- und Trümmerhaufen und alte Baracken, die über Nacht einstürzen können. Auf weite Strecken sind die Häuser so dicht aneinander gerückt, daß sich da der Verkehr beständig staut. Nirgendwo ist auch nur der Versuch gemacht, durch äußeren Schmuck der Stirnseiten die Physiognomie der Straße zu verschönen. Der einzige Architekt, der hier gewaltet hat, ist die dummieste Zweckmäßigkeit. Wer an einem recht häßlichen Tage sich das absonderliche Vergnügen bereiten wollte, die Falkoniergasse, die Neumannsgasse, den Krögel, die Fischerstraße und ähnliche in unsere Zeit hineinragende anachronistische Ueberreste des verschwundenen Alt-Berlin — mer diese schmutzigen, engen, abscheulichen Gassen durchwaten wollte, würde sich eine sehr gute Vorstellung von den Reizen der Grande rue de Pera, der Hauptstraße des europäischen Constantinopel, machen können. Er müßte sich nur zu all den verstimmenden Häßlichkeiten der Umgebung noch viel schlechteres Pflaster und bräunliche Klumpen von lebenden Hunden hinzudenken.

Traurig und schwer liegt der graue Himmel über all diesem Wust und Matsch, und wenn das Auge sich widerwärtig abwendet von all dem Unrath, der den Boden bedeckt, von den Scherben und Fegen, dem Kehricht und den Hunden, und der Blick sich hebt, so fällt er auf graue Wände, die abgeblättert sind, oder auf geschmacklose Buntheiten, die in der ungünstigen Beleuchtung noch schäbiger und noch verstimmender wirken; und da, wo der Blick weitersehnen kann, verliert er sich in eine graue ver-

schwommene Traurigkeit. Dann bemächtigt sich wohl des Fremden eine tiefe Niedergeschlagenheit. Man wird ganz schwermüthig; und kehrt man dann heim in das ungemüthliche Hotelzimmer, dann beschleicht uns, auch wenn wir gar keine sentimentale Veranlagung haben, doch eine merkwürdige heimwehliche Stimmung, ein „thörichtes Sehnen“, wie es Heine nennt, und mit ungewohnter Zärtlichkeit gedenken wir des rothen Hauses mit dem viereckigen Thurm in der Königstraße, des braven Jordenbeck und der sorgenden Hüter unserer Stadt.

Nun aber bricht die Sonne durch. Und nicht nur in den Märchen besitzt dieses herrlichste Gestirn die Zauberkraft, die Unholde der Nacht zu vertreiben. Nun durchfluthet all diesen Jammer, all diesen Schmutz, all diese Häßlichkeit das lieblichste goldige Licht, und Alles, was uns verstimmt, angeekelt, abgestoßen hat, Alles ist wie durch einen Zauberschlag verschwunden. Alles gleißt und glänzt, selbst der Schmutz auf der Straße. Das Buntfarbige wird nun lachend und heiter, das Zerfallene, Zerlumpte wirkt auf einmal malerisch interessant und schön. Der Blick auf das unvergleichlich schöne Blau des Himmels entschädigt uns reichlich für alles Ungemach, das uns jetzt kindisch und kleinlich erscheint im Verhältniß zu der unvergleichlichen Schönheit des Ganzen. Und wenn wir von irgend einem Punkte aus einen freien Ausblick gewinnen, so sehen wir vor uns das berückendste Städtebild, das sich nur erträumen läßt: die Kuppeln und Spitzen, die bunten Steinmassen, in großartigster Wirkung aufgethürmt, funkelnd und blitzend auf dem tiefblauen Hintergrunde.

Was schönes, was schlechtes Wetter ist, das weiß man nur in Constantinopel. So verzweifelnnd trübe ist nirgends das Grau der Wolken, nirgends so schmutzig der Schmutz, und nirgends so naß der Regen. Aber so goldig scheint auch nirgends die Sonne, und nirgends ist der Himmel so blau. Hier ist in Wahrheit die Sonne der Midas, der Alles in Gold verwandelt, was er berührt.

Aber noch wichtiger als das Wetter ist der Standpunkt, von dem aus man Constantinopel betrachtet. Ist man in der Stadt, so begreift man jede, auch die abfällige und unbarmherzigste Kritik; sieht man aber die Stadt von außen, so begreift man eben so gut die Aeußerungen der schrankenlosen Begeisterung und des vollen Entzückens.

Den besten Ueberblick über Constantinopel, über die wunderherrliche Stadt, wie sie sich eben darstellt, wenn man nicht durch die schauerhaften Straßen zu gehen braucht, gewährt die neue Brücke, die Hauptverkehrsader zwischen den beiden Stadttheilen, die man das europäische Constantinopel nennen dürfte: Galata und Pera, einerseits, und dem alten türkischen Stambul auf der andern Seite des Goldenen Horns — ein Punkt, wie es seinesgleichen kaum noch einmal giebt.

Aus dem überlebendigen Treiben von Galata tritt man auf die Brücke, auf die sich die Menschenströmungen von Pera und Galata von der einen

und von Stambul von der andern Seite ergießen. Unserm europäischen Auge fällt wiederum vor Allem zweierlei auf: die Buntheit des Gemäldes und das bedächtige Tempo. Alle Sendlinge des Morgenlandes, nicht des fernen Ostens — ich erinnere mich kaum, Chinesen und Japaner gesehen zu haben —, dagegen das ganze malerische Gefindel des Mittelmeers, von Kleinasien, Afrika, vom Archipel, Kaukasier und Perser, Tscherkessen, Armenier, Griechen und alle Stämme der Balkanhalbinsel wogen hier beständig in bedächtiger farbiger Fluthung auf und nieder. Da sieht man zerlumpte Tagelöhner und hohe Würdenträger, namentlich Geistliche, unter diesen die schwarzen Armenier mit dem langwallenden Schleier, gewöhnlich sehr schöne Köpfe mit langen Vollbärten und ungeschorenem Haupthaar, das hinten am Nacken unter dem schwarzen Talar verschwindet, den Kopf bedeckt mit dem eigenthümlichen runden, hohen, steifen Barett ohne Schirm, das dem Träger allerdings den Stempel des Würdevollen und Bedeutenden ausdrückt; daneben türkische Mullahs, fast ausschließlich schwächliche gebeugte Gestalten in äußerster Vernachlässigung der Kleidung; Derwische mit den hohen Filzmützen, in langen, faltenreichem Gewande, über das bisweilen noch ein hauchiger Mantel gelegt ist — unter diesen ganz junge Leute, die kaum den ersten Flaum an Lippen und Kinn zeigen —; Mönche in verwitterten Kutten und barmherzige Schwestern. Da sieht man alte jüdische Händler mit sorgenschwer gefurchtem Gesicht, den Kopf mit buntem Tuch umwunden, zerlumpt und zerfetzt; dazwischen schwarze Eunuchen in europäischer Tracht, die sich in diesem Gewühl von staubig abgetönder Buntheit schon durch die auffallende Sauberkeit ihrer schwarzen Kleidung, des bis oben zugeknöpften schwarzen Rocks, bemerkbar machen. Wer einen einzigen Eunuchen gesehen hat, erkennt dessen Leidensgenossen unter tausend Schwarzen wieder. Die vom Sultan angestellten, vermuthlich die schönsten, zeichnen sich alle durch ungewöhnliche Körpergröße aus. Das bartlose Gesicht ist fleischig, mit dicken wulstigen Lippen. Die Beine sind im Verhältniß zum Oberkörper ungewöhnlich lang und haben die sogenannte X-Form, die Hüften sind stark, die Haltung ist schlaff und häßlich, der Rücken krumm. Sie schleifen die Füße beim Gehen nach sich und haben einen wiegenden watschelnden Gang. Der Kopf ist mit dem rothen Fez bedeckt. Sonst sind sie, wie gesagt, ganz schwarz und mit auffallender Sauberkeit gekleidet.

In dieses Gewimmel von seltsamen und auffallenden Erscheinungen mischen sich nun die Orientalen und die europäischen Ansiedler. Von der türkischen Tracht ist in Stambul bei den Männern im Großen und Ganzen nicht viel übrig geblieben. Freilich sieht man hie und da noch den langen weiten Rock mit den kurzen weiten Ärmeln oder die Jacke mit Hängeärmeln, die hauchige Hose, die an der Hüfte von einem Shawl gehalten wird, und den Turban; aber diese Erscheinungen gehören schon zu den Seltenheiten. Die Meisten haben den schwarzen Rock mit dicht aneinander

stehenden Knöpfen und niedrigem Stehtragen angelegt, und fast ausnahmslos tragen sie das Fez. Wenn in dem bekannten Kostümwerk „Die Trachten der Völker“ von Albert Kretschmer und Rohrbach behauptet wird, daß außer dem Militair Niemand die europäische Tracht angenommen habe, daß der Türke nach wie vor den Turban trage, weite faltige Hosen, rothe leberne Pantoffeln, Jacke oder kurzen Rock mit unzähligen Knöpfen, um die Hüfte den breiten Shawl, und als Uebergewand den Kastan, daß also die europäische Tracht noch keine Handbreit Boden gewonnen habe, so ist das ein sehr starker Irrthum. Es heißt in dem genannten Werke weiter: „Das Fez hat noch den meisten Erfolg errungen, aber die Zahl der Turbane ist doch bei weitem größer. Trachten lassen sich einmal nicht commandiren.“ Soviel Wörter, soviel Ungenauigkeiten. Die europäische Tracht hat die orientalische in Constantinopel nahezu vollständig verdrängt, und wenn man einmal einem Turbanträger begegnet, so kann man von Glück sagen. Die orientalischen Weibertrachten dagegen haben sich allerdings auch in Constantinopel ziemlich rein erhalten. Man bekommt von diesen auf der Straße freilich nicht viel mehr zu sehen, als das mantelartige Obergewand, das wie ein hauschiger Domino aussieht. Es bedeckt den ganzen Kopf von den Augenbrauen an mit einer Art Kapuze. Um die Hüfte ist es zusammengeschnürt, und es reicht bis zu den Knöcheln herab. Die Ärmel sind weit. Mit diesen und dem Vorderteil dieses hauschigen Gewandes bedecken die Türkinnen den unteren Theil des Gesichts, so daß nur die Augen frei bleiben. Das Gewand ist gewöhnlich aus dünnem Seidenstoff hergestellt und oft in sehr lebhaften Farben, namentlich saffrangelb, hellblau, bordeauxroth und violet. Der Wind setzt sich leicht in dieses flatternde weite Gewand und giebt den Gestalten die sonderlichsten Conturen. Diese verummten bunten Gestalten beleben das schon so mannigfaltige Bild noch in ganz besonderer Weise. Andere, namentlich die Hübscheren und Jüngeren, ziehen nicht den seidenen Mantel über den Kopf, sondern sie umhüllen Stirn und Haupthaar mit einem mehr oder minder dichten Schleier, der wiederum nur den unteren Theil der Stirn und die Augen frei läßt, Nase, Ohren, Wangen, Lippen, Mund und Kinn aber bedeckt. Diese sehr kleidsame Verschleierung hat bei einigen eigentlich nur einen symbolischen Charakter. Es gehört in diesem Falle kein besonders geübtes Auge dazu, um unter dem durchsichtigen Gewebe die Lieblichkeit des Gesichts zu erkennen, und es befinden sich unter den Türkinnen, die ich gesehen habe, wirklich einige auffallende Schönheiten. Man hat mir allerdings gesagt, daß die türkischen Frauen in der geschickten Verwerthung aller möglichen kosmetischen Mittel hinter den gewiegtesten Pariserinnen nicht zurückbleiben.

Diese bunten Menschenwellen wälzen sich vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Nacht über die Brücke. Da liegen dann noch in größeren und mäßigeren Abständen in schauerlichen Verstümmelungen und in einer Verwahrlosung, von der man sich gar keine Vorstellung macht, die Bettler

und Krüppel an den Pfeilern und halten ihre schaudererregenden Verunstaltungen den Vorübergehenden entgegen, mit jämmerlichem Winseln um Almosen bittend. Dabei rasseln Wagen aller Art, Miethskutschen, Equipagen und Lastfuhrwerk, über die Brücke, Reiter zu Pferd und zu Esel kommen in langsamstem Trab an uns vorüber, und wenn uns das Glück begünstigt, so sehen wir auch einmal ein echt türkisches Gefährt, das in seiner Form mit dem ledernen Schirmdach eine gewisse Aehnlichkeit mit unsern Thormagen und Kremslern hat; nur ist es im Aufputz viel glänzender. Die Seitenwände sind reichverziert, buntfarbig und vergoldet; es wird von zwei Ochsen gezogen, die oben am Halse hohe gekrümmte Stäbe mit unzähligen rothen Büscheln wie ein Glockenspiel tragen. Die Kutscher, die mit der Eleganz des Wagens in ihrem Aeußern oft gar nicht übereinstimmen, laufen neben den Ochsen her. An den Süßen Wässern sieht man diese echt türkisch nationalen Wagen ziemlich oft.

Zu diesem Gemimmel von absonderlichen Menschenkindern, von Thieren und Wagen kommen natürlich noch die unvermeidlichen Verkäufer, die auch hier ihre Waaren feilhalten, die Schiffer, die dienstfertig ihre wundervollen kleinen Rähne, die Raiks, anbieten. . . man kann sich kaum ein reizvolleres und eigenartigeres Bild menschlichen Lebens und Treibens ausmalen. Dabei wimmelt die Ahebe von unzähligen Dampfern und Segelschiffen, von Fischerböten und Rähnen. Zu unserer Linken haben wir den Handels-hafen des Goldenen Horns, zu unserer Rechten den Bosporus, und drüben sehen wir die asiatische Küste mit dem schön wirkenden Skutari, über das die schwarzen Cyressen sich neigen. Hinter uns liegt Galata und Pera und vor uns das von hier aus unvergleichlich farbige und schöne Stambul. Immer wieder treibt es uns auf diese Brücke, um uns an dem entzückenden Panorama auf's Neue zu erfreuen.

Bei dem Versuche aber, diese mächtigen und tiefen Eindrücke in Worten wiederzugeben, fühle ich die volle Unzulänglichkeit meiner Kraft. Will ich die Empfindungen, die ich empfangen habe, in Worte kleiden, so bin ich wohl oder übel genöthigt, das zu wiederholen, was ich schon gesagt habe, was Andere gewiß viel besser und eindringlicher geschildert haben. Ich kann, wenn ich mir vor meinen geistigen Augen vergegenwärtige, wie sich das alte Stambul aufbaut inmitten seines imposanten steinernen Ringes, dieses hunte Häusergehudel, in dem die Kirchhöfe mit den schwarzen Cyressen wunderbare Ruhepunkte schaffen, — ich kann die gebieterischen Moskeen mit ihren Kuppeln und schlanken spitzen Thürmen, die leuchtend hellen Paläste am Goldenen Horn und Bosporus, nicht mit Stillschweigen übergehen, und ich kann auch keine anderen als die schon tausendmal dafür angewandten Bezeichnungen finden. Ich gedenke unwillkürlich der gelangweilten Frau in dem französischen Lustspiel, mit der der Leser in diesem Augenblicke eine unerwünschte Aehnlichkeit haben mag, — jener vornehmen Dame, die sich bitter darüber beschwert, daß man ihr

nun seit fünfzehn Jahren bei jedem Anlaß die Liebe in ganz denselben Worten und Wendungen und mit demselben Augenaufschlag erklärt habe. Aber mich tröstet die Antwort des Mannes, der auf ihre Beschwerde über diese abgedroschenen Redensarten schlagfertig entgegnet: „Soll ich Ihnen die Liebe vielleicht auf hebräisch erklären? Natürlich sind die Worte und Wendungen abgenutzt und verschliffen, aber das Gefühl ist darum nicht weniger neu und jung.“

Der Eindruck, den der Fremde von Stambul empfängt, wenn er zum ersten Mal von der Brücke hinüberblickt, ist ein überwältigender, und Jedermann glaubt, daß Niemand vor ihm diese Schönheiten so tief empfunden haben könne. Will er aber seinen Gefühlen Ausdruck geben, so verfällt er unrettbar in das, was schon hundertmal gesagt worden ist.

Die Serajspitze und die vier großen Moskeen, die mit erstaunlichem Feingefühl für künstlerische Wirkung in richtigen Abständen und Aufstufungen errichtet sind, packen den Beschauer gleich im ersten Augenblick am mächtigsten. Die schmale Zunge der Serajspitze liegt in dichtem dunklem Grün vor uns. In der Tiefe am Goldenen Horn ziehen sich weiß schimmernde Gebäude entlang, und auf der Höhe steigt aus dem dunklen Grün der mächtige Seraj Top Kapu auf. Daneben, der Brücke zu, erhebt sich stolz und großartig der Kuppelbau der Agha Sofia, um den vier kühne Minarehs wie steinerne Schildwachen stehen. Gerade der Brücke gegenüber, in der Tiefe, beherrscht die Moskee der Sultantin Valide die unterwürfigen Bauten rings umher, und über ihr, auf der Höhe, thront die mächtige Suleimanieh-Moskee, ein Riesenbau, der von zwei höheren und zwei niedrigeren Minarehs flankirt wird. Zwischen dieser und der Agha Sofia, etwa in der Mitte, links von der Brücke, steht die in der Wirkung gebieterischste und bedeutendste, die Moskee Ahmedije, um die sechs Minarehs, die in der Form und in den Verhältnissen wohl die schönsten aller Minarehs sind, Wacht halten. Die schlanken Thürmchen, von denen vier je drei Galerien und die beiden andern je zwei Galerien haben, verzüngen sich langsam zu lanzenartigen Spitzen.

Die Moskeen sind, wie man weiß, nicht blos Gotteshäuser, sie bilden vielmehr immer einen ganzen Complex von frommen Zwecken geweihten Gebäuden: zu dem eigentlichen Bethause gehören große Nebenanlagen mit Armenküchen, Hospitälern, Grabstätten für die Sultane u. s. w. Sie sind gewöhnlich von Bäumen und Gärten umgeben. Immer befinden sich außerhalb der Moskeen an den Säulengängen oder auch in besonderen Anbauten zahlreiche Brunnen mit fließendem Wasser. Denn man weiß, daß der Islam täglich eine bestimmte Anzahl von Waschungen vorschreibt, und daß namentlich kein Gläubiger das Bethaus betreten darf, ohne sich zuvor gründlich Hände, Füße und Gesicht gereinigt zu haben. Diese sehr zweckmäßige und wohlthätige religiöse Vorschrift hat zur Folge, daß die Türken, obgleich ihre Kleidung oft von Schmutz starrt, doch an ihrem

Körper sehr reinlich sind, vielleicht das reinlichste Volk der Welt. Die scherzhafte Beschönigung, die unsere Schmierfinken für ihre Unsauberkeit abzugeben pflegen: es ist nur äußerlich, trifft für die Türken thatsächlich zu.

IX.

Selamlif.

Die Paläste Tschiraghan, Dolma Baghtsche und Beyler Bey. — Jildiz Kiosk. — „Ich möchte doch nicht Sultan sein!“ — Selamlif. — Absperrung. — Aufmarsch der Truppen. — Die schwarze Garde. — Kirchgang des Sultans. — Die Frauen. — Parade.

Die Großartigkeit des Städtebildes, dessen Eigenartigkeit eben in dem amphitheatralischen Aufbau zu beiden Seiten des Wassers, mit der wunderbaren Profilierung durch die Kuppeln und Spigen, und in der einzigen Harmonie der Farben beruht, sowie in der unvergleichlichen Abtönung des Bunten mit dem dazwischengesprengelten Tiefgrün der Cypressen und dem blendenden Weiß der Marmorbauten aus neuerer Zeit, wird noch verstärkt durch die zum Theil sehr imposanten öffentlichen Gebäude und durch die zauberhaften Marmorpaläste, die in der Tiefe an den Wassern des Goldenen Horns und des Bosporus liegen.

Von jedem dieser so schön und märchenhaft wirkenden Prachtbauten weiß die Geschichte oder die Sage schaurig geheimnißvolle Geschichten zu erzählen. In einem dieser mit reichstem Schmuck gezierten Prachtgebäude, das so herrlich aus dem grünenden Park hervortritt und sich im blauen Bosporus spiegelt, wird der des Thrones entsetzte Bruder des jetzigen Sultans, der an Säuferswahn sinn leiden soll, gefangen gehalten. Die Absperrung wird mit orientalischer Gründlichkeit durchgeführt. Der unglückliche Inasse hat für die Welt aufgehört zu sein. Ein starkes militairisches Detachement, das da als Wache dient, vereitelt jede Möglichkeit einer Communication mit dem entthronten Herrscher; nach der Seite des Wassers zu sind überdies noch Kanonen aufgepflanzt, die jeden Annäherungsversuch vom Bosporus her mit Erz und Feuer bewillkommen würden.

Dieser Marmorpalast, Tschiraghan, ist im Stile der sogenannten neu-türkischen Renaissance erbaut, mit überladener Ornamentik, überreich an lustigem und erfreulichem Schnörkelwerk, in seinen Verhältnissen und in seiner wunderbaren Lage von geradezu bezaubernder Wirkung. Von der sinnverwirrenden Pracht der inneren Räume erzählt man Wunderdinge.

Dem Tschiraghan-Palaste kommt an malerischer Wirkung nur einer gleich: der Palast Dolma Baghtsche, der durch ein herrliches Gitterwerk vom Bosporus abgeschlossen ist. Auch hier sind die Façaden mit steinernem

frauem Schnörkelwerk ganz überladen, und ein strenger Kunstrichter wird gewiß sehr berechnigte Einwendungen erheben dürfen. Aber diese marmornen Capricen, in denen sich die Stile aller Zeiten und aller Länder neckisch und kosennd umschließen, diese Säulenbauten mit ihren reizenden Nischen, mit ihren fein durchbrochenen Galerien, in denen willkürlich Motive des maurischen Stils mit dem hellenischen und der italienischen Renaissance sorglos zusammengewürfelt sind, machen doch einen ganz herrlichen Eindruck. Es sind wahre Märchenschlösser, zu deren Füßen die blauen Wasser rauschen, und die im Sonnenschein blendend weiß von dem blauen Himmel sich loslösen.

Auf der asiatischen Seite wetteifert noch der Palast von Beyler Bey in der Schönheit seiner Wirkung mit den eben genannten beiden Palästen. Der Beyler Bey-Palast, der unserm unglücklichen Kaiser Friedrich zur Zeit, da er als Kronprinz der Gast des Sultans war, zur Residenz überwiesen war, ebenfalls ein weißer Marmorbau in orientalischem Renaissancestil, übertrifft die beiden vorher genannten vielleicht noch durch die vornehme Ruhe und den Geschmack der Stirnseiten. Ob dieser unvergleichlich schön gelegene Prachtbau jetzt benutzt wird, habe ich nicht erfahren können.

Immer wieder wird der Fremde dadurch überrascht, wie selten ihm in Constantinopel genügende Auskunft auf die nächstliegenden Fragen gegeben werden kann. Man nimmt an, daß in diesem oder jenem der Bosphorus-Paläste Frauen des Sultans in ihrer seltsamen Abgeschlossenheit ihr Dasein verbringen, aber man weiß es nicht genau. Alles, was die Person des Sultans betrifft, Alles, was seinen Hausstand angeht, ist mehr oder minder geheimnißvoll. Die Wenigen, die vielleicht darum wissen können, werden verlegen und scheu, wenn das Gespräch zufällig diese Fragen streift. Es erscheint unter diesen Verhältnissen beinahe verwunderlich, daß man überhaupt weiß, wo der Sultan residirt.

Das kaiserliche Palais, der Zilbis-Kiosk, liegt am östlichsten Ende von Constantinopel, oberhalb des Tschiraghan-Palastes, von dem es durch einen dichten, schattigen Park getrennt ist. In diesem Parke liegen auch verschiedene Harems, in denen die dem gegenwärtigen Herrscher nächststehenden Frauen, also seine Mutter und das bevorzugteste seiner Weiber, ihr fürstlich eingerichtetes Hauswesen haben. Selbstverständlich wird der Park von Zilbis mit seinen Geheimnissen den Blicken der Profanen entzogen. Auch die hohen Staatswürdenträger, die Botschafter u. s. w., die vom Sultan im Kiosk empfangen werden, bekommen davon nicht mehr als gerade nöthig zu sehen, also wohl nur die Wege, die zum Kiosk führen, und die Empfangsräume. Hier verbringt der Großherr seine wenig beneidenswerthen Tage, ein in Herrlichkeiten lebendig Begrabener, ein Gefangener in goldfunkelndem Käfig. Die fröhliche Auffassung des Studentenliedes:

„Der Sultan lebt in Sauss und Brans,
Er wohnt in einem großen Haus
Voll wunderschöner Mägdelein.
Ich möchte doch auch Sultan sein . . .“

mit der lustigen Gegenstrophe:

„Doch nein, er ist ein armer Mann,
Er lebt nach seinem Alforan,
Er trinkt nie einen Tropfen Wein.
Ich möchte doch nicht Sultan sein!“

erweist sich als recht wenig zutreffend. Ach, wenn es sich nur um das Verbot des Weines handelte! Aber der unglückliche Mann hat wahrhaftige Höllequalen zu erdulden. Von der beständigen Todesfurcht gefoltert, Allen mißtrauend, ohne eine einzige heitere Stunde, in seinem eigenen Palaste zitternd, und bangend, wenn er genöthigt ist, mit der Außenwelt in Berührung zu treten, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ängstlich bewacht und doch nicht geschützt — so lebt dieser gefürstete Jammermann inmitten des berauschenden Luxus unter dem herrlichsten Himmel, in den kostbarsten Gemächern, von aller Pracht und Herrlichkeit der Welt umgeben, als der Elendeste aller Sterblichen. Widerwillig wird er allwöchentlich regelmäßig einmal, und außerdem noch einigemal im Jahre bei besonders hohen Festtagen, aus seinem prächtigen Versteck aufgeschnecht. An jedem Freitag ist das sogenannte Selamlık, der Kirchgang, der Tag, an dem der Sultan die Moskeen besucht. Es versteht sich, daß er es nicht gewagt hat, eine der schon vorhandenen Moskeen zu benutzen; er hat sich vielmehr eine besondere Moskee in Jildiz bauen lassen, in unmittelbarer Nähe seines Wohnsitzes.

Die Absperrungsmaßregeln, die an diesem Tage getroffen werden, haben zugleich etwas Tieftrauriges und Lächerliches. Um ihn, den einen Mann, die paar Schritt von seiner Wohnung bis zur Moskee gefahrlos machen zu lassen — natürlich im Wagen, der gewöhnlich sogar geschlossen ist, und um den so und so viele Reisigen zu Roß mit blitzendem Schwert umherzuschwirren — werden ein paar Regimente auf die Beine gebracht! Das ganze Stadtviertel wird abgeschnitten. Da dies die einzige Möglichkeit ist, den Sultan zu sehen, so versäumt kein Fremder die Gelegenheit, sich den Zutritt zu dem am Eingang des Jildiz-Parkes, der Moskee gegenüber liegenden Häuschen zu verschaffen. Große Schwierigkeiten macht das nicht. Die Vertreter der fremden Mächte geben ihren Staatsangehörigen mit großer Bereitwilligkeit Empfehlungen, und diese werden von den in der Form so verbindlichen und zuvorkommenden türkischen Behörden in artigster Weise berücksichtigt.

Schon zu früher Stunde entwickelt sich an jedem Freitag um das Stadtviertel von Jildiz herum ein reges militairisches Leben. Bis zum letzten Augenblicke wird es geheim gehalten, ob der Sultan in die kleine

von ihm selbst erbaute Moskee fährt oder in der tiefer gelegenen Beşiktaş-Moskee seine Andacht verrichten wird — Alles aus Furcht vor Attentaten. Alle Wege und Stege, die zu den beiden Moskeen führen, wimmeln von Polizisten und Truppen. In den Vormittagsstunden werden alle Straßen dieses östlichsten Theils von Constantinopel wie ein bedenklicher Weg in Feindesland vollkommen militairisch besetzt. Damit diese Leibwache in großartigstem Stile und von unerhörtem Umfange ihre wahre Bestimmung nicht allzu aufdringlich erkennen lasse, ist mit dem Kirchgang eine regelmäßige Truppenbesichtigung verbunden. Das militairische Aufgebot wird also unter dem Vorwande einer Wochenparade gestellt.

Wir durchfahren die engen Straßen, auf deren beiden Seiten Soldaten aller Waffengattungen ein dichtes Spalier bilden. Unser Wagen wird einigemal angehalten, aber wir gelangen doch ohne ernsthafte Behelligung schließlich an unser Ziel. Wir treten in den vergitterten, geheimnißvollen İslah-Park ein. Zu unserer Rechten sehen wir die hübsche, saubere kleine Moskee, die der gegenwärtige Sultan Abdul Hamid zu seinem Privatgebrauche errichtet hat — einen geschmackvollen Kuppelbau mit nur einem Minareh. Zur Linken befindet sich das kleine Dienstgebäude, dessen im ersten Stockwerk gelegene Räume den von ihren Vertretern empfohlenen Fremden zur Besichtigung des Schauspiels vom Sultan zur Verfügung gestellt werden. Wir sind die Gäste des Monarchen; man bietet uns Erfrischungen und Cigaretten an. Die Fenster stehen ganz offen, und wir haben von da einen sehr guten Ueberblick über den gesammten Schauplatz.

Der Platz vor dem Gitter zum Parke, über den wir eben gekommen sind, ist von türkischen Reitern abgesperrt. Da halten nur die Wagen, die die Fremden hierhergeführt haben. Hinter den Reitern wogen die dichten Haufen der Bevölkerung, die allerdings von dem späteren Aufmarsch der Truppen genug sehen werden, aber vom Zuge des Sultans so gut wie nichts. Auf dem Platze vor unserm Hause stehen nur wenige Soldaten. Gerade vor uns ist das Gitter, das den Vorplatz zur Moskee absperrt. Hier plaudern jetzt noch die höheren Offiziere, die Paschas und hohen Würdenträger, während sich um die Moskee selbst herum einige der unteren Hofbeamten und Diener mit den Vorbereitungen zu schaffen machen.

Wir sehen, wie über die weiße Marmortreppe, die zu einer kleinen Thür hinaufführt — das ist der Eingang, den der Sultan benutzt —, ein prachtvoller Teppich gebreitet wird. Nachdem der Raum vor der Moskee auf das Allergründlichste und Sorgfältigste gereinigt worden ist, so daß keine Unebenheit, kein Steinchen, kein abgefallenes Blatt zu sehen ist, wird der Teppich mit unglaublicher Sorgfalt gereinigt und gebürstet. Der Islam schreibt diese bis ins Kindische getriebene Säuberung vor. Wenn wir uns den heillofen Zustand der Straßen von Constantinopel in diesem Augenblick vergegenwärtigen, an diese Schmutz- und Rehrichthaufen denken, die uns überall den Weg versperren, und sehen, wie hier der Platz unter freiem

Himmel und der Teppich mit einer Aufmerksamkeit und Genauigkeit gereinigt werden, die eine holländische Putzstube beschämen könnte, dann wird es uns schwer, ein Lächeln über diese tollen Widersprüche zu unterdrücken.

In der Mittagsstunde beginnt nun der Aufmarsch der Truppen. In ihrem Paradeanzuge, der zu dem gewöhnlichen schmutzigen und zerlumpten Dienstanzuge wieder den ergößlichsten Gegensatz bildet, sind die Soldaten kaum zu erkennen. Einer der bekanntesten deutschen Paschas, dem gegenüber ich meine Verwunderung darüber aussprach, wie man dieselben Soldaten, die doch, nach der Parade zu schließen, wissen müßten, was Sauberkeit im Dienste heißt, in ihren bestaubten, fleckigen, schlecht oder gar nicht geflickten Uniformen, wie ich sie in der Provinz gesehen, herumlaufen lassen könne, sagte mir: „Die zerlumpten und im Aeußern so vernachlässigten Truppen sind mir lieber als diese Paradeesoldaten.“ Uebrigens ist die Garnison von Constantinopel für die Parade vortrefflich eingedrillt. Die Leute marschiren im Allgemeinen stramm und gut. Man darf natürlich nicht an einen preußischen Parademarsch denken, aber sie halten sich doch gut, gehen leicht und machen einen besseren Eindruck, als z. B. die französischen Soldaten bei der Revue. Am günstigsten wirken die Marineinfanteristen, die sich auch im letzten Feldzuge besonders ausgezeichnet hatten, und deren Fahne vom Sultan mit dem Großkreuze seines Ordens decorirt worden ist. Es sind schöne kräftige Männer. Die Uniformen der Marine haben unter allen Völkern eine große Aehnlichkeit mit einander, und auch die der türkischen Marineinfanteristen erinnert an die vorbildlich gewordene englische Marineuniform. Das Fez, das alle türkischen Soldaten gleichmäßig tragen, also auch die Marineesoldaten, wirkt hier besonders eigenthümlich.

Die schwarze Garde der Zuaven hat um das Fez einen dunkelgrünen Turban geschlungen. Mit ihren kurzen rothen Jacken, den weiten bauchigen Kniehosen und den Gamaschen haben diese Zuaven, die zum größten Theil aus Schwarzen bestehen — die Offiziere sind, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, ohne Ausnahme Neger —, die kleidsame orientalische Tracht am reinsten bewahrt. Vier hochgeschossene schwarze Sappeurs, die anstatt des Säbels das Beil tragen, schreiten der Truppenabtheilung voran. Die Garde zeichnet sich durch besondere Straffheit im Parademarsch aus. Die Leute marschiren tabellos. Aber sie sind vor Allem Schautruppen; die viel unansehnlicheren Truppen der Linie werden von Kennern in Bezug auf ihre Feldtüchtigkeit viel höher gestellt.

Von allen Waffengattungen, also Infanterie, Artillerie zu Fuß, Marine und Cavallerie, ziehen starke Abtheilungen auf. Die Musik sondert sich von den einzelnen Abtheilungen ab und nimmt ihre Aufstellung auf einem Hügel, gegenüber der sehr malerisch gelegenen Moskee von Jildiz.

Man hat dieser Moskee eine eigens für das militairische Schauspiel bestimmte Umgebung geschaffen. Der Boden baut sich terrassenartig in

verschiedenen Abstufungen der Moskee gegenüber oberhalb des für die Musik bestimmten Hügelns auf. Auf diesen verschiedenen Terrassenabstößen gruppiren sich nun wie in einem Opernaufzuge die zur Parade befohlenen Truppen.

Kurze Zeit nachdem diese malerische Aufstellung vollendet ist, entsteht eine gewisse Bewegung. Nun ist das ganze Terrain von Truppen abgesperrt. Auf dem Vorhofe zur Moskee, rechts am Eingange des Bitters, haben die Würdenträger, die Minister und Paschas in ihren goldüberladenen reichen Uniformen Aufstellung genommen. Plötzlich schmettert die Musik los, und man vernimmt aus der Ferne, immer näher und näher kommend, scharf rhythmisch eingeübte Hochrufe auf den Padiſchah.

Gleichzeitig wird oben auf der Galerie des Minarehs der Muezzin, der Aufrufer zum Gebet, sichtbar, und wir hören nun seine eigenthümliche, ein wenig meckernde, aber wohl lautende Stimme, die sehr stark anklingt und in den sonderbaren Rhythmen des Orients mit reichlichen Triolen die Gläubigen zum Gebete lockt. Sein heller starker Ruf wird bisweilen gedeckt von dem musikalischen Jubel da unten und von dem brausenden Hoch, das sich von weit her mit dem Wagen des Sultans nähert. Aber in den kurzen Pausen, die entstehen, vernimmt man immer wieder und wieder des Muezzin hohe, starke, meckernde Stimme und den eigenthümlichen Gesang. Dieser Ruf zum Gebet, der bald von dem martialischen Lärm übertönt wird, bald wieder deutlich vernehmbar erklingt, macht einen ganz wunderbaren und starken Eindruck. Ich wundere mich, daß diese außerordentliche musikalische Wirkung noch nicht künstlerisch nachgebildet worden ist. Diese eine Tenorstimme von der Höhe des Minarehs herab, in vollständiger Selbstständigkeit des Gesanges, in einer andern Tonart als die rauschende Instrumentalmusik in der Tiefe — es hat etwas merkwürdig Feierliches und Ergreifendes.

Schmetternde Trompetensignale verkünden den nahenden Zug des Sultans. In mäßigem Tempo, in halb offenem Wagen, von schönen feurigen Rossen gezogen, fährt der Sultan vor. Um den Wagen tummeln sich die Beamten des Hofstaats in überreichen, prachtvollen, goldüberladenen Uniformen und Livreen: die Kutscher mit den rothen Sammetjacken, von Gold starrend, daneben die Stallknechte in blauer Sammetjacke mit zahllosen goldenen Knöpfen und reichsten Goldstickereien, die auch an den blauen bauchigen Hosen und den Gamaschen in Ueberfülle wiederkehren. Der Sultan in einfachem schwarzem, bis oben zugeknöpftem Rock ohne alle Stickerei, das Haupt mit dem Fez bedeckt, wirkt in all dieser Pracht, in diesem Schimmer der prächtigsten Farben, in diesem Gefunfel von Gold und Silber merkwürdig anspruchslos. Immer wiederholt sich der scharf cadencirte Ruf: „Es lebe der Padiſchah!“ Alle Häupter neigen sich tief, während er vorüberfährt. Die hohen Staatsbeamten, Minister und Paschas, die ihn am Bitterthor zum Vorhof der Moskee erwarten, stoßen denselben Ruf aus und grüßen in der uns so seltsam berührenden orientalischen

Art: mit tiefster Neigung des Kopfes, während sie mit der rechten Hand fast den Erdboden berühren, sie dann an die Stirn führen und endlich langsam herabgleiten lassen. Man weiß, daß dieser Gruß symbolisch heißen soll: „Ich nehme den Staub von Deinen Füßen, führe ihn an Stirn, Mund und Herz.“

In wenigen Secunden ist der Weg über den kleinen Vorhof zurückgelegt, der Wagen hält, der Sultan steigt aus und schreitet über die mit Teppichen belegte Treppe zur Moskee hinauf. Alles in Allem haben wir etwa fünfundzwanzig bis dreißig Secunden das Vergnügen gehabt, den Sultan von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Nachdem der Sultan durch die enge Pforte in die Moskee eingetreten ist, merken wir, daß noch zwei andere Wagen ihm gefolgt sind. Von diesen werden jetzt die Pferde ausgespannt, und neben den Thüren der Wagen stellen sich Eunuchen auf. Wir erfahren, daß sich in diesem Wagen die Damen des Sultans befinden, seine Mutter, seine Frau oder Frauen, seine Töchter — wenn er Töchter hat, wir wissen es nicht —, die den Großherrsinn zur Moskee begleiten, aber nicht eintreten dürfen, und deren Tugend wie zu jeder Stunde, so auch jetzt von den Eunuchen gehütet wird. Zur größeren Sicherheit läßt man auch die Pferde ausspannen, damit die Damen nicht etwa einen Fluchtversuch unternehmen.

Der Ruf zum Gebet, der zunächst nach Mekka hin und dann nach den andern Himmelsgegenden seine Aufforderung hat erklingen lassen, ist von der Galerie verschwunden. Der Gottesdienst währt nicht lange, etwa zwanzig Minuten. Nun öffnet sich ein Fenster der Moskee, das dem kleinen Hügel und den Terrassen gerade gegenüber liegt; das ist das Zeichen, daß jetzt der Sultan am Fenster Platz genommen hat, und der Vorübermarsch der Truppen beginnt. In derselben Ordnung, wie sie vorher ihre Aufstellung genommen haben, ziehen sie jetzt vor dem Padiſchah vorüber und salutiren, sobald sie in die Nähe des Fensters kommen. Die Musik spielt während der ganzen Zeit denselben Marsch. Es ist ein hübsches militairisches Schauspiel, aber doch nichts Außergewöhnliches.

Nachdem es beendet ist, verläßt der Sultan die Moskee, besteigt einen andern Wagen, eine leichte Kalesche, und ergreift selbst die Zügel der Pferde. Wieder umgiebt ihn die goldstrahlende Escorte, und nun geht es in ziemlich scharfem Trabe nach dem Kiosk zurück. Inzwischen sind die Pferde an den beiden Wagen, in denen die Damen sitzen, wieder angeschirrt und diese folgen dem Sultan. Jetzt durchbricht eine wilde Schaar von Bettlern und Krüppeln den militairischen Cordon, und Alles stürzt den Wagen der Damen nach. Diese, natürlich in dichtester Verhüllung, werfen aus den offenen Wagenfenstern kleine Kupfer- und Silbermünzen, und ein allgemeines Gebalge bezeichnet den Weg, den die anmuthigen Wohlthäterinnen genommen haben.

Das ist das Selamlit, das die einzige Stunde der Woche, in der

der Sultan aus der geheimnißvollen Weltabgeschiedenheit des Sildis-Palastes heraustritt, um sich den Priestern seines Glaubens, seinen Soldaten und in angemessener Entfernung den Fremden und einigen wenigen besonders begünstigten seiner Unterthanen zu zeigen.

X.

Heilige und profane Stätten.

Nächtlicher Gottesdienst in der Agha Sofia. — Das Innere. — Die Veränderungen. — Der große Bazar. — Ein Geschäft mit Sfaat.

Die Geheimthuerei war in früheren Zeiten noch viel stärker. Namentlich war es ehemals für Andersgläubige eine Unmöglichkeit, die dem Dienste des Islam geweihten Stätten zu betreten. In dieser Beziehung ist man jetzt viel duldsamer geworden. Da ich während des Ramazan in Constantinopel war und in diesem heiligen Monat in allen Moskeen, deren Galerien am Abend mit einem leuchtenden Kranze von Lämpchen geschmückt werden und auf deren Höhen oft ebenfalls in Lampions heilige Schriftzeichen in die Nacht strahlen, allnächtlich Gebete zu Allah und dem Propheten gesandt werden, so war es für mich von großem Interesse, die schönste aller Moskeen, die Agha Sofia, während eines solchen nächtlichen Gottesdienstes zu besuchen. Die Sache machte sich ohne alle Schwierigkeit, es war eine einfache Frage des Trinkgelds. Der Dragoman ließ unsern Wagen an einer kleinen Seitenthür vorkahren. Der verständnißvolle Wächter, dem die seinen Erwartungen entsprechende Summe in die Hand gedrückt wurde, ließ uns ohne Weiteres ein und geleitete uns auf einer spärlich beleuchteten breiten Treppe zu der sehr hochgelegenen obersten Galerie hinauf, die jetzt keinem andern Zweck zu dienen schien, als den Fremden die Besichtigung der Sofia bei Beleuchtung und der Gläubigen in ihren andächtigen Uebungen zu gewähren.

Man hatte mir gesagt, daß die Moslem die Fremden in ihren Moskeen sehr ungern sehen, und daß sich diese vor einer jeden Störung sorglich zu hüten hätten. Es hätte dieser Mahnung gar nicht bedurft, um meinen Begleiter und mich zur äußersten Vorsicht und Discretion zu bestimmen. Aber thatsächlich erwiesen sich diese wohlgemeinten Verhaltensmaßregeln als recht überflüssig. Es ging da oben auf der Galerie während des Gottesdienstes gerade so gemüthlich und zwanglos zu, wie in den italienischen Kirchen. Man verlangte von uns nicht einmal die gebotene Fußreinigung. Während wir uns mit äußerster Vorsicht auf den Fußspitzen in den heiligen Raum bewegten, traten unser rechtgläubiger Dragoman und der Tempeldiener so fest auf und mächtigten ihre Stimme so wenig, daß wir dadurch in Verlegenheit geriethen und unsern Dragoman bitten mußten, sich etwas ruhiger zu verhalten.

Der gewaltige und imposante Raum machte in der wundervollen

goldigen Beleuchtung von tausenden von Lampen einen ganz herrlichen, ergreifenden, weihervollen Eindruck. Einen tieferen habe ich von keinem Gotteshause empfangen. Von der Galerie fällt unser Blick zunächst auf das mächtige Schiff, über dessen Mitte sich die großartige Kuppel wölbt, deren unterer Kranz von einer großen Anzahl, ich glaube vierzig oder fünfzig, gewölbten Fenstern gebildet wird. Die halbkreisförmige Apsis, die zwischen zwei großen Nischen nach dem Osten zu den Bau abschließt, ist, wie alle Theile dieses unvergleichlichen Bauwerks, gewölbt. Die Seitenschiffe, die sich rechts und links an das Hauptschiff anschmiegen, sind von diesem durch mächtige Säulen aus edelstem Marmor geschieden. Die Kapitäle dieser Säulen sind in reichster byzantinischer Ornamentik, ebenso wie die Bogen, die sie tragen. Die acht Hauptsäulen, je vier zur Rechten und zur Linken des Hauptschiffes, sind aus dunkelgrünem Marmor gefertigt, und aus demselben Material auch die zwölf kleineren Säulen des oberen Geschosses, je sechs auf jeder Seite. In dem ganzen Raum befinden sich über hundert Säulen aus Marmor oder Porphyr. Die kleineren, welche am Rande der oberen Galerie zwischen den mächtigen Pfeilern aufgestellt sind, hat man zu Kandelabern verwerthet.

Aber nicht das Einzelne, das den Fachmann begeistern mag, das Ganze ist es, das die Sinne des Laien mit Macht gefangen nimmt und überwältigt: diese Vereinigung von riesigen Wölbungen in wunderbarster Gliederung, diese Schönheit und Großheit in den Verhältnissen! Man fühlt sich von dieser Majestät zunächst wie erdrückt, bald aber von der vornehmen Ehrwürdigkeit wieder aufgerichtet und erhoben. Wenn diese Kirche, das edelste und stolzeste Denkmal der byzantinischen Kunst, der, wie Salzenberg sagt, an Kühnheit der Wölbungen, an Wirkung, an Pracht des Innern kein Bauwerk ähnlicher Art vor und nach ihm gleicht, am Tage beim Spiel der Lichter, die durch die zahllosen Fenster in unbeschreiblichem Reize in das Innere hineinfluthen, den Beschauer magisch berückt, so wirkt sie bei der sanften, milden, einheitlichen künstlichen Beleuchtung in der Nacht vielleicht noch feierlicher.

Die herrlichen Mosaiken, mit denen die Kuppel ausgelegt ist, figürliche Darstellungen auf Goldgrund, sind, da der Islam die Abbildung alles Figürlichen in den Moskeen verbietet, übertüncht. Sie und da hat sich die Kalkschicht gelockert, und man erkennt noch einige Figuren, so die Flügel der Engel in den Zwickeln der Hauptkuppel. Die Figuren selbst sind mit einer rohen Ornamentik überstrichen. Der Hauptschmuck des Innern ist auf diese Weise zerstört worden. Ich gab natürlich gelegentlich, wie jeder Fremde, meiner Entrüstung über diese vandalische Verunstaltung einen sehr energischen Ausdruck. Ein gebildeter Archäologe widersprach mir indessen. Er erinnerte mich daran, daß gerade die christlichen Kreuzfahrer mit den schönen Denkmälern des heidnischen Alterthums in ihrem Glaubensfanatismus ganz anders umgesprungen, und daß die von diesen angerichteten

Schäden für die Welt unersehbliche Verluste geworden wären. Die Türken seien im Gegentheil im Allgemeinen sehr schonend mit den ihrem Glauben entgegenstehenden Kunstwerken verfahren; sie hätten die Mosaiken nicht zerstört, sondern nur übertüncht. Unter der Kalkschicht, die sie jetzt bedecke, seien viele sicherlich noch bis zur Stunde in vortrefflichem Zustande, und sie würden dereinst, wenn sie von dieser häßlichen Umhüllung befreit sein würden, zu neuer ungeahnter Herrlichkeit erstehen.

Ich hütete mich natürlich, dieser Autorität zu widersprechen, obwohl meine bescheidenen Erfahrungen nicht im völligen Einklange mit dem Ausspruche des gelehrten Archäologen standen. Als ich nämlich oben auf der Galerie der Sofia war, trat einer der Moskeendiener an mich heran und reichte mir eine ganze Hand voll Mosaikstückchen in allen Farben, goldene und bunte. Ich wußte gar nicht, was der Mann damit wollte. Da erklärte mir denn der Dragoman, daß mir diese kleinen Würfel zur Erinnerung an meinen Besuch der Sofia angeboten würden, und daß der Mann ein Trinkgeld erwarte. Ich nahm die Stückchen, die ich jetzt noch besitze, kleine viereckige, durchsichtige Mosaikbrocken, und da er mit dem Trinkgeld, das ich ihm gab, sehr zufrieden zu sein schien, kam er nach einigen Minuten wieder, hatte wieder die Hand voll und bot auch einem Andern dasselbe sinnige Erinnerungszeichen an. Das Geschäft ging gut, Jedermann nahm von diesen Mosaikwürfelchen. Und es reizte nun meine Neugier, zu sehen, wie sich der Mann diese kleinen Dinger verschaffte. Ich ging ihm nach. Die Sache war sehr einfach: er trat an eine der Wölbungen heran und polkte sie los. Er hatte auf diese Weise in gewinnlüchtiger Zerstörung schon eine sehr große Fläche des Mosaikschmuckes völlig entkleidet. Wenn dieser hiedere Hüter des Tempels seines Amtes noch lange waltet, so wird bald ein ganzes Gewölbe der oberen Galerie seines ehrwürdigen Schmuckes beraubt sein.

Die für den muhamedanischen Gottesdienst im Innern der Agha Sofia vorgenommenen Einrichtungen nehmen sich in der gewaltigen Größe des Baues ganz erbärmlich kleinlich und kümmerlich aus. Der einzige „Schmuck“, den die Moslem in der Sofia angebracht haben, ist von äußerster Häßlichkeit und Geschmacklosigkeit: im Obergeschoß hat man an den Pfeilern acht große runde Schilde befestigt, dunkelgrün, mit goldenen arabischen Buchstaben, die Koransprüche enthalten. Diese Präsentirteller sehen in ihren schreienden Farben niederträchtig aus und fallen durch ihre Plumpheit und Roheit durchaus aus der feierlich würdigen Stimmung des Ganzen.

Die Muhamedaner wenden sich, wie man weiß, bei ihren Gebeten in der Richtung nach Mekka zu. Die christlichen Erbauer der Agha Sofia haben sich natürlich um Mekka nicht gekümmert, und bei der Umgestaltung der christlichen Kirche zum muhamedanischen Gotteshaus hat man nun die ganze innere Einrichtung für den Dienst des Islam in einen häßlichen Widerspruch zur architektonischen Anlage der altchristlichen Kirche bringen

müssen. Der Altar, welcher auf Mekka zugewandt ist, der sogenannte Mihrab hat schief gestellt werden müssen und steht nun nicht mehr genau in der Mitte der Apsis. Alle Strohmatten und Gebetteppiche im Schiff sind in paralleler Richtung mit dieser Mihrab, also schief gelegt. Es sieht verwunderlich und unschön aus. An der Seitennische links von der Apsis befindet sich die Loge des Sultans, ein von schlanken Säulen getragener, überdachter und mit einem sonnenartigen Schmuck gekrönter Bau, der durch ein dichtes, reiches, arabeskenartiges goldenes Gitterwerk abgeschlossen ist. Gegenüber, an dem Hauptpfeiler rechts von der Apsis, führt eine schmale steile Treppe zu der in einen hohen spitzen Thurm auslaufenden Kanzel hinauf. Im Hauptschiff sind an den Pfeilern noch einige ebenfalls von Säulen getragene Tribünen, auf denen sich während des Gottesdienstes die Sofas und Geistlichen versammeln, die die Gebete ausrufen und die Sprüche aus dem Koran verlesen. In der Nacht, in der ich die Agha Sofia besuchte, waren alle Tribünen vollbesetzt. In schrägen Reihen, dicht nebeneinander, hockten auf den Strohmatten und Teppichen die Gläubigen, die den gewaltigen Raum des Mittelschiffes vollkommen füllten. Aus der Tiefe erklang eine merkwürdige Stimme in für mich unverständlichen Lauten, ein seltsam feierlicher Gesang, wieder mit jenem gurgelnden zitternden Beiklang, wie ich ihn schon von dem Muezzin beim Selamlık gehört hatte. Während diese Stimme ertönte, führten die Gläubigen im Schiffe der Kirche und die Theologen auf den Tribünen mit ganz erstaunlicher Präcision gleichzeitige Bewegungen aus. Wohleingebildete Truppen hätten es nicht genauer machen können. Bald streckten sie die Hände, mit den Handflächen nach oben, von sich, bald kreuzten sie die Arme über der Brust, bald bogen sie den Oberkörper nach vorn, bald duckten sie sich ganz nieder, so daß ihre Stirn den Boden berührte. Und bei jeder dieser, von vielen Hunderten, vielleicht von Tausenden gleichzeitig ausgeführten Bewegungen entstand naturgemäß ein seltsames Rauschen, das durch die hohen Wölbungen hallte. Im ersten Augenblick kamen mir diese Neußerlichkeiten recht weltlich vor, wie eine Art schwedischer Heilgymnastik, aber nachdem ich nur wenige Minuten von der Höhe herab die Betenden in ihren eigenthümlichen Stellungen und Beugungen betrachtet hatte, erschien mir diese Art, seinem Gott zu dienen, nicht befremdlicher als jede andere. Der tiefe Ernst und die Andacht, mit denen die Muhamedaner ihren frommen Uebungen oblagen, machte einen feierlichen Eindruck.

An die Agha Sofia sind, wie auch an die andern Moskeen, verschiedene Mausoleen angebaut, die sogenannten Turben, die Grabstätten der Sultane und der Sultaninnen, — Kuppelbauten, die mitunter mit köstlichen Fayencen bedeckt sind, und in denen die in der Form nicht gerade schönen, hundehüttenartigen Katafalken, die mit den herrlichsten und prächtigsten Teppichen bedeckt sind, stehen. Am Kopfende befinden sich auf einer runden Stange zur Kennzeichnung der männlichen Todten große Turbane.

Wie ich einen wenn auch nur flüchtigen Einblick in das kirchliche Treiben gewonnen hatte, so reizte es mich natürlich auch, das weltlichste kennen zu lernen; und ich muß sagen, die Stunden, die ich im Bazar verbracht habe, gehören mit zu den interessantesten meines Aufenthaltes in Constantinopel.

Ich habe mir oft den Kopf zerbrochen, woher die Käufer alle kommen sollen, um den Ansprüchen der Verkäufer im Orient zu genügen. In jedem Hause der belebteren Verkehrswege sind so und soviel Läden; alle Straßen werden von ambulanten Verkäufern vom frühen Morgen bis zum späten Abend durchzogen. Man sollte meinen, daß damit jeder Bedarf schon genügend gedeckt sein müsse. Aber zu all dem kommt noch eine eigene mächtige Verkaufs- und Ladenstadt, der Bazar. Der große Bazar in Constantinopel zählt sechsunddreißig Straßen und hat neun verschiedene Eingänge. Es ist ein Labyrinth, in dem sich kein Mensch ohne Führer zurechtfindet. Diese ganze Verkaufsstadt ist überwölbt. Das Licht fällt von oben durch kleine Kuppeln ein, — ein gedämpftes, halb graues, aber nicht unangenehmes Licht. Der Bazar ist nur während der Tagesstunden geöffnet. Laden reiht sich an Laden. Es sind nur Verkaufsläden, die Verkäufer wohnen nicht dort. Es sind Gewölbe und Lauben, wie sie sich auch bei uns noch in einigen alten Städten erhalten haben.

„ . . . Nach dem Bazar sollt Ihr mich anjezt
Begleiten, wo die Mohren zum Verkauf
Ausstellen, was das Morgenland erzeugt
An edelm Stoff und feinem Kunstgebild.“

Es sind nicht nur Mohren, es sind vielmehr hauptsächlich die Juden des Orients, die da ihre Waaren feilhalten. Und was verkaufen sie! Alles, aber auch Alles! Das Nothwendige und das Entbehrliche, die erbärmlichste Schleuderwaare und die auserlesensten Kunstwerke, die Erzeugnisse der Wildheit und der höchsten Cultur aus alter und neuer Zeit — Alles, Alles!

Der Freund, der mich begleitete, ein Ingenieur, der seit langen Jahren in Constantinopel ansässig ist, war ein kundiger Führer. Nachdem ich eine Viertelstunde mit ihm durch die verschiedenen Verkaufsstraßen gegangen war, fühlte ich mich wie in einem Taumel. Es schwirrte mir vor den Augen. Alles schien mir so neu, so befremdlich! Ich wandelte durch die engen Gassen im Dämmerlichte wie im Traum. Wo immer wir unsere Schritte verlangsamten oder stehen blieben, um uns dies oder das etwas genauer anzusehen, überall hatten wir sofort um uns zwei, drei dienstfertige Verkäufer, die die Herrlichkeit ihrer Waaren und deren Preiswürdigkeit rühnten und uns mit den verlockendsten Worten und unter der beständigen Zusicherung, daß wir nichts zu kaufen brauchten, dringend einladen, näher zu treten. Sie ließen sich auch durch unsere bestimntesten

Versehrungen, daß wir nichts kaufen wollten, nicht beruhigen; und wenn wir weiter gingen, so folgten sie uns noch minutenlang und wiederholten immer wieder ihr freundliches, allerdings etwas zudringliches Anerbieten.

Ich hatte für einige Freunde und für mich Einkäufe zu machen; wir hatten also ein bestimmtes Ziel. Wir brauchten etwa zwanzig Minuten, um bis zu dem Gewölbe, das wir suchten, vorzudringen. Mein Freund hatte mich dringend gebeten, mich auf keinen Fall in den Handel, den wir abschließen wollten, einzumischen; er allein werde die Unterhandlungen führen. Diese Mahnung wurde mir erst später verständlich, als ich bei der Erwerbung der einzelnen Waaren merkte, wie jeder Ankauf den Gegenstand eines besonderen Vertrages bildete, eines Vertrages, der übrigens auf den allerchwankendsten Unterlagen beruhte. Von diesem Feilschen macht man sich bei uns gar keine Vorstellung. Man ist in vollkommenster Unsicherheit, ob der Händler für ein Verkaufsobject, das er uns zeigt, fünf oder dreihundert Franken fordern wird. Ob und wie eine Einigung erzielt wird, auch das bleibt bis zum Abschlusse vollkommen fragwürdig. Diese Ungewißheit hat in gewissem Sinne etwas Reizvolles; mich wenigstens haben diese Verhandlungen königlich amüsert.

Als wir in das Gewölbe eintraten, in dem wirklich alle Schätze des Orients aufgespeichert waren: Teppiche, Decken, Vorhänge, Stickerien und Gewebe aller Art, Waffen, Silberarbeiten, Nippesachen und Curiosen, begrüßte uns der Händler, der schlechtweg Izaak hieß, mit unterwürfiger Freundlichkeit. Meinem Freunde reichte er die Hand und dankte ihm in etwas pathetischer und salbungsvoller Weise in nicht gerade akademischem, aber doch ganz gut verständlichem Französisch für die Ehre des Besuchs. Während der folgenden sehr langwierigen Unterhandlungen, die wohl zwei Stunden in Anspruch nahmen, vielleicht noch mehr, und die den Verkäufer in keiner Weise zu ermüden schienen, bediente sich Izaak fast immer des vertraulichen Du. Es versteht sich, daß er auch von meinem Freunde geduzt wurde. Bevor wir noch einen Wunsch äußern können, sagte uns Izaak:

„Setzt Euch! Wollt Ihr eine Tasse Kaffee, Chocolate oder Limonade trinken?“

Wir entschieden uns für Kaffee. Er bot uns Cigaretten an. Und als wir nun recht gemüthlich in dem kleinen überfüllten Raum saßen, erzählte uns Izaak zunächst allerlei interessante Sachen über seine Familie, klagte über die schlechten Zeiten, über die Niedertracht der Concurrenten, und über die sich immer steigende Sparjamkeit der Fremden. Mit einem feinen, kaum merklichen Uebergang, ohne irgendwelche Ueberbahrung, lenkte er dann das Gespräch auf den eigentlichen Zweck unseres Besuchs.

„Ich bringe Dir einen Freund,“ sagte mein Begleiter, „der verschiedene Sachen ankaufen will. Aber Du darfst uns nicht betrügen.“

Isaak blickte mit seinen treuherzigen braunen Augen lächelnd auf mich und machte eine milde Bewegung der Abwehr.

„Du weißt, ich bin ein guter Kunde,“ fuhr mein Freund fort, „und ich habe Dir schon für viele Tausende abgekauft.“

„Das weiß ich,“ antwortete Isaak. „Und der Himmel weiß auch, daß ich Dich dafür jeden Abend in meinem Gebete segne. Ich behandle Dich wie einen Freund und Deine Freunde wie meine Freunde. Ich will an Dir nichts verdienen. Jetzt kann man ja überhaupt nichts mehr verdienen. Ich will sogar Schaden erleiden, nur soll er nicht zu groß sein. Du brauchst mit mir gar nicht zu unterhandeln. Wähle Dir, was Du willst, nimm es mit und zahle mir, was Du willst. Du brauchst es auch nicht gleich zu zahlen, ich überlasse es Dir, die Zeit zu bestimmen. Du siehst, einen besseren Verkäufer findest Du nicht. Nun bitte, nimm Dir, was Du willst.“

Auf unser Verlangen legte uns Isaak zunächst einige orientalische Stidereien vor

„Was verlangst Du für dieses Handtuch?“

Isaak betrachtete es eine Weile. „Den Fremden verkaufe ich es für fünfzig Franken, Dir gebe ich es für fünfundvierzig.“

„Aber Isaak, Du Erzschelm! Ich kenne ja Deine Auszeichnungen! Das ist ja nur mit zwanzig Franken markirt!“

„Aber Herr, wie könnt Ihr das sagen! Soll ich mein Geschäftsbuch vorholen? Hier steht die Nummer, ich werde es Dir zeigen.“

Er holte wirklich eine Art Hauptbuch hervor und schlug die Nummer auf. Daneben stand in hebräischen Buchstaben für mich Unverständliches. Mein Freund konnte aber die hebräische Schrift lesen.

„Nun, Du siehst ja, da steht ganz deutlich zwanzig Franken!“

„Zwanzig Franken Einkaufspreis, ja! Aber weißt Du, wie ich zu dem Tuche gekommen bin? Ich habe es einer hungernden alten Frau abgekauft, und jetzt liegt es hier im Magazin seit langen Jahren. Das Tuch kostet heutzutage wenigstens fünfunddreißig Franken im Einkauf. Andere Artikel dagegen sind gesunken. Wie soll ich es nun machen, um das Gleichgewicht herzustellen? Wenn ich zufälligerweise einmal ein gutes Geschäft gemacht habe, soll das jetzt auch ein schlechtes werden? Sei doch billig und gerecht! Für zweiundvierzig Franken will ich Dir das Tuch lassen. Aber jeden Centime, den ich weniger dafür bekomme, raube ich meiner Familie.“

„Also gut, ich gebe Dir zweiundzwanzig Franken.“

„Gieb mir zweiundzwanzig Franken! Wenn Du es mit Deinem Gewissen vereinbaren kannst, gieb mir zweiundzwanzig Franken! Ich nehme Alles. Du brauchst mir sogar nicht einmal zweiundzwanzig Franken zu geben. Gieb mir zehn Franken, wenn Du willst! Was Du willst! Fünf Franken meinethalben! Aber wenn Du das Tuch siehst, oder wenn Dein

Freund es dereinst betrachten wird, dann denkt an den armen Jsaak, der durch diesen Handel schwer geschädigt ist! Denke an dessen Frau und Kinder! Aber was kümmern Dich meine Kinder! Wenn Dich Dein Gewissen nicht plagt, nun gut, so nimm das Tuch. Nimm es umsonst, ich schenke es Dir. Ich will keinen Heller! Du beleidigst mich, wenn Du mir dafür Geld gibst. Es ist mir eine Freude, es Dir zu schenken. Willst Du es aber kaufen, so gib mir fünf und zwanzig Franken, damit ich zum mindesten für den Zinsverlust entschädigt werde.“

„Zwei und zwanzig Franken! Behalte es, wenn Du es mir nicht zu dem Preise geben willst.“

„So nimm es zu zwei und zwanzig Franken. Aber ich bitte Dich, sprich nicht darüber, ich will mich vor meinen Concurrenten nicht lächerlich machen. Sage es Niemand. Und auch Du,“ fügte er zu mir gewandt hinzu, „wenn Du das Tuch nimmst, und wenn man Dich nach dem Preise fragt, sage fünfzig Franken. Es ist fünfzig Franken werth, und ich gebe es nur fort, weil ich an Deinem Freunde schon früher etwas verdient habe. Heute will ich nichts verdienen. Ich trenne mich mit schwerem Herzen von dem Stück. Es ist mir lieb geworden. Aber bei den schlechten Zeiten darf das Herz nicht am Besitze hangen. Also nimm es.“

So, in demselben Tone und unter ganz ähnlichen Bedingungen, wurde wohl über ein Duzend anderer Gegenstände und mehr zwischen uns verhandelt. Bei jedem einzelnen Gegenstande wiederholten sich dieselben Scherze. Mit allen Eiden beschwor Jsaak, daß er an jedem der verkauften Gegenstände erheblichen Schaden erleide, und daß er nur durch die Noth gezwungen werde, diese Verkäufe abzuschließen. Er erzählte uns schließlich auch eine Räubergeschichte über die dringenden Verpflichtungen, die er zu erfüllen habe, und er ergab sich seufzend in alle Gebote meines Freundes. Inzwischen ließ uns Jsaak noch einmal Kaffee kommen und bot uns eine Cigarette um die andere an. Als die eingekauften Waaren aufgestapelt dalagen, zählte Jsaak die ausbedungenen Preise zusammen. Mein Freund rundete die Summe um zwei und dreißig Franken nach unten ab, um eine gerade Zahl zu bekommen. Jsaak seufzte wieder, diesmal seufzten sich sogar seine schönen dunklen Augen und er schwor mir gar, er werde durch meinen hartherzigen Freund ruinirt. Aber damit war mein unersättlicher Begleiter noch immer nicht zufrieden, er verlangte für mich noch ein „Bäckhisch“ eine Zugabe. Stöhnend wie ein schwer Verwundeter hob Jsaak beide Hände gen Himmel.

„Aber Jsaak, elender Wicht! Wir kaufen Dir hier für verschiedene hundert Franken Waare ab, und Du willst uns nicht einmal etwas zugeden!“

„Suche Dir aus, was Du willst. Du bist der Herr, ich bin der Knecht. Ich muß mir ja Alles gefallen lassen.“

„Nein, Jsaak, Du selbst sollst uns etwas aussuchen, und zwar etwas Süßes.“

Wiederum seufzte Jsaak und sah sich in seinem Gewölbe um. Er schleppte allerhand Kleinigkeiten herbei, und ich entschied mich schließlich für einen damascirten Labestock. Die Sachen wurden bei Seite gestellt, ich zahlte, und der Handel war abgeschlossen.

Nun änderte der ehrliche Jsaak den Ton vollkommen. Nachdem er vorher beim Abschluß des letzten Kaufvertrags in wunderbarem Pathos geklagt hatte: „Als ich Dich mit dem Freunde hier eintreten sah, glaubte ich, dieser Tag würde für mich ein Freudentag sein; nun aber, dank Deiner Unerbittlichkeit ist er für mich der Tag der tiefsten Trauer geworden“ — lächelte er jetzt auf einmal wieder sehr vergnügt, wurde heiter und gemüthlich. Wir plauderten noch eine Weile, und endlich sagte mein Freund:

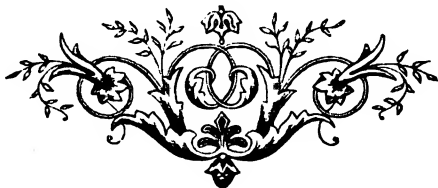
„Nun sage mir, Jsaak, aber ganz ehrlich, sprich ausnahmsweise einmal die Wahrheit, — sage mir, was hast Du heute an uns verdient?“

„Verdient?“ wiederholte Jsaak höflich erstaunt. „Wie kann man an Dir etwas verdienen! Du willst mich offenbar höhnen. Verloren habe ich, viel verloren!“

„Das weiß ich ja! Aber wieviel hast Du trotz Deiner Verluste doch noch an uns verdient!“

„Auf mein Ehrenwort: kaum fünfundzwanzig Procent,“ schmunzelte Jsaak, der diesmal vielleicht aufrichtig war, — vielleicht auch nicht. Hätten wir die geforderten Summen bezahlt, so hätte ich wenigstens das Dreifache des geleisteten Betrages erlegen müssen, vielleicht noch mehr. Die gekauften Gegenstände waren übrigens wunderschön und nach meinen Begriffen durchaus preiswürdig. Ich denke an den braven Jsaak mit den rührenden braunen Augen und an dessen merkwürdige Rhetorik mit wahrhaftem Vergnügen zurück.

(Der Schlußausatz „Aus dem Orient“ — Scutari, Bosphorus und Rumänien — folgt im nächsten Hefte.)





Die Entweichung des Marschalls Bazaine aus dem Gefängniß von St. Marguerite.

Nach den Mittheilungen des Grafen Hérisson

von

Gebhard Zernin.*)

— Darmstadt —



Am 11. August 1874 brachte der Telegraph die Kunde, daß der nach seiner Verurtheilung von dem Kriegsgericht zu Versailles zu 20jähriger Haft auf der Insel Marguerite gefangen gehaltene Marschall Bazaine sich durch die Flucht befreit habe. Wenn auch diese Nachricht kein ganz so großes Aufsehen erregte wie die etwa 6 Jahrzehnte früher gekommene Botschaft von der Entweichung des Kaisers Napoleon von der Insel Elba, so war doch das Interesse, mit welchem sie sowohl in Frankreich wie auch im übrigen Europa aufgenommen wurde, ein sehr lebendiges und nachhaltiges. Besonders hat es Erstaunen erregt, wie es nur möglich war, daß der Gefangene von St. Marguerite sich aus seiner strengen Haft und genauen Ueberwachung zu befreien vermocht hatte.

Auch heute noch herrscht manche Unklarheit über die Einzelheiten der Entweichung des Marschalls. Bekanntlich hat schon im Jahre 1874 der Staatsanwalt von Grasse im Departement der Seealpen vor dem dortigen Zuchtpolizeigericht Anklage gegen den Gefängnißdirector Marchi und vier seiner Unterbeamten, sowie gegen noch vier andere Personen erhoben und die ersten beschuldigt, die Flucht durch Nachlässigkeit erleichtert, die letzten dagegen angeklagt, sie durch persönliche Unterstützung begünstigt zu haben. Doch wurden nur der Neffe der Frau Marschall Bazaine, ein Mexikaner Namens

*) Der Aufsatz war uns eingesandt, noch ehe die Nachricht von dem Tode des Marschalls (23. Septbr. 1888) durch die Zeitungen flog. Hed.

Don Alvarez de Nul, und Hauptmann Doineau wegen Hülfsleistung und zwei Gefängnißwärter wegen Unachtsamkeit zu Gefängnißhaft verurtheilt, die Uebrigen dagegen freigesprochen. Die Proceßverhandlung brachte wohl Einzelheiten des Vorgangs bei Bazaines Flucht zu Tage, doch in Bezug auf den genaueren Zusammenhang der Dinge blieb man auch ferner nur auf Vermuthungen angewiesen.

Allerdings hatte man in einem Punkt sofort das Richtige herausgefunden, daß nämlich die Gemahlin des Marschalls die Seele der Maßregeln zu seiner Befreiung gewesen sei und auch die Hauptsachen dabei gethan habe. Oeffentliche Blätter bemächtigten sich des romantischen Falls und versuchten ihn aufzuklären. Hiernach soll die junge kühne Frau schon lange Zeit vor der Entweichung begonnen haben, ihren Gemahl zur Flucht zu überreden, ohne anfangs Erfolg zu finden, da der Marschall in der Hoffnung auf Bänderung seiner Haft jeden derartigen Versuch verweigerte. Dann soll dieselbe sich persönlich nach Paris begeben und eine Audienz bei dem damaligen Präsidenten der Republik, dem Marschall Mac Mahon nachgesucht und erlangt haben, um ihn zu Erleichterungen des strengen Gefängniß-Reglements zu veranlassen, jedoch ohne jeden Erfolg. Hierauf hat sie — so wurde weiter berichtet — ihrem Gemahl mitgetheilt, sie sei von dem Ausfall ihrer Audienz „parfaitement“ befriedigt. Dies soll das verabredete Wort gewesen sein, aus welchem Bazaine geschlossen, daß er nichts von Paris zu erhoffen habe (sämmliche Briefe an den Gefangenen wurden geöffnet!); und nun soll sich auch der Marschall mit dem Gedanken der Flucht befreundet haben.

Ueber die Ausführung der Flucht wurde Folgendes bekannt. Der Marschall, welchem drei Zimmer mit einer kleinen, von einer Mauer umschlossenen Terrasse zum Aufenthalt angewiesen waren, mußte von seinem Salon eine auf beiden Seiten von einer Mauer begrenzte kleine Brücke überschreiten, um auf die Terrasse zu gelangen. Auf einer dieser Seitenmauern stand zwar eine Schildwache, jedoch konnte der Soldat die Brücke nicht übersehen, weil sie mit einem Zeltbaldach zum Schutze gegen die Sonne überspannt war. Von der Brücke führten einige Stufen zur Terrasse hinunter, auf welcher der Marschall ein Gärtchen angelegt hatte. In diesem entdeckte er eines Tages eine verschüttete Gasse, welche in früheren Zeiten durch das Gestein gebrochen worden war, um dem Regenwasser Ablauf zu verschaffen. Nach und nach gelang es ihm, die Gasse zu räumen. An dem zur Flucht bestimmten und mit seiner Gemahlin durch Briefe in sympathetischer Tinte verabredeten Abende bewog er den Gefängnißdirector Marchi, der ihn sonst stets von der Terrasse in den Salon geleitete, ihn schon am Fuße der zur Brücke führenden Treppe zu verlassen. Die Schildwache hörte ihn die Thür öffnen und schließen; jedoch der Marschall betrat nicht seine Wohnung, sondern sprang über die Mauer, was durch das Zeltbaldach verdeckt wurde, und gelangte nunmehr, während die Thür von außen durch

einen Wärter verschlossen wurde, glücklich auf die Terrasse und an die Gasse, in welcher er eine Strickleiter verborgen hatte. Nachdem er sie an eine vor der Gasse liegende Eisenstange befestigt und sich selbst mit einem Gürtel, wie ihn die Steiger der Feuerwehr tragen, umgürtet hatte, dessen Haken ihn an den Knoten des Seiles festhalten konnte, ließ er die Strickleiter hinab. Nun begann die Niederrfahrt an dem einige 20 Meter hohen Felsen. Ein unten aufleuchtendes Licht zeigte ihm die Stelle, an welcher seine Gattin ihn mit einem Boot erwartete; er selbst antwortete mit einem Streichholz. Vom Sturmwind hin- und hergeworfen, erreichte er das Ende des Seils, sprang hinunter und erreichte schwimmend das Boot. Es gelang dessen Insassen, sich in Sicherheit an das Land zu bringen und über Spaa und Köln nach Belgien zu entkommen. Das spätere Schicksal des Marschalls ist bekannt.

Das hier Mitgetheilte ist so ziemlich das Wichtigste von dem, was früher über die Flucht Bazaines bekannt geworden ist. Seine Gemahlin hat dann noch dem französischen Minister des Innern, Herrn Chabaud-Latour, brieflich gemeldet, daß sie keine französischen Mitschuldigen bei der Befreiung ihres Gemahls gehabt habe. Oberst Willette, welcher bekanntlich Bazaines Gefangenschaft aus freien Stücken theilte, wurde vor Gericht gestellt, jedoch mußte er freigesprochen werden. Man erkannte an, daß die Flucht in sehr geschickter und waghalsiger Art ausgeführt war, und der Haupttruhm ihrer Ausführung mußte der Gemahlin Bazaines gebühren, deren Muth und Aufopferung sich im glänzendsten Licht gezeigt hatte.

Fast 14 Jahre sind seit jenem 11. August 1874 verfloßen, und jetzt werden alle Einzelheiten der Flucht an die Oeffentlichkeit gezogen. Ein ehemaliger französischer Ordonnanz-Offizier, der durch frühere Schriften vortheilhaft bekannte Graf Hérisson, ist es, welcher in einer besonderen Rechtfertigungsschrift über den Marschall Bazaine*) auch die genauen Vorgänge bei der Entweichung des Marschalls schildert. Dieselben erscheinen uns von so allgemeinem Interesse, daß wir es unternommen haben, den Abschnitt des Buches, welcher diese Einzelheiten enthält, durch eine möglichst wortgetreue Uebersetzung den Lesern dieses Blattes zugänglich zu machen, wodurch zugleich die bisher verbreiteten nicht ganz genauen Mittheilungen richtig gestellt werden. Für die darin weiter ausgesprochenen Urtheile und Ansichten müssen wir jedoch dem französischen Verfasser die Verantwortung überlassen.

* * *

... Die Todesstrafe war in eine 20jährige Gefängnißstrafe verwandelt worden — das bedeutet so viel als lebenslängliche Sinkerkerung, wenn der Verurtheilte 62 Jahre alt ist.

*) Ihr genauer Titel ist folgender: „La légende de Metz, par le comte d'Hérisson, Paris 1888, Paul Ollendorf, éditeur.“ Die Schrift hat bereits große Verbreitung gefunden; uns liegt ein Exemplar der 16. Auflage vor.

Der Marschall wurde nach der Insel St. Marguerite gebracht, auf deren Nordküste sich gegenüber der Spitze von la Croizette das Fort erhebt, welches von Richelieu, der die Insel im Jahre 1637 kaufte, erbaut worden ist. Dieses Fort, welches die Spanier vervollständigten, und das nach Vauban's Plan ausgebeffert wurde, ist als Staatsgefängniß durch die Haft der geheimnißvollen Persönlichkeit berühmt geworden, die unter dem Namen „der Mann mit der eisernen Maske“ bekannt ist.

Die Gefangenschaft dauerte acht Monate. Der Marschall war seiner Verurtheilung zuvorgekommen, indem er selbst die Richter anrief und seinem Anwalt untersagte, ihn anders als durch Antworten auf die Anklagen zu vertheidigen; er hatte also nicht die Absicht, sich dem Richterspruch zu entziehen, insofern Frankreich einer ordentlichen Regierung unterstellt wäre und man in seiner Person den Vertreter des Gesetzes, dem er sich unterwarf, achten würde.

Nun sind aber in Bezug auf ihn zwei starke Ungehörigkeiten begangen worden.

Erstens heißt es in dem Wortlaut des Gesetzes, daß die Gefängnißschaft in einer Landesfestung gebüßt werden soll.

Das trifft bei St. Marguerite nicht zu, da dies eine Insel ist.

Zweitens: wenn man den Gefangenen nicht unter militärische Obhut, sondern unter eine ganz gewöhnliche Bewachung wie bei Galeren-Sträflingen stellte, so hieß das eine zweite Ungehörigkeit begehen und die Einschließung derjenigen in Strafanstalten gleichstellen.

Dazu kamen nun die Reibungen und Erniedrigungen aller Art, welche nicht allein durch die beständige Gegenwart des Festungsdirectors, sondern besonders auch durch die demselben von Paris erteilten Befehle veranlaßt wurden.

Ich rede hier nicht von dem übertriebenen Mißtrauen und Aufpassen, wie das bei den Kerkermeistern natürlich ist, sondern von anderen Dingen. So hatte der Director Marchi zum Beispiel den Befehl erhalten, mit seinem Gefangenen nur mit dem Hute auf dem Kopfe zu sprechen. Wenn er ihm zufällig unbedecktes Hauptes begegnete, so trug er dafür Sorge, daß er ja auch seinen Hut aufsetzen konnte, bevor er das Wort an ihn richtete.

Er öffnete alle Briefe, welche dem Marschall zugingen, und hatte ihm die Verpflichtung abgenommen, die von ihm geschriebenen Briefe vorzulegen. Endlich war Herr Marchi so weit gegangen, daß er dem Marschall eines Tages in Gegenwart des Oberst Billelte, der aus Ergebenheit gegen seinen früheren Commandeur sich eine freiwillige Haft auferlegt hatte, sagte, er habe an den Minister geschrieben, um ihn zu fragen, ob er nicht seinen Gefangenen mit dem entehrenden Anzuge der Strafgefangenen bekleiden solle.

In dem Herzen des Marschalls hatte sich nach und nach viel Bitterkeit angesammelt, und als die Rede ging, seinen Aufenthaltsort zu ver-

ändern und ihn vielleicht in eine entlegene Festung zu schicken — die also noch weniger einer ordentlichen Aufsicht unterworfen gewesen wäre —, da gab er den dringenden Bitten seiner Gemahlin nach, welche schon vom ersten Tage an nicht aufgehört hatte, Alles daran zu setzen, um ihren Gatten zum Fluchtversuch zu bewegen.

Fräulein Josepha de Pena y Barragan hatte sich im Alter von 18 Jahren in Mexico mit dem Marschall Bazaine vermählt, der damals 54 Jahre alt war.

Ich habe hier kein Urtheil über die Frau Marschall auszusprechen; eine solche Beurtheilung liegt völlig außerhalb des Bereichs meiner Schrift. Allein ich muß nichts desto weniger feststellen, daß sie schön, verführerisch, hingebend, in gewissen Augenblicken mit beinahe männlicher Thatkraft ausgerüstet, im Grunde einen ehrgeizigen Charakter besaß. Ihre Vermählung liefert hierfür übrigens den Beweis. Die Frau Marschall litt bei ihrer Eigenliebe im Herzen an gekränktem Ehrgeiz, als sie sah, daß der Feld, mit dem sie sich für das Leben verbunden hatte, nachdem es sie über so viele andere Frauen erhoben hatte, sie zu der erniedrigenden und geächteten Rolle der Gefährtin eines Gefangenen verdammt. Auch war sie entschlossen, ihren Gemahl zu zwingen, koste es, was es wolle, die Flucht zu ergreifen; wobei sie sich vorbehielt, ihn noch auf einem großen Schauplatz der europäischen Politik zu einem Manne von Bedeutung machen zu lassen.

Es hatte auf St. Marguerite schmerzliche Scenen gegeben. Die Frau Marschall wollte die Flucht, ihr Gemahl widersprach ihr; allein wie es bekannt ist, daß in dieser Welt Gott das will, was die Frau will, so gab Bazaine nach einem neuen noch heftigeren Streite als die vorhergegangenen — in welchem die Frau Marschall ihrem Gemahl gedroht hatte, ihn zu verlassen und ihre Kinder mitzunehmen — als der Besiegte nach, und zwar diesmal ohne Kriegsehren dabei erlangt zu haben.

Bevor ich weiter berichte, muß ich anführen, daß einige Tage nach der Entweichung die Frau Marschall, welche mit der Carlisten-Partei in Verbindung stand, Bazaine erklärte, daß es nur von ihm abhinge, Oberbefehlshaber der Truppen von Don Carlos zu werden.

Allein diesmal blieb der Marschall unbeugsam. Er sagte, daß er der damals minderjährigen Königin Isabella 5 Jahre gebient hätte und gegen sie Gefühle von Ergebenheit und ehrfurchtsvoller Dankbarkeit hege; nichts könnte ihn bestimmen, gegen sie zu kämpfen.

Das mußte für die Frau Marschall eine neue Täuschung sein.

Derjenige Theil des Gebäudes, welchen der Gefangene bewohnte, stand mit einer Plattform in Verbindung, auf welcher er spazieren gehen durfte, und zwar durch eine Hängebrücke, die über eine Art von tiefem Hohlweg geworfen war. Die Plattform krönte einen Felsen, dessen Fuß von den Meereswogen bespült wurde. Man mußte also, wenn man nach dieser

Seite entweichen wollte, einen Abstieg von 23 Meter vornehmen — noch 1 Meter mehr als der Obelisk des Eintrachtsplatzes (in Paris) hoch ist.

Der Marschall hatte bemerkt, daß an einer gewissen Stelle, bei welcher der Felsen einen Vorsprung bildete, außerhalb der Brüstung eine alte steinerne Gasse sich befand, die mit Erde und Kieseln, welche das Wasser dort nach und nach hingetrieben hatte, verstopft war. Der Anfang der Gasse hatte einen Vorsprung von einem starken Meter. Diese Stelle wurde von ihm zu seinem Zwecke gewählt.

Der Marschall hatte einen Erdflöß, der sich an die innere Felswand der Brüstung anlehnte, etwas bepflanzt. In diesem traurigen Gärtchen, aus dem er keine Blumen ziehen konnte, gediehen gleichwohl einige magere Salatkräuter. Indem er den Boden tief ausgrub, säuberte der Marschall den inneren Theil der Gasse, durch den das Seil hindurchlaufen mußte, welches fest im Inneren befestigt, ihn, nachdem er über die Brüstung gestiegen war, in die Lage bringen konnte, in der freien Luft zu schweben und sich auf die Erde herunterzulassen.

Die Gasse wurde mittelst einer eisernen Stange gesäubert, welche dazu diente, die Vorhänge herunterzulassen; was das Seil betrifft, so hatte es zur Beschaffung und Anfertigung des Materials der List des Gefangenen bedurft, die stets erfinderischer und geschickter ist als die der Wächter.

Die Packete, welche die Frau Marschall in das Fort gebracht hatte, waren mit eifriger Sorgfalt von Herrn Marchi selbst geprüft worden und enthielten nichts Verdächtiges; allein man kann nicht an Alles denken, und der Director verwandte keine Aufmerksamkeit auf die kleinen Stricke, mit denen sie zugebunden waren.

Und doch waren das die Seilchen, welche der Marschall mit denen der Schaukel seiner Tochter verknüpfte, und die, zusammengeflochten mit großen, in gewissen Entfernungen angebrachten Knoten, die Ausführung der Flucht ermöglichten.

Da ein Mann von 62 Jahren mit einer gewissen Corpulenz, der an einem leichten Seil schwebt, von physischer Schwäche befallen werden kann — und zwar um so eher, als der Marschall thatsächlich nur eine Hand zu seiner Verfügung hat, weil sein rechtes Handgelenk, das einst von einer Kugel in Afrika durchbohrt wurde, ihm nur schwache Hilfe leistet —, so verfertigte man ihm aus der Lehne der Kinderschaukel eine Art von Turnergürtel, der mit einem Haken versehen war, wie ihn die Dachbeder führen, damit er an dem knotigen Seile schweben könnte. Der Haken war aus einem Bogen des Croquettspiels hergestellt worden.

Nahm man an, daß die Flucht gelang und daß der Marschall, nachdem er seinen Wächtern entwischt war, das Meer erreichte, so blieb nur noch übrig die Art und Weise festzustellen, in der er aufgenommen würde und wie er in's Ausland gelangen könnte.

Bevor die Frau Marschall ihren Gemahl bewog sein Leben auf's Spiel

zu setzen, versuchte sie, als schon die Flucht beschlossen und Alles wohlbedacht und überlegt war, noch einen letzten Schritt und rief die Gnade des Marschalls Mac Mahon an.

In Begleitung ihres Schwagers kam sie nach Paris und bat den Präsidenten der Republik um eine Audienz.

Marschall Mac Mahon empfing die beiden armen Bittsteller mehr als kalt.

Die Frau Marschall hatte gut reden, als sie ihn daran erinnerte, daß ihr Gemahl sein Kamerad, sein Commandeur gewesen, daß er 42 Jahre lang rühmlich die Epauletten getragen, und daß man, wenn man auch das Recht hätte ihn erschießen zu lassen, doch nicht das Recht besäße, ihn während seiner übrigen Lebenszeit moralisch zu quälen. Nichts machte Wirkung.

Der Marschall Mac Mahon blieb unererschütterlich. Er beschränkte sich auf die Bemerkung, daß er wohl begriffe, wenn man ihm eine solche Bitte vortrüge, daß er jedoch nichts vermöchte; indessen sei es erlaubt, auf die Zukunft seine Hoffnung zu setzen.

„Die Hoffnung,“ erwiderte lebhaft die Frau Marschall, „gehört Gott, der sie Jedermann gewährt!“

Hierauf empfahl sie sich mit ihrem Schwager.

Es war ausgemacht worden, daß der Gefangene von St. Marguerite von dem Ergebniß des in Paris gethanenen Schrittes unterrichtet werden sollte, und zwar durch eine Art der gewöhnlichen geheimen Correspondenz.

Die Art und Weise, in welcher die Frau Marschall es vermochte, einige Zeilen der Neugierde des Festungsdirectors zu entziehen, war folgende.

Sobald ein Brief mit Bazaines Adresse eintraf, begnügte sich Herr Marchi damit, den oberen Theil des Couverts aufzuschneiden; er las dann den Inhalt und steckte das Papier ebenso zusammengefaltet wie vorher in den Umschlag, bevor er den Brief abgeben ließ. Man mußte also nur sorgfältig das Couvert ablösen und das Papier mit einem Nicht heiß machen, um das mit sympathetischer Tinte Geschriebene hervortreten zu lassen.

Die Frau Marschall forderte ihren Gemahl auf, vom 30. Juli ab an jedem Abend gegen 7 Uhr in der Richtung des Golfs von Juan zu beobachten. Wenn er eine kleine Fischerbarke bemerkte, von welcher aus leise Signale gegeben würden, so würde er wissen, was das zu bedeuten hätte und könnte dann die Flucht versuchen. Es war kein Tag bestimmt worden; das Boot sollte jeden Abend wiederkommen, so lange bis die Entweichung stattfinden könne.

Die Frau Marschall hatte sich der Hilfe ihres Neffen, eines Herrn de Rul versichert, eines jungen Mannes von gutem Charakter und zweifelloser Thatkraft, welchem seine unabhängige, reiche Stellung das Wagniß eines solchen Unternehmens gestattete. Sie hatte sich ebenso mit einer englischen Familie verständigt, welche eine Villa gegenüber der Insel bewohnte, sowie mit einigen pensionirten Offizieren, welche dem Marschall er-

geben waren und gleichfalls an der Küste wohnten. Einer derselben, Capitän Doineau, mußte seine Ergebenheit gegen seinen früheren Commandeur in Afrika mit einigen Monaten Gefängniß verbüßen.

Die Frau Marschall begab sich nach Spa und richtete sich hier, um jeden Verdacht zu zerstreuen, in einem Gasthose scheinbar mit ihren Kindern ein; dann reiste sie plötzlich mit Herrn de Nul nach Genua.

Dort miethete sie von der Gesellschaft Peirano Danovaro eine Nacht, welche Tag und Nacht zu ihrer Verfügung stehen sollte, und zwar für 1000 Francs für je 24 Stunden.

Nachdem sie an Bord genächtigt hatte, fuhr sie Sonnabend den 8. August 5 Uhr Morgens ins offene Meer. Das Wetter war sehr schlecht. Am Abend ankerte der Capitän bei Porto Maurizio, welcher Ort vor zwei Jahren durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört worden ist.

Am folgenden Morgen 8 Uhr begab man sich auf die Reise nach dem Bestimmungsort San Remo.

Das Meer, welches schon am Abend vorher unruhig gewesen war, war damals außerordentlich erregt. Die Fahrt war eine höchst anstrengende. Herr de Nul war krank, und die Frau Marschall befand sich in einem so leidenden Zustande, daß man sie bei der Ankunft als ohnmächtig und verzweifeln an's Land bringen mußte, wo sie wie ein Kind zu weinen anfing.

Diejenigen, welche die schrecklichen Beängstigungen und die Ermattung kennen, welche die Folgen der Seekrankheit sind, werden völlig begreifen, daß es eines kräftigen Willens bedurfte, um ein solches Unternehmen unter solchen Verhältnissen zu versuchen. Plötzlich aber beruhigte sich das Meer wieder wie durch einen Zauber. Die Frau Marschall, welche wie alle Mexicanerinnen abergläubisch ist, wollte hierin eine glückliche Vorbedeutung sehen. Um 3 Uhr brach man wieder auf, und um 7 Uhr befand man sich im Golf von Juan.

Die Frau Marschall und ihr Neffe ließen sich durch ein Boot des Schiffes an die Küste bringen und betraten das Land in einiger Entfernung von der Spitze der Croizette, in der Nähe einer kleinen Treppe, die als Landeplatz dient, wo ihre Ruderer den Befehl erhielten, auf sie zu warten.

Nun begann für die beiden Reisenden ein sehr peinlicher Versuch, sich eine Barke zu verschaffen, weil die Ruderer, welche zur Nacht gehörten, nicht wissen sollten, was sich zutrug. Man hätte wohl bei der Gesinnung, die bei den Strandbewohnern herrschte, sich von vornherein eines Ruderfahrzeugs versichern können; allein Herr de Nul hatte nur dann zugesagt, seine Tante zu unterstützen und sich ihrer Sache zu widmen, wenn sie Niemand heranzöge bis zum Augenblick, in welchem die Flucht stattgefunden hätte, und wenn sie Alles selbst thäten.

Sie wandten sich an mehrere Fischer ohne Erfolg. Einer derselben wollte ihnen wohl seine Barke vermieten, allein nur, wenn er sie selbst ruderte. Das lag aber nicht im Plan der Reisenden.

Die Zeit drängte, und da es wahrscheinlich war, daß alle anderen, an die man sich wenden konnte, dieselbe Forderung stellen würden, so zog die Frau Marschall, welche die Verhandlung schnell abkürzen wollte, einen Louisd'or aus ihrer Tasche und bat den braven Seemann, unter dem Vorwand, ihm ein Aufgeld geben zu wollen, ihr kleine Münze zu besorgen. Sobald dieser fortgegangen war, half Herr de Nul seiner Gefährtin in die Barke zu springen, und sie gewannen das offene Meer. Während sie in der verabredeten Richtung ruderten, kam der Fischer mit seinem Gelde zurück. Er war sehr überrascht, sein Fahrzeug nicht mehr vorzufinden; allein er hatte ja die ganze Summe, die 20 Francs und dachte wohl, daß man nicht die Absicht habe, ihn zu berauben. Philosophisch faßte er also seinen Entschluß und schickte sich an, in sein Häuschen zurückzukehren, als einer seiner Nachbarn, welcher der vorhin geschilderten Unterredung beige-wohnt hatte, zu ihm sagte:

„Weißt Du wenigstens, wem Du Dein Boot vermietet hast?“ — „Nein!“ — „Den Herrn kenne ich nicht, aber die Dame, das ist die Frau Marschall Bazaine.“ — „Die Frau Marschall Bazaine!“

Der brave Mann wurde nun von einer großen Unruhe ergriffen. Er fand es in der That sehr seltsam, ganz unerklärlich, wie man sein Boot ihm abgemietet hatte. Was wollte man mit demselben machen? Das Alles war nicht natürlich. Er wartete, — 3 Stunden, 4 Stunden, die Nacht brach ein, Niemand kehrte zurück; nun bestieg er ein zweites Boot und begann die Nachforschungen nach dem ersten.

Was machte inzwischen der Marschall Bazaine?

Mit einem guten Fernglas ausgerüstet, das er einst in Mexico in einem feindlichen Fort gefunden hatte, hatte er das Meer beschaut und mit sehr natürlichem Herzklopfen die ihm angekündigten Zeichen bemerkt.

Er ging sofort in das Innere seiner Wohnung und holte sein Seil, das er an eine eiserne Stange befestigte, welche er vor die Gasse legte, die er wieder mit Erde bedeckte. Nachdem er sein Mittagessen beendet hatte, erschien wieder der unvermeidliche Herr Marchi bei dem Marschall, welcher damals mit dem Oberst Billette auf und niederging und von gleichgültigen Dingen plauderte.

Die Unterhaltung kam auf die Meteorsteine und Sternschnuppen, und der Marschall sagte zu Herrn Marchi: „Da diese Sache Sie interessiert, so lesen Sie doch die Artikel des ‚Univers‘, welche in diesen Tagen erschienen sind.“ — „Ah, was sagen Sie?“ — „Daß wir uns jetzt in einer Jahreszeit befinden, in der diese Meteore sehr zahlreich sind, und wenn Sie heute Abend scharf beobachten, so werden Sie ein sehr großes scheinen sehen.“

Dies war ein Spielen mit der Gefahr; allein man muß den Marschall kennen, um zu wissen, in welchem Grade die Gefahr, welche es auch sei, und die Erregungen, die sie bewirkt, seine Munterkeit erwecken, die ihn auf

seiner ganzen militärischen Laufbahn seine Soldaten in's Feuer wie zu einem Feste führen ließ.

Um 10 Uhr erschienen die Schildwachen mit geladenen Gewehren, um auf der Plattform Wache zu thun. Zehn Minuten vor 10 Uhr empfahl sich Bazaine, indem er etwas Müdigkeit vorschützte, bei dem Oberst Billette und Herrn Marchi und wünschte ihnen guten Abend.

Der Director kehrte in seine Gemächer zurück in der Ueberzeugung, daß auch der Marschall in die seinigen ginge. Allein dieser legte die Hand auf eine kleine grüne Bank, neben der er sich befand, übersprang dieselbe und erreichte kriechend den entgegengesetzten Rand der Terrasse, an dem er sein Seil versteckt hatte.

Seit dem 30. Juli war der Marschall stets auf die Entweichung vorbereitet gewesen. Er trug beständig bei sich 2000 Francs in Gold, ein kleines mexikanisches Christusbild und eine Streichhölzerbüchse.

In dem Augenblick, in welchem er sich in das Freie hinunterließ, bemerkte er durch ein Zündhölzchen, welches Herr de Kul angezündet hatte, daß die Barke sich ihm bedeutend genähert hatte. Indem er alle Kraft zu Hülfe nahm, sich vom Felsen abstieß und Gott bat, daß sein Seil genug widerstandsfähig sei, begann der Marschall den Abstieg. Er hatte sich schon 15 Meter heruntergelassen, als er auf einen Vorsprung des Felsens stieß und sich mittelst seines Hakens einige Augenblicke Ruhe gewähren konnte. Da er seinerseits der Frau Marschall, welche sich mehr und mehr näherte, jedoch noch nicht ihren Gemahl erkennen konnte, ein Zeichen geben wollte, daß die Flucht glücklich vor sich ginge, so nahm er ein Streichhölzchen aus der Tasche, rieb es gegen den Felsen und zeigte ein Flämmchen, hierauf setzte er den Abstieg fort.

Plötzlich, als er an das Ende seines Seils gelangte, bemerkte er, daß ihn noch einige Fuß vom Boden schieden. Er war ganz entkräftet, von allen seinen gelockerten Nägeln tröpfelte das Blut. Er schloß die Augen und ließ sich herunterfallen. Zwischen zwei Felsen war er auf eine Sandfläche gestürzt. Indem er sich sofort wieder erhob, sprang er entschlossen in das Meer, indem er bald schwamm, bald sich an die Unebenheiten des Felsens anklammerte. Er sah jetzt ganz in seiner Nähe nur auf einige Meter entfernt Herrn de Kul, welcher aufrecht stand und bereit war, ihm ein Seil zuwerfen. Einige Augenblicke später zog ihn Herr de Kul, indem er ihn unter den Armen ergriff, in die Barke. Es war Zeit, denn der Marschall war mit seiner Kraft zu Ende.

Seine ersten Worte waren folgende: „Ach, meine lieben Kinder, wie sehr habt Ihr mich verpflichtet!“

Nachdem er sich kaum Zeit gelassen hatte, um wieder zu Athem zu kommen, ergriff der Marschall ein Ruder, Herr de Kul nahm das andere, und die Frau Marschall setzte sich an das Steuer; sie schlugen nun die

Richtung nach der Stelle der Küste ein, wo das Boot und die Matrosen des „Ricasoli“, entsprechend der ihnen ertheilten Weisung, warteten.

Während dieser Vorgänge hatte sich der Fischer, den wir bei seinen Nachforschungen nach seiner Barke verlassen haben, der Insel St. Marguerite genähert, und nachdem er den Wachcommandanten zu sprechen verlangt hatte, sagte er:

„Haben Sie nicht die Frau Marschall Bazaine gesehen?“

„Aber Ihr seid närrisch, alter Freund! Frau Marschall ist weit von hier entfernt, und wenn Ihr sie hier suchen wollt, so müßt Ihr viel Zeit zu verlieren haben.“

Trotz des Beharrens auf seiner Ansicht wurde der gute Mann abgewiesen. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als nach Hause zurückzukehren, was er auch wirklich that.

Der Marschall entwich auf einer Seite der Insel, während der Fischer sich der andern näherte. Es bedurfte wirklich einer Fügung der Vorsehung, damit er, nachdem er glücklich aus dem Fort entkommen war, dieser zweiten Gefahr entging, von welcher er erst nach dem Falle Kenntniß erhielt.

Gegen 1 Uhr Morgens langte man an Bord des „Ricasoli“ an. Jedermann schlief bis auf den Hochbootsmann. Der Capitän wurde geweckt, und man erklärte ihm, daß er heizen lassen und ohne Verzug nach Genua fahren müsse.

„Aber mein Paß lautet nach Nizza,“ erwiderte er, „ich kann nicht nach Genua steuern.“ Er hatte seine Nacht ruhig begonnen und hoffte sie ebenso zu beenden. Allein die Frau Marschall verstand das anders.

„Sie stehen zu meiner Verfügung,“ sagte sie. „Wenn ich bezahle, will ich auch bedient sein; giebt es Verantwortung, so nehme ich sie auf meine Rechnung.“

Endlich, nach einem sehr lebhaften Zwiegespräch, während dessen der Capitän erkannt hatte, daß die Frau Marschall einen unbeugsamen Willen besaß, that er das, was sie wünschte.

Bevor sie sich in ihre Cabine zurückzog, empfahl sie leichtthin dem Capitän ihren „alten Intendanten“. Am andern Morgen war man um 11 Uhr in Genua.

Wir wissen jetzt, welches die Gründe waren, welche die Flucht Bazaine's bestimmten. Nichtsdestoweniger muß ich feststellen, daß trotz der offenbaren Ungerechtigkeit seiner Verurtheilung, trotz der Schande, welche ihn durch die Umwandlung der Strafe betraf, trotz der Unbeugsamkeit, mit welcher der Präsident der Republik die Frau Marschall aufgenommen hatte, Bazaine mit seiner Entweichung einen großen Fehler beging.

Es ist unzweifelhaft, daß, wenn er in St. Marguerite, oder in irgend einer andern Festung geblieben wäre, nach allen jenen politischen Ereignissen, die sich seit 13 Jahren zugetragen haben, die öffentliche Meinung, besser aufgeklärt und mit größerr Unparteilichkeit die Thatsachen beurtheilend, die Wiederaufnahme des Processes, der eine Schande für Frankreich war,

durchgesetzt hätte. Die Rechtfertigung Bazaines konnte daraus um so offenkundiger hervorgehen, als man die Interessen an das Licht gezogen haben würde, welche zur Irreleitung der ehrlichen Leute beigetragen hatten, und diese bilden Gott sei Dank in Frankreich die Mehrheit.

Bazaine hat durch seine Flucht das letzte Band zerschnitten, das ihn mit seinem Vaterlande verknüpfte.

Was hat er gewonnen? Ohne irgend ein persönliches Vermögen und in armseliger Art in Spanien lebend, hat er, um den Anforderungen des materiellen Lebens zu genügen, nicht einmal eine Militärpension oder irgend eine andere Vergütung, welche als Belohnung für seine 42 Jahre glorreicher Dienstzeit erscheinen könnte.

Wenn das Herz der Frau Marschall auf der Höhe ihres Ehrgeizes gestanden hätte, so hätte ihr, als sie wahrnahm, daß die Beschlüsse der Vorsehung ihr ein anderes, als das von ihr erträumte Loos auferlegten, und nachdem sie ihren Gemahl zur Flucht veranlaßt hatte, die Persönlichkeit dieses armen alten, gehekten, von Allen verlassenen Soldaten heilig sein müssen. Sie hätte ihn niemals verlassen dürfen.

Unglücklicherweise ist es anders gekommen. Die Frau Marschall ist schon seit langer Zeit mit ihrer Tochter nach Mexiko gezogen.“

* * *

So weit der Graf Hérisson. Wir haben es hier nicht mit der Frau Marschall Bazaine zu thun, sondern nur den Zweck zu erfüllen gesucht, eine genaue Darstellung der Entweichung des Gefangenen von St. Marguerite zu geben. Daß man über den Marschall ganz anders in Deutschland denkt als in Frankreich, ist eine bekannte Thatsache. Wir möchten nur daran erinnern, daß der hochselige Prinz Friedrich Carl, der ritterliche Führer der II. Armee im Kriege von 1870/71, noch unter dem 6. December 1873 dem Vertheidiger Bazaines, dem Pariser Anwalt Lachaud, folgendes Schreiben zugehen ließ:

„Ich erkläre, daß ich die vollkommenste Hochachtung vor der Rhein-Armee und dem Marschall Bazaine hege, besonders um der Energie willen, welche der letztere an den Tag gelegt hat, um die Rhein-Armee so lange als möglich einer unvermeidlichen Capitulation zu entziehen.“

Hiernach können auch wir nur die Ansicht vertreten, daß den jetzt 77jährigen Marschall Bazaine ein sehr hartes Schicksal betroffen hat, das er nicht verdient und welches noch weniger seinem Vaterlande zur Ehre gereicht.





An Carmen Sylva.

I.

Schöne Kön'gin, du vom Aufgang,
Aehnlich du der Morgenröthe,
Wärst du früher als Aurora,
Deine rosig-holde Schwester,
Ueber Breslau hingezogen —
Sicher hätt' ich dieses Auge,
Dieses schönheit-durst'ge Auge,
Huld'gend zu dir aufgeschlagen.
Doch, indes du heimwärts schwebtest,
Saß ich noch am Strand der Nordsee,
Träumend bei dem Flug der Mäwen,
Und es rauschten mir die Wellen
Manch geheimnißschwere Kunde
Von dem Weib in weißen Haaren,
Doch mit wunderjungen Augen,
Das sie jüngst auf Sylt gesehn,
Von der Märchen-Königin! — —

II.

Ja, nach hundert Jahren wird noch
Dort die Sage flüsternd umgehn;
Und erzählen wird die Greisin,
Wie die Mutter ihr erzählte,
Daß dereinst vom fernen Ostland
Eine wunderschöne Kön'gin,
Leuchtend wie die Morgenröthe,
Kam gezogen durch die Wellen:
Einsam kam sie — trotz Gefolges! —

Und ein seltsam Zaubertreiben
 Hob sie an auf jenem Eiland:
 In den Sand grub sie sich Gruben,
 In den gelben Sand der Düne,
 Und mit lichtigem, weißem Finger
 Ritzte Zeichen in den Sand sie.
 Und oft rechte die Gestalt sie
 Hoch empor auf schlanken Hüften,
 In die Luft hob sie die Arme,
 Sog in sich, so voll sie konnte,
 Durstig, tief, des Meeres Athem,
 Als ob aus der Brust sie spülen
 Wolste mit dem heil'gen Meerhauch
 Was da häßlich, was da unrein
 Die Erinnerung ihr trübte. —

III.

Und alsbald, wie neu gekräftet,
 Winkte sie mit beiden Händen
 Ueberall hin ob dem Eiland,
 Leise Worte dazu raunend,
 Worte einer fremden, weichen,
 Hier noch nie vernommenen Sprache:
 Sieh, da kamen alle Kinder,
 Kamen Knaben, kamen Mädchen,
 Blonde, rothe, braune Köpfelein,
 Kamen an von allen Enden:
 Und sie drangen und sie drängten
 Wimmelnd an die Knie der Kön'gin,
 Wie die saß im gelben Sande,
 Ueber ihr der blaue Himmel,
 Unten tief der Meerfluth Branden;
 Und noch einmal schwang die Rechte
 Sie beschwörend über all die
 Blonden, rothen, braunen Köpfelein
 Und begann nun, zu erzählen! —

IV.

Ja, begann nun zu erzählen
 Märchen, Märchen über Märchen,
 Selbsterfundne wie erlauschte
 In dem fernen Land im Osten.
 Sie erzählte, wann die Sonne
 Ueber ihr stand voll im Mittag,
 Bis die blauen Schatten fielen
 Und der Gluthball sank in's Wasser
 Und die Möwe, heimwärts hastend,
 Im Geklippe fern verschwebte

Und die stillen Sterne kamen
 Und der Mond, der Geisterkönig,
 Geisterbleich sah auf die Düne.
 Und die Kinder lauschten! Lauschten
 Offnen Auges, offnen Mundes,
 Nimmer müde, auf zu horchen,
 Nimmer müde auf zu schauen
 Zu der wunderschönen Kön'gin,
 Die da saß mit weißen Haaren,
 Aber wunderjungen Augen,
 Manchmal hob den Zeigefinger
 Ihrer weißen rechten Hand. —

V.

Ja, sie bannte Knab' und Mädchen,
 Wie zu Hameln einst sie bannte
 Jener Rattenfänger; aber
 Nicht, sie in den Tod zu locken:
 Nein — sie lockte und sie führte
 Die erstaunten Fischerkinder
 In ein nie geahntes, schönes
 Blaues Märchenreich der Wunder:
 In das Wonneland der Dichtung,
 Dessen nie mehr mag vergessen,
 Wer dort einmal nur gegastet! —
 Und so wirkt seit jenen Tagen
 Von Geschlechte zu Geschlechte
 Unausstilgbar fort der Zauber,
 Unauslöschlich fort der Segen,
 Den hier ausgestrahlt dereinst die
 Wunderschöne Märchenfürstin,
 Sie, die Kön'gin Morgenröthe,
 Jung von Auge, weiß von Haar.

VI.

Doch am Erhabensten ha' aus Allen
 Einer erkannt die Erhabene:
 Odhin von Usgardh!
 Weil sie weihte ein Weihthum,
 Gütig gönnte ein Grab
 Den traurigen Todten,
 Welche da wirft die wilde Woge
 Ferne den Freunden,
 Fern von dem Frieden
 Der holden Heimat,
 An des steilen Gestades
 Oed' unwirtliches Ufer. —

Als Odhin oben in Usgardh
 Brachten diese Botschaft
 Raunend seine raschen Raben,
 Da strich der stolze
 Sich, selig sinnend,
 Ueber den wirr wogenden, weißen
 Breiten Bart:
 „Heil dir, du Herrliche!“
 Rief er in Rührung,
 „Wohl dir — trotz all deinem Weh! —
 Du weisevoll Weib!
 Du hilfst mir halten
 Die Welt wider das Wüthen
 Ruchloser Riesen.
 Wahr nun werden
 Uralte Ahnungen,
 Daß dereinst mir
 Eine herrliche Helferin,
 Ein wonnig Weib,
 Eine Königin, komme.
 Eher nicht endet das All,
 Bis Naglfar naht, das nächtige
 Schiff, das scheusälige,
 Das ganz gebaut
 Und genietet aus Nägeln
 Trauriger Todter,
 Welche geworfen die wilde Woge
 An das öde Ufer,
 Und welche herzlose Härte
 Ungepflegt, ungesäubert, unbestattet
 Liegen ließ im Leide, die Leichen.
 Heil mir, eine holde Helferin,
 Eine Königin, kam!
 Sie wehrte, das wonnige Weib,
 Daß Naglfar nahe.
 Heil dir, du Herrliche:
 Schild an Schild
 Stehest du Stolze
 Odhin von Usgardh!
 Zum Danke des Dienstes
 Spend' ich sprudelnd
 Aus Quasir, dem quillenden Quell,
 Tiefsten Trunk
 Dir der Dichtung!“

Friedrichshafen am Bodensee.
 September 1888.

Felix Dahn.



Illustrierte Bibliographie.



Die Königspantafien. Eine Wanderung zu den Schlössern König Ludwigs II. von Bayern. Von Arthur Mennell. Mit der erstmaligen privilegirten Abbildung der inneren Schloßräume in Buchform, naturgetreu nach den photographischen Aufnahmen Josef Albert's. In Arrangements von Peter Krämer in München. Erster Teil (Bef. 1—5): Herrenchiemsee. Dritte Auflage. Leipzig Verlag der Literarischen Gesellschaft (W. Borchauer).

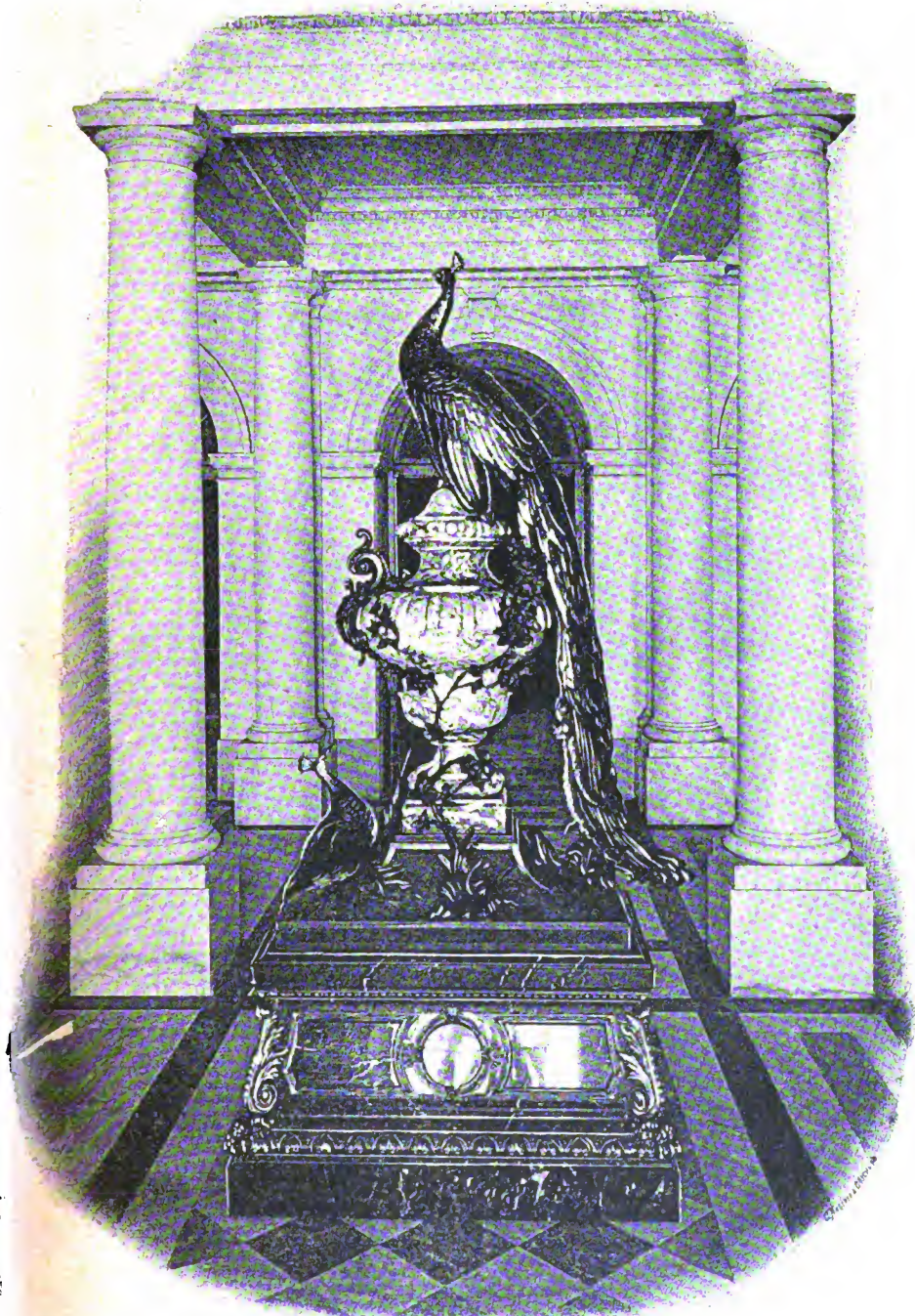
Eudhorion: Zu allen Läften
Hinauf zu bringen
Ist mir Begierde,
Sie seht mich schon.

Faust: Nur mäßig! mäßig!
Nicht in's Vermoegne,
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne.

.....
Chor: Starst! Starst!
Sammer genug!

in treffenderes Dichterwort zur Eröffnung des Werkes hätte nicht gefunden werden können, als diese Stelle aus dem zweiten Theile des Faust. Kaum könnte sie an-

ders gefaßt sein, wenn Goethe das tragische Schicksal des Bayernkönigs, dessen Prachtbauten in diesem Werke zum ersten Male durch Bild und Wort in so reicher Auswahl



Peau im Vestibule des Schlosses Herrenhausen.
Aus: Menzel, Die Königsphantasien, Seite 19. Literarische Gesellschaft, Leipzig.
19*

vor der Oeffentlichkeit dargestellt werden, schon vor Augen gehabt hätte und in diesen Versen auf dasselbe hätte hindeuten wollen!

Aber nicht nur in Bezug auf sein jähes Ende erinnert Ludwig II. an die räthsel-



Der Krieg. Bild von Widmann. Im Treppenhause in goldener Arabeskenumarmung strahlend.
Aus: Menckel, Die Königsbraut, Seite 22. Literarische Gesellschaft. Leipzig.

hafte Gestalt des Goethe'schen Euphorion ebenso wie an jenen Jüngling des griechischen Mythos, sondern auch in Bezug auf das hohe und edle, aber ungezügelte Streben, welches dem Ende beider vorausging und dasselbe schließlich herbeiführte. Mag der

Nationalökonom zu den Summen, welche jene Schlösser verschlungen haben, bedenktlich den Kopf schütteln — wer sie sieht, diese Bauten und Kunstwerke, der fühlt und versteht selbst als Laie, daß ein großartiges Streben, eine wahrhaft künstlerische Intention dem allen zu Grunde lag; daß jene Schlösser, weit entfernt davon, durch bloße Anhäufung kostbaren Materials wirken zu wollen, der Ausdruck eines bewußten Gedankens sein sollten. Die Hoheit, die Majestät des Herrschers sollte in dem Wohnsitz desselben überall jedem überwältigend entgegen treten, und zwar nicht in plumphen assyrischen Kolossalfiguren, nicht in ägyptischen Pyramidenmassen verkörpert, sondern in einer von feinstem Geschmacke und hoher Geistesbildung bestimmten Weise künstlerisch ausgestaltet.

Der erste, bereits in dritter Auflage vorliegende Theil unseres Buches enthält auf 80 Folioseiten mit 21 meisterhaft lausgeführten Vollbildern und zahlreichen kleineren Textillustrationen — nur von diesen können wir wegen des Formates unserer Zeitschrift einige Proben bringen — die Schilderung der Räume des Schlosses Herrenchiemsee. Vielleicht wird die Abbildung der *Chambre de Parade* S. 36 mit dem vom Josef Albert unübertrefflich in allen Feinheiten der Gewandung wiedergegebenen Bette — das freilich von Ludwig II. nie benutzt worden ist, sondern ganz dem Andenken des französischen Ludwig XIV. geweiht war, der im gewissen Sinne der geistige Herrscher dieses Schlosses ist — am allermeisten die Aufmerksamkeit

der Leserinnen fesseln. Andere werden die *Salle des Glaces* anstaunen mit ihren 44 Prachtcandelabern und 33 Lüftrés und den zahllosen Vasen, wo überall Gold und Glas und Marmor die Pracht und Lust dem Auge des Beschauers wiederpiegelt; und zwar ist gerade dieser Saal nach sachmännischem Urtheil besonders reich an originellen und schöpferischen architektonischen Gedanken. Aber niemals hat sich in diesem Saale, wie es seine Bestimmung war, ein Herrscher den Großen seines Reiches oder der entfernter stehenden Schaar, die ihm mit Gesuchen oder Bittschriften nahen wollte, gezeigt! Manchen Beschauer wird die *Salle du conseil* (S. 37 ff.) anziehen, das Cabinet des Königs mit der kunstvollen Uhr, auf welcher beim Glockenschlage Genien erscheinen sollten, um Ludwig XIV. die Krone auf's Haupt zu setzen — aber Niemand kann sich dieses Schauspiel erfreuen „denn“, sagt der erklärende bayrische Führer, „der Uhrmacher hat die Schließe eingesteckt. Der meint, es thät verderben. Der ist halt immer der Schlaue.“ Und die Uhr steht still, vielleicht für immer.



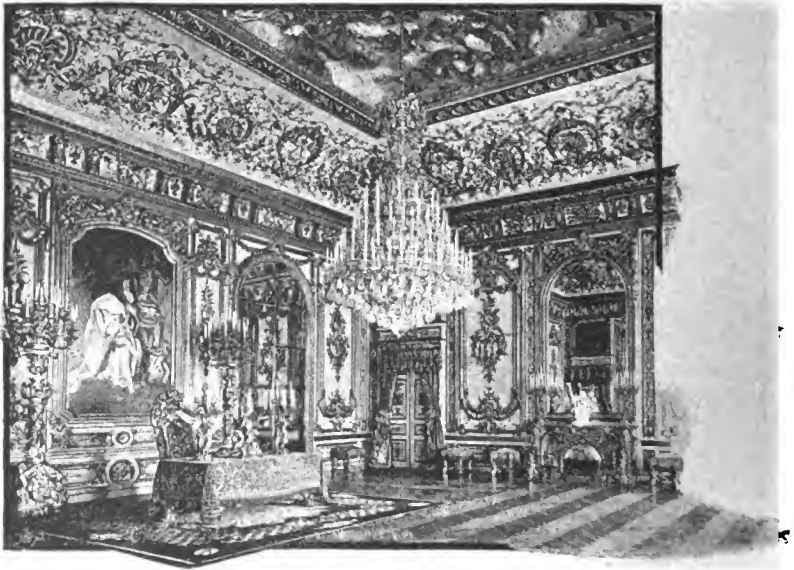
Ludwig XIV. als Triumphtor. (*Salle de la Guerre.*)
Aus: Menzell, Die Königsphantasten. Seite 39. Literarische Gesellschaft, Leipzig.

Wieder Andere betrachten das Arbeitszimmer, das Speisezimmer mit dem Verfertigungstische, oder die reizvollen Gemälde des Badezimmers (S. 73 ff.), und erfahren aus dem Buche selbst, daß der König in demselben niemals badete, ohne diese Gemälde verhängen zu lassen.

Und zum Schlusse vergleichen wir mit aller dieser Pracht das S. 78 dargestellte einfache alte Schloß und lesen mit Theilnahme, was im Buche S. 76 über das wirkliche tägliche Leben jenes Königs gesagt ist, dem der Prunk ein königliches, aber nicht ein persönliches Bedürfnis war, und der mit einfachen Leuten aus dem Volke so einfach und schlicht verkehren konnte.

Der Text von H. Menzell erläutert die Abbildungen des Buches und giebt Andeutungen der künstlerischen Intentionen; aber neben dieser Aufgabe hat der Verfasser sich noch eine ganz andere und viel höhere gestellt. Er will nicht etwa nur Fremdenführer durch das Schloß Herrenchiemsee sein, sondern er sucht die Entstehung dieser Prachtbauten zu erklären, indem er die Neigungen des unglücklichen Monarchen psychologisch begründet macht, und er will ihn dadurch „unserem Herzen menschlich näher bringen.“

Diese schwierige Aufgabe hat der Verfasser mit großem Geschick und feinem Tact-



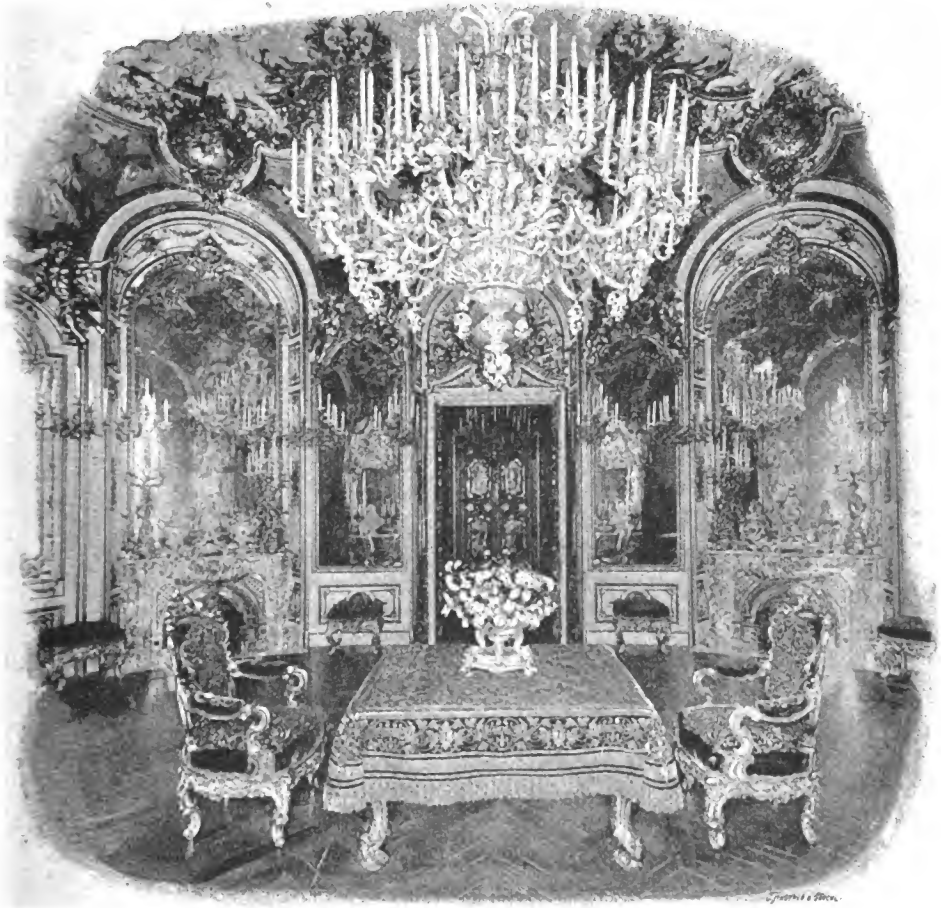
Ansicht der salle du conseil.

Aus: Menzell, Die Königspantajzen, Seite 41. Literarische Gesellschaft, Leipzig.

gefühl gelöst. Er will weder verbergen und beschönigen, wo es nicht recht wäre, noch heuchelhaft verurtheilen, wo menschliches Mitleid an seiner Stelle ist. Sowohl bei Berührung der bayrischen wie der allgemeinen deutschen Verhältnisse zeigt er eine wohlthuende Unparteilichkeit; und vom Standpunkte des objectiven Historikers ist der öfters wiederkehrende Vergleich des bayrischen Königs mit Ludwig XIV., den er als sein Ideal bewunderte, und dem er in Wirklichkeit in allen Charakterzügen und Neigungen so vollkommen entgegengesetzt war, klar und ergreifend durchgeführt.

Nach fehlt nicht der Hinweis auf die persönliche Lebensentwicklung des Monarchen,

der, aufgewachsen in Hohenschwangau's bethörender Natur- und Sagenherrlichkeit, großgezogen mit den Idealen einer vergangenen Zeit, zu groß denken lernte von dem, was die Gegenwart vermagte, nicht selten aber zu klein von dem, was sie spendete; und der, durchaus unvergleichbar mit den in ihrer Regierung und ihrem Hofhalt Ludwig XIV.



Thelanfsicht des Speisezimmers.

Aus: Menzell. Die Königsphantasten, Seite 62. Literarische Gesellschaft, Leipzig.

kleinlich nachahmenden Kleinfürsten des achtzehnten Jahrhunderts, in selbstgewählter Einsamkeit nur seine Phantasie grenzenlos schweifen ließ, bis sie ihn mit sich selbst vergrub!

Nach alledem bietet das Werk allen Lesern und Leserinnen reiche Gaben für Auge, Verstand und Herz, und der staunenswerth geringe Preis (7.50 Mark) ist nur begreiflich bei Voraussetzung weitester Verbreitung, deren dieses Buch vollkommen würdig ist.

An der Vielfältigkeit der Illustrationen sind außer Josef Albert in München die Institute von Angerer & Göschl in Wien, sowie von Bouffod, Baladon & Co. in Paris theilhaftig gewesen.

Nach Ankündigung der Verlagshandlung werden diesem ersten Theile noch zwei andere folgen. Der zweite Theil, der noch vor Weihnachten complett wird, soll Hohenschwangau und Neuschwanstein enthalten, wobei aus dem letzten namentlich die in illustrierten Zeitschriften noch nie dargestellten Kunstwerke des Thronsaales und des Sängersaales erschöpfende Berücksichtigung finden sollen und der Text auch den Sagenkreisen, welche dort den Künstlern den Stoff boten, gebührend Rechnung tragen will.

Für den letzten Theil sind u. A. Hundingshütte, Grotte, Schloß Berg, der Wintergarten und die Grabstätte in München in Aussicht genommen.

R.



Potsdam und Sans-Souci.

Forschungen und Quellen zur Geschichte von Burg, Stadt und Park. Von Georg Sello, Dr. jur., Königl. Archivar. Breslau, Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Verfasser vorliegender Arbeit ist in Potsdam geboren, Mitglied seiner Familie haben seit fast 150 Jahren Preuzens Königen als Sans-Souci-Gärtner gedient. Es ist daher begreiflich, daß er dem Gegenstande seiner Arbeit die liebevollste Theilnahme entgegenbrachte. Schon vor 10 Jahren ertheilte ihm der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm den ehrenvollen Auftrag, eine Denkschrift über die Veränderungen des Parks von Sans-Souci seit den Tagen des großen Friedrich bis auf die Keuzzeit auszuarbeiten. Diese schnell beendete Arbeit veranlaßte weitere Studien auch über die Vergangenheit der Stadt; Studien, deren Fortgang der hochselige Kaiser Friedrich mit besonderem Wohlwollen auszeichnete, deren Resultate aber in Gestalt des vorliegenden Buches er nicht mehr erleben sollte. Nur die ersten Druckbogen haben dem königlichen Dulder nicht lange vor seinem Tode vorgelegen. An seiner Statt hat Sr. Majestät der Kaiser Wilhelm II. die Ueberreichung des Buches huldvoll angenommen.

Das Werk enthält einen darstellenden und einen urkundlichen Theil. Im ersten sollte nicht eine Geschichte Potsdams im weiteren Sinne, sondern ein auf gutem Quellenstudium beruhendes, aber nicht „in Quellenmäßigkeit ersickendes“ Städtebild bis gegen Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts gegeben werden. Dieses Ziel der Arbeit ist vollauf erreicht. Mit wenigen Strichen wird das Prähistorische von Potsdam und Umgegend abgethan. Es folgt dann eine Darstellung von den Geschieden der Burg Potsdam auf Grund von Quellen, die dem Verfasser reichlicher und ungetrübt fließen als vielen seiner Vorgänger. Daher konnte auch eine herbe Kritik ihrer Arbeiten hier und da nicht umgangen werden. Es werden dann die Beziehungen der Hohenzollernschen Fürsten zu der Burg bis auf den großen Kurfürsten erzählt, der nach einem durchgreifenden Umbau die selbe zu seiner dauernden Residenz gemacht hat und daselbst

auch gestorben ist. — Die Stadt Potsdam, zuerst 1314 erwähnt, hat sich aus den bescheidensten Anfängen einer Fischerniederlassung herausgearbeitet; ihre spätere Stellung als Amts- und Immediatstadt, ihre innere Entwicklung während des Mittelalters, ihre Bevölkerungsverhältnisse, ihre Topographie im 16. Jahrhundert, die Magistratsverfassung, die Bestrebungen der Gewerke und Bürgerschaft, deren Drangsale während des dreißigjährigen Krieges und der diesen begleitenden Pest („des großen Sterbens“) — das alles wird anschaulich geschildert. Die wachsende Bedeutung der Stadt hebt an mit der Zeit Friedrich Wilhelms I., dessen besondere Gunst sie stets genoß. Eingestrente seltene Pläne, Siegel und schnell hingeworfene Handzeichnungen — eine sehr interessante z. B. von Friedrich dem Großen selbst — erhöhen und beleben das Verständniß des Textes.

Der folgende Theil ist der Schilderung von dem Entstehen und den Veränderungen von Sans-Souci, Schloß und Park, gewidmet. Der letzte besonders zeigte später in Folge der Umwandlungen durch den Gartenkünstler Lenné und andern wenig mehr von dem Geiste seines Schöpfers. Und doch, mit welcher Liebe hing dieser an seinem Werke!

„Venez à Sans-Souci, c'est là que l'on peut être
Son souverain, son roi, son véritable maître“

so schrieb er einst in einer anmuthigen poetischen Epistel an den Marquis d'Argens. Hier auf der obersten Terasse in einem Gewölbe, von dem auch im Testamente die Rede ist, der „sépulture, que je me suis fait préparer,“ wollte er im Tode ruhen. Sein Wunsch ist nicht erfüllt worden!

Die Urkunden im zweiten Theile, welche einen noch größeren Raum als die Darstellung selbst einnehmen und vom Jahre 1370—1830 reichen, sprechen für sich selbst. Sie bilden ein Quellenwerk, dessen kein Forscher über diesen Gegenstand wird entzathen können. Daß die Nachweise zu der Darstellung erst hinter derselben angefügt sind, halte ich für einen Vorzug des Buches, dessen Benützung durch ein alphabetisches Sachregister erleichtert wird. Die Beiträge zu einer Potsdamer Bibliographie werden eingehenderem Studium zu Gute kommen. Die Ausstattung des Werkes ist eine vorzügliche.

Alles in allem genommen: Der Fachmann wird vorwiegend in den Urkunden seine Ausbeute finden, der Laie dagegen wird sich gern an sicherer Hand in die Vergangenheit der Stadt einführen lassen, die als Sommerresidenz unseres erlauchten Hohenzollernhauses das lebhafteste Interesse jedes Deutschen erregt. Dr. W—n.

Bibliographische Notizen.

Historische und politische Aufsätze.

Von Hans Delbrück. Berlin, Walter & Apolant.

Der bekannte Nachfolger Treitschkes in der Redaction der „Preussischen Jahrbücher“ vereinigt in diesem Bande 14 seiner Aufsätze, die durch ihren dem Vorgange Treitschkes entlehnten Gesamtittel zu einem Vergleich herausfordern, in dem sie naturgemäß unterliegen. Auf einen Leserkreis, wie ihn die „historischen und politischen Aufsätze“ unseres ersten politischen Essayisten gefunden haben, kann die vorliegende Sammlung nicht rechnen. Immerhin aber handelt es sich um Arbeiten, die nicht unbedingt der Vergessenheit in Tagesblättern und Zeitschriften entrissen werden; besonders können Darlegungen Delbrücks über kriegsgeschichtliche Fragen ja stets auf ein

mehr dauerndes Interesse rechnen. Zu dieser Gattung gehören in dem Bande die Aufsätze über Clausewitz, über die Strategie Friedrichs II. und Napoleons I., über Prinz Friedrich Karl und über den preussischen Offizierstand. Die übrigen Nummern rufen uns manche bedeutungsvolle Wendungen der kirchlichen und verfassungsgeschichtlichen Kämpfe im neuen Reiche in's Gedächtniß zurück. ds.

Kaiser Friedrich III. Von Edouard Simon. Nach dem französischen Original in die deutsche Sprache übertragen von Eufemia Gräfin Vallerstrem. Breslau-Leipzig, S. Schottlaender.

Die sympathische Auffassung, welche, wie dieses anmuthige kleine Buch zeigt, die Gestalt des vereinigten Kaisers auch bei unseren Nachbarn jenseit des Rheines

gefunden hat, berührt uns um so angenehmer, je weniger manche andere Kundgebungen in Frankreich eine gerechte Würdigung des deutschen Wesens und der deutschen Staatsmänner erkennen ließen. Der Verfasser giebt seinen Landsleuten einen treuen und fast überall objectiv gehaltenen kurzen Bericht von den Erlebnissen und der Wirksamkeit des Kronprinzen und seiner Gemahlin bis zur Thronbesteigung, sowie von den ersten Wochen der Regierung Friedrichs III. Er schloß seine Darstellung noch Ende April 1888 mit dem Ausdruck von Hoffnungen, die sich leider nicht verwirklichen sollten. — Die Uebersetzerin hat, wie sie sagt, in dem Buche E. Simon's von Kaiser Friedrichs Geiste „einen Hauch verspürt“; und deshalb stellte sie sich die Aufgabe, dasselbe auch dem deutschen Volke darzubieten. Mit sicherer Gewandtheit hat sie den Inhalt des französischen Textes in deutsches Gewand gekleidet. Nur einmal (S. 189 f.) wendet sie sich gegen eine einseitige Auffassung des Verfassers; sowohl ihr Widerspruch als auch die tactvolle Form desselben wird in Nord- wie in Süd-Deutschland allgemeine Billigung finden. Im Anhang sind die wichtigsten, auf die Regierung Kaiser Friedrichs begüthlichen öffentlichen Urkunden bis zur Bekanntmachung seines Hinscheidens zusammengestellt. Diese Sammlung bildet eine sehr willkommene Ergänzung des Buches. P.

Auf Kaiser Friedrichs Tod. Sammlung von Gedichten aus Nord und Süd, Ost und West unseres deutschen Vaterlandes von F. W. Neuschert in Metz, Trier, H. Stephanus.

Goldene Worte des Deutschen Kaisers Friedrich. Ein Vermächtniß für das deutsche Volk. Zusammengestellt und zum ersten Male systematisch geordnet von Dr. Adolf Kohut. Dresden und Leipzig, G. Pierson.

Beide Sammlungen sind, auf eine mäßige Auswahl sich beschränkend, gut angelegt und — jede in ihrer Art — geeignet, das Andenken des uns so jäh ent-rissenen Herrschers in würdiger Weise lebendig zu erhalten. P.

Der Koran. Im Auszuge übersezt von Friedrich Rückert; herausgegeben von August Müller. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.

Friedrich Rückert hatte auch dem

Koran langes und hingebendes Studium gewidmet und eine freie Auswahl-Uebersetzung desselben in poetischer Sprache beabsichtigt; aber nur einige Proben derselben sind im Frauentaschenbuch für 1824 erschienen. Daß von dem Dichter hinterlassene Manuscript, welches die Uebersetzung vollständig, die erläuternden Anmerkungen nur zum kleineren Theile ausgearbeitet enthielt, wurde von der Rückertschen Familie dem Königsberger Orientalisten A. Müller anvertraut, der auch unseren Lesern durch seinen geistvollen Essay über E. Renan (Bd. XLV, Heft 135) bekannt geworden ist. Dieser hat das hinterlassene Werk mit sachkundiger und doch zugleich pietätvoller Hand ergänzt und erweitert. In dieser Gestalt wird die Ausgabe alle Leser, welche des Arabischen nicht kundig sind, eine im Wesentlichen richtige Anschauung von Art und Gestalt des merkwürdigen Buches gewinnen lassen und zugleich allen Verehrern Rückerts eine willkommene Gabe sein. O.

Der Schimmelreiter. Novelle von Theodor Storm. Berlin, Gebr. Paetel.

Alle Freunde und Verehrer der Storm'schen Muse werden die Buchausgabe seiner letzten vollendeten Novelle mit wehmüthiger Freude begrüßen. Eine bessere Charakteristik derselben, als sie von berufenster Hand auf S. 207 dieses Heftes gegeben ist, können wir nicht versuchen. ly.

Getrennte Herzen. Novelle von Eugen Jabel. Berlin, Gebrüder Paetel.

Ein junger Deutscher, der zu seiner kaufmännischen Ausbildung nach St. Petersburg kommt, erlebt dort ein Liebesabenteuer mit tieftragischem Ausgange, welches den Inhalt der Novelle bildet. Die eigentliche Handlung ist ziemlich dünnhäutig und berührt deutsche Leser etwas fremdartig; doch glauben wir es dem Autor gern, daß russische Lebensverhältnisse und Anschauungen zu den von ihm geschilderten Consequenzen führen müssen. Uneingeschränktes Lob dagegen verdienen die Localschilderungen, sei es, daß uns der Verfasser in die nordische Hauptstadt führt, oder daß er die Villenstädte in der Umgebung derselben beschreibt. Eben so anschaulich ist die Darstellung russischen Gesellschaftslebens, welche sichtlich auf eigenen Erfahrungen des Autors beruht; ein Umstand, der uns die etwas breite Ausführlichkeit derselben verzeihen läßt.

mz.

Gedichte einer Fürstin. Uebersetzt, mit Anmerkungen versehen und herausgegeben von Frits Hirschmann. Zürich, Orell Füssli & Co.

Der Uebersetzer berichtet nicht, aus welcher Sprache er den bunten Strauß dieser Dichtungen uebersetzt hat; wir erfahren nicht, in welchem Lande wir die fürstliche Dichterin zu suchen haben; aber wir erkennen unumwunden an, daß es sich trotzdem hier um eine durchweg interessante Gedichtsammlung handelt. Die Liebe zur Natur und veredelter religiöser Sinn, der nicht an Dogmen klebt, sondern die reine Gottesidee zum Inhalt hat — das sind die Klänge, die wir hier am häufigsten erlauschen. Weniger befriedigen uns die Ergüsse in das philosophische Gebiet. Der Dichterin bester Theil ist die Tiefe und die Wahrheit ihrer Empfindung — in diesem Zeichen wird ihre Gedichtsammlung über viele andere siegen. W.

Die Kinder der Exzellenz. Roman

von Ernst von Wolzogen, Stuttgart, J. Engelhorn.

Die dichterische Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat: auf dem Gebiet der Unterhaltungslectüre etwas Gutes zu schaffen, ist ihm ganz vortrefflich gelungen.

Wolzogen entwirft ein Bild der Berliner Gesellschaft, welches das Gepräge voller, künstlerischer Wahrheit trägt; seine Schilderungen sind voll Leben und Frische, dabei verfügt er über einen glücklichen Humor, auch weht ein gesunder Realismus durch das ganze Buch; dazu ist der Gang der Erzählung ein so flotter und abgerundeter, daß wir ihm einige recht angenehme Stunden verdanken.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir die Aufmerksamkeit des Publicums auf den Engelhorn'schen Verlag hinlenken, in welchem eine Menge guter und lesenzwerther Romane zu so wohlfeilem Preise erscheinen, daß der Preis für den einzelnen Band nicht viel mehr, als die Gebühr dafür in einer Leihbibliothek, beträgt. mz.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Alanus. Die Pflanzenkost als Heilmittel. Berlin, Selbst-Verlag des „Deutschen Vegetarier-Vereins.“

Amyator, G. v. Gerke Suteimine. Ein märkisches Culturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern. Zweite Auflage. 3 Bände. Breslau, Schottlaender.

Bamberger. L., National. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Becker, J. H., Saga II. Zur Deutung urzeitlicher Ueberlieferung. Leipzig, G. Fock.

Brahm, O., Schiller. In zwei Bänden. I. Berlin, W. H. Hertz.

Breltsprecher, K., Johanna d'Arc und der schwarze Ritter. Eine Studie über Schillers Jungfrau von Orleans. Breslau, J. U. Kern.

Byr, C., Erzherzog Karls Liebe und der Kampf um den Niederwald. Roman. 2. Bände. Stuttgart, Südd. Verlags-Institut.

Corvas, M., Im Schlöschen. — Cyano. Zwei Novellen. Breslau, S. Schottlaender.

Curtl, Th., Stimmungen und Gedanken. Ein lyrisches Tagebuch. Zürich, Verlagsmagazin. (J. Schabelitz).

Davidsohn, Dr. Robert, Philipp II. August von Frankreich und Ingeborg. Stuttgart, Cotta.

Deutsche Dichtung. Herausgeber: K. E. Franzos. Bd. V Heft 1. Dresden, L. Ehlermann (enthält: Zur Erinnerung an Th. Storm, vom Herausgeber, mit zwei Gedichten aus dem Nachlass).

Davoser Wetterkarten. Monatlich herausgegeben von C. Wetzel, antl. Beobachter der Schweizerischen meteorol. Station Davos.

Deutsche Schlösser und Burgen. Heft 3: Die Ebernburg. Heft 4: Die Marburg. Leipzig, Voss.

Idio und Idem. In der Irre. Novellen. Bonn, Emil Strauss Verlag.

Dorablüth, Fr., Gesundheitspflege in Haus und Familie. Stutgart, Karl Krabbe.

Fischer, A., Petöfs Leben und Werke. Eingeführt von Maurus Jókai. Mit den Portraits von Alex. und Julia Petöfi, drei Handzeichnungen von Petöfi, einem Blatte in Facsimiledruck und einer Copie der „Zwölf Punkte“, des ersten censurfreien Presserzeugnisses in Ungarn. Leipzig, W. Friedreich.

Fischer, Kuno. Die Schicksale der Universität Heidelberg. Festsrede zur 500 jähr. Jubelfeier. 3. Aufl. Heidelberg, C Winter.

Fränkel, A., Der Nachbar im Osten. Cultur- und Sittenbilder aus Russland. II. Hannover, Helwing'scher Verlag (Th. Mierzinsky).

Fränkel, Frau Anna und Dr. Heinrich, Der Skat verdirbt den Charakter! Berlin, Verlag von Walther & Apolant.

Für Jung und Alt. Ein Buch für's deutsche Haus. I. Jahrg. Heft 2-6. Stuttgart, E. Hanselmanns Verlag (Süddeutsches Verlags-Institut).

Golt, C., Geschichte Schleswig-Holsteins von der Erhebung bis zur Gegenwart (1848—1888). Altona, A. C. Roher.

Hackländer, F. W., Der Augenblick des Glücks. Aus d. Memoiren eines fürstlichen Hofes. Mit 192 Illustr. von Fritz Bergen. Stuttgart, C. Krabbe.

Halpert, D., Litterarische Streiflichter. (1. Friederike von Seseenheim in ihrer idealen Erscheinung. 2. Antikes Element in Goethe's Iphigenie.) Breslau, Victor Zimmer.

- Hardmeyer, J.**, Die Brünigbahn. (Europ. Wanderbilder No. 130. 131.) Zürich, Orell, Füssli & Co.
- Hecker, C.**, Das Kasernenblümchen. Illust. Stuttgart, K. Krabbe.
- Hellberg, H.**, Eine vornehme Frau. Zweite Aufl. Leipzig, W. Friedrich.
- Hürschelmann, E.** von, Culturgeschichtlicher Cicero für Italien. - Reisende. Zweiter Band. Berlin, Fr. Luckhardt.
- Holmblad, A. v.**, Kleine Geschichten. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Hopfen, Hans**, Robert Leichtfuss. (Engelhorn's allgem. Roman-Bibliothek. V. 1. 2.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Kalender**, allgemeiner, für 1889—1900 für Geschäft und Haushalt in Stadt und Land, nebst Tagebuch. Strassburg, J. H. Ed. Heitz.
- Kirchhoff, A.**, Länderkunde des Erdtheils Europa. 56. 57. Lieferung. Prag, F. Tempsky u. Leipzig, G. Freytag.
- Klössel, M. H.**, Die Südafrikanischen Republiken. Buren-Freistaaten. Geschichte und Land der Buren für Deutschlands Export und Auswanderung. Leipzig, Ed. H. Mayer.
- Kohut, A.**, Goldene Worte des Deutschen Kaisers Friedrich. Ein Vermächtniss für das deutsche Volk. Systematisch geordnet. Dresden, u. Leipzig, E. Pierson.
- Könlg, E. A.**, Unter schwarzem Verdacht. Roman. Breslau, S. Schottlaender.
- Kretzer, M.**, Das bunte Buch. Allerlei Geschichten. Dresden, E. Pierson.
- Leixner, O. v.**, Aesthetische Studien für die Frauenwelt. Mit d. Bilaniss des Verfassers. Vierte Auflage. Leipzig, Herm. Dürsel.
- Lindau, Paul**, Wunderliche Leute. Kleine Erzählungen. Breslau, S. Schottlaender.
- Linde, A.**, Aus vergangenen Tagen. Drei Erzählungen. Leipzig, C. J. Winter.
- Lorm, Hieronym.**, Die beiden Töchter des Hauptmanns. Roman. Breslau, S. Schottlaender.
- Mahrenholtz, R.**, u. A. Wünsche, Grundzüge der staatlichen und geistigen Entwicklung der europ. Völker. Oppeln, Eugen Frank.
- Malvers, E.**, Ein geopertes Herz. Roman. Breslau, S. Schottlaender.
- Marryat's Romane**. Lieferung 14. Berlin, C. Zieger Nachf.
- Meschtscheryk, W. Fürst**, Die Kursistin oder Weibliche Studenten. Roman. 2. Bände. Breslau, S. Schottlaender.
- Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens**. Vierte Auflage. Mit über 100 Illustrationstafeln, Karten, statistischen Tabellen und erläuternden Textbelegen. Erster Band. A—Kyzikos. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.
- Mohr, Marie**, Das moderne Holland. Skizzen und Umrisse aus dem Lande der Wasserbauten. Berlin W., Rosenbaum & Hart.
- Offener Brief** an den Königlichen Geheimen Regierungsrath Dr. Heinrich von Treitschke, ordentlichen Professor an der Universität Berlin. Von einem deutschen Israeliten. Berlin, Verlag von Walther & Apolant.
- Polko, E.**, Im Banne der Erinnerung. Novellen. Breslau, S. Schottlaender.
- Portrait-Gallerie**, Schweizerische. Heft 1. Zürich, Orell, Füssli & Co.
- Sacher-Masoch**, Seraph. — Zwei Königinnen. — Die vier Temperamente. Drei Novellen. Breslau, S. Schottlaender.
- Sammlung gemeinverständl. wissensch. Vorträge**, herausg. von Virchow u. v. Holtzendorff. N. F. III. Serie. Heft 55: Mühlhausen, A., Geschichte d. Grimmischen Wörterbuchs. Heft 56: Eyssenhardt, Fr., Die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Scherenberg, E.**, Kaiser Wilhelm I. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Leipzig, E. Keil.
- Schnapper-Arndt, G.**, Zur Methodologie socialer Equäten. Frankfurt a. M., F. B. Auffarth.
- Schmidt, L.**, Gudrun. Umdichtung des mittelhochdeutschen Gudrunliedes [Ganz modernisierend!]. Wittenberg, R. Herrosé.
- Schwebel, O.**, Geschichte der Stadt Berlin. Lief. 8—10. Berlin, Brachvogel & Ranft.
- Sello, G.**, Potsdam und Sans-Souci. Forschungen und Quellen zur Geschichte von Burg, Stadt u. Park. Breslau, S. Schottlaender.
- Sologhub, W. A.**, Bitteres Glück. Roman. Breslau, S. Schottlaender.
- Stäcke, L.**, Erzählungen aus der neuen Geschichte. 12. Aufl., Oldenburg, Gerh. Stalling.
- Storm, Th.**, Der Schimmelreiter. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel.
- Telmann, K.**, Weibliche Waffen. Roman. Dresden, E. Pierson.
- Timotheus**, Zwei Jahre in Abyssinien. Zwei Theile in einem Bande. (Armenische Bibliothek. Herausg. von A. Joannissiany. VIII. IX.) Leipzig, W. Friedrich.
- Tourette, G. de la**, Der Hypnotismus u. d. verwandten Zustände vom Standpunkte d. gerichtlichen Medicin. Autor. Uebersetzung Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Trümmer, Rich.**, Lieder und Balladen. Kassel, A. Baier & Co.
- Tschudi, J. v.**, Der Tourist i. d. Schweiz u. d. angrenz. Süd-Deutschland, Ober-Italien u. Savoyen. 30., neu bearbeitete Auflage. Zürich, Orell, Füssli & Co.
- Vely, E.**, Sport. Roman. Breslau, S. Schottlaender.
- Vogel, Th.**, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. Leipzig, H. G. Teubner.
- Waldemar, H.**, Minnis Leiden und Freuden. Erzählung f. d. weibl. Jugend. Erlangen, Palm & Enke.
- Wallroth, W.**, Der Gladiator. Roman aus der Zeit Kaligulas. Leipzig, Wilh. Friedrich.
- Wedde, Joh.**, Theophilus, das Faustdrama des deutschen Mittelalters. Uebersetzt und mit Einleitung versehen. Hamburg, H. Grüning.
- Wohl, F.**, Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. Altona, A. C. Reher.
- Werner, M.**, Durch Mittheilung zum Verständniss, durch Verständniss zur Zufriedenheit. Eine philosoph. Skizze. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter) i. Comm.
- Widmann, J. V.**, Die erste Nacht oder die letzten Consequenzen. Nachspiel in einem Act zu „Galeotto“. Breslau, S. Schottlaender.
- Zelse, H.**, Aus dem Leben u. d. Erinnerungen eines norddeutschen Poeten. Altona, A. C. Reher.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1888^{er}. Frische Füllung. 1888^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn . . .	40 "
Schlossbrunn . . .	418 "
Theresienbrunn . . .	471 "
Neubrunn . . .	473 "
Mackbrunn . . .	345 "
Felsenquelle . . .	47 "
Kaiser-Karls-Qu. . .	334 "
Kaiserbrunn . . .	391 "

— † —



Quellen-
Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— † —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen

(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen im

Jahre 1887

11,894,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON,

UND REMAGEN A. RHEIN.



Band 47. — Heft 141.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

December 1888.

Breslau.
S. Schottlaender.

December 1888.

Inhalt.

	Seite
Johannes Proelß in Frankfurt a. M.	
Der heilige Amor. Novelle	293
R. Gersuny in Wien.	
Theodor Billroth.....	323
Ludwig Pfau in Stuttgart.	
Aus der Münchener Kunstausstellung des Jahres 1888. (Schluß) ...	335
Arnold E. Berger in Bonn.	
„Werther“, „Faust“ und die Anfänge des „Wilhelm Meister.“ ..	353
H. Schoentnecht in Berlin.	
Waltraut. Eine Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege...	378
Hugo Klein in Wien.	
Zauberkünste. Novelle	407
Bibliographie.	421
<small>Illustrirte Geschichte von Bayern. — Edwin Bormann's Kiederhort. (Mit Illustrationen.) — Feig Dahn's Attila. — Die theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie.</small>	
Geschichtliche Literatur.	432
Medicin und Naturwissenschaft.	434
Musikalische Literatur.	435
Bibliographische Notizen.	437

Hierzu ein Portrait von Theodor Billroth.

Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

Adolph Bong & Co., Stuttgart. (Werke von D. v. Scheffel und Karl Stiehler.)
Orell Büssli & Co., Zürich. (Europäische Wanderbilder).
Edolf Litzke, Leipzig. (Vornehmste Weihnachtsgeschenke).
H. G. Liebeskind, Leipzig. (Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits).
Dr. Baffermann, München. (Jeschua v. Nazara).
H. Oldenbourg, München. Denkmäler des klassischen Alterthums).



An unsere Abonnenten!



ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XLVII (October bis December 1888), wie auch zu den früheren Bänden I—XLVI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshäfte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI.

elegant broschirt zum Preise von M. 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

..... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140

zum Preise von M. 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XLVII. (October bis
December 1888)

..... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

.....
Nüchzigewünschtes bitte zu durchzeichnen.

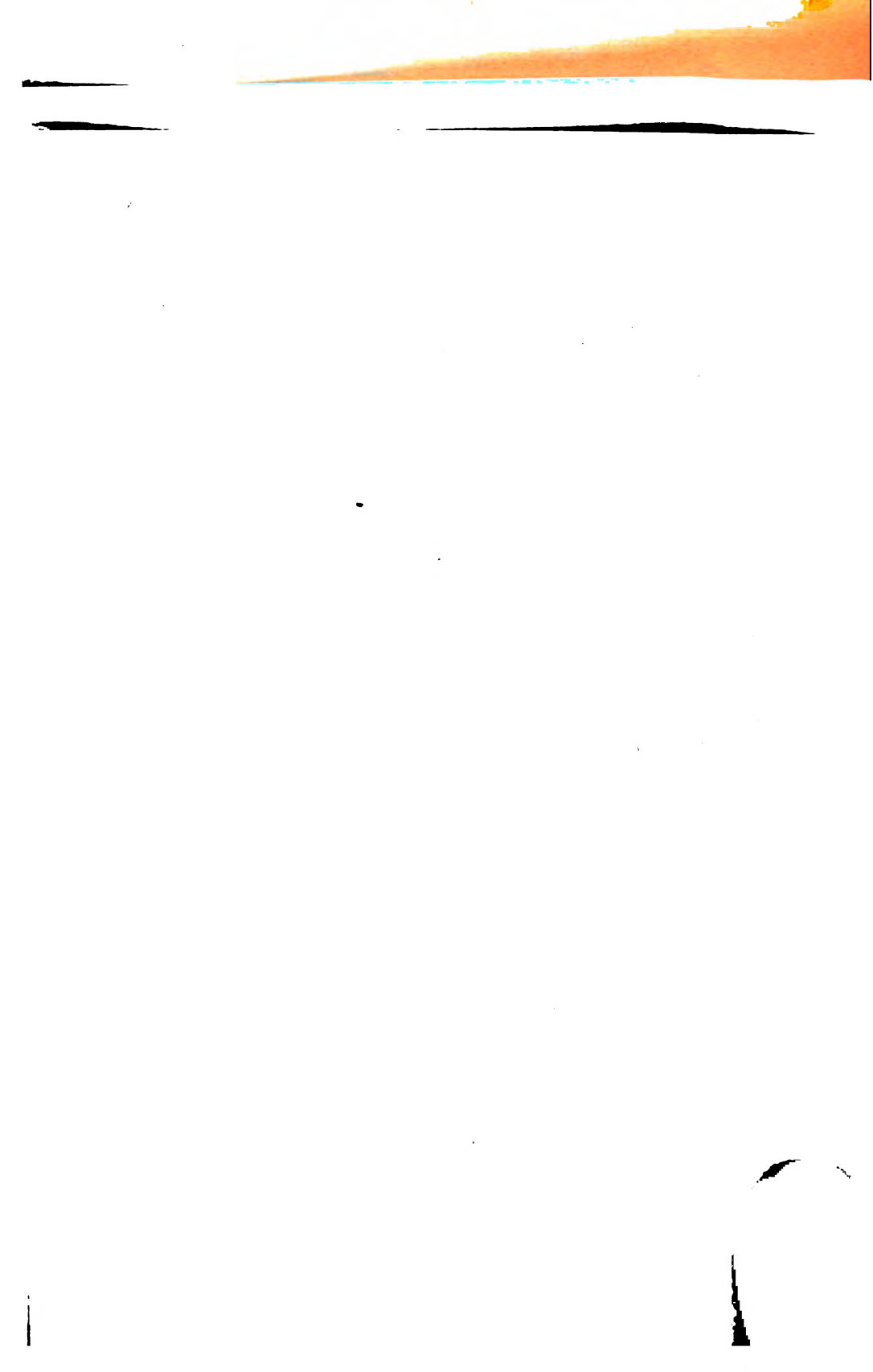
Um gef. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

SECRET
SECRET



Dr. Th. Billroth.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau





Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLVII. Band. — December 1888. — Heft 141.

(Mit einem Portrait in Radirung: Theodor Billroth.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Der heilige Amor.

Von

Johannes Proelß.

— Frankfurt a. M. —

Daß die Liebe eine heilige Macht ist, welche gar erbauliche Wunderdinge auszurichten vermag, soll auch von einem so profanen Autor wie ich bin nicht geleugnet werden. Wenn aber die schöne Leserin etwa meint, daß der Heilige, den meine Ueberschrift nennt, jener kleine Gott sei, der schon im heidnischen Alterthum Hymens verschwiegener Fackelträger gewesen, so muß ich diese Annahme doch als eine höchst keckerhafte zurückweisen. Denn der heilige Amor, oder wie ihn die alten Chroniken der ehemaligen Benedictiner-Abtei Amorbach im fränkischen Odenwald nennen, Sanct Amorus, war ein gar ernster, gestrenger Diener der Kirche, der das Lesen frommer Breviere dem Anblicke schöner Frauen weit vorzog und die einsame Klosterzelle höher schätzte als das herrlichste Brautgemach. Möge es ihm sein heidnischer Taufpathe in Gnaden vergeben. Der Mönch Amorus war ein streitbarer Heidenbefehrer, der in der rauhen härenen Kutte sich wohlter fühlte als auf dem weichsten Pfühl, dazu aus voller Seele ein Verächter alles irdischen Liebesglücks und dem heidnischen Gott seines Namens sammt der Mutter desselben, der Venus, von Herzen gram, als den schlimmsten und gefährlichsten Spießgesellen des Teufels. Der heilige Amorus war dafür aber auch ein Apostel, und wenn er nicht so eifrig gewesen wäre in seinem Kampf gegen Heidenthum und argen Kezerglauben, wer weiß, ob die Bewohner des alten Odenwalbs überhaupt jemals gute Christen geworden wären. Denn damals, als der predigtgewaltige Mönch in diese Gegenden kam, steckte daselbst die sündige Menschheit, wenn anders wir den Worten

einer alten Klosterchronik Glauben schenken dürfen, „noch mitten im schlammigen Sündenpfluß greulichen Heidenthumes.“

Ob das mächtige Waldgebirge, das östlich vom Rhein und der reben-
 umblühten Bergstraße zwischen Neckar und Main sein weitverzweigtes Netz
 von bewaldeten Höhenzügen und lichten Wiesenthälern ausbreitet, seinen
 Namen wirklich nach dem alten Germanengott Odin oder nach seinem einst
 ganz besonders öden Charakter erhalten hat, diesen Streit der Alter-
 thumsforscher und Geographen können wir hier nicht schlichten. Genug,
 unter den Eichen dieser öden Wälder standen einst Odins Altäre, und
 als die Verkündiger des Evangeliums sich daran machten, diese Eichen zu
 fällen und die Altäre zu stürzen, da fanden sie die Gegend über die
 Maßen öde; und so haben sie dies denn auch der Nachwelt treulich berichtet
 mit dem Bemerken, daß es erst mit dem Sonnenlicht ihrer Lehre auch
 Licht und sonnig in dieser Gegend geworden sei. Und heute ist in der That
 dieser Odenwald ein gar schönes und keineswegs ödes Stück deutscher
 Erde, reich an landschaftlichen Reizen jeder Art, düsteren und anmuthigen,
 die in bunter Abwechslung den Wanderer grüßen; reich auch an Er-
 innerungen der Geschichte, welche der Anblick alter Abteien und Schlösser,
 ephemerumspionener Burgtrümmer und einsam im Waldesdunkel aufragender
 Opfersteine aus alterräuher Vorzeit in des Wanderers Seele wach ruft.
 Und gar so öde und rauh kann schon damals, als auf diesen Steinen
 Opferbrände zu Altvater Odin emporstiegen, dieses Land nicht gewesen
 sein. Wenigstens als der Gaugraf Ruthorb von Frankenberg die be-
 währten Heidenbekehrer Pirminius und Amorus aus dem Orden Sanct
 Benedicts in die noch völlig heidnische Gegend im Osten des Odenwalds
 rief, da blühte und reifte in diesen Thälern bereits die Rebe, wie sie es
 heute noch thut, und der Gau, in welchem Graf Ruthorb das Ansehen
 von Caroli Magni Krone vertrat, trug keinen minder traulichen Namen,
 als wingarteiba, d. h. der Gau der Weingärten.

Heute heißt der alte Frankenberg, auf welchem die Burg des Gau-
 grafen Ruthorb einst stand, der Gotthardsberg. Nachdem jene von Feinden
 zerstört worden war, wurde an ihrer Stelle dort oben dem heiligen Gotthard
 eine Kirche gestiftet, deren Trümmer jetzt aus dem Grün der waldigen Höhe
 freundlich niedergrüßen. Und drunten im Thale der Mubau die Stadt,
 deren Anfänge die Siedeleien der genannten Apostel gebildet haben, heißt
 längst nicht mehr „Maria-Münster“, wie die stattliche Abtei, die an die
 Stelle jener ersten Gebäude dann trat und deren Räume heute dem Fürsten
 von Leiningen zur Residenz dienen, sondern nach jenem frommen Gottes-
 knecht Amorus — Amorbach: ein Name, der weit und breit am Main und
 Rhein und Neckar den Ruf einer herrlich gelegenen Sommerfrische genießt.
 Jetzt herrscht hier weder Odin noch Oede; aber auch die Mönche und ihr
 asketischer Sinn sind aus der Gegend gewichen, und statt ihrer hat frohe
 Weltlust Quartiere bezogen.

Und doch ragen Heidenthum und mönchisches Mittelalter in frommem Aberglauben auch noch in die profane Gegenwart dieses Thals. Eine Viertelstunde von Amorbach, nach Westen zu, an der Stelle, wo sich vom breiten Wiesenthal der Mudau am Fuße des Winkelbergs das enge Otterbachthal abzweigt, ist inmitten fruchtbarer Fluren am waldigen Abhange ein kleines Kirchlein gelegen, das nach seines Stifters Namen die St. Amorskapelle genannt wird. An dieser Stelle stand einst die erste Siedelei des tapferen Apostels. Die Sommerfrischler im heutigen Residenzstädtchen pilgern gern nach dieser Kapelle, weil erstens der Weg dahin sehr schön ist und zweitens ein Wirthschaftsgebäude und dessen Erfrischungshalle neben dem dürftigen Gotteshaus einen angenehmen wirthlichen Aufenthalt bietet. Dem Bauernvolke der Gegend aber ist das Kirchlein selber noch heute ein hochverehrtes Ziel frommgläubiger Wallfahrt. Nicht etwa weil dasselbe besonders werthvolle Reliquien enthielte, sondern um eines noch größeren Schazes willen, den es beherbergt. Inmitten des steinernen Estrichs vor dem Altare befindet sich eine offene Stelle. Ein Eimer, der an einer Kette befestigt ist, deutet darauf hin, daß sich hier mitten im Heiligthume ein offener Brunnen befindet. Wir stehen vor der wunderthätigen Quelle des heiligen Amor. Hat der eifrige Mönch selber dieselbe dereinst gegraben und mit seinen Sprüchen geweiht? Die Geschichte antwortet: nein. Lange bevor der Fuß eines Christen diesen Boden betrat, ist das Wasser an dieser Stelle der Erde entquollen, hat es heilkräftig gewirkt, ist es Gegenstand religiöser Verehrung gewesen. Die damals hier sesshaften keltischen Turonen haben an dieser Quelle ihren Göttern geopfert und, auf die Zauberkraft der Quelle vertrauend, ihr Wasser als Heilmittel getrunken. Als Heilmittel gegen ein Leiden zwar, das seit Menschengedenken von jungen Ehefrauen und deren Gatten sehr schmerzlich empfunden worden ist, wenn es sie betraf: als Heilmittel gegen Kinderlosigkeit.

Priesterfönn ist aber allezeit klug. Als in der Völkerverwanderung vorwärtsbringende Germanenstämme ihren Glauben hierher verpflanzten, beließ man der Quelle ihren Ruf, nur daß sie jetzt im Namen Friggas das Wunder that, den das Wasser gläubig trinkenden Frauen die Sehnsucht nach einem Kindelein zu stillen. Als die römischen Cohorten dann das Germanenthum unterjochten, wurde die Quelle der Herd italischen Nymphenkults. Und als nun der heilige Amorus das Christenkreuz unter denselben Eichen aufpflanzte, war er auch nicht müßig; er sprach seinen Segen über den Brunnen, baute ein Kirchlein darüber, und ließ ihn seine Wunderthaten fortan im Namen der heiligen Jungfrau verrichten. Und als Brunnen des heiligen Amor ist seitdem die alte Heidenquelle der Gegenstand eines hoffnungsfreudigen Aberglaubens geblieben.

Schon im Mittelalter drang der Ruf ihrer wunderfamen Heilkraft weit

über die Grenzen des Odenwaldes. Die Chroniken der alten Abtei Amorbach wissen von einer ganzen Reihe wohlbeglaubigter Wunderkuren zu berichten. Auch die Kaiserinnen Elisabeth und Maria Theresia von Oesterreich erprobten mit Erfolg ihre segensreiche Wirkung. Und so manche Frau zwischen Speffart und Odenwald, die auch ohne besondere Brunnenkur und auf natürlichste Weise einen Knaben zur Welt brachte: dem heiligen Amorus fühlte sie sich verpflichtet. So ist der asketische Mönch durch den Zauber des alten Heidenquells, den er christianisirte, zum Sonderheiligen aller auf Familienseggen gerichteten Frauengebete geworden. Und den Dank, der im Grunde allein dem kleinen Heidengotte mit Pfeil und Bogen gebührt, heimst auf solche Weise bequem sein christlicher Namensvetter ein. Doch das ist wiederum ein höchst heidnischer Gedanke, der gar nicht zu der Umgebung unfres Ortes passen will.

Dort auf dem Hauptaltar und hier rechts und links auf den kleinen Seitenaltären drängen sich ja geweihte Spenden, welche für treu erwiesene Hülfeleistung dem Heiligen im Lauf der Jahrhunderte in seine Kapelle gestiftet worden sind. Figuren kleiner Kinder aus Wachs und wächserne Herzen stehen neben Gebettafeln und Leuchtern, auf denen mächtige geweihte Kerzen prangen. Von all den Stiftungen die bedeutendste und ihrem Sinne nach auch deutlichste ist aber diejenige, welche links vom Altar an der Seitenwand als besonderer Kirchenschmuck auffällt. Auf einem Postament stehen da neben einander zwei Statuetten, von denen eine den Heiligen, die andere die Pietà darstellt. Unter demselben aber steht in schnörkelhaften Lettern die Stiftungsurkunde: „Dem Allerhöchsten und dem Heiligen Amor zu Amorbach, diesen zu Ehren haben diese bildnis wegen glücklich erhaltener Leibesfrucht auf Dankbarkeit Herr Christof Planer, Stadtrath zu Würzburg und dessen Frau Katharina Sabine Planer, Geböhrne Gothern hierher gestiftet Anno 1655 . . .“

Gar zu gern hätte ich etwas Näheres über diese Planerschen Eheleute erfahren und von dem besonderen Fall des in ihrer Ehe bewirkten Wunders. Ich fragte den Pförtner des Heiligthums um nähere Auskunft. Der aber schüttelte den Kopf; seine Beziehungen zu dem Gnadenort reichten nicht in frühere Jahrhunderte zurück. Doch als ich aus der kühlen Dämmerung wieder hervortrat in's warme Sonnenlicht eines herrlichen Junimorgens, da gewahrte ich durch die Felder schreitend zwei Bäuerinnen in der Tracht des fränkischen Odenwaldes, die, ein Gebetbuch in Händen und Gebete vor sich hin murmelnd geraden Wegs auf das Kirchlein zu kamen. Mit gefenktem Haupte schritten sie vorüber . . . „Heiliger Amor, bitt' für uns.“ Ja, wie vor zweihundert Jahren das Ehepaar Planer und viel früher schon so manches gläubige Gemüth, so hält auch die Gegenwart den Heiligen in Ehren. Ich wandte mich sinnend dem Waldabhang zu, welchen entlang ein lieblicher Pfad zwischen Wiese und Wald in das Otterbachtal

führt. Vor mir hörte ich fröhliches Kindergejauchze, und bald gewahrte ich abseits im Grünen ein liebliches Bild jungen vollen Familienglücks. Ein frohgemuthetes Menschenpaar war dort im Haidekraut hingelagert, und auf dem Schooße des jungen Weibes, das ihr lockiges Haupt an die Schulter des neben ihr sitzenden Mannes lehnte, kniete ein holder Bub, der mit übermüthiger Lust den jungen Vater in den Haaren zauste. Ich kannte das junge Paar. Es war gleich mir in Amorbach zu Gaste. Und wie der Mann mir neulich versicherte, hatte auch er sein Glück dem guten Genius des Ortes zu danken, freilich ohne Mithülfe der Tropfen aus dem Quell. Seine junge Frau war bleichsüchtig gewesen und hatte sich vor zwei Jahren in der guten Luft dieses Thales bei längerem Aufenthalt gründlich erholt. Seitdem blühte sie wie eine Rose — und mit ihr seit einem Jahre das Röslein, das sie inzwischen dem Gatten geschenkt.

Ich wandte mich um. Vor mir lag das Kirchlein, aus dessen Thüre eben die beiden Wallerinnen traten, und hinter demselben dehnte sich das herrliche im Grün thaufrischer Wiesen blizende Thal, umrahmt von Bergen, auf deren unteren Abhängen Weingärten sich hinzogen, bis der Wald begann. Der zog sich hinauf bis zur Spitze des Gotthardberges, aus dessen Buchengrün die Trümmer des zerfallenen Klosters niedergrüßten. Und während das Lachen und Jauchzen der glücklichen Menschenkinder zu mir herüberklang, und das Singen der Vöglein in den Zweigen, das Rauschen des Waldes und das fröhliche Geplauder des Baches neben mir sich mit jenen zu einem Jubelhymnus auf die Schönheit dieser Natur vereinigte, war mir's plötzlich, als ruge dort oben das Nonnenkloster in seiner einstigen Vollkommenheit empor, und die Kapelle des heiligen Amor sei um zweihundert und etliche Jahre jünger als heute, und durch das Feld dort schreite daher eine schlanke blasse Frau, des Würzburger Rathsherrn Christoph Planer ehrbares Ehegemahl Sabine, um dort im Kirchlein aus dem Brunnen andächtig zu schöpfen.

* * *

Als Herr Christoph Planer im Jahre 1649, da er eben erst wenig Wochen über dreißig zählte, sich mit der lieblichen Sabine, des Schultheißen Alois Gothaer einziger Tochter, in seiner Vaterstadt Würzburg vermählte, pries er gegen Jedermann sein Glück, das ihm kaum noch etwas zu wünschen übrig lasse. Und Jedermann stimmte ihm bei, denn er hatte in der That viel Ursache zu solch frohem Geständniß. Noch jung an Jahren und eine weite Zukunft vor sich sehend, war er frühe bereits zu Amt und Würden in der stolzen Gemeinde der alten Bischofsstadt gelangt, deren Ansehen und Bedeutung in stetem Wachsthum begriffen war, seit der Bischof Herr Echter von Mespelbrunn in ihr die Hochschule gestiftet hatte,

deren medicinische Facultät schon damals weit und breit eines glänzenden Rufes sich erfreute. Der große Krieg, obgleich seine Stürme die Stadt keineswegs unberührt gelassen, hatte dem Aufblühen derselben doch keinen Abbruch gethan. Namentlich aber hatte das Geschäft, welches wenige Jahre zuvor Herr Planer von seinem Vater übernommen hatte, die Weingroßhandlung von J. Planer und Sohn, welche von Alters her einen weitverbreiteten Versand der berühmten Würzburger Stein- und Leistenweine theils in Rechnung des bischöflichen Rentamts, theils auf eigene besorgte, unter den Kriegsläufen keinen Schaden genommen, sondern sogar von diesen besonderen Nutzen gezogen. Denn nicht umsonst rühmt das Sprichwort den Frankenweinen nach, daß sie die vortrefflichsten Krankenweine der Welt seien. Und mit dem Rufe der Würzburger Aerzte hatte sich auch der Ruf seiner Weine über die Grenzen des so arg zerrissenen Reiches deutscher Nation verbreitet. Auf manchem Schlachtfeld, in manchem Feldlazaret hatte die Kraft des einen zu Wege gebracht, wozu die Kunst der andern nicht ausreichte. Und jetzt war es Frieden. Planers Geschäft blühte bei den gesicherten Verkehrsverhältnissen nun erst recht, und in das blühende Hauswesen führte er die blühende Gattin ein, an die ihn aufrichtige Herzensneigung fesselte, die ihm aber auch Gut und Ehre mit in's Haus brachte.

Wahrlich, Herr Christoph hatte nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, mit seinem Loose zufrieden zu sein. Aber schon nach Jahresfrist war die Zufriedenheit einer heimlichen Mißstimmung gewichen, ohne daß sich an all den ausgesucht günstigen Lebensverhältnissen etwas sichtbarlich geändert hätte. Sie waren sammt dem jungen Ehepaare um ein Jahr älter geworden und hatten dabei nur gewonnen. Auch die liebliche Frau Sabine. Was in ihr, da sie noch Mädchen, nur als Knospe geschlummert hatte, war zur Blüthe gelangt; ihr ganzes Wesen war reifer geworden, und ihre Züge spiegelten diese Entwicklung wieder. Und doch — auch in diesen konnte ein kundiges Auge, das sie in unbewachten Momenten belauschte, Spuren stillen Leids und heimlich nagender Sorge entdecken.

Mann und Frau sehnten sich nach einem Kinde, und die Sehnsucht war in diesem ersten Jahr ihrer Ehe unbefriedigt geblieben.

Und zwar trat diese Sehnsucht bei Herrn Christoph Planer mit noch viel größerer Ungeduld hervor, als sie sonst wohl jedem gesunden Gatten von der Natur als elementarer Trieb in die Seele gelegt ist. Eine eigenthümliche Verkettung von Umständen verschärfte in ihm das ideelle Verlangen nach einem Leibeserben durch Gesichtspunkte sehr materieller Art. Der älteste Bruder seines Vaters, ein gelehrter Arzt, der als einer der ersten die Kunst des Hippokrates an der Würzburger Hochschule lehrte, hatte, als er vor etwa zwanzig Jahren kinderlos gestorben war, die größere Hälfte seines sehr ansehnlichen Vermögens der Universität als Stiftung vermacht und damit seine Angehörigen direct enterbt. Dagegen hatte er doch für deren Interessen, freilich in seinem Sinne, durch ein besonderes Legat von

beträchtlichem Werthe gesorgt. „Damit“, hatte es in seinem Testamente geheißen, „die männlichen Sprossen meiner Familie ihres Oheims und zugleich des höheren Berufs tüchtiger Männer zur Pflege der Wissenschaft eingebeut bleiben, seien die Zinsen der folgenden Summe der Nutznießung eines jeden meiner Neffen und Urneffen, der die Heilkunde und Arzneiwissenschaft zu seinem Studium und seinem Berufe erkürt, in alle Ewigkeit, so lange als der männliche Stamm meiner Familie nicht ausstirbt, zu überlassen.“ Und nicht nur in Baarem hatte der gelehrte Sonderling auf solche Weise für die künftigen Enkel seines einzigen Bruders, des Vaters unseres Christof Planer gesorgt, sondern es war auch an das ganze größere Vermächtniß für die Hochschule die Bedingung geknüpft, daß deren Verwaltung jeder Zeit, wenn gefordert, einem Planer seines Geschlechts, der seine medicinischen Gramina in Ehren bestanden, einen Lehrstuhl an der Hochschule und eine Stelle im Julius-Hospitale schaffen und ihn aus den Zinsen des Capitals in angemessener Weise besolden müsse.

Der erwartete Sohn des Herrn Christoph Planer wäre also gewissermaßen als ein wohlbestallter Professor der Universität Würzburg zur Welt gekommen. Und vor der Phantasie des jungen Ehemanns war an die hundert Mal schon das Bild seines Erstgeborenen, angethan mit dem Purpurtalar und der goldenen Kette der Universitätsbekane, erschienen. Das war doch noch etwas anderes als die hohe bürgerliche Würde, die ihm das Glück wie spielend zugeworfen, die eines Rathsherrn der städtischen Gemeinde seiner Vaterstadt. Das Geld seines Oheims reizte nicht seine Begierde, wohl aber die Ehre, die durch das Geld des seltsamen Grillenfängers seinem Geschlechte so gut wie gesichert war, das Glück, daß je einem seiner männlichen Nachkommen der Weg zur Universität und ihren Ehrenämtern geöffnet und geebnet war. Und nun blieb der mit solchen Hoffnungen erwartete Erstgeborene aus!

So ging es im ersten Jahre. Und schlimmer ging's im zweiten. Die schöne Eintracht zwischen den Ehegatten begann immer mehr ihr Gleichgewicht zu verlieren. Mehr aber noch als äußerer Zwist drohte innerer Gram das scheinbar für ewig begründete Glück dieser Ehe zu zerstören. Denn Frau Sabine gehörte zu jenen innerlichen Naturen, denen es nicht gegeben ist, den Sorgen ihres Gemüths in lauter Rede Luft zu machen. Und der junge Rathsherr, der, lebhafteren Temperaments, durch die schweigende Duldsamkeit der Gattin sich gerade erst recht zu lebhafter Aussprache seines Unmuths hingerissen fühlte, begann den geräuschvollen Verkehr mit seinen Standesgenossen auf der Herrenbank und die zerstreuende Unterhaltung mit weinfrohen Geschäftsfreunden dem Umgang mit seiner Frau vorzuziehen, deren stumme Seufzer ihm die Lust an Speise und Trank benahmen.

Da, im dritten Jahre erfüllten die Heiligen, die es anging, das beständige Gebet der jungen Frau, die leidenschaftlichen Wünsche des Mannes.



Sie durften ein Kindlein erwarten. Die Gevattern und Basen unterhielten sich lange vor seiner Geburt von ihm nicht anders als von dem jungen Professor. Und was diese laut beredeten, das besprachen leise in traulicher Seligkeit die Gatten selber. Die Wochen vergingen, die Tage wurden gezählt, schließlich die Stunden. Und dann kam sie, die große Stunde, welche die Erfüllung unzähliger heißer Gebete der Mutter, unzähliger ungeduldiger Gedanken des Vaters brachte: der Erstgeborene hielt seinen Einzug in die Welt — doch nein, das Kind war kein Knabe, sondern ein Mädchen . . . Nur ein Mädchen!

„Nur ein Mädchen!“ Ja, war es denn möglich! Wohl selten hat eine Mutter diesen Seufzer mit so schwerem Ernst ausgestoßen wie die arme, in ihres Gatten Seele so sehr enttäuschte Frau Sabine. Und noch nie vielleicht hat ein Vater die ihm geborene Tochter so ganz ohne Dankbarkeit und Liebe begrüßt, wie der in seinem innersten Stolz getroffene Rathsherr Christof Planer. Er wollt' es anfangs nicht glauben. Ein Mädchen! Er hatte ja, seit er verheirathet, nie daran gedacht, daß außer Duben auch eine mindestens gleiche Zahl von Vertreterinnen des schönen Geschlechts auf die Welt kommen. Was hier und da ein Vater, der aus Voreingenommenheit für das stärkere Geschlecht durchaus auf die Geburt eines männlichen Sprossen rechnete, vorübergehend an Enttäuschung empfinden mag, wenn ihm das Schicksal einen Strich durch diese Rechnung macht, das setzte sich in Planers Seele fest und wurde zur Antipathie gegen sein eigen Blut.

Er war so stolz gewesen, hatte sich schon so sicher im Besitz des erwarteten Sohnes gefühlt, daß er meinte, nun zum Spott aller seiner Bekannten geworden zu sein. Wohl hegte die Mutter das süße zarte Geschöpf mit inniger Liebe und Sorgfalt; aber war dieses bei der Geburt schon schwächlich gewesen, so konnte die Pflege, die ihm seine im Innersten verhärmte Mutter zu bieten im Stande war, nicht die nöthigen Kräfte ihm zuführen, und gleichsam wie eine Blume, der die Sonne fehlt, siechte das der Vaterliebe beraubte Kind allmählich hin und starb . . .

* * *

Die junge Rathsherrin war als Mädchen ein fröhliches Weltkind gewesen, dessen rothe Wangen seine rosenfarbne Sinnesart widerspiegeln. Wohl war Sabine als gut erzogenes Bürgerkind gewöhnt, regelmäßig zur Kirche und Beichte zu gehen; aber einfältigen Herzens vollzog sie, was die kirchliche Sitte ihr vorschrieb, ohne im übrigen viel über die heiligen Dinge zu grübeln und mit den Heiligen im Himmel und ihren hochwürdigen Vertretern auf Erden in directe Verbindung zu treten. Als ihr jedoch nun der Tod das zarte Geschöpf entriß, das ihres Mannes Züge in lieblicher Verkleinerung getragen hatte, da ging eine tiefe Wandlung in ihrer Seele vor. Der Verlust des Töchterleins erschien ihr wie ein Gottesgericht, das

sie und ihren rauhen Gatten nur allzu verbienter Weise getroffen habe als Strafe für den Mangel an aufrichtig dem Herzen entströmender Freude über dies Himmels Geschenk. Wohl hatte sie das hüßlose Kleine treu gehütet an ihrer Brust, wohl hatte sie es mit inniger Hingebung geliebt; aber mit quälendem Schuldbewußtsein mußte sie immer und immer wieder des Seufzers der Enttäuschung gedenken, mit welchem sie bei seiner Geburt die Nachricht aufgenommen, daß es kein Knabe sei. Sie hatte sich des so sehnfüchtig erwarteten Kindes in der Stunde, da es ihr geschenkt wurde, so recht von Herzen eben doch nicht erfreut.

Schwerer aber trug sie an der Schuld des Mannes, dem sie es unter Schmerzen geboren hatte, litt sie unter der Nachwirkung dieser Erfahrung auf ihre Liebe, ihr eheliches Glück. Er hatte ihr doch gar zu wenig Dank gewußt für die kostbare Gabe. Konnte er sie selbst dann wahrhaft aufrichtig lieben? Ja, sie fühlte es; auch jetzt wurde er, trotz der Aufmerksamkeiten, an denen es Christoph der kranken Gattin gegenüber nicht fehlen ließ, des Umgangs mit ihr nicht froh. Wenn er neben ihrem Bette saß, irrte sein Auge unftet im Zimmer umher; und wenn sie versuchte in seinem Blick einen Strahl seines Herzens zu finden, flog es sie kalt an; die alte Wärme, die sie ehedem darays angegluthet, war aus seinem Wesen gewichen, das die Kunst der Verstellung nicht kannte.

Ob er sich selber schuldig fühlte, konnte sie nicht ergründen. Der Ausdruck seiner Züge war wohl finster und trübe, zeigte aber nichts von den Spuren der Reue. Es war ihr, als sei alle Liebe in seinem Herzen erstarrt und als zwingt er sich nur aus Schonung für sie, es nicht geradezu merken zu lassen. Seine feineren Empfindungen auseinanderzusetzen, sie in wohl gefügte Worte zu kleiden, das war freilich seine Sache nie gewesen. Und ihn direct daraufhin anzureden, ihre innerste Herzensmeinung über die gemeinsame frevelhafte Schuld ihm zu offenbaren, hierfür fehlte ihr wiederum der rechte Ausdruck, fand sie nie die passende Stunde. So versenkte sie sich immer mehr in diese Welt quälend-reuevoller Betrachtungen; sie fühlte sich täglich mehr einsam und friedlos in ihrem doch so reichlich mit irdischen Glücksgütern ausgestatteten Haushalt.

Als sie so weit genesen war, daß ihr der Arzt den ersten Ausgang gestattete — Monate lang hatte sie das Zimmer hüten müssen —, machte sie sich daher eiligst auf den Weg nach der Kirche, in der sie einst in schönerer Zeit getraut worden war. Es drängte sie, ihr verhärmtes Herz durch eine umfassende Beichte zu entlasten. Der junge Priester aber, dem sie sich im dunkel verhangenen Beichtstuhl anvertraute, vermochte ihr nicht Licht noch Trost zu bieten. Was verstand auch der Coelibatär von den Sorgen ihres geängstigten Herzens! Auferzogen in einer Anschauung, welche den hohen Beruf der Ehe mißachtet, hatte er keine Milde für die Selbstvorwürfe der jungen Mutter, die zu denselben obenein nur ungeschickte Worte fand. Alle fleischliche Lust sei Sünde und müsse hier oder dort

gebüßt werden. Sie habe ihr Herz verwirren lassen durch sündige Liebe und es abgewendet von dem allein selig machenden Bräutigam eines frommen Frauengemüths, Jesus Christus. Und eine Sünde gebäre die andre. Daß sie der heiligen Jungfrau nur kärglichen Dank gespendet für das Gnadengeschenk, mit welchem diese ihren Leib gesegnet, das sei schwerer Frevel, und nur harte Kasteiung und nachhaltige Buße könne die große Schuld, die sie mit ihrem Gatten theile, mindern. Fleißig beten solle sie und nicht die Messe über den Nichtigkeiten der Tagesnothdurft versäumen. Die Lust des Lebens müsse sie verachten lernen und dem Wohlleben, wie es leider in der Bürgerschaft Würzburgs immer mehr einreißt, solle sie willensstark entsagen; auch ihren Mann abhalten, eitler Genußsucht zu fröhnen. Nur die Zerknirschung der Seele bei strenger Zucht des Körpers könne ihr lange Strafe im Fegefeuer ersparen.

Als die Verschüchterte den Heimweg antrat, war ihr das Herz noch schwerer, als es ihr beim Eintritt in die Kirche gewesen war. Kaum hatte sie den Muth, sich an dem warmem Gruß der herbfslichen Sonnenstrahlen zu weiden, den sie so lange entbehrt und dessen Schimmer der lebensfreudigen Farbenpracht der rothen Geranien und bunten Levkojen auf den Fensterimsen der Bürgerhäuser, die sie entlang schritt, erhöhten Glanz verlieh. Ihr war es wohl herbfslich, aber nicht sonnig zu Muth. Dem freudigen „Grüß Gott“ der sie begegnenden Bekannten wich sie wie eine Verfehnte aus, während brennende Thränen ihre Augen netzten.

Inzwischen war Planer nach Hause gekommen, und die Nachricht, daß seine Frau auf Erlaubniß des Arztes den ersten Ausgang hatte wagen dürfen, hatte sein Herz mit aufrichtiger Freude erfüllt. Dasselbe war überhaupt schon festlich gehoben. An ihm hatte die herrliche Herbstsonne, die nun schon seit Wochen dieselbe Glorie entfaltet, für deren Glanz die franke Sabine so unempänglich war, Wunder gewirkt. Was sonst der Sonne des Lenzes nachgerühmt wird, daß sie trübseelige Herzen der Hoffnung erschließe und des Glaubens an die Vergänglichkeit aller Trübsal selig mache, dies holde Zauberwerk hatte in ihm die Sonne des Herbstes bewirkt. Nicht umsonst war er Weinbergbesitzer, und dies Jahr ein Weinjahr sonder Gleichen. Er kam von der Ernte aus seinen Weingärten auf der andern Seite des Mains, und das Ergebnis derselben schien in der That die höchsten Erwartungen, welche das günstige Frühjahr geweckt, noch zu übertreffen. Er meinte in seinem biederem Sinn, daß der Segen, der in seinen weithin sich dehnenen Geländen auf den Höhenzügen am Main, auf Leisten und Stein, so reiche Ernte gezeitigt, ihm von der Vorsehung zugewandt worden sei zur Entschädigung für die fehlgegangenen Hoffnungen, die ihn als Familienvater betroffen. Er habe vom Schicksal zu viel auf einmal verlangt, und dafür sei er bestraft; aber verzweifeln wolle es ihn auch nicht lassen, darum lehre ihm dieser Herbst, daß nach der Mißernte im einen Jahr die gute im andern folge. Wenn nur seine Frau erst wieder wohl-

auf sei, dann solle ihm auch in der Ehe das verloren gegangene Glück neu erblühen. So überkam der Frohsinn, welcher die bei der Arbeit singenden Winzer und Winzerinnen beseelte, auch ihn. Den unter den Durstigen und Mädchen kreisenden Krügen mit dem goldenen Raß des Vorjährigen sprach er heiter zu und brachte manch herzhaften Schluß dem Herbst dar, der die Trauben so goldbraun gefärbt und so feurig angehaucht hatte, daß der aus ihnen zu kelternde Trank noch nach Jahrzehnten den Ruhm solchen Weinjahrs verkünden würde. Und als es dann im Zuge heimwärts ging, die mit den hochgefüllten Bünnen beladenen Wagen voran, neben diesen die mit Weinlaub und Astersträußen geschmückten Arbeiter und Mägde jubelnd und jauchzend, da hatte er in heller Herzensheiterkeit eingestimmt in das Lied der frohgemuthen Schaar:

„Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg an dem Stein,
Zu Bacherach am Rhein —
Hab' ich in meinen Tagen
Gar oftmals hören sagen —
Soll'n sein die besten Wein'!“

In solcher Laune war er nach Hause gekommen und hatte hier zu seinem freudigen Erstaunen gehört, daß Sabine in seiner Abwesenheit den ersten Ausgang, nach langer Hast in dumpfer Krankenstube, unternommen habe. Nun trat er ihr in der breiten Wölbung des Thorwegs entgegen, als sie in so ganz anderer Stimmung von der Kirche und der so traurig verlaufenen Beichte zurückkehrte.

„Grüß Dich Gott, Fraule! Wie schade, daß wir uns verfehlt haben! Warst mir entgegengegangen, Schatz?“ lachte er ihr entgegen und küßte sie in überwallender Rührung. „Hättest die Wagen mit den Trauben sehen sollen, das ist eine Ernte heuer! Und daß Du gerade an diesem Tage Deinen Wiedereintritt in's gesunde Leben feierst, das laß uns als gute Vorbedeutung begrüßen. Der Himmel meint es doch gut mit uns, und wir dürfen nicht mit ihm hadern,“ sprudelte er weiter hervor, während er die Gattin, traulich den Arm um ihre Hüfte legend, hinaus in den Garten führte. Wie er aber nun hier seine Sabine im Lichte der untergehenden Sonne schärfer in's Auge zu fassen vermochte und in ihr bleiches verweintes Angesicht schaute, verstummte er plötzlich. Besorgt strich er ihr über die Stirn und suchte, ihr Sinn unterfassend und so ihr Antlitz zu sich emporhebend, in ihren Zügen zu lesen. Wie gern hatte er dies früher gethan, in eben diesem Garten, noch im vorigen Herbst; und wie gut hatte er sonst Sprache und Schrift zu lesen verstanden! Jetzt waren sie ihm fremd geworden.

„Ei Kind, wie siehst Du mir aus? Ist das der Blick einer Gesunden? Du frierst und zitterst. Der erste Ausgang hat Dich angegriffen. Was — gar Thränen? . . An solch frohem Ehrentage?“

„Ich war in der Kirche, Christoph . . . Der Gang hat mich ernst gestimmt . . .“

„Damit hättest Du doch wohl warten können, bis Du völlig gesund bist. In der kalten Grabesluft . . .“

„Mann, sprich nicht so gottlos. Musste ich nicht nach all der Trauer den Beistand Gottes suchen?“

„Ei Liebste, den findest Du auch hier — im Freien — in unseren Weingärten, wo die Sonne in's Herze hineinscheint.“

„Christoph, Du lästerst. Ich beichtete, denn wahrlich, wir haben viel zu bereuen. Und nun führst Du so lästerliche Reden. Du ladest den Zorn des Höchsten auf Dich!“

„Und Du versündigst Dich an dem Glück, das uns der Höchste gewährt. Ist das ein Gesichts, wie man es dem Gatten in solcher Stunde entgegenbringt? Spricht so die Frau eines Weingärtners am Erntetage? . . . Sabine, Sabine! Sei doch wieder die alte junge lebenslustige Gattin des Christoph Planer. Du bist noch nicht ganz genesen. Komm, ich geleite Dich hinauf, Du bedarfst der Ruhe. Und morgen früh siehst Du dann mit froherem Antlitz auf und überläßt das Buschpredigen den Pfaffen!“

Sabine sah traurigen Blickes zu ihm empor und schüttelte schweigend das Haupt. Als er sie hinaufführte unter Worten zärtlicher Fürsorge, da fühlte er, wie sie sich an ihn schmiegte. Sie empfand es wohl, daß es von ihr Unrecht war, dem treuen Manne in solcher Stunde, die ihm das Recht zu doppelter Freude gab, so kopfhängerisch entgegenzutreten und die gute Stimmung zu verderben; aber in ihrem Herzen tönte noch des Priesters Warnung vor eitler Weltlust nach, und mit heimlichem Entsetzen sah sie den Gatten sogar mit seinem Verufe ganz im Banne derselben.

Planer legte dem aufgeregten Wesen seiner Frau kein zu großes Gewicht bei. Er fand es begreiflich genug, daß ein erster Auszug in der frischen Herbstluft auf die kaum Genesene nicht ohne derartige Wirkung geblieben war, und die religiöse Richtung ihrer Exaltation war durch den Besuch der Kirche und die Beichte hinreichend begründet.

Das arme Weib aber — bar allen Trostes, durch die Strenge des Beichtvaters einer natürlichen Anschauung des Lebens noch mehr entfremdet, mißverstanden von dem Manne ihrer Liebe gerade im Drange, das Rechte zu thun und zu rathen — fiel in ihrem Gemach verzweifelnnd vor dem Betpulte nieder und weinte bitterlich.

* * *

In diesem Herbst und im folgenden Winter gab es in den Kellereien und Geschäftsräumen des alten Würzburger Weinhauses Planer und Sohn noch mehr als gewöhnlich zu thun. Herr Christoph hatte wenig Zeit, sich seiner Gattin zu widmen; mußte er doch als Rathsherr auch noch den Angelegenheiten der Stadt und der Gemeinde manch kostbare Stunde des

Tags und des Abends opfern. Ueber den Arbeiten und Berathungen mit den Fäßlern und Küpern, die in seinen Diensten jetzt alle Hände voll zu thun hatten, den Rechnereien und Registraturen am Contortisch, dem brieflichen und mündlichen Verkehr mit seinen Geschäftsfreunden und schließlich den Acten des Magistrats fand er kaum eine ruhige Stunde des Mittags und Abends für die nöthigen Mahlzeiten; und kam er dann endlich zur Rast, so hatte er einen derart rechtschaffenen Hunger zu stillen und war so erfüllt vom Nachklang seiner Erlebnisse im Geschäft und im Rathhaus, daß er kein sonderlich scharfes Auge dafür hatte, wie in sich gefehrt und wortkarg seine Sabine neben ihm hinlebte. Aber manchmal fiel ihm ihr strenges ernstes Wesen doch auf; wenn er ihr zum Beispiel die Aussichten einer neu eingegangenen Geschäftsverbindung leuchtenden Auges auseinander setzte und nichts zur Antwort erhielt als ein herbes erzwungenes Lächeln, oder wenn er ihr — aufathmend von der Arbeit — vom jungen Wein mit tüchtigem Schlucke zutrank, sie aber den perlenden Labetrunk nur mit Ueberwindung zu den geschlossenen Lippen führte, als hätte sie einen Giftbecher zu leeren. Dann brach es wohl halb zornig, halb auch mitleidig von seinen Lippen: „Sabine! Sabine! Willst Du denn für immer den Kopf hängen lassen? So bekommst Du Deine rothen Wangen nicht wieder. Auf, zuge-trunken! Frankenwein ist Krankenwein! — gewiß! Aber tropfenweis wie leibhaftige Medicin soll er nicht eingenommen werden, trinken muß man ihn. Frag' nur drüben im Julius-hospital nach oder im Bürgerstift!“

Allmählich wurde jedoch auch er gewahr, daß der durch kirchlichen Einfluß in die Seele seines Weibes gepflanzte asketische Sinn dieses ihm immer mehr entfremdete, und daß nicht die Nachwirkung der überstandenen Krankheit allein die Schuld trug, daß die einst so blühende Sabine an Körper wie Geist immer mehr dahin siechte. Auch fehlte es nicht an guten Freunden, die ihn theilnehmend nach der Ursache der gänzlichen Umwandlung seiner Frau fragten; nicht an vorwurfsvollen Anspielungen Seitens der Familie derselben, mit welcher er vorher im besten Einvernehmen gelebt hatte. Das zehrte an seinem urwüchsigem Optimismus, welcher vom nächsten Tage immer das Beste hoffte und durch den Aufschwung seines Geschäfts eben erst eine so ausgiebige Kräftigung erfahren hatte. Mit Unruhe und Sorge sah er die Frühlingzeit herankommen, die er sonst während des Winters — wie oft! — herbeigewünscht hatte, die Zeit, in der er seit Uebernahme des väterlichen Geschäfts gewohnt war, sein Haus auf längere Zeit zu verlassen, um die wichtigsten Abmachungen seines geschäftlichen Verkehrs an Ort und Stelle mit seinen Kunden zu regeln. Diese Geschäftsreise war an sich so übel nicht. Im Gegentheil, sie hatte ihm immer — wie dies die schöne Jahreszeit und die Eigenart seines Geschäfts mit sich brachte — eine Fülle fröhlicher Abenteuer und heiterer Eindrücke vermittelt. Aber mehr und mehr überkam ihn mit der Aussicht auf die nahende

Frühlingsreisezeit das Bewußtsein, wie winterlich öde er diesmal sein Heim, sein Weib zurücklassen sollte, wie wenig Aussicht sich zeigte, daß es im Gemüth seiner Sabine wieder voller Lenz werde. Immer schwerer trug er an der Wahrnehmung, wie sie, einst seine heitere Gefährtin in so vielen seligen Wochen, jetzt alle Freude am Leben und an ihm, dem Lebenslustigen, verloren hatte. Eines Abends war er, müd und marode wie immer, aus einer Rathssitzung heimgekehrt und suchte sich durch allerhand Mittheilungen von dem, was ihm der Tag gebracht hatte, zu zerstreuen; Sabine aber, welche er gerade im Gebet gestört hatte, fand wiederum keine andere Antwort, als die feierliche Mahnung, doch in seinen so gar weltlichen Geschäften nicht so ganz aufzugehen. Da riß ihm endlich die Geduld, und er sagte es ihr einmal frei von der Leber weg, daß er solche Ansicht und solch beschwefeliches Gebahren an seiner Frau nicht dulden könne noch wolle. Fasten und dreimal des Tages zur Andacht laufen — das gehöre in's Kloster, aber nicht in einen bürgerlichen Haushalt, der gedeihen solle. Weit gottgefälliger sei es nach seiner Ansicht, tüchtig im Geschäft zu sein und durch Arbeit den Hausstand zur Blüthe zu bringen, als über Vitaneien und Psalmodeien Amt und Beruf zu vernachlässigen. Wenn sie nur ein Kind hätten, dann würde sie wohl auch von dieser Ansicht durchdrungen sein. Das sei seine Strafe; er habe, irregeleitet durch seinen Hochmuth, des so bald verstorbenen Kindleins, das sie ihm geschenkt, zu wenig geachtet. Wenn sie aber glaube, seinen begangenen Fehler damit auszugleichen, daß sie jede Liebe und Freude aus dem Hauswesen verbanne, dann irre sie schwer. Jeder Mensch — so Mann als Weib — habe Pflichten zu erfüllen, nicht im Jenseits, sondern hier auf Erden. Ihre Pflicht aber sei es, ihm eine treu theilnehmende Lebensgefährtin zu sein. Was sein Beruf sei, und was sie mit ihm zu theilen habe, das sei ihr bekannt gewesen, als er sie um ihre Hand gebeten. Aber freilich, wie sollte sie ihren häuslichen Pflichten genügen, wenn sie ihre Gesundheit vernachlässige, faste und sich kasteie, wo sie doch im Gegentheil ihres von der Krankheit geschwächten Leibes warten sollte, damit er sich vollends erhole? „Am guten Tag sei guter Ding' und den bösen nimm auch für gut,“ stehe in der Bibel, und dort könne sie auch lesen, daß der Wein berufen sei, des Menschen Herz zu erfreuen. Sie könne stolz sein, einen Mann zu haben, dessen Geschäft sich mit so edler Waare befaße. Er könne ja am besten beurtheilen, daß der Wein nicht nur eine Freude der Schlemmer, sondern auch ein Labfal des arbeitenden Bürgers, eine Erquickung der edelsten und erlauchtesten Geister, ein wunderbar wirkendes Heilmittel für Sieche und Kranke sei.

Der entrüstete Rathsherr sah mit Entzücken, daß seine gewaltige Ansprache nicht ohne Wirkung verhallte. Ja, fuhr er freudig gehobenen Tones fort, auch sie, seine Gattin, die Frau des ersten Weinhändlers der fröhlichen Stadt Würzburg, müsse dies wissen; und wenn sie dennoch gegen diesen edlen Freund und Tröster der Menschheit einen unnatürlichen Wider-

willen zur Schau trage, so versündige sie sich. Und als sie dagegen nicht ohne Zögern bemerkte, daß sie ihrem innersten Herzensbedürfniß und den Weisungen ihres Beichtvaters gefolgt sei, wenn sie sich freiwillig mancherlei Entsagung auferlege, da erwiderte er heiter-versöhnlichen Tones, nunmehr werde sie doch wohl selber einsehen, daß sie da einem falschen Impulse nachgegeben habe und an einen Pfaffen gerathen sei, der — weil er persönlich ein Leben voll Entsagung führe — es am liebsten sähe, wenn alle andern Menschen es ihm gleich thun müßten. Sie könne doch wissen, welch hohe Stücke die Diener der Kirche bis hinauf zu seiner Heiligkeit, dem Papste, vom Wein und einer guten Leibespflege hielten; mache er doch seine besten Geschäfte mit den geistlichen Herren in Kirche und Kloster. „Ja, ja, Sabine — lache nur! Gott sei Dank, daß es wieder da ist, Dein altes gutes Lachen! — auch die Jungfern Nonnen ehren und schätzen die Gabe des weiland heidnischen Gottes Bacchus. Nicht wenig fromme Stiftsdamen und heilige Nonnenklöster zähle ich unter meinen Kunden. Meinst Du, daß sie den Wein nur zum Fasten und Kasteien brauchen? Und eifriger in der Frömmigkeit als die Nonnen hast Du es doch nicht zu treiben. Drum auf, Sabine, den Kopf in die Höhe und das Glas zur Hand; laß uns anstoßen auf die bessere Einsicht aller armen Sünder, welche die göttliche Heilkraft dieses Göttertranks in ihrer Kurzsichtigkeit nicht erkannt haben!“

Der wackere Gatte hatte sich bei den letzten Worten erhoben. Sie war ihm eine Herzenserleichterung gewesen, diese Rede, da sie einem nagenden Groll zum Ausdruck verhalf, der ihm schon oft schwere Stunden bereitet hatte. Das Verhalten seiner Gattin schmerzte ihn nicht nur, weil es ihn um das von ihr erwartete Glück betrog, ohne sie selbst glücklich zu machen: es kränkte, es empörte ihn auch, daß sie dabei eine Verachtung seines zwar weltlichen, aber keineswegs unedlen Berufs, dem er mit Eifer und Hingebung oblag, zur Schau trug. Jetzt hatte er sich den Aerger von der Seele gesprochen, der Ausdruck des Mißmuths in seinen Mienen war dem der Freude und froher Siegeszuversicht gewichen; seine blauen, hellen Augen erstrahlten im Feuer warmer Begeisterung; und wie er nun sein Glas der Gattin entgegenhielt, in deren blassem Antlitz, wenn auch nicht volle Zustimmung, so doch der Wunsch, ihn zu versöhnen, eine stumme, aber doch beredete Sprache führte, da trat die frische, kräftige Männlichkeit seines Wesens so zur Schönheit verklärt in die Erscheinung, daß trotz all ihrer Verhärtheit die von seiner Ermahnung erschütterte Frau sich dieses Eindruckes gar wohl bewußt ward. Sie fühlte nicht nur, daß dieser starke, ehrliche, gutherzige Mann da vor ihr fürwahr ein Recht hatte, sich über sie zu beschweren, daß sie sein Haus, dessen heiterer Genius sie früher gewesen, freudlos gemacht hatte: eine heiße Fluth ganz anderer Empfindungen und Vorstellungen flammte auf in ihrem Herzen, unter der es halb im Schmerz, halb in Seligkeit erschauerte.

Sie gedachte der Stunde, da sie zum ersten Mal an die breite Brust

dieses Mannes die klopfenden Schläfen geschmiegt; sie gedachte der andern, da sie ihm am Altare gelobt, ihm eine treue, liebende Genossin seines Lebens zu sein für alle Zeit, und an die goldenen Tage des ersten jungen Eheglücks, das sie an seiner Seite genossen. Ihr wurde zu Muth, als käme sie nach langer, einsamer Reise durch öden Steppensand und dörrrende Wüstenluft, während deren sie den geliebten Mann hatte entbehren müssen, wieder zurück zu ihm, als fände sie Alles, was sie diese schlimme Zeit über entbehrt, an seiner Brust, in seinen starken Armen. Ein Strahl heißer Liebe erglühete in ihren Augen, ein helles Roth überfluthete jäh ihre bleichen Wangen; das Glas, das sie eben erhoben hatte, um seinem Wunsche gemäß ihm Bescheid zu thun, entglitt ihrer Hand, und im nächsten Augenblicke lag sie an seinem Herzen und weinte, weinte sich aus in seinen Armen.

Er küßte ihr weiches, dunkles Haar und strich mit der Rechten darüber hin, als wolle er den gewaltigen Sturm des Empfindens in ihrer Seele sänftigen. „Mein armes, krankes Frau'le!“ klang es tröstend, lieblosend von seinen Lippen. „Komm, blic' auf! Küß' mich — weißt Du, wie damals, als Du mich noch so gern küßtest und von mir Dich küssen liebest.“ Auch in ihm rief die Erinnerung entzückende Bilder von seligem Liebesglück wach. Er sah im Geiste seine Sabine, wie sie vom Sonnenglanze der Jugend umflossen, thauig wie ein Moosröslein beim ersten Morgenschimmer, einst vor ihm gestanden hatte, als er sie mit zärtlichem Ungeßüm um den ersten Kuß bat. Es drängte ihn, diese warmen, rothen Lippen wieder zu küssen, wie damals. Er hob ihr Haupt empor, seine Lippen begegneten den ihren, lange, lange, als hätten sie sich in dem einen Kusse viel, gar viel zu sagen. „Nun ist Alles wieder gut,“ kam's jauchzend von seinem Munde — doch das letzte Wort erstarb auf demselben.

Die vom Lichtschein der über ihnen hängenden Lampe hell überstrahlten Züge, die er so nahe, so liebevoll, so forschend seit langer Zeit nicht angeblickt hatte, wie eben jetzt nach dem Kusse, als er die Bestätigung seines Empfindens in ihren Augen hatte lesen wollen, erinnerten ihn mit erschreckender Wirkung daran, daß das bleiche, verhärmte, wenn auch eben von Freude bewegte Weib in seinen Armen nicht mehr jene in frischer Jugendkraft blühende Sabine war, die er vor fünf Jahren wie ein Triumphator in sein Haus als Herrin eingeführt hatte. Und der armen Sabine war der Ausdruck des Schreckens nicht entgangen, den die erschütternde Wahrnehmung des Zerstückungswerkes, das Kummer und Sorge an ihr geübt, auf dem Antlitz ihres Mannes erkennen ließ. Sie hatte das schmerzliche Aufzucken der Lippen gesehen, die sie eben erst so heiß geküßt hatten. Und ohne sich selbst über ihr Aussehen klar zu sein, fühlte sie mit dem Hellsehersblick, den die Angst verleiht, sofort, was die Ursache sei, welche nun das eben noch so selig leuchtende Auge des Mannes mit Thränen füllte.

Ein Schrei der Verzweiflung rang sich von ihren erbebenden Lippen. Sie löste sich jäh aus seinen nachgebenden Armen, und ein quälendes Gefühl

bisher nie empfundener Scham zwang sie, ihre Hände vor das Gesicht zu bedecken. „Du kannst mich ja nicht mehr lieben! Ich bin —“ und ein krampfhaftes Schluchzen unterbrach den Ausruf — „o Gott, ich bin Deine alte Sabine nicht mehr.“ Wie geistesabwesend trat sie dann vor den Spiegel, starr blickte sie hinein, ihr Anblick entsetzte sie; wieder verhüllte sie ihr thränenüberströmtes Gesicht mit den Händen, und ohne auf die beschwichtigenden Worte des sie wieder umfassenden Gatten zu achten, enteilte sie dem Zimmer.

Christoph wollte ihr folgen. Doch hemmte er seinen Schritt auf der Schwelle, den thränenvollen Blick auf das Gemach gerichtet, in das sie verschwunden war. „Arme, blasse Frau!“ sagte er leise. Dann mit fester entschlossener Stimme: „Du wirst geliebt! Nur Geduld! Sei nur erst wieder glücklich, Geliebte, so wirst Du Dir und mir auch wieder die alte heitere Sabine sein!“ Dann wandte er sich, um den noch zu erledigenden Geschäften des Abends nachzugehen.

* * *

Herr Planer hatte diesmal seine große Geschäftsreise noch früher antreten müssen als sonst. Der ungewöhnlich zeitig dem Winter obliegende Lenz hatte ihm den Entschluß erleichtert. Wenn er dennoch schwerer als in früheren Fällen sich diesmal von der Häuslichkeit losriß, so trug die Schuld der Gedanke an sein Weib, das er ja stets so ungern verlassen hatte, noch nie aber in so quälender Stimmung wie heute, denn die angebahnte Verjöhnung war noch nicht zum wahrhaft beruhigenden Austrag gekommen. Wohl war seit jener Stunde befreiender Aussprache Sabine rücksichtsvoller, liebevoller, hingebender gegen ihren Mann als vorher geworden, und das übertriebene zur Beichte gehen hatte ein Ende gefunden. Aber in die neuentfachte Liebe hatte sich ein Element von Scheu und Scham eingeschlichen, das ihrer Zärtlichkeit neue Fesseln anlegte und ihrer freiwilligen Unterordnung einen freudlosen Zug von Unterwürfigkeit beimgab. Sie, die solange die natürlichen Regungen der Liebe unterdrückt hatte als ihr Seelenheil gefährdend und unwürdig einer nach echter Frömmigkeit strebenden sühnebedürftigen Frau, hielt sich nun — seit jenem Blick in den Spiegel, nach dem ersten beglückenden Verjöhnungskuß — für unwürdig der Liebe ihres Gatten, weil sie inzwischen ihrer leiblichen Schönheit verlustig gegangen. So oft ihr Mann in den folgenden Tagen den Versuch machte, ihr die thörichten Gedanken auszureden, hatte sie unter einem Lächeln voll Trauer schweigend ihn angeblickt oder wohl auch gesagt: „Ich weiß, Du meinst es gut, Christoph; aber die Zeit der Liebe ist vorbei. Das läßt sich nicht ändern.“ Ihm aber war in solchen Momenten das überredende Wort auf der Lippe erstorben, und die Zärtlichkeit war einem minder feurigen Gefühl schmerzlichen Mitleids gewichen.

So war es ihm auch eben jetzt ergangen, da er auf schmuckem Noß

in ritterlicher Ausrüstung und vom schönsten Frühlings-Sonnenlichte bestrahlt, seiner am Fenster stehenden Gattin den letzten Abschiedsgruß zugewinkt hatte, als er um die Straßenecke bog. Als er ihr vorher von einem weißblühenden Fliederstrauch noch einen Zweig gebrochen und mit zärtlichem Blick zum Fenster hinaufgereicht hatte, hatte ihn die Erinnerung überkommen an jene Abreise im ersten Jahre der Ehe, als im letzten Augenblicke Sabine von Trennungsschmerz und Sehnsucht überwältigt, das Fenster verlassen hatte und hinunter zu ihm geeilt war zu einer letzten Umarmung, nicht achtend der reißigen Landsknechte, die bereit standen, dem Wagenzug des Kaufherrn als Geleitsmannen sich anzuschließen. Während er auf seinem Roß solch entschwindenem Glück nachseufzend die Stadt seiner Väter verließ, war Sabine am Fenster stehen geblieben, die Augen nach der Stelle gerichtet, wo der geliebte Mann soeben ihren Blicken entschwinden war. Sie stand ganz im Banne dieses letzten Eindruckes seiner Erscheinung. Wie stattlich und schön stand ihm die ritterliche Ausrüstung; wahrlich keiner der ihm folgenden kampfgewohnten Krieger des Geleits reichte im Ausdrück männlicher Kraft und Sicherheit an ihn heran! Unwillkürlich trat sie vom Fenster zurück, führte den Fliederzweig an ihre Lippen und drückte einen innigen Kuß auf die Blüthen. Ah, wie hold das duftete, wie wohlthuend der frische Thau auf den eben erst gepflückten Syringen ihren glühenden Mund kühlte! Wie ein Verdurstender trinkt, so sog sie den mild-kraftigen Duft ein, in langen Zügen, als entdeckte sie eben erst, welche balsamische Kraft dem Aushauch frischerblühter Frühlingsblumen innewohnt. Dann strich sie sich mit dem thauig-feuchten Zweige über die Stirn und über die Wimpern hin . . . wie wohl ihr das that! Und als hätte die Berührung gleich einem Zauber gewirkt und ihre Augen erlöst von einer Art Farbenblindheit, die sie um die Wahrnehmung des Schönen der Erde gebracht hatte, ruhten nun ihre Blicke erstaunt und entzückt auf dem schlichten weißen Blütenbüschel da vor ihr, auf den zarten, zierlichen, gleich Perlen glänzenden Blütensternen und dem mit sanftem Schimmer überhauchten lichtgrünen Blättern. Es war ihr, als ob die kleinen Blumensterne sie vorwurfsvoll anblickten und sagten: „Ja, weißt Du denn nicht, daß in der Welt Frühling ist? Und hast Du denn ganz verlernt, Dich um ihn und uns zu kümmern, Du, der es doch sonst im Lenz allmorgens das Erste war, einen Strauß von uns zu pflücken und ihn Deinem Manne auf den Tisch zu stellen? Freilich, es ist lange her, daß Du unser gedachtest!“

Als ob der kleine Fliederzweig ihren Willen lenkte, verließ sie das Zimmer und ging elastischen Schritts, wie sie es lang' nicht gethan, hinunter in den Garten. Welch ein Bild that sich da vor ihren Augen auf! War all diese Frühlingspracht erst über Nacht aufgegangen? Hatte sie denn geschlafen und von Tod und Winter geträumt, während der Lenz vor ihr Haus Blütenkränze streute? Wie neu ihr Alles vorkam: die Rabatten mit nickenden Schneeglöckchen und gelben Schlüsselblumen; die

blauen Blumen des über Felswerk sich schmiegenden Immergrüns, die dichten Weidenplätze da vor der Laube, um welche in vollen Büschen die lila und weißblühenden Fliedersträucher von beiden Seiten ihre üppig aufgeschossenen Zweige schlangen. Wie neu — und doch so vertraut. Wie lange hatte sie keinen Strauß gepflückt, sie, die sonst von ihren Freundinnen beneidet worden war um ihre Kunst, aus wenig schlichten Blumen ein farbenleuchtend Geschmeide herzustellen! Der Gärtner trat an sie heran und grüßte sie, hocherfreut und doch auch erstaunten Blickes. Es war noch derselbe, den sie in den ersten Wochen ihrer Ehe mit ihrem Geschmaack und Rath unterstützt hatte bei der Anlage des Gartens. Er sprach die Hoffnung aus, daß sie nun wieder die Herrschaft in seinem Arbeitsbereich übernehmen werde; so lange sie hier gefehlt, habe ja sein Mühen des rechten Zieles entbehrt. Doch nun sie wieder so gesund und frisch aussehe, werde es auch in dieser Beziehung wieder lebendig und lustig werden im Garten. Sabine blickte fragend auf, als der biedere Alte von ihrem Aussehen sprach; sie mußte ja nicht, wie sehr die Gemüthsbewegung der letzten Stunde, die Einwirkung der frischen Frühlingsluft verklärend auf dieses gewirkt hatte. „Ich danke Euch, Lebrecht,“ sagte sie. „Ich wollte, Eure Hoffnung ginge in Erfüllung. Aber was Ihr da von meiner Mithülfe sagt, dagegen spricht der Augenschein. Ihr bedürft meiner nicht. Wie schön und sauber ist Alles angelegt und geordnet! Und noch dazu ganz in derselben Weise, wie wir es bei der ersten Anlage des Gartens durchgeführt haben.“ Der Alte machte eine ablehnende Geberde. „Das ist nicht mein Verdienst, gnädige Frau,“ sagte er. „Das hat ja Alles der gnädige Herr so angegeben, und er bemerkte dabei, daß in diesem Jahr der Garten gerade so schmuck angelegt werden müsse wie in jenem ersten.“

Sabine nickte freundlich und ging weiter. Ab und zu bückte sie sich und pflückte Blumen, die sie mit dem Fliederzweige, den ihr Christoph zum Abschied gegeben, zum Strauße einte. Sie trat an die Laube heran, wo sie früher so manche holde Stunde mit ihm verträumt; aber als sei dies ein Allerheiligstes, das sie noch nicht wieder betreten dürfe, begnügte sie sich, hineinzuschauen und dann sogleich hastiger als vorher weiterzuschreiten. So kam sie an das Hintergebäude, wo in weitem Saale die Kelter aufgereiht standen und die Eingänge zu den großen Kellerräumen sich befanden. Auch hier derselbe Vorgang: sie erwarb beim Durchschreiten dieser ihr längst fremd gewordenen, und einst vertrauten Räume auf's Neue, was sie schon immer mit ihrem Gatten besaß. Sie trat an die Gruppen der arbeitenden Leute heran, ließ sich vom Verwalter diese Vorrichtung erklären und jene, und überall spiegelte der Bescheid den umsichtigen Geist ihres Mannes wieder, der, ob auch persönlich abwesend, alle diese Arbeiten leitete. Sie glaubte ihn vor sich zu sehen, wie er mit weiser Mäßigung den ganzen Betrieb regierte, jetzt rüstig zufassend, nun belehrend und ermunternd. Mit diesem Bild in der Seele schritt sie die dunkle Treppe hinauf — durch

die Räume des Contors, überall freudig begrüßt und freundlich grüßend, bis in sein Arbeitszimmer; und wie im Traume ergriff sie dort eine Vase, füllte sie mit Wasser und stellte den im Garten gepflückten Strauß hinein. Dabei wandte sie ihre Augen, wie sie dies früher bei derselben Thätigkeit gethan, nach dem Delbild hin, das ein im Jahr ihrer Eheschließung am bischöflichen Hofe weilender Maler damals von ihm gefertigt hatte. Es stellte ihn dar in der pelzverbrämten Amtstracht eines Rathsherrn. Das Bild hatte ihr früher gefallen. Jetzt erschien es ihr matt und unbedeutend neben demjenigen, das sich ihr beim Abschied eingeprägt hatte mit leuchtenden Farben, und das an sprühender Lebenskraft noch gewonnen hatte, als sie die Stätten seiner Berufsthätigkeit durchschritt. Neben dem seinen hing auch ein Bildniß von ihr, das derselbe Künstler zur gleichen Zeit gemalt hatte. Da war freilich das Verhältniß ein anderes. Wo war die frische Röthe hin, in welcher ihre Wangen damals erstrahlten?

Doch wunderbar! Dieser in ihr sofort aufschießende Gedanke brachte sie nicht aus der Fassung. Sie fand es natürlich, daß sie nicht mehr ganz so jugendlich und so frisch war wie damals, zumal nach dem langen Kranken- und zurückgezogenen Leben. Ja, sie ward bei dieser Betrachtung auch nicht mehr muthlos. Der Frühling hatte sie umgewandelt; die kurze Berührung mit der freien Natur hatte sie mit neuer Hoffnung befeelt, mit dem befehlenden Lenzesglauben, den ein späterer Dichter in dem Trostruf zum Ausdruck gebracht hat:

„Es blüht das fernste, tiefste Thal,
Nun, armes Herz, vergiß der Dual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.“

Es blieb ihr aber nicht Zeit, sich dieser Wandlung bewußt zu werden. Während sie noch sinnend dastand, den Blick auf die Bilder gerichtet, während sie ihre schmalen weißen Finger leise über die Blüthen des Straußes gleiten ließ, hörte sie in der nebenanstoßenden Schreibstube eine sympathische Matronenstimme, die ihr bekannt klang, laut sprechen. Und nun vernahm sie auch, wie dieselbe mit Dringlichkeit begehrte, zur Frau des Hauses geführt zu werden, wenn Herr Planer selbst nicht mehr anzutreffen sei. „Der Herr Christoph ist ja mein Geschwisterkind! Das sollten Sie doch wissen, Herr Buchhalter, wenn ich auch seit seiner Hochzeit die weite Reise von Bamberg hierher nicht wieder gemacht habe. Und nun schnell, junger Mann, führen Sie mich zu seiner Hausfrau.“

Sabine hatte inzwischen die Thüre geöffnet. Sie kannte die Bamberger Ruhme ihres Mannes gar wohl, wenn sie auch selber nur im Rauße der Hochzeit ihre persönliche Bekanntschaft hatte machen können. Denn Allen in der Planer'schen Familie war die gute kluge Dame eine Respectsperson, von der oft gesprochen wurde, war es auch nur, um bei passender Gelegenheit zu sagen, welchen Auspruch sie in diesem oder jenem Falle würde

gethan haben, wenn sie dabei gewesen wäre. An der Art, wie die alte Frau bei der Begrüßung ein Gefühl mitleidvollen Staunens nicht unterdrücken konnte, merkte Sabine auf's Neue, wie recht sie hatte, über die Spuren, welche die Krankheit an ihr zurückgelassen, sich völlig klar zu sein. Aber die gute Art, wie die weltkundige Frau Jakobä ihre Wahrnehmung zum Ausdruck brachte, war andrerseits nur geeignet, die in ihr neu erwachte Lebenslust zu beschwingen. Frau Jakobä war auf der Durchreise. Sie wollte zu ihrer Tochter in Achaffenburg, die der Ankunft eines Kindes, des fünften, entgegenähe. Ja, des fünften — und sie, die Planers, hätten solch' Unglück gehabt mit dem ersten? und immer noch sei kein Ersatz eingetroffen? Traurig, traurig! Sie habe es oft genug von ihrer Schwester hier geschrieben bekommen. „Das taugt aber nichts,“ fügte sie hinzu, indem sie Athem schöpfte und in die Wohnstube Sabinens eintrat. „Ja, ja!“ wiederholte sie, nachdem sie einen langen Blick gründlicher Musterung auf Gesicht und Gestalt der jungen Frau hatte ruhen lassen. „Das taugt gar nichts: solch' junge, auf Wohlstand gegründete Ehe und keine Kinder! Hab's schon gehört: Kopfhängerei und Trübsinn haben in dieses Haus des Glück's inzwischen Einkehr gehalten. Aber gar so schlimm sieh's mit dem kleinen Frauchen doch nicht aus. Da ist Hoffnung, daß es bald anders wird. Und anders muß es werden!“

Sabine lächelte schmerzlich, als wolle sie sagen, daß sie eben tragen müsse, was das Schicksal ihr bestimmt habe.

„Ei was,“ erwiderte Jakobä auf den stummen Einwurf. „Demuth und Geduld in Ehren; aber man muß auch das Seine dazu beitragen, damit es anders werde. Dazu hat der Herrgott den Menschen eben Verstand und fünf Sinne verliehen. Auch die Frömmigkeit ist gewiß eine schöne Sache. Aber mit bloßem Beten und Kasteien allein ist kein häusliches Glück zu gewinnen. Die beste Frömmigkeit einer Ehefrau ist, als tüchtige Genossin des Mannes diesen selbst glücklich zu machen. Ein fröhlich Herz und ein gesunder Sinn sind das Haupterforderniß, und wenn die Frömmigkeit dazu nicht verhilft, so ist sie nichts werth. Für Deine Gesundheit muß etwas geschehen, auf daß wieder rothes warmes Blut vom Herzen in die Wangen dringt! Der Gram ist ein schlechter Seelsorger!“

Sabine nickte, indem Thränen in ihre Augen traten. Doch trodnete sie diese sogleich, richtete sich zu fester Haltung auf, reichte der freundlichen Alten die Hand und sagte: „Ja, nun soll es wirklich anders werden!“

„Viel hinaus in die frische Luft müsse sie gehen,“ fuhr Jakobä in ihrer Herzensergießung fort, „und Gottes schöne Welt mit offenem Auge betrachten. Zu Haus ordentlich zugreifen in der Wirthschaft, wenn auch die Dienstboten alles ebenso gut machen könnten. Sie können's doch nicht! — Kräftig essen und ein Glas oder zwei guten Weins dazu trinken. Um diesen habe sie ja nicht weit sich zu bemühen! Sie freilich, die Ruhme, müsse das Täßlein Wein, das sie für ihre Tochter nach Achaffenburg mit-

nehme, direct bei Planer und Sohn abholen, wenn sie ganz sicher gehen wolle. Der alte Buchhalter unten werde in Abwesenheit Christophs ihr doch was Rechtes herausfinden?“ schaltete sie fragend ein.

Aber da kam auch schon ein flinker Küperjunge mit einer Probeflasche und zwei Gläsern, die er vollschenkte, um sich dann mit der Bestellung des Kellermeisters zu empfehlen: die gnädige Frau Muhme des Herrn Rath möge ihre Meinung über den Wein ihn durch das Hausmädchen wissen lassen. Frau Jakoba machte sich's nun bequem. Sie ergriff ein Glas und prüfte das goldne Maß im Lichte der hereinsfallenden Sonnenstrahlen, schlürfte langsam die ersten Tropfen, nickte befriedigt und sagte dann: „Das Haus Planer und seine Weine in Ehren, so ein Tropfen stärkt Herz und Gemüth. Und nun, Sabine, Dein Wohl und das Wohl des künftigen Erben der Firma, gleichviel ob Männlein oder Weiblein!“

Sabine dankte und that heiter Bescheid. Durch den guten Zuspruch der Alten war es ihr ordentlich warm un's Herz geworden, und in ihrem Geiste regte sich auf's Neue die so natürliche Sehnsucht eines liebenden Weibes nach Muttersegen und Mutterglück.

Frau Jakoba kramte in einer ihrer faltigen Taschen. Sie entnahm schmunzelnd derselben ein Paar ganz kleiner wollener Kinderschuhe und noch ein anderes, das noch in Arbeit war, wovon die langen Nabeln zeugten, die in einem derselben steckten. Die fertigen Schuhe waren aus blauer Wolle gestrickt, und kleine blaue Schleifchen aus Seidenband bildeten oben eine zierliche Garnitur. Das unfertige Paar dagegen war weiß und rosa, und die an dem einen der Schuhe bereits aufgehefteten Schleifchen waren von blaßrother Seide. „Siehst Du, Kind,“ sagte sie, die beiden Paare vor sich auf den Tisch stellend und liebfosend betrachtend, als sähe sie schon die kleinen Strampelbeinchen des von ihr erwarteten Enkelkindchens in einem derselben stehen, „so weiß sich eine richtige Großmutter für alle Fälle vorzusehen. Dir wird's auch so gegangen sein. Als meine Tochter ihr Erstes erwartete, versahen wir, weil wir einen Buben erwarteten, alles Kinderzeug mit blauen Bändern und Schleifen, dem altem Herkommen gemäß, das für kleine Buben blauen Auspuß der Wäsche vorschreibt. Aber natürlich — wer auf die Welt kam, das war ein Mädchen. Das nächste Mal, da ich, — um das Schicksal nicht herauszufordern — sein beschneiden Rosa gewählt hatte, befundete der kleine Erdenbürger seinen allerdings sehr willkommenen Widerspruchsggeist gleich damit, daß er ein Bub war. Seitdem aber lasse ich mich auf die Vorausjagerei nicht mehr ein: ich sehe mich für beide Möglichkeiten vor: da giebt's dann keine Enttäuschung. Und das Gleiche, liebe Sabine, möchte ich Dir rathen. Den Grundstock für die Ausstattung des Kindes, das ich Dir wünsche, sollen aber hier die vier Pantöffelchen bilden; denn das mit den Nabeln strick' ich noch fertig. Nein, Du darfst mir's nicht abschlagen. Bist Du auf Beides eingerichtet, wird's Dich auch weniger anfechten, wenn Euch

das nächste Mal wieder ein Mädel in der Wiege liegt. Laß nur gut sein, Kind. Ich weiß schon, was Du sagen willst.“

Die junge Frau, welche das von der alten Dame mit so viel Begehren aufgenommene Thema denn doch einigermaßen in Verlegenheit brachte, war unter diesen letzten Anspielungen lebhaft erröthet; regten dieselben doch die kaum erloschenen Reuegedanken wieder auf. Aber auch die Abmahnung der treuherzigen Alten hielt sie nicht ab, derselben mit einer gewissen Feierlichkeit zu versichern, daß sie derartigen Schutzes nicht mehr bedürfe, und daß sie Gott danken würde, wenn ihr auf's Neue auf die gnädige Fürsprache der heiligen Jungfrau ein holdes Mägdelein geschenkt werden sollte.

„Glaub's, glaub's,“ nickte Jakoba freundlich. „So wäre denn alles in Ordnung. Es braucht eben nur noch der Herr Storch seine Schuldigkeit zu thun, oder der heilige Amorus, der in diesen Dingen ja ein gar einflussreicher Patron ist.“ Sie leerte auf's Neue mit behaglichem Schmunzeln das ihr von Sabine gefüllte Glas; doch plötzlich hielt sie inne und sie hob den Kopf, als käme ihr eine Erleuchtung. „Ja, sag' einmal Kind, hast Du denn noch nie die Fürbitte des heiligen Amor in Anspruch genommen und das Wasser seines Heilquells versucht?“

Sabine verneinte es mit fragendem Aufblick.

„Aber, Kind, wo beichtest Du denn?“

„Bei den Franziskanern.“

„Ja, dann freilich. Die Amorbacher zählen zur Herde des heil. Benedikt. Die Specialheiligen der verschiedenen Orden werden nicht von allen mit gleicher Werthschätzung bedacht. Das ist nicht anders. Aber was mich betrifft, ich halt' auf diesen Heiligen große Stücke, oder wenigstens auf den Gesundbrunnen, der seinen Namen trägt. Einen Versuch solltest Du jedenfalls machen. Gehört hast Du sicher schon davon, daß im Walde bei Amorbach eine Kapelle steht, in welcher eine natürliche Quelle zu Tage tritt, die, einst vom Stifter der nahen Abtei geweiht, die Kraft hat, den Wünschen kinderloser Frauen nach Kinderseggen förderlich zu sein?“

„Wohl muß ich früher davon gehört haben. Denn jetzt erinnere ich mich. Hier in Würzburg schenkt man dem Quell jedoch, soweit ich zurückdenken kann, keine Beachtung.“

„Sehr mit Unrecht. Mir sind eine Reihe von Fällen bekannt, wo er geradezu Wunder gewirkt hat. Und ich bin genau unterrichtet; ist doch meine arme Schwester, die wegen getäuschter Liebe einst in's Kloster ging, seit Jahren schon Oberin im Frauenkloster auf dem Gotthardsberg, das dem Mariä Münster zu Amorbach untersteht und dem die besondere Pflege der Quellkapelle obliegt. Weißt Du was, Kind? Du bist jetzt allein, wirst Dich leicht losmachen können und — da Dein Mann nicht da ist — nach Deiner bisherigen zurückgezogenen Lebensweise kaum entbehrt werden. Ich selbst bringe Dich hin. Meine Tochter in Aschaffenburg kann ruhig

ein paar Tage noch ohne mich auskommen. In Miltenberg biegen wir von der Straße ab und fahren durch's Thal der Mudau bis zum Fuße des Gotthardbergs, auf dessen walbiger Höhe das Nonnenkloster liegt. Ich freue mich schon auf den herrlichen Weg durch den Wald mit seiner Aussicht auf eins der schönsten Thäler des Odenwalds. Und meine gute Schwester wieder einmal in die Arme schließen zu können, ist mir natürlich auch eine erfreuliche Herzensangelegenheit. Nur keine Widerrede. Es muß gehen. Du irrst; es ist kein Opfer. Bögre nicht mit Deinem Entschluß, ich fühl' es, die Fahrt nach Amorbach wird Dir zum Segen gereichen!"

* * *

Etwa sechs Wochen nach jenem ereignißvollen Tage, der mit der Abreise ihres Mannes, dem Besuche der Muhme aus Bamberg und den befreienden Eindrücken eines strahlenden Frühlingsaufgangs eine völlige Umwandlung in Sabine bewirkt hatte, schritten in früher Morgenstunde zwei weibliche Gestalten in dunkler Nonnentracht von der Bergeshöhe bei Amorbach, die vom St. Gotthardskloster gekrönt ist, hinab in's Thal. In der Erscheinung der einen prägte sich scharf die asketische Sinnesart und Lebensweise des Standes aus, auf welchen das düster-schlichte Gewand deutete; die der anderen dagegen wies vollere Formen, freiere Beweglichkeit der Glieder auf: rosige Wangen und schwellende Lippen umrahmten ein Augenpaar, aus welchem in den duftighellen Morgen gesunde Heiterkeit des Herzens lachte, welche in auffälligem Contrast stand zu dem würdevollehenden dunklen Habit. Freilich war auch in Bezug auf die Kleidung ein Unterschied zwischen den beiden Wallerinnen. Während das goldene Kreuz auf der Brust und andere Abzeichen die ältere als Kloster-schwester auswiesen, trug die andere weltlichen Schmuck um den Hals, und in Zuschnitt wie Stoff wichen Kleid sowie Gürtel von der Einfachheit ab, welche die Ordensregel den Bräuten Christi vorschreibt.

An der Stelle, wo sich vom Wege nach Amorbach ein Pfad abzweigte, der durch den damals auch hier noch sich weiter dehrenden Wald zur Kapelle des heiligen Amor führte, trennten sich die Beiden. Sabine — denn sie war es, welche, von einer der Nonnen begleitet, daher kam — schlug allein den einsamen Weg zur Kapelle ein, während Schwester Ulrike, statt den Gast ihres Klosters, wie die Nonnen dies sonst abwechselnd thaten, bis zum Gnadenquell zu begleiten, diesmal sie allein gehen ließ, da sie eine wichtige Bestellung in Amorbach zu besorgen hatte.

Mit einem Blick stolzer Befriedigung begleiteten die Blicke der nochmals sich umkehrenden Nonne die junge Würzburger Patriziersfrau, die gemächlichen, aber elastischen Schritts der Brunnenkapelle entgegenging. Wahrlich, an dieser hatte schon jetzt der heilige Amor, der gebenedeite Stifter

der nach ihm benannten Cultstätten dieses Thals, ein Wunder gewirkt. Wie verhärtet und abgemagert war die kränkelnde Frau im Beginn des April hier angelangt, und welche Wiebergeburt hatten Schönheit und Gesundheit der Leidenden Dank der Wunderkraft der St. Amorsquelle inzwischen gefeiert! Fürwahr, der Heilige war ein gewaltiger Fürsprecher im Himmel, und eine Ehre war's, unter seinem besonderen Schutze sich in dem irdischen Jammerthal auf die Seligkeit des Jenseits vorzubereiten! Die Hände über dem Herzen faltend, schritt sie, Gebete murmelnd, auch ihrerseits weiter ihrem Ziele, der Amorbacher Abtei entgegen, deren rothe Thürme über den Lindenbäumen und Obstanlagen, welche das Städtchen umrahmten, herübergrüßten. Für die Schönheit der sie umgebenden Natur, welche der Glanz des Maimorgens noch erhöhte, hatte die in sich gekehrte Veterin kein Auge.

Um so inniger gab sich ein ihr entgegen kommender Wanderer dem Eindruck des von lichtgrünen Wiesen durchzogenen Waldthals hin. Indem er seinen Blick entzückt über das vor ihm sich ausbreitende Landschaftsbild schweifen ließ, sang er mit volltöniger Stimme ein Lied, wie es die Studenten jener Zeit sangen, wenn sie voll Zärtlichkeit ihrer Liebsten gedachten.

„Der ich versprochen treu zu sein
In versibus et prosa —
Sie leuchtet hell wie Edelstein
Ut inter spinas rosa!“ —

so klang es nun vernehmlich an die Ohren der betenden Nonne, die, empört von der kecken Verwendung der ehrwürdigen Kirchensprache zu den profanen Zwecken eines so weltlichen Liebeslieds, aufschaute und einen strafenden Blick auf den ansehnlichen Stadtherrn warf, der — ohne sich dadurch irre machen zu lassen — sie nun gar anredete.

„Ehrwürdige Schwester,“ sagte er, „verzeiht, wenn ich Euch in heiligen Betrachtungen störte. Ich sah Euch nicht kommen, sonst hätte ich es vermieden. Meine Augen suchten das Ziel meiner Wanderung, das St. Gottshardskloster da droben auf dem Berg. Ich gehe wohl nicht irre mit der Annahme, daß Ihr droben bekannt seid; vielleicht gehört Ihr gar dem Gotteshause an.“

Die Nonne nickte trotz der höflichen Anrede stumm und gemessen, ohne ihn einer weiteren Antwort zu würdigen.

„So könnt Ihr mir eine wichtige Auskunft geben. Befindet sich die Frau des Rathsherrn Planer aus Würzburg noch oben als Gast?“

„Die Frau, nach der Ihr fragt, genießt noch des Schutzes unsres gnadenreichen Sankt Amorus in 'unserem Hause.“

„Ich habe eine wichtige Botschaft an die Gesuchte. Würde sie wohl in dieser Stunde zu sprechen sein?“

„Sie ist zur Zeit unten im Thal, um des Segens der Quelle des Heiligen theilhaft zu werden, was ja der Zweck ihres Verweilens bei uns

ist. Es wäre unziemlich, sie dabei zu stören. Ihre Andacht könnte dadurch Einbuß erleiden. Wartet am nächsten Kreuzweg, bis sie zurückkommt.“

Die Nonne sagte dies in strengem verweisendem Tone und entfernte sich mit einem Zeichen der Abwehr weiterer Fragen. Herr Planer — denn er selber war es — wollte trotzdem noch weitere Auskunft erbitten, aber die Nonne ließ ihn stehen, und seine Frage blieb nur halb ausgesprochen. Wie es der geliebten Frau denn ginge — das war es gewesen, was er so dringend noch hatte erfahren wollen. Ein Schatten legte sich über seine eben noch so heiteren Mienen, und voll Unmuth wandte er sich wieder um und setzte seinen Weg fort. Dahin war die fröhliche Stimmung, die ihn eben noch beseelt und die ihm das Lieb — das er in jüngeren Jahren, als Sabine noch seine Braut war, so manches Mal dieser als Ständchen zum Kämmerlein hinaufgesungen — ungewollt auf die Lippen gezaubert hatte. Hatte in diesem unfreundlichen Geiste, der aus den strengen Worten der Nonne gesprochen, seine Sabine der Kur obgelegen, dann mußte er für einen Irrwahn die Hoffnung halten, daß er die Gattin als völlig Genesene hier antreffen werde. Diese Hoffnung hatte ihn erfüllt, seitdem die gute Tante Jakoba und Sabine selbst ihm Nachricht gegeben von der großen That, zu der sich diese auf das Anstiften der ersten zu seiner frohen Ueberraschung entschlossen hatte. Diese Hoffnung hatte ihm den liebenswürdigen Brief dictirt, mit welchem er das Geschenk eines ansehnlichen Fasses vom besten Leistenwein an die Priorin des Klosters begleitet hatte; sie hatte ihn beim Reiten und Gehen gespornt, als er, seine Route im übrigen kürzend, den Umweg über Amorbach einschlug, um seine Frau persönlich abzuholen. Daß sich sein Weib, das er bei seiner Abreise noch in so leidendem Zustande daheim zurückgelassen, zu einem solchen Entschluß hatte aufraffen können, hatte er als Anzeichen einer überraschend schnellen Besserung ihres Befindens mit Recht begrüßt. Denn als ihr Hauptleiden hatte er die Erschlaffung der Willenskraft, der natürlichen Lust am Leben und zum Leben empfunden, ihre Unfähigkeit, auf neues Glück zu hoffen, an dessen Möglichkeit zu glauben. Da ihm selbst diese Fähigkeit nie abhanden gekommen war, so hatte er sich von jener Nachricht zu der festen Zuversicht begeistern lassen, weniger darum, weil er von der Heilkraft der St. Amorsquelle sonderlich stark überzeugt war (im Gegentheil hielt er — schon als Weinhändler — nicht viel von den damals wieder zu Ansehen gelangenden wässerigen Gesundbrunnencuren), als vielmehr, weil er auf die in ihrem Kerne ungebrochen gebliebene, ursprünglich so gesunde Natur seines Weibes und dem Einfluß der gesunden Luft dieses Odenwaldthals vertraute, das er auf Geschäftsreisen wegen seiner Verbindung mit der Amorbacher Abtei schon wiederholt durchzogen hatte. Das Verhalten der Nonne aber, der er sich freilich nicht zu erkennen gegeben, hatte diese Zuversicht arg erschüttert. Er mußte der schlimmen lähmenden Wirkung gedenken, welche der von ihm glücklich gebrochne Ein-

fluß von Sabines grämlichem Beichtvater damals auf die Gesundheit und Gemüthsverfassung der leidenden Frau geübt hatte.

In dieser Stimmung war er wenig geneigt, der Weisung der unfreundlichen Klosterfrau zu folgen. Er verweilte keinen Augenblick am Kreuzwege, sondern lenkte unverzüglich nach links in den Waldweg ein, schneller und schneller schreitend, hochklopfenden Herzens, denn bei jeder Krümmung des Wegs sah er der Möglichkeit entgegen, plötzlich vor seinem Weibe zu stehen. Wie würde sie aussehen? — Wie seine unangemeldete Ankunft aufnehmen? — Wie ihm begegnen? . . .

Sabine aber, seit langer Zeit zum ersten Male sich selbst überlassen beim Besuche des Heilquells, hatte es diesmal mit der Rückkehr nicht allzu eilig gehabt. Nachdem sie den silbernen Becher, der oben im Kloster geweiht war und den sie in einem Täschchen bei sich trug, in den vor-schriftsmäßigen, durch Beten im Auf- und Niederwandeln ausgefüllten Pausen dreimal geleert hatte, war sie aus dem Dunkel der Kirche hinausgetreten und, statt an den Heiligen, zu dem sie an dieser Stelle nun schon so viel gebetet, an den Gatten denkend, schritt sie in seliger Stimmung einem schattigen Plaze am nahen Otterbach zu, wo unter mächtig gewölbten Kiefernkronen, Veilchen und Maiglöckchen blühten, von schimmernden Libellen umschwärmt. Hier hatte sie oft geseßen in stillen Morgen- und Abendstunden, wenn sie ohne Begleitung einer der gegen sie gütigen und nachsichtigen Klosterfrauen zum Brunnen gekommen war, des Mannes gedenkend, dem zu Liebe sie sich in dies weltab gelegene Thal begeben und in die mancherlei Unbequemlichkeiten gefunden hatte, welche ihr das Leben im Kloster auferlegte. Wie sie ihn liebte, den trauten Mann, dem sie in den letzten Jahren so wenig Liebe bewiesen hatte! Wie sie es nachholen wollte, wenn sie nur erst wieder beisammen wären! Ob er selbst nur sie wieder so herzlich werde lieben können wie früher, in jenen Tagen, an deren Seligkeit sie hier immer und immer denken mußte? Und sie dachte ihrer ohne Reue und Vorwurf, denn hier hatte sie sich ja einem Heiligen anvertraut, der es nicht unheilig fand, sondern als heilige Angelegenheit betrachtete, liebenden Frauen ein treuer Fürsprecher droben im Himmel zu sein. So gab sie sich auch heute unbefangen dem Gedanken an vergangenes und künftiges Liebesglück hin: der heilige Amor würde ihr doch nicht böß darob werden!

Nicht ganz zufällig war der stille, von blühenden Roth- und Weißdornsträuchern traulich umhegte Plaz ihr zum Lieblingsaufenthalt geworden. Sabine war von Grund ihres Wesens ein gesund empfindendes Weib, in welchem der natürliche Trieb, dem Mann ihrer Liebe auch äußerlich zu gefallen, in holder Ursprünglichkeit waltete. Darum war ihr der erschreckende Eindruck, als sie sich nach der Versöhnung mit Christoph im Spiegel betrachtete und die Spuren des langen Krankseins und der inneren Verhärmtheit klaren Auges wahrgenommen hatte, so schwer auf die Seele gefallen. Aus

dem gleichen Grunde hatte Sabine, seitdem sie hier dem Wiedergewinn ihrer Gesundheit nachtrachtete, das heimliche Bedürfnis empfunden, die Wirkungen der Gesundung auch in ihrem Antlitz dann und wann zu verfolgen. Droben im Kloster aber gab es keinen Spiegel. Hier jedoch bot die Natur selbst ihr einen klaren großen Spiegel dar, als sie einmal beim Blumensuchen an jene Uferstelle des Otterbachs gerathen war, wo dessen Wasser durch entgegenstehende Felsblöcke gehemmt, im Fließen zu einem scheinbar dauernden Stillstand verurtheilt war. Beim Pflücken eines Bergfameinichts hatte sie ihr Bild in der Wasserfläche wahrgenommen und mit freudigem Erschrecken gesehen, wie voll ihre Wangen, wie faltensfrei die Umgebung ihrer Augen, wie klar diese selbst geworden. Seitdem hatte sie es sich nicht versagen können, zu gelegener Zeit in diesem lauschigen Versteck die Wiederkehr ihrer gefunden Frische und Anmuth mit harmloser Freude zu belauschen. Wer wollte sie auch darum tabeln?

Christoph hatte es immer gern gesehen, wenn Sabine ihr braunes lockiges Haar offen über die Schulter wallen ließ. Die strenge Kleiderordnung, welche zu damaliger Zeit dem selbstständigen Walten des Schönheitsfinns in der Wahl von Kleidung und Haarschnitt strenge Schranken setzte, hatte es nur in seltenen Fällen gestattet, diesem Wunsche des Gatten, der auch ihrem Geschmac entsprach, zu willfahren. Hier in der Tracht einer Laienschwester hatte sie eine besondere Sorgfalt in der Ordnung der Haartracht nicht nötig. Beim Durchschreiten des Waldes vorhin war das ehrbare Häubchen, das sie trug, an einem Zweige hängen geblieben, und der leicht geschürzte Knoten ihres Haars hatte sich gelockert. Schon geraume Zeit befand sich Sabine an ihrem Lieblingsplatz, auf einer natürlichen Moosbank gelagert, ohne dessen zu achten. Die Lieblichkeit der Bilder, die ihrem geistigen Auge vorzuschwebten, hatten sie bezaubert. Das Verlangen, sich im Spiegel des Baches zu mustern, regte sich. Jetzt weckte sie der wiederholte Ruf eines Ruckucks aus ihren Träumen. Sie kannte den neckischen Kameraden gar wohl; schon oft hatte sie seinem spottenden Lockruf gelauscht und dabei nach altem Brauche eine Frage an's Schicksal gestellt, die mit der Zahl seiner Rufe entschieden werden sollte. Auch jetzt begann sie zu zählen, indem sie die Frage bewegte, wie viel Tage es noch dauern würde, bis sie ihren Christoph wieder unarmen könne. „Ruckuck“, klang es wieder und wieder und wieder — das war ja viel zu lange! Lauschend beugte sie sich vor, da nahm sie im Spiegel des Baches den aufgelösten Zustand ihres Haares wahr. Sie machte sich daran, ihr widerspänstig Gelock wieder in Ordnung zu bringen. „Ruckuck“, klang es immer noch aus der Ferne. Aber sie hatte kaum das Gewog ihrer Locken völlig aufgelöst, als der Ruf des Vogels plötzlich ganz aus ihrer Nähe erklang. Aber es war ja gar nicht mehr die Stimme des Vogels; von einer kräftigen, ihr gar wohl bekannten Männerstimme tönte der Ruf. Und „Ruckuck“ scholl es auf's Neue ganz nahe bei ihr, und „Sabine, hab' ich Dich!“

kam es mit entzücktem Tone von den Lippen des Rufers dicht hinter ihr. Sie fühlte sich von hinten umfassen, das Herz drohte ihr vor süßem Schreck still zu stehen. „O der Seligkeit!“ stammelte sie, während Thränen der Freude ihren Augen entquollen. Sie lag im Arme ihres Mannes, der ihre Haare mit Küffen bedeckte. „Aber Dich so zu verstecken!“ flüsterte er, indem er sanft Sabinens Antlitz zu sich emporhob. . . . „O Himmel, wie schön Du bist!“ rief er beim Anblick ihrer mit innigstem Liebesausdruck ihm entgegenleuchtenden Züge. Mit fast scheuem Staunen, wie ein Kind den schimmernden Weihnachtsbaum, betrachtete er die zu neuer Jugendblüthe verjüngte, ihm neu bescheerte Gattin.

„Ja, der heilige Amor thut Wunder,“ erwiderte Sabine, mit rührendem Ausdruck schlichter Frömmigkeit. Sie brauchte keinen Spiegel mehr, um das an ihr geschehene Wunder zu glauben; sie sah seinen Abglanz beseligt in den entzückten Mienen ihres Mannes. Doch der umschloß sein Weib auf's Neue, bald ihre Lippen verschließend mit heißen Küffen, bald Antwort heißend auf hundert zärtliche Fragen, die sein Herz ihm eingab.

„Und täglich trankst Du aus dem Duell?“

„Täglich zweimal, Abends und Morgens. Ja, ihm wohnt Zauber- kraft inne!“

„Und auch der Waldbluth, dem Frühling, der freien Bewegung im duftigen Grün!“

„Schmälere nicht das Verdienst unseres Heiligen. Er könnte sonst zürnen. . . .“

„Alle Reverenz ihm; aber auch das Auf- und Niedersteigen von Berg und Thal wird Dir geholfen haben.“

„Du machst mich böse, Du böser Mann. Komm, gehen wir jetzt zusammen in St. Amors Heiligthum.“

Der Mann widersprach nicht. Er überließ sich der Führung der holden Frau und sandte mit ihr vor dem Altar der Kapelle ein inniges Dankgebet zum Himmel. Dann aber mußte sie sich auch seiner Führung überlassen. Und er geleitete sie unter seligen Küffen und Flüstern tiefer hinein in den Wald, und als sie dann am Rande einer Lichtung in blühendem Haidekraut saßen, fern von Dual und Gram vergangener Tage, und träumerisch ausschauten in Gottes freie Welt, während Sabinens Haupt an seiner Brust lehnte, da ging mit Klängen durch seine frohe Seele der Gedanke, daß der größte Wunderthäter auf Erden doch die Liebe sei, und das beste Heilmittel der Segen der Natur. Wohl aber hütete er sich, noch ein Wort gegen die Wundermacht des heiligen Amor zu sagen, sondern er neigte sich nieder zu seiner Frau und küßte sie.

Noch war nicht ein Jahr vergangen seit jenem Tage, da traf im Kloster auf dem Gotthardsberg jenes Bildwerk aus Würzburg ein, von dem wir im Eingange berichtet haben. In friedlicher Procession wurde

am folgenden Sonntag die Stiftung hinaus in die Amorskapelle getragen und das Postament an der linken Wand über den Brunnen befestigt mit-
sammt der Inschrift, welche den Dank der Eheleute Planer für den vom
Allerhöchsten und dem heiligen Amor ihnen vergönnten Ehe segen der Nachwelt
überliefert hat. Ob's ein Mädchen oder ein Knabe war, darüber fehlt
leider jede urkundliche Beglaubigung. Aber ein Kind wiegte Herr Planer
um jene Zeit im Arme, und er war dabei mit seiner lieben Frau und dem
Segen der Brunnenkur höchlichst zufrieden. Den Zweiflern aber, die an
die Heilkraft des Quells und die Wunderkraft des Heiligen trotz alledem
nicht glauben wollen, denen ist nicht zu helfen. In unseren Tagen ge-
schieht ja wenig, was diesen Glauben stützen könnte; aber alltäglich voll-
bringen noch beseligende Wunder die heilige Macht der Liebe und die
zauberhafte Heilkraft der Natur . . . Freilich geht's dabei auch immer
ganz natürlich zu!





Theodor Billroth.

Von

H. Gersuny.

— Wien. —

Als Theodor Billroth im Jahre 1867 nach Wien berufen wurde, um die chirurgische Klinik zu übernehmen, an welcher vor ihm der ausgezeichnete Schuh gewirkt hatte, war sein Ruf als Gelehrter und als praktischer Chirurg erst im Entstehen, so daß von zwei Fachgenossen, den Vorständen der bedeutendsten chirurgischen Kliniken Oesterreichs, absprechende und dabei doch sehr verschiedene Urtheile über ihn gefällt werden konnten. Der Eine sagte: „Er mag ein guter Chirurg sein, aber ein guter Schriftsteller ist er nicht, man versteht ja nicht, was er schreibt;“ der Andere dagegen sagte: „Er mag ein großer Gelehrter sein, aber operiren kann er nicht!“

Diese Aussprüche trafen ihr Ziel nicht, sie schädigten nur Jene, von denen sie ausgingen. Billroths Schriften waren ja in Aller Händen, und die klare und anziehende Darstellung trockener Gegenstände war mit ein Grund ihrer Verbreitung; und daß er der glänzendste Operateur war, davon konnte sich jeder Student täglich in der Klinik überzeugen. Bald waren auch die Studenten für den neuen Professor begeistert; selbst noch jung (er zählte damals 38 Jahre) stand er ihnen innerlich noch nahe und suchte die Kluft zwischen Lehrer und Schülern zu überbrücken, er nahm an ihren Festen Theil und pflegte den persönlichen Verkehr mit ihnen, so weit es die großen Verhältnisse der Wiener Universität nur immer gestatteten. Sein Vortrag war kein trocken akademischer, sondern floss ohne rednerischen Schmuck wie in leichtem Gesprächston von den Lippen, man hatte nie die Empfindung, ein Kapitel aus einem Lehrbuch zu hören, stets war es so, als schöpfe er, angeregt durch einen Krankheitsfall, aus dem reichen Schatze

seines Wissens und seiner Erfahrung, und als entstände der Vortrag erst, während er gehalten wurde. Dadurch wurde der Hörer zum Mitdenken herangezogen; das Vorgetragene wurde meist anschaulicher gemacht durch Vorzeigen von Abbildungen und Präparaten aus der Sammlung der Klinik, deren Vermehrung viel Sorgfalt zugewendet wurde.

Diese Vorträge waren nicht der Art, daß sie von den Hörern einfach nachgeschrieben werden konnten, sie hatten nichts von jener pedantischen, schulmeisterlichen Art, welche für geistig träge, wenig begabte Naturen die richtige sein mag, sie erforderten im Gegentheil fortwährende Aufmerksamkeit, und daraus entstand allmählich die Meinung, Billroths Klinik sei nicht für Anfänger, sondern mehr für Jene, die schon Vorkenntnisse in der Chirurgie mitbrächten. Auch Billroths zarte, rücksichtsvolle Art des Verkehrs mit den Kranken, die damals bei den Chirurgen selten war, trug dazu bei, ihm die Herzen seiner Schüler zu gewinnen; die Gefahr liegt ja nahe, daß bei der großen Zahl von Kranken, die an einer großen Klinik zu besorgen sind, der Kranke zum bloßen Unterrichtsobjecte wird, daß seine Empfindungen wenig beachtet werden, und daß in seiner Gegenwart Fragen, die sein Wohl und Wehe betreffen, frei erörtert werden.

Die Schonung der Empfindungen der Patienten einer Klinik in dieser Richtung ist nicht nur für die Kranken selbst eine Wohlthat, sondern auch für die Studenten ein Beispiel, dessen Nachwirkung in ihrem späteren Thätigkeitskreise zum Ausdruck kommt.

In den klinischen Einrichtungen wurden manche Aenderungen getroffen, namentlich in Bezug auf die Pflege der Reinlichkeit; bis dahin war der Reinlichkeit in der Chirurgie nicht die genügende, ja kaum die dürftigste Würdigung zu Theil geworden. So wurden, um nur Eines anzuführen, unter Billroths Vorgängern die Prüfungen aus der Operationslehre am Cadaver in dem Operationsaal der chirurgischen Klinik gehalten, der Cadaver lag dabei auf dem klinischen Operationstisch. Es hing das damit zusammen, daß die „Wundkrankheiten“ früher nicht als die Folgen von Veränderungen an der Wunde selbst, namentlich als die Folgen des Eindringens von Krankheitskeimen durch die Wunde in den Körper angesehen wurden. Billroth selbst hatte frühzeitig in dieser Richtung gearbeitet und auf Grund seiner „Beobachtungsstudien über Wundfieber und accidentelle Wundkrankheiten“ schon den Weg geahnt, auf welchem die Fortschritte in der Wundbehandlung zu machen waren. Eine spätere Arbeit „Untersuchungen über die Vegetationsformen von Coccobacteria septica und den Antheil, welchen sie an der Entstehung und Verbreitung der accidentellen Wundkrankheiten haben“ trat der Frage noch näher, und diese Arbeiten hatten auch praktischen Nutzen; sie führten zu sorgfältiger Isolirung der „infectiösen“ Fälle (wie Rothlauf, Pyämie) von jenen mit reinen Wunden, sie führten, wie schon erwähnt, zu großer Reinlichkeit in Bezug auf alles mit den Kranken in Berührung kommende, und es wurden dadurch auch wesentlich bessere Heil-

erfolge erzielt, als die früheren waren. Diese Erfolge waren der Grund, daß Billroth die von Josef Lister eingeführte „antiseptische Wundbehandlung“ anfangs nur zögernd annahm, während andere Chirurgen ihm in dieser Richtung mit Enthusiasmus vorauseilten und, als handle es sich um eine neue Religion, keine Zweifel, keine Kritik duldeten; als Billroth die Principien der antiseptischen Behandlung vollkommen anerkannt und angenommen hatte, wurde er doch von Seite der Enthusiasten nicht als auf der Höhe der Zeit stehend angesehen, weil sein Urtheil ein nüchternes geblieben war.

Weit entfernt, hier auf den Inhalt dieser Arbeiten Billroths näher einzugehen, sei doch der schon erwähnten „Beobachtungsstudien über Wundfieber 2c.“ nochmals gedacht, weil sich daran ein für sein Wesen charakteristischer Vorgang schließt. Diese Arbeit war nämlich der Gegenstand eines heftigen literarischen Angriffes geworden, eines Angriffes, der nicht nur ihren Inhalt betraf, sondern sich auch in fast gehässiger Weise auf die Person des Verfassers erstreckte. Was war nun die Wirkung dieses Angriffes? Billroth wiederholte die langwierigen, zum Theil mühseligen wissenschaftlichen Versuche, die er selbst und die sein Kritiker angestellt hatte, und stellte ihre Ergebnisse in einer Arbeit zusammen, die eine Fortsetzung seiner früheren Untersuchungen bildete — jener persönlichen Angriffe jedoch geschah mit keiner Silbe Erwähnung. Dieses Uebersehen eines persönlichen Angriffes ist wohl die Folge davon, daß es Billroth immer nur um die Sache zu thun ist und daß er beim Erstreben eines ihm vor-schwebenden Zieles den kürzesten dahin führenden Weg zu wählen pflegt, ohne darauf zu achten, ob ihm selbst ein Nachtheil daraus erwüchse, oder ob die Empfindlichkeit Anderer verletzt würde.

Ein solches rein sachliches Streben wird gar oft verkannt, theils von Solchen, deren persönliche Interessen dabei leiden, theils von jener Mehrheit, welche die Hingebung an ein ideales Ziel nicht zu fassen weiß, und darum geneigt ist, dieselbe nur als die Maske für rein persönliche Bestrebungen anzusehen.

Ein solches Verkennen seines Wesens wurde den Menschen von Billroth manchmal leicht gemacht. Kam etwa beim Wein ein Thema zur Sprache, das ihm vielleicht für die Gesellschaft oder für die Gelegenheit zu gut schien, so konnte er in übermüthigster Weise spotten, an dem Idealksten seinen Wig üben, die eigene Persönlichkeit und die eigenen Anschauungen karrikiren, so daß er wohl Manchem als frivoler Genußmensch, dem nichts heilig ist, erscheinen konnte, Manchem, der nicht fähig und nicht werth war, einen tieferen Blick in diese edle Natur zu werfen. —

Er ist in Wirklichkeit ein Genußmensch im edelsten Sinne, ein Freund künstlerischer Genüsse, und es gab in Wien kaum irgend ein künstlerisches Ereigniß von Bedeutung, besonders in Oper, Concert und Schauspiel, wobei er nicht wäre gesehen worden. Den Tag füllte die Thätigkeit des klinischen Lehrers und die des praktischen Chirurgen aus — woher nahm

er die Zeit und die Frische zu seinen umfangreichen und zum großen Theil sehr mühsamen literarischen Arbeiten? Dies fragten sich seine Assistenten, ohne die rechte Antwort zu finden. Willroth gab ihnen auf ihr Fragen endlich selbst die Erklärung: trotz den Mühen des Tages und den Vergnügungen des Abends konnte er noch in der Nacht viele Stunden am Schreibtisch arbeitend verbringen, konnte sich mit wenig Schlaf begnügen und doch das Tagewerk wieder mit voller Kraft beginnen.

Auch konnte er in den kurzen Pausen zwischen den verschiedenartigen Thätigkeiten des Tages, und wären es nur Pausen von einigen Minuten gewesen, an einer begonnenen Arbeit weiter schreiben. Er hatte die Gabe, den fallen gelassenen Faden gleich wieder aufzunehmen, ohne, wie so Viele, erst eine besondere Stimmung abwarten zu müssen.

Durch diese Frische, diese Spannkraft und diesen unermüdblichen Fleiß war es möglich, daß Willroths literarische Leistungen so ungemein zahlreich wurden. Sie gehören theils in das Gebiet der normalen und der pathologischen Histologie, theils in das der Chirurgie; dazu kommen noch geschichtliche und encyclopädische Arbeiten, dann solche über Krankenpflege, endlich Kritiken und Nekrologe.

In jener ersten Zeit von Willroths Wirksamkeit in Wien erschien sein Bericht über seine vorausgegangene sechsjährige Thätigkeit an der chirurgischen Klinik in Zürich. Dieser Bericht, an sich eine trockene statistische Arbeit über die Erfahrungen eines Einzelnen, war dennoch eine That, deren segensreiche Folgen nicht leicht überschätzt werden können. Bis dahin gab es nämlich, so sonderbar dies scheinen mag, keine wirklich brauchbare chirurgische Statistik; es wurden von den Ärzten einzelne Fälle, die ihnen interessant schienen, veröffentlicht, auch ganze Serien von analogen Fällen; wenn ein hervorragender Arzt seine Erfahrungen mittheilen wollte, so geschah dies wohl meist in Form einer Wiedergabe jener Gesamteindrücke, welche eine große Reihe von einzelnen Beobachtungen in seinem Gedächtniß zurückgelassen hatte. Daß solche Darstellungen sehr stark individuell gefärbt sein müssen, sieht Jeder ein, und die Quellen der Irrthümer sind dabei zahlreich. Will man jedoch die Beobachtungen Anderer zu einem Gesamtbild vereinigen, so kommen noch mehr ungünstige Umstände in Betracht. Man denke nur beispielsweise an ein psychologisches Moment: die Menschen haben eine begreifliche Scheu, ihre Irrthümer einzugestehen; die Folge davon ist, daß überhaupt mehr Günstiges veröffentlicht wird als Ungünstiges und daß, wenn man aus der Literatur Zusammenstellungen der Einzelbeobachtungen macht, eine Mischung von ganz ungleichartigen Elementen zu Stande kommt und daß die daraus gezogenen Schlüsse mit Nothwendigkeit falsch sein müssen. Verläßt man sich jedoch nur auf die Erinnerung an das, was man selbst erfahren hat, so ist der allgemeine Eindruck, den man selbst im Laufe der Zeit erhalten hat, auch ganz unzuverlässig, denn gar oft vergessen wir Dinge, die uns unangenehm sind,

und die wir gegenüber Angenehmerem gern in den Hintergrund drängen, auch erscheinen uns Umstände bemerkenswerth, die später als bedeutungslos erkannt werden oder scheinbar Geringfügiges und darum Vergessenes erlangt später erst Wichtigkeit. Es war darum wirklich eine That, daß Billroth auf Grundlage der geführten Krankenprotocolle sein gesamtes Beobachtungsmaterial der Oeffentlichkeit übergab, Erfolge und Mißerfolge in gleich helles Licht stellte und dem Abmathen ängstlicher Freunde, welche eine Schädigung seines Rufes fürchteten, keine Beachtung schenkte. Diese That wurde auch reich belohnt durch den Beifall der Besten und durch den Nutzen, den sie theils direct, theils durch Anregung zur Nachahmung des gegebenen Beispiels stiftete. Einer der vortrefflichsten und erfahrensten Chirurgen, zu welchem die jüngere Generation mit Verehrung emporblickte, der alte Pirogoff, faßte sein Lob in die einfachen Worte: „Sie haben zuerst die Wahrheit gesagt!“

Späterhin wurden auch über die Beobachtungen an der Wiener Chirurgischen Klinik solche Berichte herausgegeben, deren letzter, die Jahre 1871—1876 umfassend gleichzeitig eine Gesamtübersicht der Krankenbeobachtungen Billroths in seiner klinischen Thätigkeit von 1860—1876 enthält, eine ungeheuere Arbeit, wenn man bedenkt, daß Tausende von Krankengeschichten wieder gelesen und geordnet wurden und daß ihr wesentlicher Inhalt in wenigen Worten und das Gesammtergebniß in Zahlen ausgedrückt werden mußte, wenn man weiter berücksichtigt, daß viele Hunderte von Briefen geschrieben wurden, um über das weitere Schicksal der Kranken Gewißheit zu erhalten und zu erfahren, ob der momentane Erfolg der Behandlung von Dauer gewesen sei; es wurden dadurch manche neue Thatsachen gefunden und damit unsere Kenntnisse bereichert.

Im Ganzen kann man mit Recht sagen, daß dieser letzte Bericht als ein Hauptwerk in der Chirurgie anzusehen ist, das kaum bald wieder Seinesgleichen finden dürfte. Es hat dies Werk bei seinem Erscheinen nicht jene allgemeine Anerkennung unter den Chirurgen gefunden, die es verdiente, weil gerade damals die antiseptische Wundbehandlung die ganze Aufmerksamkeit der Chirurgen in Anspruch nahm und durch ihre glänzenden Erfolge die ganze operative Chirurgie und die Einrichtungen der Kliniken umgestaltete, während in Billroths Werk, das sich auf die frühere Zeit bezog, die Principien und die Erfolge der neuen Wundbehandlung noch nicht zum Ausdruck kamen. Das Buch wurde darum auch von Vielen schon bei seinem Erscheinen als veraltet angesehen.

Dies Urtheil war aber nur in einer Beziehung richtig, es konnte sich nur auf die unmittelbaren Erfolge der chirurgischen Operationen beziehen, die nun freilich über jede Erwartung hinaus günstige geworden waren; in allen anderen Beziehungen aber bleibt diese Statistik ein monumentales Werk von unvergänglichem Werth.

Als literarische Nebenthätigkeit galt es, stets neue Auflagen jenes

Buches („Die allgemeine chirurgische Pathologie und Therapie in 50 Vorlesungen“) zu veranstalten, welches Billroth als junger Züricher Professor geschrieben und im Jahre 1863 herausgegeben hatte. Dieses Buch hatte bald nach seinem Erscheinen durch die anziehende und fesselnde Darstellungsweise sowie durch Einfachheit und Klarheit im Ausdruck große Verbreitung gefunden und den Namen Billroths in den weitesten Kreisen bekannt gemacht, war wohl auch ein Hauptmotiv für seine Berufung nach Wien gewesen. Bis zum Jahre 1876 waren 8 starke Auflagen nothwendig geworden. (Die Herausgabe der später nothwendigen neuen Auflagen übertrug er einem seiner Schüler, Prof. A. v. Wintrarter.)

Die Uebersetzungen dieses Buches in fremde Sprachen waren zahlreich, und zwar gab es bis zum Jahre 1881 solche in die ungarische, russische, französische, italienische, englische, spanische, serbische und japanesische Sprache.

In die erste Zeit seines Aufenthaltes in Wien fiel auch das Erscheinen mehrerer von Billroth bearbeiteter Abschnitte in dem von ihm und v. Pitta gemeinsam herausgegebenen großen Sammelwerke „Handbuch der allgemeinen und speciellen Chirurgie.“ Nach dem Tode v. Pittas erschien unter Redaction von Billroth und Lücke als eine im Plane veränderte neue Auflage dieses Werkes die „Deutsche Chirurgie.“

Unbeirrt durch mancherlei Schwierigkeiten, die anfangs in Wien zu überwinden waren, verfolgte Billroth seinen Weg und machte seine Klinik zu einer Musteranstalt, wobei ihn nicht nur sein organisatorisches Talent und seine Energie, sondern auch in hohem Maße seine Menschenkenntnis unterstützten. Nimmer müde, interessirte er sich für die großen und für die kleinen Dinge an der Klinik in gleicher Weise; für die Einrichtung des Unterrichtes wie für den Anstrich des Fußbodens, für die wichtigsten Operationen wie für die kleinen Details der Krankenpflege. Oft übertrug er einen Kranken, an dem er eben eine schwierige Operation ausgeführt hatte, selbst von dem Operationslager auf das Krankenbett, lagerte ihn dort mit der Sorgfalt und der Zartheit, wie man sie meist nur von sanfter Frauenhand erwartet, und gab seinen Schülern damit ein unvergeßliches Beispiel und die Lehre, daß bei der ärztlichen Thätigkeit Alles gleich wichtig und keine Arbeit untergeordnet oder entwürdigend ist. Oft kam er auch in der Nacht an die Klinik, wenn besonders schwere Fälle da waren, nie wurde er gegen die Leiden seiner Kranken und gegen die ihnen drohenden Gefahren gleichgiltig. Unter den jungen Ärzten, die ihn umgaben, wußte er mit sicherem Blicke die tüchtigen Talente auszuwählen und hatte darum stets treffliche Assistentenärzte, die theils unter seiner Anregung und Leitung, theils selbständig, aber stets von seinem theilnehmenden Interesse ermuntert, tüchtige wissenschaftliche Arbeiten lieferten. Eine beträchtliche Zahl seiner Schüler gelangte bereits zu hervorragendem Wirkungskreis, mehrere von ihnen wurden Vorstände chirurgischer Kliniken.

Nicht nur die wissenschaftliche und die praktische Seite des ärztlichen Berufes förderte Billroth als Schriftsteller und Forscher, als Lehrer und Arzt, er machte auch die Methode des Unterrichtes, die Organisation des medicinischen Studiums zum Gegenstande seiner besonderen Aufmerksamkeit und ließ als Frucht seiner Studien, seines Nachdenkens und seiner Erfahrungen in dieser Richtung das Buch „Ueber das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation nebst allgemeinen Bemerkungen über Universitäten“ (Wien, bei Gerold. 1876) erscheinen. Dieses Buch, welches eine Fülle des Wissenswerthen enthält, erregte große Aufmerksamkeit durch die Freiheit der Sprache, aber auch Mißfallen in maßgebenden Kreisen durch die Kritik österreichischer Verhältnisse; es war sogar von einer bevorstehenden Maßregelung des zu freimüthigen Professors die Rede.

Im österreichischen Abgeordnetenhause wurde das Buch und sein Verfasser von einem Reichsrathsabgeordneten als unpatriotisch heftig angegriffen, der Unterrichtsminister erhob sich in der nächsten Sitzung des Hauses, — denn ihn traf der Vorwurf, Vergleichen geduldet zu haben, — sprach zwar sein Bedauern aus über Manches, was ihm an den Professoren im Allgemeinen und an Billroths Buch im Besonderen unangenehm war, entkräftete jedoch den Vorwurf der mangelnden patriotischen Empfindungen durch Vorlesen einer Stelle aus dem Buche, welche zeigte, daß der Verfasser nicht nur selbst sein neues Vaterland liebte, sondern auch den von Anderen oft geschmähten Patriotismus der Oesterreicher anerkannte und hoch hielt.

Damit war die Sache officiell erledigt, journalistisch aber noch lange nicht, denn die Zeitungen brachten ausführliche Referate aus dem Buche, und diese Referate waren zum Theil keineswegs unbefangen, beeinflussten aber das Urtheil der Menge, welche es nur ausnahmsweise der Mühe werth findet, ein ernstes Buch zu lesen, in der bequemen Meinung, die Zeitung bringe doch das Beste daraus zur allgemeinen Kenntniß.

Es kamen nämlich Bemerkungen über gewisse sociale Schäden in der Wiener Studentenschaft vor, welche, wenn auch rein sachlich gehalten, doch geeignet waren, wenn man sie aus dem Zusammenhang riß, den Verfasser als Antisemiten erscheinen zu lassen. In unserer Zeit, die leider — als Beweis des langamen Fortschrittes der Menschheit in sittlicher Beziehung — den Antisemitismus wieder zur Tages- und Parteifrage gemacht hat, kann leicht ein unbefangenes Wort als Aeußerung des Hasses gedeutet werden, besonders da Jene, die unter dem Antisemitismus leiden, nach und nach überempfindlich geworden sind gegen Alles, was die Frage zu streifen scheint. So kann es geschehen, daß ein Parteiloser, den die Antisemiten selbst für keinen der Ihren halten, von den Juden als ein solcher angesehen wird. — Schließlich hörte die Discussion über das Buch auf, Billroth aber ließ die Frage der Einrichtungen der medicinischen Facultäten nicht fallen und veröffentlichte, als die Ueberfüllung an der

Wiener medicinischen Facultät immer bedenklicher wuchs, im Jahre 1886 „Aphorismen zum Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften“ mit Betrachtungen über die Ursachen der Uebersahl der in Wien Medicin Studirenden und über Maßregeln zur Abhilfe sowie über die mangelhafte Ausbildung der Aerzte und über die Mittel, um diese zu verbessern.

Als praktischer Chirurg, als Operateur war Billroth stets sehr glücklich. Diese Art von Glück ist das Resultat persönlicher Eigenschaften, die er in hervorragendem Maße besitzt: neben der wissenschaftlichen Durchdringung seines Faches große Ruhe und rasche Entschlossenheit, auch bei nicht vorherzusehenden Gefahren, Kühnheit mit Vorsicht gepaart, erstaunliche Geschicklichkeit der Hände und ein künstlerischer Sinn, der besonders bei plastischen Operationen zur Geltung kommt. Eine von Billroth ausgeführte Operation macht den zusehenden Aerzten den Eindruck einer abgerundeten, vollendeten, man möchte sagen, künstlerischen Leistung. Manche neue Operation ist von ihm angegeben, manche zum ersten Male von ihm am Menschen ausgeführt, manche hat erst durch ihn ein typisches Gepräge erhalten.

Neben jener Thätigkeit, welche direct mit seiner amtlichen Stellung zusammenhing, widmete Billroth seit dem Ende des vorigen Jahrzehntes einen Theil seiner Arbeitskraft und seiner nimmer erlahmenden Energie einem Unternehmen, welches bestimmt ist, in Oesterreich eine Einrichtung einzubürgern, die sich in Deutschland bereits in Krieg und Frieden bewährt hat. Er trat nämlich dem „Rudolfinerverein zur Erbauung und Erhaltung eines Pavillon-Krankenhauses, behufs Heranbildung von Pflegerinnen für Kranke und Verwundete in Wien“ bei, und es war interessant zu sehen, wie er sogleich zur Triebfeder des Ganzen wurde. Er schrieb Artikel und hielt öffentliche Vorträge, um die Bevölkerung mit der Sache vertraut zu machen und dafür zu erwärmen, er wurde für die wohlhabenden Kreise Wiens zu einem nicht abzuweisenden Sammler von Geldbeiträgen, er wußte die Unterstützung der höchsten Kreise für den Verein zu gewinnen, und es gelang schließlich, auch ein Vorurtheil, das sich an seinen Namen knüpfte, und das in frommen Kreisen zum Theil absichtlich verbreitet und genährt wurde, zu überwinden: daß der Preusse und Protestant Billroth nur die Absicht haben könne, eine Anstalt zu fördern, welche den katholischen geistlichen Orden, die in der Krankenpflege so segensreich wirken, Eintrag thun und in ihrer Wirksamkeit schädigen sollte. Er war es, der sämmtliche verkäufliche Baupläne in der nächsten Umgebung Wiens besichtigte und darunter endlich einen geeigneten (in Unterböbling) wählte; er organisirte die Krankenanstalt, die mit einer Holzbaracke eröffnet wurde, nach seinen Entwürfen wurde ein stabiler Krankenpavillon gebaut, so daß das Rudolfinerhaus jetzt schon mehr als 50 Kranke und 18 Pflegerinnen beherbergen kann, seinen Bemühungen hauptsächlich ist es zu danken, daß die Anstalt wird baulich vollendet und daß sie schließlich ganz durch eigene Einnahmen wird erhalten werden können, ohne immer wieder an die

öffentliche Wohlthätigkeit herantreten zu müssen. Das weitere Ziel, durch das Beispiel die Gründung anderer ähnlicher Anstalten in Oesterreich, namentlich in der Provinz, anzuregen, ist bisher nicht erreicht worden. Als wichtigen Lehrbehelf für solche Anstalten und als Mittel, dem großen Publikum Einblick in das Detail derartiger Unternehmungen zu gewähren, schrieb Billroth ein Buch „Die Krankenpflege im Hause und im Hospitale“ (Wien, bei Gerold); dieses Buch, welches gleichzeitig ein Haus- und Familienbuch im besten Sinne ist, hat große Verbreitung gefunden, es wurde wiederholt aufgelegt, oft übersetzt und brachte dem Rudolfsnerverein einen beträchtlichen materiellen Ertrag. —

Diese flüchtige Uebersicht über die Arbeit und den Erfolg weniger Jahre gibt eine Vorstellung von der machtvollen Individualität Billroths, die durch ihre Liebenswürdigkeit die Herzen, durch ihre Genialität gepaart mit Fleiß und durch ihr edles Streben die Bewunderung der Menschen gewann, durch ihre scheinbar plötzliche Entfaltung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Doch sehen wir auch hier eine allmähliche, organische Entwicklung aus bescheidenen Anfängen.

Billroth wurde am 26. April 1829 in Bergen auf der Insel Rügen geboren, wo sein Vater, der von schwedischer Abstammung war, als evangelischer Pfarrer wirkte. Er war der älteste von fünf Brüdern und erhielt in der Taufe die Namen Christian Albert Theodor.

Der Vater starb bald nach der Geburt des jüngsten Sohnes, die Mutter (eine Berlinerin, geborene Nagel) übersiedelte nach Greifswald, wo sie, selbst schwer krank, die Erziehung ihrer Kinder leitete. Sie starb im Jahre 1851 an ihrer langwierigen Lungenkrankheit, ihren Kindern die reinsten Erinnerung an eine treffliche, still duldbende Frau zurücklassend.

Alle vier Brüder unseres Billroth sind nun auch längst gestorben. Im Herbst 1848 absolvirte er in Greifswald das Gymnasium, als mittel-mäßiger Schüler. Nur Geschichte, besonders Literaturgeschichte und die alten Dichter hatte er eifrig studirt, für Sprachen und Mathematik war er wenig begabt und ließ sich von dem Studium dieser Fächer durch seine Vorliebe für Musik ablenken. Nur die Energie seiner Mutter hinderte ihn, sich ganz der Musik zu widmen, für welche er die Begabung von Eltern und Großeltern ererbt hatte.

Die Wahl der medicinischen Facultät für die Fortsetzung seines Studiums wurde theils durch seinen Oheim, den geschätzten Professor der Arzneimittellehre Ph. Seifert, und den der Familie eng befreundeten Professor der Chirurgie Baum, theils durch die Studirenden der Medicin, die am Gymnasium seine Privatlehrer gewesen waren, bestimmt.

Im zweiten Semester seiner Universitätsstudien — das erste war in Greifswald meist unter der Beschäftigung mit Musik hingebacht worden, — folgte er Professor Baum nach Göttingen, wo er unter dem Einfluß eines vortrefflich zusammengesetzten Lehrkörpers mit Eifer und Energie den

Wissenschaften oblag. Der Physiologe Rudolf Wagner und der Chirurg Baum waren es vorzugsweise, deren Lehre und Beispiel seinem Studium, auch für späterhin, die Richtung gab. Dabei wurde die Pflege der Musik nicht vernachlässigt. In Wissenschaft und Kunst gleichstrebend wurde Georg Meißner (später Professor der Physiologie in Göttingen) mit Billroth innig befreundet, und Beide wurden im Herbst 1851 von Rudolf Wagner auf eine wissenschaftliche Reise nach Triest — hauptsächlich zur Erforschung der Anfänge und der Endigungen der Nerven am Zitterrochen — mitgenommen. Die Alpen, Oberitalien, das Meer hinterließen tiefe Eindrücke, die auf der Reise besuchten Universitäten Gießen, Marburg, Heidelberg, Wien gaben mancherlei Anregungen. — Im Herbst 1851 zog Billroth an die Berliner Universität; in dieser Zeit starb seine Mutter und ließ nur ein sehr geringes Vermögen zurück, so daß ihm die Fortsetzung des Studiums nicht möglich gewesen wäre, hätte nicht die Großmutter Unterstützung gewährt. In Berlin waren es hauptsächlich Langenbeck, Schönlein, Romberg und Traube, welche ihn fesselten und anregten. — Im Herbst 1852 wurde Billroth in Berlin zum Doctor promovirt, im folgenden Winter machte er sein Staatsexamen und genügte seiner Militärpflicht. Gleichzeitig besuchte er die Privatklinik A. von Graefes der damals erst im Beginn seiner glänzenden Laufbahn stand. Aus diesem Verkehr entwickelte sich später ein Freundschaftsverhältniß. — Zu Ostern 1853 begab sich Billroth nach Wien, wo er mit Eifer Curse und Vorlesungen (u. A. bei Hebra und Dypolzer) hörte. Danach besuchte er noch für einige Wochen Paris (wo er mit Baum und Meißner zusammentraf) und kehrte im Herbst nach Berlin zurück, um sich als praktischer Arzt niederzulassen. Der Anfang war nicht ermunternd, denn in den ersten zwei Monaten hatte er nicht einen einzigen Kranken; da führte ihn ein glücklicher Zufall zu einem Freunde und Landsmann Dr. C. Fock, der kürzlich bei Langenbeck Assistent geworden war. Dieser forderte ihn auf sich um eine eben frei gewordene Assistentenstelle an der Klinik zu bewerben und er bekam die Stelle. Nun war Billroth am richtigen Platz. Das Beispiel Langenbecks, der Verkehr mit ihm und anderen bedeutenden Männern (Dieckel von Hemsbach, von Wärensprung, v. Graefe, Wilms), besonders aber der eigene Ehrgeiz spornten ihn zu unausgesetzter Arbeit. Neben der Chirurgie betrieb er mikroskopische Untersuchungen krankhafter Gewebe, namentlich der krankhaften Geschwülste. — Im Jahre 1856 wurde er Privatdocent für Chirurgie und pathologische Anatomie, hielt seine ersten Vorlesungen über pathologische Anatomie, über allgemeine und specielle Chirurgie und gab praktische Curse über pathologische Gewebelehre und über chirurgische Operationen. — Im Herbst 1856 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Holland, England und Schottland. — In den folgenden Jahren bewarb er sich vergebens um verschiedene Spitalstellen, im Jahre 1858 erhielt er einen Ruf als Professor der pathologischen Anatomie nach Greifswald, den er jedoch ab-

lehnte, weil er sich nicht entschließen konnte, die Laufbahn in der Chirurgie aufzugeben. — In demselben Jahre verband er sich mit Christel Michaels zu dauernd glücklicher Ehe. — Im folgenden Jahre erhielt er, noch als Assistent Langenbeck's einen Ruf an die chirurgische Klinik in Zürich, wo er am 1. April 1860 sein Amt als ordentlicher Professor antrat, dem er durch 7½ Jahre vorstand. — Die Züricher medicinische Facultät hatte stets treffliche, vorwärts strebende Professoren, so daß es an wechselseitiger Anregung und Förderung nicht fehlte. Von hervorragenden Collegen, mit welchen Billroth damals in collegiale Beziehungen trat, seien hier genannt: Griesinger, Biermer, Molešcott, A. Fick, Frey, G. Meyer, Horner, Breslau, Rindfleisch; doch auch mit bedeutenden Persönlichkeiten aus anderen Kreisen wurden Verbindungen unterhalten, so mit Wischer, Lübke, Semper, Gottfried Keller, Dienbrüggen u. A. Der Kreis des anregenden geselligen Verkehrs war damit nicht umschrieben, er umfaßte auch die Fachgenossen von den übrigen Schweizer Universitäten und die Gäste aus Deutschland, die in Billroth's Haus stets warme Aufnahme fanden.

In den Jahren 1862 und 1864 lehnte Billroth Berufungen nach Koftok und nach Heidelberg ab, im Jahre 1867 aber folgte er dem Rufe an die Wiener Universität, wo er am 20. August sein Amt antrat. —

In Wien lebte sich Billroth bald ein; sein lebhaftes Wesen, seine entgegenkommende Freundlichkeit, sein Sinn für heiteren Lebensgenuß wurden von den Wienern als verwandte Züge empfunden, und bald hatte Billroth neben dem Kreise seiner Schüler, die ihn liebten und verehrten, einen weiten geselligen Kreis, dessen Zusammensetzung zum Theil durch die Musik bestimmt wurde, deren Pflege er sich nach wie vor hingab. Mit Eduard Hanslick und Johannes Brahms wurde enge Freundschaft geschlossen, und manche Composition von Brahms wurde zuerst in Billroth's gastlichem Hause gehört an einem jener musikalischen Abende, welche den begünstigten Theilnehmern auserlesene und unvergeßliche Genüsse gewährten.

Die mannigfachen in Wien angeknüpften Verbindungen seiner Familie, das Behagen an dem Wiener Leben und die Freude an dem großen Wirkungskreis waren die Gründe, welche Billroth Berufungen an die Charité in Berlin (nach dem Abgange Jüngkens) und an die Straßburger Universität (1872) ablehnen ließen. Als vor Langenbeck's Rücktritt bei Billroth angefragt wurde, ob er einem Rufe nach Berlin folgen würde, und als Langenbeck selbst keinen würdigeren Nachfolger zu nennen wußte, als seinen früheren Assistenten Billroth, da mag wohl die Versuchung groß gewesen sein; als aber Billroth sich endlich entschlossen hatte, in Wien zu bleiben, da war unter der Studentenschaft des Jubels kein Ende, unter den Freunden herrschte frohe Befriedigung, und die damals erfahrenen Beweise von Liebe und Verehrung mochten ihn für die Dual der Entscheidung und für Aufgegebenes entschädigen.

In den letzten Jahren liebte es Billroth davon zu sprechen, daß er

sich alt fühle; er wurde stärker, das Treppensteigen, das Gehen wurde ihm zur Pein, das Operiren strengte ihn an, er bekam Athembeschwerden, und die ihm Nahestehenden betrachteten ihn oft mit Besorgniß. Im Frühjahr 1887 kam endlich eine schwere Krankheit der Lunge (acute Entzündung der feinen Verästelungen der Bronchien) zum Ausbruche, welche ihn dem Tode so nahe brachte, daß sein Leben nur noch für wenige Stunden Dauer versprach.

Selten hat ein Krankheitsfall so allgemeine Theilnahme in allen Bevölkerungsschichten Wiens gefunden. Den ganzen Tag über kamen und gingen die Menschen, welche die neuesten Nachrichten aus dem Krankenzimmer hören wollten, die Studenten kamen truppweise vor das Haus gezogen und hofften, ihr „Prosit“-Ruf würde zu dem Ohr des Kranken dringen. Noch um Mitternacht kamen Berichterstatter der Zeitungen, um für ihren Leserkreis die letzten Details des Krankheitsverlaufes zu erfragen.

Er selbst hatte sich aufgegeben, nahm von den Seinen Abschied und hatte nur noch den Wunsch, nicht mehr mit zwecklosen Heilversuchen gequält zu werden.

Als man ihm sagte, es sei noch nicht jede Hoffnung für seine Genesung geschwunden, doch seine eigene Mitwirkung sei erforderlich, er müsse sich so zu sagen selbst helfen, da antwortete er nach kurzem Sinnen mit keuchendem Athem, flüsternd, in Pausen: „Gut, — wenn es — so ist — will ich — Alles thun!“ Und es war rührend, wie er von da an Alles mit sich vornehmen ließ, und wie er mithalf, und wie dann die ersten Spuren der Besserung sich zeigten, wie endlich er selbst zu empfinden begann, daß es zur Genesung ging; wie dann der Lebensmuth und der Sinn für die kleinen Freuden des Tages wiederkehrten! Noch sehr schwach, begab sich Willroth auf seinen Landsitz am Wolfgangsee und begann, seine Kräfte systematisch zu üben. Der Erfolg war erstaunlich: sein Gang wurde wieder elastisch, seine Kraft ausdauernd, das Athmen frei, die Gestalt schlank, und sieht man ihn jetzt, wenn er seiner klinischen Thätigkeit mit jugendlicher Frische und Leistungsfähigkeit obliegt, oder sieht man ihn in den Ferien, wie er im Lodenanzug viele Stunden täglich mit raschem Schritt, ohne zu ermüden, und zu seinem Vergnügen, nicht mehr zur Cur in den Bergen umhersteigt, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß jene Müdigkeit und Gleichgültigkeit, die man in den letzten Jahren an ihm gesehen hatte, nicht frühes Alter war, sondern Krankheit, und daß der wieder genesene Willroth noch lange leben wird, nicht als müder Greis, sondern in frischer Thätigkeit und Kraft.





Aus der Münchener Kunstausstellung des Jahres 1888

Von

Ludwig Pfau.

— Stuttgart. —

(Schluß.)

Genre.

Die nach Licht und Farbe trachtende Zeitrichtung der Malerei hat natürlich ihren Stempel auch dem Genre aufgedrückt, dessen vorzüglichere Leistungen man ebensowohl den coloristischen oder realistischen Bestrebungen einreihen könnte. Doch ist immerhin eine Anzahl von Sittenbildern übrig geblieben, bei welchen die Charakterzeichnung nicht der Tonwirkung das Feld zu räumen hatte.

Der bedeutendste Colorist dieser Gruppe, wenn auch mehr im alten als im neuen Sinn, und zwar nicht zu seinem Schaden, ist wohl Wilhelm Diez in München. In seinem „Ueberfall eines Reisewagens im sechzehnten Jahrhundert“ zeigt er uns das unglückselige Fuhrwerk, wie es von vier Strauchdieben, die rechts auf einer kleinen Bodenerhebung sich in Hinterhalt gelegt hatten, gewaltsam angehalten wird. Der Kutscher flieht, und der Reitknecht sucht umsonst das vordere Handpferd anzutreiben, da das hintere stürzt, wahrscheinlich von einer Kugel getroffen. Auch zwei bewaffnete Begleiter entfliehen und lassen die beiden Frauen, die mit zwei Kindern und einem Schoßhündchen dem Wagen entstiegen sind, schmählich im Stiche. Der kaum dem Knabenalter entwachsene Sohn macht allein Miene, sich mit dem Degen in der Hand zu vertheidigen, wird aber von der Mutter zurückgehalten. Das Bild leidet zwar an einigen Unwahrscheinlichkeiten in Beziehung auf die

Erfindung der Fabel. Abgesehen davon, daß Alle, bis auf den Knaben, vor den vier schlechtbewaffneten Strolchen Reißaus nehmen, die sich nicht in die Nähe wagen, und von welchen sogar einer nur aus der Ferne mit dem Degen zu drohen weiß, ist auch das Aussteigen der Frauen nicht motivirt. Aber der Künstler geht mit solcher Entschiedenheit auf die coloristisch-drahtische Wirkung der äußern Erscheinung los, daß man mit ihm das Wenn und das Aber des innern Vorgangs vergißt und sich an seiner originellen Farbengebung erfreut, deren eigenthümliche, lustig weiche und doch tief kräftige Harmonie von aller übrigen Malerei sich als einzige unterscheidet. Weniger gut in der Gesamtwirkung und auch nachlässiger in der Zeichnung ist ein zweites Bild: „Geraubt.“ Dafür erfreut es durch seinen köstlichen Humor. Diesmal ist ein feistes Pfäfflein den Wegelagerern in die Hände gefallen, und da diese einen ebenso guten Magen wie die Kirche haben, so führen sie sein Ejelein, beladen mit den Gaben frommer Seelen, davon. Der Kapuziner scheint nicht ohne Beihülfe in seine liegende Stellung gekommen zu sein; aber nachdem die Schwartenhäuse nach Ritterbrauch gehandelt, lüftet der eine beim Fortreiten noch freundlich den Hut: „Guern Segen, Herr Pater!“ — Dieselben Vorzüge und auch dieselben Schattenseiten hat ein drittes Bild, das „Verhör“, wo einem geharnischten Ritter von seinem Knappen ein Bauer am Schlappohr vorgeführt wird.

Franz Defregger in München tritt diesmal nur mit einem kleinen älteren Bildchen „Bei den Holzknechten“ in seiner Eigenart vor uns. Meisterlich und anmuthend führt er uns in die Gesellschaft jener derben Gestalten, die, von der Arbeit zurückgekehrt, sich zu zwei schmucken Dirnen an den Tisch gesetzt haben. Sein Porträt des Prinzregenten von Bayern — in der Toppe und den Wadelskrumpfen eines oberbayrischen Gebirgsbewohners — entspricht jedoch nicht den Anforderungen, die man an ein lebensgroßes Porträt von der Hand eines bedeutenden Künstlers stellen muß. — Hugo Engel in München, der in den Fußstapfen Defreggers wandelt, verbindet in seiner „Heimkehr von der Jagd“ leichte Behandlung mit coloristischem Reiz, obwohl die Tonwirkung manchmal zu wünschen läßt. So hat der Ton des einen Gesichts zu viel Aehnlichkeit mit dem der angrenzenden Wand, ein Mißstand, dem auch nicht durch eine plastischere Abhebung der Form gesteuert wird.

Auch Eduard Grügner in München ist diesmal mit keiner bedeutenderen Arbeit vertreten. Sein „Dominikanerkeller“ bringt einen jener unterirdischen Gottesdienste, wo die Gaben des Herrn mit bekannter Andacht gefeiert werden; aber in einer für einen so wichtigen Act doch allzuflüchtigen Ausführung. Dagegen zeigt das kleine Bild „Mittagschläfchen“ den Meister in seinen Qualitäten. In einem altväterischen ledernen Lehnstuhl mit gepolsterten Waden ist nach wohlvollbrachtem Mittagsmahl ein behäbiges Pfäfflein, die Cigarre noch im Munde und die Hände über das Bäuchlein

gefaltet, gottselig entchlummert. Der Ausdruck schmunzelnder Behaglichkeit auf diesem Gesicht ist unübertrefflich, und der hübsche harmonische Ton des Colorits athmet dieselbe Stimmung. —

Paul Meyerheim in Berlin steht mit seiner „Menagerie“ nicht auf der Höhe seiner Leistungen. Es fehlt zwar dem Bilde im Einzelnen keineswegs an lebendigen und charakteristischen Typen, aber die Gesamtwirkung zeigt als Composition eine zusammengestaute Menge, welche durch den etwas schweren, graubraunen und lichtlosen Ton der Färbung nicht gelockert wird. Ausdrucksvoller und harmonischer ist sein „Daniel Chodowiecki“, der in Ausübung seiner Kunst begriffen vorgebeugten Körpers vor der Kupferplatte am Fenster sitzt. Etwas kleiner würde dieses Bild eine größere Wirkung hervorbringen.

In höchst gelungener Weise zeigt uns Ferdinand Brütt aus Düsseldorf in seiner „Börse“, wie den alltäglichsten Vorgängen durch geistvolle Auffassung eine künstlerische Seite abzugewonnen ist. Geschmackvoll hat er die vornehmeren Gestalten zweier alter Kaufherrn in den Vordergrund gestellt und denselben durch die, unterthänig ihre Ordres empfangenden, Makler einen wirksamen Gegensatz gegeben. In der linken Ecke des Hintergrundes wird eine Schaar schreiender Makler von Lampenlicht beleuchtet, eine Gruppe, bei welcher der Künstler es trefflich verstand, das Häßliche durch das Gewand des Komischen mit den ästhetischen Forderungen zu versöhnen. In der Tiefe rechts führt eine offene Thür ins Freie, und hier im Mittelgrund steht ein alter, dem Beschauer den Rücken kehrender Herr, der mit erhobener, die Finger ausreckender Hand, wie es scheint, nichts Gutes zu verkünden hat. Unter seinen Zuhörern befinden sich zwei junge Leute, von denen der eine im Begriff ist, der Versuchung zu entfliehen, der andere aber den inneren Kampf noch nicht beendet hat. Das kalte Tageslicht der rechten Seite bildet mit dem warmen Lampenlicht der linken nicht nur einen malerischen Contrast, sondern bringt auch die wesentliche Bedeutung der beiden Gruppen zu stärkerem Ausdruck. Der Hauptreiz an dem Bilde aber ist die lebendige individuelle Ausprägung der Charaktere. Darin eben besteht die Kunst, das Alltägliche vor der Langweiligkeit zu retten, daß uns das Bild keine hohlen Masken, sondern belebte Typen vorführt, deren inneres Leben uns ein menschliches Interesse einflößt.

Ch. L. Bockelmann in Düsseldorf, der mit seinen Sujets gleichfalls die Bahnen des Alltags zu wandeln pflegt, und zwar nicht ohne Geschick, war diesmal in seinem „Nordfriesischen Begräbniß“ weniger glücklich. Auch er versuchte hier das freie Licht künstlerisch zu verwerthen, ohne jedoch die Qualitäten des Tons in dem Maße zu beherrschen, wie dies zu einem vollständigen Erfolg in dieser Malerei unbedingt nöthig ist. Dagegen strebt er den einheitlichen Ausdruck seines Gedankens mit einem Ernste an, der manchem der heutigen Farbenkünstler zum Vorbild dienen

könnte. — „Die Novize“ von Otto Wolf in München hat viel Ansprechendes. Die Gestalten der alten Frau und des von ihr gebrachten jugendlichen Opfers heben sich vornehm von dem weißen Interieur ab. Aber die andern Figuren sind doch etwas zufällig über das Bild zerstreut. — Mit Sicherheit dagegen beherrscht Georg Jakobides in München seine Mittel. Sowohl in seinem „Kinderstreit“, wo das auf dem Schoß der Großmutter sitzende Jüngste seinem Schwesterchen wegen eines Apfels in den Haaren liegt, als auch bei dem kleinen Bilde, „Großvaters Pfeife“, wo ein Knabe in verbotenen Genuße schwelgt, vereinigen sich naturwahre Farbenempfindung und Verständniß der Form zu einem erfreulichen künstlerischen Eindruck.

Eine sehr hübsche harmonische Stimmung zeigt das „Memento mori“ von Anton Laupheimer in München: ein Mönch in seiner Zelle, einen Totenkopf betrachtend. — Ein ausnehmend hübsches Bildchen aber ist die „Poststation“ von Hugo Kaufmann in München. In einer dunkeln, durch eine tiefe Fensternische mit schwachem Abendlicht versehene Poststube, auf der Bank längs der Wand, sitzt der Postillon neben einer hübschen, runden Dirne in angelegentlichem Gespräch, das so gedämpft sein dürfte, wie die dämmerige Heimlichkeit des Raumes, in welcher die beiden sich wohl zu befinden scheinen. Die Darstellung ist einfach und lebenswahr sowohl in Beziehung auf Stellung und Ausdruck als auf die Farbestimmung, welche von feiner Harmonie ist. — Auch Richard Winternitz in Stuttgart bringt in seinem „Schwertfeger“ eine wohlstudirte Arbeit von guter Wirkung. Die Figur ist liebevoll behandelt; nur vermißt man bei so viel Metallgegenständen eine entschiedenere Hervorhebung des immer etwas glänzenden Metallcharakters, dem andern Detail gegenüber.

„Das Bild vom Schatz“ von Wilhelm Hajemann in Karlsruhe, ein Ritzstück, zeigt uns ein Mädchen in kleidsamer Schwarzwälder Tracht, welches die Photographie des Liebsten betrachtet. Das feine, wohlgezeichnete Profil, der schöne Ton und die sorgsame Ausführung verbinden sich zu einem sehr erfreulichen Eindruck. — Ein hübsches Frauenprofil bringt auch Alfred Stevens in Brüssel unter dem Titel „Die Geschenke“. Sinnend sitzt die Beschenkte vor einem teppichbedeckten Tische und betrachtet eine schmuckartige Spielerei, über deren Zweck sich auch der Beschauer umsonst den Kopf zerbricht. Das gelbblonde Haar, die träumerischen Züge und die feine coloristische Behandlung geben dem Ganzen den Reiz poetischer Anmuth. — Wladislaus Czachorski in München giebt in seiner Dame „Vor dem Spiegel“ eine sehr anerkennenswerthe Leistung der Detailmalerei. Die unruhige Wirkung, welche dieselbe meist mit sich bringt, ist glücklich überwunden, aber nicht so ganz die trockene Nüchternheit. Trotz der sich mit Blumen schmückenden Dame macht daher das Bild den Eindruck eines reichen Stilllebens von großer Feinheit und sorgfältiger Durchführung.

Unter den Kleinmalern ist Karl Seiler in München in erster Linie

zu nennen. Besonders fein im Ton ist seine „Gefährliche Situation“, drei preußische Soldaten in ihren Mänteln hinter einer Verschanzung, in deren Nähe eine Bombe platzt. Eine meisterliche Durchbildung zeigt auch seine andere Soldatengruppe „Im Repli“. Trotz aller Ausführung wird Seiler nie kleinlich; doch fehlt es etwas an Lust, und wenn die Figuren besser von einander losgingen, könnte man ihn wohl einen deutschen Meißonier nennen. — Ähnliche Vorzüge hat Wilhelm Velten in München in seinem „Pferdemarkt“ aufzuweisen, der uns in das rege Treiben vor einer Stadtmauer versetzt. Das zerstreute Licht des bedeckten Himmels taucht alles in eine große Gleichmäßigkeit des Tons. Velten zeigt in dem engen Rahmen, den er wählt, eine erfreuliche Kunst, die Natur im kleinsten Maßstabe stimmungsvoll wiederzugeben und deren Darstellung, ohne in's Miniature zu fallen, geschmackvoll zu behandeln.

Gaetano Chierici in Reggio schildert mit Humor eine „Ueberraschung“, die einige Knaben einem Mädchen bereiten, indem sie sich in Verkleidungen mit häßlichen Larven stecken. Die arme Kleine ist sammt dem Stuhle vor Schreck umgefallen. Das Bild ist, wie auch die beiden kleineren desselben Künstlers, „Die erste Pseife“ und „In der Küche“, geschmackvoll erdacht und sorgfältig ausgeführt; nur erscheint die Behandlung etwas trocken. — „Mein Atelier“, von El. Pagliano in Mailand, ist eine feine Tonstudie und stellt den Künstler in seinem Atelier dar, wie er ein im Rococo-costüm sitzendes Modell zeichnet. Bis in den tiefen Hintergrund bleibt alles farbenklar, während sich doch jeder Plan von dem anderen deutlich trennt. — Nicht weniger fein im Ton ist das Bild „Auf der Promenade“ von Giacomo Favretto in Venedig. Spaziergänger in Zopftacht gruppiren sich vor einem Palast in ziemlich willkürlicher und wenig motivirter Weise. Die farbigen Costüme der Zeit erscheinen in bunter, aber doch sanft gestimmter Mischung, und die Ausführung ist eine außerordentlich feine in Zeichnung wie in Colorit. Aber die Figuren, allzu schatten- und körperlos, gehen nicht von einander ab.

Alex. Bihari in Budapest entfaltet in seinem „Vor dem Dorfrichter“ und in der „Brautschau“ ein ganz hervorragendes Talent der Charakter-schilderung. In einer kahlen, niederen, weißgetünchten Stube — deren Deckenbalken die Petroleumlampe geschwärzt hat, und deren ganzer Wand-schmuck in einer dörrlichen Uhr und hölzernen Bänken besteht — vollzieht sich die dramatische Scene. Links am grünen Tische sitzt der Richter, die Beine über einander geschlagen, die Cigarrenspitze in der Hand, mit der Amtsmiene des Gefezvollstreckers. Hinter dem Tische steht der Actuar, aus einer langen Meerschampfeife rauchend; er scheint das Ereigniß mehr als eine scherzhafte Abwechslung zu betrachten. Und lachen muß man freilich, wenn man den Wortführer der klagenden Zigeunerbande in seinem vom Kampf aufgerissenen Hemde den Vorgang erzählen und seine zer Schlagene Geige vorzeigen sieht, hinter ihm eine Gruppe schwarzäugiger,

halb dummdreister, halb neugierig ängstlicher Gesellen, darunter einer mit verbundenem Kopf, der auch nicht leer ausgegangen zu sein scheint. Zwischen Richter und Kläger steht der Beklagte, ein Bauernburſche, deſſen Kleidung noch der Militärdienst anzusehen iſt, in aufrechter Haltung, mit der Ruhe der Unſträflichkeit; er pocht, dieſem hergelaufenen Geſindel gegenüber, offenbar auf die Berechtigung des Einheimiſchen. An der offenen Thüre, welche eine Bodenleiter ſehen läßt, ſteht eine Frauensperson, lachend die Hände in die Seite geſtemmt, als Vertreterin der weiblichen Neugierde und Parteinahme. Die Gruppierung iſt ungeſucht, aber geſchmackvoll, das Colorit einfach aber kräftig, der Vortrag breit und flott, wenn auch manchmal nicht ganz geſchickt, und die Zeichnung correct; vor allem aber ſind die Charaktere ſo typiſch und dabei doch ſo individuell geſchildert, daß man den Eindruck abſoluter Wahrheit erhält, und Bihari hierin ſich wohl mit Knauß meſſen kann. Minder gelungen in der Ausführung, aber gleichfalls vortrefflich charakteriſirt iſt das zweite Bild des Künſtlers „Die Brautſchau“. Ein junger, ungarischer Bauer ſteht in ſeinem ſchwarzen, halb ſtädtiſchen Anzug, von ſeinem Brautwerber begleitet, vor ſeiner Erwählten, die, eine dralle Dirne, ihn ſicher mit Wohlgefallen von Kopf bis zu Fuß gemuſtert hat und nun züchtig ihre Augen auf ſeine Stiefel gerichtet hält. Der dem Beſchauer den Rücken kehrende vierſchrötige Vater ſchaut der gegenseitigen Prüfung erwartungsvoll zu, und die übrige Verwandtschaft iſt bereits einverſtanden. Die Figuren ſind hier weniger plastiſch loſgelöst, obwohl die linke, von einem Fenſter beleuchtete Seite wahr und wirkungsvoll behandelt iſt.

Stilleben.

Die gemalten Blumenſträuße, Küchensſchäße und Ziergeräthe ſind dieſmal in geringerer Zahl erſchienen als gewöhnlich und ſtammen größtentheils von Frauenhand. Das Hervorragendſte an Blumen wurde von Margaretha Roosenboom in Silverſum bei Utrecht geliefert, einer Künſtlerin, die ihren Namen nicht vergeblich führt, denn ſie brachte nichts als Roſen, und zwar von keinem ſchlechten „Boome“. Trotz einer ſorgfältigen Ausführung haben ihre Bilder eine gewiſſe Einfachheit und erinnern an die ruhige Solidität der alten Holländer. Aber der ſchöne Gesamnton iſt nicht frei von Manier und nimmt's nicht allzu ſtreng mit der Wahrheit. Die Lokalfarben ſind nicht hinlänglich auseinander gehalten, und die Harmonie beſteht zum Theil aus einer etwas willkürlichen Gleichfärbigkeit. — Weniger klaſſiſch, aber von naiverer Unmittelbarkeit ſind die „Narziffen“, von Abrienne van Hogendorp's' Jakob im Haag — lauter gelbe Blumen in einem dunkelbraunen Topfe auf hellgrauer Wand — von geſundem Stil und Vortrag, ohne Rückhalt und Künſtelei. — Auch Anna Peters in Stuttgart hat friſch und frei behandelte „Herbſtblumen“ und „Päonien“ gebracht.

Zwei hohe Bilder von Eliſe Hedinger in Berlin zeigen: das erſte eine

Lavine von Kirſchen und Johanniſbeeren neben einer Schüſſel mit Pfirſichen und einer grau-grünen Melone im Vordergrund; das andere eine Verſammlung von Auſtern: ausgeleerte über den Tiſch her, volle auf der Platte, und dahinter noch vorrätliche in einem umgeſtürzten Korbe; dazu eine hohe Deckellanne und ein ſchlankes Reſchglas. Die Bilder bekunden künſtleriſchen Geſchmack und haben — namentlich das Fruchtſtück — ein gefälliges Arrangement; auch die Malerei iſt geſchickt und anſprechend, aber freilich mehr decorativ als intimeres Naturſtudium verrathend. — Aſtern mit Citronen vor einem Teller voll Trauben und einem getriebenen Pokal in altem Silber bringt Charlotte Gampel in München. Die Ausführung hat weniger Bravour als die vorhergehende, aber mehr Ton und Tiefe, wenn auch mit etwas Verſchwonnenheit im Hintergrund.

Antoine Vollon in Paris — einer der bedeutendſten unter den heutigen Malern von Stillleben — ſchickt ein flott hingepinſeltes, hauptſächlich aus todtten Vögeln beſtehendes Bild, das zwar kräftig in der Farbe, aber von decorativem Vortrag und nicht von der Klarheit und Feinheit des Tons iſt, die man von ihm erwarten ſollte. — Ein kleines Stillleben orientalischer Geräths von Hugo Charlemont in Wien dagegen — Schüſſel und Kanne mit allerlei Schmuck vor einem inkrustirten Perlmutterkäſtchen auf einem mattfarbigen Teppich — hat bei ſorgſamſter Ausführung des Details eine ſo maſſig einheitliche Geſamtwirkung, als wäre ſie von breitem Vortrag, und iſt ſelber ein kleines Schmuckſtück.

Porträt.

Die Bildnißmalerei hat dem Münchner Glaspalaſt ein großes Contingent geſtellt, das auch in Betreff der künſtleriſchen Leiſtung nicht in der hinterſten Reihe ſteht. In erſter Linie nehmen hier die zahlreichen Porträte Franz Lenbachs, welche zwei Cabinette füllen, die Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Doch was gewöhnlich geſchieht, daß nämlich durch eine ſolche Zuſammenſtellung das Werk des Künſtlers an Werth und Wirkung gewinnt, iſt hier weniger der Fall; die Mängel ſcheinen ſich vielmehr in merkbarerer Weiſe zu einem Geſamteindruck zu vereinigen als die Vorzüge, wozu freilich die vom Künſtler getroffene, nicht immer glückliche Auswahl, ſowie die Vergleichung mit andern, ſorgſältiger ausgeführten Porträten der Ausſtellung beiträgt. Lenbach hat ſich an dem Studium der alten Meiſter herangebildet und dieſen ihre Praktiken abgelernt wie nicht leicht einer; und wenn denn auch bei einzelnen ſeiner Gemälde die Abſtammung ſichtbar wird, ſo bilden dagegen ſeine beſſeren — wie z. B. ein früheres Porträt Ludwig von Hagns — eine Art Quinteſſenz der alten Schulen, welche eine ſchöpferiſche Zuſammenfaſſung ihrer Vorzüge und keineswegs eine Nachahmung der einen oder andern iſt. Aber trotz einer gewiſſen gemeinſamen Manier zeigen die Lenbach'schen Porträte in ihrer Geſamtheit doch eine Verſchiedenheit der Darſtellung und Behandlung, ein gewiſſes Suchen und Taſten, das denſelben

etwas Unstetes, man möchte fast sagen, trotz ihres Kunstwerth's Dilettirendes giebt, so daß man sich unwillkürlich fragt, welches unter ihnen der eigentliche Lenbach sei. Es kommt in dieser Malerei mehr der unruhige Geist des genialen Strebers zum Vorschein als die sichere Selbstbestimmung des gereiften Meisters. Dies zeigt sich besonders in der Nachlässigkeit, mit welcher gewöhnlich das Figürliche behandelt ist. Ein wahres Kunstwerk muß gleichmäßig durchgebildet sein in seiner ganzen Erscheinung; und wenn es beim Porträt am Plage ist, das Nebensächliche dem Kopfe unterzuordnen, so ist es ein großer Unterschied, ob dies mit künstlerischem Maß und mit consequenter, dem Beschauer nicht zum Bewußtsein kommender Berechnung geschieht, oder ob es sich als eine willkürliche Schlaudrigkeit darstellt, die dem Gemälde den Charakter des Unfertigen giebt. Bei einzelnen Bildern geht man, wenn die Köpfe so vortrefflich gemalt sind, bereitwillig über solche kleine Gebrechen hinweg, um sich an das Erfreuliche zu halten; aber wenn diese Unzulänglichkeiten in Masse auftreten, werden sie unerquicklich und machen den Eindruck eines Mangels, der nicht nur in einem capriciösen Uebermuth, sondern in einem künstlerischen Unvermögen seinen Grund hat. Und etwas mag wohl dem Umstand auf Rechnung zu setzen sein, daß des Künstlers darstellende Fähigkeit nicht über das Porträt hinausgeht. Gleichviel! trotz alledem finden sich Bildnisse genug in der Sammlung, welche Lenbach's hervorragendes Talent, den seelischen Inhalt, das geistige Gepräge eines Menschen in seinen Zügen wiederzugeben, zu voller Geltung bringen; und dieser Eindruck wäre sicherlich noch durchschlagender, wenn ihn der Aussteller nicht durch eine Anzahl Pastellzeichnungen getrübt hätte, welche mehr flau als fein, mehr chagirt als charakterisirt, seine frühere einfache aber meisterliche Zeichnung vermissen lassen. Diese Umrisse haben weit bis zum Strich eines Ingres oder Holbein. Ohne Zweifel steht einem Künstler von Gottes Gnaden eine ordentliche Dosis Selbstbewußtsein wohl an; aber zu glauben braucht er deshalb doch nicht, daß er nur mit einem Stift über ein Papier zu fahren habe, um etwas Bewundernswerthes hervorzubringen.

Zu leugnen ist nicht, daß der vorderste Platz unter den Porträtisten unserem berühmten Landsmann von einem Pseudoengländer mit Namen Hubert Herkomer sehr streitig gemacht wird. Dieser hat mit seiner „Dane in Weiß“ auf einem ebenfalls weißrauen Grunde der hell auf Hell abhebenden Mode seinen Tribut bezahlt. Miß Grant ist denn auch, mit Hülfe zahlreicher Reproduktionen, sozusagen die Heldin der Ausstellung geworden. In weißem decolletirtem Kleide mit gelblichem Mediciszügel und gelblichen bis an die Ellbogen reichenden Handschuhen sitzt sie auf einem einfachen Sessel. Die feinen und doch bestimmten Züge sind von einem kaum sichtbaren Roth angehaucht; das tiefschwarze Haar legt sich in leichten Lockchen auf die Stirne; der Glanz der Augen, der dem Gemälde den Farbeffect erregt, ist von einbringlicher Leuchtkraft, und ihr Ausdruck athmet

Seele und Leben. Das Bild ist bezaubernd durch seine ernste Lieblichkeit; aber offenbar steht, in Betreff der bestridenden Wirkung desselben, der Maler noch mehr in der Schuld des Modells, als das Modell in der des Malers. Denn wenn man in's Einzelne geht, sind die Formen des Gesichts doch etwas verblasen, die Draperie des Kleides etwas roh. Das Gegenstück, die „Dame in Schwarz“ mit dem Motto „Entranced in some divine mood of self oblivious solitude“ ist, wenn auch weniger anziehend, offenbar studirter und feiner durchgeführt. Diese unbenannte Dame sitzt in Schwarz auf einem breiten Lehnstuhl, auf dem ihr grauer Pelz und ihre ruhenden Arme sich ausbreiten. Die langen gelben Handschuhe lassen hier die Formen der feinen Hände besser durchfühlen, als dies bei ihrer weißen Nebenbuhlerin der Fall ist. Ihr Teint hat einen bräunlichen Anhauch, von einem leichten Roth gehoben. Ihre braunen Haare sind auf der weißen Stirn geschheitelt und leicht gewellt; ihre großen blaugrauen Augen, von geschwungenen Brauen überwölbt, haben einen weichen, träumerischen Ausdruck, dem der aristokratisch geschlossene Mund einen sinnenden Ernst verleihet. Dieses Bild, obwohl weniger einnehmend beim ersten Anblick, fesselt je länger je mehr, denn es hält die eingehendste Betrachtung aus. — Fast noch bedeutender als diese beiden Kniestücke ist das Brustbild des Afrikareisenden „Stanley“. Einfach, ohne jeden malerischen Kunstgriff, aber mit gewaltigen Pinselstrichen schildert es uns den kühnen Mann, wie er im schlichten Straßenanzug, die Hände leicht in einander gelegt, in eherner Ruhe dasitzt, ein Bild entschlossener Thatkraft. Und als ob der Geist des Modells auch in die Materie der Ausführung gefahren wäre, zeigt der Vortrag eine Energie, Sicherheit und Bestimmtheit, wie sie wohl bei keinem andern Porträt der Ausstellung in solchem Maße zu finden sind.

Der leider inzwischen gestorbene Frank Holl in London nimmt gleichfalls einen hervorragenden Platz in dieser Gattung mit seinen drei erfreulichen Porträten ein, unter denen sich namentlich das des „Lord Stalbridge“ auszeichnet; doch fehlt es etwas an Lustreflexen. Eine robuste, kraftvolle Malerei zeigt dagegen ein kleines Bild des Künstlers, „Lieblinge“ betitelt, das ein Mädchen mit einem Kaninchen vorstellt.

Das „Porträt meiner jüngsten Tochter“ von Alma Tadema in London überrascht durch eine eigenartige Tüchtigkeit von japanesisch-erotischem Anstrich, eine Auffassung, zu der allerdings die Physiognomie des Modells einigermaßen einlud. Ganz von vorn gesehen, in etwas monumentaler Stellung, eine Vase mit Blumen in der Hand, steht sie in einem eigenthümlich hellvioletten Costüm, das sich aber von einer grauen Thüre harmonisch abhebt, geradeaus blickend, vor dem Beschauer. Aber der Kopf mit seinen fein modellirten Zügen ist in seltener Vollendung durchgeführt. Die Hände sind mit großer Liebe behandelt, und der Künstler wußte sie gleichwohl dem Kopf unterzuordnen, ohne sie in Handschuhe zu stecken. Ein bizarres Porträt desselben ist dagegen das „Mein Arzt“ betitelt. Der Kopf ist zwar

mit anerkannter Einfachheit behandelt, aber ganz an's Ende des Rahmens gerückt, um die Hand eines Kranken zum Vorschein zu bringen, deren Pulsschläge der Arzt mit Hilfe seiner Uhr zu zählen im Begriff ist. Durch diese Anordnung macht das Bild den Eindruck, als wäre es aus einem größeren herausgeschnitten.

Eine ganz außergewöhnliche Leistung ist das „Selbstporträt“ von Anna Bilinska in Paris: energisch gezeichnet mit vollem Formverständnis, sehr ausgeführt, aber wie aus einem Guß und harmonisch in der Farbe, verräth es so wenig die weibliche Hand, daß es dem männlichsten Maler Ehre machen würde. — Zu den besten Einblendungen gehört ferner das „Porträt meines Vaters“ von Raphael Collin in Paris. Der alte Herr sitzt die Zeitung lesend auf einem Stuhl im Hellbunzel und wird, nach dem neuesten Recept, durch das vom Hintergrund her einfallende Licht beleuchtet. Aber die Aufgabe ist mit meisterhafter Geschicklichkeit gelöst. Die Schatten sind sehr durchsichtig, und die Ausführung ist eine anspruchslose ohne jeden prahlerischen Aufwand. — Auch das Kinderporträt von Gustave Courtois in Paris zeigt ein reizendes Köpfcgen, aber doch von etwas flacher, ver-schwommener Technik. — Erster Kategorie dagegen ist das „Selbstporträt“ von Francisco Domingo in Neuilly, ein spanischer Kopf mit schwarzem Bart, von kraftvoller Malerei, tüchtiger Modellirung und sprechendem Ausdruck.

Dramine Hubrecht im Haag sodann lieferte ein lebendiges Porträt des Ophthalmologen Professor Donders in Utrecht. — Von überzeugender Wahrheit ist das Kniestück eines jungen Mannes, von Jan Beth in Amsterdam, der, die eine Hand in der Tasche, herausblickend dasteht, als ob er im Begriff wäre uns anzureden. Die Schatten sind zwar etwas gleichmäßig schwarz, aber der Gesamton fest und einstimmig. — Auch Oskar Björk in Stockholm sandte ein sehr schönes weibliches Porträt. — Die Porträtgruppe dagegen, „Im Als-ist-kann“ (Gesellschaft junger Künstler in Antwerpen), von Henri Suyten daselbst, obwohl mit geschicktem, wenn auch etwas derbem und flüchtigem Pinsel gemalt, erinnert durchaus an die photographischen Zusammenstellungen von Gesellschaftsbildern. Gleichartige Köpfe bis an den Rand, einer neben dem andern, wie wenn jeder für sich allein da wäre. Keine Abstufung des Tons, keine Luft im Raume — eine Anhäufung uninteressanter, an die Wand geklebter Personen, aber kein abgerundetes Bild.

Einen hervorragenden Platz in dieser Gattung dagegen nimmt Julius Benczur in Budapest ein. Seine Porträte des Ministerpräsidenten Coloman Tisza und des Grafen Franz Nadasdy sind in Beziehung auf Zeichnung wie auf Colorit vortreffliche Leistungen. Einfach und charakteristisch ist die Haltung der Figuren, geistvoll und vornehm der Ausdruck der beiden Köpfe. — Leo Horowitz in Warschau schließt sich in seinen Bildnissen des Prinzen und der Prinzessin E. durch aristokratische Feinheit der Auffassung und Darstellung dem vorigen an. Namentlich zeigt die Prinzessin sehr schön

gemalte, wahrhaft durchgeistigte Hände. — Auch Heinrich Angeli in Wien erweist sich in den Conterfeis von „Andreas Achenbach“ und der „Gräfin Zichy-Nebern,“ als geschickter Porträtist. Das letztere Bildniß zeichnet sich gleichfalls durch die wohlgelungenen Hände aus. Für den männlichen Kopf erscheint die mehr elegante als charakteristische Darstellungsweise des Künstlers weniger geeignet: der alte Achenbach hätte offenbar eine etwas energischere Auffassung und schneidigere Behandlung gar wohl vertragen.

Im allgemeinen halten die deutschen Porträte den ausländischen nicht die Waage. Fr. Aug. Kaulbachs beide Bilder, der „Prinzregent von Bayern“ im Hubertusrittercostüm und das „Porträt einer Dame“, zeugen von ernster Anstrengung und ermangeln nicht einer eleganten Stättlichkeit. Aber das Bestreben, die vornehme Ausdrucksweise Van Dycks sich anzueignen, erweckt doch mehr den Eindruck höfischer Vornehmthuererei als aristokratischer Vornehmheit. — Die Porträte von Alois Erdelt in München zeigen eine charakteristische Behandlung der Formen und haben bei etwas schwarzen Schatten viel Relief; sie bringen uns aber die Personen nicht nahe. — Das „Selbstporträt“ von Toby Rosenthal in München hat tüchtige Malerei bei energischem Ausdruck; und das anmuthige Kinderporträt von Gustav Gaupp in Stuttgart ist ruhig und vornehm. — Zwei sehr verdienstliche Porträte von weiblicher Hand sind nicht zu vergessen. Die „Alte Frau“ mit weißer Flügelhaube, von Martha Aronson-Danzig in Berlin, ist in hellem gleichmäßigem Ton ohne merkliche Schatten modellirt und weiß die plastische Wirkung ohne Beeinträchtigung des Localtons mit seltener Geschicklichkeit hervorzubringen. — Das andere „Damenporträt,“ ein Kniestück von Johanna Kirsch in Berlin — decolletirtes bräunlichgraues Sammtkleid mit leichtem schwarzem Umwurf, bloße Arme — ist von sehr harmonischer Farbengebung, natürlicher Stellung und gutem Vortrag, wenn auch von etwas zu vieler Gleichförmigkeit im Teint, der ja nicht überall denselben Ton hat. — Max Theby in Weimar, ein Schüler von Löffel, bringt einen „Kopf in altdeutscher Tracht,“ der von geläuterter Empfindung und strengem Studium zeugt, und durch die Gebiegenheit der Zeichnung und die Einfachheit der Farbe, nicht weniger als durch die Tracht an eine „gute“ alte Zeit erinnert.

Thierstück.

Die heutige Thiermalerei zeichnet sich im allgemeinen durch ihre innige Verbindung mit der Landschaft aus, wodurch sie sowohl an poetischer Stimmung als an malerischer Bedeutung gewinnt. Doch verlegen sich immerhin einzelne Vertreter dieser Gattung vorzugsweise auf die charakteristische Darstellung und coloristische Verwerthung der Thiernatur und behandeln die Umgebung mehr als Hintergrund. Einer der hervorragendsten dieser Richtung ist Anton Braith in München, der uns in seinem lebensgroßen Bilde „Gang zur Tränke“ eine Rindviehfamilie vorführt. Des Künstlers bekannte flotte, breite Malerei und energische Formgebung zeichnen

auch dieses Bild wohlthuend aus. Doch sind die drei perspectivisch hinter einander aufmarschirenden Hornviehköpfe von etwas einförmiger Anordnung, welche überdies der coloristischen Gesamtwirkung nicht zu gut kommt, indem die weiße Kuh, der schwarze Stier und das rothe Kalb mehr derb contrastirende als fein harmonirende Gegensätze bilden, das Krautwerk des Vordergrundes zu unruhig ist und das Licht zu vielfach umherhüpft. — Ein sehr tüchtiges Viehstück von solider Zeichnung und außerordentlich verstandener Anatomie, „Aus Holland“ betitelt, ist von J. G. L. de Haas in Brüssel. Ein solides Impasto ist hier mit Vernunft angewandt, doch sind die Lichter etwas rau und die Schatten etwas glatt. — Julius Adam in München bringt drei ergötliche Scenen aus dem Katzenleben: „Junge raufende Katzen“, „Gestörte Siesta“ und „Störenfried“. Besonders ansprechend sind die beiden letzten, deren kleines Format die glatte, fleißige Technik des Künstlers besser verträgt als das erste, wo zwei junge Katzen unter dem Dache eines Heubodens raufen, während eine dritte eine Spinne belauert, die sich im Sonnenlichte einer Lucke schaukelt. Der „Störenfried“ ist eine Wespe, die eine Katze aus ihrer Ruhe bringt; sie ist, wie die beiden der „Siesta“, mit dem Luxus eines Boudoirs umgeben, dessen Stoffe dieselbe liebevolle aber auch glatte Behandlung zeigen wie die Thiere, die sehr wohl geleckte Katzen sind. — Auch „Barry“ und „Nero“, von Kamilla Zech in Stuttgart, ist eine gefällige Studie, welche die beiden derben Hundsköpfe breit behandelt und individuell charakterisirt; nur sollte der Hintergrund etwas besser gestimmt sein.

Unter den Thierstücken, welche zugleich Landschaften sind, zeichnet sich die „Remise in einer Meierei“ von Marie Collart in Brüssel durch eigenthümliche Auffassung und geläuterten Vortrag aus. Von einem offenen Schuppen überdacht, trinkt eine Kuh aus einem Kübel — gut gezeichnet, fest und sicher, aber nicht genug nach Flächen behandelt. Es fehlt an Unbefangenheit, das Colorit ist nicht ohne Manier, und die Localfarbe geht überall in's Bräunliche. — Die „Schafe“ von Anton Mauve in Laren (Holland) — eine Schafherde, unter dem Schatten der Bäume durch den Wald ziehend — zeichnen sich durch eine harmonische, poetische Stimmung aus. Doch ist der Vortrag ein etwas formlos verlässener, der die Schafe mehr haarig als wollig erscheinen läßt. — Ein größeres, sehr anerkennenswerthes Bild von Eduard Praterre in Brüssel zeigt uns „Hunde auf der Fährte“. Auf einem Sammelplatz in der Lichtung eines hohen Eichenwaldes, mit freier Durchsicht zwischen den Stämmen, deren schon ziemlich entlaubte Kronen eine matte Spätherbstsonne beleuchtet, befindet sich ein Rudel stehender, sitzender und liegender Hunde, hübsch und natürlich gruppiert. Dieselben sind frisch und frei behandelt und verbinden sich mit der gut gemalten Landschaft zu einem harmonischen Ganzen.

Ganz hervorragende Leistungen im Thierstück sind die „Herbstsonne“ und die „Frühlingssonne“ von Heinrich Zügel in München, der die etwas

kokettirende Manier seiner malerischen Flegeljahre, durch ernstes Naturstudium, zu künstlerischer Tüchtigkeit entwickelt hat. Das erste stellt vier weiß und braungefleckte Ochsen dar, die von einem Weibe geleitet, ein Stoppelfeld umpflügen. Die Thiere, ruhig und plastisch auf dem von der Herbstsonne matt beleuchteten Felde stehend, haben etwas Monumentales; die Haarigkeit des Felles ist nicht sowohl durch die Genauigkeit der Ausführung, als vielmehr durch den etwas rauh pastosen Vortrag selber zur Erscheinung gebracht, und mit vortrefflicher Wirkung. Das zweite Bild zeigt eine frisch grüne Wiese in dämmerigem Frühlingschein, rechts Bäume im ersten grünen Flaum, mit einer Pferdhütte im Mittelgrund. Die Schafherde drängt sich rechts unter den Bäumen zusammen, welche den Schatten ihrer Zweige auf die wolligen Felle zeichnen, während sich links einige mit Geschmack angeordnete Schafgruppen ruhend und grasend ausbreiten. Zeichnung und Colorit sind gleich vorzüglich. Auch die Schafe sind mit meisterhaft breiter, von allem Kleinlichen freier Technik behandelt und vereinigen sich mit der Umgebung zu einer freundlich landschaftlichen Stimmung.

Noch mehr tritt die Herrschaft des landschaftlichen Moments bei Hermann Baijch in Karlsruhe hervor, und sein großes Bild „Aufschleppen eines holländischen Fischerbootes“, das von einer Masse Pferde auf den Sand gezogen wird, macht — obwohl von anderthalb Duzend Säulen bevölkert — fast eher den Eindruck einer weiten, von dem in die Ferne sich dehrenden Meer und dem hohen, leicht bewölkten Himmel beherrschten Landschaft mit großer Staffage als eines Thierstücks, was zugleich der beste Beweis für den harmonischen Einklang des Ganzen ist. Fast noch stärker tritt des Meisters seine Naturbeobachtung und seine Befähigung, derselben einen künstlerischen Ausdruck zu geben, in dem kleineren Bilde, „Viehweide bei Rotterdam“ hervor. Hier ist, neben der melkenden Bäuerin und dem auf einem Schimmel zusehenden Bauern, die Umgebung der sich ausbreitenden Herde so verführerisch geschildert, daß man fast bedauert, die reizende Landschaft von dieser wenn auch noch so vortrefflichen Staffage in Beschlag genommen zu sehen.

Landschaft.

Daß in Folge der modernen freiluftigen Richtung die Landschaftsmalerei immer üppiger in's Kraut schoß, ist begreiflich; und so brachte denn auch die gegenwärtige Ausstellung eine gehörige Ausbeute dieser Naturstudien, welche nicht nur durch ihre Zahl, sondern auch durch ihre Leistung sich geltend macht. Denn bei der Landschaft, die vor allem mit Hilfe der Luft- und Lichtwirkung auf die Stimmung des Tons ausgeht, stört der Mangel einer soliden Ausführung in weit geringerem Maße als bei allen übrigen Gattungen.

Unter denjenigen Landschaftern, welche Farbe und Form zu vereinigen wissen, nimmt Gustav Schönleber in Karlsruhe eine der ersten Stellen

ein. In seinem „Quinto al mare“ entfaltet er eine Größe der Anschauung und eine Vollendung der Technik, die unübertroffen, man darf wohl sagen unerreicht auf der Ausstellung dastehen. Es ist ein trüber, stürmischer Tag an der Riviera. Rechts am erhöhten Gestade zieht sich eine italienische Ortschaft hinauf, deren farbige Häuser sich malerisch vom grauen Himmel abheben; unten tobt die Brandung, deren schäumende Wellen den Strand aufwühlen. Keine Staffage stört den mächtigen Eindruck dieser überzeugungsvollen Schilderung der Natur, die durch ihre künstlerische Vollendung eine ungetrübte Befriedigung gewährt. Des Meisters kleineres Bild „Dorf in Holland“ ist in seinem fatten warmen Ton eine nicht minder werthvolle und erfreuliche Gabe.

Auch Ludwig Willroder in München erschien mit einem groß angelegten Bilde, bleibt aber trotz allem ersichtlichen, zum Theil auch erfolgreichen Streben nach stilvoller Behandlung der Landschaft hinter der Erwartung zurück, die er erweckt. Wohl ist die Zeichnung der Erdbildung nicht ohne eine gewisse Größe, aber von der Gewaltigkeit einer „Eintfluth“ giebt das Bild um so weniger eine Idee, als seine verfehlte Perspective nicht einmal die Vorstellung einer drohenden Wasserstoth erweckt. Denn der tiefer liegende Vordergrund müßte ja längst von den höher stehenden Wassern des Hintergrunds gefüllt sein; aber statt einer anstürzenden mächtigen Wassermasse sehen wir nur harmlose Bächlein in die Tiefe rinnen. Diese ist von kaum sichtbaren Menschlein durchwimmelt, die sich ausnehmen wie Ameisen und in ihrer Nichtigkeit, statt die Verhältnisse der Landschaft zu steigern, die Vorstellung riesiger Dimensionen erst recht zerstören. Glücklicher war der Künstler in seinem kleineren Bilde „Am Seeufer“, das eine großartig poetische Wirkung, aber nicht ganz ohne Hint-ansetzung der Naturwahrheit erreicht. Die Farbe ist etwas schwer, die Silhouette gegen das Licht etwas hart, und die fernere Wolke kommt weiter vor als die nahe; auch fehlt es an Helle, so daß der Eindruck in der Mitte zwischen einer Tages- und einer Mondlandschaft steht.

Müheloser kam Josef Wenglein in München zum Ziel. Seine „Abendstimmung“ ist ein kleines, aber vornehmes Bild, an die französische Abtheilung erinnernd, bei dem das Nachwerk verschwindet und ganz in Ton und Stimmung aufgeht. Sein „Herbst“ und „Frühling“ sind gleichfalls zwei sehr feintonige, stimmungsvolle Naturstudien, wenn auch das erste etwas in's Braune fällt. — Auch August Fink in München legt in seinem Bilde „Im Moose“ Zeugniß eines liebevollen Eingehens in die Natur durch die ausdrucksvolle Wiedergabe ihres Reizes ab. Die Wildente, die dem Ufergebüsch entsteigt, wird zur wirksamen Staffage und zeigt, wie ein empfindender Künstler durch unscheinbare Mittel seine Darstellung zu beleben vermag.

Adolf Ditscheiner in München schildert uns einen „Bergkurz in Tirol“ mit energischem Pinsel, ohne zu den brutalen Mitteln zu greifen, welche die Vollblutrealisten oft sehr unnöthig anwenden. Wir sehen wie

Felsblöcke die Bäume niederreißen und die Wasser zu noch wilderem Schäumen anpeitschen, ohne daß uns die Mache den Farbfaften in Erinnerung brächte, vielmehr erfreut uns die ästhetische Uebersetzung der Naturerscheinung in eine künstlerische Auffassung und Darstellung. — Eduard Schleich junior scheint das Andenken seines Vaters in Ehren zu halten; wenn er auch dessen Tongewalt noch nicht erreicht hat, so schildert er uns doch in seinem „Buchenwald im Frühjahr“ die den Nebel bekämpfende junge Sonne mit lebhaftem Naturverständnis. Im Mittelgrunde sind die Holzfäller schon in voller Thätigkeit; nur der etwas bedeutungslose Vordergrund verhält sich zu neutral gegen den duftigzitrigen Schimmer der Luft. — Auch Arthur Thieles „Im Hochgebirge“ — Gemälen auf einem ansteigenden Felsen neben einer Gletscherschlucht — sowie Louis Neuberts eigenthümliche „Abendstimmung“ und Emil Hellraths poetischer aber zu dunkler „Klosterteich“ — alles Münchener Bilder, sind rühmend zu nennen. Dasselbe gilt von den Miniaturlandschaften Keller-Heutlingens und Robert Schleichs in München. Des ersteren „Landschaft“ — eine große Wiesenfläche mit einigen Schweinen im Vorder-, etwas Gebüsch im Mittel- und der Silhouette einer Stadt im Hintergrund — ist etwas grau, aber sehr fein; und noch feiner der „Biehmarkt im Gebirg“ des zweiten, mit einer Haltung wie ein alter Niederländer.

Auch die „Ueberschwemmung“ von Friedrich Kallmorgen in Karlsruhe ist ein Bild von vortrefflicher Tonwirkung, das aber durch das um sich greifende Element zu allzugroßer Ausdehnung verführt wurde. — Sehr hervorzuheben ist das „Motiv aus Lübeck“ von Max Merker in Weimar, ein reizendes, Hof mit Häusern darstellendes Bild. — Robert Ruz in Wien interessiert durch seine „Gegend bei Meran“, von einer tüchtigen, wenn auch etwas veduttenhaften Malerei mit viel kleinlichen Einzelheiten, die unterhaltend sind, aber die Gesamtwirkung stören. — Auch die Landschaften E. J. Schindlers in Wien machen sich durch das Streben nach einer künstlerischen Ausgleichung bemerklich, welche der Naturdarstellung ein mehr stilistisches Gepräge giebt.

In Betreff der Düsseldorfer Schule müssen wir dem Altmeister Andreas Achenbach mit seiner „Mondnacht“ — die ein Schiff und ein Rettungsboot bescheint — den Vortritt lassen, wenn auch das Bild in seinem engen Rahmen wohl die Größe des Meisters in's Gedächtniß ruft, aber nicht in ihrer alten Kraft zeigt. — Dagegen erfreut Osvald Achenbach unser Auge wieder durch seine farbenfreudige und lebensfrische Auffassung der südlichen Natur. „Sein Mondschein bei Neapel“ und seine Abendstimmung am Tiberufer“ haben eine Klarheit und ein Licht, die vielleicht von manchen Modernen an materieller Wahrheit noch übertroffen werden, aber ohne uns deshalb mit solcher Unmittelbarkeit der Empfindung in jene Seelenstimmung zu versetzen, die überzeugender wirkt als alle Pinsel-

künfte der Nachahmung. — Eugen Dücker führt uns vor das im letzten goldigen Abendlicht glänzende Meer. Schäumend rollt eine Welle auf uns zu, um im nächsten Augenblick zitternd und trüffelnd am Gestade des Vordergrundes zu zerfließen. Das Bild fesselt durch seine feine Tonwirkung, wenn auch die Behandlung des Wellenschäumens nicht über allem Zweifel steht. — Auch Ludwig Munthe bringt drei Bilder vortrefflicher Stimmung, aber von etwas flüchtiger Arbeit. „Der „Birkenwald“ ist ziemlich unruhig und fleckig. Dies gilt auch ein wenig von seiner „Winterlandschaft“ mit Schneewirkung im Abendlicht. Der „Mondaufgang“ ist eine schöne Eislandschaft, doch etwas vermischt. — Eine sehr tüchtige Leistung ist der „Landweg“ von Georg Deder. Von einem grauen, im Hintergrund etwas durchscheinenden, spätherbstlichen Himmel hebt sich ein dunkles, mit Weidenstumpen besetztes Wiesland in langgestreckter Linie ab. Trotz der vielen Einzelheiten hat das Ganze eine mächtige einheitliche Stimmung. — Ein „Alter Schloßgraben in Westfalen“ von Gilbert v. Canal ist gleichfalls ein wirkungsvolles, wenn auch zu scharf silhouettirtes Bild.

Hans Hermann in Berlin, ein tüchtiger Vertreter der neuen Naturanschauung, führt uns in seinem „Auf den Wällen von Bissingen“ die auf den Backsteindeichen sich ergehenden Fischerweiber mit solch klaren Tönen vor, daß man die nüchterne Anschauung des Künstlers verwindet. Doch gerade ein solcher mit Talent und Geschick durchgeführter Realismus liefert den Beweis, daß die desperate Naturwahrheit nicht das letzte Ziel der Kunst ist, sondern nur die Vorschule jener höheren Richtung, welche, geschmackvoll auf ein Theil der zufälligen Wirklichkeit verzichtend, mit Hilfe einer vertiefteren schöpferischen Naturempfindung, der alltäglichen Erscheinung ein höheres Interesse zu geben weiß. Glücklicher Weise fehlen auch Beispiele dieser Art nicht auf der Ausstellung.

Brüssel hat gleichfalls sein Contingent tüchtige Landschaftler gestellt, unter welchen wohl Edmond de Schampheleer obenan steht. „Der Purmerend“, ein Kanal, der im Vordergrund zum Teich sich erweitert und mit einigen schwarz und weiß gefleckten Röhren belebt ist, giebt den feuchten, schweren Ton der Niederungen vortrefflich wieder. „Der Kinderdyk bei Rotterdam“ ist ein trübes Wasser mit verregnetem Bau- und Buschwerk am Ufer und einem bleifarbenen Himmel darüber mit Wolken, die lediglich modellirt sind, ohne schwer zu werden. Was die Bilder dieses Künstlers auszeichnet, ist neben der kräftigen, breiten Farbe die große Sicherheit und Bestimmtheit der Ausführung, welche mit Hilfe ihres saftigen, jatten Tones die fest gewollte Stimmung vollständig hervorbringt. — Auch „Die Schelde“ von Franz Vandamme, obwohl mehr Studie, hat einen hübschen Gesamnton. — „Die Morgenstunde“ von Franz Courtenis zeigt ein weites Stoppelfeld mit Gebüsch und Wald in der Ferne und im Mittelgrund von einem Schäfer mit seiner Herde bevölkert. Das alles ist fein und lustig, aber der gleichfalls etwas in die Ferne gerückte Vordergrund nicht sehr kräftig.

Eine bedeutendere Leistung desselben Künstlers ist die große Marine, „Schelde bei Antwerpen“, mit einem Dampfschiff und einem Segelschiff im Vordergrund, während aus dem Nebel der Ferne die Stadt hervorblüht. Das Bild ist trotz des vielen Details von einheitlicher Wirkung, und sein ruhiger, ernster Ton giebt ihm eine gewisse majestätische Größe. — Auch P. J. Clays zeigt in vier Marinen seine coloristische Feinheit und seinen bewährten Geschmack, womit er das glücklich zu ersehen weiß, was ihm etwa an Tiefe der Anschauung abgeht. Eine feine Tonqualität hat das kleine Bild von P. J. Gabriëls in Scheveningen „Aus weiter Ferne“. Auf dem sich hinausdehnenden im nebelgrauen Dufte des Horizonts verschwindenden Lande wird ein Bahnzug sichtbar, der hier wirklich als Vermittler eines poetischen Gedankens auftritt. Die Ausführung ist etwas unfertig verschwommen, aber von einer Wirkung, die den Beschauer in die Landschaft hinein versetzt.

Auch vom Haag kamen reiche Beiträge, worunter gleich „Die Mühle“, von Jakob Maris, ein meisterliches Bild ist, das seinen Mühlturm von dem leicht bedeckten, abenddämmerigen Himmel, mit der Stadt am Horizont, gar weich und duftig abhebt. — Nicht weniger erfreulich, durch die Feinheit des Tones und die Breite der Massenwirkung, ist die „Heide im Sommer“, von Theophil Bork. — Ebenso hat die „Landschaft im Sommer“, von Sande-Bakhuizen, mit Vieh-Staffage im Vordergrund, eine schöne Farbe bei höchst fester, aber solider Behandlung. — Der „Winter“, von Van der Meer, ist trotz seiner zwischen den Rasenstreifen des breiten Weges liegenden Schnees nicht flüchtig, sondern zeigt eine mit großer Sicherheit durchgeführte einheitliche Ruhe. — Hendrik Mesdag hat in seiner „Nordsee“, einem lebendig bewegten Bilde, seine Geschicklichkeit in Darstellung des Meeres wieder gezeigt. Der wilde Aufruhr von Luft und Meer ist wirksam geschildert, aber der Vortrag doch etwas unruhig und flüchtig.

Unter den italienischen Landschaftern ist G. Ciardi in Venedig besonders nennenswerth. Sein „Sonnenuntergang in Venedig“ und sein „Sonnenchein auf den Lagunen“ sind zwei schöne, stimmungsvolle Bilder. Noch bedeutender zeigt er seine Kraft in dem „Gießbach“ (Thal von Primiero), wo er mit ebenso viel Reife als Erfolg einen grünen Abhang von der Luft abhebt, unter welchem die Wasser durch das Steingewölbe stürzen. Die Malerei ist ebenso voll und satt in der Farbe wie fein im Ton. — „Der geheiligte Baum“ von Enrique Serra in Rom ist eine heroische Landschaft mit moderner Naturempfindung. Aus dem glänzenden Wasserspiegel eines weiten Sees taucht rechts eine Landzunge mit einem heidnischen Altar, welchen ein kahler, schiefer, vom Alter gebeugter Baum überragt. Im Hintergrunde dehnt sich ein halbkreisförmiger Viaduct. Der Sonnenuntergang färbt den unendlichen Horizont mit einem matten Roth, das sich im Wasser mit täuschender Wahrheit wieder spiegelt. Das kräftige

Colorit hat alle Einzelheiten plastisch herausgearbeitet und dabei doch eine weichevolle Stimmung von mächtiger Wirkung erreicht. — Eine ähnliche Empfindung zeigt „Der alte Hafen von Ostia“ von Ruiz-Luna in Rom. Eine weite spiegelklare, vom Abend kaum geröthete Wasserfläche dehnt sich hier gleichfalls in die Ferne. Ein kahler Baum, eine Säule neben einem Säulenschaft, und ein antiker Torso ragen aus dem gelblichen Sande des Ufers, mit dessen Pfützen und nassen Steinen im Vordergrund der Abend-schein sein schimmerndes Spiel treibt. — Die „Riva Schiavoni“ von H. Esteban in Rom giebt uns einen Begriff von der süblich hellen Pracht Venedigs. — Emilio Borsa in Monza dagegen verbirgt unter dem Titel „Liebe hält warm“ eine kräftig gemalte, naturwahre Winterlandschaft, in deren Mitte, als Staffage, ein wohl eingemummtes spazierendes Paar durch zärtliches Anschmiegen und süßes Geplauder sich warm hält. — Ein ausgezeichnetes Bild von Modesto Teixidor in Barcelona ist der „Platz des Palazzo“ derselben Stadt im Regenwetter, welches hier mit einer solchen Frische und Lebendigkeit dargestellt ist, daß das Grau zur Farbe wird.

* * *

Selbstverständlich befindet sich unter der Masse von dritthalbtausend Bildern noch manches bemerkenswerthe, das in einem umfangreicheren Bericht seine Stelle finden müßte, und dessen unterbliebene Erwähnung nicht als Verweigerung einer Anerkennung zu betrachten ist; aber für eine Arbeit, die kein Wegweiser, sondern eine Zusammenfassung des ästhetischen Ergebnisses sein soll, ist eine zweckmäßige Beschränkung unerläßlich. Da überhaupt die Malerei weit mehr Nuancen als die Sprache Bezeichnungen hat, und diese daher genöthigt ist, für eine Menge von Abstufungen immer wieder denselben Ausdruck zu gebrauchen, so müßte eine ausgedehntere Behandlung zu Wiederholungen führen, die den Leser ermüden würden, ohne ihm die angedeuteten Verschiedenheiten zu klarer Anschauung zu bringen. Es handelte sich hier, neben den Spitzen der Leistungen, hauptsächlich um diejenigen Erzeugnisse, welche geeignet sind, den ästhetischen Erörterungen zum Anhaltspunkt und Beweismaterial zu dienen, eine Eigenschaft, die sich nicht immer mit dem artistischem Werthe derselben deckt — und in diesem Sinne war der Verfasser bemüht, ein möglichst zusammenhängendes und anschauliches Bild vor dem Auge des Lesers zu entrollen. Gern hätte derselbe seinen Bericht auch auf die Skulptur ausgedehnt, wenn ihm hiesür nicht Raum und Zeit zu knapp bemessen gewesen wären.





„Werther“, „Faust“ und die Anfänge des „Wilhelm Meister.“

Don

Arnold E. Berger.

— Bonn. —

Faust und Wilhelm Meister sind die beiden Gestalten, welche Goethe die längste Zeit seines Lebens begleitet haben. Jener hat seit seinem ersten Hervortreten den Scharfsinn vieler Köpfe beschäftigt, diesem ist von Genießenden und Forschenden eine ungleich geringere Beachtung geworden. Es läßt sich leider nicht leugnen, daß Goethes Roman mit der Zeit immer unbekannter geworden ist. Freilich war die begeisterte Zustimmung, die ihm gleich nach seinem Erscheinen zu Theil wurde, schon damals keine ungetheilte: nicht wenige Stimmen erhoben sich dagegen, und mancherlei ästhetische Controversen knüpften sich an; aber man empfand doch die stille Gewalt des Werkes, mit der sich Jeder nach seiner Weise ernsthaft abzufinden suchte. Das ist anders geworden: die Mehrzahl der Leser von heute steht einem Roman ohne tiefere Theilnahme gegenüber, der die veränderten Forderungen der Zeit nicht mehr zu befriedigen scheint. In der That verlangt das Werk wie wenige von dem Leser eine gereifte Bildung, eine andächtige Vorbereitung in stiller Sammlung. Gilt es doch erst nach und nach in einer Welt vertraut zu werden, die nicht mehr ganz die unsrige ist; gilt es doch von dem mancherlei Verblaßten und Veralteten, was sich uns entgegenbrängt, den Ausblick auf jene ewigen Schönheiten freizuhalten, in denen die unverwiltliche Lebensdauer des Ganzen ruht, und die der späteren Romandichtung einen mächtigen, bis auf unjere Tage fortwirkenden Anstoß gaben. Aber die Forſchung muß, wie beim „Faust“, so auch beim „Wilhelm Meister“

dem Leser zu Hülfe kommen: er stößt auf manche Räthsel, die er nicht lösen kann, auf Widersprüche, über die er nicht hinauskommt, und ist nicht selten geneigt, Einwürfe zu machen, auf die ihm keine Antwort wird.

Um den Roman richtig zu würdigen, muß man seine Entstehungsgeschichte kennen. Die Forschung steht hier vor einer Fülle wichtiger Aufgaben: wir kennen die ursprüngliche Gestalt des Werkes nicht, seine Quellen sind uns noch verborgen, wir wissen noch bei Weitem nicht, wie viel Goethe an Selbsterfahrenem hineinarbeitete, welche Modelle ihm vor Augen standen, und die literarischen Voraussetzungen des „Wilhelm Meister“ sind fast ebenso unbekannt, wie seine weitgreifenden Nachwirkungen. Ich denke alle diese und ähnliche Fragen in meinem Buche über „Wilhelm Meister und seine Nachfolger“ erschöpfend abzuhandeln. Ich schicke diesen Aufsatz voraus, dessen Absicht es ist, den „Wilhelm Meister“ mit „Werther“ und „Faust“ in einen großen Zusammenhang zu rücken und zu zeigen, wie der „Meister“ aus dem „Werther“, durch die Zwischenstufe des „Faust“ vermittelt, mit Nothwendigkeit organisch herauswachsen mußte. Manches Bekannte wird nicht wohl zu vermeiden sein; ich werde es möglichst in neuer Beleuchtung zu zeigen versuchen.

Am 16. Februar 1777 hat Goethe, soviel wir wissen, mit dem Dictiren des „Wilhelm Meister“ begonnen. Schwabte ihm schon damals der vollständige Plan vor? Eine spätere Aeußerung Goethes, daß die Anfänge des Romans in den Jahren 1775—80 „kotyledonenartig“ hervorgetreten seien, scheint dagegen zu sprechen. Aber diese Aeußerung ist eine ungenaue. Im Januar 1778 nennt Goethe das eben (2. Januar) geendigte erste Buch „ohngesähr den achten Theil“ des Ganzen, und ein halbes Jahr später, am 5. August, erklärt er Merck, daß er das ganze Theaterwesen in „Wilhelm Meister“ vorzutragen gedenke. Es kann demnach für den Beginn des Jahres 1778 schon nicht mehr von „kotyledonenartigen Anfängen“ die Rede sein: die Umrisse eines Planes standen bereits fest, und in der Ausführung war es auf etwa acht Bücher abgesehen. Schon am 10. Juli des vorhergehenden Jahres aber spricht Knebel (Von und an Herder III, 10) von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung.“ Dies war augenscheinlich der von Goethe ursprünglich beabsichtigte Titel und lehrt, daß der wesentliche Inhalt des Romans schon damals feststand. Aber Goethes Aeußerung erlaubt uns, die „kotyledonenartigen Anfänge“ bis in das Jahr 1775 zurückzuverfolgen; ich werde noch weiter gehen und sie einerseits im „Werther“, andererseits im „Faust“ nachweisen.

Werther ist wie Wilhelm Meister eine weiche, hingebende Natur mit einem warmen, oft überquellenden Herzen; mitleidig, theilnehmend, wohlthätig, den einfachen Leuten und den Kindern zugethan, von Frauengunst umhegt, von Fürst und Adel geschätzt und ausgezeichnet. Beide sollen einen Beruf ergreifen, zu dem sie keine Neigung fassen können. Beide streben, einem dunklen Drange folgend, einem mehr gefühlten, als klar erkannten

Ideale zu, welches bei Werther nur wie eine Ahnung in der Seele dämmert. Das giebt ihrem Wesen die ungewisse, tastende Richtung; ihr Wille ist leicht einzunehmen und lenksam, und ihre Unentschlossenheit führt leicht zu vorreiligen Handlungen. Beide neigen zu phantastischer Träumerei und selbstquälerischer Reflexion; Beide haben das Bewußtsein ihres inneren Reichthums, den heißen Drang, ihr inneres Wesen harmonisch auszuleben und über die Widersprüche des Daseins hinauszukommen. Soweit die Aehnlichkeit der Anlage. Aber Beide wandeln verschiedene Wege; Werther sucht die Natur, Wilhelm die Kunst. Bei sehnsuchtsvollem Triebe nach Bethätigung seiner inneren Kräfte muß Werther erkennen, daß das Leben nur einen kleinen Theil dieser Kräfte fordert, es fehlt ihm „der Kreis, den seine Wirksamkeit erfüllt“, und sein kostbarster Besitz, das Herz, muß mühsig bleiben. „Ach diese Lücke, diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle!“ Die Bücher ekeln ihn, die Gesellschaft stößt ihn ab, er sieht sich unverstanden und fühlt sich doch innerlich unendlich reich. Es treibt ihn in die Einsamkeit, aus sich selbst seine Welt zu bilden, und mit Inbrunst sinkt er an die Brüste der Natur: „Natur! Dein Sohn, Dein Freund, Dein Geliebter!“ Sein Verhältniß zur Natur kann nicht unmittlbarer gedacht werden. Er fühlt seine Existenz mit dem Wechsel der Jahreszeiten auf das Innigste verknüpft, er fühlt den titanischen Drang, die ganze Fülle der Erscheinungen in sich aufzunehmen, die ungeheure Lücke seines Daseins zu füllen und „nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft seines Busens einen Tropfen der Seligkeit jenes Wesens zu empfinden, das Alles in sich und durch sich hervorbringt.“ Doch diesen überwältigenden Eindrücken hat sein Wesen nichts entgegenzustellen: in Ahnung und dunkler Begier fühlt er die Kraft eine Welt zu gebären, doch die Empfindung zerfließt im Unbegrenzten: die Brust schwillt ihm ins Unenbliche, und den kleinsten Umriß vermag er nicht zu fassen. So muß er unter der drückenden Gewalt der Erscheinungen erliegen, und schon von Anfang an winkt ihm „das süße Gefühl der Freiheit, daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will.“ Als daher eine Liebesleidenschaft, die keine Erfüllung finden kann, sein ganzes Wesen ergriffen hat, wirkt sie in ihm mit der zerstörenden Gewalt eines Naturgesetzes; sie beschleunigt nur die Entscheidung, die sich längst in ihm vorbereitetete, und er nimmt Abschied vom Leben.

Aber Goethe war nicht Jerusalem: Goethe hatte sich aus diesen Widersprüchen emporgerungen, er hatte die Natur durch die Kunst überwunden.

„Und was Amor uns entrisen
 Muß Apoll uns wiedergeben:
 Ruhe, Lust und Harmonien
 Und ein kräftig rein Bestreben.“

Auf dem gleichen Wege wandelt Wilhelm Meister. Soweit Werther nicht Jerusalem ist, deckt er sich mit Wilhelm Meister beinahe Zug für Zug.

Die Nehmlichkeiten lassen sich noch viel weiter verfolgen: wesentliche Bestandtheile der „Lehrjahre“ sehen wir bereits im „Werther“ vorgebildet. Zunächst die Erziehung durch die Frauen. Werther übt wie Wilhelm auf weibliche Herzen eine starke Anziehung. Gleich zu Anfang sehen wir ihn peinlichen Verhältnissen entflohen: „Waren nicht meine Verbindungen recht ausgesucht vom Schicksal, um ein Herz wie das meinige zu ängstigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unschuldig! Konnt' ich dafür, daß, während die eigensinnigen Reize ihrer Schwester mir eine angenehme Unterhaltung verschafften, eine Leidenschaft in dem armen Herzen sich bildete? Und doch — bin ich ganz unschuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? Hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns so oft zu lachen machten, so wenig lächerlich sie waren, selbst ergeht? Hab' ich nicht — o was ist der Mensch, daß er über sich klagen darf!“ Daneben steht die trauernde Verehrung für eine dahingegangene Jugendfreundin: „Ach, daß die Freundin meiner Jugend dahin ist! . . . ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein, als ich war, weil ich Alles war, was ich sein konnte. Guter Gott! Blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenützt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Wize . . . ? Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Dulbung.“ Er kommt auf dieselbe am Schlusse noch einmal zurück: „Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hilflosen Jugend; sie starb und ich folgte ihrer Leiche . . . ich stürzte neben das Grab hin — ergriffen, erschüttert, geängstet, zerrissen mein Innerstes; aber ich wußte nicht, wie mir geschah — wie mir geschehen wird. Sterben! Grab! Ich verstehe die Worte nicht!“ Eine tändelnde Unterhaltung findet Werther an der anmuthigen Pfarrerstochter Friederike, der Verlobten eines eifersüchtigen Liebhabers, in der sich eine leise Neigung zu dem warmherzigen Werther emporstiehlt. Die verdrießliche Miene des Bräutigams veranlaßt Werther zu einer unwilligen Predigt gegen die üble Laune, und sich immer tiefer in die Leidenschaft hineinredend, malt er zuletzt eine erschütternder Scene aus, die er selbst erlebte: „Wehe denen, die sich der Gewalt bedienen, die sie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm selbst hervorkommen! Und wenn die letzte, bangste Krankheit dann über das Geschöpf herfällt, das Du in blühenden Tagen untergraben hast, und sie nun daliegt in dem erbärmlichsten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel sieht, der Todessehweiß auf der blassen Stirne abwechselt, und Du vor dem Bette stehst wie ein Verdammter, in dem innigsten Gefühl, daß Du nichts vermagst mit Deinem ganzen Vermögen, und die Angst Dich inwendig krampft, daß Du Alles hingeben möchtest, dem untergehenden Geschöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können!“

Werther spricht aus eigener Erfahrung, von einer Liebe, bei der er sich schuldig fühlte. Auf ein ähnliches tiefschmerzliches Erlebnis deutet im Gespräche mit Albert über den Selbstmord die Erzählung von dem Mädchen, das aus betrogener Liebe den Tod im Wasser suchte. Endlich das Fräulein von B., deren schwärmerisches Herz sich aus der steifen Umgebung ihres Standes hinaussehnt und sich innig von dem jungen Werther angezogen fühlt. Ihm geht immer das Herz auf, wenn er sie sieht, und er verphantasiert mit diesem „süßen Geschöpf“ manche Stunde in ländlichen Szenen von ungemischter Glückseligkeit. Eine Anzahl anderer weiblicher Gestalten — die adelstolze Tante, Lottens Base und ihre Freundinnen — gleiten nur wie Schatten vorüber. Wir erkennen also schon im „Werther“ deutliche Ansätze zu einem Plane, den Helden durch eine Reihe wechselvoller Verhältnisse zu den verschiedenartigsten Frauennaturen in Unruhe, schwankender Leidenschaft, Glück, Eifersucht, Schuld und Reue zu sittlicher Läuterung hindurchzuführen. Goethe selbst deutet in „Dichtung und Wahrheit“ darauf hin, als er von den Symptomen des Lebensüberdrußes spricht: „Nichts aber veranlaßt mehr diesen Ueberdruß, als die Wiederkehr der Liebe. Die erste Liebe, sagt man mit Recht, sei die einzige: denn in der zweiten und durch die zweite geht schon der höchste Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt, ist zerstört, sie erscheint vergänglich wie alles Wiederkehrende.“ Der Plan kam aber im „Werther“ nicht über solche Ansätze hinaus: Die eine Herzenstragödie ergriff den Dichter so mächtig, daß sie der beherrschende Mittelpunkt wurde, und alle andern Fäden ließ er fallen.

Man ist deshalb leicht geneigt, den „Werther“ geradezu im Sinne einer Liebestragödie aufzufassen. Davor warnen Goethes eigene Worte: „darin ich einen jungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrütet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt.“ (An Schönborn, Juni 1774). Die unglückliche Leidenschaft ist also nur ein Hinzutretendes: Werthers verhängnisvolle Schwäche ist seine in's All verfließende Naturempfindung; und indem er zu der Einsicht gelangt, daß die „moralischen Epochen“ ebenso wechseln wie die Jahreszeiten, daß alle Erscheinungen des Menschenlebens auf- und niederwandeln, ohne daß er sie festzuhalten müßte, bietet ihm auch das Leben keinen Halt mehr, zugleich beraubt ihn sein aufgeregtes Blut der Selbstkenntniß, seine Fehler bleiben ihm verborgen, und so ist denn seine Existenz schon untergraben, ehe er den einzigen Besitz, der ihm aus diesem Schiffbruch zurückgeblieben, sein überwallend Herz, auf eine letzte Karte setzt, die verlieren muß.

* * *

Bevor ich weiter gehen kann, muß ich hier dem „Faust“ eine längere Betrachtung widmen. „Der Faust entstand mit meinem Werther“, sagte Goethe zu Eckermann am 10. Februar 1829. In der That läßt sich nachweisen, daß beide Werke auf den nämlichen Grundelementen ruhen, daß nur der Ausbau sich in verschiedenem Sinne vollzog.

Faust wollte die Wahrheit in der Forschung finden — umsonst; dem Dürftenden öffnete sich keine Quelle, von den höchsten Räthseln wollte keins sich lösen. Verzweiflung faßt ihn und ein Ekel vor aller Büchergelehrsamkeit, wie ihn auch Werther empfindet. Eine ungebändigte Lebensfülle, eine heiße Sehnsucht nach Natur und thätiger Wirksamkeit, vom strengen Zwange der Forschung mühsam niedergehalten, überfluthet sein Herz. Aus der Welt, die ihn bis dahin eingeschlossen, weht es ihn an wie Moderhauch, und des Vollmonds sanftes Leuchten lockt ihn hinaus, die unmittelbare Unterweisung der Natur zu genießen. Der Dichter — gebunden an den überlieferten Stoff des 16. Jahrhunderts — vermochte das nur symbolisch vorzuführen: Faust ist im Besitze der Magie und befragt das Zeichen des Makrokosmos. Er sieht die wirkende Natur vor seiner Seele liegen, wie Alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem Andern wirkt und lebt: ein neues heiliges Lebensglück fühlt er durch die Aern glühen. Das ist aber ganz die Stimmung Werthers: „Durch die Aern der Natur zu fließen und schaffend (d. h. schaffendes) Götterleben zu genießen“, „Erde und Himmel wonniglich umfassen, zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen, der Erde Markt mit Ahnungsdrang durchwühlen, alle sechs Tagewerke im Busen fühlen“. Ebenso lechzt auch Werther nach einem Tropfen der Seligkeit jenes Wesens, das Alles in sich und durch sich hervorbringt. Ein dithyrambischer Ausfluß der gleichen Stimmung ist das Gedicht „Ganymed“, das sich nach von Loepers treffender Bemerkung gleichsam wie eine Rhythmisirung des zweiten Briefes im „Werther“ ausnimmt.

In dem gleichen titanischen Naturempfinden wurzelt „Wanderers Sturmlied“, und vereinzelt klingt derselbe Grundton auch durch andere lyrische Accorde jener Zeit, so im „Felsweihesang an Psyche“: „Wo meine Brust hier ruht, an das Moos mit innigem Liebesgefühl sich athmend drängt“, oder in dem Gedicht von der Schweizerreise: „Und herrlich rings ist die Natur, die mich am Busen hält.“ Noch am 20. Mai 1826 schrieb Goethe an Zelter von dem „wahrhaft enthusiastischen“ Liede „Weltseele“: „Es ist seine guten 30 Jahre alt und schreibt sich aus der Zeit her, wo ein reicher jugendlicher Muth sich noch mit dem Universum identifizierte, es auszufüllen, ja in seinen Theilen wieder hervorzubringen glaubte.“ Das Gedicht entstand aber erst 1801, zu einer Zeit also, wo Goethe ein solches Naturgefühl längst überwunden hatte; und dennoch, wenn wir von Form und Vers absehen, meinen wir hier deutlich den jungen frankfurter Goethe

zu hören. Es erklärt sich dadurch, daß ihm am Ende des Jahrhunderts seine Jugendzeit wieder nahe gebracht wurde durch die Schellingsche Naturphilosophie, welche ihrerseits von dem jung-goethischen Naturempfinden ihren Ausgangspunkt genommen hatte. Jedenfalls hat Goethe mit den angeführten Worten das Charakteristische einer früheren Lebensperiode bezeichnet, dem er dann im zwölften Buche von „Dichtung und Wahrheit“ den bekannten Ausdruck gab: „Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das Äußere liebevoll zu betrachten und alle Wesen, vom menschlichen an, so tief hinab, als sie nur faßlich sein mochten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wunderbare Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur, und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen in's Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden, oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich auf's innigste berührte.“

Die Verwandtschaft des Naturgefühls in „Werther“ und „Faust“ ist daraus wohl hinreichend deutlich geworden; ich kann zu dem Anfangsmonolog zurückkehren. Auch Faust sieht sich, wiederum wie Werther, von der Natur zurückgewiesen: „Welch Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur! Wo faß' ich dich, unendliche Natur, auch Brüste wo?“ Unwillig wendet er sich ab und dem vollen irdischen Leben zu. Das Zeichen des Erdgeistes, des Welten- und Thatengenius, schwellt seine Kraft höher; er fühlt Muth sich in die Welt zu wagen, der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen, mit Stürmen sich herumzuschlagen und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen. Doch wie vermöchte ein Einzelter die überwältigende Fülle des Geschehens in sich aufzunehmen, dem Geiste der Weltgeschichte unmittelbar in's Antlitz zu schauen? Fausts titanißches Schöpfergefühl fühlt sich dem Erdgeiste verwan-
delt, aber er vermag das Riesengroße des Anblicks nicht zu ertragen, und auf's Neue sieht er sich in sein Nichts zurückgeworfen: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir!“ An diesem Punkte, auf den der ganze und — für mein Gefühl — durchaus in einem Zuge hingeschriebene Monolog in mächtiger Steigerung hindrängt, an diesem Punkte finde ich das Problem bezeichnet, welches Goethe im „Faust“ wie im „Werther“ ursprünglich vorjchwebte. Der Monolog entrollt ein großartiges Lebens-
bild: Der geniale Mensch in seinem Schaffensdrange, seinem quälenden Wissensdurst steht vor uns; er fühlt wie Werther eine ungeheure Lücke im Busen und sehnt sich schmerzlich sie auszufüllen. Nach drei Richtungen hat er es versucht, und durch den einfachen, aber echt dichterischen Kunstgriff des symbolischen Bildes gelingt es Goethe in dem Rahmen des Monologs drei sich ablösende Lebensperioden vorzuführen. Die exacte Forschung scheint zunächst die sicherste Gewähr der Erkenntniß zu verbürgen — sie führt zu dem niederschlagenden Ergebnis „daß wir nichts wissen können“; der enttäuschte Forscher wendet sich in inbrünstiger Liebe der Natur zu, aus ihren Mutterbrüsten Weisheit zu trinken und Welten schöpfergefühl — doch die

Uebermacht der Erscheinungen treibt ihn zurück wie Werther; da stürzt er sich in die Fülle der Welt, in die Mitte des handelnden Lebens, sein Muth wächst, das Schaffen ist seiner Feuernatur gemäß — aber alsbald muß auch er zu der schrecklichen Erkenntniß Werthers kommen, daß das Riesengesicht des Weltlebens seine Züge beständig wechselt, wie Natur ihre Jahreszeiten. „Die Gnade der Großen, die Gunst der Gewaltigen, die Förderung der Thätigen, die Neigung der Menge, die Liebe der Einzelnen, Alles wandelt auf und nieder, ohne daß wir es festhalten können, so wenig als Sonne, Mond und Sterne.“ Dieser riesige Kreislauf des Lebens, so ganz unfreier Berechnung, unserm Einfluß entzogen, hat etwas Erßreckendes: auch hier sieht sich Faust machtlos. Dem Verzweifelten bleibt kein Ausweg, als jener, auf dem auch Werther das Heil sucht: der Selbstmord. Aber Faust sollte nicht wie Werther enden: mit den Worten des Erdgeistes war das Problem gegeben. Der Erdgeist als Welt- und Thatengenius stellt den Inbegriff alles Werdens und Geschehens dar, welcher das gesammte Sein in Natur, Leben und Geschichte in sich faßt, also den ganzen Kreis, in den die Menschheit gestellt ist, in dem sie zu wirken hat. Der Geist, den Faust begreifen soll, ist also nichts Anderes als der Erdgeist selbst. Doch wie soll er ihn begreifen lernen? Wo ist der Weg, der zum Heile führt? Der junge Goethe konnte damals nur eine einzige Antwort geben: dieser Weg heißt — die Kunst.

Ich kann den Beweis für diese Behauptung, welche eine Vermuthung Scherers in einem größeren Zusammenhange wieder aufnimmt, nicht antreten, ohne eine Uebersicht über die damalige Conception des Faustplans zu geben; auf Fragen der Chronologie kann ich mich dabei nicht weiter einlassen.

Der Monolog macht die Voraussetzung; daß Faust — auf allen Wegen, die ihn der Wahrheit näher zu führen schienen, gleichmäßig zurückgetrieben — mit dem Gefühle völliger Verzweiflung in der Brust in die trübe Enge des Studierzimmers zurückgekehrt ist. Noch einmal zieht er die Summe seines Daseins, zugleich für den Zuschauer exponierend; und mit unnachahmlicher Kunst ist es Goethe gelungen, diese Exposition vergangener Zustände mit dem Zauber des vor unsern Augen sich Vollziehenden, unmittelbar Gegenwärtigen zu umkleiden. Als die Situation ihren symbolischen Höhepunkt erreicht hat, tritt Wagner ein, und die kleingeistige Beschränkung des „trocknen Schleichers“ giebt erst den rechten Maßstab für die hoheitsvolle Größe des Mannes, den wir doch eben im trostlosen Gefühle seiner Ohnmacht zusammenbrechen sahen. Wir ahnen: dieser Faust kann nicht untergehen. Wagner geht, und Faust überläßt sich aufs Neue quälenden Gedanken, die ihm am Ende nur einen Ausweg zeigen: den Selbstmord. Die Conception dieser Scene fällt noch in die Wertherperiode, in jene Zeit, der „eigentlich aus Mangel an Thaten, durch übertriebene Forderungen an sich selbst das Leben verleidet war.“ Das Bild vom Wurme, der den Staub durchwühlt, klingt bekanntlich schon in einem Briefe an Riese vom

28. April 1766 an. Die bekannte Sentenz: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen“ nimmt einen Gedanken des „Prometheus“ auf: „Wie vieles ist denn dein? Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt“; zu vergleichen ist aus „Künstlers Erdewallen“: „Wo mein Pinsel dich berührt, bist du mein.“ Ich finde auch die Verse 638f.: „Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle, Erstarren in dem irdischen Gewühle“ in dem 1773 entstandenen Gedichte „An Lottchen“ wieder: „Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden Schwankt das leichtunruhige Gefühl; Wir empfinden, und was wir empfunden Spült hinweg das bunte Weltgewühl.“ Wagners Worte V. 598f.: „Doch morgen als am ersten Ostertage, Erlaubt mir ein' und andre Frage“ fehlen im Fragment von 1790 noch; man darf daraus schließen, daß der melodramatische Ausgang der Scene damals noch nicht beabsichtigt war. In der That, nachdem die heiligen Osterklänge, aus dem Paradiese der Kindheit herüberwehend, den Lebensmüden der Erde zurückgegeben, nachdem er sich auf dem Osterspaziergang dem thätigen Treiben der Wirklichkeit in offner Heiterkeit wieder zugewendet, nachdem sein beruhigtes Gemüth die Sammlung gefunden den Grundtext aufzuschlagen und an der Quelle der Offenbarung zu neuem Aufschwunge zu erstarren — nach alledem berührt es seltsam, ihn in der folgenden Scene in der gleichen Selbstmordstimmung wiederzufinden. Der Osterspaziergang in seiner jetzigen Gestalt gehört allerdings einer späteren Periode an; daß seine Conception noch in die frankfurter Zeit fällt, beweisen aber die bekannten Aehnlichkeiten mit dem Briefe an die Gräfin Stolberg vom 3. August 1775. Damals sollte die Scene indeß eine andere Stelle haben, wie ich gleich zeigen werde. Die folgende Scene knüpft mit der Pudelbeschwörung an ein Motiv aus „Trüber Tag. Feld“ an, welches hier nur als eine zufällige Erinnerung an das Volksbuch hingerathen war. Beide Scenen sind viel späteren Ursprungs: die zweite Scene im Studirzimmer ist die natürliche Fortsetzung des Monologs bis zum Ergreifen des Giftbechers: wie ihn vorhin das Eintreten Wagners unterbrach, so jetzt das Erscheinen des Mephistopheles. Beide Male ist an den Monolog Mahomets zu erinnern, der durch die Dazwischenkunft der Halima unterbrochen wird: „Halima! O daß sie mich in diesen glückseligen Empfindungen stören muß!“ Mephisto ist noch nicht der höllische Versucher, noch weniger ein Sendling des Erdgeistes (der doch nur als poetische Symbolisirung, nicht als ein handelndes oder Vollmacht ertheilendes Wesen zu fassen ist*): es ist der paktirende Teufel des

*) Durch Fausts Worte in „Trüber Tag“: „Großer, herrlicher Geist . . . warum mußtest Du mich an den Schandgesellen schmieden . . .?“ wird das nicht widerlegt. Ich erinnere an die im ersten Buche des „Wilhelm Meister“ auftretende Betrachtung, nach der das Gewebe der Welt aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet sei, eine Aristotelische Lehre, die Goethe, wie ich a. a. D. zeigen werde, durch Wieland vermittelt wurde. Auch in „Faust“ klingt der Ton an, den wir oben im „Werther“ wie im

Mittelalters, der dienende Gesellschafter, der allerlei spukhafte, übernatürliche Künste lehrt und sich dafür die Seele verpfänden läßt: „Ich will mich hier zu Deinem Dienst verbinden, Auf Deinen Wink nicht rasten und nicht ruh'n; Wenn wir uns drüben wiederfinden, So sollst Du mir das Gleiche thun.“ Es ist ein Vertrag ganz im Sinne des Volksbuchs; etwas dem Hintergrund einer Wette auch nur entfernt Ähnliches fehlt.

Von dieser Scene wie von dem vorausgehenden Monolog waren offenbar nur einzelne Versreihen aufgeschrieben, wodurch sich ihr Fehlen in dem Göchhausenschen Faustmanuskript leicht erklärt. Zu V. 1542 f.: „Damit du, losgebunden, frei Erfahrest was das Leben sei“ ist mit Recht an „Satyros“ erinnert worden: „Und nun lebig des Drucks Gehäufte Kleinigkeiten, frey Wie Wolken, fühlst, was Leben sey!“ (Der junge Goethe III, 481). Und wenn Faust „sein eigen Selbst zu einer Welt erweitern“ möchte (V. 1774), so deutet das auf jene Zeit, wo auch Prometheus fragte: „Bermögt ihr mich auszudehnen, zu erweitern zu einer Welt?“, den Gedanke, der auch am Schlusse von „Künstlers Abendlied“ und in verwandten Wertherschen Anschauungen wiederkehrt. Auf die in die Augen springende Beeinflussung der Verse 1830—34 durch eine Herdersche Aeußerung in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ von 1772 hat Scherer hingewiesen (Aus Goethes Frühzeit S. 69). Im Uebrigen tragen beide Scenen deutliche Anzeichen späterer Entstehung. Des Mephistopheles Worte: „Und doch hat jemand einen braunen Saft In jener Nacht nicht ausgetrunken“ (V. 1579) passen natürlich nicht zu der ursprünglichen Situation, nach der Mephistopheles unmittelbar durch sein Eintreten den Selbstmordversuch hinderte*). Fausts leidenschaftlicher Ausbruch, der dem Nest von kindlichem Gefühle flucht, welcher ihn schwächlich zurückgehalten, setzt die später entstandene melodramatische Fortführung des Monologs mit den Ofterliedern voraus. Der Geisterchor trägt den Charakter einer jüngeren Zeit, und V. 1635 „Hör auf mit deinem Gram zu spielen“

„Wilhelm Meister“ wiederfanden: Das Lavirende, Abwartende, die „Dumpfheit“ in der Lebensführung, die sich gerne dem Zuge ihrer Neigungen überläßt, der am Ende stets zum guten Ende leitet und allmählich — in stoischem Sinne — die *τὴν* als eine *πρόνοια* verehren lehrt. Aber daneben regiert auch die starre Nothwendigkeit: was unsrer Natur widerstrebt, unsrer Neigung zuwiderläuft, tritt gleichwohl an uns heran ohne daß wir uns seinem Einfluß zu entziehen vermöchten. Die Erkenntniß, daß zwischen beiden die Vernunft zu vermitteln habe, ist auch Wilhelm Meister noch nicht aufgegangen. Beide Seiten des Daseins weisen aber auf die „unfühlende“ Natur als ihren Ursprung, den der jugendliche Faust-Goethesche Pantheismus eben nur unter dem Wille des Erdgeistes vorstellen konnte.

*) Die gleiche Ansicht wurde im Anschluß an Scherer (Aus Goethes Frühzeit S. 85) neuerdings von Luther ausgeführt (Die verschiedenen Pläne im ersten Theile von Goethes Faust. Cottbus 1887 S. 26 ff.). Beide stützen sich mit Recht auf Mephistos Worte in „Wald und Höhle“: „Und wär' ich nicht, so wärst Du schon Von diesem Erdball abspaziert“.

schließt sich so unglücklich an, daß sich die Verse 1572—1634 notwendig als eine spätere Interpolation ergeben. Selbstverständlich fällt auch das Folgende, soweit es den Vertrag mit einer Bedingung verknüpft, also aus dem alten traditionellen Teufelspakt eine Wette macht, in eine viel jüngere Zeit.

Mephistopheles weiß Faust von der menschlichsten Seite zu fassen, bei jener unverlierbaren „berben Liebeslust“, die an die Welt sich hält mit klammernden Organen. Faust hatte das Leben durchstürmt, sein schwellendes Schöpfergefühl wollte das Ganze titanisch in sich fassen und in sich neu gebären, aber der unendliche Kreislauf, die Fülle der auf- und niedersteigenden Erscheinungen trieb ihn auf sein friedloses Selbst zurück: Alles scheint sich ihm höhnisch zu entziehen, nichts vermag er festzuhalten. Jetzt gefellt sich Mephisto zu ihm, der weltkundige Führer; er regt den Trieb zum Gemeinen, zum Hasten am Irdischen in ihm auf, er sucht ihn durch Aussichten auf die Behaglichkeiten des Genusses zu locken, er leitet seine Empfindung aus dem Großen auf das Einzelne, er giebt seinem hochfliegenden Streben Maß und Ziel (vgl. V. 1760), er lehrt ihn in der Beschränkung Befriedigung zu suchen, er lehrt ihn den Augenblick erfassen. Faust greift mit beiden Händen zu: „Ich habe mich zu hoch gebläht; In deinen Rang gehör' ich nur. Der große Geist hat mich verschmäht, Vor mir verschließt sich die Natur. Des Denkens Faden ist zerrissen, Mir ekelt lange vor allem Wissen. Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit Uns glühende Leidenschaften stillen! In undurchdrungenen Zauberhüllen Sei jedes Wunder gleich bereit!“ In's Rollen der Begebenheit will er sich stürzen, dem Taumel sich weihen, dem schmerzlichsten Genuß, „verliebtem Haß, erquickendem Verdruß“, mit seinem Geist das Höchste und Tieffte greifen, Wohl und Weh der Welt auf seinen Busen häufen und am Ende zerscheitern wie sie. Es ist der Rückzug der Verzweiflung, die die letzte Brücke hinter sich abbricht; Betäubung im Genuß ist seine Loosung, dazu läßt sich der Teufel trefflich brauchen, und am Ende — was kümmert ihn das Drüben? Aus dieser Erde quillen seine Freuden: er überliefert sich dem Mephistopheles um jeden Preis, von einer Bedingung kann keine Rede sein.

Der Vorwurf war ein ungeheurer; er verlangte eine bunte Folge verschiedenartigster Bilder, eine wechselvolle Reihe edler und gemeiner, düstrier und freundlicher, phantastischer und spukhafter, aber immer bedeutender Abenteuer, etwa nach Art der Romanbücher des siebzehnten Jahrhunderts, nur daß hier das Interesse nicht an den Episoden zu haften, sondern sich unausgesetzt auf den Helden zu richten hatte, der durch solche sich mannigfach verschlingenden Schicksale den Weg zum Heile finden sollte. In der Scene „Trüber Tag, Feld“ spricht Faust von „abgeschmackten Freuden“, in denen ihn Mephistopheles einwiege. Goethe führte nur Weniges davon aus, weil die Gretchenepisode ihn ganz in Anspruch nahm

und ihm unter den Händen zu einer eigenen Tragödie von siebenzehn Scenen auswuchs. Daneben stellte er eine Reihe lose verknüpfter Bilder, von denen er aber nur drei vollendete: die Scene zwischen Diephhistopheles und dem Schüler, welche allerhand ernsthafte und lockere Erinnerungen des Leipziger Studenten mit humoristischem Behagen verarbeitete, „Auerbachs Keller“ und die blitzartig vorübergleitende kleine Scene auf der Landstraße vor dem Kreuze. Beabsichtigt und in einzelnen Versen auch bereits skizziert waren aber schon damals: 1) der Spaziergang, welcher meines Erachtens den Uebergang zu der ersten Begegnung mit Gretchen bilden sollte; 2) die Walpurgisnacht — die Scene „Nacht. Offen Feld“ deutet darauf hin, und J. F. Löwens „Walpurgisnacht“ war schon 1756 erschienen (vgl. Dichtung und Wahrheit 6. Buch, Hempel 21, 24) —; und 3) die Scene am Kaiserhofe mit dem Goldspuk und der Beschwörung der Helena, in denen sich nach Schröder deutliche Einflüsse des Hans Sachs nachweisen lassen. Die Conception der Helena fällt nach des Dichters eigener Angabe vor das Jahr 1776. In welchem Sinne war sie damals gedacht? Die Frage läßt sich nicht beantworten ohne eine zusammenfassende Erörterung der kunstphilosophischen Ansichten, welche Goethe in jenen Jahren beschäftigten. Ich will sie möglichst mit Goethes eigenen Worten vorzuführen suchen.

Die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt weist auf eine höchste Einheit hin, auf ein letztes Glied, in dem sich die ungeheure Kette wie in ihrem Endziel zusammenschließt: das letzte Product der sich immer steigenden Natur ist der schöne Mensch. „Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt: dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Weisens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?“ Ich nehme diesen Satz aus Goethes „Winkelmann“ und halte jetzt eine Aeußerung von 1772 daneben, die erst in dieser Beleuchtung recht verständlich wird: „Genuß, dieses unerklärbare Herumdrehen, Schweben, Aufgelöstliegen in einer Empfindung — das ist, wie wir glauben, der Zweck, oder vielmehr der Endpunkt alles dessen, was in dem Menschen ist. Das übrige ist nur Werkzeug, und die angenehme Empfindung, die mit der Besitzung dieses Werkzeugs verknüpft ist; die nicht so wohl Genuß ist, als Freude über die Möglichkeit des Genusses, Aussicht dahin, Ahndung.“ (Frankf. gel. Anz. Seufferts Neudruck 517, 15). Und dieser höchste Genuß fließt aus der hingebenden Liebe zu Natur und Menschenwelt. Aber die Natur ist „unfühlend“, der Mensch hat von ihr keine Gegenliebe zu hoffen. „Was wir

von Natur sehn, ist Kraft, die Kraft verschlingt, nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tausend Keime zertreten jeden Augenblick, tausend geboren, groß und bedeutend, mannigfaltig in's Unendliche; schön und häßlich gut und böß, alles mit gleichem Rechte neben einander existirend" (a. a. D. 667, 22). So steht der Mensch der unendlichen Natur, auf die er doch angewiesen ist, eigentlich hilflos gegenüber, aber „sie härtet, Gott sei Dank, ihre echten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel ab, die sie ihnen unablässig bereitet, so daß wir den den glücklichsten Menschen nennen können, der der stärkste wäre, dem Uebel zu entgegnen, es von sich zu weisen und ihm zum Trotz den Gang seines Willens zu gehen. Das ist nun einem großen Theil der Menschen zu beschwerlich, ja unmöglich; daher retiriren und retranchiren sich die meisten, sonderlich die Philosophen" (ebenda 666, 36). In der That hat es vorzügliche Geister gegeben, die eine Art Scheu vor dem wirklichen Leben empfanden und, in sich zurückgezogen, „sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen und auf diese Weise das Vortrefflichste, nach innen bezüglich, zu leisten" versuchten. Aber solche Abkehr vom Wirklichen kann nur zu Irthümern und verderblichen Grillen ausschlagen. Der gesunde Mensch muß ein Verhältniß zur Natur suchen, er muß sich ihren Wirkungen aussetzen, sich gegen ihre Ueberkraft sicher stellen, und das gelingt ihm durch die Kunst. Jener „stärkste Mensch", der zugleich der glücklichste zu heißen verdient, ist der Künstler. „Die Kunst ist gerade das Widerspiel der Natur; sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten" (a. a. D. 667, 27). Darum darf aber die Kunst auch nicht Nachahmung der Natur sein, das würde ja den Gegensatz aufheben: „wir glauben überhaupt, daß das Genie nicht der Natur nachahmt, sondern selbst schafft wie die Natur" (a. a. D. 514, 8). Die Kunst muß mit der Natur wetteifern, ja sie zu überbieten suchen, indem sie Werke hervorbringt, die zugleich natürlich und übernatürlich wirken. Wie vermag sie das?

Die Aesthetik der Geniezeit verschmähte die Definitionen; sie ruhte allein auf dem Gefühl der „inneren Schöpfungskraft". Der junge Goethe vergleicht die Schönheit gelegentlich mit Dämmerung und nennt sie etwas Unbegreifliches; der Satz „schön ist, was wir als schön empfinden" wird in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 einmal als „die einzige beste Erklärung des Schönen" bezeichnet. Als die schaffende Kraft im Künstler sah man „das aufschwellende Gefühl der Verhältnisse" an. Nur die Natur allein bildet den großen Künstler. Es galt durch die Fülle der Erscheinungen das beschränkte Selbst zu einer Ewigkeit zu erweitern, bis das drängende Gefühl bildend in die Fingerspitzen drang oder durch das Herz hindurch „zum Griffel schmachete." Die Welt liegt vor dem Künstler „wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er sich des Geschaffenen freut, auch alle die Harmonien genießt, durch die er sie hervorbrachte und in denen sie besteht." (D. junge Goethe 3, 690). Dieses

titaniſch durch die Seele webende Gefühl, „das ſich nach und nach zum verſtandenſten Ausdruck drängt, ohne durch die Erkenntnißkraft durchgegangen zu ſein“, führte allerdings zur Mißachtung der Form, und Goethe behauptete geradezu (d. j. G. 3, 687), jede Form, auch die gefühlteſte, habe etwas Unwahres. Aber damit erhob ſich auch eine der wichtigſten Forderungen, die nach der Natürlichkeit des Kunstwerkes: wer ſchaffen will, der ſoll auch erleben. Vor Allem die Recenſionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen betonten dieſe Forderung mit allem Nachdruck. Die beſannteſte dieſer Stellen muß ich gleichwohl ganz hierher ſetzen: „Laß, o Genius unſers Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerſt für ſeinen Kreis der beſte Geſellſchaftler wäre, das artigſte Spiel angäbe, das freudigſte Liedchen ſänge, im Rundgeſange den Chor belebte, dem die beſte Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuſten mannigfaltigſten Reizen vorzutanzten; den zu fangen die Schöne, die Wißige, die Muntre alle ihre Reize ausſtellten; deſſen empfindendes Herz ſich auch wohl fangen ließe, ſich aber ſtolz im Augenblicke wieder losriß, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fände, daß ſeine Göttin nur ſchön, nur wißig, nur munter ſei; deſſen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, ſich der aufdrängte, ſie durch erzwungne und erlogne Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerkſamkeiten des Tags, ſchmelzende Lieder und Muſiken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil ſie nur zurückhaltend war; der uns dann all ſeine Freuden und Siege und Niederlagen, all ſeine Thorheiten und Reſipiſcenzen mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorſpottete: des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genug thun. Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens ſei an ſeiner Unbeſtimmtheit ſchuld — laß ihn ein Mädchen finden ſeiner werth! Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geſchwirre der Geſellſchaft in die Einſamkeit leiten, laß ihn auf ſeiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Geſtalt ganz Anmuth, ſich in ſtillem Familienkreis häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat, die Liebſting, Freundinn, Beiſtand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauſes iſt, deren ſtets liebwürkende Seele jedes Herz unwiderſtlich an ſich reißt, zu der Dichter und Weiße willig in die Schule giengen, mit Entzücken ſchauten eingeborne Jugend, mitgebornen Wohlſtand und Grazie. Ja, wenn ſie in Stunden einſamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Lieberebreiten noch etwas fehlt: ein Herz, das jung und warm wie ſie, mit ihr nach fernern verhülltern Seligkeiten dieſer Welt ahndete, in deſſen belebender Geſellſchaft ſie nach all den goldnen Ausſichten von ewigem Beiſammensein, dauernder Vereinigung, unſterblich webender Liebe feſt angeſchloſſen hinſtrebte — laß die Weiden ſich finden; beim erſten Nahen werden ſie dunkel und mächtig ahnden, was jedes für einen Inbegriff von Glückſeligkeit

in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann laß er ahnend und hoffend und genießend was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin. Wahrheit wird in seinen Liedern fein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gefängen herumwallen.“

So oft ich diese Stelle las, hatte ich immer die gleiche Empfindung: es ist damit ein bestimmter Plan angedeutet, dessen Umrisse damals Goethe vor Augen standen. Er entwirft ein Selbstportrait; aber zugleich schweben ihm die Grundrisse eines Romans vor, dessen Held in schwankender Leidenschaft durch die vielartige Schule der Frauen geht und am Ende von einer idealen Weiblichkeit, die hier den Zügen der Restmertschen Lotte nachgebildet ist, sich in sanfte Fesseln schlagen läßt. Oben habe ich gezeigt, daß im „Werther“ unverkennbare Ansätze zu einem derartigen Plane vorhanden sind. Zugleich meine ich aber mit Julian Schmidt, daß Goethe auch für den „Faust“ damals eine solche Absicht hatte. Ein Faust, der „in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften stillen, dem Taumel, dem schmerzlichsten Genuß sich weihen“ will, der von Begierde zu Genuß taumelt und im Genuß nach Begierde verschmachtet, wie hätte ihn Goethe anders darstellen wollen? Freilich wird das immer nur eine Vermuthung bleiben, aber meines Erachtens eine sehr wahrscheinliche. Bestimmtes wissen wir nur von Gretchen und Helena; höchstens das schöne Weib, nach dessen süßem Leib Faust eine wilde Begierde verzehrt („Wald und Höhle“), ließe sich noch als Rest eines solchen Planes geltend machen. Ich möchte aber meine Annahme noch durch eine weitere Aeußerung Goethes stützen, in der ich einen Hinweis auf den damaligen Faustplan sehe, wodurch sich auch für die ursprüngliche Conception der Helena ein Anhalt ergeben wird. Ich meine den Schluß des Aufsatzes „Von Deutscher Baukunst“ (D. junge Goethe 2, 213): „Heil dir, Knabe! der du mit einem scharfen Aug' für Verhältnisse geboren wirst, dich mit Leichtigkeit an allen Gestalten zu üben. Wenn dann nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht, und du jauchzenden Menschengenuß nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlst; das muthige Geschrei des Winzers, wenn die Fülle des Herbsts seine Gefäße anschwellt, den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müßige Sichel hoch in den Balken geheftet hat; wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinself lebt, du gestrebt und gelitten genug hast, und genug genossen, und satt bist irdischer Schönheit, und werth bist auszuruhen in dem Arme der Göttin, werth an ihrem Busen zu fühlen, was den vergötterten Hercules neu gebar; nimm ihn auf, himmlische Schönheit, du Mittlerin zwischen Göttern und Menschen, und, mehr als Prometheus, leite er die Seligkeit der Götter auf die Erde!“

Ich meine, daß man diese Stelle nicht ganz versteht, wenn man nicht

den Faust vor Augen hat. „Verhältnisse“ ist ein Lieblingsausdruck des jungen Goethe, der aus seiner lebhaften Beschäftigung mit bildender Kunst stammt. Er definierte ja die Kunst überhaupt als „das aufschwellende Gefühl der Verhältnisse.“ Faust ist zum Künstler geboren; er fühlt diese schöpferische Anlage, ohne ihr genügen zu können. Nachdem er die Welt in fruchtloser Unbefriedigung durchstürmt hat, tritt er, von ergebnisloser mühevoller Forschung krank, unter Mephistos kundiger Führung hinaus in die bunte Mitte des Lebens; um ihn erwacht nach und nach „Freude und jauchzender Menschengenuß“, das fröhliche Lärmen der Winzer und der Schnittertänze. Es ist Faust auf dem Spaziergang, eine Scene, die in ihrer damaligen Conception — skizzirt wurde sie erst in den ersten Augusttagen 1775 — den Uebergang zu den Gretchenscenen bilden sollte. Auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt sind ja die Tänze geblieben, wenn auch weder von Winzern noch von Schnittern mehr die Rede sein konnte, sobald die spätere Gestaltung des Selbstmordmonologes das Osterfest in die Scene eingeführt hatte. Nachdem das frohe Menschentreiben Faust wieder in seine Kreise gezogen, nachdem die „gewaltige Nerve der Begierden und Leiden“ wieder in ihm wach geworden, nachdem er „gestrebt und gelitten“ und „irdische Schönheit“ voll gekostet — und damit ist wiederum die Erziehung durch die Weiblichkeit einbegriffen — ist er würdig im Arme der „himmlischen Schönheit“ auszuruhen wie der vergötterte Herakles. Wir sehen, woher Goethe den Gedanken der Apotheose nahm: wie Herakles von Athene dem Himmel zugeführt in der Umarmung der Hebe einer unsterblichen Jugend und der Ewigkeit göttlicher Freuden genießt, so sollte Faust im Arme der Helena der „himmlischen Schönheit“ eines verklärten Daseins theilhaftig werden. Und wie Herakles mit Hebe zwei Söhne gebar, Algeiares und Aniketos (d. i. der Abwehrer alles Bösen und der Unbesiegbare), durch die sich der Segen seines Lebensgewinnes dem nachlebenden Geschlechte der Menschen mittheilte, so sollte aus der Umarmung der Helena*) als ein Vermächtniß Fausts an die Nachwelt Euphorion entsproßsen, den ich als einen symbolischen Ausdruck der bekannten Verse faße:

Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Daseins zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam als er lebte.

Und damit hatte Faust mehr geleistet, als Prometheus. Der Grundzug des Prometheus ist titanischer Trotz: er stellt sich den Göttern gleich, ohne ihrer zu achten, er bedarf ihrer Macht nicht. Faust sollte diesen Zwiespalt zweier getrennten Welten aufheben: er sollte die Poesie

*) Daß Faust mit Helena einen Sohn Justus erzeugte, berichtet auch das Volksbuch; daß der Sohn der Helena und des Achill Euphorion hieß, eine spätgriechische Ueberlieferung.

auf die Erde führen und durch sie den Widerspruch versöhnen, indem er die Menschen zu den Göttern hinaufhob. Im Einzelnen wird das sogleich klar werden, wenn ich jetzt die Betrachtung der junggoetheschen Kunstphilosophie fortsetze.

Zuvor muß ich aber einen Einwand abwehren. Was man meiner Interpretation der besprochenen Stelle entgegenhalten könnte, ist der Ausdruck „wenn die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinsel lebt.“ Ich bin aber gerade geneigt, in diesen Worten eine Bestätigung meiner Auffassung zu sehen, denn dieser Ausdruck deutet offenbar schon auf den Plan, der dann in „Künstlers Erdwallen“ zur Ausführung kam. Ich glaube, daß dies kleine Drama sich aus dem Gedankenkreise des „Faust“ 1774 absonderte; schon damals fügte ja Goethe „des Künstlers Vergötterung“ hinzu. Die Vergötterung wird hier versinnbildlicht durch die bezaubernde und läuternde Wirkung, die das Kunstwerk der Venus Urania (d. i. der „himmlischen Schönheit“) auf die Nachlebenden übt. Faust sollte aber kein Maler, kein Bildhauer, er sollte ein schaffender Dichter werden; er war eine Schöpfung jener Jahre, in denen Goethe in seinem „productiven Talent“ die einzige Stütze erkannte, auf die er „sein ganzes Dasein zu gründen“ trachtete.

Unsere Betrachtungen der damaligen Kunstansichten Goethes haben bisher Folgendes ergeben: Natur und Kunst sind getrennte Reiche; das Verhältniß, in dem der Mensch gegenüber der zerstörenden Kraft der Natur seine Selbständigkeit behauptet, ist die Kunst; die Kunst ahmt die Natur nicht nach, sondern schafft selbst wie diese; sofern der Mensch ein Theil der Natur ist, muß auch das Kunstwerk im Grunde ein Naturwerk sein; aber der Mensch ist zugleich der Gipfel der Natur, eine Welt für sich, die in sich einen neuen Gipfel hervorbringt. So ergeben sich für das Kunstwerk zwei Forderungen: es muß einmal natürlich, es muß zweitens übernatürlich wirken. Die erste Forderung habe ich bereits besprochen: soll es natürlich wirken, so muß es erlebt sein. Ich wende mich jetzt zu der zweiten: wie kann es übernatürlich wirken?

Eine der schönsten Stellen des „Prometheus“ giebt darüber Aufschluß. Als Pandora von wunderbaren Gefühlen erschüttert das Wesen jener unbeschreiblichen Sehnsucht zu kennen verlangt, von der sie ihr Herz bewegt fühlt, erwidert ihr Prometheus, einen Augenblick gebe es, in dem alle Wünsche, alle Träume und Hoffnungen zur Erfüllung werden, das sei der Tod. „Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde Du ganz erschüttert alles fühlst Was Freud und Schmerzen jemals dir ergossen, Im Sturm dein Herz erschwillt, In Thränen sich erleichtern will, Und seine Gluth vermehrt, Und alles klingt an dir und bebt und zittert, Und all die Sinne dir vergehn, Und du dir zu vergehen scheinst Und sinkst, Und alles um dich her versinkt in Nacht Und du, in immer eigenstem Gefühl, Umfassest eine Welt: Dann stirbt der Mensch.“ Aber nicht der physische Tod

ist gemeint: „Wenn alles — Begier und Freud und Schmerz — In stürmendem Genuß sich aufgelöst, Dann sich erquickt, in Wonne schläft, — Dann lebst du auf, auf's jüngste wieder auf, Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren“. Die Stelle, zu der man die Scene zwischen Satyros und Psyche (D. junge Goethe 3, 478) vergleichen muß, ist mehrfach mißverstanden worden; Dünzer wollte sogar eine Erinnerung an eine theologische Doctrin des heiligen Augustin darin sehen. Man kann sie nur im Zusammenhang mit Goethes Kunstansichten richtig würdigen. Sie ist eine poetische Verbildlichung der etwa 6 Jahre später geschriebenen Worte: „Leben ist ihre (der Natur) schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff viel Leben zu haben“.

Ich erläutere die Stelle zunächst durch eine Aeußerung Schellings in dem Aufsatz über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur, welche ganz im Sinne des jungen Goethe ist. „Hat ein jedes Gewächs der Natur nur einen Augenblick der wahren vollendeten Schönheit, so dürfen wir sagen, daß es auch nur einen Augenblick des vollen Daseins habe. In diesem Augenblick ist es, was es in der ganzen Ewigkeit ist: außer diesem kommt ihm nur ein Werden und ein Vergehen zu. Die Kunst, indem sie das Wesen in jenem Augenblick darstellt, hebt es aus der Zeit heraus; sie läßt es in seinem reinen Sein, in der Ewigkeit jenes Lebens erscheinen“.

Die gleiche Anschauung spricht Goethe im Anfang seines „Winkelmann“ aus: „Das letzte Product der sich immer steigernnden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei. Dagegen tritt nun die Kunst ein.“ Welcher Augenblick ist das? Die beiden genannten Scenen des „Prometheus“ und „Satyros“ geben die Antwort: der höchste Augenblick der Liebe. Goethe hat das deutlich ausgesprochen in den Anmerkungen zu Diderots Versuch über die Malerei: „Nur äußerst kurze Zeit kann der menschliche Körper schön genannt werden, und wir würden, im strengen Sinne, die Epoche noch viel enger als unser Verfasser begrenzen. Der Augenblick der Pubertät ist für beide Geschlechter der Augenblick, in welchem die Gestalt der höchsten Schönheit fähig ist; aber man darf wohl sagen: es ist nur ein Augenblick! Die Begattung und Fortpflanzung kostet dem Schmetterlinge das Leben, dem Menschen die Schönheit; und hier liegt einer der größten Vortheile der Kunst, daß sie dasjenige dichterisch bilden darf, was der Natur unmöglich ist, wirklich aufzustellen“. Jetzt sehen wir, wie Goethe die übernatürliche Wirkung des Kunstwerkes verstand: „Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche; er unterscheidet, wählet und richtet, er

kann dem Augenblick Dauer verleihen". So ist die Kunst eine zweite, eine höhere Natur; die zerstreuten Vollkommenheiten faßt sie in eins, die vorübergehende Schönheit erfafst sie im bedeutendsten Moment und stellt sie bleibend hin für die Ewigkeit. Aus der Summe aller Kräfte entwickelt faßt das Kunstwerk in seiner idealen Wirklichkeit alles Herrliche und Liebenswürdige, was in der Natur getrennt und von flüchtigem Bestand erscheint, vom Zufälligen befreit, gesteigert in sich, und indem es den Menschen so über die Natur und über sich selbst erhebt, „vergöttert es ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Zukünftige begriffen ist“.

Damit haben wir den Standpunkt gefunden, von dem aus nach meiner Meinung auch der ursprüngliche Plan des „Faust“ zu beurtheilen ist. Faust ist zum schaffenden Künstler geboren: er fühlt sich vor der Erscheinung des Erdgeistes zugleich „klein und groß“, er muß sich seinesgleichen nennen und doch seine Ohnmacht bekennen. Genau so sagt in „Künstlers Vergötterung“ der Meister zum Schüler vor dem Bilde der Venus Urania:

Das starke Gefühl, wie größer dieser ist,
Zeigt, daß Dein Geist seinesgleichen ist.

In dem Erdgeist als Welten- und Thatengenius ist alles Werden und Geschehen, also Alles, was Goethe unter Natur verstand, physisches Erdenwesen, Leben und Geschichte verbildlicht. Fausts Streben ging darauf hin ein beruhigtes, unerschüttertes Verhältniß zur Natur zu finden; er fand es nicht in der Forschung, und er suchte es vergebens in der brünstigen, leidenschaftlichen Hingabe an das Univerfum. Er hatte noch nicht die Erkenntniß, daß der Künstler sich innerhalb der Natur ein Reich bilden müsse, daß er aber „aufhört ein Künstler zu sein, wenn er mit in die Natur verfließen, sich in ihr auflösen will“. Fausts Klage: „Nicht darf ich Dir (dem Erdgeist) zu gleichen mich vermessen! Hab' ich die Kraft Dich anzuziehen befehen, so hatt' ich Dich zu halten keine Kraft“, diese Klage steht jetzt in der Tragödie beziehungslos da: sie ist nur aus dem alten Grundgedanken der Dichtung zu begreifen. Faust vermochte die Erscheinungen nicht festzuhalten, weil ihm die Kunst gebrach, wie dem Werther. Er fühlt, er gleicht dem Geiste, doch er begreift ihn nicht. Wie lernt er ihn begreifen? Zunächst durch Mephistopheles. Mephistopheles in seiner damaligen Gestalt hängt mit dem Teufel des Volksbuches nur sehr äußerlich zusammen. Daß er allerhand teuflische Künste treibt und sich die Seele Fausts verpfänden läßt, das gehört eigentlich nur zu seinem Costüm; im Uebrigen aber er ist der Vertreter des gesunden Menschenverstandes, der weltkluge Gefährte, nüchtern-verständig, offenen Blickes, von praktischer Einsicht, ein echter Utilitarier. Sind ihm Ironie und höhnische Schärfe nicht fremd, so steht er Fausts weltunkundigem, im Unendlichen sich verlierenden Strebensdrange doch im Grunde gutmüthig, mit behaglichem Humor und sicherem Urtheil gegenüber. Er schleppt ihn durch flache Unbedeutendheit, er zieht sein weltumspannendes Streben herab in die

Beschränkung des Alltäglichen, er führt das aufschwellige Titanenthum in seine Grenzen zurück, er lehrt ihn den sinnlichen Werth des Lebens zu würdigen, das gemeine Wirkliche nicht zu verachten, von dem Einzelnen praktischen Nutzen zu ziehen, den Zufall sich dienstbar zu machen und das Gegenwärtige ohne Zaudern zu genießen. Der Gewinn, den Faust aus der Gemeinschaft mit Mephisto ziehen sollte, war ein doppelter. Er sollte nicht ruhelos den Kreislauf des Lebens durchstürmen, um auf's Neue von der Ueberkraft des Unberechenbaren erdrückt zu werden; er sollte das Einzelne mit scharfem Auge betrachten, die ganze Stufenleiter der Lebensäußerungen erkennen lernen, alle Tiefen des Menschenschicksals erfahren; er sollte mit einem Worte 1) erleben und 2) den Augenblick erfassen lernen. So war Mephisto eigentlich eine Vorbereitung zur Helena. Was bedeutet aber Helena? Das Ideal der Antike war Goethe damals noch nicht aufgegangen. Als höchster Gipfel der Natur galt ihm der schöne Mensch, und der berühmteste Typus eines schönen Menschen, das Ideal der allbezwingenden Schönheit ist für alle Zeiten Helena. Faust, nachdem er des Lebens reinsten Freuden genossen, ausgekostet den Becher des Leidens bis zur Reife, strebend und leidend unablässig in fortschreitender Läuterung, er ist würdig auszuruhen im Arm der „himmlischen Schönheit“. Der höchste Moment der Schönheit ist aber der höchste Act der Liebe: Faust wird der Gatte der Helena. Doch es ist nur ein Augenblick, in dem der schöne Mensch schön ist: Helena entwindet ihm und läßt ihm nur eine leere Form zurück. Aber Faust ist nicht umsonst durch Mephistos Schule gegangen, er hat den Augenblick zu erfassen gelernt: er erlebt den höchsten Augenblick, und seine Künstlerschaft vollendet sich, er ergreift ihn. Jetzt vermag er das Unmögliche, „er kann dem Augenblick Dauer verleihen“! Das Symbol dieser Entwicklung sollte Euphorion sein, eine Frucht jenes höchsten Augenblickes steigt er menschenbeglückend als die Poesie auf die Erde nieder. Von dieser ursprünglichen Conception erst gelten die späteren Worte Goethes ganz: „Der Euphorion ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personificiert, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist“.

Freilich, wie die Apotheose im Einzelnen gedacht war, das wird sich nicht mehr errathen lassen. „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“ — ist sein Urbild etwa das Gewand, das die entschwindene Helena den Händen Fausts zurückgelassen? Trat etwa nach Art der „wiederholten Spiegelungen“, in denen Friederikes Bild sich dem Dichter zeigte (Ausgabe letzter Hand 49, 19), am Ende Gretchens Gestalt dem verklärten Faust wieder nahe und schwebte ihm als seine Muse zur Seite, ähnlich wie es am Schluß von „Künstlers Apotheose“ oder auch am Schluß des schönen Gedichtes „Hans Sachsens poetische Sendung“ der Fall ist? Oder dürfen wir aus dem verwandten Vorwurf der „Pandora“ einen Rückschluß auf „Faust“ ziehen?

Die neue Weimarer Ausgabe des „Faust“ hat auch ein kurzes Schema eines älteren Gedankenganges zu Tage gefördert, welches ich als die willkommenste Bestätigung meiner Auffassung im Auszuge hierhersetze: „Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur. Erscheinung des Geists als Welt- und Thatengenius Lebens-Thaten-Wesen. Lebensgenuß der Person von außen gesehen, in der Dumpfheit Leidenschaft, erster Theil. Thatengenuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein, Schönheit, zweiter Theil. Schöpfungsgenuß von innen, Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle.“ Fausts irdisches Theil war also der Hölle verfallen, ganz im Sinne jener jugendlichen Weltanschauung, die sich um das Drüben nicht kümmerte: „Aus dieser Erde quillen meine Freuden, Und diese Sonne scheint meinen Leiden; Kann ich mich erst von ihnen scheiden, Dann mag was will und kann geschehn!“ Aber die befreiende Idee, die am Schlusse hervorsprang, war die unsterbliche Fortdauer von Fausts Lebensgenuß, der Kunst. Der Epilog hatte dann etwa ein Thema auszuführen, wie es der achtzigjährige Goethe formulirte: „Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“ Diese höhere Form des Daseins ist Euphorion, die geborene Poesie, die menschenbefeligende Frucht der Faustischen Lebensarbeit. Der echte Künstler kann nicht untergehen, er lebt fort durch die Zeiten in ewiger Jugend, im Angebenken der beglückten Menschheit eines verklärten Daseins genießend.

Wenn dies der ursprüngliche Faustplan war, warum hat ihn Goethe aufgegeben? Jedenfalls war sein Glauben an das Alleinseigmachende der Kunst nicht von langer Dauer. Schon um 1780 widerrufen die „Grenzen der Menschheit“ das Kunstevangelium der Geniezeit; Natur und Kunst hören allmählich auf, einander ausschließende Gegensätze zu sein*). Wie anbeten, hervorbringen und schauen im Grunde eins sind, so ruht nun auch das Menschenleben gleichmäßig auf Religion, Kunst und Wissenschaft, und das Losungswort ist die That: das letzte Ziel ist kein ästhetisches, kein wissenschaftliches oder künstlerisches überhaupt, sondern gemeinnütziges Handeln im Dienste der fortschreitenden Gesamtcultur. Zu dieser Stufe wurde dann auch Faust erhoben, und den gleichen Weg sollte später Wilhelm Meister wandeln.

* * *

Wir sehen also durch unsere Betrachtungen zunächst „Faust“ und „Werther“ in einen innigen Zusammenhang gerückt. Beide sind Weltflüchtlinge, Beide haben die Theorie verachten gelernt: schon 1772 schrieb Goethe, daß

*) „Natur und Kunst — sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden!“ 1802.

alle Theorie „den Weg zum wahren Genuße versperrt, denn ein schädlicheres Nichts, als sie, ist nicht erfunden worden“ (Frankf. gel. Anz. Neudruck 665, 25). Beiden ist der Drang nach höchster Ausbildung ihres Ichs gemein, Beiden der verhängnißvolle Irrthum, daß es ein unmittelbares Verhältniß des Menschen zur Natur gebe, Beide werden durch die Widersprüche des Lebens mit ihren idealen Forderungen dem Selbstmord entgegengetrieben. Aber ihre Entwicklung geht verschiedene Bahnen, denn Goethe fühlte die Nothwendigkeit, sich von solchen Kämpfen von Grund aus poetisch frei zu machen und neben der Genesung, im „Faust,“ auch die Krankheit in ihrem ganzen pathologischen Verlaufe darzustellen. Daher zeigt er im „Werther“ die Heilmittel nur im Hintergrunde und noch nicht als Heilmittel, sondern als zufällig Hinzutretendes, ohne daß seine Bedeutung erkannt wäre: die Erziehung durch das Leben und die Frauen wird nur leise angedeutet, Werther entflieht ihr, um sich völlig einer aussichtslosen Leidenschaft hinzugeben, die seinen Untergang beschleunigt; Werther ist auch mit der Kunst vertraut, aber die Einsicht in ihr inneres Wesen und ihre Mission ist ihm nicht aufgegangen, er „begreift“ den Geist noch nicht. So ist ihm jeder Halt geraubt, er muß zu Grunde gehen.

Aber auch „Wilhelm Meister“ ist mit „Faust“ und „Werther“ auf dem gleichen Boden erwachsen, seine Wurzeln reichen in dieselben Jahre zurück. Werther muß am Leben untergehen, weil ihm die heilsame Führerin fehlt; Faust gewinnt sie in der Kunst, Wilhelm Meister aber hat die Kunst von Anfang an zum Leitstern erkoren, sein Naturgefühl ist ganz in die Contemplation zurückgetreten, und des irdischen Lebens genießt er ohne Taumel, ohne blinde Leidenschaftlichkeit; seine gesunde Natur hält sich allen Eindrücken offen und weiß alle für ihre Ausbildung im Dienste eines hartnäckig festgehaltenen Ideals zu verwerthen. So tritt Wilhelm Meister mit seinem künstlerischen Ideal gewissermaßen die Erbschaft Fausts an. Prometheus war Bildhauer, der Held von „Künstlers Erbe-wallen“ war Maler (wie auch Werther zeichnete), Faust sollte zum schaffenden Dichter werden, Wilhelm Meister widmet sich der Schauspielkunst. Auch damit war es Goethe ganz Ernst: ich werde demnächst nachweisen, daß er wirklich in Frankfurt eine Reform des Bühnenwesens vor Augen hatte. Was in jener Zeit von „Wilhelm Meister“ concipirt oder skizzirt wurde, kann ich an diesem Orte unmöglich ausführen; ich will mich darauf beschränken, den oben begonnenen Vergleich der beiden Romane noch etwas weiterzuführen. Die Aehnlichkeit im Charakter der beiden Helden habe ich bereits deutlich genug hervorgehoben und die Erziehung durch die Schule der Frauen, die im „Wilhelm Meister“ zur vollen Entfaltung kam in ihren Keimen schon im „Werther“ aufgezeigt. Die Namen Wilhelm und Marianne finden sich auch im „Werther“ schon vor, sie stammen beide aus englischer Dichtung. Es ist auffallend, daß der Einfluß der englischen Dichter auf den „Werther“, und vorzugsweise auf seine Naturbetrachtung,

noch nicht unterjucht wurde, da doch Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit“ darauf hindeutet. Ich will hier nur eine Strophe aus dem Gedichte „A fit of the spleen“ von James Graeme anführen:

The mountain's fragrance and the meadow's growth,
The vernal blossom and the summer's flower
Are but funereal garlands, nature strows
Munificent on this stupendous herse,
This decorated prelude to the grave,
Insatiable monster! yawning still
Unfathomably deep — a little while
And lo! he closes on the painted scene
And surfeited with carnage, yawns no more.

Bei dem insatiable monster wird Jeder sogleich an Werthers „ewig verschlingendes und ewig wiederkäuendes Ungeheuer“ denken müssen. Der Werther'sche Vergleich der Natur mit einem offenen Grabe findet sich bei den Engländern häufig. Bei Graeme, bei John Logan, Christoph Smart, John Gay u. A., vor Allen in der Balladendichtung, ist aber „Wilhelm“ einer der beliebtesten Namen; auch „Heinrich“, Fausts Vorname, dürfte dorthier stammen. Für den Namen „Marianne“ hatte aber die Literatur jener Zeit eine besondere Vorliebe: er erscheint bei Haller und Gotter, in Millers „Siegwart“ und sonst sehr häufig nach dem Vorbilde der englischen Lyrik und Balladendichtung, sowie Richardson's; darauf deutet auch schon die fast durchweg übliche englische Schreibung „Mariane“. Der Einfluß, den Ossian auf „Werther“ übte, ist mehrfach nachgewiesen worden; auch in der Scene, als Wilhelm Meister vor Marianens Hause der Geliebten eine Serenade bringen und mit der Musik seine Liebesgedanken leidenschaftlich auf und nieder wogen läßt, klingen Ossianische Töne durch. „Seine Gedanken waren lieblich wie die Geister der Dämmerung“ ist eine durchaus Ossianische Wendung; the spirits of the darkness, of the hill, of the forest u. s. w. begegnen dort fast auf jeder Seite. Die ganze Schilderung der leidenschaftlichen Empfindungen Wilhelms in dieser Scene trägt noch die Farben der Wertherzeit, und der Zauber, der hier der Musik zugeschrieben wird, der auch im „Werther“ wiederholt zum Ausdruck kommt, ist ebenfalls eine Reminiscenz aus Ossian, welcher oft darauf zurückkommt. Ich erwähne nur eine Stelle aus den von Goethe übersehten Gesängen von Selma: „Der Gesang kommt mit seiner Musik, die Seele zu schmelzen und zu vergnügen. Es ist wie der sanfte Nebel, der von einem Teiche heraufsteigt und über das schweigende Thal zieht; die grünen Blumen füllen sich mit Thau, aber die Sonne kehrt zurück in ihrer Stärke und der Nebel ist weg.“ Zu der ganzen besprochenen Scene muß man an die „schmelzenden Musiken des Nachts“ denken (s. oben S. 366).

Werther wie Wilhelm sind zu einem Verufe verurtheilt, mit dem sie sich nicht befreunden mögen, Beide sind Verächter der Theorie und der Buchgelehrsamkeit, über den Unterschied der Stände, über künstlerische Ein-

drücke reflectiren sie zum Theil in ähnlicher Weise, ihr Liebesleben weist verwandte Züge auf. „Ich weiß nicht was ich Anzügliches für die Menschen haben muß, es mögen mich ihrer so viele und hängen sich an mich“, sagt Werther, und mit demselben Rechte könnte es Wilhelm Meister sagen. Beide haben einen Freund zur Seite, der ihren hochfliegenden Bestrebungen mit etwas kühler Theilnahme gegenübersteht und aus seiner klar verständigen, aber beschränkten Erfahrungssphäre heraus ihnen beständig mahnenden Rath ertheilt. Beide suchen auf einer Gebirgsreise Beruhigung ihres aufgeregten Herzens. Auf dem fürstlichen Jagdschlosse begegnet Werther wunderlichen Menschen, die um den Fürsten herum sind; „sie scheinen keine Schelme und haben doch auch nicht das Ansehen von ehrlichen Leuten; manchmal kommen sie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen.“ Genau dieselbe Empfindung hat Wilhelm Meister dem Jarno gegenüber. Die Scene am Ende des dritten Buches zwischen Wilhelm und der Gräfin, welche sich seinen heißen Umarmungen plötzlich mit einem Schrei entwindet und ihn fliehen heißt, ist eine etwas abweichende Nachbildung des letzten Wiedersehens zwischen Lotte und Werther, die auch mit einer leidenschaftlichen Umarmung endigt, aus der sich Lotte in ängstlicher Verwirrung löst. Wie Werther für den Knecht, den die Liebe zum Mörder machte, vor dem Amtmann eine warmherzige Vertheidigungsrede hält, so möchte auch Wilhelm für Melina und seine heimlich dem Vaterhause entflohene Geliebte das Mitgefühl des Untersuchungsrichters durch die Beredsamkeit seines feurigen Herzens wachrufen. Auch in der Technik der Composition springt die Verwandtschaft der beiden Werke in die Augen: ich meine vor Allem die Bedeutung der Episoden, in denen Wilhelm und Werther die warnenden Spiegelbilder ihrer eigenen inneren Zustände erkennen. Ich kann hier nicht ausführen, wie weit diese Technik im „Meister“ reicht; sie wird mir aber als ein wichtiges Kennzeichen für die Chronologie seiner Entstehung zu dienen haben. „Wenn wir mit all unserer Schwachheit und Mühseligkeit nur gerade fortarbeiten, so finden wir gar oft, daß wir mit unserm Schlendern und Laviren es weiter bringen, als Andere mit ihrem Segeln und Rudern“ — mit diesen Worten Werthers ist auch Wilhelm Meisters Lebensgang deutlich bezeichnet.

Ich habe die Aehnlichkeiten zwischen „Werther“ und „Wilhelm Meister“ hiermit nur kurz andeuten, nur auf ihren innigen Zusammenhang hinweisen und zeigen wollen, wie der zweite Roman im „Werther“ und theilweise im „Faust“ schon vorgebildet ist. Am 15. September 1773 schreibt Goethe an Kestner: „Jetzt arbeit' ich einen Roman, es geht aber langsam.“ Und am 18. October an Johanna Fahlmer: „Mit meiner Autorschaft steht's windig. Gearbeitet hab' ich, aber nichts zu Stande gebracht.“ Der Roman blieb also liegen. Was war es für ein Roman? Weber „Werther“ noch „Wilhelm Meister“, sondern — beides. Es sollte wohl der Roman werden, dessen Thema die oben S. 366 angeführte Stelle aus den Frankfurter

gelehrten Anzeigen andeutete: Erziehung durch das Leben und die Frauen. Daneben trieb es Goethe, die Ansichten über das Verhältniß von Natur und Kunst, welche damals in ihm gährten, zu poetischem Ausdruck zu bringen, die reinlichen Kämpfe zu schildern, in die ihn selbst eine falsche Auffassung dieses Verhältnisses zu Zeiten versetzt hatte, und endlich: eine dichterische Aufgabe auszuführen, „wo Alles, was er über den Selbstmord empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte.“ Er hatte angefangen, aber lange fehlte ihm eine Fabel; als eine solche drängte sich ihm plötzlich die Geschichte des jungen Jerusalem auf, um deren Kern nun jene drei Elemente, verquickt mit eigenen Herzenserlebnissen, zur Composition des „Werther“ zusammenschossen*). Die Namen Wilhelm und Mariane hatten sich schon dazu gefunden und drängten sich auch in den „Werther“ ein. Hatte er sich aber durch die Darstellung des ganzen Verlaufes der Krankheit von dieser völlig gereinigt, so wollte er, glaube ich, daneben im Faust, der sich im Wesentlichen auf den nämlichen drei Elementen aufbauen sollte, den Weg der Heilung durch die Kunst darstellen.

So hatte er sich auf doppeltem Wege von den drei Problemen, die er sich 1772 stellte, zu befreien gesucht; nur das erste kam weder im „Faust“ noch im „Werther“ über einige Ansätze hinaus, weil dort die Gretchen-tragödie, hier die Liebe zu Lotte den Dichter überwältigte und zu ausschließlicher Ausgestaltung drängte. Als sicherer Gewinn dieser doppelten dichterischen Weichte blieb ihm der Leitstern der Kunst zurück, der nun auch Wilhelm Meisters Leitstern werden sollte. Bald nachdem „Werther“ nahm er den Plan wieder auf, um sein Programm von 1772 darin zu verwirklichen: Wilhelm sollte am Ende finden „ein Mädchen seiner werth“. Wie ich im Gegensatz zu einer späteren Aeußerung Goethes (Tag- und Jahreshefte 1780—86) nachweisen werde, sollte der Roman ursprünglich damit schließen, daß Wilhelm Marianen wiederfand, ihr die Hand reichte und der Begründer einer idealen Nationalbühne wurde. Ich muß dafür auf die Ausführungen meines Buches verweisen; die Aufgabe dieses Aufsatzes ist erfüllt, wenn deutlich geworden ist, daß „Werther“ und „Faust“ die beiden Vorstufen bilden, von denen aus die Conception des „Wilhelm Meister“ erst verständlich wird; und daß diese Vorstufen zugleich zwei Staffeln darstellen, die Goethe selbst erst erklimmen haben mußte, um den freien, beruhigten Ausblick auf Natur, Kunst und Leben zu gewinnen, der sich in der reinen, stillen Sphäre des „Wilhelm Meister“ aufthut.

*) Das geschah erst im Februar 1774, obwohl Goethe das Schicksal Jerusalems bereits im November 1772 erfahren hatte. Jerusalems Liebe galt aber, wie die des Rousseau'schen St. Preux, einer verheiratheten Frau, und schwerlich wäre aus den bezeichneten Romananfängen jemals der jetzige „Werther“ hervorgegangen, hätten Goethes Erlebnisse im Brentano'schen Hause ihn nicht auf Jerusalems Geschichte zurückgewiesen.



Waltraut.

Eine Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege.

Von

H. Schoenknecht.

— Berlin. —



Waltabgeschieden liegt im stillen Thal
Die Erlenmühle. Alter Buchenwald,
Der rings die Höhen kränzt in dunklem Grün
Weicht hier zurück, ein lichtiges Eiland bildend.
Durch wetterbraunen Sandstein bricht der Bach
Sich Bahn, zur Frühlingszeit ein jäher Strom.
Doch bleibt ihm wenig Arbeit hier zu schaffen;
Oft ruh'n die Räder — lautlos, todtenstill
Liegt dann die Mühle da im Sonnenschein,
Und nur ein krankes Wölkchen, aus dem Schlot
In's Blau des Himmels wirbelnd, zeigt jeweilen,
Daß drinnen noch sich Menschenleben rührt.
Nur selten tritt ein alter Mann heraus,
Noch rüstig; scharf noch blickt sein braunes Aug'.
Doch auf der Stirn, den festen Jüngen liegt
Von trauervollem Ernst ein tiefer Schatten.

Ich kenn' ihn wohl; mit seinem Enkelkind
Und einem Knappen haust er Jahr für Jahr,
Solang' ich denken kann, in dieser Stille,
Der Einsamkeit und seinem Herzen lauschend.
Ihm rauscht der Bach, der Wald so manches zu
Uns frühern Tagen, was kein And'rer weiß,
Von Freud' und Leid; und wer zur guten Stunde
Den Alten traf, dem öffnet er den Schrein
Wohl einmal seines tief verschloss'nen Lebens.

So seh' ich ihn vor meines Geistes Aug'
 Leibhaftig, wie an jenem Sommertag,
 Da er aus seiner Kindheit mir erzählte,
 Was auf den Blättern hier verzeichnet steht.
 Straff aufgerichtet in dem Lederstuhl
 Saß er vor mir, aus langem Meerschaumrohr
 Mit silbernen Beschlägen kräftig rauchend.
 So sprach er auch; und nannt' er Gottes Namen,
 Da rührt' er leis sein seiden Käppchen an.
 Allmählich wich von Aug' und Stirne ihm
 Die Traurigkeit, und Knapp und wohlgefügt,
 Lebendig floß die Rede von den Lippen.
 Das war kein Bauer, schien er's gleich zu sein;
 Das war ein kluger, ritterlicher Greis,
 Der viel erlebt uud mancherlei gelesen
 Und ruhig über alles nachgedacht.

Und wie er sprach, so stieg vor meinem Blick
 Empor aus ihrem Grabe eine Zeit,
 In ihrem Glauben, ihrem Opfermuth
 Gar fremd uns Neuen, liegt sie gleich nicht fern.
 Vorüber zog ein anderes Geschlecht
 Von Frau'n und Männern: kernig, wetterfest
 In Haß und Liebe, leicht begeistert, leicht
 Getäuscht und fromm dem Alten zugethan.
 Was mir der Greis erzählt — getreu und schlicht
 Erzähl' ich's wieder, wenn Du hören magst.

* * *

Nicht immer war, mein Freund, so still wie heut
 Dies kleine Thal; von wüstem Kriegsgetön
 Erdröhnten widerhallend jene Wälder,
 Und hier der Unger, roth von wildem Mohn,
 Hat sich geröthet einst mit Menschenblut.
 Doch das war später. Hört von Unbeginn,
 Wie alles kam.

So wie Ihr heut sie seht,
 So stand die Mühle schon vor meiner Zeit,
 Vor neunzig Jahren. Damals wohnte drin
 Mein Aelternvater, den ich nie gekannt.
 Er hat nicht lang' gelebt und ließ die Ahne
 Mit ihrer Tochter nur zu bald allein.
 Das war ein übermüthig frisches Kind,
 Die kleine Waltraut, mehr daheim im Wald
 Als in dem stillen Hause, und im Lauf,
 Im Klettern und im Springen Meisterin.

Sie mußt' es wohl — war doch ihr einz'ger Freund
Des Freiherrn Sohn vom nahen Herrenschloß.
Es soll ein prächtig Haus gewesen sein;
Jetzt liegt es wüß, und niemand baut es auf,
Denn mit dem Franz erlosch sein alter Stamm.

Da trieben nun die lange Sommerzeit
Die Kinder unbekümmert ihre Spiele
Und freuten sich am lust'gen Sonnenschein.
Dornröschen spielten sie, Marienkind
Und andere Märchen, die sie liebgewonnen;
Sie lasen Beeren, bis es dunkel ward,
Und ließen schreckhaft dann im Wald die Bente.
Bald wieder war die Waltraut ein Soldat
Und Franz ein Räuber, den sie fangen sollte.
Auch Festungswerke thürmten sie am Bach
Aus Sand und fischten kleine Perlen auf,
Wie sie das muntre Wasser mit sich führte.
Und einst, da sie schon größer waren und
Der Bach in Frühlingstagen mächtig schwoll,
Da schleppten sie ein altes Brett herbei
Und Steine, eine Brücke draus zu bau'n.
Dann ging's hinüber — doch das Brett zerbrach
Und Waltraut rief im Wasser laut um Hilfe.
Schnell warf der Franz sein Sammetröckchen ab
Und sprang ihr nach, erfaßt' ihr langes Haar,
Dann ihren Arm, und kräftig rudernnd zog
Er die erschrockne Freundin an das Ufer.
Sie aber trug ihm still im Herzen Dank.

Dann kam ein Tag, der beiden Thränen brachte,
Der Tag der Trennung. In die weite Welt —
So sagt' er — auf die Schule mußte Franz.
Manch Jahr verging; Herr, eine schlimme Zeit,
Der schlimmsten eine, die dies Land gesehn!

Zuweilen hat die Mutter mir erzählt, —
Und der erzählt' es wiederum die Uhne —
Wie's die getrieben drüben auf dem Schloß.
Die wußten nichts von Kreuz und Hungersnoth
Und von dem blut'gen Bürgerkrieg im Westen;
Schier alle Tage gab's ein Freudenfest,
Und lustig tönte durch die stille Nacht
Der Hörner und der Geigen Schall herüber.
Ein großer Garten mit verschlungenen Wegen
Voll bunter Blumenpracht lag um das Schloß;
Da hielten sie verliebte Schäferspiele
Nach ihrer Väter Art beim Mondenschein,

Und oft durch's Gitter sah von fern die Ahne
Die stolzen Ritter und die schönen Frau'n
In seltsam fremdem Puz vorüberschreiten.
Dann hezten sie den Eber hoch zu Ross
Und hezten über Stoppelfeld und Schnee
Die Bauern hinter Hasen her und Füchsen.
Am Abend schlich der Bauer dann nach Haus
Und durfte schlafen — doch im Schloß begann
Nach lust'gem Jagdtag erst das rechte Leben.
Vom Sims und aus den Schränken nahm der Wirth
Die Silberhumpen und die mächt'gen Hörner;
In Strömen, roth und goldig, floss der Wein,
Und bald in's Becherklingen mischte sich
Aus rauhen Kehlen brausender Gesang.
Die Würfel rollten, und die Karten fielen,
Und bis zum hellen Morgenschein erprobten
Die edlen Herrn — wohl einmal auf die Frau'n —,
Ob man der Ahnen werth beim Trunk geblieben.
So ging's in Herrlichkeit jahraus, jahrein.

Wohl kam zu Zeiten dunkle Kunde her
Aus Frankreich — von verlorenen Schlachten sprach
man —

Doch keiner glaubt' es von den Edelleuten.
Da war noch mancher, den der alte Fritz
Zum Sieg geführt — die lachten nur voll Hohn
Zu solchen Märchen. Dieses eitle Volk
Von wind'gen Stutzern, duftend, wohlfrisiert,
Das sie bei Rossbach laufen sahn wie Hasen,
Das sollte Heere, deutsche Heere schlagen?

Vernahmen dann die Jüngern solche Rede,
So zogen sie in trunkenem Muth die Wehr
Und prahlten lärmend: Wenn der König ruft,
So stehn wir da, ein Oberst jeder Mann,
Und treiben lachend mit der flachen Klinge
Zurück die fremden Banden übern Rhein!

So klang's im Schloß; doch unten in den Hütten,
Da grollt' der Bauer, hungerte und schwieg.

Ein Tag im Maien war's voll Blüthendrang,
Da kam der Freiherr, wie er öfter that,
Zur Ahne in die Mühle, trank behaglich
Die frische Milch, die Waltraut ihm gereicht,
Und sagte lächelnd: „Franz hat ausstudirt,
Und morgen kommt er. Wie gefällt Euch das?“
Die Ahne freute wortreich sich der Kunde,

Doch Waltraut wendete das Haupt verwirrt.
 Wie sie am Fenster lehnte — stolz und eigen,
 Die schlanken Glieder voll geschmeid'ger Kraft,
 Ein blühend Antlitz, große braune Augen
 Bei blondem Haar — wohl keiner hätte mehr
 Das wilde Kind von einst in ihr erkannt.
 „Nun, Waltraut, sagst Du nichts zu meiner Post?“
 Begann er wieder, „bist ja ganz verstummt.“
 Das Mädchen drauf: „Ich dacht' an einen Traum,
 Der mir gekommen in vergangner Nacht.
 Doch er ist thöricht, nicht Erzählens werth.“
 „Warum, mein Kind? Nimm einen heitern Traum
 Als gutes Zeichen, und vom schlimmen laß
 Dich nicht beirren. Drum erzähle nur!“
 „Ihr werdet lachen, gnäd'ger Herr — mir träumte
 Ich saß' am Fenster — doch es war nicht hier,
 In fremdem Hause war es — eben da
 Dem ersten Morgengrauen wich die Nacht.
 Und wie sich's matt im Osten lichtete,
 Kam fernher eine Stimme, leise, ganz
 Des Junkers Stimme ähnlich: Lebet wohl!
 Die Sonne zieht herauf — nun muß ich fort
 Und keh'r nicht wieder. Nun erstarb der Ruf,
 Und gold'ner Glanz verkündete den Tag.
 Doch keine Spur von Jenem, der gesprochen,
 Soweit ich sah — da wacht' ich traurig auf.“
 Der Freiherr lächelte: „Ein dunkler Traum,
 Zu schwer für eines Waidmanns schlichtes Hirn.
 Der Junker muß ihn hören, wenn er kommt,
 Und deuten — laßt ihn zeigen, was er kann!“
 Und nun erzähl' er, — und sie merkten wohl
 Den Vaterstolz — wie brav sich in der Stadt
 Der Franz gehalten, ob er gleich zu Zeiten
 Ein übermüthig kühnes Stück vollführt,
 Das wohl ansteht dem künftigen Soldaten.
 So schied er fröhlich, bis zur Gartenpforte
 Geleitet von den frohgelaunten Frau'n.

Der nächste war ein stiller Regentag,
 Man hörte nichts — doch als am dritten just
 Im Garten Waltraut bei den Beeten stand
 Und träumte, nahte sich ein rascher Schritt,
 Verdeckten rasche Hände ihre Augen,
 Und eine helle Stimme rief: „Wer ist's?“
 Und als sie zürnend schnell sich umgewandt,
 Da stand der Franz vor ihr im sammtnen Rock
 Wie einst, und sah sie fröhlich lachend an.
 Verlegen stammelnd sprach sie: „Gnäd'ger Herr,

Das war nicht schön!“ und zitterte und schämte
Des heißen Bluts sich, das sie übergieß.
Doch er: „Verzeihe, Waltraut, liebe Freundin!
Ich dachte an die Kinderzeit und meinte
Die alte, lust'ge Waltraut noch zu finden.
Bist Du's denn noch?“ Und seine Augen weilten
Mit Staunen auf der lieblichen Gestalt.
Da wandte sie das Haupt und blickt' ihn an.
„Nein, nein — vergiebl! Es war ein Knabenstreich,
Dich zu erschrecken; ich will ernsthaft sein,
Und Du, zum Lohn, sei wieder gut wie einst!“
Drauf schritten sie den dunklen Buchengang
Hinab und plauderten von alten Tagen,
Und bald war Waltrants Mädchenzorn verraucht.
Er sprach — und heimlich prüfend sah sie auf
Zu seinem Antlitz, der gebräunten Wange,
Dem leichten Bärtchen und dem runden Kinn;
Doch in die Augen ihm zu sehn vermied sie.

Von nun an kam er, wenn das bunte Treiben
Im Schloß ihn frei ließ, stets hinab zur Mühle.
Hier ruhte sich's so kühl nach wilder Nacht
Im Baumeschatten — träumend folgte dann
Sein Blick des Mädchens immer fleiß'gen Händen.
Sie lauschte gern und sah ihn lächelnd an,
Wenn er von seinem Järgerglück erzählte,
Von seinen klugen Hunden, seinem Roß
Und von dem Leben draußen in der Stadt.
An andern Tagen gingen sie zu Berge
Und tranken Waldesduft in vollen Zügen
Und Sonnenlicht, und in die jungen Seelen
Zog schwellend, unbewußt die Liebe ein.
Noch steht im Wald ein mächtig Buchenhaupt,
Der letzte Zeuge eines schönen Traums.
Drein schnitten sie verschlungen ihre Kettern,
Fast wie des sel'gen Königs Namenszug.

Demüthig nannte Waltraut den Gefährten
Im Anfang Junker nur und gnäd'ger Herr;
Doch wie ausblühend sich ihr Herz erschloß,
Zerbrach des Fühlens Kraft die spröde Form.
An einem Abend, da die Nachtigall
Mit dunkeln Tönen lockte in der Ferne
Und beide lang' geseffen Hand in Hand,
So stumm, daß Einer fast des Andern Herz
Zu hören meinte, legte leise Franz
Den Arm um ihren Nacken, flüsterte:
„Sieh, Waltraut, alles Leben ist entschlafen,

So einsam sind wir, wie im Paradies
Das erste Paar; sagt Dir die Stunde nichts?
Mir sagt sie: Diese Rose, hold erblüht
Im stillen Garten, blüht für Dich allein;
Dies helle Kleinod, aller Welt verborgen,
Glänzt nur für Dich, ist einzig Dir geschenkt.
Ich lieb' Dich, Waltraut! Sei mein liebes Weib,
Im Leben mir zu eigen und im Sterben!"

Da sprach sie freundlich: „Lieber, einz'ger Freund!
Ich bin wohl thöricht, wenn ich traurig bin
Bei Deinen Worten, die mich doch beglücken.
Kein furchtsam Mädchen bin ich; doch mir bangt
Vor Deinem Vater, der so gut als Freund,
Doch hart und schrecklich ist, sobald er zürnt.
Ich sah's nur einmal und vergess' es nie.
Im Winter war's, vor einer Jagd; der Steffen
Stand mit den Andern schon in Reih' und Glied,
Wie sie der Herr zum Treiben angestellt.
Da kam ein Knabe athemlos: Sein Sohn
Sei in der Scheuer hoch herabgefallen
Und ächz' und stöhne. Trotzig wie er ist,
Trat ungehört der Steffen vor den Herrn
Und heischte Urlaub. Wenn Du höflich bittest,
So magst Du gehn, erwidert der. Doch jener:
Wollt Ihr auch Herr sein über Tod und Leben?
Es ist mein Kind! Ich geh' und bitte nicht.
Da ward der Freiherr blaß und rollt' die Augen
Und hob die Peitsche — und am Boden lag
Der Steffen regungslos, man wähnt' ihn todt.
Er war es nicht; doch wie Dein Vater zürnt,
Wußt' ich seit jenem Augenblick mit Grausen.
Wird er das Mädchen, frei geboren, doch
In niedrer Hütte, jemals Tochter heißen?
O nein! Mir scheint kein guter Hoffungsstern!“
Und wie sie leise weinte, hob empör
Ihr thränend Antlitz Franz und küßte sie.
Da schlang sie fest um seinen Hals die Arme:
„Mein Liebster aber bist Du, Du allein
In aller Welt und bis in Ewigkeit!“
„Und Du mein Weib, und was mir Gott bestimmt,
Soll keine Macht auf Erden mir entreißen.
O fürchte nichts! Ich sag' ihm fest und frei,
Daß nichts uns trennen soll, auch nicht sein Wort.
Er wird mir glauben, denn ich bin sein Sohn.
Und zürnet er und droht — die Welt ist weit,
Und wir sind stark und jung — so laß uns stehn.
Ich bleibe tren; vertrau' und sei getroßt!“

Der Ruf der Nachtigall war auch verstummt,
Und leise löste Waltraut ihre Arme.
Da floß vom Schlosse durch die Stille her
Der Geigen und der Hörner Lustgetön
In weichen Wellen. Haupt an Haupt gelehnt
Hinlauskten beide lange, glückbefangen.
Nun aber blickte steigend durch das Laub
Der Mond wie stille Mahnung. „Lebe wohl,
Du Gute, Holde! Ach, sie warten mein
Da droben — und hier unten muß ich lassen,
Was schöner ist als ihre Feste all’.
Hab’ Dank für Deine Liebe, tausend Dank!“
„Ach, gar so bald! Doch morgen kommst Du wieder?“
„Mit tausend Freuden“ „Gute Nacht, mein Herz,
Auf frohes Wiederfinden!“ „Gute Nacht,
Und goldne Tage künde Dir ein Traum!“
Ein Kuß, ein Händewinken, und er ging
Sie blickt’ ihm sinnend nach und freute sich
Des festen Gangs, der männlichen Gestalt,
Bis ihn der Wald verschlang. Da eilte sie
Zur Mutter felig und gedankenvoll.

Ein klarer Wasserspiegel, nur gekräuselt
Von kurzen Wellen, wenn ein Wind sich hebt,
Und drüber blauer Himmel, dessen Glanz
Nur leuchtender die weißen Wölkchen zeigen —
Das ist der ersten Liebe frohes Bild.

Auch jenen beiden flohn die langen Tage
Als wären’s Stunden. Waltraut lernte bald
Ein Ross zu tummeln an des Freundes Seite
Und festen Blicks zu schießen nach dem Ziel;
Doch nie vermochte sie das Todesrohr
Zu richten auf ein armes Thier im Walde.
Zu Zeiten überkam sie wohl ein Weh
Und bange Ahnung, wie es enden möchte;
Doch tröstend dann und, ach, so heiß ersehnt
Klang ihr des Freundes Liebeswort in’s Ohr
Und wiegte ihre gläub’ge Kindesseele
In frohen Traum und stille Sicherheit.
„Vertraue nur; ich führ’s zum guten Ziel!“
So sagte Franz, und sie, sie glaubt’ es gern.

Ein Quell, hinsprudelnd unter Felsennacht,
Blieb noch ihr Glück vor aller Welt verborgen,
Und nur die Ahne wußte, daß sie oft
Beisammen waren, forschte auch geheim
In Waltrauts Antitz, wenn sie ging und kam.

Doch fragt' sie nie. Sonst eine ernste Frau
Und streng bedacht auf Ehr' und gute Sitte,
Fühlt' sie aus alter Demuth hier sich schwach.
Ihr Vater war ein Höriger gewesen
Und ihre Mutter auch — da sah sie nun
Im Freiherrn immer den Gebieter noch,
Dem selbst der Bräute Kränzlein zugehörte.
Des Freiherrn Erben kannte sie als Knaben,
Er war so gut — und Waltraut war ihr Kind,
Ihr stolzes Kind — ihr konnte sie vertrau'n.

Du wandelst durch die Nacht mit scheuem Tritt,
Verschämte Liebe, niemand zu erwecken;
Umsonst — der Bosheit Schummer störst du doch.

Ein düst'rer Morgen. Jäh am Himmel zogen
Grauschwarze Wolken flatternd, windgepeitscht,
Und mürrisch ächzend schüttelten die Häupter
Im Park die Bäume. Doch erinnerungsfroh
Durchlebte Franz die letzte holde Stunde.
Da trat mit weißem Haupt und leisem Gruß
Ein Diener ein und rief ihn zu dem Vater.

Ein schwüler Odem wie Gewitterluft
Lag in den Gängen; an der Thür empfing
Der Freiherr seinen Sohn und schloß sie ab.

Lang' blieb es still, dem Lauscher allzulang';
Ein junger Bursch war's von der Dienerschaft.
Dann aus der ferne lauter Stimmen Schall
In heft'ger Wechselrede — lauter noch —
Dann wieder Stille — jetzt ein schwerer Fall,
Kautrasselnd, wie von klingendem Metall —
Und plötzlich riß der Junker auf die Thür:
Das Antlitz todtensbleich, mit wirrem Haar
Und zitternd, stürmt' er fassungslos vorbei
An dem Erschrocknen, doch er sah ihn nicht.

Was sie gesprochen, hat zu jener Zeit
Kein Mensch erfahren. Jahre gingen hin,
Eh' der Unsel'ge selbst es offenbart.
Der Freiherr hatt' ihm väterlich zuerst
Erzählt, was er vernommen; mahnte ihn
An Ehr' und Pflicht; das Mädchen sei ihm lieb,
Zu lieb, als daß er dulden könne, sie
Entehrt zu sehn; wie weit er mit ihr sei?
Doch als der Franz erwidert: Nicht nur lieb
Sei Waltraut ihm, sie sei sein einz'ger Schatz,
Und keine and're wollt' er als sein Weib

Einführen je in seiner Ahnen Haus, —
Da sei der Freiherr zornig aufgesprungen:
Genug des Unsinns, Knabenhafter Träume!
Blank sei sein Ritterschild; jahrhundertlang
Hab' nie den edlen Stamm ein schlechtes Reis
Geschändet — nimmer werde das gefchehn.
Und Franz darauf: Dies Mädchen, edel, rein
Und schön wie keine auf den Schlössern rings,
Die schände selbst des Königs Purpur nicht.
Er gab sein Wort; er sei ein Edelmann;
Weh' ihm, wenn er der Treue Schwur gebrochen!

Sodann der Freiherr: „So, Du schwurst ihr Treu'?
Und nach des Vaters Willen fragst Du nichts?
Bist Du mein Sohn nicht mehr, wer bist Du dann?
Ein Bettler auf der Straße, willst Du nicht
Mit Deiner Königin die Schafe hüten.
Doch nun genug! Du wirst sie nicht mehr sehn,
Ich werde sorgen, daß sie schnell verreise.
Doch besser, nein, Du selber räumst das Feld!
Schon allzulange rostet uns're Klinge;
Du gehst zum Heer — bereite Dich sofort;
Dem Mädchen will ich selbst den Abschied schreiben!“

Da schießt wahnwitzig in die Schläfe Franz
Das junge heiße Blut: „Hier gilt der Herr,
Der Vater nichts! Ich troge dem Gebot.
Hier hat Dein Reich ein Ende. Nimmermehr
Lass' ich von Waltraut!“

Furchtbar anzusehen,
Mit Flammenaugen sieht der Freiherr da
Und bleicher Stirne; plötzlich von der Wand
Reißt er ein Schwert und wirft sich auf den Sohn.
Ein Schreckensruf — Dann hat er sich gefaßt,
Lautklirrend fliegt das Eisen in den Saal.
„Hinaus, verfluchter Bube, soll ich nicht
Zum Mörder werden! Fort!“

In dieser Stunde
Sah Waltraut fleißig, aber trüben Sinns
Am Fenster, blickte in der Wolken Flucht
Und seufzte. War der traute Freund ihr fern,
Da nahten sie, da schwebten sie heran,
Ein schattenhafter Reigen, flüsterten
Und sahn sie ängstlich an, die grauen Sorgen.
Ach, ihr Geheimniß drückt' ihr offnes Herz
Mit Centnerlast — und war so lieb, so schön!

Da sprach die Ahne: „Siehst bekümmert aus.
 Mein Kind. Schau mir doch einmal in die Augen!“
 Und da der Blick verlegen seitwärts irte:
 „Waltraut, es ist nicht alles, wie es soll;
 Ich ahnt's und eben hast Du mir's bekannt.
 Sag's nun mit Worten auch: Du liebst den Herrn!“
 Als leise nun das Mädchen ihr erzählt
 Mit manchem Stocken, manchem Augensenken,
 Wie Franz ihr Lieb sei über alle Welt,
 Wie gut er sei und sie von Herzen liebe
 Und daß er heil'ge Treu' ihr zugelobt
 Als seiner Braut — da seufzt' aus tiefer Brust
 Die Mutter auf und sagte sorgenschwer:
 „Mein armes Kind! Der Himmel schütze Dich!
 Die Ritter halten wohl dem König Treu'
 Und ihrgleichen; doch ein Bauernkind
 Ist ihnen Spielzeug nur in leeren Stunden,
 Und solche Eide haben kein Gewicht.
 Das lockt so süß! Man träumt ein herrlich Leben,
 Nur Blumen immer, immer Sonnenschein;
 Wie lang', wie lang'? Dann bleibt die Sonne aus,
 Die Blumen welken, und mit Thränen kommt
 Die bittere Reue. Habe Acht auf Dich,
 Sei wach, mein Kind! Gott führ's zum guten Ende,
 Ich kann es nicht.“

Als nun der Tag sich senkte,
 Erharrte Waltraut ihren Freund vergebens.
 So kam der nächste, ging der dritte hin;
 Die Stunden, die so freudig sonst enteilt
 Mit Adlerschwüngen, schlichen schwer vorbei
 Mit greisem Antlitz und mit müden Schritten.
 Fern blieb der Freund.

Da schrie in ihrer Brust
 Die Sehnsucht auf gewaltig — sonder Raß
 Trieb sie's in's Freie, in den kühlen Wald.
 Sie sah von fern des Schlosses Fenster blinken
 In rothem Schimmer — schneidend fast' ein Weh
 Das arme Herz — da droben weilt' er jetzt
 Zu Fuß, vielleicht mit einer Andern schwärmend —
 Und sie, die so ihn liebte, daß sie willig
 Hingeben wollt' ihr Leben, einmal nur,
 Nur einmal noch an seiner Brust zu ruhn,
 Sie schlich im Dunklen hier, zum Tode wund.

Und Franz? Nachdem der erste wilde Sturm
 Verbraucht, der Feuerbrand der Leidenschaft

In Liebe laut, da lag er tagelang
 Auf seinem Zimmer brütend, wie gebrochen.
 Der Freiherr wußt' es, und er schwieg dazu.
 Er wußte: Dieser trotz'ge Knabe wird
 Sich dennoch beugen; und er hatte Recht.
 Am sechsten Tage ließ nach hartem Kampf
 Sein Sohn sich melden, trat mit offenem Blick
 Und freier Haltung vor den Vater hin
 Und sagte: „Vater, meine Liebe ist
 Begraben. Eher war ich doch Dein Sohn
 Als ihr Verlobter — und ich beuge mich
 Der ält'ern Pflicht. Ich bin bereit, mit Blut
 Und Leben meinem Könige zu dienen.
 Doch gönne mir des Abschieds Stunde noch!“

Befänstigt hatt' der Freiherr das gewährt.
 Geordnet schon sei alles — seinen Wünschen
 Willfährig zeigte sich der General,
 Sein Freund. Für diesen und den nächsten Tag
 Sei Franz sein freier Herr — dann reise er
 Zum Regiment.

Ein Julisonntag war's,
 Gewitterhaft. Gezackte Wolken zogen
 Goldgleißend durch der Sonne Strahlenschild.
 Doch hell der Abend. Waltraut hatte still
 Vollbracht des stillen Hauses kleine Pflichten;
 Nun eilte sie in's Freie unruhvoll.
 Entlang am Bache schritt sie, durch der Erlen
 Umbuschte Häupter, höher dann hinauf.
 Vom warmen Regen tropfte noch das Laub,
 Ein Zweiglein streift' sie — Waltraut blickte auf,
 Da — fast zersprang ihr Herz vor Lust und Weh —
 Kam, der Ersehnte eilend ihr entgegen.
 Ein dunkler Waldweg war's mit einem Blick
 In's Freie, einer weichen Rasenbank,
 Verschwiegen traumhaft — beide hatten oft
 In sel'gem Weltvergeffen hier geruht.

„Waltraut!“ „Ach endlich, endlich Liebster!“
 Lebend,

Versunken Aug' in Auge standen sie.
 „Warum so lang', so lange bleibst Du fern?“
 Komm, setze Dich! Sieh mir die liebe Hand;
 Ich will Dir alles sagen.“ Doch die Lippe
 Die bleiche, zuckende gehorchte nicht.
 Ihm war so bang; im Mordgebrüll der Schlacht
 Hätt' er gestanden lieber. Doch das Mädchen

Umschlang ihn heftig mit den weichen Armen
Und flüsterte: „Nun laß' ich nimmermehr
Dich wieder los! O wie ich einsam war,
Lebendig todt! O Franz, Du liebst mich noch?
Gewiß, Du liebst mich? Wenn ich sterben soll,
So sage nein! Gewiß, Du liebst mich noch?“

Wie er so nah' nun ihren Athem fühlte
An seiner Wange, ihre Augen sah
Auf sich gerichtet zärtlich bang, ihr Antlitz,
Das süße Antlitz ganz in Schmerz getaucht,
Da faßt' ihn ganz unsinnig, unbezwinglich
Ein Gluthgefühl — halb war es blinder Zorn
Auf's Schicksal — halb entflammte Leidenschaft
Der heißen Sinne — lechzend, wie vom Born
Im gelben Wüstenland der Pilger, trank er
Vom Jungbrunn ihrer Lippen Kuß auf Kuß.
Berauschend weht' ihn an die weiche Luft,
Die sommerschwüle; lauter schlug sein Herz,
Entsagung, Abschied, alles war vergessen,
Ein Schauer rüttelt' ihn — die Welt versank —
Und überbraust vom Sturm der Luft verhallte
Der Ehre leise Stimme. Holdes Weib,
So zuckt' es hin durch sein verstorbes Hirn,
Mein mußt Du sein, nur einmal — sollt' ich auch
Mit Folterqualen all mein Leben lang
Der einen Stunde Seligkeit erkaufen!

Rings Sabbathruhe — fern ein Falkenschrei;
Am dunklen Wolkenfaum des Himmelskleides
Von Zeit zu Zeit ein flammend Wetterleuchten,
Wie ein Erröthen; aber oben hoch
Im lichten Blau, ein flimmender Demant,
Auf seiner ew'gen Bahn der Stern der Liebe.
Das war der armen Waltraut Hochzeitfest.

Tief, als sie schieden, senkte sich die Nacht;
Im Nebelrieseln komm empor die Pfade
Der schwache Jüngling, der so schwer gefehlt
Jetzt, da er einsam war, die Luft verrauscht,
Die Blut erkaltet — jetzt mit spitzem Zahn
Fiel ihn die Reue an, die Selbstverachtung,
Und lauter, immer lauter klangen sie
In dieser Stille, alle jene Stimmen,
Die er verstummen hieß im Rausch der Wonne.
Ehrloser! schrie es auf in seiner Brust,
Ein schwacher Knabe schlichst Du zitternd hin,
Vergebung, Lebwohl! Dir zu erbetteln;

Ein frecher Ehrenräuber kehrt Du heim!
War's nicht genug, die Treu zu brechen der,
Die gläubig Dich umschloß mit Liebesarmen,
Den einz'gen Freund aus goldner Kinderzeit?
Nein, auch die Knospe ihrer Jugend, kaum
Erschlossen, muß des Buben Beute sein!

So wüthet' er in seines Schmerzes Drang
Und krallt' in's eigne Fleisch die Nägel ein
Und warf ins Gras sich nieder, sprang empor
Verzweifelt, rannte ziellos durch die Nacht,
Und fand doch nicht die Kraft, ein Mann zu sein. —

Es kommen Tage, wo die ganze Welt
Mit ihrer Schönheit, ihres Lebens Fülle,
Den liebsten Menschen selbst, uns wie verwaist,
Nur eine leere, todte Wüste scheint.
Und doch ist Einer nur von uns gegangen
Von allen — doch mit ihm des Lebens Glanz.
Kehrt einmal er zurück? Wer kann es sagen!

So war es Waltraut, als aus heit'rer Luft
Ein Wetterschlag, die Kunde kam, der Junfer
Sei abgereißt. Man nennt' das Regiment,
Den Obersten — das alles war so klar,
So einfach — dennoch konnte sie's nicht fassen.
Sie war nicht hingesunken, hatte nicht
Geschrien; mit weiten starren Augen nur
Den Boten angeblickt, zum Tod erblaßt.
Doch als sie einsam war in ihrer Kammer,
Da löste sich des Schmerzes wilder Kampf
In heißen Thränen.

Daß er wiederkehre,
War ihr gewiß; ein Spiegel, nie berührt
Von trübem Anhauch, ahnte ihre Seele
Voll Glauben nicht den häßlichen Verrath.

Die Ahne, selbst das Herz von Kummer schwer,
Versuchte Tröstung; pries ihr Gottes Wort
Als Leitstern irrer Herzen, mahnte sanft,
So trügl'ich stolzen Träumen zu entsagen.]
Dann sprang das Mädchen auf, das sonst so still:
„Entsagen, nein! Nimm mir die Hoffnung nicht!
Solang' ich hoffen kann, so lange leb' ich;
Wo keine Hoffnung mehr, da ist der Tod.“
Von Tag zu Tag inbrünstig hartete sie
Auf einen Brief, ein flüchtig Liebeszeichen
Vom fernen Freund. Vergebens; keiner kam.

Indessen thürmten drohend, unheilſchwer
Sich ſchwarze Wolken jenseits überm Rhein.
Erloſchen war, die eine Welt durchleuchtet,
Der Freiheit Flamme; aus der Aſche ſtieg
Verjüngt die Tyranei; des Kühnſten Hand
Griff nach der Krone, und im Frankenreich
Gebot ein Kaiſer, der ein Henker war.
Wie Fluth und Ebbe ſteigend, fallend goß
Ein Blut- und Flammenmeer ſich durch die Lände.
Hinsank des großen Karl uralter Thron,
Und Deutſche Fürſten, machtlos grollend, folgten
Des Fremden Heerbann. Allzuspät erwachte,
In Trägheit, blinden Siegeswahn gewiegt,
Das Preußenland. Da kam der Schreckenstag
Von Jena, ſtürmten ſiegreich nach Berlin
Die Feinde, ſank die stolze Magdeburg,
Des Landes Hort.

Auch in die Stille drang
Des Krieges Nachhall; doch kein Wort vernahm
Vom Liebſten Waltraut. Wie die ſchwache Flamme
Der Hoffnung tiefer nun und tiefer ſank
Und länger ſie, daß ſie verrathen ſei,
Sich nicht verkehrte — flammt' in ihr empor
Ein andres Feuer: grimmer, tiefer Haß.
Es kamen Stunden, wo ſie Rache brütend
Ohnmächtig ſich verzehrte, um Vergeltung
Anrief die ewige Gerechtigkeit.
Umſonſt, umſonſt! Kein Gott vernahm den Ruf.
Zu weißen Roſen ward der Wangen Blüthe,
Und regte unter ihrem Herzen ſich
Das junge Leben, dann verzweifelnd ſuchte
Sie dem Geſchick, dem Frevler und ſich ſelbſt!

So ging das Jahr; im Oſten wogte jezt
Der Völkerſtreit; Der König weilte fern,
Faſt ein Gefangner. Machtlos lag das Land
Und hoffnungslos in roher Sieger Händen.
Vom Junker drang nur einmal eine Kunde
In's Heim der Frauen: Daß er Offizier
Geworden, leicht verwundet und gefangen
Fern ſei in Polen.

O der Höllepein,
Die Waltraut duldete, ſeit ihr Geheimniß
Der Ahne Blick nicht mehr verborgen blieb!
Die Stolze, Schöne, wie ſo tief gebeugt!
Umflort das Auge, ſcheu geſenkt den Blick,

Ging ohne Lächeln, ohne Sang sie hin.
Die Welt verödet — wie ein Leichentuch
Der graue Himmel — öder noch die Seele.
War solch ein Leben noch des Lebens werth?
Oft rang sie heiß mit sich in herber Qual,
Ob sie es enden sollte; doch die Kraft
Der Jugend siegte.

Als der Schnee zerrann,
Die Fluren dampften und im Morgenschein
Die Lerche flog, genas sie eines Knaben.

Nicht lang danach — er hatte unmuthvoll
Seit jener Zeit die Schwelle streng gemieden —
Trat unerwartet einst der Freiherr ein.
Waltraut war nicht daheim; so sah die Ahne
Verlegen, bang sich mit dem Gast allein.
Doch war er freundlich, sagte, daß er alles
Vernommen und gekommen sei, die Schuld
Des Sohns, soviel in seiner Macht, zu sühnen.
Er wolle reichlich sorgen für das Kind,
Auch später, daß es gut erzogen werde
Und seinen Platz sich schaffe in der Welt.
Nur ein Bedingniß stell' er, das gewiß
Begreiflich sei — daß sich ein Anspruch nie
Erheben dürfe auf des Vaters Namen.
Bald ging er.

Jornig, als sie es gehört
Nach ihrer Heimkehr — bis zur blaffen Stirn
Erglühend hatte Waltraut da gesagt:
„O Schmach und Schandel Welcher Handel, Mutter!
Ich gebe Jugend, Ehre, tausend Thränen,
Den besten Theil von meinem Herzen hin
Für dieses Kind, den Glauben und die Treue —
Er giebt mir Geld! O, wie das bitter ist!“
Und dann das Kind lieblosend: „Süßer Schatz,
Mein einzig Glück, gewiß, Du bleibst mir treu,
Sowie ich Dir — wir brauchen keinen Andern.
Nur das nicht, Mutter! Das erträug' ich nicht.“

Und trüb und schwer wie über's stille Haus
Zog über's ganze Land die Zeit dahin.
Erst war's der Krieg, und als er ausgerast,
Da kam ein Friede, schlimmer fast als Krieg.
Des Rheinbunds greulich Ungethüm verschlang
Der Länder Mark zugleich und ihre Söhne;
Aus Fesseln aller Staaten stückte man,
Ein neues Königreich — der Freiherr ward

französischer Vasall. Von seinem Sohn
kam selten Kunde; aber eine warf
Den stolzen Mann auf's Krankenlager nieder.
Trug er doch Liebe auch zum Vaterland
In seiner rauhen Brust — jetzt war sein Sproß
Ein Feind, ein Söldling fremder Tyrannei!
Vergebens, daß er hier und dort sich mühte,
Ihn zu befrei'n — der Kaiser brauch't' Soldaten.

Die Blätter wurden bunt, die Traube schwoh;
Der Freiherr war genesen. Als die Glocken
Zur frohen Weihnacht klangen, kam ein Brief
Aus Frankreich, kurz: Der Junker müsse mit
Nach Spanien.

Das war der letzte Gruß
Des Sohns an seinen Vater.

* * *

Lieber Herr,
Ein Weiser sagt, das Leben sei ein Nichts,
Eine Wust von Wahn und Täuschung, Schmerz und
Müh',
Ein zwecklos, ziellos Wandern in der Irre.
Das mag wohl gelten für den Müßigen,
Der endlos grübelnde Gedanken spinn't.
Doch wen in engen, fest umgrenzten Kreis
Von stet'gen Pflichten, gleichen Tagesorgen
Das Leben schließt, dem reihen sich die Tage
Wie Perlen auf der Schnur, und eh' er's denkt,
Entfliehn die Monde, schließt ein Jahr den Lauf.
Kein Wahn berückt ihn, täuscht kein hohes Ziel,
Ein flimmernd Irlicht über Todesfluth;
In kleinen Freuden, kleinen Schmerzen wandelt
Er ruhig seinen schmalen Pfad zum Ende.
Ist er der Glückliche?

So zog gemach
Vorüber an den Frau'n der Tage Reigen.
Wie Waltraut treulich waltete der Pflicht,
Das Haus besorgend und das junge Leben
Mit Wonne hegend — sich, da kehrte wieder
Ein Schimmer alten Lebens, alter Kraft
Auf ihre Wangen. Leiser ward der Schmerz,
Und leiser klangen, die so stürmisch einst
In ihrer Brust getobt, des Hasses Stimmen.
Ja manchmal, wenn das Kind mit hellem Blick
Sie ansah, lachend, zog wie Heimweh fast
Ihr durch die Seele die Erinnerung.

Der Freiherr starb. Es war im vierten Jahr,
Seit Franz verschollen. Sei es, daß die Last
Der Einsamkeit ihn drückte — mehr als sonst
Sucht' er die lang' gemiednen Freuden auf,
Das Spiel, die Jagd, der bunten feste Rausch.
Doch schlimme, segenlose Jahre kamen,
Sein Gut verfiel; urplötzlich war er todt.

Gar süße Freuden schenkte Waltraut jetzt
Ihr kleiner Knabe. Eifrig lehrte sie
Ihn alles, was sie wußte, freute sich
An seinen Spielen, seiner muntern Art
Und wachte sorglich über seine Seele.
Nur wenig Menschen sah sie. Eines Tags
Hatt' ihr ein Nachbar Herz und Hand geboten,
Ein braver Mann, begütert — still und fest
Hatt' sie es abgelehnt — sie konnte nicht
Vergeffen.

Zwar die Wunde war vernarbt;
Doch jene Liebe, welche hin sich giebt
Mit tausend Freuden, schwellend, hoffnungsreich,
Die, fühlte Waltraut, kehrte nie zurück.
Wohl war sie ruhig jetzt, zuweilen froh;
Doch ihrer Jugend Rosenzeit verblühte
Für immer.

Mächtig draußen rollt' indeß,
Zermalmend, rächend um das Rad der Zeit.
Der Mächt'ge, der gewähnt, die halbe Welt
Zu unterjochen, einsam, ohne Heer
War er geflohn aus Rußlands Eisgebilden.
Schwer lag des übermüth'gen Feindes Hand
Die langen Jahre her auf unsern Ländern;
Nun regt sich aller Orten frischer Drang.
Im Stillen übt der Jüngling seinen Arm
Für's Vaterland; ihr Goldgeschmeide giebt
Die Jungfrau hin: der Edelmann, der Bauer,
Der Bürger, jeder schafft an seinem Theil,
Und nur des Winkes harrend, steht das Volk
Bereit zum Freiheitskampf, zu Sieg und Sterben.

Der König winkt. Wie Meereswoge schwankt
Des Schicksals Wage — der Gewaltige,
Fürchtbar wie jemals, dreimal zwingt er noch
Das Schlachtenglück — da fällt der Wetterschlag
Von Leipzig, und das Vaterland ist frei!

Allein ich schweife ab, wie Alte thun.
Nicht von des Völkertampfes Riesenschritt,
Von Waltrauts Schicksal wollt' ich ja erzählen.
So hört denn weiter.

Eine dunkle Nacht;
Schwerathmend hin durch Wolkenwildniß schweift
Der greise Herbstwind. Lichtlos, augenlos,
Ein rauchgeschwärztes Schreckniß starrt empor
Das Ritterschloß. Bei einem Streifgefecht —
Wie es gekommen, konnte niemand sagen —
Gerieth's in Brand; gespenstisch schlug zum Himmel
Die gelbe Lohe — alles war geslohn.
Nun steht es öde. Plötzlich durch die Nacht
Kommt Räderrollen; am geschloss'nen Thor
Wird Halt gemacht. Ein Mann steigt eilend aus;
Eilt durch die Halle schritt sein Läuten. Niemand
Erwacht und öffnet. Nun erst blickt er auf
Zum Schloß, erkennt die leeren Fensterhöhlen.
Zurück zum Wagen eilt er, spricht hinein;
Ein Schreckensruf gedämpft erklingt — dann beugt sich
Ein bleiches Antlitz aus dem Wagen, forschend
Emporgewandt, verzerrt sich. Stöhnend brechen
Aus müder Brust die Worte: „Weiter! Hier
Ist keine Heimstatt mehr.“ Und da der Andre
Sich nun besonnen, drunten in der Mühle,
Da wohnten gute Leute, hilf-bereit —
Ruft auf der Kranke höhnisch: „Hin! Nur zu!
Nach diesem Unblick gilt mir alles gleich.
Was kommen will, das komme. Vorwärts, Freund!“

Auf hartem Pfühle, aber sanft gewiegt
Von Seelenruh' und Arbeit, schlummerten
Die Frau'n und Knappen; da von lautem Schlag
Erklirrt das Fenster. Lauschend fährt empor
Dem Lager Waltraut, eilig schlägt sie Licht.
Da schallt ein zweites Pochen, dann der Auf
Rauhlingend: „Öffnet einem kranken Herrn,
Der, schutzlos, Obdach heischt für eine Nacht!“
Sie weckt die Mutter, öffnet nun das Fenster:
„Wer seid Ihr?“ „Einer, den das Schicksal schlug.“
Antwortet eine Stimme, seltsam ihr
Das Herz erschütternd. Aber mitleidsvoll
Geht sie zu öffnen.

Knarrend weicht die Thür,
Hell fällt ein Kampenschimmer in die Nacht.
Da naht ein Mann sich langsam, schwer gestützt

Auf einen andern — jeho streift der Strahl
Sein bleich Gesicht — mit einem gellen Schrei
Hält Waltraut wankend an der Thür sich fest.
„Um Gotteswillen fort! Ihr tödtet mich!“
Und jener, schmerzlich grollend: „Süßes Glück,
Daheim zu sein! Der Väter Hallen find' ich
Verbrannt, verödet; an der Schwelle hier
Empfängt mich Fluch, Verachtung! Nacht und Sturm,
Nehmt ihr mich auf, gebt Obdach mir zum Sterben!“
Darauf das Mädchen: „Bleibet, nein! Es soll
Kein Fluch auf dieser Schwelle haften. Kommt
Zur Mutter! Was Ihr einst mir angethan,
Hat Gott gerächt. Ich habe Euch vergeben.“
Und da er zögernd weilte: „Armer Mann!
Die Nacht ist kalt, Ihr fiebert! Tretet ein!“

Seit dieser Nacht begann im stillen Hause
Ein heimlich Creiben. Oben unterm Dach
In einem Kämmerlein lag Franz gebettet
Und treulich pflegt' mit leiser Frauenhand
Den Kranken Waltraut. Wenn die schweren Träume
Des Fiebers von ihm wichen, dann erzählt' er
Vom wechselvollen Schicksal dieser Jahre.
In manchem heißen Kampfe, Blutbespritzt
Und rauchgeschwärzt, war er gestanden, hatte
Vom König selbst das Kreuz der Legion
Empfangen. Keine Nachricht von daheim
Erreicht' ihn, auch vom Tod' des Vaters nicht.
Wie ungetreue Hände dann sein Gut
Verwaltet, niemand um den Erben sich
Bekümmert — alles erst erfuhr er jetzt.

Wenn er nun sprach, das schöne Manneshaupt
Auf seinen Arm gestützt, das bleiche Antlitz,
Das doch des Südens Sonne tief gebräunt,
Dem Mädchen zugewandt, das blaue Auge
Gesenkt in ihres — athmend lauschte sie
Alsdann, und mehr und mehr entwich der Groll,
Der noch zuweilen schroff sich bäumen wollte.
War doch das Liebste einst in weiter Welt
Ihr der Verlorne — das vergift sich nie.

Am ersten Tage hatt' er ihr vertraut,
Was ihn zurückgeführt. Von hundert Kämpfen,
Von Hunger, Seuden war sein Regiment
Fast aufgerieben. Als in Deutschland nun
Der Freiheitskampf erwachte, sandte man
Dorthin die Offiziere. Eines Tags —

Auf deutscher Erde schon, in einer Stadt
 Der Pfalz — entspann beim Wein sich heft'ger Streit.
 In rebumrankter Laube saßen sie
 Gesellig, frank' und Deutscher; Glas an Glas
 Erklang und alles schien voll Einigkeit.
 Doch als zum Gipfel stieg der Stunde Lust,
 Da fiel ein böses Wort: Der neue Krieg,
 Und wild entflammt's der Franken Eitelkeit.
 Man schrie, man droht' und prahlte; nun erhob
 Berauscht ein Bürschlein sich, ein Knabe fast,
 Und schalt Rebellen, schändliche Verräther
 An Frankreich diese Söldnarnation
 Von Deutschen, tolle Knechte, die ihr Herr,
 Der Kaiser zücht'gen werde nach Verdienst.
 Die Andern schwiegen. Aber Franz, empört,
 Nun erst erkennend seine ganze Schmach,
 Wie einen Abgrund, jäh vom Blitz erleuchtet,
 War aufgesprungen, hatt' den Offizier
 Befordert und erschossen, war entflohn.
 Bereit zu sühnen seines Lebens Schuld
 Mit edlem Tode, eilt' er stolz und froh,
 Sich unter Preußens Siegesaar zu stellen.
 Doch seine Wunde, kaum beachtet erst,
 Ward so verschlimmert in der Hast der Flucht,
 Daß er nicht weiter konnte. Krank und schwach
 Wollt' er zum Vater.

Endlich sprach er auch
 Von alten Zeiten, von des Vaters Härte
 Und seiner Schwachheit. Nichts beschönigt' er.
 „Ich war ein Spielball immer fremder Macht“ —
 So sagt' er trübe lächelnd zu den Frau'n —
 „Und ungesühnt noch liegen lange Jahre
 Voll Schmach und schwerer Irrung hinter mir.
 Vielleicht so ward ich, weil zu liebeleer
 Mein Vaterhaus und ich zu einsam war.
 Gottlob, noch sanft zur Umkehr nicht der Muth;
 Vielleicht noch läßt das Schicksal sich versöhnen.“

Da so voll Reue nun ihn Waltraut sah,
 Erfüllte sie des Kranken heiße Bitte,
 Sein Kind zu sehn. Der blonde Knabe kam;
 Verschüchtert erst und schweigend stand er da
 Und floh zur Mutter. Aber bald erwachte,
 Da er so freundlich sah den fremden Mann,
 Des Kindes liebliche Vertraulichkeit.
 Eins nach dem andern bracht' er seine Spiele
 Herbei und zog sein Stühlchen an das Bett

Und ordnete geschäftig, bante auf
Und freute sich der Pracht mit hellen Augen.
Auch mit den blanken Orden spielt er gern
Des fremden Herrn, der sie ihm willig ließ.

So sah ihn eines Morgens vor der Thür —
Noch milde war die Luft und Sonnenschein —
Der Bauer Steffen im Vorüberschreiten.
Ehmals ein Höriger — derselbe war's,
Den einst so hart der Freiherr züchtigte —
War er ein freier Mann nun und begütert.
Der sah verwundert an das rothe Band,
Das zack'ge Kreuz der Ehrenlegion —
Er kannt' es wohl — und fragte, weiß es sei.
Unschuldig sprach das Kind: „Des fremden Herrn,
Der oben liegt und immer freundlich ist.“
„Ein Fremder, sieh! Nun sprich, wie heißt er denn?“
Drauf stolz das Kind: „Er hat mir's selbst gesagt;
Franz heißt der Herr.“

In Steffen aber stieg
Verdacht an, dunkel. Hatt' er doch gehört,
Daß nachts, vor wenig Tagen erst, ein Wagen
Zum Freiherrnschloß gefahren. Jene Schmach
Schlief unvergessen in der rohen Seele
Und dumpfen Haß trug er dem ganzen Haus.

Nun ruhte die erwachte Neugier nicht.
Verstohlen schlich er täglich um die Mühle,
Und eines Morgens, als zum erstenmal
Der Kranke aufstand und am Fenster weilte,
Da sah der Bauer, daß er recht geahnt.

Dem Freiherrn aber war der Tag ein Fest.
Mit fieberhafter Ungeduld erharrt' er
Der Wunde Heilung. Als die Kunde kam
Vom Sieg bei Leipzig, war er außer sich.

Indessen wob, sowie ein leiser Wind
Von Baum zu Baume Sommerfäden schlingt,
Des Kindes Neigung, beiden zugewandt,
Ein sanftes Band um seiner Eltern Seele.
Mit Lieb' und Stolz erwacht' in Franz allmählich
Das Vaterglück. Dies ist Dein Fleisch und Blut,
Tönt' eine Glocke hell in seiner Brust,
Wenn jauchzend, zärtlich ihn empfing der Knabe.
Auch Waltraut sah das traute Bild versöhnt,
Und überm Abgrund der Vergangenheit
So reichten sie im Geiste sich die Hände.

Einſt ſagt' er: „Waltraut, ſieh, nun bin ich frei.
Nur ſtreiten laß mich noch für's Vaterland;
Und iſt's erlöſt, und keh'r' ich lebend wieder,
Vielleicht dann blüht uns noch ein ſpäter Glück.“
Drauf Jene ſinnend: „Sprecht mir nicht von Glück!
Es giebt kein Glück, es giebt nur ſchöne Träume.“
Und doch von neuem Glücke träumt' auch ſie.
Das Herz iſt wechſelvoll wie die Natur;
Wie oft aus Dunſtgewölk ein Regenbogen
Sich ſchimmernd ſpannt bis in des Himmels Blau,
So ſchwang ſich beider Hoffnung ahnungsreich
Aus trüber Gegenwart in lichte Ferne.

Ihr hofft, ihr betet — das Geſchick iſt taub,
Und was Du einſt mit heißem Wunſch erſehnt,
Trifft Dich vernichtend, wenn ſich's nun erfüllt,
Da lange Wunſch und Seele ſich gewandelt!

Am zwölften Tag, ſeitdem der Freiherr kam —
Schon in der Heilung war die Wunde — hörte
Man ſchlimme Nachricht. Zwar ein ſiegreich Treffen
Im Süden gab's, bei Hanau; doch hieher
Im Anmarſch ſei zugleich ein Trümmerhauf
Vom Heere der Franzoſen — wolle hier
Den Rhein gewinnen. Schon am nächſten Tag
Durchſtrich verwildert Volk in kleinen Trupps
Die nahest Dörfer, zog mit wüſtem Lärm
Durch's Thal dahin.

Da reißt' in Steffen ſchnell,
Dem wilden Bauern, ein verwegner Plan.
Schon längſt erſpäht' er die Gelegenheit
Zur Rache. Hatten doch die Franken ihm —
Vor einem Jahr, im tieſten Frieden war's —
Vom Vieh geraubt das beſte, ihn verhöhnt,
Berauscht zuletzt den Stall gelegt in Aſche.
Nun ſchlug die Stunde. Eilig und geheim
Beruft er nachts die Nachbarn in der Runde
Auf ſeinen Hof. Die Bauern kommen, längſt
Gewillt, den alten, oft geſchürten Haß
In Feindesblut zu kühlen. Man beſchließt,
Mit Beilen, Senſen, alten roſt'gen Flinten
Und Säbeln ſchnell gewaffnet, allſofort
Die nächſte Schar im Wald zu überfallen.
Vor Chau und Tage heimlich bricht man auf

Gut war der Ort gewählt zum Hinterhalt.
Ein dunkler Hohlweg, oben wohl beſchützt
Durch dichtes Strauchwerk, ſchmal und überhängend.

hier harrten sie des Feindes, verborgen, mu
fünf lange Stunden.

Horch, Trompetenschall!

Um Bach herauf, die Richtung aufwärts zieht's
Buntfarbig, blühend; schon erklingt gedämpft
Der Tritte Schall — sie müssen hier vorbei.
Zwar scheint's kein regelloser Trupp zu sein
Wie sonst — der Bauer bleibt, ihn schreckt es nicht.
Wohl pocht das Herz, wohl zuckt die starke Faust;
Allein er weiß, der Bauer in Tyrol
In seinen Wäldern, seinen Felsenschluchten
Hat zehnfach großer Uebermacht getrotzt.

Jetzt naht des Juges Spitze. Achtung! Feuer!
Die Schüsse krachen — Schrecken, wild Geschrei —
Die Ersten wälzen ächzend sich im Blut,
Nachstürzen jäh die Andern — plötzlich: Halt!
Sie sammeln sich — da wieder knattert's her
Aus Busch und Baum — ein gelber Feuerstrahl,
Ein kurzes Zischen — andre sinken hin,
Entsetzen hält gefesselt jeden Fuß.
Doch schon mit hellem Klange übertönt
Commandowort die Stille: Stürmt den Wall!
Umzingelt sie!

Und jetzt mit neuer Wuth

Drängt an der Franke — zwanzig stürmen nach,
Wo einer sinkt — hindurch, hindurch! hinauf!
Wo Gras und Wurzel Halt gewährt dem Fuß,
Da klettert's aufwärts — immer, immer mehr —
In weitem Bogen schließt's von beiden Seiten
Sich nah und näher — gellend Siegesgeschrei
Und knirschend sieht der Bauer sich gefangen.
Noch einmal dringt er vor, gepreßt zum Keil,
Um durchzubrechen — alles ist vergebens;
Ein eisenfester Ring umschließt die Schaar.

„Entwaffnet sie!“ Schon ist's geschehn. „Wer ist
Der Führer?“ Alle schweigen. Einer nur,
Ein blasser Bursch mit rothen Haaren ruft:
„Der Steffen.“ „Pfui, Verräther!“ Zornig schreit's
Ein alter Bauer. Mit Verachtung blickt
Der Oberst auf den Burschen, wendet sich.
„Den Führer fesselt! All' die Andern bringst
In's Dorf zurück! Wir halten Kriegsgericht
Vor Abend.“

Als der wilde Steffen nun
So nah den sichern Tod vor Augen sah,

Da blickte lehend auf des Satteln Seite
Ein teuflischer Gedanke. „Nur ein Wort
Erbitt' ich, Herr, bevor ich sterben muß!
Ein wichtiges Geheimniß ist mir kund;
Wenn ich's verrathe — schenkt Ihr mir das Leben?“

Darauf der Oberst: „Redel!“ Jener dann:
„Ein Deserteur, ein Freiherr, Offizier,
Liegt in der Näh' verborgen. Ich allein
Weiß um die Stelle.“ „Gut. Du führst uns hin;
Und sprachst Du Wahrheit, wird das Kriegsgericht
Nach Billigkeit und Recht entscheiden. Fort!“ —

Gar unruhvoll war die vergangne Nacht
für Waltraut. Wenn ein Fenster klirrte, draußen
Der Hund anschlug, fuhr sie erschreckt empor.
Sie hatte sorglich, der Gefahr bewußt,
Ermahnt den Fahnenflücht'gen, oben still
Zu bleiben, keinem Auge sich zu zeigen.
Der Knappen war sie sicher — jahrelang
Dem Haus' anhänglich, schwiegen sie gewiß.
Den Knaben hielt sie stets an ihrer Seite.
Und doch erwartend pochte, fieberhaft
Bei jedem Laut ihr sonst so muthig Herz.

So stieg der Tag auf, ging der Morgen hin.
Da, um die zehnte Stunde, nahte sich
Ein langer Zug, Franzosen, stolz voraus
Den Adler, nahm den Weg zum Walde hin.
Befreit aufathmend blickte Waltraut nach.

Doch jetzt, was war das? Fernes Krachen, fast
Wie wenn den Flachs im Herbst der Bauer schlägt.
Zur Mutter und zum Freunde bebend eilt
Das Mädchen. Der beruhigt sie: Es sei
Wohl ein Schärmügel nur. Nun wird es still —
Da ging sie leichtern Sinns an ihre Pflichten.

Schon warf, geneigt zum Westen, schrägen Strahl
Die Sonne, länger wurden schon die Schatten.
Nichts war geschahn, in Ruhe lag das Haus.

Da rennt ein Bursche athemlos herbei
Vom nächsten Dorf. „Sie kommen! Schafft ihn fort,
Den Fremden! Die Franzosen suchen ihn!“
Dann eilt er weiter. Schreckenbleich, erstarrt
Stehn alle. Dann das Mädchen: „Rettet ihn!“
Und selbst die Erste stürmt sie nach der Kammer.
Zu spät, zu spät. Schon nähert sich der Trupp,

Zu Roß der Oberst, Steffen hinterher
Gefesselt. Klein nur ist der Häfcher Zahl.
Sie machen Halt, umstellen rings die Mühle.
Nun heftig Pochen. Waltraut tritt hervor,
Gesaßt und bleich; die Ahne hinter ihr
Hält zitternd sich am Rahmen.

„Ihr vergebt,“
Beginnt der Oberst höflich „daß ich Euch
Erschrecken muß. Man sagt, ein Deserteur,
Ein Offizier des Kaisers, weile hier
Versteckt im Hause Mir befehlt die Pflicht
Zu forschen; doch ich schonte das Gefühl
Der Frauen gern, die ich verehere. Drum
Erbitt' ich Wahrheit. Niemand soll alsdann
Dies Haus betreten, Euren Frieden stören.“
Und wartend dann: „Ist der Gesuchte hier?“

So hart bedrängt sieht Waltraut einen Schimmer
Der Rettung nur. Der Blut nicht achtend, die
Verrätherisch in ihre Wangen schießt,
Verseht sie: „Herr, man hat Euch hintergangen.
In diesem Hause, das seit Jahren nur
Ein stiller Wittwensitz, gemieden fast,
Hat nie ein andrer Mann als unsre Knappen
Geschlafen. Fragt die Nachbarn in der Rundel
Und gar ein Deserteur, wie käme der
Zu uns? All' diese kriegerische Zeit
Sah'n gestern wir zum erstenmal Soldaten.
Man täuscht' Euch. Glaubt mir, ich beschwöre Euch!“
Und bittend dann zur Ahne: „Mutter, ruft
Die Knappen doch, daß sie es auch bezeugen!“

Sie kommen ängstlich. Doch des Mädchens Blick
Sagt ihnen alles. Da der Oberst fragt,
Sind sie gesaßt, antworten sicher, ernst.
Kein Fremder weil' im Hause, keiner je
Sei dagewesen.

Waltraut fester nun:
„Vier Räume nur, wo Menschen wohnen können,
Sind in der Mühle, all' zu ebner Erde.
Wollt Ihr sie sehn? Ich bitt' Euch, tretet ein!“

Darauf der Oberst, minder ihrem Wort,
Als ihrem Antlitz glaubend, ihren Augen,
Der edlen Haltung, die voll Demuth doch:
„Wohlan, ich folge Euch. Ihr Andern bleibt!“

Du werde nun in's Haus getreten, auch
Der Steffen höhniſch. „Dennoch iſt er drin.
Die ſchlane Dirne! Doch es hilft ihr nichts.
Herr Freiherr, der Vergeltung Stunde naht.
Jetzt iſt der Bauer, der geſchlagne Hund,
Herr eures Lebens. Tod der ganzen Brut!“

Dann treten Jene wieder aus der Thür.
Der Oberſt winkt, man ſammelt ſich. „Zurück!
Er iſt nicht hier. Ich hab' mich überzeugt.“
Und ritterlich zum Abſchied grüßt er nun
Die beiden Frau'n.

„Sie hat gelogen, Herr!“
Schreit da der Steffen. „fragt doch ihren Sohn,
Den ihr der edle Herr geſchenkt in Gnaden!
Laßt höher ſuchen; unterm Dache ſteckt
Der Deſerteur.“ Mit einem Schmerzensruf
Waltraut: „Mein Kind, mein Kind!“ Der Offizier,
Betroffen von des Bauern Zuverſicht,
Des Mädchens Ausruf, zuſtummend Erblaſſen,
Zu ihr, halb zürnend, traurig halb: „Ihr habt
Mich doch getäuſcht? Von Euch fürwahr verſah ich
Mich deſſen nicht. Ihr ſeid die Gattin?“

Hell
Auffacht der Steffen. „Sie die Gattin? Nein,
Die Liebſte nur von unſerm Junker iſt's.
Sie haben's mit der Sippe ſtets gehalten;
Das war der Lohn.“ „Du ſchweigſt, bis man Dich fragt!“
Gebietet ſtreng der Oberſt. Dann gewandt
Zu den Soldaten: „Jetzt an eure Pflicht!
Durchſucht die Mühle!“

Da verzweifelnſt wirft
Sich Waltraut nieder, hebt die Arme auf:
„Erbarmen, Gnade, Herr, dem armen Mann!
Ja, er iſt hier. Ein deutſcher Flüchtling iſt's;
Verwundet, krank kam er aus fernem Süd',
Für ſein geknechtet Vaterland zu ſtreiten.
Hat nicht der Deutſche auch ein Vaterland
Und liebt's, wie Ihr? Wir übten Menſchlichkeit,
Wir boten Obdach ihm, wir pfl egten ihn.
Verdient das Strafe Herr, — hier bin ich, nehmt
Mich hin ſtatt ſeiner; gerne ſterb' ich ja.
Nur ihn verſchont!“

Das graue Haupt geſenkt,
Mitleidig blickt der Oberſt. „Stehet auf!

Ihr dauert mich. Doch grausam ist die Pflicht,
Ich kann nicht helfen. Gebt den Leuten Raum!"

Aufrecht steht Waltraut, wankend. Jetzt ergreift
Ein Arm den ihren. „Gebt uns freie Bahn!“
Da schreit sie auf — vor ihren Augen wallt
Ein Meer von Blut — ein schneller Griff — sie hat
Gepackt des Nächsten Waffe und „Zurück!“
Wahnwitzig ruft sie, hebt das Rohr empor —
„Zurück, ihr Henker, von dem Heiligthum
Des Deutschen Herds! Ein Kind des Todes ist,
Wer mich berührt.“

Nur einen Augenblick
Verwirrt, erschrocken weichen die zurück —
Dann wie beschämt von dieses Weibes Muth
Andringen sie aufs neue, fassen zu —
frei wird die Schwelle — plötzlich tritt hervor
Der Freiherr, bleich — befreit des Mädchens Arm —
„Hier bin ich, den ihr sucht“ — er ruft es laut,
Den Arm erhoben — „Keiner rühre an
Mein theures Weib! Herr Oberst, führt mich fort!“
Man nimmt ihn in die Mitte — in die Knie
Sinkt Waltraut, schluchzend — schweigend blicken all
Und ernst — noch einmal winkt er mit der Hand:
„Waltraut, leb' wohl, mein Weib! Wir sehn uns
wieder!“

Hernieder sinkt in hehrer Ruh' die Nacht;
Kein Schlummer naht sich — da der Morgen graut,
Erscheint ein Bote. Nach dem nächsten Dorf
Entbietet er die Frau'n: Die letzte Bitte
Des Freiherrn sei, im Tod vereint zu sein
Mit der Geliebten. Man gewährt' es gern.

Sie kommen an. Der Priester steht bereit,
Ein greiser Franke; tröstlich spricht er, warm.
Dann wechseln sie die Ringe — sind verbunden
In Ewigkeit — in Ewigkeit getrennt.
Leb' wohl! Leb' wohl!

Der Morgen zieht herauf,
Siegprangend, herrlich. Als der erste Strahl
In's Fenster dringt, erschallen Schüsse fern.
Die Ahne kniet und betet — Waltraut ist
Zurückgesunken leblos.

Sie erwacht;
Doch die Erwachte ist nicht Waltraut mehr,
Denn dunkle Nacht umhüllt die irre Seele.

* * *

Und einsam blieb ich all mein Leben lang.
Zwar einmal wähnt' ich, daß der Fluch gewichen:
Ich lieb' ein holdes Weib, sie schenkte mir
Ein Kindlein — nur ein kurzer Traum des Glücks —
Dann starb sie. Einsam wieder lebt' ich hin,
Erzog mein Kind, vermählt' es — hoffnungsreich
Noch einmal ward ich — dann erlosch der Stern.
Und dennoch leb' ich; denn ich fand die Ruh'
In meinen Gott und mit den Menschen Frieden.

Und Waltraut, meine Mutter? Sie genas.
In stillen Stunden, da ich größer ward,
Erzählte sie mir klar und treu ihr Leben.
Auch ihr ward Friede — wie ein Engelsbild
Schlief sie hinüber, sanft und jung und schön.
Auf ihren Goldreif fiel ihr letzter Blick.
Die Ahne gab ihr noch das Grabgeleite.

* * *

So schloß der Greis und ruhte eine Zeit.
Dann rief er: „Elsbeth!“ und sein Enkelkind,
Trat in die Thür. „Bring' unsrer Mutter Bild
Und zeig's dem Herrn! Er ist nun unser Freund.“
Und da sie ging: „Sie ist ihr Ebenbild,
Soweit dem Herbst der Frühling gleichen mag.
Gott segne sie, die noch auf meinen Pfad
Im Abendroth, bevor die Sterne sinken,
Der Hoffnung letzte Himmelsblumen streut!
Gott segne sie! Seit gestern ist sie Braut!“

Erröthend hielt das schlanke Mädchen mir
Das Bild entgegen — und aus Wolken, sieh,
Floß über ihren Scheitel Gold darauf
Ein Sonnenstrahl, ein liches Friedenszeichen,
Verklärend altes Leid mit neuem Glück.





Zauberkünste.

Novelle

von

Hugo Klein.

— Wien. —



Es dämmerte bereits, als Professor Gotthold Harter von dem staubigen Folianten aufblickte, dem er das Studium dieser Nacht gewidmet hatte. Das war aber auch eine interessante Schrift. Sie handelte von der mythischen weißen Otter, und wenn man die Vorschrift des Buches genau befolgte, mußte man unzweifelhaft in ihren Besitz gelangen. Etwas langwierig war das Verfahren allerdings. Wenn man eine Haselstaude fünfunddreißig Jahre sorgsam pflegte, mußte sie schließlich eine Mispel hervorbringen, vorausgesetzt, daß sie unter den geheimnißvollen Ceremonien, die für solchen Fall vorgeschrieben waren, jeden Tag begossen wurde. Unter solcher Mispel vergraben war dann das mythische Thier, die höchste Sehnsucht aller Magier, weil es Reichthum und Schätze aller Art in's Haus bringen mußte. Das Kostbarste an ihm war aber die schneeweiße Haut; denn sie verlieh, wenn man sie in die Hand nahm, die Unsichtbarkeit, die durch kein anderes Zaubermittel zu erwerben war, so vielfach auch die Requisiten der Hölle sein mochten.

Der gute Professor konnte nicht umhin, sich einzugestehen, daß der Besitz der weißen Otter von ihm eine Geduldprobe verlangte, die über seine Kräfte ging. Freilich erfüllte ihn die lebhafteste Begierde nach allen Reichthümern der Welt. Das Studium des alten Buches, das viele Stunden gewährt, hatte ihn im Uebrigen ermüdet, und während er sinnend vor sich hin blickte und das Gelesene überdachte, schlummerte er ein. Er träumte weiter von allen Schätzen der Fabel. Er sah im Traume Tausende und Tausende funkelnelneuer, runder Goldstücke, sah glitzernde Diamanten,

Rubinen, Smaragde und Saphire sonder Zahl, und sie alle schwammen über ein großes Wasser zu ihm her. Jede Welle warf neue prangende Kostbarkeiten auf. Die Sonne schien ihm schon hell in's Gesicht, als er durch das Geräusch der knarrenden Thüre erwachte, welches Frau Susanne, seine Wirthschafterin, durch ihr Eintreten verursachte.

Frau Susanne hielt einen Brief in der Hand.

„Ein Kind hat diesen Brief gebracht,“ sagte die alte Frau.

„Einen Brief?“ fragte der Professor überrascht.

In der That — wer hatte ihm, dem einsamen Manne, der nur seiner Wissenschaft und seinen Träumen lebte, der so spärliche Beziehungen mit der Außenwelt unterhielt, etwas zu schreiben?

Frau Susanne errieth die Gedanken des Professors. Sie war nicht minder neugierig, ja vielleicht neugieriger als er, zu erfahren, von wem das Schreiben herrührte. Sie hatte übrigens eine Vermuthung über die wichtige Frage.

„Es sollte mich sehr wundern,“ sagte die Wirthschafterin, „wenn der Brief nicht von Euerm verschollenen Bruder in Amerika käme. Das Kind kommt nämlich, Herr Magister, von dort.“

Ein Schleier legte sich auf einen Augenblick vor die Augen des Professors. Vor fünf und zwanzig Jahren war's, im Jahre 1563 — der würdige Magister war damals noch ein ganz kleiner, ungezogener Junge, — da ließ sich der ältere Bruder, ein misrathener Sohn der Familie, von spanischen Söldnern für das Heer in Mexico anwerben, um auf gute Art seiner Schulden in der alten Welt ledig zu werden. Man kannte schon vor dreihundert Jahren dieses Auskunftsmittel. Nun zitterte der Brief in der Hand des Professors. Nicht, weil er eine Kunde von dem verschollenen Bruder erhielt — Gotthold hatte ja kaum eine Erinnerung an ihn bewahrt und ihn niemals lieben gelernt, denn man gedachte ja im Elternhause des verlorenen Sohnes nicht eben in der freundlichsten Weise; aber dem Professor schoß nun der Gedanke durch den Kopf, daß dieser Brief vielleicht mit seinem Traume von vorhin im engsten Zusammenhange stünde. War der Bruder nicht nach Mexiko, dem Goldlande, ausgewandert, wo man sich nur zu hüten brauchte, um die Goldbarren aufzulesen, die dort herumlagen, wie bei uns die Kieselsteine?! Und hatte er nicht geträumt, daß die glitzernden Schätze über das große Wasser geschwommen kamen?!

Mit fieberhafter Hast erbrach er das große Siegel des Briefes.

Da stand zu lesen:

„Lieber Bruder!

„Es geht mit mir zu Ende, und ich schreibe noch rasch diese Zeilen an Dich, den einzigen Verwandten, der mir geblieben ist; denn alle übrigen sind gestorben wie ich von Landsleuten erfuhr, die herüberkamen. Ich schreibe Dir nun, um Dir mein Kind zu empfehlen, die

Tochter meiner frühverstorbenen lieben Frau, Donna Leonor de Castro, die Enkelin meines waderen Capitäns Don Melchor de Castro. Die Kleine steht allein, und ich übergebe sie Deinem Schutze und Deiner Obhut. Du hast vielleicht eine andere Erbschaft erwartet. Valgame Dios! Ich habe Alles verspielt; es war nicht meine Schuld, sondern die der falschen Würfel des verteufelten Don Diego Lugar. Ich kam ihm zu spät hinter seine Schliche. Nun ist Alles vorbei. Behüte mein Kind!

Dein Bruder

Wilhelm.“

Der Professor senkte ziemlich'enttäuscht den Brief. Also ein Kind — das war die ganze Erbschaft?! Was sollte er mit einem Kinde anfangen?

„Wo ist das Kind?“ fragte er nach einer Pause, ohne die Neugierde der alten Susanne weiter zu berücksichtigen. „Lasse es eintreten!“

Frau Susanne schob es zur Thüre herein — es war ziemlich ausgewachsen, das „Kind“, und mochte wohl schon zwanzig Jahre zählen, wenngleich die kleine Gestalt und der zierliche Bau das Mädchen jünger erscheinen ließen, als es in Wirklichkeit war. Es trat auch ziemlich resolut auf, das „Kind“, und hatte namentlich eine ganz unverschämte Manier, das Köpfchen zurückzuwerfen — ein rothbackiges, rundes Apfelgesicht mit kurzgeschnittenem, lockigem dunklem Haar, zwei tief schwarzen Schelmenaugen und einem federn Stumpfnäschen. Der gute Professor war ganz perplex bei diesem Anblicke — er hatte nach dem empfangenen Briefe und zufolge der Ausdrucksweise der Frau Susanne einen kleinen, schmutzigen Jungen zu sehen erwartet; und nun stand ihm plötzlich ein anmuthiges junges Mädchen gegenüber, wie ihm solche sonst sehr selten in die Nähe kamen.

Die Kleine trat ganz unbefangen näher und reichte ihm die Hand.

„Ihr seid wohl der Oheim?“ fragte sie mit einem reizenden fremdländischen Accent. „Gott zum Gruß!“

„Sei mir willkommen, mein Kind,“ sagte der Professor kleinlaut, „Du bist ja —?“

„Enriqueta, Euere Nichte, es ist ganz richtig!“

„Enriqueta — mein Bruder —“

„Ist todt. Er hatte ein Streit mit Don Diego Lugar und schoß ihn über den Haufen. Don Diego fuhr mit Extrapost in die Hölle, er hatte aber leider noch eine Minute Zeit, auf Erden zu verweilen. Diese benützte er, um auch seine Waffe abzufeuern. Die Kugel traf meinen armen Vater tödtlich. Man brachte ihn nach Hause und er konnte kaum noch seine irdischen Angelegenheiten bestellen — nach drei Stunden schon hauchte er seine Seele aus.“

„Hm,“ machte der Professor, indem er einen Seitenblick auf sein Fräulein Nichte warf. „Du hast die weite Reise allein gemacht?“

„Hatte kein Gefolge und leichtes Gepäck — wenn Euer Sündencolli, Dheim, nicht schwerer sind, werdet Ihr einmal am Himmelsthor keine hohe Mauth zu bezahlen haben. Beweise, daß Don Diego's Reise länger war als die meinige.“

„Und Du hast Dich nicht gefürchtet?“

Das Mädchen lachte.

„Verstehe mich darauf, mit Vaters Spielzeug umzugehen,“ sagte die kleine Tochter der Donna Eleonor de Castro, indem sie eine mächtige Reiterpistole aus der Tasche hervorholte, „treffe immer in's Schwarze, schieße Euch den Knopf von der Mütze —“

„Daß sein, ich glaube Dir,“ rief der Professor erschrocken, als das Mädchen leicht den Arm erhob. Er räusperte sich dann in eigenthümlicher Weise, hustete und sagte:

„Aber müde mußt Du wohl von der Reise sein?“

„Das will ich glauben!“ rief Enriqueta. „Fuhr die ganze Nacht in einem Marterkasten von Postwagen. Eine Hammelkeule und ein Schluck Taffia thäten mir wohl!“

Dem Professor lief es wieder eiskalt über den Rücken. Dann wandte er sich an Frau Susanne:

„Beh', Susanne,“ sagte er, „bereite Enriqueta etwas warme Speise und gieb ihr in Ermangelung von Taffia ein Glas Wein.“

Er warf dann einen schüchternen Blick auf das hübsche, runde Gesicht des Mädchens und fügte hinzu:

„Wenn Du Dich gestärkt hast, Enriqueta, komm wieder herüber. Ich habe mit Dir zu sprechen.“

„Also auf Wiedersehen, Dheim,“ sagte die Kleine, als sie mit Frau Susanne die Stube verließ.

Der arme Professor ging mit sorgenvollen Mienen in seiner Arbeitsstube auf und ab.

„Wenn die drei Mal solche Neben in der Gasse führt, ist die ganze Stadt im Aufruhr,“ murmelte er. „Tübingen hat solches noch nicht gehört.“

Er schob den blauen Vorhang am Fenster vor, so daß kein Sonnenstrahl in das Studirzimmer bringen konnte, und setzte sich seufzend in seinen großen, alten Armstuhl, der ihm nun wirklich zum Sorgenstuhl wurde. Er rückte die Folianten bedauernd mit der flachen Hand zur Seite — an die weiße Otter konnte er, an diesem Tage wenigstens, nicht mehr denken. Das weiße Kästchen, das eben eingetroffen war, gab ihm genug zu schaffen.

Er saß lange sinnend da, bis sich die Thüre des Corridors wieder öffnete und Enriqueta in dem hellen Lichtschein, der in die Stube drang, die Schwelle überschritt.

„Da bin ich wieder,“ sagte sie. Habe mich ein wenig erfrischt. Ihr habt aber dunkel in Eurer Stube, Dheim — wollt Ihr etwa ein Schläfchen machen? Soll ich wieder gehen?“

„Nein, nein, mein Kind,“ sagte Gotthold, indem er dem Verlangen des Mädchens nachgab und den Vorhang wieder zurückshob, „bleibe. Ich habe wichtige Dinge mit Dir zu reden.“

„Wichtige Dinge? Ei, da bin ich begierig!“

„Höre mich ruhig an, Enriqueta. Du bist meines Bruders Kind, er empfiehlt Dich mit seinen letzten Zeilen meinem Schutze und ich will Dir gerne ein guter Oheim sein. Wenn Du aber in meinem Hause leben willst, muß ich meine Bedingungen stellen.“

„Ich habe Euch zu gehorchen, Oheim. Disciplin vor Allem!“

„Gut. Ich verlange nicht mehr. Höre, was ich Dir sagen will, und befolge es nicht nur, sondern nimm es mir auch nicht übel. Wärest Du nicht ein kluges Mädchen, wie ich sofort gesehen habe, ich würde zu Dir nicht sprechen, wie ich es thue.“

„Was giebt es denn?“

„Andere Länder, andere Sitten,“ sagte der Professor, indem er im Stillen dachte, daß der Verkehr seines Herrn Bruders auf dessen Tochter auch nicht besonders veredelnd gewirkt haben mochte. „Bei uns zu Lande benehmen sich die jungen Mädchen nicht wie Du. Sie treten bescheiden auf und gebrauchen in ihrer Umgangssprache gewählte Ausdrücke. Was mich anbelangt,“ fügte Gotthold rasch hinzu, als er sah, daß das junge Mädchen überrascht und verlegen die Augen niederzuschlug, „mir gefällt Deine burschikose Manier ganz gut —“

„Nun, wenn ich Euch gefalle, wie ich bin, Oheim, dann habe ich nach der Welt nicht viel zu fragen . . .“

„Aber ich habe darnach zu fragen, Enriqueta,“ wandte der Professor ein. „Es ist ohnehin ein heikles Ding, daß ein junges Mädchen im Hause eines ledigen Mannes leben soll, und wäre dieses Mädchen auch seine Nichte. Man wird die Zungen darüber wegen. Du aber mußt sie alle durch Dein sittames und bescheidenes Betragen entwaффnen.“

„Ich begreife.“

„Daß wird Dir nicht schwer fallen, Du wirst ja die Sitten hier zu Lande bald kennen gelernt haben — Du sollst im Anfang nur schweigen, zuhören und beobachten, sollst Dich später der fremden Weise anschmiegen. Wenn Du Dich in Deiner Art geben würdest, kämen wir in's Gerede und müßten uns trennen . . .“

Enriqueta blickte dem Professor gerade in's Gesicht

„Ich werde Alles thun, um Euch zufrieden zu stellen und bei Euch bleiben zu können.“

„Das wird mir lieb sein, Enriqueta. Du scheinst mir, wie gesagt, ein geschicktes Mädchen,“ wiederholte Gotthold, erfreut über die Fügsamkeit der Kleinen, auf die er gar nicht vorbereitet war und die er wenigstens durch ein Schmeichelwort belohnen wollte. „Handle darnach. Ich selbst habe nichts dagegen, wenn Du Dich vor mir giebst, wie Du bist. In

unserm engen Kreise einengestrichelt. Du Dir keinen Zwang aufzuerlegen. Im Uebrigen werde ich stets für Dich sorgen, wie ich kann, das bin ich dem Andenken meines armen Bruders schuldig.“

Der Professor erhob sich und rief Susanne herbei.

„Susanne,“ sagte er, „Enriqueta bleibt bei uns und wird Euch im Hauswesen beistehen. Richtet ihr eine Stube neben der Curigen ein und nehmt Euch ihrer an; sie ist meines Bruders Kind, und ich will sie halten als wäre sie mein eigenes.“

„Wir wollen das Kind verhätscheln, Herr Magister,“ sagte die alte Susanne. „Das soll unser lieber Schatz sein!“

Das Mädchen lächelte, während es dem Professor einen dankbaren Blick zuwarf. Der Professor aber dachte darüber nach, wie ganz eigenthümlich doch manchmal die mexikanischen Schätze seien . . .

Enriqueta hielt Wort und mühte sich redlich, ihren Umgangston den neuen Verhältnissen anzupassen, die so grundverschieden von jenen waren, in welchen sie aufgewachsen war und bisher gelebt hatte. Allein die Umwandlung, welche der Professor wünschte, vollzog sich nicht so rasch und gründlich. Dafür beurtheilte man aber ihre ungezwungene Ausdrucksweise milder als der Professor und sah in ihr nur die Frische und die naive Derbheit einer urwüchsigen Natur. Der Liebreiz des jungen Mädchens bezauberte derart alle Welt, daß man gerne seine Fehler vergaß. Enriqueta kam zwar nur mit einigen Muthmen und Nachbarinnen der Frau Susanne zusammen; es genügte aber, diesen Tratschzirkel zu entzünden, damit ihr Ruhm in der ganzen Stadt verbreitet wurde. Eines Tages kam der Professor aus dem Collegium heim, als sich eben die ganze Damen-gesellschaft entfernte. Enriqueta athmete förmlich auf, als die Besucherinnen die Thüre hinter sich geschlossen hatten.

„Nun, Mädchen,“ fragte Gotthold, indem er sich ernst den tief schwarzen Bart strich, „hast Du Dich hübsch artig betragen?“

„So zimperlich, wie ein junges Gänschen mit gelben Federn.“

Der Professor lächelte.

„Nach Allem, was ich vernehme, hältst Du Dich brav. Dafür will ich mich auch dankbar erweisen. Wenn Du einen Wunsch hast, so laß ihn hören. Er soll erfüllt werden.“

„Einen Wunsch hätte ich wohl —“

„Und der wäre?“

„Ich möchte einmal mit Euch Euer Laboratorium besichtigen und einige neugierige Fragen an Euch stellen. Wollt Ihr das gewähren?“

„Wie Du willst, kleine Närrin . . . Eine Andere hätte ein Seidentuch vorgezogen . . .“

Ihre Neugierde, dachte Gotthold, als das Mädchen schwieg, ist stärker

als ihre Citelkeit . . . Warum auch nicht? Ueber dieses Laboratorium waren eigenthümliche Gerüche in Stadt und Land verbreitet, denn der Professor stand im Rufe, sich mit magischen Künsten zu beschäftigen; man sagte, er verstehe es, Gold zu machen, und suche den Stein der Weisen.

Der Professor führte das Mädchen in sein Heiligthum — in der That, das war eine echte, rechte Hexenmeister-Werkstatt. Auf Tischen und Stühlen lagen hier wie in dem Studirzimmer nebenan mächtige, in Schweinsleder gebundene Folianten umher, aus welchen der Herr Magister seine geheime Wissenschaft schöpfte. In den Schränken sah man die Ingredienzien und die Producte seiner chemischen Mischungen, buntfarbige Salben, Flüssigkeiten und Pulver in Tiegeln, Flaschen, Schachteln jeder Form und Größe. Die Wände waren bedeckt mit Pergamenten, die Schriftzeichen aller Art trugen und seltsame Bilder zeigten, fliegende Löwen und rothe Mäuschen, Schlangen mit Menschenköpfen und menschliche Gestalten mit Bärenfüßen. Der lange gewölbte Raum hatte nur ein hohes Fenster, das auf die Festungswälle ging. Im Hintergrunde war es stets dunkel. Dort erglänzte ein weißer Knochenbau — ein menschliches Skelett stand zwischen zwei hohen, bis an die Decke reichenden Käfigen, welche die weißen Tauben und schwarzen Raben beherbergten, mit deren Blute der Professor manche geheime Zeichen auf das Pergament zu schreiben pflegte.

Das Gurren der Tauben und das Geträusche der Raben bildete ein originelles Concert, dessen seltsames Tönegemisch zu der eigenthümlichen Scenerie paßte, die das Laboratorium des Magiers darbot.

Niemand durfte sonst das Laboratorium betreten; nur die alte Susanne hatte hie und da Zutritt, um Staub und Kehrrieh zur Seite zu schaffen und frische Luft in den abgeschlossenen Raum bringen zu lassen. Niemand durfte sonst einen Blick in dieses Heiligthum werfen, und der Professor versäumte nie, die schwere Thür desselben abzusperren, wenn er das Haus verließ. Er fürchtete die unberufenen Blicke. Woher kam es nun, daß er es diesem Mädchen so willig erschloß, daß es ihn drängte, ihr einen Einblick in seine höchsten Geheimnisse zu gestatten? Er fragte sich das selbst, während er Enriqueta umherführte, die mit neugierigen Augen alle die Seltsamkeiten betrachtete — er konnte sich aber keine Rechenschaft darüber geben . . . Und die Fragen der kleinen Mexikanerin waren oft verfänglich genug!

„Ist es wahr, Oheim,“ fragte sie plötzlich, „daß Ihr Schätze heben könnt?“

„Ich kenne die Mittel dazu.“

Ungläubig betrachtete ihn das Mädchen, das eine andere Antwort erwartet zu haben schien.

Er verstand den Blick der dunklen Augen und wollte die Zweiflerin entwaffnen.

„Siehst Du diese Kerze?“ fragte er. „Sie ist nach einem Recepte

Campanellas verfertigt. Wenn man sie anzündet und mit ihr das Haus durchwandelt, wird sie an der Stelle erlöschen, wo der Schatz vergraben ist.“

„Oder wo es einen Luftzug giebt . . .“

Der Professor blickte auf.

„Möglich,“ sagte er trocken, „doch giebt es noch andere Instrumente, Schätze zu heben. Da ist der kreisrunde Erdspiegel, der uns die vergrabenen Schätze zeigt. Da ist die Zauberruthe,“ fuhr er fort, indem er ein offenes Dreieck mit großen, kupfernen Knöpfen an den Enden, auf den Flächen bedeckt mit griechischen und hebräischen Inschriften, von einem Tische nahm; „diese Ruthe führt uns, wenn man die richtige Beschwörungsformel weiß, nach dem Orte, wo die Schätze tief in der Erde ruhen. Die Wände des Hauses öffnen sich vor ihr.“

„Schade, daß in unserm Hause kein Schatz vergraben ist,“ jagte Enriqueta in einem Tone, der ernsthaft sein sollte.

„Da ist noch das Zauberglöckchen,“ fuhr Gotthold fort. „Sieh es einmal genau an — es ist unter mysteriösen Ceremonien von mir selbst gegossen worden. Auf Schwengel, Rundung und Handgriff stehen drei Worte, welche jeden Zauber zerstören, der uns die Schätze verborgen hält: Adonai, Tetragrammaton, Jesus; das Glöcklein erklingt von selbst, wenn man sich der Stätte vergrabener Kostbarkeiten nähert. Zur Hebung der Schätze eignen sich nur bestimmte Tage im Jahre, so der heilige Charfreitag, die Feiertage nach Ostern, Pfingsten und andern. An diesen Tagen nämlich müssen alle bösen Geister und Schätzehüter in die Hölle, ihre Kostbarkeiten bleiben daher unbewacht.“

„Merkwürdig,“ sagte Enriqueta, „daß man das kostbare Instrument nicht in Mexiko kennt. Dort könnte man wahrlich Nutzen davon haben — die Eingeborenen verbringen oft viele Monate mit dem nutzlosen Abgraben weiter Flächen, bis man endlich auf eine Goldader stößt . . . Man könnte von Euch lernen, Dheim! . . .“

Sie sprach die letzten Worte in so eigenthümlichem Tone, daß er nicht wußte, ob sie es ernst meinte, und eine versteckte Ironie darin vermuthete. Das verstimmte ihn. Er vertrug keinen Zweifel an seiner geheimen Wissenschaft.

„Hast Du noch etwas zu fragen?“ fragte er rauh.

„Noch Eins! Sagt mir einmal, könnt ihr auch den Teufel citiren, wie man behauptet?“

„Wenn ich wollte . . .“

„Ei, den guten Satanas möchte ich gerne einmal von Angesicht zu Angesicht sehen. Wenn er Euch erscheint, vergesset nicht, mich ihm vorzustellen!“

Enriqueta lachte laut auf und lief davon. Der Magier blickte ihr mit gerunzelten Brauen nach.

„Sie glaubt nicht an den Teufel,“ murmelte er. „Glaubt sie an Gott? Ich will sie nächstens examiniren!“

*

*

*

„Inmitten seines unheimlichen Treibens erschien dem Magier immer wieder ein holdes, rothbackiges Mädchengesicht mit dunklen Schelmenaugen, die ihn, wie er mit Entsetzen wahrnahm, ganz und gar bezaubert zu haben schienen. Sie blickten bald spottend, bald zärtlich, sie schienen ihn zu verachten und zogen ihn doch verführerisch an . . . Ach, diesen Augen konnte er nicht widerstehen, sein Herz, das er unempfindlich für Frauenreize hielt, schien durch einen Pfeil des kleinen Gottes schwer verwundet . . . Er sträubte sich heftig dagegen, diese Wahrheit anzuerkennen . . . Nützte ihm das aber etwas? Wenn er jenes anmuthige Gesichtchen mit dem Aufgebote seiner ganzen Willenskraft von sich bannte, dann entschwebte es zwar, wie er es verlangte, aber es kehrte in seinen Träumen wieder und spitzte verführerisch das Mündchen zum Kusse.

Daß den bösen Geistern eine solche Bundesgenossin erwachsen mußte! Alle Bedingungen, durch welche ihnen Fesseln angeschmiedet werden konnten, hatte er erfüllt, keine Mühe, keine Plage hatte er gescheut, das Schwierigste hatte er vollbracht, und an dieser kleinen Klausel, die er Anfangs gar nicht beachtete, die er noch immer geringschätzte, sollte das ganze, große Werk scheitern! Sollte es wirklich daran scheitern?

Die Citation war am dritten Tage des zunehmenden Mondes mißlungen. Er wollte sie am achten Tage wieder versuchen, und sie sollte ihm gelingen, jenen dunklen Augen zum Troste . . . Er verbannte sie wieder aus seinen Gedanken. Und damit ihm kein hohnlachendes Traumgesicht das Frauenbild wieder zeige, das sich wider Willen in sein Herz geprägt, beschloß Gotthold, sich so lange wach zu halten, als er dies nur mit dem ganzen Widerstande seiner kräftigen Natur und dem Aufgebote aller künstlichen Mittel vermochte, — der Schlaf aber, den die Erschöpfung bringt, ist von Träumen frei.

So nahte die Stunde der zweiten Beschwörung, und der Magier befand sich in einem seltsamen Zustande der Extase, als die dumpfen zwölf Schläge vom Thurme erklangen. Die Mitternacht war da . . . Lange schon stand der Magier in seiner dunklen Zauberkammer in der Mitte des Zauberkreises. Als der letzte Glockenschlag verhallt war, erhob er den Zauberstab und sprach mit lauter Stimme dreimal die Worte der Beschwörung:

„Ich, Gotthold Harter, beschwöre euch, Geister, die ihr zugegen seid, bei der Kraft und Macht des jüngsten Gerichtes, bei der Auferstehung Jesu Christi und bei dem erschrecklichen Urtheil Gottes . . . Ich gebiete euch Schatzbesitzern, Luft- und Wassergeistern, allen höllischen Schaaren, mir zu gehorchen, oder ich quäle euch bis in die äußerste Hölle . . . Hört, ihr höllischen Fürsten der Finsterniß! Sendet mir den Geist Aziel, zwinget ihn, daß er vor meinem Kreise erscheine und mir zweihundertneunundneunzig Tausend Dukaten bringe . . . Er erscheine in schöner, jugendlicher Gestalt, in aller Billigkeit, ohne Schaden meiner Person oder meiner

Euch sehen, gesund und guter Dinge, wenn auch todtmirt wie zum Mummenjanz . . .“

Wieder ertönte ihr helles, silbernes Lachen und bei diesem Klange verstummte das Wort auf seinen Lippen.

„Und mit welchem Rechte ich hier einbringe?“ fuhr Enriqueta fort, unbekümmert um die drohenden Blicke des Magiers. „Darauf könntet Ihr Euch selbst leicht die Antwort geben. Ich bringe hier ein mit dem Rechte der Nichte — der Nichte, die ihren Oheim lieb hat und für ihn fürchtet . . .“

„Fürchtet?“ rief Gotthold. „Was fürchtest Du?“

„Meine Furcht ist durchaus nicht unbegründet . . . Mein Vater hat mich mit seinem letzten Willen Eurem Schutze empfohlen; es wäre aber, glaube ich, viel klüger gewesen, wenn er Euch in meine Fürsorge gegeben hätte . . . Was soll ich von Euch denken, nachdem ich Euer mystisches Treiben mitangesehen habe? Ihr glaubt, wirklich Schätze heben, Ihr glaubt, den Teufel citiren zu können, den noch kein menschliches Wesen gesehen hat, so viel auch in Euren dummen Büchern davon stehen mag . . . Dient Eure ganze Gelehrsamkeit nur dazu, Euch so klug zu machen, wie die Padres, welche die Scheiterhaufen anzünden, damit das Volk an den Teufel glaube und seine Abgesandten fürchte? Seht Ihr den Spiegel, den ich Euch vor das Antlitz halte? Ich komme hierher, um Euch vor Tollheit zu bewahren, Oheim . . .“

„Genug!“ rief Gotthold mit lauter Stimme.

„Nein, nicht genug!“ entgegnete ihm Enriqueta, indem sie mit zornsprühenden Augen näher trat. „Nicht genug, sonst bleibt Ihr ein Narr!“

Der Magier wich zurück, und diese unwillkürliche Bewegung belehrte ihn darüber, daß dieses Mädchen in der That eine Macht repräsentire, der er keinen Widerstand entgegensetzen könne.

„Meinetwegen,“ sagte er gleichmüthig, „sprich! Ich will Dich hören!“

„Wie gleichgiltig Ihr das sagt!“ rief sie in gereiztem Tone. „Ihr müßt mich hören, ob Ihr wollt oder nicht, versteht Ihr wohl, weil ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe, Euch meine Meinung zu sagen . . . Aber eigentlich verdient Ihr gar nicht, daß man sich um Euch kümmert und sorgt. Habt Ihr Euch darum gekümmert, was in den letzten Monaten mit mir geschehen konnte? Wart Ihr ein guter Oheim?“

„Spare Deine Vorwürfe!“ rief Gotthold, „wir hätten einen Schatz gewonnen, wärst Du nicht unbefugt hier eingebrungen!“

„Aber, Oheim, seht Ihr nicht ein, daß Ihr mit diesen Narretheien niemals zu den Schätzen kommen werdet, die Ihr ersehnt? Und wozu braucht Ihr denn — Ihr, mit Euren bescheidenen Bedürfnissen — diese Schätze?! Habt Ihr nicht Euer Haus, lebt Ihr nicht in Wohlstand und Behaglichkeit, fehlt Euch etwas, wonach das Herz begehrt? Für einen Mann von Eurem Geiste würde es sich schiden, die Schätze dieser Welt zu verachten! Seht

hübsch, daß Ihr allen Mädchen die Köpfe verdrehen müßt! Und so ist es mit Allem! Sagt Euch nur von der Magierklaufe los —“

„Also das Magierhaar, das müßte geopfert werden —“

„Gewiß!“

„Um Dir zu gefallen, Enriqueta?“

„Mir? O, mir gefallet Ihr auch, wie Ihr seid!“

„Wenn ich so um Dich werben würde —?“

„Ich nähme Euch, wie Ihr seid!“

„Nun, so komm' an mein Herz, Enriqueta!“ rief der Magier mit überströmendem Gefühl. „Ich liebe Dich mehr als mein Leben, das Du allein schön gestalten kannst!“

Um den Teufel zu citiren, mußte der Magier seine Beschwörungsformel drei Mal sprechen, und da erschien er noch immer nicht. Der kleinen Enriqueta aber brauchte er nur einmal zu sagen, sie möge ihm an's Herz fliegen — und schon hatte sie die Arme um seinen Nacken geschlungen und bedeckte seine Lippen mit ihren glühenden Küßen.

Er drückte dann ihr lockiges Haupt zärtlich an seine Brust.

„O Enriqueta,“ sagte er, „ich sehe, die Liebe ist die stärkste aller geheimen Mächte, sie greift wunderbar in unser Leben ein, ihr kann sich Niemand entringen!“

Noch einen Kuß drückte sie auf seine Lippen, dann entwand sie sich seinen Armen und entfloh, um die Thränen zu verbergen, die ihren Augen zu entströmen drohten. Ach, er wußte nicht, wie viel diese schönen, dunklen Augen feinetwegen schon geweint hatten! . . .

Der Magier aber ging mit großen Schritten in seinem Laboratorium auf und nieder, schleuderte seine Zaubermütze in den fernsten Winkel und zerschlug mit dem Zauberstabe die Tiegel und Retorten. Das war die letzte Nacht, die er in seinem Laboratorium durchwachte. Und wenn er diesmal nicht schlafen konnte, so geschah es vor Glück und Seligkeit . . . Vergessen waren alle die Teufelsnamen Aziel's, Astaroth's Barfial's und Genossen, die ihn so viel beschäftigt hatten. Sein Herz rief nur noch jauchzend einen Namen — Enriqueta, Enriqueta, so klang es, so sang es in allen Tuheltönen wonnigen Entzückens. Jene Satansknechte hätten ihn früher oder später in die Hölle entführt, wie den Doctor Faust — Enriqueta, sein süßes Bräutchen, Enriqueta, sein holdes Weibchen, mußte ihm den Himmel auf die Erde zaubern. Und solche Zauberei kann man sich schon gefallen lassen!

Und zum Hochzeitstage sollten auch Haar und Bart kurz geschnitten werden, wie sie es verlangte.

Ja, ja, das war der rechte Schatz, der ihm von Mexico herübergeschwommen war!



Illustrierte Bibliographie.

Illustrierte Geschichte von Bayern. Stuttgart und München, Süddeutsches Verlagsinstitut (Emil Hänfelmann).



Wir bringen gern ein Werk zur Anzeige, das in erster Linie ein Hausbuch des bayrischen Volkes sein will, aber auch sehr wohl geeignet ist, in den weitesten Kreisen unseres Vaterlandes die Kenntniß von der Eigenthümlichkeit und Geschichte des größten süddeutschen Königreiches zu beleben und zu erweitern.

Von dem umfangreich angelegten Werke sind bisher die ersten 6 Lieferungen erschienen, welche Einsicht in den Plan des Ganzen gewähren. Die „Einleitung“ (S. 1 bis 96) orientirt zunächst über die geographische Beschaffenheit des Königreiches, wobei für jede der acht bayrischen Provinzen die Beschreibung der Landschaft mit Schilderung der Sitten ihrer Bewohner geschickt verknüpft ist, beides mit Veranschaulichung durch zahlreiche Textillustrationen (Städte- und Landschaftsansichten und Trachtenbilder). Sodann folgt eine kurze Uebersicht der Resultate, welche aus der Erforschung der Alterthümer (Hünengräber, Pfahlbauten) sich für die Urgeschichte Bayerns ergeben haben.

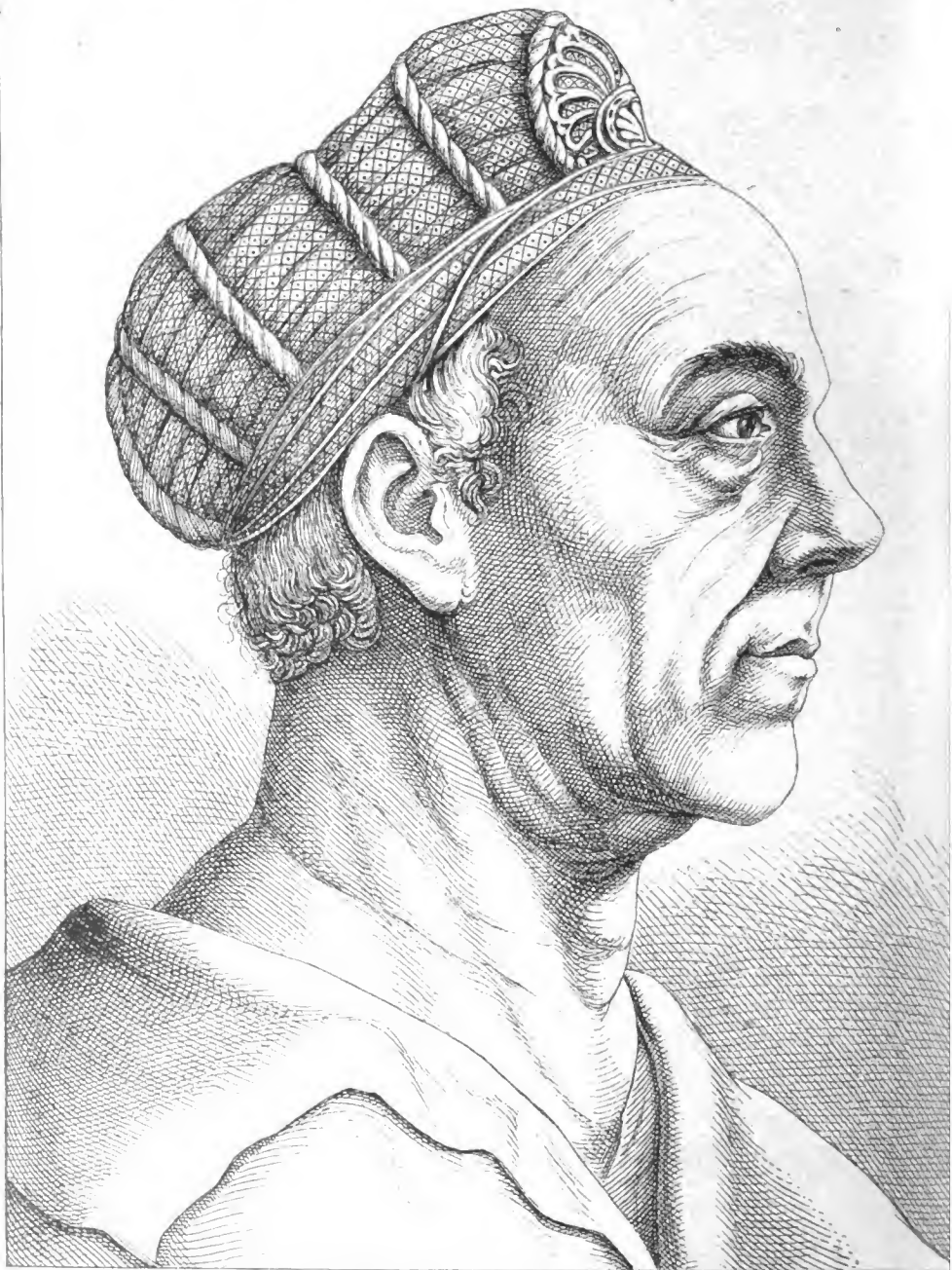
Die geschichtliche Darstellung des Hauptwerkes ist in den vorliegenden Lieferungen in vier Capiteln (Das alte Bayerland und seine Bewohner; Der beginnende Kampf mit den Germanen; Deutschland im ersten Jahrhundert nach Christus; Die letzte Zeit der Völkerwanderung) bis in das vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung geführt.

Der Text des — im Buche selbst bisher ungenannten — Verfassers, welcher die Quellen der bayrischen Geschichte und die Arbeiten seiner Vorgänger auf diesem Gebiete mit sicherem Blick überschaut und beherrscht, bringt reiche sachliche Kenntnisse in durchaus klarer, übersichtlicher und anziehender Weise zur Darstellung. Jede Lieferung (zu 32 Druckseiten) enthält mehrere Vollbilder, welche meistens künstlerische Darstellungen bedeutender Ereignisse und Persönlichkeiten aus der bayrischen Geschichte reproduciren, und durchschnittlich etwa 15 Textillustrationen, deren Ausführung freilich der der Vollbilder nicht überall ebenbürtig ist. Wünschenwerth wäre, daß die Quellen, nach denen die Textillustrationen gearbeitet sind, überall angegeben würden; dies ist nur zum Theil geschehen und kann vielleicht noch in einer Schlußübersicht vollständig nachgeholt werden.

Stieg von Krensberg (1809). Stich von Schmitt. Aus: Geschichte von Bayern. Stuttgart u. München, Schönbucher'sche Verlagsanstalt.



IACOBVS·FVGGER·CIVIS·AVGVSTÆ



V. Frueh del.

Fugger.

Das Original befindet sich im Besitz des Königl. Münchener Schatzkammer-Verwaltungsrates

Das Wert in nur 60 Bieferungen (a 20 Bfennig) veranlagt. Wir hopen, das es ebenfowohl für die Verbreitung gefchichtlicher Kenntniffe als auch für die Belebung echt waterländifcher Gefinnung in weiten Kreifen fich wirksam erweifen werde und wünfchen dem Fortgange defelben das befte Gedeihen.
P.

Edwin Vormanns Lieberhort in Sang und Klang, in Bild und Wort. Ein Hausfchatz und Feftfreund für fröhliche Menschenherzen. Prachtausgabe. II. Textausgabe. Leipzig, Edwin Vormanns Selbstverlag.



Sang und Klang erkallt in fo manchem fröhlichen Kreife; in diefem Werke kommen Bild und Wort heiter anregend hinzu. Jeder Lefer der Münchener „Fliegenden Blätter“ — und welcher Deutsche liest die „Fliegenden Blätter“ nicht? — kennt auch Edwin Vormann, den Claffiker der fächfifchen Dialektichtung und den gemüthvollen Humoriften der univerfeller Bildung. Und daher werden unzählige gemüthliche Junggefellenkreife und unzählige gemüthliche Familientränzchen ihm dankbar dafür fein, daß er noch vor dem Weihnachtsfefte mehr als hundert der fchönften Blüthen feiner Dichtung — theils im heimifchen Dialekt, theils im edelften Schriftdeutsch verfaßt — zu einem Strauße vereinigt hat.

Wie Goethe, Mirza Schaffy und andere große Lyriker vor ihm, fo hat auch Edwin Vormann den reichquellenden Schatz feiner Liederichtung in Buche r eingetheilt, deren Ueberschriften wir dem Lefer nicht vor-enthalten wollen.

I. Das Buch von der Mutter Natur (Meineke Fuchs mit der Lyra als Titelbild). Wir heben befonders das wahrhaft rührende Abfchiedslied hervor, welches der aus feinem Heimatlande zur Menagerie transportirte Königftiger der thranenden Gattin zuruft.

II. Das Buch der Weltgefchichte — Culturbilder von der Urzeit her bis zur Schlacht bei Breitenfeld herabreichend. — Sehr lehrreich.

III. Das Buch vom Durfte — sehr auregend.

IV. Das Buch des Gwig-Weiblichen — sehr lieblich, nicht nur im Scherz („Bachfifchphantafie“; „Das Weib der Zukunft“), fondern auch im Ernst („Am Rhein“; „Hab' Acht! u. a.).

Weib der Zukunft“), fondern auch im Ernst („Am Rhein“; „Hab' Acht! u. a.).



Singweise:

„Wohlauf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd! —“.

MarchmäÙig.

Von Christian Jacob Zehn.

Der Wis - sen - schaft sei un - ser Lieb - ge - weicht, die uns
 leh - re, die wir jetzt und al - le - zeit im

Spe - bei die hel - ll - gen Sch - ren, } die uns zeigt, wie Kraft und
 tief - sen Zu - sen der - eh - ren, }

Wirfung gleich, und wie im Befehl des frei - heit Reich!

fortwährend durch mehr als 100 Nummern, auf 252 Jahren ausgehauenen Quartsseiten zu jedem Texte die zweizeilig gesetzte Melodie mit Clavierbegleitung und zugleich höchst komische Illustrationen bietet. Auf diese Weise sind die Productionen dreier Künste in mannigfachster Gruppierung vereinigt, und in dieser heiteren Dreigestaltigkeit stellt sich das Werk als etwas ganz Neues auf dem Büchermarkte dar. In der kleineren schön gebundenen „Textausgabe“ sind die Anfänge der sieben Bücher mit Bildern geziert; sonst enthält sie nur die Lieder selbst und kann da, wo dieselben in fröhlicher Gesellschaft gesungen werden sollen, als notwendige Ergänzung der großen Ausgabe gelten.

Beide Ausgaben können heiteren Kreisen bestens empfohlen werden. hu.



Felix Dahn's Attila.

Kleine Romane aus der Völkerverwanderung. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Seit langer Zeit ist Felix Dahn bestrebt, Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte und Alterthumskunde uns durch den historischen Roman zu vermitteln. Wir zollen diesen Bemühungen volle Anerkennung, insofern nicht — wie es nach unserem Gefühle im „Kampf um Rom“ theilweise geschehen ist — durch die dichterische Phantasie das Bild der wirklichen geschichtlichen Vorgänge allzusehr umgestaltet wird. Das ist im vorliegenden Werke nicht der Fall. Dasselbe reiht sich seinen fünf Vorgängern unter den „kleinen Romanen aus der Völkerverwanderung“ würdig an. In den Kreis der behandelten Stoffe zieht jetzt eine neue Gestaltenwelt mit den hunnischen Helden ein; der Contrast derselben zu den Germanen und zu den Römern ist ein sehr dankbarer Vorwurf, zumal wenn er einer glücklichen Lösung von Seiten eines der ersten Kenner des frühen Mittelalters gewiß ist, wie wir ihn in Felix Dahn besitzen. Die Nachrichten, die uns vom Rhetor Priscus, von Cassiodor, Jordanes, Prokop, Bosimus, Isidor überliefert sind, finden wir mit hohem Geschick verwerthet. Nur einige Mal tritt die Erzählung in Widerspruch zu den Ueberlieferungen der genannten Schriftsteller. Der Hofnarr Jerco z. B. war nach dem Berichte des Priscus und den Fragmenten des Suidas nicht dem Attila, sondern dem Bleda treu ergeben; gerade deshalb konnte der Brudermörder Attila seinen Anblick nicht ertragen und entledigte sich seiner. Aber solcher Fälle sind nur wenige und geringfügige, und meist

kommen die Aenderungen dem Werke zu Gute. Wir sind voll und ganz berechtigt, den Roman als einen historischen zu bezeichnen.

Der Dichter führt uns in die Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr. Die Schlacht auf den catalaunischen Felbern ist geschlagen, Attila hat sich mit seinen Schaaren in die Theißebene zurückgezogen und hält dort ein glänzendes Hoflager. Noch ungebrochen ist seine Macht, einen neuen Kriegszug gegen Westen bereitet er vor. Das oströmische und das weströmische Reich schicken Gesandte mit schmachvollem Tribut und beugen sich vor der hunnischen Uebermacht. Die Fürsten derjenigen germanischen Völkerschaften aber, welche dem Attila Heeresfolge leisten müssen, sinnen auf Befreiung von dem Joche, unter dem die Welt schmachtet: Wisigast, der König der Rugen, Dagomuth, das Haupt der Skiren, mit seinem heldenmüthigen Sohne Daghar, der Suabe Graf Gervalt und der Gepidenfürst Ardarich halten zur Nachtzeit auf einem Donauufer heimlich Rath. Der Beherrscher der Hunnen aber hat Kunde von dieser Zusammenkunft erhalten und belauscht dieselbe aus dem Versteck in einem hohlen Baume. Er beschließt, die Verräther zu vernichten und die rügische Königstochter Irbicho, die herrliche Braut jung Daghars, von deren Schönheit der Ruf zu ihm gedrungen war, für sich zu gewinnen. Sie alle werden in das Hoflager geladen. Ein großes Belagerungsfest steht. Nach dem Mahle erhebt sich ein hunnischer Sänger, die Siege Attilas zu preisen; gewaltige Wirkung übt sein Lied (bezüglich deren wir gern die knappen inhaltvollen Worte des Präziscus noch eingehender berücksichtigt sehen würden). Als er geendet hat, steht Daghar auf und singt zur Harfe ein Schmählied auf Attila und sein Volk. In furchtbarer Wuth dringen die Hunnen auf den kühnen Sänger ein, der König aber gebietet Halt. Er entkühlt seine Mitwisserschaft um die Verschwörung und verurtheilt die Fürsten zum Tode; Irbicho bestimmt er trotz flehentlichster Bitte seines Sohnes Ulf, der die herrliche Jungfrau liebt, zu seinem Weibe. Am Abende desselben Tages tritt er zu ihr in's Schlafgemach; er will sie zwingen, Irbicho aber erdrosselt ihn mit ihren eigenen Haaren. Mit dem Zauber, den der Name Attilas auf seine Mannen übte, ist die Nacht der Hunnen gebrochen.

Die Zeichnung der Charaktere ist bedeutend. In höchst wirksamen Gegensatz treten die hehren Gestalten der germanischen Helden, vor Allen der greise Gepidentönig Ardarich und der blondgelockte jung Daghar, zu den rohen hunnischen Fürsten und anderseits zu den weltmännischen Römern, dem edlen Magiminus, dem verschlagenen Vigilius. Den Mittelpunkt des Interesses mußte Attila selbst in Anspruch nehmen. Daß Dahn sich die Aufgabe stellte, dies zu erreichen und doch im Allgemeinen den historischen Ueberlieferungen treu zu bleiben, war ein großes Wagniß. Die Lösung ist gelungen, wenngleich gewisse Einzelheiten in der Charakterzeichnung des Helden schwer erklärlich bleiben. Steht jener hohe Sinn für die Kunst, der sich in der Schöpfung des herrlichen Mosaikbildes offenbart, im Einklange mit den Thaten des Allgeräters? Sollte der, wenn auch gefühllose, so doch gerechte Herrscher die schändliche, muthwillige Tödtung eines unschuldigen Knaben nicht schwerer verurtheilen? und warum betont der Fürst, welcher doch die Germanenhelden in seiner Halle überfallen will, die Heiligkeit des Gastrechts? Derartige kleine Störungen hätten durch einige Striche beseitigt werden können. Auch war es nicht gönstig, den Hunnentönig in der ersten Scene als Lauscher einzuführen.

Hohes Interesse gewährt die culturgeschichtliche Darstellung; in ihr beruht nach unserer Meinung die größte Bedeutung des Werkes. In den meisten Punkten können wir uns der Führung sowohl des Dichters als des Forschers Dahn völlig anvertrauen. Der Begriff, den Goethe in seinem Aufsatze über „einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil“ mit dem letztgenannten Worte verbindet, den Scherer in seiner Poetik als „typischen Realismus“ bezeichnet, ist durch das Werk Felix Dahns in bestem Maße repräsentirt. Aber gerade deshalb dürfen wir hoffen, daß es uns nicht als kleinliche Kritikei ausgelegt werde, wenn wir auf einzelne Verstöße hinzuweisen uns erlauben. Es ist dem Dichter gestattet, für die eingeschalteten Lieder beliebige metrische Mittel zu verwenden; bei germanischem Gesange haben wir entweder den Altitationsvers zu erwarten oder Uebertragung in neuere Formen, die jedoch angedeutet werden muß, wie es z. B. mit den Worten geschehen ist: „und nun sang er in gotischer (wann wird endlich die unrichtige Schreibung „gothisch“ schwinden?) Sprache im Stabreim, was heute im Endreim etwa so lauten würde u. s. w.“ Des sind wir zufrieden; aber ähnliche Andeutungen wünschten wir auch da, wo Dahn im Stabreim gedichtet hat; denn nimmermehr wird man uns glauben machen, daß je gotische Poesie solche

Altlerationsverse gezeitigt habe, wie sie uns hier geboten werden. — Ferner haben uns manche vereinzelte Ausdrücke gestört: für das Zeitwort „harfen“ wissen wir Dank; weßhalb aber daneben die neuhochdeutsche Wortbildung „Harfner“ anstatt „Harfer?“ Die „hunnisch gerathene Nase“ ist zu modern gedacht u. a. m. Vor Allem aber nehmen wir Anstoß an den Namensformen. Wenn anders die Sprachen der Rugen und Siren ostgermanische Mundarten sind, so dürfen wir uns mit dem Namen Dagomuth nicht einverstanden erklären; wer sprach um 450 n. Chr. Ziu und Wotan, wer „Ratbod der Asege“ anstatt: „Rebbad der Asega“? Auch das Wort Nel = Bier ist in dieser Form undenkbar, denn noch im Mittelhochdeutschen lautet es alo.

Aber solche Ausstellungen, die uns das linguistische Gewissen nicht verschweigen ließ, können unser Gesammturtheil nicht ändern. Wir scheiden von dem Werke mit dem Ausdrucke der höchsten Anerkennung, und wir wünschen und hoffen, daß der Dichter fortfahre, uns mit Schöpfungen zu beschenken, die wie die vorliegende geeignet sind, den weitesten Kreisen unseres Volkes die Geschichte seiner Vorzeit vertraut und lieb zu machen.

ths.

Die theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie.

Von Dr. Ernst Melzer. Separatabdruck aus dem 24. Bericht der Philomathie in Meisse. Meisse 1888, Verlag der Josef Graueur'schen Buchhandlung (Gustav Neumann).

Spottlauge mit einer Handvoll Hohn wird mancher über Melzers Schrift ausgießen wollen, denn es stehen wundersame Dinge darin; aber der Verfasser würde mit St. Pauli Worten wie mit einem Schilde sich decken: was er lehrt, das ist — er weiß es recht gut — „den Heiden eine Thorheit und den Juden ein Vergerniß“, und er würde sprechen: „Ich kann nicht anders,“ denn er ist ein grundehrlicher Mann. Uns aber erfüllt es mit Freude, auf die Arbeit aufmerksam machen zu können. Sie ist nur ein anspruchloses Heft, aber der Verfasser hat durch sie sich in der That einen Anspruch auf den Dank vieler erworben.

Wir unsererseits fassen die Schrift als einen schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte der Philosophie und der speculativen Theologie, und zugleich als ein Programm. In diesen beiden Seiten derselben liegt ihre Bedeutung. Sie entwickelt einen bisher noch nicht systematisch bearbeiteten Theil des Gedankenbaues eines einst viel genannten, jetzt nur noch in einem engeren Kreise von Anhängern fortlebenden Denkers, und sucht diese Entwicklung zu verwerthen zu Gunsten darauf, wie die jetzt bestehenden Confessionsverschiedenheiten in der Christenheit dermaleinst zu schöner Einheit führen können gehoben werden.

Unter unseren Lesern in Wien erinnern sich wohl die älteren noch auf den Mann, dessen begeisterter Schüler der Verfasser ist. Es war eine fast schwächliche, schlankte Erscheinung, mit einem freundlichen Antlitz, auf dem sich Herzenslauterkeit und ehrenfestes Wesen spiegelten, erst Jesuit, dann Weltpriester, befreundet mit hohen geistlichen Würdenträgern, ein Mann von deutschem Schrot und Korn, von den Jesuiten verfolgt, von Pius IX. fallen gelassen, der geistige Vater der Ideen, die im Altkatholicismus zu kurzem aber intensivem Aufblühen gelangten: der 1788 in der Nähe von Leitmeritz in Böhmen geborene, 1863 in Wien verstorbene Anton Günther.

Wenn wir diesen Namen genannt haben, so ist damit auch schon gesagt, wer Melzers Schrift lesen, wer sie bei Seite lassen soll. Für Günthers Gedanken können sich, abgesehen von den wenigen Güntherianern, naturgemäß nur zwei Gruppen im Publikum interessieren. Zunächst diejenigen, welche auf den Wiener Theosophen vom historischen Gesichtspunkte aus zu achten haben; zweitens diejenigen, welche mit dem Lehrgehalte des Christenthums, wie ihn die theologische Dogmatik der Zeit in die tauben Ohren hineinzuwerthen sich abmüht, irgendwie sich auseinanderzusetzen haben, polemisch, apologetisch, der Wissenschaft zu Liebe oder nachdenkend für sich selbst.

Auf die sachliche Berechtigung der Gedanken Günthers einzugehen — dazu ist hier nicht der Ort, so sehr uns auch die Lust anwandelt, mit dem Verfasser eine Lange zu brechen. Aber darauf soll hingewiesen werden: wir haben hier eine authentische, durch-

aus und bis ins Kleinste zuverlässige Darstellung der theosophischen Anschauung Günthers über Wesen und Entwicklung alles Geschehens im Univerſum. In großen, ſcharfen Zügen iſt die Weltgeſchichte unriſſen, ihre Entwicklung hervorgehoben aus den Abgrundtiefen der Ewigkeit, da die Welt noch ein Gedanke Gottes war. Der Hiſtoriker der Philoſophie und der ſpeculative Theologe wird, wenn er mit Günther überhaupt ſich einlaſſen will, die Melzer'sche Schrift als Quelle mit Dank zu benützen haben; mit Dank: denn wer Günthers Schriften ſelbſt kennt, weiß auch, wie ſchwer aus den zerſtreuten, mannigfaltig eingekleideten, oft nur aphoriſtiſchen Sätzen dieſes Theophoben ſich ein zuſammenhängendes Bild, eine lückenloſe Einheit conſtruiren läßt. Eben daher aber darf man auch kein hiſtoriſches Detail erwarten; Weltſchöpfung, Weltterlöſung, Vollenbung ſind ihre Angelpunkte. Und daher iſt ſie auch geeignet, ſich an ihr über den philoſophiſchen Gehalt des Chriſtenthums als ſolchen zu orientiren.

Wir haben oben ſagt, ſie habe auch einen programmatiſchen Zug. Die Paragraphen 25 und 26 enthalten ein Programm des Aſtkatholicismus: Der Proteſtantismus habe ebenſo von ſeinem ſubjectiven Standpunkte aus das Object des Katholicismus für die Idee zu gewinnen, wie der Katholicismus vom objectiven Standpunkte aus die Subjectivität des Menſchen allſeitig zu würdigen habe (S. 73). Schön! „Katholicismus und Proteſtantismus werden eine Wiedervereinigung erleben; die geſamnte europäiſche Chriſtenheit wird ſich zu feſterer Dauer zuſammenfinden in dem reinen Katholicismus, der Einheit der beiden Principien des einen Evangeliums; die Kirchenverbesserung des 16. Jahrhunderts wird ihrerſeits eine neue Verbesserung erfahren. Eine neue allgemeine Reform wird Proteſtantismus und Katholicismus verſöhnen. Wenn der Gedanke an eine neue Reformation mehr als ein ſchöner Traum wäre, ſo würden — Melzer citirt hier Luthen — die Proteſtanten ſie herbeizuführen haben, da dieſe mit der alten Reformation die Verpſichtung übernahmen, das Werk zu vollenden, das ihre Väter angefangen. Von katholiſcher Seite darf der Anfang nicht ermarktet werden, wohl aber die Ausfühung.“ Nach Günther hat der freie Menſchengeiſt in der Reformation mit gutem Recht ſeine Autonomie im Gebiete des Gedankens als Gewiſſens- und Glaubensfreiheit geltend gemacht. „Dieſes Recht verband ſich aber bald mit dem Unrechte, als derſelbe Geiſt die Autorität der Kirche unter der Leitung des heiligen Geiſtes nicht mehr anerkannte.“ (S. 71. 72). Hier liegt der ſpringende Punkt: Die Idee der Kirche, wie ſie im § 21 entwickelt iſt (beſonders S. 54). Dieſe Idee der Kirche wird der Proteſtantismus nicht anerkennen, ſo lange er Proteſtantismus iſt. Die Prärrogative des Prieſters, der ſeine Anſprüche nach einer Art Erbrecht am heiligen Geiſte von Chriſto an über die Apoſtel und Biſchöfe her geltend macht, wird der Proteſtant niemals anerkennen; für ihn iſt ein unaufgebarbarer Weiſ die Idee des allgemeinen Prieſterthums, nach der jeder für ſich in allenmittelbarſter Gemeinſchaft mit dem Geiſte Gottes ſteht oder in ein ſolches Verhältniß treten kann, wenn ihn ſein Herz treibt. Niemals wird einer, der auch nur einen Hauch vom Weſen des Geiſtes evangeliſcher Freiheit verſpürt hat, und der da weiß, daß auch er ein gleichberechtigtes Glied der Kirche Gottes iſt, wenn er anders nur es ſein will, niemals wird ein ſolcher zugeſehen, daß, vom Volk geſchieden, der Clerus die Kirche ſei. Das Wort von dem „Verhältniſſe der Subordination zu den Ausſpendern der Geheimniſſe Gottes“ (S. 54) wird trotz der ihm zugefügten lindernden und verbedeckenden Wendung von den Proteſtanten ſchon verſtanden werden, wie es zu verſtehen iſt; und wenn nun auch die Partei des Verfaſſers in dieſe Subordination ſelbſt eine Wreſche gelegt hat, indem ſie ſich gegen das Infallibilitätsdogma empörte — ſo wird ihr der Proteſtant doch immer, wenn jene Idee der Kirche aufrecht erhalten wird, entgegenhalten: was nützt es, dem Papſte die Schlüſſel zu entwinden, wenn ihr ſtatt deſſen ein paar hundert Päpſte habt! Und damit hinge noch ſo manches eng zuſammen, was in der vorliegenden Schrift kaum geſtreift iſt, ſo z. B. die Frage nach der Geltung der Tradition. In der Melzer'schen Abhandlung aber ſteht noch ein Punkt im Vordergrunde, über den die Proteſtanten mit dem Verfaſſer ſich einigen werden. Er iſt ſehr delicater Natur. Es iſt die Betrachtung des natürlichen Lebens im Menſchen als eines ſchlechthin widergöttlichen. Der beſonnene Proteſtant ſcheidet das ethiſch-verderbte Weſen des „Fleiſches“ von den ethiſch indifferenten rein phyſiologiſchen Beziehungen der Generation. Es läßt ſich auf dieſen Punkt in einer für ein großes Publikum beſtimmten Zeiſchrift unmöglich weiter eingehen; aber wenn die Zuſtimmung zu dem, was der Verfaſſer S. 48 ausführt, principiell und mit allen Conſequenzen, für eine dermaleinſtige Verſtändigung

und Unionierung nothwendig ist, dann bleibt es für den Protestanten sicher bei dem „niemals“. Und wenn schließlich Günther-Melzer Recht hat, daß es ein Irrthum sei, an eine schöne Einstimmigkeit des Wesens des menschlichen Geistes mit der Natur und beider mit Gotte zu glauben, und wenn dieser „Irrthum“ „ein Charakteristikon des Heidenthums ist“, so werden, fürchten wir, über kurz oder lang gerade die vernünftigsten unter den Protestanten Heiden sein.

Was des Verfassers Philosophiren über die zukünftige Entwicklung der Völkerfamilie Europas, seine Auffassung historischer Vorgänge wie der Kreuzzüge (S. 69), seine Ansicht über die Sarmatische Beeinflussung unserer Entwicklung betrifft, so wollen wir das alles nicht belächeln, sondern auf sich beruhen lassen.

Dreslau.

Martin Klein.

Geschichtliche Literatur.

Geschichte der deutschen Kaiserzeit von Wilhelm von Giesebrecht. Fünfter Band, zweite Abtheilung. Leipzig, Duncker und Humblot.

Es giebt in der historischen Literatur, soweit sie sich die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte zur Aufgabe gemacht hat, kein Werk, dessen Entwicklung mit gleicher Spannung verfolgt wird wie die Geschichte der deutschen Kaiserzeit von Wilhelm von Giesebrecht. Was man auch in diesem Werke mit mehr oder weniger Recht vermessen mag, darin sind alle einig, daß es der politischen Geschichte jenes Zeitraums die denkbar erschöpfendste Behandlung hat zu Theil werden lassen und daß es für lange Zeit hinaus der einzige Führer sein wird sowohl für den, der noch weiter in's Detail einer historischen Entwicklung einzudringen sucht wie für den, der sich nur mit den Umrissen der deutschen Kaisergeschichte vertraut machen möchte. Man hat es tabelnd hervorgehoben, daß der Verfasser den Einfluß der wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Gestaltung der politischen fast gar nicht oder zu wenig erkannt habe, daß die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen der Zeit nicht genügend berücksichtigt seien, mit einem Worte, daß die Faktoren der geschichtlichen Entwicklung zu sehr vernachlässigt seien gegenüber den Resultaten, als welche man im Allgemeinen die politischen Ereignisse bezeichnen kann. Aber dem gegenüber ist zu bemerken, daß die Ausdehnung der Forschung über die erwähnten Gebiete menschlicher Thätigkeit nur möglich gewesen wäre bei einer Einschränkung auf wenige Jahrzehnte der deutschen Geschichte oder bei einem Verzicht auf eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes; und beides lag offenbar von vorn herein nicht in der Absicht des Verfassers. Man hat es auf der

andern Seite stets rühmend hervorgehoben, daß Giesebrecht das gesammte Quellenmaterial in geradzum staunenswerther Weise nutzbar gemacht hat, daß ihm aus der umfangreichen Literatur, welche die bienenartige Thätigkeit der Historiker in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat, nichts unbekannt geblieben ist; daß die Composition des Wertes durchsichtig, die Gruppierung der Thatfachen bei aller Mannigfaltigkeit gefällig und bei aller Verwicklung klar ist; daß die Darstellung den Meister des Stils verräth und daß die Erzählung von einer ehlen, nationalen Gesinnung getragen wird.

Alle diese Vorzüge zeigt auch der vorliegende Band. Er enthält die Fortsetzung der Geschichte Friedrichs I., die Zeit der Kämpfe gegen Papst Alexander III., den Lombardenbund und Heinrich den Löwen. Acht Jahre brauchte Giesebrecht zu seiner Vollendung, obwohl nur fünfzehn Jahre der langen Regierung Barbarossas darin behandelt sind. Aber diese Periode der deutschen Kaiserzeit hat, wie keine andere vorher und nachher, ein reiches, bewegtes, nach allen Richtungen hin gesteigertes Leben des Volkes gesehen. Im Mittelpunkt des Interesses steht die alte, unentschiedene Frage nach den Grenzen der staatlichen und kirchlichen Wirksamkeit; Papstthum und Kaiserthum, jedes kämpft um die Superiorität, und zwar mit einer Heftigkeit, daß man, als es schließlich zu einem nothdürftigen Frieden kommt, nur von zwei auf's äußerste geschwächten Gegnern, nicht aber von einem Sieger und einem Besiegten sprechen kann. In Deutschland selbst tritt ein unseliger Dualismus zwischen dem Kaiser und dem mächtigsten Reichsfürsten hervor, der viele Jahre hindurch die auswärtige Politik des Staates geradegu lähmt. Erfreulich aber ist es zu sehen, wie das Bürgerthum aller

Orten sich seiner Kraft bewusst wird und danach strebt, seine Geschicke selbst zu lenken. Und gerade in diesem Zeitraum häufen sich die Schwierigkeiten für den Bearbeiter. Denn es fehlt unter den Quellen jede zusammenhängende, auf guter Kenntniß beruhende Darstellung, wie sie für die ersten Jahre Friedrichs in dem bekannten Werke des Bischofs Otto von Freising vorliegt. Da muß Baustein für Baustein mühsam zusammengetragen werden. Wenn es nur dem hochbetagten Verf. gelänge, sein Lebenswerk zu Ende zu führen! Der Dank der Gelehrten und Gebildeten kann ihm für jede Gabe sicher sein. L.

Ägyptische Geschichte von A. Wiedemann. Supplement. Gotha, Friedr. Andr. Bert h es.

In den wenigen Jahren, welche seit dem Erscheinen des Wiedemannschen Werkes verfloßen sind, haben die eifrigen, namentlich von Franzosen und Engländern betriebenen Ausgrabungen auf dem Boden des alten Ägyptens eine ungeahnte Masse von Denkmälern zu Tage gefördert. Dementsprechend ist auch die Forschung auf dem Gebiet der ägyptischen Geschichte eine außerordentlich rege. Jede Publication bringt Ergänzungen und Berichtigungen in Menge; und der gewissenhafte Historiker, der sein Buch auf der Höhe der Wissenschaft halten will, findet so viel hinzuzufügen, daß die Masse der Notizen den Umfang einer stattlichen Broschüre annimmt. Zum Lesen ist das Supplement von Wiedemann nicht eingerichtet; aber wer die beiden Bände seiner ägyptischen Geschichte besitzt, wird dieses Heft nicht entbehren können. L.

Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia. Von Georg Busolt. II. Theil. Gotha, Bert h es.

Der zweite und, wie der Verfasser ankündigt, vorletzte Band, enthält die Darstellung der griechischen Geschichte vom Jahre 500 bis zum Beginne des peloponnesischen Krieges. Der ionische Aufstand und die Perserkriege sind im 3. Capitel behandelt.

Während des folgenden Zeitraumes, der Pentekontaetie, spielt die Entstehung und Entwicklung des attischen Seebundes eine hervorragende Rolle; der Organisation des Bundes, den Tributleistungen und der rechtlichen Stellung der Bündner ist ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Unter Wahrung der Vorzüge des ersten Theiles hat der vorliegende Band

verschiedene Mängel desselben zu beseitigen gewußt. Die ältere, wie die neue und neueste Literatur ist wiederum in anerkannter Vollständigkeit gesammelt und benutzt, und wiederum die den einzelnen Paragraphen vorangeschickten literarischen Uebersichten lobend hervorzuheben, welche vielfach eigene quellenkritische Untersuchungen Busolts bieten, z. B. über die Quellen Plutarchs in den Lebensbeschreibungen des Aristides, Themistokles, Simon, Perikles. In den Anmerkungen finden sich außerdem auch für chronologische Fragen manche überzeugende Auseinandersetzungen. — Wir können diese griechische Geschichte als ein für jeden wissenschaftlichen Forscher auf diesem Gebiete nützlich, im Ganzen recht zuverlässiges Handbuch empfehlen und wollen den Wunsch hinzufügen, daß bald der dritte Band das Werk zum Abschluß bringe und vornehmlich durch ein ausführliches Register dessen Brauchbarkeit noch erhöhe. sb.

Culturbilder aus dem griechischen Alterthume. III: Die gottesdienstlichen Gebräuche der Griechen und Römer. Von Prof. Dr. D. Seemann. IV: Das Kriegswesen der Alten. Von Dr. M. Fickelcherer. Mit Illustrationen. Leipzig, Verlag des literarischen Jahresberichtes (Arthur Seemann).

Beide Bändchen, deren Preis im Verhältniß zu der vorzüglichen Ausstattung sehr mäßig ist, geben eine sehr klare und faßliche, durch gute Illustrationen — ausschließlich nach antiken Denkmälern — unterstützte Darstellung der genannten Gebiete der alten Kultur. In dem ersten sind die beiden klassischen Völker ausschließlich berücksichtigt; das zweite zieht auch die bekanntesten und bedeutendsten Gegner derselben (Perser, Karthager, Kelten und Germanen) in den Bereich der Betrachtung, während die ältesten Staaten des Orients und Aegypten, die mit ihrer Geschichte wie mit ihren Schriftdenkmälern eine Sonderstellung in der Alterthumswissenschaft einnehmen, ausgeschlossen wurden. Sowohl zur Unterstüßung des Schulunterrichts als auch zur Selbstbelehrung sind beide Bändchen warm zu empfehlen. p.

Erzählungen aus der neuen Geschichte in biographischer Form. Von Stacke. 12. Aufl. Osdenburg, Stallin g.

Die Vorzüge der in vielen Tausenden von Exemplaren verbreiteten Stacke'schen

Geschichtsbücher, geschichte Auswahl und schlichte Darstellung, theilt auch diese neue Auflage, welche die Zeit von 1492—1815 behandelt. Das Buch eignet sich ganz besonders für Schüler- und Volksbibliotheken.

Nur wünschten, wir daß bei den wichtigsten Ereignissen der vaterländischen Geschichte, z. B. der Schlacht bei Leuthen, häufiger Tag und Monat angegeben wäre.
R. J.

Medicin und Naturwissenschaft.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1887—88. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Freiburg i. W., Herder.

Denjenigen Lesern dieser Zeitschrift, die sich einen Ueberblick über die Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaft verschaffen wollen, wollen wir dieses Jahrbuch von Neuem recht angelegentlich empfehlen. Im Einzelnen bemerken wir, daß namentlich die Capitel „Physik“ und „Chemie“ sehr übersichtlich gegliedert sind, daß jedoch bei einigen anderen Capiteln eine solche klare Gliederung, die dem Leser das Verständniß erheblich erleichtern würde, fast ganz vermisst wird. Der Abschnitt „Handel, Industrie und Verkehr“, dessen Inhalt überhaupt mit den Naturwissenschaften nur in losem Zusammenhang steht, bildet ein besonders lockeres Gefüge in diesem Sinne. Wir würden ein Rezept zum Kitten von Metall, Glas und Porzellan, das ja für manche Fälle des praktischen Lebens von großem Nutzen sein kann, in diesem Zusammenhange gern opfern, wenn uns über das Gebiet, das durch die Ueberschrift angedeutet wird, von allgemeinen Gesichtspunkten aus ein etwas übersichtlicheres Bild geboten würde. Gegenüber den vielen Vorzügen des Werkes wollen wir diesen kleinen Tadel übrigens nicht zu sehr in den Vordergrund stellen, zumal es ja dem umsichtigen Herausgeber nicht schwer werden dürfte, für die späteren Jahrgänge unserem Wunsche, falls er ihn als berechtigt anerkennt, Rechnung zu tragen.

Das Weib in der Natur- und Völkertunde. Von Bsoß. Zweite stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. med. Max Bartels. 10 Lieferungen. Th. Griebens Verlag (L. Fernau). Leipzig.

So stolz wir Deutsche darauf sein konnten, ein solches Buch der wissenschaftlichen Welt dargebracht zu haben, fast eben

so stolz können wir darauf sein, daß so rasch eine zweite Auflage desselben nöthig geworden ist. Als wir vor kaum zwei Jahren den großartigen Entwurf und den unerschöpflich reichen Inhalt des Werkes an dieser Stelle rühmten, betrauertem wir bereits den Heimgang des emsigen Verfassers. Nun ist seine Arbeit in würdigster und prächtigster Weise neu erschienen: der neue Herausgeber hat sie nicht bloß bearbeitet und beträchtlich vermehrt, er hat sie in jedem Sinne gefördert, ergänzt und weitergeführt. Jeder Seite des Werkes ist diese vertiefende Nacharbeit zu Gute gekommen, und die ganze Anordnung des überreichen Stoffs hat an Uebersichtlichkeit gewonnen. Eine besondere werthvolle Erweiterung besteht in der Beigabe zahlreicher guter Abbildungen theils im Text, theils auf eigenen lithographirten Tafeln (nach Photographien) — und so ist das „begeisterte Lob“, das wir dem Buche schon bei seinem ersten Erscheinen entgegenbrachten, durch die neue Ausgabe noch vordrüber begründet worden. JI.

Der Hypnotismus und die verwandten Zustände vom Standpunkte der gerichtlichen Medicin von Dr. Dilles de la Tourette. Autorisirte deutsche Uebersetzung; mit einem Vorwort von Prof. Charcot. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Das Juliheft dieses Jahrganges von Nord und Süd brachte aus der Feder des Referenten einen Aufsatz, der über die Frage des Hypnotismus, die seit einiger Zeit wieder in den Vordergrund der Discussion gerückt ist, kurz zu orientiren versuchte. Auch auf die hohe juristische Bedeutung, welche der Hypnotismus und was mit ihm zusammenhängt, unter Umständen haben kann, wurde in dieser Arbeit näher eingegangen. Namentlich hat der Gerichtsarzt, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen. Er findet in dem Werk von Dilles de la Tourette, einem Schüler Charcots, ein reiches wissenschaftliches Material, und

es wird ihm ein gewiß oft willkommenen Führer durch die vielfach verschlungenen Irrwege sein, die unser Wissen auf diesem Gebiete noch durchwandeln muß. Frankreich, das Mutterland der Nervosität und ihrer Folgekrankheiten, hat dem sorgfältigen Forscher überreichen Stoff geliefert. Denn da, wo Hunderte von Personen sich gewerbmäßig mit Hypnotismus, Magnetismus, Somnambulismus beschäftigen, wo „Somnambulen-Cabinete“ im vollen Sinne des Wortes als Handelshäuser mit und ohne Filialen gegründet, durch Kauf veräußert oder vom Vater auf den Sohn vererbt werden, da konnte es nicht ausbleiben, daß dieses Treiben zu den allergrößten Auswüchsen führte. Die französischen Gerichte und die französischen ärztlichen Sachverständigen haben sich denn auch oft mit Vergehen und Verbrechen zu beschäftigen gehabt, die mit dieser socialen Krankheit zusammenhängen. In Deutschland haben, von vereinzelten Ausnahmefällen abgesehen, alle Versuche, diese Modelkrankheit zu überpflanzen, die verdiente Abweisung erfahren. Nichtsdestoweniger wird auch bei uns der Arzt sowohl wie der Jurist in dem Studium des Buches von Dilles de la Lourette, das seine Aufgabe in durchaus wissenschaftlicher Weise aufsaft und durchführt, reiche Anregung finden.

Die Diabetes-Cur in Karlsbad.

Von Ruff, Rudolf Starke's Buchhandlung in Wien, Karlsbad, Leipzig.

Ben's angeht, der laufe sich das Büchlein. Es ist ein guter, faßlich ge-

schriebener Rathgeber für Zuckertrank und vermeidet die beiden Klippen, welchen die Katechismen für Kranke oft ausgesetzt sind: seine Forderungen sind nicht zu lässig, seine Warnungen aber auch nicht von allzu grauer Angst-Malerei begleitet. Dem Speisezettel, der in diesen Fällen eine ganz besondere Sorgfalt verdient, ist gehührende Rücksicht zugestanden. j.

Gesundheitspflege in Haus und Familie. Praktische Beiträge zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit. Von Dr. med. Fr. Dornblüt, prakt. Arzt in Moskau. Stuttgart, Carl Rabbe.

„Allgemeine Kenntniß der Gesundheitslehre ist wichtiger als sanitäre Polizei und Gesetzgebung.“ Von diesem Grundsatz ausgehend behandelt der Verfasser auf streng wissenschaftlicher Grundlage, aber in gemeinverständlicher Darstellung eine Reihe von Fragen, die täglich in Haus und Familie an die Gesundheitslehre gestellt werden, und zwar so, daß der Verständige Leitung und Richtschnur darin finden kann, um Gefahren, welche seine und seiner Angehörigen Gesundheit bedrohen, abzuwehren und zu überwinden. Es geschieht dies in folgenden Abschnitten: I. Allgemeine Gesundheitslehre. II. Kleidung und Wohnung. III. Nahrung. IV. Kinderpflege. V. Genußmittel. VI. Schulgesundheitspflege. VII. Krankenpflege und Krankheitsverhütung. VIII. Unsere Ärzte. IX. Organisation der Gesundheitspflege. — Ausstattung und Druck sind gut. M.

Musikalische Literatur.

Aus allen Tonarten. Studien über Musik von Heinrich Ehrlich. Berlin, Brachvogel u. Raupf.

Ehrlich's „Studien“, eine Fortsetzung der vor 16 Jahren erschienenen „Schlaglichter und Schlagschatten aus der Musikwelt“, sind früher in verschiedenen Zeitschriften erschienen und nunmehr zum größten Theile neu rebigirt worden. Unter den biographischen Arbeiten verdienen besondere Beachtung die Artikel über Brahms, Robert Franz, Liszt und Gounod. Die Humoristica (Beethoven-

Spieler; Kritik, Kritiker und Kritisirte. Operette und Gesellschaft; Bayreuther Blätter vom Jahre 1746) sind fleißig und pikant geschrieben und werden sich leicht einen größeren Leserkreis erobern. Die ästhetischen und kulturgeschichtlichen Partien hingegen werden vermuthlich von Parteigängern scharf angegriffen werden; namentlich dürften die Auslassungen über Richard Wagner's religiöse Anschauungen bei den Freunden des Bayreuther Meisters einer herben Kritik anheimfallen. eb.

Wagner'sche Kunst und wahres Christenthum. Offener Brief an den Hofprediger und Garnisonpfarrer Dr. theol. Emil Frommel von Heinrich Ehrlich. Berlin, Brachvogel u. Naust.

Ehrlich sucht zu beweisen, daß die Hauptwerke Richard Wagners, mit Ausnahme der „Meisterfänger“, in keinem Zusammenhang mit dem wahren Christenthum stehen, und daß nur ein sehr starker, wenn auch hier und da ebler Irrthum einen solchen Zusammenhang finden könne. Jeder, der über Wagner'sche Kunst ruhig und ohne Voreingenommenheit zu urtheilen im Stande ist, wird sich mit dem größten Theile der Auseinandersetzungen Ehrlichs sehr wohl befreunden können; die Behauptung aber, daß gerade den „Meisterfängern“ wahrhaft religiöse Bedeutung zugesprochen werden müsse, wird auf starken Zweifel stoßen. eb.

Führer durch den Concertsaal von Hermann Kretschmar. II, 1: Kirchliche Werke (Passionen, Messen, Hymnen, Psalmen, Motetten, Cantaten). Leipzig, A. G. Liebeskind.

Der vorliegende Band schließt sich dem im vorigen Jahre erschienenen, welcher die Sinfonie und Suite behandelte, würdig an. Die einschlägigen Werke sind nahezu vollständig aufgeführt und kritisch analysirt. Die den einzelnen Gruppen vorangehenden Einleitungen enthalten in knapper Form die Resultate werthvoller historischer Forschungen. Der Verfasser beschränkt sich nicht auf die allgemein bekannten Werke, sondern zieht auch weniger Zugängliches in den Kreis seiner Untersuchungen. eb.

Franz Liszt. Erinnerungen einer Landsmännin von Janka Wohl. Deutsche Originalausgabe. Jena, H. Costenoble.

Die Verfasserin nennt ihr ursprünglich in französischer Sprache erschienenen Buch „anspruchlose Aufzeichnungen“, bei denen sie absichtlich mehr den Menschen als den Künstler Liszt in's Auge gefaßt habe. Das Werkchen enthält neben längst Bekanntem manches Neue und zum Theil auch Interessante. Das Gesamtbild, welches wir uns von dem Charakter des genialen Claviertitanen machen, wird dadurch allerdings nicht wesentlich verändert. Daß Frau Janka Wohl sehr viel und mit hochgradigem Wohlgefallen von sich selbst spricht, mag ihr verziehen werden; sie hätte allerdings gut daran gethan, nicht

Alles, was Liszt zu ihr (mitunter stark factisch) gesprochen, für baare Münze zu nehmen. Gänzlich überflüssig aber sind die geistreich sein sollenden eigenen Apercus der Verfasserin. So spricht sie z. B. S. 112 über die ungarische Sprache gelassen die großen Worte aus: „Diese schöne, sonore, so cadenzirte und machtvolle Sprache entzieht sich einem oberflächlichen Studium, wie es zur Erwerbung der lateinischen Sprachen genügt.“ Ob Frau Janka Wohl jemals Latein gelernt hat? Daß sie mit der deutschen Sprache auf etwas gespanntem Fuße steht, erhellt aus obigem Satze nur zu deutlich. eb.

Friedrich Wied. Ein Lebens- und Künstlerbild von Dr. Adolph Kohut. Mit zahlreichen ungedruckten Briefen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Der Werth des Buches beruht weniger in den Mittheilungen über das Leben und die Wirksamkeit des betamten Clavier- und Gesangspädagogen Friedrich Wied, als in den zum Theil neuen und interessanten Beiträgen für die nähere Kenntniß seiner beiden Töchter Marie Wied und Clara Schumann, sowie seines Schwiegersohns Robert Schumann. Zahlreiche bisher ungedruckte Briefe von Robert und Clara Schumann, Meyerbeer, Marschner, Spohr, Jenny Lind, Pauline Lucca u. A. bilden angenehme und anregende Zugaben. Besonders wichtig sind die auf Seite 97 bis 105 zum ersten Male abgedruckten 9 Briefe von Ernestine von Fricke, der Jugendgeliebten R. Schumanns. eb.

Die Bedeutung der Musik im socialen Leben des deutschen Volkes. Von Ludwig Meinardus. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Eine unbedeutende und bis auf einige schiefe musikalische Bemerkungen sogar harmlose Broschüre. eb.

Elementarbuch der musikalischen Harmonie- und Modulationslehre. Zum unterrichtlichen Gebrauche in Musikinstituten, Seminarien u. s. w. und zur Aufklärung für jeden Gebildeten von Otto Tierich. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim.

Beim modernen Musikunterricht wird leider noch immer die Theorie höchst stiefmütterlich behandelt. Die bis zur Zerrüttung des Nervensystems führende Technik steht überall im Vordergrund. D. Tierich's Elementarbuch, welches sich die Aufgabe stellt, die wichtigsten musikalischen Fragen nach dem Standpunkte der

kunft allgemein verständlich darzustellen, ist, obwohl man dem Verfasser nicht in allen Stücken wird bestimmen können, demnach geeignet, denjenigen, welchen es bei ihrem Musiktreiben um Höheres zu thun ist, als um die Ausbildung der mechanischen Finger- und Knechtfertigkeit, ein sicherer und anregender Führer zu sein. ob.

Handbuch der Theorie der Musik.
Von C. F. Weizmann. Herausgegeben von Felix Schmidt. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin (Richard Schoeb).

Dem vorliegenden Handbuche liegt Bowmans „Manual of Musical Theory“ zu Grunde, welches zuerst 1876 (nach D.

erschien und die volle Anerkennung Weizmanns gefunden hat. Bekanntlich war Weizmann der erste Theoretiker, der für die künstlerischen Ideen der neudeutschen Schule in die Schranken trat und die praktischen Errungenschaften Liszts und Wagners logisch begründete. Das aus vier Theilen (Elementarcurvus, Harmonielehre, einfacher Contrapunkt, Compositionsformen) bestehende Buch enthält in gedrängter und doch stets klarer Darstellung alles Wissenswerthe aus dem Gebiete der Theorie. Es ist keine pedantische und zopfige Grammatik, sondern ein dem musikalischen Fortschritt huldigendes streng wissenschaftliches Lehrbuch. ob.

Bibliographische Notizen.

Musikersammlung von Holzschnitten.
Aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern. Vollständig in 10 Lieferungen à 3 Mark. Berlin, Franz Lippverheide.

An das Preis-Ausschreiben für Zeichnungen, welches die Illustrierte Frauen-Zeitung vor einiger Zeit erlassen hatte, schloß sich die Herausgabe einer Mustersammlung von zweiundachtzig Holzschnitten an, deren Schluß-Lieferung jetzt erschienen ist. Dieselbe enthält die mit den Preisen von 3000, 2000 und 1000 Mark prämiirten sowie eine Reihe anderer hervorragender Blätter aus der Concurrenz, welche zuvor in der Frauen-Zeitung publicirt wurden. Die Originale waren unter regem Interesse des Publikums in zehn Städten Deutschlands und Oesterreichs ausgestellt. Es ist schwer, unter den sehr mannigfachen Darstellungen einige besonders hervorzuheben, aber auch außer den preisgekrönten Arbeiten enthält die Sammlung höchst interessante Blätter. Wir nennen z. B. Nr. VIII. der letzten Lieferung (Frisz Kallmorgen, Winter in Westend zu Karlsruhe) als ein Blatt, in welchem die Eigenthümlichkeit des Holzschnittes in vollendetster Weise zur Wirkung kommt. Bei anderen, wie Hans Bartels, Heringsfischer auf Rönchgut (Bief. 10, Blatt 4), überrascht die geniale Kühnheit, mit welcher auch die Schwierigkeiten, die ein spröder Stoff — Wellen und Wellenbildungen — der Holzschnitttechnik bereitete, überwunden sind. Die Sammlung eignet sich vorzüglich zu einem werthvollen Festgeschenk. R.

Platons Apologie, Kriton, Phaidon.
Uebersetzt von Hermann Zimpel. Breslau, Max Boywod.

Schleiermacher, den man gewöhnlich — und zwar mit Recht — den „classischen“ Uebersetzer Platons nennt, hat einmal gesagt (in der hübschen kleinen Schrift: „Die verschiedenen Methoden des Uebersetzens“ 1813), es gebe zwei völlig verschiedene Arten des Uebersetzens. Die eine sei bestrebt, den deutschen Leser zum Original hinzuführen, d. h. ihm das Original so darzubieten, daß die durch die Ursprache und Denkart bestimmte Eigenthümlichkeit möglichst gewahrt bleibe. Die andere aber trachte danach, das Original zum deutschen Leser hinzuführen, d. h. mit Vermeidung aller in unserer Sprache und Zeit ungewöhnlichen Ausdrucksweisen den Gedankeninhalt des Originalschriftstellers so wiederzugeben, wie derselbe ihn, wenn er jetzt unter uns lebte, heute in gutem Deutsch ausdrücken könnte.

Wer sich mit der Uebersetzungsliteratur, die seit ca. 100 Jahren in Deutschland in überreicher Fülle erschienen ist, etwas eingehender beschäftigt, der wird leicht erkennen, daß früher die erste der angeedeuteten Neigungen bei Weitem vorherrschte, während in jüngster Zeit die zweite immer entschiedener hervortritt. Bei Uebersetzungen der griechischen und römischen Schriftsteller waren es im vorigen Jahrhundert nur Wieland und Schiller, welche in Ausdruck und event. Versform eine modernere Färbung mit zum Theil sehr großer Freiheit anstrebten; J. G. Voß, der lange

Zeit tonangebend blieb, kam in seinen vielen Uebersetzungen immer stärker in den strengen, manchmal fast undeutlichen „Classicismus“ hinein; und diese Richtung beherrscht mehr oder weniger, wie den Platon-Übersetzer Schleiermacher, so auch die älteren Uebersetzer der griechischen Tragiker und Komiker. Dagegen haben in neuester Zeit namentlich H. Westphal (Cicill, Aristophanes, griechische Lyriker) und Karl Bruch (Sophokles, Breslau 1879 ff.) sprach- und formgewandte Uebersetzungen der zweiten Art hervorgebracht. In ähnlicher Weise läßt sich auch bei den älteren und neueren Uebersetzern des Spatespeare, des Dante, ebenso ferner bei den noch keinem recht gelungenen Uebersetzungen der altdeutschen Dichtungen der Streit jener beiden Richtungen sehr deutlich erkennen.

Die neue Uebersetzung der drei auf das Ende des Sokrates bezüglichen Platonischen Dialoge, welche — in einer gut orientirenden Einleitung — in dem vorliegenden Bändchen vereinigt sind, stellt sich ganz entschieden auf die Seite der zweiten Richtung, auf die äußerste Linke der Uebersetzer, wenn man so sagen darf. Sie will vor allen Dingen dem modernen Leser, auch dem nicht classisch gebildeten, verständlich sein und es diesem möglich machen, von einer der erhabensten und denkwürdigsten Gestalten der Weltgeschichte, von Sokrates, sich ein auf Lectüre der Schriften seines größten Schülers beruhendes Bild zu machen. Vielleicht geht Herr Zimpel etwas zu weit, wenn er selbst die Formen der Anrede bei der gerichtlichen Verhandlung den modernen annähert; wenn er also den Sokrates nicht zu den „Männern von Athen“, sondern zu „seinen verehrten Mitbürgern“, zu den „Herren Richtern“ und „Herren Klägern“ sprechen läßt. Der ganze Proceß des Sokrates wäre vor einem modernen Gerichtshof schwer denkbar, und so könnten auch die Umgangsformen in der Uebersetzung ein etwas alterthümlicheres Gepräge behalten. Aber der Hauptinhalt der Reden und Erzählungen ist treffend und in gutem Deutsch wiedergegeben, und so erscheint uns das handliche und gut ausgestattete Bändchen wohl geeignet, seinen Zweck zu erreichen. hp.

Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt von Th. Vogel. Leipzig, Teubner.

Der Dichter besaß, wie jeder eini-

germaßen mit seinen Werken Vertraute weiß, ein tiefreligiöses Gefühl, welches freilich nicht mit kirchlicher Rechtgläubigkeit gleichbedeutend ist. Vogel hat mit großem Fleiße aus Goethes Werken, Briefen und Gesprächen alle die Aeußerungen ausgezogen, welche sich auf das Verhältniß des Menschen zu Gott und dem Göttlichen beziehen, und so ein Buch geliefert, welches manchem Leser den Dichter in neuem Lichte zeigen, jedem einen erhebenden Genuß bereiten wird. R. J.

Sprache ohne Worte. Von Rudolf Kleinpaul. Idee einer allgemeinen Wissenschaft der Sprache. Leipzig, Friedrich.

Nicht ohne Kopfschütteln wird man den Titel und das Vorwort lesen; aber schon das Inhaltsverzeichnis zeigt die Absicht des Verfassers klarer, und ist man erst im ersten Capitel, so liest man mit großem Behagen weiter. Belehrend, ohne trocken zu werden, führt uns R. eine erstaunliche Menge von Beobachtungen vor, wie seit den ältesten Zeiten aus gewissen Erscheinungen auf die Zukunft geschlossen wird, wie die verschiedensten Völker sich der Sinnbilder bedienen, um ihre Gedanken ohne Worte auszubringen. Er behandelt weiter die Pnygnotomik, weist nach, wie schon das Aeußere des Menschen seine Nationalität, seine Beschäftigung, seine Schicksale verräth, wie wir Liebe, Verehrung, Verachtung zc. durch Gebärden auszudrücken, wie Orden und Wappen eine ganze Erzählung ersetzen, und wie endlich aus der Bildersprache die Buchstabenschrift hervorgegangen ist. Das Buch, welches ein gut Theil Sittengeschichte enthält, liest sich ebenso ergötzlich wie Webers Demokrit, ist aber auch ebenjowenig wie dieses für Lächler geeignet. R. J.

Berliner Neudrude. Erste Serie. Band II. Friedrich Nicolais Kegnner seyner Almanach. 1777 und 1778. Zweiter Jahrg. Herausgegeben v. Georg Ellinger. Berlin, Gebr. Paetel.

Jedem Freunde der Literaturgeschichte wird dieses Bändchen hochwillkommen sein. Die Einleitung Ellingers ist auch für weitere Kreise bestimmt, der Gelehrte wird für die Bemerkungen über die Gestaltung des Textes und den Quellennachweis dankbar sein. R. J.

Mensa-Cultus. Pädagogische Aekereien eines Unberufenen. Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter).

Wenn man auch überzeugt sein darf, daß diese Schrift in den Kreisen der alten

synthetischen Verhältnissen begreifen wird, so wird man doch zugeben müssen, daß sie sehr beachtenswerthe Gedanken enthält. Namentlich verdienen die Vorschläge, welche der Verfasser (Th. Duimchen) für die künftige Gestaltung unseres höheren Schulwesens macht, eine unbefangene Prüfung. Es erscheint uns gar nicht unmöglich, einen Theil derselben wirklich auszuführen. Namentlich billigen wir den Gedanken, daß in den Sprachen die Grammatik der Lectüre folgen und nicht vorausgehen möge. Ferner sind wir mit dem Verfasser einverstanden, wenn er im Geschichtsunterricht das Detail desto mehr vermeiden will, je weiter eine Periode zurückliegt. Auch die Forderung, den wissenschaftlichen Unterricht mit körperlichen Uebungen — die in weiterem Sinne gefaßt werden als bisher — wechseln zu lassen und die häuslichen Arbeiten auf den unteren Stufen ganz abzuschaffen, auf den oberen auf größere freie Arbeiten (Aufsätze) einzuschränken, ist sehr berechtigt. Ueber Anderes läßt sich streiten. Dennoch empfehlen wir die von stilklichem Ernst getragene Schrift der Beachtung Aller, die für das Wohl der kommenden Geschlechter ein Herz haben.

R. J.

Märchen und Sagen des estnischen Volkes. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Harry Jannsen. Lieferung 2. Riga, N. Kymmell; Leipzig, C. F. Fleischer.

Das Erscheinen der ersten Lieferung der estnischen Sagen und Märchen im Jahre 1881 wurde von Max Müller in Oxford beifällig begrüßt. Auch die zweite Lieferung darf einer freundlichen Aufnahme sicher sein; auch sie wird dazu beitragen, das in den letzten Jahrzehnten erkaltete Interesse für estnische Sprache und Litteratur, das f. B. durch die Publicationen der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft“, namentlich durch die Herausgabe des Epos „Kalevipoeg“, so mächtig angefaßt worden war, auf's Neue zu beleben. Der Herausgeber hat seine Sammlung nicht nur für den engen Kreis von Mythenforschern, sondern für ein größeres Lesepublikum bestimmt, das den Reiz volkstümlicher Märchendichtung zu genießen fähig ist. Er hat es deshalb unterlassen, einen kritischen Sachcommentar beizufügen; die zu den einzelnen Stücken gegebenen Anmerkungen sind wesentlich zur Orientirung für den Laien bestimmt. Aber auch dem Gelehrten bieten die vorliegenden Märchen, die einen Zusammenhang mit dem zertrümmerten Mythos der Vorzeit

und ein unnützes Verwachsen sein mit dem Boden, dem sie entsprossen, erkennen lassen, ein schätzenswerthes Material für die Erlebigung der Fragen nach dem Ursprung der einzelnen Märchenstoffe. ow.

Wilhelm Meißner. Eine Berliner Geschichte von Heinrich Landsberger. Leipzig, Friedrich.

„Realismus im Grad“ nennt der Verfasser das Princip seiner Darstellungen. Sein Realismus trägt auch noch Glacéhandschuhe und ist salonfähig; es sitzt ihm sogar ein gut Theil Romantik im Nacken, und mit dem „großen Vorbild“ hat derselbe einfach gar nichts gemeinsam. Dennoch ist der Einfluß der Franzosen unverkennbar, wenn auch nicht im Stoffe, so doch in der Form. Landsberger besitzt esprit, jenes prickelnde Etwas, dem wir nicht allzuhäufig in der deutschen Novellistik begegnen; auch gemahnt die minutiöse Detailmalerei in seinen Schilderungen an französische Vorbilder. Das Junggefellens-Intérieur Wilhelm Meißners ist mit solcher Anschaulichkeit beschrieben, daß wir das Teppichmuster nachzeichnen könnten, und in der Aufzählung all jener Zugzuggegenstände, die der moderne Geschmack in einem Salon für unentbehrlich hält, erläßt uns der Verfasser auch nicht ein Stück. Dieselbe Breite finden wir in der Beschreibung culinarischer Genüsse. Alle diese Neuheiten nehmen nach unserm Geschmacke zu viel Raum ein; dagegen möchten wir die vortreffliche Charakterisirung der handelnden Personen rühmend erwähnen. Namentlich der Contrast der beiden Frauencharaktere tritt wirkungsvoll hervor.

Aber warum nennt der Verfasser seine Novelle eine „Berliner Geschichte“? Weil sich dieselbe zwischen Bellevue- und Jägerstraße abspielt? vielleicht auch deshalb, weil die Gesellschaft bei Banquier Etlar Portraits aus der Berliner Künstler- und Schriftsteller-Welt mit solcher Deutlichkeit aufweist, daß man sich verjucht fühlt, unter jedes einen Namen zu setzen? Aber die eigentlich handelnden Personen sind doch durchaus international, und Alles, was in dieser Novelle geschieht, könnte in jeder Großstadt sich ereignen. mz.

Im Banne der Erinnerung. Novellen von Elise Polko. Breslau-Leipzig, S. Schottlaender.

Die bekannte sinnige und gemüthvolle Schriftstellerin hat in diesem hübsch ausgestatteten Bändchen eine Reihe kleiner Erzählungen und Schilderungen gesammelt,

die sich namentlich zur anregenden Lectüre für junge Mädchen vortrefflich eignen. O.

Die goldene Zeit. Neue Geschichten aus der Heimat von Heinrich Seidel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Vier reizende kleine Novellen; wir könnten auch sagen: Charaktergemälde in demselben Sinne, in dem weiland Engels „Herr Lorenz Stark“ diesen Namen führte, aber mit Farben unserer Zeit gemalt; oder auch: Idyllen, aber nicht in J. H. Voss'schen Hexametern, sondern in sehr guter und klarer Prosa geschrieben — und wir würden doch die besondere Eigenthümlichkeit dieser ungemein anziehenden Erzählungen nur andeutungsweise bezeichnen.

Die Ausstattung ist dem Inhalt durchaus angemessen. O.

Ideale Lebensbilder in Dichtersprüchen. Eine Gabe für das Frauenherz, zusammengestellt von C. Rudorff. Gotha, F. A. Bertels.

Ansprechende Sammlung lyrischer Gedichte, meist von Dichtern der neuesten Zeit. Zu Confirmations- und Festgeschenken geeignet. O.

Wunderliche Leute. Kleine Erzählungen von Paul Lindau. Breslau, S. Schottlaender.

Es ist sehr unrichtig, was man manchmal behaupten hört, daß unsere Zeit keine Originale mehr hervorbringe. Wer das richtige Auge dafür hat, der findet sie auch in unserem modernen Leben, im bewegten Treiben der Großstadt ebenso wie im beschränkten kleinstädtischen Kreise; und wer mit klarem Blick die Gabe fesselnder Darstellung verbindet, der kann originelle Charaktere auch jetzt noch so abschildern, daß man die Personen lebhaftig zu sehen glaubt und an ihren Erlebnissen Antheil nimmt.

Solche interessanten Menschen beiderlei Geschlechts macht unser Herausgeber hier dem Leser bekannt. Auch wer die Helden der drei ersten Geschichten, den „Freund Hilarius“, die „kleine Madonna“ und den „Collegen Schnabel“ bereits aus den früheren Hefen von „Nord und Süd“ kennt, wird das hübsche Bändchen, in welchem sie jetzt mit einer vierten Skizze „in einer Droschke zweiter Klasse“ vereinigt vorliegen, gern zur Hand nehmen.

Der Spion. Historischer Roman aus der Geschichte des heutigen Rußland von Julius Groffe. Dresden, Pierson. Julius Groffe erzählt uns im „Spion“, was im Jahre 1825 sich in Rußland zu-

getragen; er berichtet gewissermaßen die Vorgeschichte des Todes Alexanders I. und die Unterdrückung des Militäraufstandes durch Nicolaius I. Wie Groffe erzählt, ist wohlbekannt; er fesselt immer und versfällt nie in den Fehler so vieler Romanschriftsteller, theils zu breit, theils zu flüchtig zu sein. Von Anfang bis zu Ende bietet der „Spion“ eine unterhaltende Lectüre, die uns aber oft genug noch ernsthaft zu denken und tief zu empfinden Gelegenheiten giebt. W.

Neue Jugend. Novelle in Versen von Ludwig Fulda. Frankfurt a. M. C. Krieger.

Ueber das Genre, das Ludwig Fulda vertritt, läßt sich streiten; mit den theoretischen Kunstforderungen tritt die Erzählung in Versen, wie er sie darbietet, oft in schroffem Widerspruch. Der Stammbaum dieses Genres reicht zurück bis Ariost; in der Neuzeit vertreten Paul Heyse und Graf Schack es als Meister — sie Beide sind auch deutlich die Vorbilder für die „Neue Jugend.“ Ungemein fesselnd, pikant anregend wirken diese ottavo rime, in denen Fulda erzählt; wir finden, daß er seinen Mustern wirklich recht nahe gekommen ist. W.

Lieder und Bilder von J. J. Honegger. Der Lieder dritte Auflage, vollständig umgearbeitet. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Un und für sich ist es hochinteressant, den rühmlich bekannten Cultur- u. Literaturhistoriker, den anerkannten Kritiker Honegger als Dichter begrüßen zu können — wir wenigstens müssen offen gestehen, daß wir von seiner früher erschienenen Gedichtsammlung nichts gewußt. Und nun liegt sie vor uns, als gültiger Beweis, daß gewiß und wahrhaftig Honegger auch über dichterische Kraft, über Tiefe und Innigkeit der Empfindung und des Tones zu gebieten hat. Freilich, recht ungleichwerthig sind seine Dichtungen, es ist, als ob nicht immer die Muse ihm günstig wäre; was aber gelungen ist in dieser Sammlung, ist reicher Anerkennung werth und entscheidig vollauf für den Weg bis dahin. W.

Vorgonentämpfe. Ein realistischer Roman von Franz Held. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Es läge nahe, bei diesen Gedichten der Eigenart des „jüngsten Deutschland“, zu dem der Dichter zählt, überhaupt zu gedenken. Wir finden hier diese moderne Richtung in frappanten Zügen, sowohl in

ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln. Der Raum erlaubt uns leider nicht, hierüber ausführlicher zu werden. Wir erkennen dem Dichter poetische Größe und Leidenschaft zu, er gebietet über elementare Kraft

die uns fesselt und in ihren Bann nimmt; aber das Grasse scheint ihm Lebenselement zu sein, und die Darstellung der Sinnlichkeit wird ihm oft Selbstzweck, während sie doch nur poetisches Motiv sein darf. W.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bachems Novellensammlung, 34: H. v. Freyenstein, Dativ; A. Holm, Heldin der Saison. Köln, J. P. Bachem.

Bielkreuz, K. Woltgericht Tragödie. Leipzig, W. Friedrich.

Brinkmann, Dr. Justus. Kunst und Handwerk in Japan. Erster Band. Mit 225 Illustrationen. Berlin, R. Wagner.

Budde, E. Erfahrungen eines Hadschi. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

Barnett, F. H. Der kleine Lord. Autor. Uebers. a. d. Engl. von E. Becker. Salon-Ausgabe. Stuttgart, J. Engelhorn.

Champagner-Geist. Lieder und Lustspiele französischer Meister. Uebersagen von Sigmar Nehrting. Berlin, Verlag von Sigmar Nehrting.

Conway, H. Eine Familiengeschichte. Antoris. Uebers. a. d. Engl. von N. Rümelin. Salon-Ausg. Stuttgart, J. Engelhorn.

Costenoble, Carl Ludwig. Tagebuchblätter. Aus dem Burgtheater 1818—1837. Mit Portrait. Zwei Bände. Wien, Carl Koeneg.

Cornelia. Deutsche Elternzeitung. 60. Band. 1. Heft. Leipzig, Otto Spamer.

Cornill, C. H. Entstehung des Volkes Israel u. s. nationalen Organisation. (Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge, Heft 60). Hamburg, Verlagsanstalt & Druckerei. A. G. (vormals J. F. Richter).

Croker, B. W. Die hübsche Miss Neville. Uebers. von E. Becker. Salon-Ausg. Stuttgart, J. Engelhorn.

Deutsche Dichtung. Herausg. von K. E. Franzos. V, 2. 3. Dresden, L. Ehlermann.

Deutsche Jugend. Neue Folge. Band VII. Heft 1. Stuttgart, Gebr. Kröner.

Deutsche Encyclopädie. Ein neues Universallexicon für alle Gebiete des Wissens. Lief. 19—23. Leipzig, F. W. Grunow.

Diefenbach, G. Chr. Nesthäkchens Zeitvertreib. Ein Bilderbuch für unsere Kleinsten. Mit 50 bunten Bildern und 45 Liedern und Reimen. Bremen, M. Heinsius.

Dieckau, M. v. Eine Quedlinburger Aebtissin. Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg.

Ebenece, O. Frühe Gräber. 8 Novellen. Berlin, W. Rosenbaum & Hart.

Eichendorff, J. v. Gedichte. Für die Frauenwelt ausgewählt von Clara Braun. Mit Illustrationen. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Engelhorn's allg. Romanbibliothek V. 3: A. Daudet, der Unsterbliche. Uebers. von Emmy Becker. Stuttgart, J. Engelhorn.

Erich, O. Studenten-Tagebuch. 2. Aufl. Zürich, J. Schabelitz.

Ernst II. Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Zweiter Band. Berlin, Wilhelm Hertz.

Eschstruth, N. v. Wandelbilder. Novellen und Skizzen. Jena, Costenoble.

Fisch, Joh. Die Reform der Universitäten. Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter).

Frank, Der Kampf um's Glück. Roman. Berlin, Freund & Jeckel (Carl Freund).

Friedmann, A. Lieder des Herzans. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Gabell, A. Rom und die Römer. Aus dem Italienischen übersetzt von Rud. Lange.

Garborg, A. Bauernstudenten. Erzählung. Aus der „Landsmaal“, dem norwegischen Volksdialekt, übertragen von E. Brausewetter. Autor. Ausgabe. Budapest, G. Grimm.

Gosseck, H. Heisses Blut. Roman aus der französischen Provinz. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Hahn, Otto. Perpetua. Ein Trauerspiel aus der Zeit der ersten Christen. Tübingen, H. Laupp'sche Verlagsbuchh.

Heine, H. Neue Gedichte. Letzte Gedichte. Stuttgart, C. Krabbe.

Heiberg, H. Liebeswerben und andere Geschichten. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Herrmann, R. Strassburg. Historisches Schauspiel. Berlin, Friedr. Luckhardt.

Hetzfel, H. Leiden und Thaten der Frauen im Krieze. (Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge, Heft 59). Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Himmel und Erde. Populäre illustrierte Monatschrift. Herausg. von der Gesellschaft Urania. Redacteur Dr. M. Wilh. Meyer. 1. Jahrgang. Heft 1. Berlin, H. Paetel.

In Luft und Sonne. Künstler- und Selbstschrift-Album. (Reinertrag für die Ferienkolonien Deutschlands.) Berlin, I. H. Schorer.

Jaansen, H. Märchen und Sagen des estnischen Volkes. Zweite Sammlung. Riga, N. Kymmell; Leipzig, C. A. Fleischer.

Kamp, O. Armeelustlieder. Dritte Auflage. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.

Keller, L. Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation. Leipzig, S. Hirzel.

Kirchbach, Der Menschenkenner. Lustspiel in 4 Aufzügen. Dresden, L. Ehlermann.

Kolb, Fr. Die Offenbarung betrachtet vom Standpunkte der Kabbala. Leipzig, G. Fock.

Koopmann, W. Die Kunst und das Schöne. Cassel, A. Freyschmidt.

Lage, B. v. d. Kaiserin Friedrich und ihr Wirken für Vaterland und Volk. Gera und Leipzig, Th. Hofmann.

Lahmann, J. F. Auf den Tod Kaiser Friedrichs. Dichtung. Bremen, H. W. Silomon.

Land, H. Stiefkinder der Gesellschaft. Zweite Auflage. Berlin, A. H. Fried & Co.

Langegg, F. A. v. El Dorado. Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Goldlande im XVI. und XVII. Jahrh. Leipzig, W. Friedrich.

Lehmann-Filhés, M. Isländische Volkssagen. Aus der Sammlung von Jón Arnason ausgewählt und aus dem Isländischen übersetzt.

Liebold, A. Unterricht im Thierreich für unsere Kleinen. Mit Bildern von H. W. Schmidt. Leipzig, E. Twietmeyer.

Lindau, Paul. Helene Jung. Salon-Ausgabe. Stuttgart, J. Engelhorn.

Lübke, W. Geschichte der Deutschen Kunst v. d. frühesten Zeiten bis zur Gegenwart. Lief. 5—7. Stuttgart, Ebner & Seubert (Paul Neff).

Lüthi, H. Erinnerungen an eine fünfjährige Dienstzeit in der französ. Fremdenlegion. Bern, R. Jenni.

Lucifer, Kometenbriefe. Jena, H. Costenoble.

Marshall, W., Die Tiefsee und ihr Leben. Nach den neuesten Quellen gemeinschaftlich dargestellt. Mit 4 Tafeln und 114 Abbildungen. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Meer, A., Bleibe fromm und gut. Vermächtnis Kaiser Friedrichs III. an die deutsche Jugend. Breslau, Goerlich u. Coch.

Mellini, Marchesa d'Arcello. Erster Band. (Engelhorn's allgem. Romanbibl. V. Jahrgang, Band 5). Stuttgart, J. Engelhorn.

Mosen, G., Im Dämmerlicht und Sonnenschein. Gedichte. Zwicken, Ernst Bkr.

Müller, Richard, Monteceli. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Kössling (H. Graf).

Münz, S., Aus dem modernen Italien. Studien, Skizzen und Briefe. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt (Rütten & Loening).

Musikallischer Haus- und Familienkalender für 1889. Leipzig, E. Eulenburg.

Natzmer, Gneomar Ernst von, Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. IV. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. II. Theil: 1818—1861. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Oberleitner, K., Abin Hamad. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Wien, W. Frick.

Ohnet, G., Der Hüttenbesitzer. Autor. Uebers. a. d. Französisch. von J. Linden. Salon-Ausg. Stuttgart, J. Engelhorn.

Ouida, Lady Dorotheas Gäste. Roman. (Engelhorn's allg. Roman-Bibliothek. V. Jahrgang, Band 4.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Passer, A. v. d., Hermann v. Giln. Sein Leben u. seine Dichtungen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Paulus, Ed., Der neue Merlin. Ein Gedicht a. d. nächsten Jahrhundert. Stuttgart, Karl Krabbe.

Pecht, F., Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrhundert. Mit 40 Bilderbeilagen und zahlreichen Textabbildungen. München, F. Bruckmann.

Pfau, Ludwig, Kunst und Kritik. Aesthetische Schriften. Viertes Band: Freie Studien: Die Kunst im Staat. Dritte durchgesehene Auflage. — Sechster Band. Literarische und historische Skizzen. Zweite Auflage. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Pipira, G., Käthe. Novelle. Riga, Jonck und Poliewsky.

Polybiblion. Revue bibliographique universelle. I. partie littéraire. II. partie technique. Livraisons d'octobre 1888. Paris, 2 et 5 rue St. Simon.

Port, Frieda. Gedichte. Berlin, W. Hertz.

Portrait-Galerie, Schweizerische. Heft 2. Zürich, Orell Füssli & Co.

Redwitz, Marie v., Ost und West. Novellen. Berlin, W. Hertz.

Rehburg, E., Konrad. Epos aus der Reformationszeit. Hamburg, Kittler'sche Buchh.

Rosegger, P. K., Ausgewählte Werke. Mit 600 Illustrationen. Lief. 22—30. Wien, A. Hartleben.

Rosegger, P. K., Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Schanz, M., Brasilianische Reiseeskizzen aus dem Jahre 1897. Leipzig, Rosberg'sche Buchh.

Scharlling, H., (Nicolai), Sverre der Priester. Eine norwegische Königsgeschichte aus alter Zeit. Deutsch von S. J. Willatzen. Bremen, M. Heinsius.

Schmalz, R., Deutsches Brautwerben. Eine Polterabend-Dichtung in vier Bildern. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin.

Schmidt, K., Geschichte der Pädagogik. 4. Auflage, vielfach vermehrt und verbessert, von Fr. Dittes und E. Hannak. I. Band. Köthen, P. Schettler.

Schmitz, M., Carmen Sylva und ihre Werke. Mit Portrait. Neuwied, Henner.

Springer, A., Grundzüge der Kunstgeschichte. Textbuch zur Handausgabe der Kunsthistorischen Bilderbogen. III. Die Renaissance in Italien. Leipzig, E. A. Seemann.

Stern, A., Geschichte der Weltliteratur in übersichtlicher Darstellung. Lief. 8—11 (Schluss). Stuttgart, Rieger.

Stöckle, J., 'Ich fahr' in die Welt. Jos. Victor von Scheffel, der Dichter des fröhlichen Wenders und harmlosen Geniesens. Zweite Auflage. Paderborn, Ferd. Schönigh.

Tausend und eine Nacht. Arab. Erzählungen, treu übersetzt von Prof. G. Weil. 3. Abdruck. Liefg. 1. 2. Stuttgart, Rieger.

Tolstoj, Graf Leo, Polikuschka. Eine Erzählung. Aus dem Russischen übers. von Ida Brendel. Neubrandenburg, C. Bräunlow.

Valentin, V., Ueber Kunst, Künstler und Kunstwerke. Mit Illustrationen. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt (Rütten & Loening).

Voss, R., Erlebtes und Geschautes. Bilder aus Italien. Jena, Herm. Costenoble.

— Kinder des Südens. Römische Gesch. Salon-Ausg. Stuttgart, J. Engelhorn.

Walter, G., Fernab von der Strasse. Vier Novellen. Jena, H. Costenoble.

Wenger, J., Unglücks-Chronik oder die denkwürdigsten elementaren Verheerungen und Zerstörungen in Natur- und Culturleben aller Zeiten. Bern, R. Jenni.

Widmann, J. V., Die Patrizierin. Lebensbild aus der modernen Gesellschaft. Berlin, Verlag von Schmid, Francke & Co.

— Jenseits des Gothard. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittel-Italien. Frauenfeld, J. Huber.

Willms-Wildermuth, Deutsches National-Kochbuch. 1. Lieferung. Stuttgart, Levy & Müller.

Zapp, A., Aus meinem Leben. Beitrag zur Reform des deutschen Schulwesens. Zürich, J. Schabelitz.

Zeitung für die kunst-sinnige Welt. Ein parteiloses Fach- und Unterhaltungsblatt für gebildete Freunde des Theaters, der Musik und Malerei. Nr. 1. Herausgeber O. Girschner. Meiningen, Keyssner.

Zobeltitz, Fedor von, Flittergold. Roman aus dem Offiziersleben der Gegenwart. Jena, H. Costenoble.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1889^{er}. Frische Füllung. 1889^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	418 "
Theresienbrunn	471 "
Neubrunn . .	473 "
Marktbrunn .	345 "
Felsenquelle .	47 "
KaiserKarl-Qu.	334 "
Kaiserbrunn .	391 "

— † —

**Karlsbader
TRINKKUR**
im
Hause

Quellen- Producte.

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— † —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

*Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen
im Jahre 1887*

11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.

I Eine deutsche Monatsschrift.

herausgegeben

von

Paul Lindau.

Äbenundvierzigter Band.

Mit den Portraits von Richard von volkmann, Theodor Storm und Theodor Stille.

Inhalt des 47. Bandes.

Oktober. — November. — Dezember.
1888.

^5

Seite

Arnold & L. Berger in Bonn.

„Werther“, „Faust“ und die Anfänge des „Wilhelm Meister.“ 225

Max Buchner in München.

Metamorphosen des Ehrstentums bei den Negern 18

Felix Dahn in Breslau.

An Lärm Sylvie 27

R. Gersuny in Wien.

Theodor Billroth, 525

Hugo Gifander in Halle a. S.

Richard von volkmann. Ein deutscher Arzt und Richter 52

Wilhelm Pönsen in München.

Aus meiner Vaterstadt. Die perfianischen Kaiser 1, 1

Hugo Klein in Wien.

Zauberkünste. Novelle 4

Paul Windau in Berlin.

Ans dem Brient. Flüchtige Aufzeichnungen. I, II 7¹.25

Ludwig Pfau in Stuttgart.

Ans der Münchener Kunstausstellung des Jahres 1885. 2¹. 225

Johannes Proß in Frankfurt a. M.

Der heilige Amor. Novelle 295

H. Schoenkecht in Berlin.

Waltraut. Eine Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege 27 K. F. T.

Theodor Storm. Ein Gedenkblatt 197

H. Villinger in Karlsruhe.

Ein schwerer Sieg. Novelle 12

Georg Winter in Nürnberg.

Ein Hauptführer des deutschen Humanismus. Historische Skizze . . . 8

Gebhard Zernin in Darmstadt.

Die Entweichung des Marschalls Bazaine aus dem Gefängnis von

St. Marguerite, nach den Mitteilungen des Grafen H. v. S. 252

Bibliographie 1. 232. 42

Geschichtliche Literatur 422

Medizin und Naturwissenschaft 424

Musikalische Literatur 45z

Bibliographische Notizen 22. 2¹. 42

Mit den Portraits von: Richard von volkmann und Theodor Storm, radirt von Joh. Kindner, und Theodor Billroth, radirt von K. Kühn in München.

Inhalt.

Wilhelm Jensen in München.

Aus meiner Vaterstadt, Die persianischen HZnser. I H

kzugo Gisander in ^alle a.

Richard von volkmann. Ein deutscher Arzt und Vichter 52

Ludwig j?fau in Stuttgart.

Aus der Münchener Kunstaussstellung des Jahres i,«S8. I 5?

Paul Lindau in Berlin.

Aus dem ÜZriet. Flüchtig« Aufzeichnung«. 1 71,

Mar Buchner in München.

Metamorphosen des Lhristenthums bei den Negern

Georg Winter in Marburg.

Ein Hauptführer des deutschen Humanismus. Historische Skizze. ^1.8

H. Villinger in Karlsruhe.

Ein schwerer Sieg. Novelle 1.27

Bibliographie i^s

Biblisgraphische Notizen ^ ^52

Hierzu ein Portrait von Richard von volkmann,
Radirung von Ioh, kindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Ansang jedes Monat, in Heften mit je einer liunstbeiige.
preis xr« Buartai (z Hefte) 6 Marl.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Sord und <Siid" be> züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von «Orb und Süd" Breslau.

öiebcnhufenerstr. 2/3. Beilagen zu diesem Hefte

I, Kngckhor», Stuttgart. (Allgemeine IZonianbibliotlzek,)

Nord und Süd.

Cine deutsche Monatsschrift.

herausgegeben
von

Paul Lindau.

Band. — October ^888. — Heft 1.79.

(Mi, einem Portrait in Ratirrmg- Richard von volkmcinn.I

Aus meiner Vaterstadt.

Die persianischen Häuser,
von

Wilhelm Jensen.

— München. —

^in viereckiger Marktplatz, aus dessen Winkeln in höchster Regelmäßigkeit acht Straßen abzweigen, je zwei und zwei rechtwinklig gegeneinander stehend. Sie an ihren Enden umfassend und abschließend, eine dunkel-enge peripherische Gasse, da und dort ein wenig verschoben und verschieden benamt; dann fast ringsherum Wasser. Nur noch zwei oder drei sonstige Straßen; auf der Ostseite des Marktes eine Kirche mit hohem, spitzem Thurm, am Nordende des Ganzen ein altes, weißes, großes und wunderliches Schloß. Meine Vaterstadt Kiel, die Altstadt derselben, wie sie in meiner Kindheit war und heut', nur in Einzelheiten geringfügig verändert, noch ebenso daliegt. Schön war sie niemals, ist sie auch nicht geworden und wird sie nie werden. Allen Straßen in ihr fehlt Licht und Luft, sie sind eng, dumpf und trübsinnig, ohne alterthümlichen Reiz. Was spätere Zeit und besonders die letzten Jahrzehnte an einem Außenring von Vorstädten hinzugethan haben, ist mit wenig Ausnahme der mütterlichen Physiognomie der Altstadt nachgeartet. Beinahe überall besitzen die Häuserreihen etwas hausbacken Frostiges oder verdrossen Trauriges; sie dienen der Nothdurft des Lebens, bestenfalls mit schicklichem Aeußern und nüchternen Geschäftsmienen, aber sie lächeln nie, auch nicht im hellsten Sonnenlicht. Den zwischen ihnen Gehenden überkommt es melancholisch, doch nicht mit der elegisch-poetischen Schwennüthigkeit, die wohl andere alte Städte Schleswig-Holsteins durch ihren Anblick wecken, sondern nur mit einem Gefühl, als sei das Menschendasein einzig Mühe und Arbeit, eine Werkelmoche ohne Festtag und ohne Freude.

Dennoch steht Kiel nicht unverdient in dem Rufe einer schönen Stadt. Nicht die bauende Menschenhand hat es dazu gemacht, aber die Hand der Natur. Am Rande der ostwärts ausmündenden Straßen weht uns die frische Wasserluft an, und wenige Schritte aus dem düstern Stadttinnern gen Norden führen in langgestreckte alte Baumgänge, durch diese fort am Hafen entlang zu herrlichem Laubwald auf steil aneinander gewölbten Dünenhügeln der Vorzeit. Auf dem Wege dorthin verleugnet die Stadt völlig ihren sonstigen Charakter. Alles ist freundlich, freudig, schön. Als hätte die Ostsee große, hellshimmernde Perlen an den Strand geworfen, reihen sich am Ufer hin freistehende, gärtenumgebene, oft prächtige Häuser; der Sommermorgen bettet sie in eine grüne, lachende Welt. Unter ihren Fenstern ziehen weiße Segel vorbei und die mächtigen Damvfcolosse der deutschen Kriegsflotte; von Norden her zwischen den Festungsbatterien am Ausgang des Hafens blickt ein blaues Stück der offenen See herüber. Die lange Wegstrecke heißt die „Düsternbrooker Allee", doch der Name verleitet zu einer fälschlichen Vorstellung. Was einmal an Düsterniß und seuchtem Bruch hier gewesen sein mag, ist längst verschwunden; lichte oder anmuthig überschattete Heiterkeit herrscht ringsumher und versöhnt das Auge und den Athemzug mit der größtentheils mißmuthig-dürftigen Wesensart der eigentlichen Stadt.

Jetzt ist diese eine rastlos lärmersüllte Betriebsstätte des hundertfältigen Trachtens der neuesten Zeit geworden; in meiner Kindheit war sie ein stilles Land- oder Hafenstädtchen mit etwa dem vierten Theil der heutigen Einwohnerzahl. Sie führte ein politisches Zwitterdasein, mußte selbst kaum, ob sie nach dieser Richtung dänisch oder deutsch sei, und noch weniger wußten es die Leute südwärts der Elbe. Wie ich mich in einer großen preußischen Stadt als Student zur Aufnahme in die akademische Liste meldete, ward mir erwidert, das mache Schwierigkeiten, weil ich bis dahin in Dänemark studirt habe. Und aus meinen bescheidenen Einwand dagegen verwunderte man sich über meine Kenntnißlosigkeit, die nicht einmal wisse, daß Kiel eine dänische Universität sei.

Der Geist der Universität indeß, wie der Stadt selbst war jedenfalls ein deutscher, ohne bis zum vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in einen Gegensatz zum Dänenthum getreten zu sein. Daß ein solcher begann, bildet meine früheste Knabenerinnerung, und die Universität, Lehrer wie Lernende thaten sich besonders dabei hervor, vertraten ihre deutsche Zugehörigkeit kräftig in Wort und Schrift. Sonst machten die wenig zahlreichen Studenten sich nicht stark bemerklich; man führte ein fröhliches Leben mit allerhand junger Narrethei, aber ich glaube, der Hauptsache nach war man fleißig und darauf bedacht, etwas Ordentliches zu werden. Die Vorbereitung zum Universitätsstudium für die in Kiel heimische Jugend fand auf den, städtischen Gymnasium statt, oder dieses hielt wenigstens mit seiner Existenz den genannten Zweck im Auge. Es lag in der Küterstraße, deren etymologische Herammung als „Straße der Hausschlächter" sich zu meiner Zeit nicht mehr kundgab, sondern mich muthmaßen ließ, daß der Name auf einer alten Corrupirung beruhe, wie die meisten altstädtischen Straßen Kiels sie erlitten. Denn im Gange der Zeit ward die Kehdenstraße (vom Kehdinger Lande herrührend) in Ketten-, die Kattengasse in Katzenstraße, die Hessen- (oder Hirsch-) Straße in Haßstraße umgewandelt. Die vom Markt zum Schloß führende Schmiedestraße erschien für ihr vornehmes Richtungsziel zu gewerkmäßig benannt und wurde zur Schloßstraße; die Pavengasse, in's Hochdeutsche übertragen, zur Pfaffenstraße. Wahrscheinlich leitete sich die Schusterstraße nicht von in ihr besonders zahlreich ansässigen Stiefelverfertigern ab, sondern das Wort Schuster hatte die alte zusammenfassende hansische Bedeutung der Gewerkebetreiber überhaupt; aber diese entschwand aus dem Gedächtniß der Nachlebenden, und schon das vorige Jahrhundert setzte das etwas feiner klingende Schuhmacherstraße an die Stelle. Was es so dem Ohre zu Gefallen that, verschönerte es hinter dem Rathhause einem andern Sinne zu lieb. Dort hieß die Straße „Hinter dem Fleischschranken", und ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß sie besonders an feuchten Tagen diesen Namen durch einen Uebelkeit erregenden Schlachthausgeruch sofort rechtfertigte. Vermuthlich ward sie deshalb eigenthümlich euphemistisch in Rosenstraße umgetauft, denn ich habe nie eine Rose darin gesehn, und die Nasen standen sich nicht besser dabei.

Ihre grade Fortsetzung bildet die Küterstraße, und wenn diese unter den engen, dunklen und dumpfluftigen Altstadtstraßen sich mit um den ersten Preis bewarb, so war das Gymnasium in ihr das düsterste, verkommenste und trostloseste Gebäude. Vielleicht hatte es von seinem Ursprung an besonders zum „Kütern", d. h. zur Hausschlächtereigedient; alle seine Räume stammten aus einer Zeit, die nicht leiseste Ahnung davon besessen, daß Licht und Luft etwas für Menschen Zuträgliches sein könnten; ich glaube, sie waren sogar künstlich dagegen verwahrt. Die Volksschule hauste mit darin, und der Atmosphäre in den Schulzimmern, auf Flur und Treppe war meistens diejenige „hinter dem Fleischschranken" als frische Himmelsluft erheblich vorzuziehen. Doch habe ich nie bemerkt, daß die Nasen der Lehrer vom höchstgebietenden Rector bis zum untersten Klassenherrfcher etwas daran auszusetzen gefunden hätten; sie behüteten im Gegentheil sorgfichst die köstliche Errungenschaft zwischen den schiefen Stubenwänden, und einige schlossen im Sommer vorsichtig die Ofenklappen, damit zwischen diesen und etwaigen Fensterritzen kein Zug entstehe. Mehr oder minder paßten sie alle als lebendige Penaten in das mürrisch-trübsinnige Gebäude hinein; sie waren zumeist besser in den Straßen Athens und Roms bewandert, als in denen Kiels. Dort hätten sie sich in dunkelster Nacht zurechtgefunden, hier stolperten sie am hellen Tag. Unser alter Eonrector wetteiferte an intimster Kenntniß der griechischen Bühneneinrichtungen mit einem Director der sophokleischen Zeit und theilte uns mit, es solle noch heut Theater geben, in denen Schauspiele aufgeführt und — prok pucior! ihm sei gesagt — die weiblichen Rollen von Frauenzimmern dargestellt würden. Uebrigens waren diese überlebten grotesken Perrückenhäupter die Guten; es befanden sich auch schlimme Gesellen mit andächtig weißverdrehten Augen unter den „Bildnern der - Jugend".

Man lernte vielleicht sehr viel auf dem Gymnasium, vielleicht auch sehr wenig. Es hieß: uon skoliö «eä vitae, und ich bin gern zu dem Glauben geneigt, daß die Lehrer selbst annahmen, diesen Wahlspruch zu befolgen. Nur muß das Leben vor ihren Augen ein sonderbares Gesicht gehabt haben. Sie haben ihm seitdem, wie ein alter Chronist sich über ihre Vorgänger äußert, „den Abschied gegeben und das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt", ohne sich je über das erste klarer geworden zu sein, als ihre Schüler es waren. Mit uns waren sie pusri znisiilia naotantos.

Jedenfalls erfuhr ich Dasjenige nicht von ihnen, wonach ich von Kleinauf ein besonderes Verlangen in mir trug. Das waren nu^as et curio^tatsL. Wenn ich auf der Schulbank mit den hundert eingeschnittenen Namen, dem ?«ntus Luxinu.8 von Dintenmeeren darüber saß, hätte ich gen: gewußt, wer schon vor mir hier gesessen, statt des Lehrers dort auf dem verschabten Katheder gestanden; ob Alles immer ebenso gewesen sei, und wie lange schon zwischen diesen Wänden Schülerohren sehnüchtig auf den Mitlagsglockenschlag der Kirchthurmuh gewartet haben möchten. Doch als ich es einmal wagte, meinen Klassenlehrer in schicklicher Formulirung danach zu befragen, ward mir die Antwort: „Also derlei Allotria trägt Du statt der Dir aufgegebenen unregelmäßigen Verba im Kopf? Nach solchen Dummheiten hat mich noch Keiner gefragt, aber ich will es Dir sagen.

An dem hiesigen Gymnasium waren immer hochgelehrte, tüchtige und gottesfürchtige Lehrer, wie heute, und immer fleißige, zufriedenstellende, aber auch unbrauchbare, Allotria betreibende Schüler, wie Du. So, den Satz kannst Du in's Lateinische übersetzen, ihn zwanzig Mal abschreiben und mir heut' Abend in meine Wohnung bringen."

Wenn man nach Beendigung der Schulstunden aus den Hadesräumen des Gymnasiums durch den stygischen Eanal der Küterstraße an den Markt gelangte, so hatte dies allemal etwas von einem Emportachen in die Oberwelt. Man fühlte sich den „blutlos traurigen Schatten" entronnen und unter die Lebendigen zurückgekommen, und man war lieber der Letzte auf den Quarta- oder Tertiabäiiken mit einem freien Mittwochnachmittag vor sich, als der göttliche Pelide mit der Anwartschaft auf die höchste Verherrlichung in den unsterblichen Gesängen Homers. Kinder sind sehr unbewandert in den Dingen und Lauften des Lebens; aber ein instinktives Gefühl, was und wozu das Leben eigentlich sei, tragen sie zumeist richtiger in sich, als die Klugheit und selbst als die Weisheit der Erwachsenen.

Der Marktplatz war nicht übermäßig freundlich anheimelnd, besaß im Großen und Ganzen auch den Anstrich eines alten verrunzelten Gesichtes ohne seelischen Ausdruck darin. Doch immerhin lag ein breites, ab und zu sogar blaues Stück Himmel über ihm, hin und wieder schien die Sonne auf die Grashalme zwischen seinem Steinpflaster herunter, und an einer Seite standen noch grüne Lindenbäume vor den Thüren der Häuser und den Ueberresten ihrer Beischläge. Vermuthlich trugen diese Linden, wie andere, auch nur im Sommer Blätter; allein in meiner Erinnerung stehen sie immer grünbelaubt. Gegen die ewig winterliche Oede des Gymnasiums nahm sich vielleicht ihr kahles Gezweig noch wie sommerliche Herrlichkeit aus.

Diesen heut' lang dem Schatten der homerischen Helden nachgefolgten Bäumen gegenüber auf der Ostseite des Marktes lag und liegt eine Häuserreihe, unscheinbar, gleichförmigen Vau's, alt und altersgebrechlich, im Grunde ohne irgend einen interessanten Zug in ihrer Gesummt- oder Einzelercheinung. Sie sehen nur lebensüberdrüsstg aus schmalen Fensteraugen, nicht unähnlich einer kleinen, in Neih und Glied aufgestellten Mannschaft von kümmerlichen, graugesichtigen Greifen, die noch in Parade stehen sollen, doch nicht mehr Richtung halten können und sich in ihrer Beinschwäche gegeneinander stützen, um nicht hinzufallen. Warum ich diese Häuser, aus der Schule dran vorüberkommend, als Knabe oft betrachtete, weiß ich nicht; und ebensowenig, mann und woher es mir in den Sinn gerathen, sie hätten eigentlich kein Recht da zu stehen. Wahrscheinlich brachte mich auf diesen Einfall die irgendwoher übernommene Vorstellung, daß die Kirche auf oder an den Markt gehöre, und die genannte Häuserreihe trennte sie vollständig von dem letzteren ab. Nur in der Mitte führte ein schmaler Durchgang unter einem der Heuser, ein dunkler „Schwiebbogen" vom Markt zur Kirche hin.

Allmählich ward es eine fixe Idee in meinem Kopf, der Platz, auf dem die Nicolaikirche stand, habe ursprünglich mit dem Markt ungetrennt zusammengehangen, und mit den jetzt als Scheidewand dazwischen liegenden Häusern müsse es eine besondere Bewandniß haben. Manche Anzeichen deuteten darauf hin; während an den drei anderen Marktseiten die Gebäude, wenn auch nicht eben vornehm-stattlich, doch ein gewisses patrizierhaftes Aussehen besaßen, enthielten allein die Häuser dieser vierten Reihe im Erdgeschoß sämmtlich kleine und in jedem genau an Breite übereinstimmende Kauf- und Gemerkläden. Wie Kinder auf Einfälle kommen, ohne sich über den Zweck derselben klar zu sein, maß ich einmal in der Dämmerung mit einer Schnur die Weite des Schwiebbogendurchgangs, und zu meiner Verwunderung zeigte dieser auch genau die nämliche Breite, wie die einzelnen Läden.

Das waren gewiß nu^ae st orurio8it«3 der verwerflichsten Art, und ich nahm mich sorgfältig in Acht, bei ihrer Bethätigung in die Schweite eines meiner Lehrer zu gerathen. Hauptsächlich wenn ich an den Häusern bei Tageshelle nach irgendwelchen Schriftzeichen oder Zahlen suchte, die einen Anhalt über die Zeit der Erbauung geben könnten. Doch nichts der Art fand sich; nur über dem Ausgange des Schmiebbogens nach der Kirche zu entdeckte ich eine im dortigen verdunkelten Licht für die Augen, wie für meine damalige Lesefähigkeit schwer entzifferbare Minuskelschrift. Endlich brachte ich sie heraus, sie redete den Psalmspruch:

„Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Was hatte das mit der alten, bresthaften Häuserreihe zu thun? War ihr Leben für „Mühe und Arbeit" bestimmt gewesen? Jedenfalls war es schon höher gekommen, als achtzig Jahre!

Dann und mann fragte ich Jemand, der nicht zu meinen Geistesbildnern gehörte, nach ihnen, aber Keiner wußte mehr, als ich selbst: dcch es alte kümmerliche Häuser seien. Und was den Psalmvers anging, so war ich frühzeitig von vita «t setiolä in Kenntniß gesetzt, daß man Bibelsprüche wörtlich und schriftlich an mancherlei Stellen anbrachte, wo kein Verstand der Verständigen ihre Bedeutung fassen konnte. Um so mehr durfte ich mich dann darüber mit der Einfalt des kindlichen Gemüthes beruhigen.

In einem der Häuser befand sich nach der Marktseite eine „Friseurund Barbierstube", in der ich mich vierteljährlich meines übermäßigen Haarwachsthums entledigen ließ. Einmal befragte ich den an meinem Kopfe beschäftigten Schneidekünstler, ob er vielleicht etwas von den alten Häusern wisse. Er hielt die Scheere an und antwortete: „Das kann ich Dich wol sagen, mein Schunge, denn das weiß Keinerer besser als ich; das sünd die Persianischen." Doch wie ich mich weiter erkundigte, was der sonderbare Name bedeute, erhielt ich die Erwiderung: „Wozu wullteft Du das wol missen, mein Schunge? Das kann Dich kein Mensch sagen. Kannst Du mich sagen, warum daß ich so heiße und nich anders? Mein Schunge sagt, daß es ein Land giebt, was so heißt. Nu paß 'mal auf, wahrscheinlich bauen sie da ihre Häuser so."

Die Scheere klapperte wieder und häufte den blonden Ueberfiuß meines Kopfes am Boden auf. In den Kopf aber war mir ein wunderliches Wort gerathen, das sich für meine Aufmerksamkeit in der Schule, wie für die häuslichen Arbeiten nicht besonders einträglich erwies: „Persianisch". Hing das wirklich mit Persien zusammen? Mit Griechenland und Rom jedenfalls nicht, und eine Nachfrage voin Rector bis zum Collaborator herunter war deshalb höchst unratksam. Doch zweifellos auch ebenso unwirksam, denn was gingen sie, die sich täglich in Tempeln mit ionischen und korinthischen Säulen bewegten, alte, baufällige Häuser in Kiel an?

»

An schulfreien Nachmittagen der guten Jahreszeit liefen wir gem nordwärts aus der Stadt durch einsame grüne Feldweiten, aus denen man sem auf die freie, blaue Ostsee hinaussah. Drei Viertelstunden brachten uns an den schleswig-holsteinischen oder Eider-Canal, der im Kieler Hafen beginnend und westwärts in den genannten Fluß einmündend, eine Wasserstraße für kleinere Fahrzeuge zwischen Ost- und Nordsee herstellt und zugleich die Grenze zwischen Schleswig und Holstein bildete. Kurze Zeit war er auch, im Jahre 1850, nach der Beendigung des ersten schleswigholsteinischen Krieges, c^uasi die Scheidelinie zwischen Dänemark und Deutschland. Bis zur hohen politischen Entscheidung des Zukunftsschicksals der Herzogthümer standen drüben auf der schlesmig'schen Seite die dänischen Wachtposten, und wir langgewachsenen Jungen machten uns mit Vorliebe das kindliche oder kindische Vergnügen, auf der holsteinischen Seite aus Leibeskräften „Schleswig-Holstein" zu singen, oder nach dem alten Wort „H«ls»tiu, non oantät", wohl mehr zu brüllen. Dabei zogen mir bis in die Mitte der Schleusenbrücke des Canals vor, so daß wir uns kaum auf Sprungweite von den geärgerten „tapperen Landsoldaten" befanden, deren Ingrimmi sie zu unser'm Jubel manchmal fortriß, mit gefällttem Bajonnet auf uns loszustürmen. Aber vor der Mittellinie über dem Wasser mußten sie Halt machen; wir liefen lachend auf holsteinischen Boden zurück, und sie konnten uns nur „Fordömmte Bängler!" nachrufen, eine Bezeichnung, die uns eigentlich nicht gerade unverdient traf.

Um siebenunddreißig Jahre später vollzog dort der erste Kaiser des neuen deutschen Reiches, von allen Machtzeichen desselben umgeben, den ersten Hammerschlag zur Grundsteinlegung eines neuen, für die gewaltigsten Kriegsschiffe befahrbaren Canals, zwischen Nord- und Ostsee. Er stand aus der schlesmig'schen Uferseite, und kein dänischer Posten trieb ihn mit gefällttem Bajonnet fort. Die Dinge auf Erden sind der Wandlung unterworfen.

Um 110 Jahre früher aber stand der dänische König Christian VII. an der nämlichen Stelle, wie in unseren Tagen der deutsche Kaiser, um auch das Nämliche dort zu thun. Er eröffnete die damals beginnende Ausgrabung des Eidercanals, allerdings kaum anders, als durch seine körperliche Gegenwart, denn von geistigem Vermögen hatte der ihn umschleichende Wahnsinn bereits wenig mehr übrig gelassen. Ein Granitobelisk neben der Ausmündung des Canals in den Kieler Hafen bewahrt das Gedächtniß des fernen Tages.

Der Nordrand des Canals, durch Hügel und Wälder gegen die scharfen Winde gedeckt, bildet ein halbes Stündchen lang etwas wie eine kleine schleswig'fche Riviera, die ersten und fast die einzigen wildwachsenden Veilchen der Umgegend Kiels blühten dort in sonniger Stille und zogen mich als Knabe auch allein oft zu sich hinaus. Dann betrachtete ich zuweilen gleichfalls den Obelisken, dessen Bedeutung mir fremd blieb, bis mich einmal ein alter, unweit von ihm hausender Schiffer darüber unterrichtete. Er schloß seine Mittheilung über den Canalbau, den er noch als kleines Kind mit angesehen:

„Da weer all mal vorher Een, en König oder Hertog oder somat, de wull bat ok all so malen mir dat Water twischen de Ost- un Westsee. Da keem awer nir davun na, man blot de Stadt Friedrichsstadt sitgünt anne Eider schall davun blewen sin, un denn de Persianischen Hüser an'n Kieler Markt."

„De Persianischen Hüser?" fragte ich niit dem Eifer und Interesse, wie wenn die See mir plötzlich irgend ein fremdes Meerwunder vor die Füße ausgeworfen hätte. „Wat is dat damit?"

„Ja, dat weet ik nich, inin Grotvadder sin Vadder de hett noch davun wußt un hett mit daran bu't. Awer, lewer Gott, dat is ja nu all' lang her, dat kann ja keen Mmsch in'n Kopp beholen."

Zuin zweiten Mal klangen mir die rätselvollen „Persianischen Häuser" in's Ohr, und diesmal sollten sie in Verbindung mit einem schon früher beabsichtigt gewesenen Canal zwischen den beiden Grenzmeeren unserer Halbinsel stehen. Aber irgendwelche Aufhellung kam mir nicht daraus, und ich gab jede Hoffnung auf, jemals etwas Weiteres in Erfahrung zu bringen. Zwar wußten meine Lehrer ganz genau auf Tag und Stunde, was sich vor mehr als zweitausend Jahren unter der Akropolis und dem tarpejischen Fels zugetragen hatte; doch soviel war mir klar geworden, was zur Zeit der Urgroßväter der heutigen Achtzigjährigen in unserer Heimat geschehen sei, das konnte kein Mensch im Kopf mehr behalten haben. Und doch hätt' ich es so gern gewußt, daß ich freiwillig darüber einen lateinischen Aufsatz verfaßt haben würde.

Von der vormaligen Schmiede«, späteren Schloßstraße zweigt sich zum Hafen hinunter eine der wenigen nicht vom Markt ausgehenden Straßen der Altstadt Kiels ab, die Fischerstraße. Ihr Name weift fraglos auf den Hauptbetrieb ihrer ersten Bewohner hin; sie mag vielleicht den urältesten Stadttheil darstellen, die früheste Gasse einer Fischerdorfsiedelung in nächster Lage am Wasser. Doch scheint sie diesen Charakter schon ziemlich früh verloren zu haben; möglicherweise wirkte die Nähe des Schlosses darauf hin, daß sich mehrere bedeutendere Häuser mit den kleineren der ursprünglichen Gestaltung der Straße untermischten. Der heutigen Anschauung dünken freilich auch jene ersten höchst unscheinbar, mit ihren, gestaffelt überkragenden Bau bedenklich nach außen und noch verzwickter, ungemüthlicher und mannigfach widersinnig, wenn man in's Innere eintritt. Allein wenn man erwägt, was das ausgehende Mittelalter nicht nur als eine erträglich-bewohnbare, sondern sogar als eine stattlich-vornehme Behausung ansah, so kann man sich jene Gebäude sehr wohl als Adelssitze, wie zur zeitweiligen Unterbringung fürstlicher Ehrengäste benutzt, vorstellen, und in's 16. Jahrhundert wird das Alter einzelner von ihnen zurückreichen. Von allen Stadtgegenden hatte in meiner Kindheit die Fischerstraße am meisten Alterthümliches bewahrt und hat dies auch jetzt noch. Allerdings wenig im romantischen Sinn des Wortes, denn auf etwas Schönes oder Besonderes stößt der Blick nirgendwo. Er empfindet nur, daß die schmale, ziemlich lange Straße init ihren bald eckig vorspringenden, bald zurückflüchtenden Häusern, mit den runzlich überhängenden Stöcken derselben unter den braunen Steinhauben verschiedengestaltigster Dächer sich seit vielen Menschengeschlechtern nicht verändert hat und schon vor Jahrhunderten genau ebenso ausgesehen haben muß, wie jetzt. Nur hat es damals dann vermuthlich stärker nach Seetang, Fischen, nassen Fischerwäminsern und -Stiefeln gerochen, als in der mehr städtisches Kleingemerbe dort betreibenden Gegenwart.

Ich stand im vierzehnten Jahr, als ich zum ersten Mal und dann häufig in eines jener alten „vornehmen" Häuser der Fischerstraße kam. Es war eine schwierige Sache, den Bewohner, den ich suchte, in seiner Studierstube aufzufinden; eine landsmännisch pausbäckige Küchenariadne half mir, sonst wäre es unmöglich gefallen. Man hörte am Schall des Fußtrittes, daß der untere Hausflur mit Fliesen belegt fein mußte; die Sehkraft nahm, trotzdem daß draußen Heller Sommertag lag, nichts von ihnen gewahr. So bereitete es Ueberraschung, daß etwas befähigt war, noch dunkler zu sein; aber auf einer Treppe, die sich von Jahrhunderten ausgeschürft unter der Sohle anfühlte, hätte man auch die weißeste Mädchenhand — die meiner Führerin nicht von der Natur mitgegeben worden — nicht vor Augen gesehn. Die Bewegung sagte mir, daß ich meine Beine auswärts hebe, sonst würde ich geglaubt haben, in die Unterwelt niederzusteigen. Dann einmal ein bleicher Zwielichtsschimmer, irgendwoher vom Rande der Welt, wie vom Schachtausgange eines Kohlenbergwerks. Doch gleich wieder um eine Ecke in einen neuen schwarzen Stollen hinein, einen engen, athembedrückenden Holzschlauch, dessen unsichtbare Wände bei jedem Schritt den Ellbogen von links oder rechts einen heimtückischen, bis in die Fingerspitzen kribbelnden Knuff versetzten. „Hier geht's was herunter," sagte die Stimme der gütigen Fee vor mir, und ich bemerkte dies gleichzeitig auch, denn ich schlug bereits drei Stufen abwärts vorüber, zum Glück mit der Nase gerade aus das weiche Nackenpolster vor mir, das mich durch einen unverkennbaren Geruch davon unterrichtete, daß „Schwarzsauer" auf dem heutigen Küchenzettel des Hauses stehe. Um spitzwinklige

Ecken, rechts, links, gradaus, immer: „Puff — puff!" — „Hier geht's was herauf." Ich zählte sechs Stufen. „Hier liegt en Balken über." — „Wo?" wollte ich fragen, stieß aber statt dessen ein „Au!" heraus, da mein Schienbein schon die Bekanntschaft mit einer fußhoch über dem Boden aufragenden scharfen Holzkante machte. Ich erinnere mich, daß mir in dein Augenblick die Frage durch den Kopf schoß, wie viele Leute wohl schon vor mir sich das Bein an dem Balken wundgestoßen haben und wer sie gewesen sein mochten. Der Gedanke ließ mich nicht lange auf das Weitere achten, bis ich die Stimme der Pasiphastochter wieder hörte: „Hier ist die Thür zum Herrn." Damit schien sie in einer Versenkung zu verschwinden, wenigstens schlug mir gleich danach das Klappern ihrer Pantoffeln wie aus einem Abgrund herauf an's Ohr. Ich versuchte, mich umzusehen, doch ich hätte ebenso leicht einen Raben in der Nacht entdecken können, als eine Thür. Da ward indeß — wieder ein paar Stufen über mir — hülfreich eine geöffnet, und der alte, liebenswürdige Herr, den ich besuchen wollte, fragte: „Wer ist da?" Wie er mich erkannte, denn nun siel etwas Licht auf mich heraus, fügte er hinzu: „Es ist wohl ein bischen dunkel." — „O ein bischen — aber nicht sehr," stotterte ich, mir rasch noch einmal mit der Hand über das Schienbein fahrend. — „Ja, die alten Häuser haben das so an sich, aber man gewöhnt sich bald dran und freut sich nachher, daß man nicht wirklich blind ist."

Der Trost war gewiß gut, wie Alles, was der philosophische alte Herr aus seinem Munde hervorgehen ließ, und ich habe mich in der Folge auch so daran gewöhnt, daß ich den labyrinthischen Weg nicht mehr behutsam zu durchschleichen brauchte, sondern ihn im schnellen Lauf zu durchspringen vermochte. Ueberrascht jedoch stand ich damals, von einem freundlichen hellen Licht der „Studierstube" empfangen zu werden. Sie ging nach der Rückseite des Hauses und vor dieser sogar auf grüne, ini Sonnenschein liegende Bäume von Gärten hinaus, die man in der alten Steingrube der Fischerstraße so wenig vermuthete, wie im Wüstensand. Es mar frisches Naturleben, dessen Kommen und Gehen, Absterben und sich wieder Erneuern die alten Wände des Zimmers schon durch Jahrhunderte mit angesehen haben «lochten. Sie bildeten in ihrer Winkelbeschaffenheit kein Rechteck, sondern eine Raute oder vielmehr ein merkwürdiges Trapez, und der Fußboden setzte sich damit in Übereinstimmung, indem er in einer doppelten schiesen Ebene lag, so daß eine irgendwo auf ihn herunterfallende Kugel stets nur in der nämlichen Ecke zur Ruh' kam. Er bestand aus dicken, in der Zimmermitte augenscheinlich von einer Wandelbahn ausgetretenen Eichenbohlen; Jahrhunderte auch mußten an diesem gleichmäßigen Tropfenfall menschlicher Füße auf die Bretter gehöhlt haben. Alles Holzwerk des Raumes überzog ein grauer, melancholisch bleiernem Himmel ähnlicher Anstrich, hier, wie in jeder der übrigen Stuben des Hauses.

In diesem ward ich bald vertraut und mit Allein genau bekannt. Seit manchen Geschlechtern hatte es sich voin Vater auf den Sohn fortvererbt; sie waren seßhaft drin gewesen, wie der Bohrmurm im Gebälk um sie her, der getreulich jedem Nachfolger wieder die Lebenszeit abgetickt hatte. Man sah, daß nicht nur die Wände, sondern auch Vieles zwischen und an ihnen sich aus grauen Tagen erhalten. Die wechselnden Besitzer hatten

Neues hinzugethan, doch das Alte in seinem angestammten Hausrecht belassen.

Der zeitige Nutznießer dieser Ueberlieferung war ein stiller Privatgelehrter, Liebhaber von Büchern und alten Bildern, besonders Kupferstichen. Diese schauten in der Studirstube überall von den Wänden herab, wo die Repositorien eine Lücke beließen; auf einer Anzahl der rostfleckigen Stiche hatten unfraglich an der nämlichen Stelle schon langerloschene Vorväteraugen geruht. Es machte den Eindruck, daß von jeher in dem Hause eine Pietät für das Uebernommene und Ueberkommene geherrscht habe, die vor jeder noch so geringen, nicht von Zwang gebotenen Abänderung die Hand anhielt.

Ich befand mich nicht selten geraume Zeit allein in der Stube und betrachtete die alten Stiche in ihren platten, braunen, murmfraßdurchlöchernten Rahmen. Es waren einige Schongauer, Dürer, Aldegrevier, darunter; die meisten jedoch stammten von Wenzel Hollar, Radirungen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Sie besaßen vielleicht weniger künstlerischen Werth, als die jener gefeierten Meister; doch sie sprachen mich am Meisten an, in einem wörtlichen Sinne, denn mir war's, als redeten sie wie mit Zungen von vergangener Zeit zu mir. Noch mehr fast that dies ein Holzschnitt von Matthäus Merian, der eine alte Stadt, ich weiß nicht mehr welche, mit Ringmauern, vielen Thürmen und Zugbrücken davor darstellte.

Aber Eines zog mich vor allen zu sich hin — ein Bild, nur von Fußlänge, im dunkelsten Winkel der Stube hängend, das sich unendlich lange dort an seinem Platz befinden mußte, denn der Nagel, der es trug, schien von altersbraunem Rost beinahe völlig zerfressen. Es war kein Kupferstich, sondern ein altes Pastellbildchen, wohl schon ursprünglich nur skizzenhaft entworfen und vom Licht vieler Tage gemach zu matten Farben abgeblaßt, da und dort auch von Feuchtigkeitslinien durchquert. Zweifellos stellte es ein junges, vielleicht sechzehnjähriges Mädchen in der Tracht eines früheren Jahrhunderts vor den Blick. Das Kleid des Brustbildes zeigte noch einen lichtblauen Schimmer und war am Ausschnitt des Halses und Nackens von einem breiten, halb aufstehenden, kunstreichen Spitzenkragen umfaßt. Auf diesen nieder, oder mehr in seine Umbauschung hinein, ringelten sich von den Schläfen leichte, dunkelbraune Locken; dazwischen sah ein schmales Gesicht den Beschauer mit hellen Augen an. Eigentlich nicht das einer Schönheit. Das Näschen schien an der Spitze ein wenig ausgebogen; ich weiß, daß der erste Anblick mich an eine Blaumeise erinnerte, und nicht nur wegen der Farbe des Kleides und der Augen. Aber dieser Vergleich bezeichnete auch etwas eigenthümlich Reizendes und Liebliches der ganzen Erscheinung. Man sah in der leichten Gestalt die anmuthige Beweglichkeit, auf den feinen Lippen den hellen Stimmenton des genannten Bögelchens, und wie ein ganzer sonniger Frühlingmorgen voll von aufknospenden Blüten lächelte und leuchtete es aus den jungen Zügen. Allerdings ein dahingegangener; aber die verblichenen Farben ließen doch noch ahnen, wie hold er gewesen sein mußte.

Ich ward vierzehn Jahre, und ich glaube, das kleine Bild war eigentlich meine erste Liebe. Aus ihm kam mir hauptsächlich ein Verlangen, in der Stube allein zu sein, um es ungestört betrachten zu können. Kein mir lebendig beegnendes Mädchen meiner Baterstadt hatte eine ähnliche Wirkung auf mich geübt, keines rief einen so träumerisch beglückenden und zugleich süßwehmüthigen Herzschlag in mir mach. Manchmal war mir's, als komme aus dem Hintergrunde der hellen Augen trotzdem ein trauriger Schatten, leise hervorrinnend, wie der Vorbote früher Abenddämmerung, die über einen Frühlingstag fällt. Doch es lag wohl an der Beleuchtung des dunkel - schattenden Winkels; wenn ich das Bild in's Fensterlicht trug, dann lächelten die Augen und das Antlitz mich in ihrer ganzen sorglosen Jugendfreudigkeit an.

War es nur die Erfindung der Phantasie eines Malers, oder hatte wirklich einmal ein solches Gesicht mit diesen Augen in die Welt geblickt?

Immer wieder putzte ich an der gleichfalls etwas erblindeten Glasscheibe vor dem Pastellgemälde, um zu entdecken, ob sich am Unterrande desselben nicht irgend ein schriftlicher Hinweis auf die Dargestellte finde. Aber nichts gab Auskunft, und der Besitzer des Bildes wußte ebenfalls nichts von der Bedeutung und Herkunft desselben. Es hatte immer so dagehangen, nicht allein zu seiner Kinderzeit, sondern, wie er sich in dieser gehört zu haben entsann, schon in den Jugendtagen seines Großvaters. Ein Familienportrait schien es nicht zu sein; und er war nicht vierzehn, sondern bald siebzig Jahre, und seine alten werthvollen Kupferstiche waren ihm lieber und interessanter. Doch eine leise Hindeutung auf einen sehnsüchtigen Wunsch in mir, das Bild zu besitzen, verstand er nicht, oder wollte sie, trotz seiner väterlichen Freundschaft für mich, wohl nicht verstehen. Es hatte Hausrecht an seinen Platz und mußte selbstverständlich dort bleiben. Wohin es nach dem Tode des alten kinderlosen Herrn gekommen ist, habe ich nicht erfahren können.

Doch ich sehe ihn, wie gestern, eines Tages unerwartet in's Zimmer treten, als ich, der ich auf sein längeres Ausbleiben gerechnet, eben einem in mir unwiderstehlich angewachsenen Drange nachgegeben hatte, vorsichtig die hölzerne Rückmandung des Bildes abzulösen und dies aus seinem Rahmen herauszunehmen. Mir siel gerade ein Häufchen Bohrwurmmehl stäubend auf die Hand, als zu meiner Bestürzung der Unvermuthete die Thür öffnete. Ich ward wohl roth und sagte, den Kopf niederbückend, der Nahmen sei beim Abheben auseinander gegangen, ich hätte ihn wieder befestigen wollen. Doch seine weißen Haare ahnten den Anlaß meiner Gesichtsröthe nicht, er machte, nach seiner Art, mir auch keinerlei Vorwurf über eine etwaige, zu muthmaßende Ungeschicklichkeit, sondern nickte nur gleichmüthig und setzte sich an seinen Schreibtisch.

So konnte ich, gewissermaßen ermächtigt, ruhig in meinem Vorhaben fortfahren. Ich schälte das Bildchen behutsam völlig aus seiner morschen Hülle hervor. Es war auf ein altes Stück Pergament aufgetragen, wie die Pastellbehandlung solches anfänglich bevorzugt hatte; die Stifffarben, die sich offenbar dem Künstler schwer damit verbunden gehabt, hafteten nur lose drauf; trotz meiner Vorsicht ward durch ein leichtes Anstreifen an der rechten Schulter ein Stückchen des blauen Kleides fast weggeschlöst, wie der Blütenstaub vom Flügel eines Adonisfalters. Doch nicht darum flog mir ein Ausruf laut vom Munde, sondern weil mein Blick auf die Rückseite des Pergamentblattes fiel. Dort zeigte der Oberrand eine kurze Inschrift von braun verblaßter, halb ausgelaufener Tinte:

„L18äds. Rsva1 «pp. L.nll« NVOXXXIII."

Dann gleich darunter in künstlich verschnörkelten Buchstaben:

„HErrn Oelschläger, viro eebebsrr. in insruoriam." Auf der Mitte des Blattes aber stand mit schwarz erhaltener Tinte von einer andern Hand zugleich fest, schön und zierlich geschrieben:

„Und darff ein frecher Kiehl sich dieses uiiterfcmgcn/

Dasz er die gantze Zier/ die an der Liebsten scheint/

In ein so enges Thun zu zeichnen ab vermeynt?

Wahr ist eS! Dieses Haar/ die Stirne/ diese Wangen

Sind denen ähnlich gantz/ die an derselben orangen:

Die Augen seh' ich da, um die ich oft geweint/

Und difz hier ist der Mund/ der meinen nennet Freund.

Gantz biß! Das ist gantz das/ nach dem ich muß verlangen.

Die Zucht/ difz freundlich sehn/ die Sitten, diese Tracht/

Und alles steht vor mir/ was sie so trefflich macht/

Nur dasz es sich nicht regt/ und nicht will Antwort geben.

Sey dciiim nicht halb so stolz/ du kühner Pinsel du/

Das schönste, das man wünscht/ gehöret noch hierzu:

Eitwirffstu ihren Leib/ so mahl' auch drein sein Leben!"

«Geschrieben im vordem Eckhaus der Persianischen Häuser, zu Kiel A1XXXXIX. Difz Bildniß gantz so befunden, wie darmals vermeynt."

Der alte Herr war auf meinen Ausruf vom Schreibtisch herangekommen, stand neben mir und blickte init auf die Inschriften der Pergamentrückseite. Sie waren ihm interessant, als ein Ueberbleibsel aus vergangenen Zeiten, doch nicht wie mir; weiter zu deuten, als ich, wußte er sie auch nicht, es schlug nicht in die Richtung seiner Gelehrsamkeit.

Was die „Persianischen Häuser" bedeuteten, die ich hier zum dritten Male und in so merkwürdiger Verbindung antraf, darüber konnte er mir gleichfalls keine Auskunft ertheilen.

Aber was gingen mich in diesem Augenblick die räthselhaften Persianischen Häuser an? Mit vierzehnjährigen Knabenaugen sah ich auf das liebliche Bild. Dies Gesicht war keine Erfindung eines Malers gewesen, sondern hatte wirklich gelebt — wie es schien in der esthländischen Stadt Reval — und den Namen Elsabe getragen. Ach, vor mehr als zwei Jahrhunderten! Wie lange war dies süße Antlitz zu Staub geworden, das Blatt in meiner Hand vermuthlich das einzig von ihr Gebliebene!

Mir fiel, glaube ich, zum ersten Mal ein aufgehendes Begreifen des Todes, der Vergänglichkeit selbst des Schönsten mit einem Anschauern in den warmen Sommertag. Und doch klopfte mein Herz auch so mündervoll, als fei ihm ein höchstes Glück geworden. Sorgfältig fckrieb ich mir das auf dem Pergamentblatt Stehende ab; wer mochte das Sonett darauf geschrieben haben? Die Frage wäre etwas für scharfsinnige Conjecturen und Emendationen meiner Lehrer gewesen.

Der Gedanke, der mir aufschöß, kam mir mit dem nächsten Herzschlag wie die Entweihung von etwas Heiligein vor. Um keinen Preis in der Welt hätte ich ihnen das Bild und die Schrift zu Gesicht gerathen lassen, lieber ein Jahr lang tagtäglich bis Mitternacht als Strafarbeit ein Dutzend griechischer Partikeln mit ihren sämmtlichen Constructionen auswendig gelernt.

Behutsam brachte ich das Bild wieder in seine Schutzhülle, hängte es an den Rostnagel zurück und ging.

In dem dunklenLabyrinthdraußenkam'omir: WardasholdseligeMädchen etwa, wie eine Blaumeise hüpfend und zwitschernd, hier einmal durch diesen alten Gang geflogen? Mir rührte ein andersartiger Schauer an die Seele, der vor dem Gewesenen. Was konnten solche Wände gesehen und gehört haben, nie etwas davon kundgebend, immer „stnmin wie ein Stein"; darum hieß ja das Sprichwort ihn so. Meine Hände streiften diesmal im Gehen an den Mauern hin; vielleicht hatte die Hand Elsabes es einst so gethan!

Doch wohl nicht, wie wäre sie von Reval hierher gekommen? Aber das Sonett auf dem Bilde nmßte doch von Jemand sein, der sie gekannt, geliebt hatte und hier gewesen war. Mich wollte es wie ein Gedicht an seine Braut bedünken.

In der Nacht träumte mir von einem großen Frühlingsgarten; der war voll von Blunien, bunten Faltern und Sonnenglanz, so strahlenblendend, daß ich durch den Goldschleier nur ein himmelblaues Hin- und Wiederleuchten unterscheiden konnte. Es schaukelte sich wie das Gesieder eines Vogels am niederhängenden Gezweig einer Trauerweide; dann rief plötzlich eine Stimme aus weiter Ferne: „Elsabe, Elsabe!" — und es rauschte leis in den Blättern, und der blaue Schimmer war fort.

5 5

Doch die Jahre kamen, in denen sich nach ewigem Gebot im Knabenherzen ein lebendiges Mädchenbild über das todt drängte. Wie die Farben des letzteren auf dem Pergament von Jahrhunderten abgeblaßt worden, so verblich es von der Zeit in jenem. Das ist auch Gesetz der Natur, die nicht das Vergangene zurückholen, sondern Gegenwart und Zukunft schaffen will.

Ich habe wohl manchmal noch an das kleine Pastellgemälde im dunklen Zimmerwinkel gedacht; aber als ich einmal nach längerer Abwesenheit in meine Vaterstadt heimkam, da war der weiszköpfige Inhaber der Studirstube schon in eine letzte enge Wohnung umgezogen, und mein Fuß hat das alte Haus nicht wieder betreten. Es steht noch, doch etwas neuzeitlich aufgeputzt und, wie ich gehört, von seinein neuen Besitzer im Innern mannigfach baulich abgeändert. Verargen könnt' ich's ihm eigentlich nicht.

Ich studirte Medicin, allein mein hauptsächlichs Denken und Treiben ging auf Beschäftigung mit der Literatur hinaus. In diesen: nämlichen Zwiespalt des Müssens und der Neigung hatte sich schon einmal um viele Geschlechter vor mir Jemand befunden, der auch ein Jünger der Arzneimissenschaft gewesen, doch von der Gnade Apollos zugleich schon in jungen Jahren einen ersten Rang unter den deutschen Dichtern seiner Zeit gewonnen. Sein Vorbild hatte in mancher schweren Stunde etwas Trostbringendes für mich; wo ich einzelner seiner Gedichte in Anthologien und Literaturgeschichten habhaft werden konnte, da vertiefte ich mich mit Vorliebe in sie hinein und suchte in ihnen nach den gleichen Empfindungen, von denen ich Hülflös hin und wieder gezerrt wurde, dem heimlichen Ringkampf zwischen wissenschaftlichem Nothberufe und der Sehnsucht nach freiem Flügelschlag der Dichtung. Diese Uebereinstimmung meiner Lebenslage und Gemüthsrichtung mit dem lange vor mir Gewesenen machte mich im Innersten mit seinem Fühlen und Denken bekannt, machte ihn mir lebendig, vertraut wie einen Freund. Ich sah und hörte ihn; ein schon vergilbtes Blatt aus jener Zeit mit einigen Zeilen von meiner Hand drückt den „Wahn" aus, der mich zuweilen überkam:

Mitunter durchläuft's mich ans altem Buche

Mit seltsamem Schauer. Es tritt hervor

Aus seinen Blättern vor Aug' und Ohr

Ein Freund, den sonst ich vergeblich suche.

Ich fühl's, es pocht mir draus entgegen

Mit meines eigenen Herzens Schlägen:

Mir ist, als ob ich endlich gefunden,
Mit warmen, lebendigen Armen umwunden
Ein Wesen, das mir im Tiefsten verwandt:
Es blickt mich an, es spricht zu mir —
Da knistert das Blatt in meiner Hand
Und ist nur ein todteS Stück Papier!

Viele Jahre indeß vergingen, ehe das Glück einen alten Originalband der Gedichte meines tobtan Freundes in meinen Besitz und meine

Nord und Süd. XI.VII., «S, 2

Hand brachte. In einer fremden Stadt war's, an'einem Sommernachmittag, der Trödler hatte wenige Kreuzer für den Schatz gefordert, den ich nach Hause trug; er war froh, den staubigen Plunder der Vergangenheit in ein paar Gläser Bier für seine heutig verstaubte Kehle umgesetzt zu haben. In meinem Zimmer spielten die Sonnenstrahlen über die gelben, groben Blätter des Buches „An itzo wieder Auff's Neue mit Churf. Sächs. Privilegio außgefertiget"; es war die Sonne Homers und ebenso dessen, der diese Gedichte einst gedacht und geschrieben, und sie lächelte.

Da stutzte plötzlich einmal mein Auge, das eine Anzahl mir unbekannt gewesener Sonette überflogen; denn das nächste Hub unter dem Titel: „Auf Ihr Bildnüß" mit dem Verse an:

„Und darff ein frecherKiehl sich dieses unterfangen —"I

Ich blieb an dein Abend durch die Dämmerung bis in's tiefe Dunkel hinein sitzen, ohne meine Lampe anzuzünden. Wie seltsam verknüpft das Leben mit tausend Fäden das Sein, die Gedanken und Empfindungen der Menschen, das Vergangene und das Gegenwärtige! Es ist doch eigentlich nichts gewesen, nichts todt, fondern Alles nur ein Verschwinden, ein Vorübergleiten an dem Blick, gleich dem des Wassers in einein Strome, das nicht wirklich untergeht, nur einen Rückgang beschreibend an anderer Stelle gleichen Lauf wieder beginnt. So kehrt auch das Denken und Fühlen eines Herzens in lebendigem Kreislauf irgendwo in eine Brust zurück. Alles was lebt, rafft der Tod hinweg; doch was gelebt hat, ist auch unvergänglich, ein Theil der unsterblichen Seele der Menschheit.

Erinnerungen, Träume', Gedanken vieler Art zogen mir an jenem Abend im Dämmerlicht, im Dunkel vorüber. Ein nebelndes Gewoge war's, das undeutliche Gestalten bildete, die wieder zerrannen; nur zwei von ihnen traten hell, unveränderlich, jeden Zug an sich darbietend, hervor, als ständen sie lebend, vor meinen Augen im Zimmer da — zwei junge, schöne, liebe Menschenkinder. Sie lächelten mich an, als sprächen sie mir zu, für sie den Staub von manchen, alten Buche abzublasen, damit die verrauschte Welle ihres Lebens in mir wieder zurückkehre, das frühe Gedächtnis; meiner Kindheit mit ihnen verknüpfend. Ja seltsam, durch sie gelangte ich in späten Tagen zu der Aufklärung, was die „Persianischen Häuser" bedeuteten; zu der Wissenskenntniß, daß ein verschollenes Blatt der Geschichte der deutschen Dichtung auch ein Lebensblatt der Geschichte meiner Vaterstadt sei.

II.

An einem Septembernachmittage des Jahres 1633 hielt vor dem damaligen eigenthümlichen Doppelbau des nach Süden gerichteten Holste»thores der Stadt Kiel auf mohlgesatteltem Pferde Herr Adam Oelschläger, Bibliothekar und Hofmathematicus des durchlauchtigen Herren von Kiel, des Herzogs Friederich III. von Holstein-Gottorv. Doch benannte kaum Jemand ihn mehr mit seinem Vaternamen, denn er hatte als Gelehrter denselben nach Brauch der Zeit in's Lateinische umgewandelt und hieß sich Magister Adam Olearius; um die Wende des Jahrhunderts zu Aschersleben geboren, stand er erst im 33. Jahr, allein der Ruf seiner Gelehrsamkeit und vielseitigen Kenntnisse ging schon weit durch deutsche Lande. In diesen freilich sah es zur Zeit für Wissenschaften und Künste übel aus; seit fünfzehn Jahren warf der endlose Glaubenskrieg seine Brandfackeln und Blutströme bald hierhin, bald dorthin, hatte im Jahre 1627 auch die Stadt Kiel von einer kaiserlichen Armee unter dem Befehl Tillys und Wallensteins umlagern, rasch einnehmen und weithin die Umgebung zu einer Wüste machen lassen. Doch seit der Landung des schwedischen Königs waren die Kriegesunwetter fern vom Norden in die Mitte und den Süden Deutschlands abgesunken, Ruhe und Sicherheit, soweit die Zeit solche überhaupt kannte, an den Rand der Ostsee zurückgekehrt, und man hatte in wörtlichein und übertragenem Sinne mit der Wegräumung des Brandschuttes begonnen. Dazu verhalf besonders in den nicht unter dänischer Königshoheit stehenden Gebietstheilen Schleswigs und Holsteins die geistige Spann- und Thatkraft des noch jugendlichen Herzogs Friederich. Nach dem frühzeitigen Tode zweier älterer Brüder unerwartet an die Regierung seines kleinen, gering bevölkerten, vielfach zertrennten und zerschachtelten Landes gelangt, entwickelte er ebensoviel Eifer als VerstSndniß zur Wiedererhebung desselben aus seinem Versall in den Kriegsjahren. Er war ein Fürst von außergewöhnlichem Kenntnißreichthum und Drang, diesen stets noch zu vermehren. Nicht nur die lateinische und griechische Sprache beherrschte er vollkommen, sondern er verstand auch die hebräische; physikalische und chemische Versuche bildeten Lieblingsgegenstände seiner Beschäftigung, und ein im Schloß Gottorp aufgestellter Globus war nach seinen mathematischen Berechnungen und Bestimmungen angefertigt. Ueber alle geistigen Gebiete dehnte sich sein Streben nach Förderung und Verbesserung aus; er trachtete besonders nach einem Aufschwünge der humanistischen Bildung, bereicherte stetig die gottorper Bibliothek, suchte die Künste zu heben, legte sogar' eine der größten Seltenheiten der Zeit, eine Naturaliensammlung an. In der Mitte des dreißigjährigen Krieges erscheinen er und die Fortschritte des Friedens, der Wohlfahrt seiner Unterthanen in Schleswig wie ein Wunder. Seine oberste Neigung aber wandte sich der Geographie zu; die Räume, in denen er sich zumeist aufhielt, waren mit Karten aller Länder der Erde angefüllt, soweit die neueste Kunde von denselben reichte. Vor ihnen saß Herzog Friedrich oft, in tiefe Gedanken versunken. Sein geistiger Blick ging weit über den Erdball, doch ebenso wie durch den Raum, auch durch die Zeit, in Vergangenes zurück und in Kommendes voraus. In der Stille seiner Arbeitskammer stellte er manche sonderbaren Verknüpfungen und Berechnungen an, auf die kein Sinn seiner Zeitgenossen verfiel; und im Beginn der dreißiger Jahre des Jahrhunderts hatte ein seltsam weit ausschauernder Gedanke eine Keimsaat in seinen Kopf gesenkt, die sich nach und nach darin mit tausend Wurzeln unausreißbar festgrub. Der von ihm gefaßte Plan wuchs vor seinen in die Zukunft gerichteten Augen zu einer greifbar werdenden Gestaltung, bewog ihn, seinen altangestammten Sitz auf dem Schloß Gottorp an der Schlei zu verlassen und seine Residenz ganz in das Kieler Schloß zu verlegen. Und in Folge dessen befand sich auch sein vertrauter Rathgeber und „sürstlicher Rath", Herr Adam Olearius ebenfalls schon seit einem halben Jahre in der Stadt Kiel ständig anwesend.

Nun hielt derselbe in stattlicher Haltung und Tracht auf seinem Pferde vor dem Holstenthor und schattete ab und zu die Augen mit der Hand gegen die Sonne, um einen prüfenden Blick nach Süden voraufzuwerfen. Dort, wo sich jetzt die größere Stadthälfte zum Kuhberggelände hinanzieht, lag noch nichts vor ihm, als eine übel gehaltene Knüppellandstraße, in freie Leere hinauslaufend. Das Ende des vergangenen Jahrhunderts hatte freilich schon begonnen, an den Seiten jener Straße ein paar Dutzend Häuser der heutigen Borstadt und Schemenbrücke aufzurichten; allein als außerhalb der Mauer und Thore befindlich waren sie sogleich von den Brandkugeln der Tillu'schen Feldschlangen in Asche gelegt und noch nicht wieder aufgebaut worden. Die Zeit gemahnte zur Vorsicht; tobte auch jetzt der Krieg weit südab, so konnte doch immer das vor fünf Jahren Geschehene sich noch wieder erneuern, und man befah noch nicht den vertrauenden Muth, neue Mauern und Giebel aus den Schuttfeldern in die Höh' steigen zu lassen. Auch Adam Olearius hätte schmerlich dazu gerathen, denn er mar in den Weltläuften sehr wohl bewandert.

Seine dunkle würdige Tracht gab den Gelehrten und sürstlichen Rath kund, aber seine Gestalt und Gesichtszüge waren von ausdrucksvoller Kraft; sie hätten, wenn Brustpanzer und Schienen das Kleid bedeckt gehalten, einen Ritter oder Hauptmann in ihm vermuthen lassen können, ebenso der aufrecht sichere Sitz im Sattel. Zu einem adligen Junker paßte nur der geistige Ausdruck des Kopfes und andererseits die breit toupirte Perrücke nicht, die ihn veranlaßte, seinen langbekrämpften, nach oben zuckerhutartig verschmälerten Filzhut mit schwarzer Straußföder in der Hand zu halten. Nach dem Zeitbrauch trugen nur seine Oberlippe und das Kinn einen kleinen, kurzen Bart, eine goldene Gnadenkette mit einem Bildniß dran siel ihm über die Brust, im hochreichenden Stulphandschuh seiner Rechten hielt er eine von diamantenen! Knopf blitzende Gerte, mit der er seinem Pferde die lästig schwirrenden Fliegen von den Ohren scheuchte. Alles an ihm verkündete, daß er ein höchst wohlgestellter Herr von Bedeutung im holsteinischen Lande und sich seines Rufes über die Grenzen desselben hinaus nicht unbewußt sei.

Sichtlich erwartete er Etwas, das auf der Landstraße herankommen sollte, doch nicht er allein, sondern mit ihm noch füns andere würdig gekleidete Herren, Amtsträger und Honoratioren der Stadt. Sie waren der Syndicus derselben, Herr Hinrich von Hatten, ^uri8 utrius^us 6««tor, und der zeitige erste Bürgermeister, Herr Rudolph Burenäus, eine Persönlichkeit von mehrfältigen Gaben und Vorzügen des Geistes, denn eine von ihm verfaßte Epitaphienschrift bezeichnete ihn als „?«sta laureatus Laesäricus luclieii proviucislls Daviss ot Oucis Holsatiss «6

voeatus et «ivits.ti8 Ldilouiäs oonLul primärius." Chilonia mar die gebräuchliche lateinische Benennung Kiels, das damals gemeiniglich noch „Tom Kiele" genannt und geschrieben wurde. Ob der Name ursprünglich einen Kiel bedeutet und von der kielförmigen Gestaltung des Hafens, oder ob er von „Chiula", einer altsächsischen Schiffsart, herzuleiten ist, das liegt bis heut von der Vergangenheit mit Dunkel zudeckt und wird sich schmerlich je mehr aufhellen. Das älteste Siegelmappen der Stadt im zwölften Jahrhundert zeigt eine derartige Chiula mit aufgespannten Segeln, in der ein Mann das Ruder hält; später findet sich das Fahrzeug als Kahn ohne Segel in das holsteinische Nesselblatt versetzt. Die Bezeichnung „zum Kiele" scheint darauf hinzuweisen, daß beide Ableitungen frühzeitig ineinander verschmolzen wurden. Der Kiel mag die erste Namensanregung zu dem Ort „am Kiele" gegeben haben, doch muthmaßlich ward diese Auffassung sehr bald von der andern „Zum Schiffe" verdrängt, die aus dem althochdeutschen «Kiol oder altnordischen Holl, „Schiff" entsprang. Die erste Begründung der Stadt oder der Ansiedelung ist völlig unbekannt, der „kimmerische Nebel" wallt darüber. Aber wenn ihr Name vom Schiffe entstanden, so stammt das Wort bereits von dem noch vereinigten indogermanischen Volke auf den Hochebenen Asiens her, das vielleicht an den Ufern des Kaspischen Meeres und des Aralsees sich zuerst Wasserfahrzeuge gebaut und sie „Kiele" (griechisch 7«vX?i) benannt hat.

Außer den erwähnten Vorstehern des ehrsamen Ruthes der Stadt befanden sich vor dem Holstenthor noch mitversammelt Herr Magister Janus Nicostadius, Prediger an der Klosterkirche zu Kiel, bis vor Kurzem Rector der dortigen Stadtschule, und der gegenwärtige Rector derselben, Magister Zacharius Möser, nach der Einäscherung Magdeburgs durch Till« vor zwei Jahren dort geflüchtet und hier wiederum zu Amt und Brod gelangt; ein noch junger, init dem Jahrhundert gehender Mann, dem es heute nicht in den Sinn kam, daß um ein halbes Säculum später sein Mund sich an den Stoßseufzer gewöhnen werde:

„Komm, ach komm, o mcin Erlöser,

Hole Deinen alten Möser!"

Als Letzter, doch nicht in Bezug , auf fein Ansehn, schloß sich den Genannten an Herr Berend Möller, der Arzneikunst Doctor und fürstlicher Leibmedicus, schon iin vorgeschrittenen Alter des Anfangs seines fünften Jahrzehnts. Alle standen, die Köpfe von mehr oder minder langen AllongePerrücken überdeckt, in schicklichem Wechselgespräch zu Fuße um Herrn Adam Olearius, der vermöge seines alleinigen Sitzens im Sattel in lieblicher Beziehung um Einiges auf sie niedersah. Möglicherweise that er das Gleiche ein wenig auch in geistiger Hinsicht; aber wenn dies der Fall war, so trat es nicht zu Tage, fondern verbarg sich unmahnehmbar unter liebenswürdiger Achtleihung seines Ohres auf die Reden und Ansprachen der unter ihm Stehenden.

Diese erregten die Vennuthung, daß sie etwas sehr Gewichtiges, die Ankunft einer hochgestellten Person erwarteten, von der Meldung gekommen war, daß sie im Kloster Bordesholm übernachtet habe und etwa um die fünfte Nachmittagsstunde in Kiel eintreffen werde. Die Wegeslänge von dort hierher betrug zwar nur drittelhalb Meilen, allein die Wegesbeschaffenheit machte zum Mindesten die doppelte Stundenanzahl und ein Ausrasten der Pferde unterwegs erforderlich. So ließ sich die Zeit der Ankunft jedenfalls nicht auf eine Viertelstunde bestimmen.

Auf etwas nicht Gewöhnliches aber mußte man in der That harren, daß sich eine solche Auslese der Stadt zum Empfang hier vor dem Thore eingefunden. Ihre Vereinigung bildete eine Vertretung des herzoglichen Hofes, des städtischen Nathes, der Geistlichkeit, der gelehrten Bildung; und es schien, daß ingleichen die Arzneiwissenschaft und die Dichtkunst in dem kaiserlich belorbeerten Bürgermeister nicht ohne tieferen begründeten Anlaß ihre Abgeordneten hinzugesellt hatten.

Vom Thurms der Nicolaikirche her kam nun ein Glockenschlag durch die stille Luft, und Adam Olearius sagte, sein „Nürnberger Ei" in großem Silbergehäuse hervorziehend und auf das Zifferblatt niederblickend, mit einem Lächeln zu dem Pastor Nicostadius gewendet:

„Es scheint, Herr Magister, daß die Zeit bei Sanct Nicolai um ein Weniges derjenigen des Himmels und seiner siäera, voranschreitet, so daß es thunlich sein dürfte, Euren ehrwürdigen «ontrktrsm, Herrn Magister Crüger auf diese Eilfertigkeit des ihm untergebenen Bemessers der Tageszeitläufte in unserer Stadt aufmerken zu lassen. Zwar ist es schon von Alters so hergebracht, allein darum doch nicht dienlich, daß die allen vernehmliche Thurmuh, so das Allgemeine regeln soll, sich in eine derartige Controverse mit denen in den Bürgerhäusern befindlichen versetze. Denn mich bedünkt das Alte nicht aus dem Grunde löblich, weil es von den Vätern uns überliefert morden, sondern nur in dem Betracht, daß es sich als gut und nützlich erweise."

Das sprach hörbar bei kleinem Anlaß einen Grundsatz der Anschauungen des Herrn Olearius aus, der jetzt den Kopf drehte und auf eine eben zuvor an ihn gerichtete Anfrage Zacharius Mösert entgegnete:

„Nein, sondern er tritt nunmehr im Beginn des nächsten Octobermonats erst in sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr, so daß Eurem Erstaunen über seine frühe Geistesreife und hohe Ruhmesacquisition billig noch größere Begründung inne wohnt, Herr Magister —"

Offenbar bezog sich diese Richtigstellung auf das fälschlich abgeschätzte Alter des Erwarteten; in den klugen, selbstbewußt blickenden Augen des Sprechers redete etwas Ueberraschendes, wie von einer Zärtlichkeit des Herzens für den Gegenstand seiner Aeüßerung, und sein Mund schien bereit, noch Weiteres zum Preise desselben beizufügen. Doch beim letzten Wort brach er kurz mit, dem frohen Ausruf ab: „Da biegt er um die Ecke gegen uns heran!" Und unbekümmert um die Beine seiner Mitempfänger, setzte Adam Olearius sein Pferd in Galopp und sprengte der Holprigkeit der Straße zum Trotz eilfertig einem auftauchenden kleinen Neitertrupp entgegen.

Derselbe bestand aus drei Personen, von denen zwei nicht als Fremdlinge in Kiel eintrafen. Es waren dies der Magister Paulus Sperling, Nector, und der Magister Georg Fabricius, Conector des Gymnasiums zu Bordesholm, oder vielmehr beide für diese Lehramtsstellungen vom Herzog Friedrich erst ausersehen. Um dreiundsechzig Jahre zuvor hatte der Herzog Johann der Aeltere das Mönchskloster am Bordesholmer See aufgehoben und dasselbe zu Klassenräumen für eine von ihm gestiftete fürstliche Gelehrtenschule Herrichten lassen, die bis 1627 bestanden, in diesem Jahre aber von den Tilly'schen Landsknechten beinahe völlig zerstört

und verwüstet worden mar. Nur ein paar Schüler hatten sich nach dem Abzug der Soldateska wieder eingefunden, so daß sie zwischen einigen nothdürftig hergestellten Wänden zusammt wenigen Lehren, Unterkunft zur Fortsetzung des Unterrichts zu finden vermocht. Doch jetzt schuf der Herzog Friedrich schon seit einem Jahre an der vollständigen Erneuerung und Vergrößerung des Gymnasiums, dessen Wiedereröffnung unfern bevorstand. Zur Leitung solcher Neueinrichtungen verweilten der künftig erkorene Nector und Conrector bereits dort, und beide gaben gegenwärtig einem Gast ihr Wegeleit, der gestern Abend, von Süden herkommend, gern gewährte Nachteinkehr bei ihnen gehalten.

Dieser selbst aber bildete eine zu ihren gelehrten und bedächtigen Schulmienn überaus im Gegensatz stehende Erscheinung. Er allein saß als ein Reiter fast aufrecht im Sattel eines edlen, muthig die Nüstern werfenden Pferdes, während die beiden andern mehr wie ein paar übergezwerchte schwarze Säcke ängstlich auf den Hälsen ihrer mageren Klepper hingen. Wallende weiße Straußfedern seines breitkrämpigen Hutes schwebten über ihm, wie ein glanzhelles Sommerwölkchen, doch noch höhere und freudigere Leuchtkraft ging von seinem jungen Gesicht aus. Von Weitem schien er gleichfalls eine lange, ihm auf beiden Seiten über die Schultern herabwallende modische Perrücke zu tragen, doch beim Näherkommen erkannte man, es sei nur eine Fälschung der Mode durch sein eignes, dunkles, weich zu lockigem Fall gewelltes Haar. Ein ebenso weicher und gleichfarbiger kleiner Bart deckte die Oberlippe des sonst freien Gesichtes, das in einer seltsamen Mischung mädchenhafter Sanftmut!) und kühner Mannhaftigkeit mit zugleich träumerischen und blitzenden Augen in die Welt sah', wenn je solche von Menschen, verdienten sie die Bezeichnung von Augensternen. Ein langer, zierlicher Spitzenkragen siel über die leicht und anmuthig gehaltene Kleidung. Alles sprach von angeborenem, auch an weibliche Sinnesart erinnerndem Schönheitstrieb des Hungen Reiters; doch dem Beschauer blieb kein Zweifel, wenn diese Hand Anlaß fand, nach dein Schwerte an seiner Seite zu greifen, so mar es sicherlich in ihr kein müßiger, nur zu wehrhaftem Anschein geführter Zierrath. — So stellt ein erhaltenes Bild ihn im zauberischen Vollglanze der Jugend dar.

Wie ein junger Fürst erschien er dem Blick, und so ward er vor dem Stadthor empfangen. Und doch waren fein Name und sein Stand nur sehr einfach bürgerliche, denn er nannte sich einfach Magister Paul Fleming, hatte auf der hohen Schule zu Leipzig Medicin studirt und erst vor Kurzem die Prüfung in seiner Wissenschaft summa cum lauce bestanden. Aber die sonst oft so launenvolle Glücksgöttin hatte ihm schon von seiner Wiege an beständig ihr lächelndes Antlitz zugewendet, ihm ausreichend leibliche Güter, doch noch reichere des Geistes auf seine Lebensbahn mitgegeben. Als Kind im Städtchen Hartenstein am Rande des Erzgebirges in friedlichem Pfarrhause unter der Erziehung eines hochgebildeten, trefflichen Vaters aufgewachsen, war seine Seele im ersten Erwachen von den Gefilden und Berghängen der still-schönen Natur seiner Heimatwelt mit weichein, gedankenvollem Gemüth und tiefem dichterischen Drange erfüllt worden, der auf der Fürstenschule zu Meißen immer mächtiger in ihm emporstieg. Dann war das Seltenste ihm gelungen, durch Aufwand ernsten Eifers und Fleißes die Wissenschaft der Arzeneikunde mit dem in ihm drängenden poetischen Ausflug zu vereinigen, so daß er seine Studien mit rühmlichstem Erfolg beendete. Doch zuvor hatte er schon als Student in Leipzig mit zweizundzmanzig Jahren den Kranz und die Würde eines Kaiserlich gekrönten Dichters auf sein Haupt gebracht, eine Auszeichnung, die allerdings wohl manchmal und vielleicht auch bei dem consul r>rimariuß civitatis ^Kilonä« nicht wegen allzuhoher Begeisterung durch das Waffer der Hippokrene verliehen wurde. Doch der Erhöhung des jungen Studenten der Medicin, Paul Fleming, zum?«sw laursatus Ogssariöns war jubelnde Beistimmung nicht nur in seiner sächsischen Heimat, sondern in allen Gauen Deutschlands zu Theil geworden, wo ein Herz Liebe und Berständniß für die höchste Himmelsgabe der Poesie in sich trug; ur die verzopfte Gelehrsamkeit mochte sich da und dort im Innern mürrisch ablehnend gegen ihn verhalten, allein selbst sie wagte ihrem Mißmuth kaum mehr äußeren Ausdruck zu geben. Denn überall hoffte man init freudiger Zuversicht von seinem frischen, muthvollen Jugendgeist ein Aufwachen der deutschen Dichtung aus dumpfer Betäubung, Befreiung derselben aus verschnörkelten Fesseln, kühne Reinigung der vaterländischen Sprache von raurigster Verwelschung, die Erfüllung neuer lebendiger Formen mit achtem Inhalt des Lebens. Von Ost- und Nordsee bis zu den Alpen klang schon der Name Paul Fleming in Fürstenschlössern und Bürgerhäusern. So ritt er an Genius, Gestaltung und Antlitz wie ein unter die Sterblichen herabgestiegener junger Apollo, mit unsichtbar über seinem dunklen Gelock schwebendem Lorbeerkranze, an diesem Nachmittag in die Stadt Kiel ein. Vor dem Thore derselben aber erharnte ihn gleich einem Fürsten Alles, was seinem Ansehn solchen Empfang schuldete oder in einem Bezug zu seiner jugendlichen Lebensbahn stand: der Syndicus der Stadt, die Geistlichkeit, die ihn um seines Vaters und seiner geistlichen Gedichte willen gern zu den Ihrigen zählte, die gelehrte Bildung, die Arzneywissenschaft, der ?ost« laursätus als Lorbeercollege und vor Allem fein Freund und höchster Bewunderer — Adam Olearius.

Diese Freundschaft stammte von der Leipziger Studienzeit des jungen Dichters her, den Olearius, obwohl nur kaum um ein Jahrzehnt älter, fast wie mit väterlichem Stolze als ihm durch ein Band des Blutes zugehörig betrachtete. Er war unverehelicht und besaß keine für weibliche Beeinflussung empfängliche Natur; doch um so mehr fühlte er sich durch Geistesverwandschaft mit manchen Zeitgenossen und besonders mit Fleming verknüpft. Der unheilvoll in Ober- und Mitteldeutschland alles wissenschaftliche Streben zerschlagende Krieg hatte ihn in den Dienst des holsteinischen Fürsten gebracht, und im Beginn des Sommers war ihm aus einem Briefe Paul Flemings kund geworden, daß dieser ebenfalls sein Heimatland aus der nämlichen Ursache zu verlassen und irgendwo in der Fremde seinen ärztlichen Beruf zu üben beabsichtige. In den Worten des Schreibers sprach sich tiefe Erschütterung über den Tod Gustav Adolfs bei Lützen und volle Hoffnungslosigkeit in Bezug auf eine bessere Zukunft des deutschen Reiches und Volkes aus. Eine erschreckend anwachsende Verwilderung der Gemüther, eine Abwendung auch der Besseren von allein höheren Trachten des Geistes und der Empfindung erfüllten ihn mit tiefem Widerwillen gegen das ihn ringsumher Umgebende; Zorn und Trauer redeten seine dem Briefe beigefügten Gedichte: „An die jetzigen Deutschen", und „Germania an ihre Söhne." Da hatte Olearius ihm mit der dringenden Aufforderung geantwortet, gleichfalls nach Kiel zu kommen, wo der Friede wieder eingekehrt sei, das Land und die Schätzung geistigen Verdienstes unter der Obsorge eines hochgesimnten Fürsten gedeihe, der schon seit Geraumm einen wundervollen Plan in Erwägung genommen, bei dem sich dem jungen Dichter etwa alles Das, wonach sein Begehren stehe, bieten möge. Und so leistete Paul Fleming heute solcher Herberufung durch feinen väterlich für ihn bedachten Freund Folge.

Nun kamen sie sich hurtig dicht entgegen, stiegen beide aus den Bügeln und schlössen sich in die Arme. Es waren manche Jahre vergangen, seitdem sie sich nicht mehr von Angesicht gesehen. Olearius blickte nach der ersten Bewillkommnung dem männlich schönen Jüngling staunend in's Antlitz und brach in die Frage aus: „Paule, bist Du dieses denn in leibhaftiger Wirklichkeit — verzeihet — ich vermeinte, ob Ihr Euch in solcher Gestalt aus dem Knaben zum Mvsnj verwandelt haben könnt?!" Doch Paul Fleming siel sogleich ein: „Wollt Ihr mich so unliebsam empfangen, daß Ihr des Knaben nicht mehr gedenket, vielmehr ihn gleich Einem ansprecht, der nicht allein Euren Augen, sondern auch Eurem Herzen fremd geworden? Hätte ich solche Rede aus Eurem Munde voraufgehört, so märe ich zur Stunde wohl schmerlich hier anwesend." Nicht der schon weitgerühmte Dichter hatte es ermiedert, sondern ein bescheidener Jüngling, in aufrichtiger Bekümmemiß über die förmliche Redeverbesserung oder Verböserung des lieb gehaltenen und hochverehrten Freundes, und Olearius versetzte schnell: „Nein, das will ich mahrlieh mit Nichten, vielmehr hoffen. Dich nicht wieder von mir zu lassen für gar manche Zeit, wenn Dein Ohr und Dein Herz es also lieber zu hören begehren. Aber auch das meinige verlangt alsdann von Dir das Gleiche zu vernehmen, wie es die Natur zwischen einem älteren und jüngeren Bruder mit sich führet."

Sie »mannten sich zum andermal; die übrigen vor dem Thore versammelt Gewesenen kamen jetzt auf ihren Füßen heran, und eine allseitige Begrüßung und Bekanntmachung fand statt. Man sah, daß auf Alle die anmuthig natürliche Einfachheit und anspruchslöse Liebenswürdigkeit Paul Flemings gleiche Wirkung übte; nichts gab an ihm ein selbstbewußtes Emporheben kund, bescheiden, wie es der Jugend geziemte, hielt seine Sprache und BeHaben sich gegen die älteren Herren. Da diese zu Fuß schritten, bestieg auch er sein Pferd nicht wieder, sondern ging, dasselbe am Zügel führend, als man den Weg fortsetzte, neben ihnen her.

Dann kam noch Jemand herangelaufen, der sich dem kleinen Zuge in Bordsesholm angeschlossen, doch kein Reitthier besessen hatte und, in Folge davon etwas hinter den Berittenen zurückgeblieben. jetzt erst sie ziemlich athemlos einholte. Sichtlich befand er sich in ärmlichen Umständen, seine schäbig-abgerissene, halb geistliche, halb weltliche Tracht ließ nicht Zweifel daran. Ebenso trug sein Gesicht nachlässige Bartstoppeln, sein Kopf keine Perrücke, sondern nur eignes, dickes, ordnungslos unter dem Hut hervorstehendes Haar. Doch mangelte seinen Zügen neben interessanter Bildung nicht ein geistig lebendiger Ausdruck, sogar in hervorragend hohem Maße. In den kleinen Augen lag wechselnd Verschlagenes und Scharfes, die Lider konnten demüthig-ergeben halb herunternicken und sich zu einem sonderbar flimmernden Blick weit aufthun. Sein Alter mochte dreißig und einige Jahre betragen.

Alle kannten ihn, allein Niemand wußte recht, was von ihm zu halten sei. Er nannte sich Magister Christoph Basilius Becker, mar nach seiner Angabe lutherischer Prediger im Schwabenlande gewesen und von den Kaiserlichen dort um seiner Glaubensfestigkeit willen unter höchster Lebensgefahr vertrieben morden. Herzog Friederich hatte ihn aufgenommen, indem er ihm das Conrectorat an der Schule der schleswigschen Stadt Husum verlieh; danach war er jetzt vor einem Jahr Diaconus in dem norderdithmarsischen Dorf Tellingstedt geworden. Sein dortiges Amt schien ihm wenig Einkünfte abzuwerfen, doch dafür um so mehr freie Zeit zu vergönnen. Er tauchte bald hier, bald dort im Lande auf, kehrte vorwiegend bei den Amtsbrüdern ein und nahm ihre Gastfreundschaft in Ansvruch. An den Mittagsschüsseln leistete er dann Erhebliches, aber weit mehr noch an der abendlichen Trunkkanne; man sagte, diese habe überall den Grund seiner zerrütteten Verhältnisse gebildet. Dennoch mar er an manchen Orten, besonders in der Einsamkeit entlegenen Kirchdörfern nicht ungern gesehen; er besaß vielerlei Weltkenntnisse und große Unterhaltungsgabe, mit beißendem, wo der Ott es verstatete, manchmal auch cvnischem Witz untermischt. Geistige Bedeutsamkeit konnte Niemand ihm absprechen, doch ebenso wenig Vertrauen zu ihn, fassen. Man fühlte, er strebe in der Stille nach einem Ziel, aber man wußte nicht, was dies sei. In Kiel erschien er öfter, der Herzog war ihm seines mannigfachen Wissens halber gewogen und erhielt ab und zu eine bei Anderen vergeblich gesuchte Auskunft durch ihn.

Dein Bordsesholmer Rector und Conrector war seine Wegtheilnahme nicht erfreulich gefallen, während Paul Fleming in mancher Beziehung sein Begleitgespräch und die ortskundigen Bemerkungen desselben lehrreich gewesen; die Kieler Herren aber legten gleich den ersteren keinerlei Freudigkeit über die Mitankunft des Magisters und Tellingstedter Diaconus an den Tag. Allerdings hüteten sie sich ebenfalls, das Gegentheil kundzuthun; sie begrüßten ihn ohne Unterlassung der von der Zeit geforderten Förmlichkeit des Verkehrs der höheren Bürgerstände untereinander, setzten dann aber, ohne weitere Ansprache an ihn zu wenden, den Rückweg zum Holstenthore fort. Hinter diesem verabschiedete sich Fleming von ihnen unter herzlichem Danke für den ihm bereiteten unvermutheten Empfang und der gern ertheilten Zusage, ihrer Einladung auf die Nacht in den Rathswein Keller nachzukommen.

Dann bestieg er sein Pferd wieder und ritt allein mit Adam Olearius durch die Holstenstraße dem Markt zu. Aus den Fenstern unterwegs sah manch neugieriges Mädchengesicht, das Kunde von seinem Eintreffen besessen, auf den jungen Reiter hemnter, und an der Marktecke, dein Rathhause gegenüber bog aus der Wohnung des Bürgermeisters die Jungfrau Agnete Burenäus, des Stadtoberhauptes Tochter, ihren hübschen, blondumlockten Kopf noch ein Weilchen am Fensterkreuz vor, um dem von ihrem Vater mitempfangenen Fremdling nachzuschauen. Ihren leiblichen Augen war er zwar ein solcher, doch ihren geistigen nicht; sie kannte und befaß seine ersten „in Druck ausgegangenen" Gedichte, denn wenn sie selbst auch keineswegs Gelüst zu einer Mitbemerbung um den Kaiserlichen Lorbeer ihres Vaters in sich trug, so mochte doch von dem Blute des letzteren ein ungewöhnliches Verständniß und eine lebendige Antheilnahmc an der Dichtkunst auf sie übergegangen sein. Deshalb hatte sie schon zuvor oftmals und besonders in den letzten Tagen versucht, sich Gesicht und Gestalt des jungen Dichters in der Phantasie vorzustellen; und ihre hellblauen Augen besagten unverkennbar, daß die Wirklichkeit nicht hinter dem Erzeugniß ihrer Einbildung zurückgeblieben war.

Die beiden Reiter bewegten sich gerade über den Markt, mit dem die Nicolaikirche an der Ostseite unabgetrennt vereinigt lag, auf die Schmiedestraße zu, in deren Mitte Olearius rechts zur Fischerstraße abbog, in welcher er bald vor einem Hause anhielt. „Hier hat Seine fürstliche Gnaden mir Quartier für die Bemessung unseres Aufenthaltes zu Kiel angewiesen," sagte er, „und ich hatte bei ineinem Einzug in dasselbige wohl kaum verhofft, solch einen liebsten Gast in meine Herberge aufzunehmen." Ein Diener trat herzu, brachte die Pferde in einen rückwärts belegenen Stall, und die Abgestiegenen traten in das Haus ein. Olearius schritt über einen unter dein Fuße hallenden Fliesenflur voran, der völlig wie schon von nächtigem Dunkel überlagert war, und diente durch heiterstimmige Weisungen dem Nachfolgenden als Wegeleiter und Führer. „Hier steigt die Treppe durch eine etwas acherontische Beleuchtung zum oberen Hausgeschosse empor. Es thäte für den Neuling eigentlich ein Weniges noth, daß er einen hülfreichen Faden der Ariadne in seiner Hand hielte. Osve, nmios! Dem Baumeister hat es an dieser Stelle gefallen, wiederum den Fuß sich über drei der Stufen abwärts bewegen zu lassen; doch er benöthigt uns dafür um sieben Schritte weiter, uns abermals sechs Staffeln zu erheben. Fast möchte man zu der Conjectur verleitet werden, daß er mit alexandrinischen Versesfüßen begabt gewesen sein möge. Iterum, ?äuls, cuve (Meru! Li« snim cnnis li^neus, ein Balken, der quer über den Boden des Ganges wegspringt und, wie ich im Beginn unterzeiten erfahren, gern ein scharfes Gebiß nach einem vorüberpassirenden Beine aufstreckt. Es hält das Menschenleben ja Mancherlei solcher impeciiWsiit» ini Dunkel verborgen, darüber die Unbedachtsamkeit schmerzlich zu Falle geräth. Zu einer Gemahnung daran mag der Erbauer diesen verwundersamen Balken hier über den Weg gelegt haben. Nun, si placet, halte Deinen Schritt an, Ich werde meine Thür öffnen, die uns dem Lichte des

Himmels zurückgiebt. So! Dieses ist meine Studirkammer. 8»Ivs. Geliebtester, und lasse mich noch einmal Dein in den Jahren also zum Manne vorgeschrittenes Angesicht beschaun!"

Nun erst gelangte Paul Fleming dazu, nach dein Beweggrunde zu fragen, aus dem der Freund ihn hierher nach Kiel berufen habe, und die ihm von Olearius ertheilte Antwort klang allerdings als eine absonderlich überraschende, auch von lebhaftester Dichterphantasie nicht im Voraus errathbare. Ein Gedanke war's, den ein blutiger Kriegsgott vor fünf Jahren mit Bellona unter lodernden Brautfackeln erzeugt hatte. Doch Tausenden von Lagerspröblingen der Zeit gleich, war er rasch nach seinem Auftauchen in der Welt von seinen weit fortverschlagenen Eltern verlassen morden, so aber umirrend an die Thür des Schlosses Gottorp gekommen. Und dort hatte der Herzog Friedrich mit seltsamer Bereitwilligkeit das Kind des Feindes nicht nur aufgenommen, sondern sogar an Stelle eines eigenen adoptirt, dem Kriegentsprossenen eine Amme des Friedens zugeführt und ihn in kurzer Jahre Verlauf zu großem, kräftigem Emporwachsen gebracht.

Jener Gedanke aber mar im Kopfe des Kaiserlichen Generalissimus Albrecht von Wallenstein entsprungen, als er im Jahre 1628 seine fruchtlose Belagerung Stralsunds durch Erbauung einer Kriegsflotte im Hafen von Wismar zum Erfolg zu bringen suchte. Da hatte sein vielgrübelndes und weidenkendes Gehirn den Plan erzeugt, eine Wasserverbindung zwischen der Ost- und Nordsee herzustellen, breit und tief genug, um seine Orlogsschiffe hindurchzulassen und so mit ihnen beide deutschen Meere zusammt den Küsten derselben zu beherrschen. Doch von den Würfeln des Schicksals mar dem neuen Herzog von Mecklenburg und „Generalcapitän der baltischen Armada" nicht die Ausführung seines kühnen Entwurfes bestimm gewesen, und was er für Schlachten und Eroberung eronnen, das hatte Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp in nicht minder beträchtlichem, ja noch erheblich weiter ausschauendem Plane zu einem solchen der Einigung und friedlicher Wohlfahrt der nordischen Völker, besonders jedoch des seinigen umgewandelt.

Staunend hörte Fleming die zum Entschluß ausgereifte Absicht des Herzogs, vom Kieler Hafen einen Kanal bis in das Bett der Eider zu graben, wo diese sich westwärts wendet, und so die von Wallenstein bezweckte Wasserstraße in's Werk zu setzen. Er stand im Begriff, zu diesem BeHufe gegen den Ausgang des Flusses eine neue Stadt, die seinen Namen tragen sollte, zn gründen und die Stadt Tönning an der unteren Eider zu einer starken Festung zu gestalten.

Allein nicht darin bestand das Ueberraschendste und Höchstfliegende seiner Pläne, nicht in dem Entwurf, derartig Nord- und Ostsee, sondern vermittelt dieser den fernsten Orient mit allen Ländern des Westens, hauptsächlich mit England zu verknüpfen. Sein Gedanke war, für Holstein die Erbschaft der traurig zu Grabe getragenen Hansa anzutreten, den ganzen Handel des Morgenlandes von seinen schwierig-gefährlichen Wegen, sei es durch's rothe Meer, sei es um das Eap der guten oder vielmehr recht üblen Hoffnung, abzulenken, ihn auf dem Ueberlandmege durch Rußland und von einem Ostseehasen desselben aus nach Kiel zu ziehen. Ties sollte am Eingange des neuen Canals als großer Stapelplatz, als ein nordisches Handelsemporium aufwachsen, und zur Unterbringung der Waaren Indiens lag es in der Absicht des Herzogs, am Kieler Marktplatze vor der Nicolaikirche eine Reihe von Gebäuden als Lagerhallen zu errichten. Zum Sammelpätze der morgenländischen Kostbarkeiten für jenen asiatischen Ueberlandweg hatte aber sein Nachsinnen Persien ausgewählt, und es galt vor Allem, dort in gleicher Weise wie hier, mit sicherer Grundmauerlegung für das kühne Gedankengebäude zu beginnen. Zu diesem Zwecke rüstete er eine glänzende Gesellschaft nach der persischen Hauptstadt Jfpahan

an den neuen jungen Beherrscher des Landes Sam Mirza, der seinem Aelternvater Abbas dein Großen auf dem Thron gefolgt war und den Titel Schah Sosi angenommen hatte. Zuvor jedoch sollte eine kleinere Gesandtschaft über Reval nach Moskau an den russischen Zaren Michael Feodoromicz, den Schwager des Herzogs Friedrich, abgehen, um von ihm freien Durchlaß und freundwillige Unterstützung der nach Persien bestimmten Botschafter zu erbitten. Zum baldigen Antritt dieser letzterwähnten Reise fand sich Alles schon bereit; für beide Expeditionen indeß mar Adam Olearius als Gesandtschaftssecretär ausersehen und hatte seinen jungen Freund zum begleitenden Arzt derselben in Vorschlag gebracht. Dazu hatte der Herzog bereitwilligst seine Genehmigung ertheilt; so vernahm Paul Fleming jetzt staunenden Ohres den Zweck seiner hiesigen Anwesenheit und das ihm für die nächsten Jahre Zugesagte.

Allein die Wirkung auf den jungen Dichter entsprach nicht der von Olearius erwarteten. Nach stummem Zuhören schüttelte er zunächst als Antwort nur einmal schweigsam den Kopf. Was er suchte, war Zuflucht gegen eine innere Bedrängniß seines Gemtthses vor der hoffnungslosen Zerrüttung des deutschen Vaterlandes; und daß er sein wundes Herz in die weiteFremde hinaustragen sollte, dieseAussicht winkte ihm mit keiner Heilkraft. Ihm lag im Sinne, durch seine erworbene Wissenschaft selbst zu heilen, da er der tödtlichen Krankheit des Ganzen nicht zu wehren vermochte; seine Lebensaufgabe an die Wiederherstellung der Gesundheit und freudigen Glückes Einzelner zu setzen und sich so in stiller Abgeschiedenheit einer kleinen Welt innerliche Befriedigung seines Daseins zu gewinnen. Wie er nun erwiderte, dankte er dem Freunde von Herzen für die ihm zubemessene ehrenvolle und für manchen Andern wohl höchlich verlockende Stellung. Doch was ihm als Ziel des Erstrebens vorschwebe, das blicke ihn? nicht aus Seltsamkeiten und Abenteuern in fremden Ländern entgegen, sondern einzig von dorthen, wo er das beschwichtigende Gefühl erlangen könne, in einer trostleeren Gegenwart seine Tage nicht selbstsüchtig und nutzlos für die Leiden seiner Mitlebenden zu verbringen.

Das alles klang aus einer tiefinnerlichen Schwermuth der Lebensanfchauung des jugendlichen Sprechers herauf und machte dem Hörer einen höchst unerwarteten, unliebsamen Strich durch seine wohl ausgesonnene, von der Freundschaft eingegebene Rechnung. Doch Adam Olearius war ein kluger, welt- und seelenkundiger Mann, der sich hütete, mit gewaltsamen Vorstellungen die abgeneigte Gemüthsverfassung Flemings zu bekämpfen. Vielmehr gab er dies der Zeit und von ihr mitzuführenden Bundesgenossen anHeim, wengleich er selbst auch nicht mußte, von wo dieselben ihm zur Unterstützung kommen würden, und er brachte nunmehr zunächst seinen Gast in die für ihn hergerichtete Stube. Aus dieser blickte der Eintretende ebenfalls, wie aus den Fenstern der Studirkammer des Freundes, auf noch sommergrüne Gartenbäume, die man hinter den braunen Dachhauben der Fischerstraße nicht vermuthete, freundlich siel da und dort ein röthliches Abendsonnenlicht in die Wipfel, und in heiterem Gespräch, die persische Reise nicht weiter berührend, trug Olearius für die behagliche Unterkunft des Ankömlings Sorge.

Am Abend jedoch im Rathswinkelker suchte er vorsichtig mancherlei Hülfsgenossenschaft für seinen Wunsch herbeizuführen, vortrefflichen Trunk, frohe Laune und die Mitwirkung der angesehenen Bürger, welche Fleming am Nachmittag den Empfang vorm Thore bereitet und ihn zu der abendlichen Zusammenkunft beim Becher geladen hatten. Noch manch' Andere außer ihnen und den beiden Bordesholmer Schulrectoren waren zugegen, darunter ein Bürgerssohn der Stadt im Alter des jungen Ehrengastes, an dessen bescheiden stiller Art dieser ein besonderes Gefallen fand. Er hieß Hinrich Weghorst, war den Studien der Lehr- und Erziehungswissenschaft ergeben und erhielt sich dürftig als Hofmeister der jüngeren Knaben des Bürgermeisters Burenäus. Was er sprach, kam ihm wohlbedacht und tüchtige Kenntnisse offenbarend vom Munde; doch schien er vom Leben gewöhnt, sich stetig unterzuordnen und Jeglichem in allen Dingen den Vorrang vor sich einzuräumen. Paul Fleming gegenüber aber that er dies unverkennbar aus innerstem Drange und dem Gefühl seiner Geringfügigkeit gegen den weitberufenen jungen Dichter. Mit schüchternen Augen, in denen nur manchmal eine stumm-begeisterte Freude aufglänzte, hing er an den Lippen desselben und brachte sichtlich jedem seiner Worte ein volles Verständnis; entgegen. Doch darauf beschränkte sich sein Geistesvermögen und bescheiden-fügsames Trachten; er selbst war keine schöpferische Natur und erhob keinen Anspruch auf Beachtung oder auf die Erreichung irgendeines schweigsam in ihm vorhandenen Lebensmunches und -Zieles. Er war im Schatten aufgewachsen, vielleicht dann und wann von einer Entfaltung in der Sonne träumend, aber ohne je zu denken, daß sie ihm einmal zu einer Wirklichkeit werden könne; und was er so in sich tragen mochte, das barg er heimlich und entsagend in der Brust.

Auch der Magister Basilius Becker hatte sich mit eingefunden, obwohl keine Aufforderung dazu an ihn ergangen war. Er aber schien seine Theilnahme als selbstverständlich betrachtet zu haben, und jedenfalls trug er nicht am Wenigsten zur Belebung des Gespräches am Tische bei. Er erschien oftmals als ein Sauerteig, der die Bedächtigkeit der langperrückten Herren umher und vorzüglich der beiden Bordesholmer in Währung versetzte. Diese nämlich erwählte er vorwiegend zur Zielscheibe seiner behenden Zunge. Ueberschwänglich pries er das Glück der zukünftigen Schüler des bald neu zu eröffnenden Gymnasiums, von so unübertrefflichen Lehrmeistern aus den Quellen der Weisheit getränkt zu werden. Sein prophetischer Zukunftsblick sah einen neuen geistigen Ausschwung der Menschheit von Bordesholm ausgehen; doch zugleich auch, daß dies letztere zu geringfügig unter den Ortschaften der Erde sei, um sich der Namenswürde eines neuen Jerusalems und Athens werth genug zu zeigen. Das sei Kiel allein, und hierher müsse deshalb die geistige Pflanzschule künftiger veredelter Geschlechter baldmöglichst verlegt werden. Er gewahre sie vor sich, durch die Jahrhunderte zu immer höherer Vollendung aufgedeihend, wie eine zahllose Reihe der gelehrtesten und gottesfürchtigsten Männer, immer weiter auf den Schultern ihrer Vorgänger emporsteigend, zuletzt vom Himmel ein neues Paradies auf die Stadt herunterzögen, so daß sich das Kieler Gymnasium zu einer Sainmelstätte aller Tugenden der Erde und zu einem Eden für seine Zöglinge verherrliche, die, schon von Kindsbeinen an von dem Apfel der Erkenntnis; kostend, nach dem Sprichwort wie Gott sein würden, scievtes dormm et, m»lum. Auf diese köstliche Ernte der Zukunft, mit deren heutigen ersten Saatbestellern hier zusammen verweilen zu dürfen, ihm das unverdiente Glück zugefallen, leere er seinen Becher bis zur Nagelprobe.

Der Rector Paulus Sperling und der Conector Georg Fabricius wußten nicht recht, was für Gesichter sie zu diesen Dithyramben auf ihre künftige Wirksamkeit machen sollten. Worte und Ton waren so gut gewählt, daß es unmöglich siel, zu sagen, ob sie ernsthaft gemeint seien, oder ob sich sarkastischer Spott darunter verberge; doch nach den Mienen der beiden Gepriesenen war ihre Empfindung jedenfalls nicht die zweifelloser Dankbarkeit. Lachend fügte Basilius Becker nach: „Oirms »iimul z)os»t ciiein 8itiens, «xcopro, viclotur, pussers!" Das enthielt einestheils eine Anspielung auf den Namen des würdigen Rectors, andererseits jedoch unverkennbar auch eine solche auf ein bekanntes lateinisches Wort; und obwohl dieser zweite Hinweis dem Munde eines Diaconus ziemlich seltsam stand, besaß das veränderte Citat doch, in eine Verbindungsbindung mit der Erscheinung des Herm Paulus Sperling gebracht, etwas so unwiderstehlich Komisches, daß Adam Olearius und nicht minder Paul Fleining in ein fröhliches Lachen ausbrechen mußten. Der letztere Mhlte überhaupt gar wohl den argen Schalk in dem Reden des Magisters Becker heraus; aber ihm selbst hatten seine Schulmeister manch köstlichen Jugendtag mit pedantischer Nörgelei und dürrer Fischblütigkeit verkümmert, und wenn er ihrer gedachte, regte sich auch in seinein frischen Blut leicht ein satirischer Überschlag. Er hob gleichfalls seinen Becher und begegnete damit demjenigen des Tellingstedter Geistlichen, indem er ernsthaft hinzufügte: „Es ist kein höherer Schatz, den das Leben austheilt, als eine freudige Kindheit. Die gleichet der Sonne, welche noch lange Wärme hinterläßt, wenn sie selber verschwunden. Möge die Jugend dieser Stadt auf ihrem Kviunssi« allzeit solcher Sonne und keiner trübseligen Nebel theilhaftig werden!"

Olearius nahm gewahr, daß der junge Dichter Achtsamkeit auf Wort und Wesen Basilius Beckers verwendete, und seine Klugheit trachtete, diesen als Unterstützung für seine Bestrebungen zu nützen. Seitab tauschte er einmal Zwiesprache mit ihm und kheilte alsdann zurückkehrend der Tischrunde mit, daß Fleming nicht Wunsch noch Willen hege, der Aufforderung des Herzogs zur Theilnahme an der persischen Gesandtschaft zu entsprechen. Das regte allseitige Ueberraschung, doch ebenso auch die Zunge jedes Einzelnen, mit gutem Rath und anspomender Mahnung wider diesen Entschluß zu reden. Alle vereinigten sich dahin, daß er die ihm so gebotene Stellung nicht ausschlagen dürfe; nicht als Arzt, der sicherlich unter manchen Fährlichkeiten der weiten Reise großen Nutzen zu bringen berufen sei, doch minder noch als Dichter, denn seine herrliche Sangesgabe werde aus den fremden Ländern so viel neue und fruchtbare Nahrung ziehen, daß danach niemand auf dem deutschen Parnasse fernerhin mehr einen Wettbewerb mit ihm anzustellen vermöge. Besonders aber that sich wieder Basilius Becker hervor, offenbar in lebhaftem Streben, einem ihm von Olearius ausgesprochenen Wunsche sich willfährig zu erweisen. Er rief laut durch das Gemenge der mancherlei Stimmen:

„Ihr habet Euren Becher auf die freudige Jugend ausgeleert, Herr xoötä läureäitus. Ich bin ein Prediger und will Euch sagen, was ein anderer Prediger vor mir von ihr geredet. Er spricht: ‚So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, und lasse dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend; thue, was dein Herz gelüftet und deinen Augen gefällt.' Und es redet derselbige das Weitere: ‚Darum lobte ich hie Freude, daß der Mensch nichts Besseres hat unter der Sonne; oder wer will dem Menschen sagen, was nach ihm kommen wird unter der Sonne? Denn die Lebendigen missen, daß sie sterben werden; die Todten aber wissen nichts, sie verlieren auch nichts mehr, denn ihr Gedcichtniß ist vergessen, daß man sie nicht mehr liebet, noch hasset, noch neidet, und haben kein Theil inehr auf der Welt in Allein, das unter der Sonne geschiehst. So gehe hin und iß dein Brod mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Muth, und Alles, was dir vor Händen kommt, zu thun, das thue frisch; denn in der Hölle, da Du hinfährst, ist weder Werk, Kunst, Vernunft noch Weisheit.!"

Die anwesenden Lehrer der Stadt- und der gelehrten Schule waren fämmtlich ursprünglich theologischen Standes. Aber sie schüttelten die Köpfe über die angeführten Sprüche, und der gewesene Rector und jetzige Hauptpastor an der Nicolaikirche, Janus Nicostadius vermeinte: „Es gehet etwas absonderliche Weisheit aus Eurem Munde hervor, Herr Magister."

Nord und Süd, XI^VII., I.›. 2

„Nicht aus dem meinigen, äomine revrsrnäe," versetzte Basilius Becker. „Vielmehr aus dem Munde desjenigen, den uns die Schrift als gemeinsamen Lehrer der Weisheit gesetzt hat, des Predigers Salomo."

„So — hin! Nun — nun," räusperte sich der Pastor; Paulus Sperling aber faßte sich ein Herz und schaltete mit einem deutungsfähigen Blick auf den Tellingstedter Diaconus ein:

„Es redet der Prediger Salomo Mancherlei an seinem Orte, dessen man wohl nicht jeglicher Zeit zu gedenken haben mag. So entsinne ich mich wohl, daß er desgleichen spricht: ‚Weil nicht bald geschiehst ein Unheil über die bösen Werke, dadurch wird das Herz des Menschen voll. Böses zu thun.!"

„Gewißlich, denn er sagt zuvor: ‚Es gehet dem Menschen wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch, und haben alle einerlei Odem, und der Mensch hat nichts mehr, denn das Vieh'. Das mag gleichfalls unter Umständen wohl also sich verhalten, ohne daß ich meiner, wie Ihr sagt, dabei zu gedenken hätte. Aber Ihr schaffet mir große tröstliche Zuversicht durch Eure Belesenheit in der Schrift, Herr Magister, daß Ihr Eure Jünger in Bordesholm zu Säulenpfeilern der Kirche auferhöhen und Posaunen der Gottesgelahrheit von ihren Lippen ertönen lassen werdet."

Es brachte nichts Erfreuliches ein, sich mit Basilius Becker in einen derartigen Wettstreit der Bibelbelesenheit zu begeben, denn er trug augenscheinlich einen reichhaltigen Vorrath von Belegstellen derselben im Kopf, und die harmlose Art, in der er sie äußerte, ließ die beißende Anzüglichkeit ihres Inhalts nur so^ unfaßbar heraufschwimmern, daß eine Replik darauf sich selbst getroffen hätte und nicht möglich siel. Doch zweifellos hatte jeder Hörer empfinden müssen, daß seine Antwort die würdigen Bordesholmer Lehneister in einen Vergleich sehr mißliebiger Natur gezogen hatte; und ihre Mienen besaßen nicht die Geschicklichkeit, ihr Verständniß feines eigentlichen Meinungsausdruckes zu hehlen. Ein Verstummen und eine Verstimmung der Mehrzahl um den Tisch trat ein. Tactvoll indeß verhalf jetzt Paul Flemmig zum Hinwegkommen über die entstandene peinliche Schweigsamkeit, indem er sagte:

„Ihr habet mich, hochwürdige und hochwerthe Herren, mit wohlwollenden Worten wegen meines Vorhabens getadelt, mich nicht an der Reise in's versianische Land zu betheiligen. Es weiß wohl Jeglicher in seiner Brust allein, was ihm als der besonderste Grund zu seinem Handeln Anlaß giebt, und dieser läßt sich nicht so mit Worten für das Ohr Anderer kundgeben. Doch verstattet Ihr mir vielleicht als eine Antwort auf Eure freundmilligen Mahnungen zu sagen, was ich auf dem Ritte hierher in einem Sonett mir selbst gesprochen — "

Die Thür der RathsmEinstube ward in diesem Augenblick geöffnet, doch nur ein wenig, von einer ungewissen Hand, die sich beim Klang der hellen Stimme des Sprechers wieder zurückzog, so daß nur ein schmaler Spalt zweien Augen draußen Zugang und ihren Ohren ein Zuhören verftattete. Der junge Dichter aber fuhr mit dem Vortrag des von ihm an sich selbst gerichteten Sonettes fort:

„Sei dennoch unverzagt; gieb dennoch unverloren!
Weich' keinem Glücke nicht: steh' höher als der Neid!
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.
Was dich betrübt und labt, halt' Alles für erkoren.
Nimm dein Verhängnis; an! Lah Alles unbereut!
Thu', was gethan sein muh, und eh' man dir'S gebeut;
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und fein Glücke

Ist ihm ein jeder selbst. Schau' alle Sachen an:

Dies Alles ist in dir! Laß deinen wilden Wahn,

Und eh' du fürder gehst, so geh' in dich zurücke!

Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann.

Dem ist die weite Welt und Alles unterthan."

„LAI-öSis! Es neiget sich der ältere Anwohner des Berges Parnassus bereitwillig dem jüngeren, den der Gott der schöntönenden Sänger zu sich emporberufen," äußerte sich der Bürgermeister und posta laursätus OäS8sr2«us Rudolph Burenäus, und sammtliche Anwesende stimmten mit Worten und Mienen zu. Basilius Becker aber rief: «ksots clixisti, pki1c»8«pk.ns ss:

Vergnüge dich an Dir und acht es für kein Leid,

Hat sich gleich wider dich Guck, Ort und Zeit verschworen,

und was sonsten sich noch an Neid und Hochmuth hinzufindet! Hab' nur stets fein Acht, dann kommt auch deine Zeit, dein Ort und dein Glück!"

Jetzt öffnete sich die Thür wiederum weiter, und über das Gesicht des jungen Hofmeisters Hinrich Weghorst stieg es mit einer plötzlichen Röthe auf, daß er sich eilfertig niederbog, um einen Trunk aus seinem Becher zu

thun. Ueber die Schwelle nämlich trat unerwartet ein Mägdlein herzu, die Jungfrau Agnete Burenäus, die eine Ausricht an den Vater zu besorgen erhalten. Sie stand etwas befangen in dem fremden Raum vor der Tischrunde der Männer, und auch ihre Stirn wies mehr als sonst eine rothe Färbung. Aber es schien doch aus ihren Zügen zu sprechen, daß sie nicht allzu widerstrebend den Schritt vom Nachbarhause her über die Gasse gethan; und während sie leisstimmig sich des Auftrags an ihren Vater erledigte, ging der Blick ihrer Augen einmal kurz an dem Angesicht Paul Flemings vorüber. Es war ein liebes junges Mädchenantlitz, das seine unschuldsvolle Seele offen zwischen den langen dunklen Wimpern trug; ihren schlanken Wuchs hob eine kleidsame Tracht, einfach, doch durch ihre Beschaffenheit die Tochter eines wohlvermöghlichen Patrizierhauses kundgebend. Verstohlen schlug Hinrich Weghorst die Lider nach ihr auf, und

ein leichtes Zittern kam über seine Hand, wie sie seiner ansichtig ward und ihm einmal mit sreundlicher Vertraulichkeit zunickte. Auch der Blick des Magisters Basilius Becker blieb, solange sie noch zugegen war, mit einer prüfenden Betrachtung auf ihr haften, jedoch, wie es den Anschein hatte, weniger auf der jugendlichen Anmuth ihrer Erscheinung, als auf den werthvollen Stoffen der Kleiderhülle, die sie umgab.

Es erforderte etwas noch eine Entscheidung des Stadtoberhauptes und nöthigte Herrn Rudolph Burenäus, sich nach Hause zu begeben. Seine Tochter begleitend verließ er den Nathskeller mit einer Einladung an seinen „jungen Collegen“, andren Tags die Mittagsmahlzeit in Gesellschaft des Herrn Olearius bei ihm einzunehmen. Doch von: Nicolaithurme schlug es die zehnte Stunde. Man war ehrsam gewöhnt in den Gelehrten- und Bürgerkreisen Kiels, auch der junge Ehrengast von der Reise ermüdet, und so schloß sich Alles deni Aufbruch des Bürgermeisters an. Draußen sah der dunkle hohe Kirchthurm durch Sternennacht auf den Marktplatz herunter, und der Rector der Stadtschule Zacharias Möser sprach:

„Ueber ein Kleines wird die Sonne Neues gewahren, daß Häuser hier aus dem Boden emporwachsen, Herr Pastor, und Euer Gotteshaus von dem Markte abscheiden. Möge solche Arbeit dann unter dem Schutze des Höchsten und dem Schutze Eurer Kirche den Lohn gewinnen, den sie verhoffet!“

Darauf antwortete der bereits ziemlich in Jahren aufgerückte Hauptpastor Nicostadius: „Ich mag wohl kaum meine Rechnung mehr dahin stellen, ein Erhebliches davon zu gewahren; aber für Euch, mein lieber Herr Magister, läßt sich Solches etwa noch für ein halbes Säculum verhoffen. Es ist ein Wort der Wahrheit, das Ihr von der Arbeit geredet habet, die hier bevorsteht, und nach ihm will ich morgen Seine fürstlichen Gnaden mit der Bitte angehen, er möge zum Gedächtniß für kommende Geschlechter über den Durchgangsbogen, der vom Markt zum Gotteshause führen wird, den Spruch des Psalmisten in Stein setzen lassen: ‚Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen‘. Und so Ihr dann die Worte einst lesset, wo jetzo hier noch die leere Luft uns anwehet, so niöget Ihr meiner dabei gedenken, bis daß Ihr mir nachkommet. Es ist mein Wunsch für die Herren, daß ein sriedsamer Schlaf sie die Nacht hindurch zu gedeihlichem Werk des morgigen Tages stärke.“

Alle verabschiedeten sich mit ehrbarer Förmlichkeit untereinander, Olearius und Fleming wandten sich der nahen Fischerstraße zu. Basilius Becker gab ihnen dorthin noch das Geleit und sagte unterwegs: „Wollet Euch auch schon in die Daunen verkriechen, Herr Poet«, wie die alten Hähne, denen der Athein zum Krähen ausgeht und nur das Zipperlein noch ein Jammerlied aus den Füßen stöhnt? Ist jetzt eigentlich doch erst die rechte Stunde zu guter Zwiesprache in besserer Gesellschaft, die, wie Ihr und ich, nicht Perrücken von fremdem Haar auf dem Kopfe trägt! So Ihr Lust dazu hegt, verhandle ich Euch zu solcher Erholung, nach der Eure Jugend Begehr tragen muß.“ Doch Paul Fleming war sehr v«n Müdigkeit bewältigt, sprach seinen Dank für das ihm sonst am anderen Tage wohlgefällige Anerbieten und begab sich mit Olearius zur Nachtruhe in's Haus. Dieser fragte nicht weiter; doch empfand er zu seinem Leidwesen in der Stille, daß der Abend ein vergeblicher gewesen und nichts an dem Entschluß seines jungen Freundes verändert habe. Aber er ließ nichts von diesem Fehlschlag seiner Hoffnung bemerken, sondern erwiderte mohlgemuth auf die Frage Flemings, in welche Gesellschaft der Magister Becker ihn zu führen beabsichtigt haben möge: das wisse er nicht, doch sicherlich in keine allzu nüchterne und bedachtsame, denn von solchen sei derfelbige kein sonderlicher Freund. Man thue klug, ihm nicht in Allem gläubig über den Weg zu trauen, doch andererseits auch, es nicht mit ihm zu verderben, da der Herzog mancherlei Stücke auf ihn halte und man nicht im Voraus wissen könne, zu welcher Stellung und Einfluß er es noch zu bringen vermöge.

Diese Aeüßerung, wie das eigene Verhalten des Sprechers gegen den Beredeten entsprach dem melterfahrenen Sinne Adam Olearius', der auf dem Flur mit Stahl und Zündschwamm eine Wachskerze entzündet hatte und seinem Gast so besser als bei Tage die Wanderung durch das Labyrinth des Hausetz ermöglichte. Basilius Becker dagegen war die Fischerstraße weiter abwärts gegen den Hafen zu gegangen; wo diese vor dem nächtlich verschlossenen „Wasserthor“ endete, da bog er zur Rechten in die enge, peripherisch fast rund um die Stadt laufende Gasse, hier „Bei der Mauer“ benannt, ab, und in eines der lichtlosen alten Häuser derselben trat der Tellingstedter Diaconus, nachdem er einen Blick vorauf und zurück durch's Dunkel geworfen hatte, ein.

Am anderen Tage ward Paul Fleming durch Olearius auf dem Schlosse dem Herzog Friedrich vorgestellt, der in seinem Wesen und seiner Kleidung sonder allen höfischen Prunk fast mehr den Eindruck eines Gelehrten als eines Fürsten weckte. Alles, was er sprach, bezeugte, daß sein Denken völlig und ausschließlich von dem großen persischen Plane erfüllt, und ihm höchlichst daran gelegen sei, die Gesandtschaft nach Jspahan aufs Glänzendste und Zweckdienlichste auszurüsten. Dafür war ihm neben der ärztlichen Tüchtigkeit besonders der literarische Ruf des kaiserlich gekrönten jungen Dichters in hohem Maße willkommen und erwünscht; aber auch ihm siel es nicht möglich, durch Vorstellungen und reiche Verheißungen den Widerstand und die Abneigung Flemings gegen den Zug in die Fremde zu besiegen. Der Herzog barg seine Verstimmung über dies fruchtlose Ergebniß der Zusammenkunft nicht; er forderte unter vier Augen von Olearius, daß

dieser jedenfalls ein Mittel für die Erreichung seines Wunsches ausfindig mache, und entließ in solcher Erwartung den Unwillfähigen unter der auszeichnenden Verleihung des Ranges und Titels eines „Hofjunkers“ halb in Gnaden, halb in Ungnaden aus dem Schlosse.

Doch auch die kommenden Tage versahen Adam Olearius nicht mit einem wirksamen Beistand, eher noch drohte seinem Bemühen ein neuer Gegner oder vielmehr eine Gegnerin zu erwachsen. Fleming fand gleiches Gefallen dran, täglich im Hause des Bürgermeisters Burenäus vorzukehren, wie er von diesem mit Vorkommenheit und Auszeichnung aufgenommen wurde, und es siel unschwer, zu empfinden, daß Agnete Burenäus wesentlich dazu beitrage, die Anziehungskraft des gastlichen Hauses auf ihn zu verstärken. Er hatte in den letzten Jahren wenig weiblichen Umgang genossen, zumal nicht mit Frauen, die ihm Antheilnahme und Verständnis; für seine Dichtungen entgegen gebracht hätten. Dies aber fand hier in einem ihm kaum noch bekannt gewordenen Maße statt; der Bürgermeister fühlte sich vielleicht dazu hauptsächlich uni seines eigenen Lorbeerkranzes willen verpflichtet, doch bei seiner Tochter kam es unfraglich aus innerstem Gemüth. Agnete hatte ihre Mutter ziemlich früh durch den Tod verloren und stand schon seit mehr als einem Jahre dem beträchtlichen Hauswesen vor. Die Umsicht und Verständigkeit, mit der sie darin ordnete und schaltete, konnte sie wie eine junge Frau erscheinen lassen, und wenn man sie so gewahrte, vermuthete man nicht, in der tüchtig-bedachtsamen Hausverwalterin während der Mußstunden in der Wohnstube eine innige Anhängerin der Dichtkunst und zugleich ein jungfräulich, fast noch kindlich schüchtern-befangenes Mädchen zu finden. Jene geistige Richtung war ihr wohl unvermerkt aus dem täglichen Beisammensein mit dem Hofmeister ihrer Brüder, Hinrich Weghorst gekommen, der bei aller trockenen Berufserfüllung als innerste Empfindung die gleiche poetische Auffassung des Lebens und der Natur in sich trug. Gegen ihn verhielt sie sich auch nicht mädchenhaft ungewiß, sondern vertraulich gleichwie gegen einen älteren Bruder, obzwar sie schon seit geraumer Zeit wohl dann und wann aus angeborenem weiblichen Gefühl Erkenntniß schöpfen mochte, daß sein Herz sie nicht mit brüderlichen Augen betrachte. Und ebenso empfand gar bald jetzt seine geheime Liebe für sie, daß sich zwischen ihren Lidern ein anderer Glanz als sonst rege, wenn sie den Schritt Paul Flemings auf der Treppe vernehme. Das zeugte wohl einen Schmerz in dem Herzen des Beobachters, doch keinen Neid und Haß gegen den Bevorzugten, dem dieses stille Leuchten der Augen galt. Es war ja selbstverständlich, daß der apollinisch schone, meitgepriesene junge Dichter Anderes in einer Mädchenbrust erweckte, als der geringfügige Hauspräceptor; und Hinrich Weghorst war im Schatten des Lebens aufgewachsen, beehrte nichts für sich selbst, sondern einzig das Lebensglück Agnetes. Eifersuchtslos nahm seine Liebe und Verehrung für Paul Fleming von Tag zu Tage zu.

Dieser aber, obwohl er in seinen Liedern als ein Herzenskündiger für viele Andere sprach, nahm von dem schweigsam freudigen Blick Agnetes nichts gewahr, oder es gebrach ihm vielmehr an der richtigen Deutung desselben, da er nicht die gleiche Empfindung in sich trug, aus der die Augen des Mädchens ihren stillen Glanz gewannen. Er glaubte, daß nur eine verwandte Seelenstimmung und gemeinsame Hingabe an Schönheit des Denkens und der Dichtung sie rasch freundlich einander genähert habe; etwas Heimatliches überkam ihn im Hause aus ihrem Gruß, dem Verweilen bei ihr, ein ihm in seinem Vaterhause fremd gebliebenes Gefühl geschwisterlicher Vertraulichkeit. In der Stadt dagegen redete man nach Brauch der Leute bald Anderes, sah in dem täglichen Aufenthalt Flemings im Burenäusschen Hause den Hauptbeweggrund, der ihn von der Theilnahme an der Reise nach Persien zurückhalte, und auch zu den Ohren Olearius' und des Herzogs gelangte dies Gerücht, so daß sie in Agnete Burenäus ein neu hinzugekommenes und vielleicht das wesentlichste Hinderniß ihrer Bestrebungen sehen mußten. Erklärte sich daraus doch auch das Verbleiben des jungen Dichters in Kiel, obgleich er wie am ersten Tage auf seiner Weigerung bestand und sich von allen Zurtstungen der zur Abfahrt beinahe bereiten Gesandtschast fem hielt.

Adam Olearius fiel es zwar nicht möglich zu begreifen, wie ein ungelehrtes Weib, fast noch im Kindesalter stehend, solcherlei Einwirkung auf einen hochbedeutsamen Mann ausüben könne, daß er um ihretwillen die unschätzbare Bereicherung seiner Kenntnisse durch eine Reise in fremde Länder als gering erachte. Aber da ihm wiederholt versichert ward, es verhalte sich derartig, so konnte er sich der Vermehrung seines eigenen Wissens durch diese betübende Erkenntnis; der Schwäche menschlicher Natur auch bei einem geistig Höchstgestellten nicht wohl entziehen.

Dann begab sich einmal bald nach der Mittagsstunde ein vielköpfiger Wanderzug aus dem „Dänischen Thor“ über die vor diesem befindliche Brücke des Wasserarmes, der, das Becken des „Lütjenkiel“ auch an der Nordseite noch mit dem Hafen verbindend, die Stadt und auch das Schloß von dem jenseits belegenen Garten abtrennte. An der Spitze schritt an einem langen Stabe der Herzog Friedrich, für heute in reiche Adelstracht mit schwer von Federn überwallten, Hute und vielfarbigen Gewandstücken gekleidet; neben und hinter ihm schauerten sich die erkorenen Mitglieder der veyischenGesandtschaft, zuvörderst der ihr als oberster Leiter bestimmte sürstliche Rath Otto Brüggemann, welcher ursprünglich dem Herzog den ersten Gedanken für seinen großen Plan angeregt und dadurch die besondere Gunst desselben erworben hatte; eine ziemlich hochfahrend unter sich blickende, nicht sonderlich Zuneigung einflößende Persönlichkeit.

Doch auch sonst noch Manche vom Adel und eine erhebliche Anzahl der angesehensten Bürger Kiels hatten sich zusammt Frauen und Töchtern dem Zuge angeschlossen, der sich dem Orte zuwandte, wo am Hafen der Ausgangspunkt des Canals zwischen Ost- und Nordsee vom Herzog festgesetzt worden war. Das nah vor dem Stadthor beginnende Dorf Brunswyk zur Linken lassend, schritten die Fußwanderer durch den baumreichen Schloßgarten und auf ländlich übelgehaltenem Wege durch Wiesenniedemng weiter bis zum „düstem Brook“, dessen alte hohe Buchenwipfel sich in den ersten Herbstschimmer zu kleiden ansingen. Doch verstattete er niit seinen Hügeln und Einsenkungen keinen Durchgang, sondern nöthigte zum Abbiegen an den Strand hinunter und zur Fortsetzung des Wegs durch den lockeren Ufersand mit angeschwemmtem Gestein und Muschelgekies. Das Vorwärtskommen erforderte hier etwas Mühaufmand, aber dafür war es desto lieblicher, in der hellen linden Septembersonne zu gehen. Leiser Windzug kam weich init den kleinen heranmurmelnden Wellen aus Osten, die weite Wasserfläche dehnte sich blau und goldig schimmernd zu den grünbemaldeten Abhängen der anderen Hafenseite, und überall glitzerten die Strahlen auf flimmernden Pünktchen, weißen Kieseln und Schalen, die das Meer in den Sand hineingestreut hatte. Von dem eigentlich Poetischen in allem Dem mochten nur Wenige der wohl hundertköpftgen Gesellschaft angerührt werden, aber mehr oder minder regte sich doch in den Meisten ein Gefühl der Annehmlichkeit, aus den engen dunklen und dumpfen Stadtgassen hierher in Luft, Licht und weite Umschau versetzt zu sein; und wo die Nachfolgenden sich außer Hörweite des Herzogs und seiner ernstperrückten und ernstredenden Begleiter fanden, da scholl besonders vom Munde der jungen Mädchen fröhlicher Zuruf, Scherz und Lachen über die lispelnd singenden Wellen hin.

Auch Agnete Burenäus befand sich unter den Nachzüglern, und neben ihr schritt gerauine Zeitlang Paul Fleming. Sie schmiegte zumeist und hörte nur auf das, was er sprach; doch wenn sie einmal mit halblauter Stimme etwas erwiderte, so klang daraus die Vollempfindung der Köstlichkeit um sie her, und in ihren Augen, die über die spiegelnde Hafenufer an den blauen offenen Seerand hinausschweiften, lag ebenso der Glanz eines wohnigen Traumes. Eine große meißbrüstige Möwe schwebte mit langsam klawerndem Flügelschlage über dem Wassersaum neben den Beiden, als gäbe sie ihnen das Geleit; dann siel einmal eine blaßblaue Feder aus ihrer Schwinge, tanzte ein wenig durch die Luft und glitt vor dem Fuße Flemings in den Sand. Er hob das zierliche Gesiederstückchen auf und sagte lächelnd: „Sie hat selbige wohl für Euch zun, Angebinde bestimmt, Jungfrau Agnete, nicht für mich; denn solch' zarter Schmuck steht einein Mägdlein mehr an, als einem Manne. Wollet Ihr sie?“

Agnete streckte rasch die Hand nach der Feder, und kurz ging ein freudiger Aufblick ihrer Augen wie zum Danke an den feinigen vorüber. Doch nun sprach eine Stimme dicht hinter ihnen: „Solltet den Federkiel als eine Gabe des Sonnengottes für Euch behalten, Herr Posta, ihm unsterblichen Ruhm zu leihen, daß Ihr damit Eure Gesänge zum Preise des Morgenlandes niederschriebet.“

Der so Redende war der Magister Basilius Becker, welcher schon ein Weilchen nah im Rücken der Beiden gegangen, ohne daß sie im losen Sande seinen Fußtritt vernommen. Er sah besser gekleidet aus, als bei der Ankunft Flemings, denn er hatte aus eigener Augenscheinnahme von dem unfem der unteren Eider belegenen Tellingstedt aus mancherlei klug erwogenen Rathschläge für die Gründung der Stadt Friedrichsstadt dem Herzog ausgesprochen und mar von diesem dafür mit schicklicher Gewandung bedacht worden. Solche Mittheilungen mochten den Zweck seiner gegenwärtigen Anwesenheit in Kiel gebildet haben; was er hinterbrachte, ermies sich in der That als beachtensmerth nutzbar, und er stand sichtlich aus dem Schlosse in Gunst.

Agnete begab sich jetzt in bescheidener, schicklicher Weise von den beiden Männern zu einigen unweit vor ihr gehenden Freundinnen hinüber, doch barg sie zuvor unvermerkt die weiche Möwenfeder unter dem breiten Svitzenumschlag über dem modisch zu einem kleinen Stückchen nach abwärts vom Halse entblößten Obertheil ihrer Brust. Paul Fleming aber erwiderte auf die schmeichelhafte Ansprache des neben ihm fortschreitenden Diaconus:

„Es möchte alsdann, Herr Magister, die Feder wohl für immerdar ohne alle Nutzbarkeit verblieben sein, wenn sie nur in solcherlei Absicht aus den Lüften heruntergekommen märe.“

„Habet, wie es darnach bedäucht. Euren Entschluß noch nicht gewandelt,“ entgegnete Basilius Becker, „und solltet doch als ein Phllosophus die dargebotene Hand des Lebens erfassen, wie die einer schönen Frau, welche Euch zufällig anlächelt, zum Reigen. Oorps äiora, redet ein Weisheitsspruch, iu«rs cito ruir, und welche Frucht mir pflücken gekonnt und sie nicht genossen, dessen überkommt uns die Reue zu spät, wenn das Alter uns bresthaft macht oder der Tod uns vorzeitig auf seine Bahre hinstreckt. Ich habe, da ich vom Schwabenlande hierher entfliehen mußte, die Landsknechte einen Reim singen hören, der, ob er auf der Gasse klang, wohl eine Mahnung auch für den Verständigen kundthat, denn es lautete der Vers:

„Ich lebe, weiß nicht wie lang,

Ich sterbe, weiß nicht wann.

Mich wundert's, dah ich noch so fröhlich bin!

Das, will mich bedünken, ist aller Lebensweisheit Alpha und Omega, des Tages, der heut ist, fröhlich zu sein und das Kleid der Fortuna nicht aus der Hand ent schlüpfen zu lassen, wo man sie daran zu haschen und halten vermag. Es stehet viel Thorheit geschrieben, die gläubig von den Menschen als Wahrheit verehrt wird, doch es finden sich auch Körner lehreichten Inhaltes unter der Spreu, die der Wind voin Morgenland her seit Jahrhunderten bei uns auf der Tenne umbläst. Und mit gering anderen Worten nur, als das Verslein der Landsknechte, redet schon der Vater zu seinen, Sohne, der uns die Lehrsprüche Salomonis Übermacht hat: „Nimm an Weisheit, nimm an Verstand und weiche nicht von der Rede meines Mundes. Verlaß sie nicht, so wird sie dich behalten; liebe sie, so wird sie dich behüten. Denn der Weisheit Anfang ist, wenn man sie gerne höret, und die Klugheit lieber hat, als alle Güter. Achte sie hoch, so wird sie dich erhöhen und wird dich zu Ehren machen; sie wird dein Haupt schön schmücken und wird dich zieren mit einer hübschen Krone. Ich will dich den Weg der Weisheit führen, ich will dich auf rechter Bahn leiten/ Also spricht schon, der zu Jerusalem am Verständigsten sein Leben zu führen und zu genießen gemußt; und wenn ich die zierende Krone, von der er redet, mir für Euch deute, Herr Fleming, fo bestehet sie aus gar vielen neuen, unverwelkbaren Lorbeerblättern, mit denen die Reise gen Jspahan Euer jugendliches Haupt schmücken wird."

Die Redemaise Basilius Beckers trug den Charakter einer eigenen Pastoralen und profan-philosophischen Mischung. Er zeigte stets, daß er, seineni Stande gemäß, außerordentlich in der biblischen Schrift bewandert fei, doch seine Berufung auf dieselbe zog gemeiniglich völlig andere Sprüche an, als sie sonst aus dem Munde eines Geistlichen hervorzugehen pfl egten. Merkbar aber war ihm daran gelegen und setzte er sein Bemühen fort, den jungen Dichter in seinem Vorsatz wankend zu inachen und zur Betheiligung an der Gesandtschaft zur bereden. Um einige Zeit später ergab sich, daß er damit nach einem ihm vom Herzog ertheilten Auftrage gehandelt hatte, denn derselbe berief ihn durch einen Wink an seine Seite und befragte ihn, welchen Erfolg er bei Fleming erzielt habe. Herzog Friedrich war ein sehr willensstarker Herr, der sich seine einmal gefaßten Pläne auch in nebensächlicheren Dingen nicht durchkreuzen ließ, und sichtlich verdrossen hörte er auf den Bericht, daß die Anstrengungen des Magisters keine Aenderung zu bewirken vermocht hätten. Doch setzte Basilius Becker hinzu, er gebe die Hoffnung keineswegs auf, wenn der Herzog ihm seine Beihülfe leihe; und ein Weilchen leiser mit diesem fortredend, zeigte er durch freilich kaum wahrnehmbar zu Tage tretende Befriedigung seiner Miene, daß er ebensowohl mit Erfolg in seinem eigenen Interesse thätig gewesen sei, wie in dem des Fürsten.

Sie waren am Strand entlang unter dem Dorf Wyk hin um die Ausbuchtung bis zu der Stelle vorgeschritten, wo das von Westen kommende Flüßchen Levensau in den Hafen einmündete und hier durch seinen kurzen Lauf die Grenze zwischen den Herzogthümern Holstein und Schleswig bildete. Dies war der Platz, welchen der Herzog für den Beginn feines Canals in Aussicht genommen; alle init ihni hierher Gewanderten schlössen nunmehr einen Kreis uni ihn, und er erläuterte den Zuhörern in eingehender, sachkundiger Auseinandersetzung den Verlauf der zukünftigen Wasserstraße, sowie alle seine sich daran knüpfenden bedeutungsvollen Pläne. Besonders hatte es in seiner Absicht gelegen, die Gesandtschaft vor ihrem Fortgang genau noch über die örtlichen Verhältnisse zu unterrichten, doch auch vor den Kieler Rathsmitgliedern und Zugehörigen des Gelehrtenstandes den Aufschwung zu entwickeln, zu welchem Stadt und Land durch das gemaltige Unternehmen gelangen würden, und sie zu möglichster Förderung desselben, wie es in ihren gemeinsamen Kräften und in denen jedes Einzelnen stehe, zu veranlassen. Nachdem der Herzog so länger als eine Stunde trefflich und überzeugend gesprochen, brach er zum Rückzug auf und entbot den Bürgermeister Burenäus an seine Seite, um, wie man vernahm, mit ihm eine Rathschlagung über den Bau der versianischen Lagerhäuser zu führen.

Der Heimgang gesellte Paul Fleming und Agnete wiederum eine Zeit nebeneinander, jedoch nicht aus Zufälligkeit oder einem Bemühen des jungen Mannes, sondern merkbar hatte sich ein Trachten des Mädchens darauf gerichtet. Sie trug Unruhe in sich über das Ergebniß der Zwiesprache, die der Magister Becker zuvor mit dem jungen Dichter gepflogen, und obwohl sie keine Aeüßerung darüber vom Munde kommen lassen wollte, konnte sie sich doch nicht bezwingen, so daß ihr einmal die Frage entfuhr: „Nicht wahr, Ihr gehet morgen nicht mit den Gesandten fort?" Mehr aber noch als die Worte redete der Blickaufschlag, der dieselben begleitete, von einer Furchtbedrückung ihres Herzens, und das Ohr wie die Augen des Hörers hätten gleicherweise für ihre Dienste unbrauchbar sein müssen, wenn sie ihm jetzt nicht ein Verständnis; des Gefühls offenbart hätten, aus dem die Frage Agnetes heraufdrang. Diese plötzliche Aufhellung rührte ihn mit einer schreckhaften und schmerzlichen Empfindung an; allein ehe er sich zu sammeln vermochte, wie er darauf entgegnen wolle und solle, ertönte die Stimme des Bürgenneisters hinter ihnen, der eine Unterredung mit seiner Tochter zu halten begehrte. Er zog sie abseits von den Uebrigen, dichter unter den steil abfallenden Uferrand des düftern Brooks und eröffnete ihr, der Magister Basilius Becker habe um ihre Hand angehalten und der Herzog so eben diese Werbung bei dem Ueberbringer derselben durchaus befürwortet. Fraglos befinde sich der Freier sehr bei Seiner Gnaden in Gunst und besitze durch diese für die Zukunft Anwartschaft auf eine bevorzugte einträgliche Stellung. Burenäus ließ durchfühlen, daß ihm die Einwilligung seiner Tochter, schon aus Rücksicht auf die fürstliche Unterstützung des Antrags, nicht unliebsam sein werde.

Agnete hatte sich jedoch blaß verfärbt und antwortete, als ihr Vater innehielt, nur kurz, daß sie den Herm Magister kaum kenne, nicht Zuneigung für ihn in sich hege und niemals seine Frau zu werden vennöge. Das sprach sie schnell, mit einer Entschiedenheit, welche alles Weitere als fruchtlos ausschloß, fügte die dringliche Bitte nach, ihr Vater möge sich sogleich zu Becker begeben und diesem erwidern, daß sie ihm kein Gehör zu schenken im Stande sei, so daß er ein für allemal von seiner aussichtslosen Werbung abstehen solle. Auch Burenäus erkannte daraus die Unabänderlichkeit dieser Abneigung und das Nutzlose weiterer Zured e, entgegnete nichts mehr, sondern verließ seine Tochter, um den Magister aufzusuchen und ihm den Bescheid zu hinterbringen. Derselbe kam Basilius Becker sichtlich nicht eben unerwartet; er antwortete gelassen mit einem Verse aus dem Hohen Liede Salomos: „Wie eine Rose unter den Domen ist meine Freundin unter den Töchtern. Aber es gefällt ihr jetzo noch, mir den Duft ihres Kelches zu versagen und den Dorn gegen mich zu wenden, um mich mit ihm zu ritzen. Nun, es mildert vielleicht die Zeit solche jungfräuliche Herbigkeit, daß ich wieder ausgehen mag in den Weinberg und demnach mit dem König Salomo reden: ‚Du hast mir das Herz genommen, meine Schwester, liebe Braut; meine Freundin ist mein, und sie hält sich auch zu mir. Denn Liebe ist stark, wie der Tod, und Eifer ist fest, wie die Hölle!‘"

Man mar bis in den Schloßgarten zurückgekommen. Agnete schien danach zu trachten, noch einmal an die Seite Flemings zu gelangen; aber er ging im Gespräch mit Adam Olearius, und die Beobachtung der Schicklichkeit verstattete es ihr hier, wo die Stadt wieder begann, nicht, sich von den Frauen zu trennen und zu den beiden Herren zu gesellen. Nur als sie an der Ecke der Dänischen Straße nach ihren Wohnungen auseinanderschieden, suchten ihre Augen noch einmal aus einiger Entfernung nach ihm hinüber. Ihr Blick sprach stumm die Frage, die Erwartung aus, daß er, ehe der Tag vergehe, noch zu ihr komme, aber ihr Gesicht bedünkte ihn beinahe fremd. Es trug seit der Unterredung mit ihrem Vater die Anzeichen einer heftigen innerlichen Erregung, nur war es jetzt nicht mehr bleich, sondern von einer dunkelrothen Färbung Überflossen. Damit sahen ihre Augen ihn zwar nur kurz, doch ohne ihre sonstige Befangenheit, wie zuversichtliche Abrede mit ihm nehmend, an; dann wandte sie sich und ging im Geleit der Uebrigen die Dänische Straße hinab, während er unter dem Schloß hin durch die Burgstraße mit Olearius seiner Behausung zuschritt.

Der Tag begann sich allgemach gegen sein Ende zu neigen, und di.: Abendsonne vergoldete die Baumvip sel hinter dem Hause, als die beiden Freunde in die Studirstube des Adam Olearius eintraten. Hier stellte diesem noch einen letzten Versuch an, Fleining zur Antheilnahme an der für den nächsten Tag festgesetzten Reise zu bewegen, doch gab die Miene des im Zimmer zuhörend hin und wieder Schreitenden keinerlei Hoffnung auf Erfolg. Man las in ihr, daß er innerlich dieser so oft von verschiedenen Seiten wiedergekehrten Bemühungen, ihn umzustimmen, überdrüssig sei und nur aus Achtung vor dem älteren Freunde die Vorhaltungen desselben nicht unterbreche. Ab und zu blieb er betrachtend vor einigen an der Wand befindlichen Kupferstichen Albrecht Dürers und Martin Schongauers stehen; allein die Ungeduld wuchs erkennbar in seinem Gesichtsausdruck an, uni> er suchte augenscheinlich nach einem Anlaß umher, ein Gespräch über einei^

anderen Gegenstand beginnen zu können. Dann verhalf ihm in eigenthümlicher Weise die Sonne dazu. Sie siel nicht selbst in die nach Norden hinaussehende Stube herein, doch auf eine dicke, grüne Butzenscheibe der Dachkammer eines rechts hinüber belegenen Hauses, und von dorth er wurden die gesammelten Strahlen durch eines der Fenster in's Zimmer zurückgeworfen und in eine dunkle Ecke, die sonst auch im hellsten Tageslichte stets nur undeutlich überdämmt blieb. Jetzt aber spielte in diesem Winkel ein goldenes Geringel über etwas Farbiges hin, das dadurch zum ersten Mal in den Blick Paul Flemings gerieth; er trat darauf zu und erkannte ein kleines Pastellbild, das ein etwa sechzehnjähriges Mädchen mit dunkelbraun von den schmalen Schläfen herabfallendem Gelock und lichtblauem Kleide darstellte. Die Entdeckung kam ihm als das Erwünschte, um von dem Thema des Freundes ablenken zu können, und er fragte: „Wer ist denn dies Blaumeischen hier, und wie kommt es zu Dir in den dunklen Käfig?"

Olearius warf einen gleichgültigen Blick hinüber und verfetzte: „Es stellet die Jungfer Elfabe Niehusen, Tochter eines Kaufherrn in Reval vor. Der Vater führte sein Leben zu früheren Zeiten eine Weile hier in der Stadt und war mir befreundet, daß ich das Mägdelein wohl als Kindchen auf den Knien geschaukelt. So hat er, da ein Maler ihr Conterfei gebildet, mir dasselbe im Sommer zum Angedenken daran herübergesendet, obzmar ich nicht sonderlich begriffen, zu welchem BeHufe solches Bildniß bei mir eine Unterkunft gesucht."

Ein lächelnder Zug ging um den Mund des jungen Dichters, wie er erwiderte: „Das nimmt man wohl an dem Staubwinkel gewahr, in welchem Du es Dir und dem Himmelslicht aus den Augen gerückt hast. Hätte die Sonne sich nicht mit klugem Bedacht einer Beihülfe bedient, so würde sie es sich, wie mir ingleichem, niemalen zur Schau gebracht haben. Mich bedünkt, das Bildniß stehet aus, als müsse es auch im Leben ebenso erscheinen und der Kunst des Malers ein getreuliches Zeugniß ausstellen."

„Das mag ihm wohl etmelchen Werth leihen," entgegnete jAdam Olearius kurz, in merklicher Absicht, einer so bedeutungslosen Sache, wie einem weiblichen Portraitbilde, nicht längere Beachtung zuzuwenden, „denn ich entsinne mich, es beim Erblicken meiner Erinnerung von dem Kinde ähnlich befunden zu haben." Doch er gelangte nicht zu der beabsichtigten Wiederaufnahme seiner flüchtig unterbrochenen Vorstellungen, da ein Bote vom Herzog an die Thür pochte, um ihn sofort zu einer wichtigen Berathung auf's Schloß zu bescheiden. So folgte er eifertig schon in der nächsten Minute dem fürstlichen Geheiß, und Paul Fleming blieb allein in der Stube zurück.

Er schritt wiederum einige Mal auf und nieder, dann hielt er abermals an der Stelle an, wo er zuletzt gestanden. Der Sonnenrückglanz schien sich nicht von dem Pastellbildchen in der Ecke trennen zu können, sondern warf noch immer sein Goldgeringel drüber hin. Täuschend ward dadurch der Eindruck erzeugt, als komme Leben in das kleine Bildniß, wie wenn die Brust unter dem blauen Kleide sich, leis athmend, hebe und senke, die leichte Gestalt sich zu anmuthsvoller Beweglichkeit ergen wolle. Und das Licht, das gerade in die hellen Augen hinein spielte, füllte diese mit einem sternhaften Glanz, ließ sie gleich einer leibhaftigen Wirklichkeit unter den feinen, dunklen Brauenbogen hervorleuchten. Unwillkürlich nickte der junge Beschauer dem Bilde zu und sprach laut: „Elsabe." Und dann fügte er nach: „Ja, man schaut es, so muß Du in Wahrheit auf der Erde vorhanden sein." Er lächelte und verbesserte: „Verzeihet, Jungfrau, ich meinte, daß Ihr wirklich in der Stadt Neval heute so zu den Lebendigen gehört."

Es blieb ein kurzes Weilchen still in dem Zimmer, dann miederholte die Stimme Paul Flemings noch einmal: „In der Stadt Reval!" Doch zugleich mich nun das Strahlengeflimmer aus dem Winkel ab, und graues Schattengespinnst trat an die Stelle, das Gesicht Elsabe Niehusens beinahe wie mit einem Drüberstreichen auslöschend. Den jungen Dichter überlief es aus der plötzlichen Veränderung vor seinem Blick mit einem Schauer; es hatte etwas davon gehabt, als ob Nacht und Tod die Hand jählings nach dem lieblichen Mädchenantlitz gestreckt hätten, und fast ohne zu wissen, was er thue, ergriff Fleining hastig das Bild, hob es vom Nagel und trat damit an's Fenster. Da kehrte Licht und Leben in die Züge zurück; wenn die Sonne sie auch nicht mehr vergoldete, schauten sie doch durch die leis beginnende Dämmerung wie ein blüthenholder, leuchtender Frühlingsmorgen auf. Und nun blieben sie so, das grau sich verdichtende Zwielicht besaß keine Macht mehr über sie. Der einsame Inhaber der Stube hatte sich gesetzt und hielt das Bild betrachtend auf seinen Knien. Vor dem wirklichen Blick schwand es ihm wiederum hin, aber er merkte es nicht; denn vor der geistigen Sehkraft stand es ihm unverwandt, sah ihm mit jedem Zillg des Antlitzes und den sternhellen Augen aus dem mählichen Nachteinbruch, dann aus tiefstem Dunkel entgegen. Ihn: kam einmal die Erinnerung, daß Agnete Burenäus heute noch sein Hinüberkommen erwarte, und ihr fremdartig erregter Gesichtsausdruck, wie er diesen zuletzt gewahrt, trat ihm in's Gedächtniß. Zugleich auch das erst am Nachmittag von ihm in ihrem Innern Erkannte, dein er nichts Anderes, als die Freundschaft einer brüderlichen Zuneigung entgegenbrachte. Der Gedanke daran festigte ihm rasch den Entschluß, heut' nicht mehr zu ihr zu gehen. Ihm war's, als ob bei der stummen Trennung etwas Leidenschaftliches im Grunde ihrer Augen aufgeflackert sei, das sie zu einem besinnungslosen Thun fortreißen könne, und ihn faßte bei solcher Vorstellung jetzt noch stärker ein Schreck an, als bei seiner nachmittägigen Erkenntniß ihrer Liebe für ihn. Doch da drängte sich auch schon wieder das unsichtbar gewordene, immer noch von seiner Hand gehaltene Bild über Agnete Burenäus hin, und diese

losch wesenlos darunter aus. Vor seiner lebhaften Dichterphantasie stieg eine alte, vielgethürmte und umzinnte Stadt am Meer empor — das mar Reval; und durch eine Straße mit hohen, gestuften Giebelhäusern kam, noch klein und fern, im Sonnenglanz eine lichtblaue Gestalt daher. Aber sie ward größer und deutlicher, nahm nun die Züge von Elsabe Niehusen an, genau, roie der zarte Paftellstift des Malers sie wiedergegeben.

Vom Nicolaithurm her schlug es die achte und die neunte Abendstunde, ohne daß Paul Fleming des Fortschrittes der Zeit gedenk ward. Er wartete auf Olearius' Rückkunft; doch die Rathschlagung auf dem Schlosse zog sich offenbar weit in die Länge, und jener stellte sich immer noch nicht wieder ein. Dann indeß fuhr der im lichtlosen Dunkel Träumende einmal zusammen, denn draußen tönte ein Schritt, und die Thür ward geöffnet. Allein nicht Adam Olearius trat ein, sondern die Hausmagd, welche einen Boten mit Licht geleitete. Dieser überbrachte einen Brief von namenloser Hand an Fleming, des Inhalts, wenn dieser etwa doch noch zu bestimmen fein möge, sich morgen mit auf das Schiff zur Fahrt nach Reval zu begeben, so sei man bereit, ihm dafür als Lohn das Schönste zu verheißen und zu gewähren, wonach er nur trachten könne. Aber die Zeit dränge sehr zur Eile, und er möge alsdann sogleich dem Boten nachfolgen, der ihn dorthin führen werde, wo man seiner zu der Beredung harre.

Dem Lesenden warf ein plötzlicher Pulsschlag das Blut in's Gesicht. Wie seltsam sah ihn von dem Blatt an, was er selbst noch nicht gedacht, oder wovon er nicht gemußt, daß es sich in ihm zu einem Gedanken, einem Wunsch und Wollen gebildet! Doch in diesem Augenblick standen sie klar, als in seinem Innern ausgereift, vor seiner Erkenntnis;; er erwiderte dem Ueberbringer des Briefes sonder Bedenken hastig: „Weiset mir den Weg, ich gehe mit Euch!" Nachdem er sodann das Pastellbild behutsam in den Winkel zurückgehängt hatte, verließ er sogleich das Haus. In seinem Kopfe drängte es sich zu fehr, als daß er eine Frage an den Führer richtete, wohin dieser ihn geleite; sie schritten durch die bereits nachtruhig liegende Fischerstraße bis gegen das Wasserthor abwärts, dann bog sein Begleiter zur Rechten in die enge Gasse „Bei der Mauer" ein. Hier hieß er Fleming in ein Haus eintreten, über dessen völlig finstern Flur er denselben an eine Zimmerthür brachte. Als diese geöffnet morden, sah der Ankömmling sich in einer wenig geräumigen und niedrigen, doch nicht unbehaglich ausgestatteten, mäßig von zwei kleinen, mit Wallrathöl getränkten Lampen erhellten Stube. Der Führer bat Fleming, sich hier niederzulassen, einen Augenblick in Geduld zu verziehen, und begab sich sott.

Agnete Burenäus war, nachdem sie zu Hause eingetroffen war, aus einer, ihrer Natur bisher unbekannt gewesenen Gemüthserregung nicht zur Ruhe gelangt. Woher dieselbe so über sie gerathen, das wußte sie selbst kaum; daß der Magister Becker um ihre Hand geworben und sie seinen Antrag abschlägig beschieden hatte, konnte doch eigentlich keine Begründung dafür enthalten. Sie fühlte auch, es sei nur zu etwas anderem, schon in ihr vorhanden Gewesenem hinzugekommen, einer Unruhe, die sich ihrer bemächtigt gehabt, daß es ihr nicht möglich gefallen, sich dagegen zu erwehren. Um sie schwebte und in ihr lag's mit einer Ahnung, als stehe ihr ein großes Glück oder ein großes Unglück bevor, und sie saß allein in der Stube und horchte mit fiebernder Spannung auf irgendeine Stimme, die künden werde, was ihr bestimmt sei. So lautlos lag das Haus um sie, ihr Vater war noch zu einer abendlichen Rathssitzung gegangen, und ihre Brüder befanden sich mit Heinrich Weghorst in der Unterrichtskammer im oberen Stockwerk; die Dämmerung, das Dunkel kamen und sielen nächtig über ihr

unstätes Bangen. Sie wollte ihre Gedanken ableiten, im Hause schaffen — aber wieder auch gebrach ihr die Kraft zum Entschluß, aufzustehen; sie mußte regungslos auf das Kommende warten. Das aber lag in der Antwort auf die Frage, ob Paul Fleining heut noch zu ihr kommen werde oder nicht. Denn auf ihn wartete sie, und durch die dunkle Stille hörte sie das Klopfen ihres Herzens. Es schlug ihr in ängstlicher Hast, er gehe doch vielleicht morgen mit dem Schiffe fort, und sie sehe ihn nur noch, wenn er zu kurzer Abschiedsnahme in der Frühe bei ihnen vorkehre. Sie wußte, er habe am Nachmittag in ihren Augen, ihrem Herzen gelesen und nachher die Aufforderung in ihrem letzten Blick verstehen müssen. Aus dieser Erinnerung kam es jetzt mit brennender Scham über ihre Wangen. Sie hatte ja nicht anders, als durch die Augen mit ihm reden können, und doch hätte sie dies sonst auch nicht vermocht, wenn nicht die Erregung durch die Brautwerbung des Magisters so heftig in ihr gewesen wäre. Aber dunkel empfand sie, in jenem Blick habe etwas nicht mit rechter Besinnung Vereintes gelegen, das der Angeschaute vielleicht fälschlich, gar als die mädchenhafte Sittsamkeit verletzend deuten gekonnt. Kam er etwa deshalb nicht? Ein Zittenl befiel sie mit dem Vorschreiten der Nacht, und ihre Augen wurden feucht. Wie konnte sie ihm den falschen Glauben wieder benehmen, an dem sie durch ein unglückliches Zusammentreffen wohl Schuld trug und der ihr doch so bitterliches Unrecht anthat? Denn auch die ärgste Neiderin hätte ihr bezeugt, ein unsittiger Gedanke habe noch nie die Seele Agnetes Burenäus berührt und könne auch keinen Herzschlag lang eine Wohnstatt darin finden.

Da tönte auf den, Flur eine Stimme, die nach der Jungfer Agnete fragte, und diese flog mit einem halb freudigen, halb schreckhaften Zusammenfahren auf und hinaus. Ein Mädchen stand draußen, das einen kleinen Briefzettel für sie in der Hand trug, und beim Scheine des Küchenlichtes las die Empfängerin ein Paar auf dem Vlätchen geschriebene Zeilen:

„Wenn Jungfrau Agnete die Erfahrung gewinnen will, daß ihr Herz Liebe für Jemanden in sich bewahrt, der solcher nicht würdig ist, vielmehr sie in den Armen einer Andern verlachtet, so möge sie der Ueberbringerin dieser Botschaft einer getreulich warnenden Freundin Nachfolge leisten.“

Vor den noch von eben zuvor hervorgequollenen Thränen flimmernden Augen verschwammen der Lesenden die Buchstaben auf dem Papier. Sie verstand nicht klar, was die Worte besagen, dachte nicht, von wem dieselben kommen mochten. Wer ihr Kopf bedurfte auch keiner deutlichen Erkenntniß; ein sie wie tödtlich in der Brust anrührender Herzschlag kündete ihr, das sei das große Unglück, dessen Vorahnung sie in sich getragen. Und dazu schlug ihr heißer noch als zuvor die Scham aus einem tief vermundeten jungfräulichen Stolze ins Gesicht, daß die Schrift kundgab, sie habe ihr innerstes Herzensgefühl Jemand offenbart, der dasselbe zweifach verrathen!

Denn wer konnte fönst davon wissen, wenn er es nicht ausgeplaudert hatte — mit einer Andern darüber lachte, stand auf dem Blatt. Nein, es mar Lüge, das that er nicht, so vermochte nicht Alles an ihm zu täuschen! Das Herz Agnetes pochte, aber ihre Sinne waren verworren. Wenn es ihr Leben gälte, mußte sie wissen, sehen und hören, was an der Benachrichtigung wahr fei. Denn nun redete wieder eine Stimme in ihr: deshalb habe sie vergebens auf ihn geharrt; um einer Andern willen sei er nicht gekommen! Ohne die vom Nachmittag her höher in ihr aufgewachsene seelische Erregung wäre sie wohl davor zurückgeschreckt, mit einer Fremden allein in die Nacht der dunklen Straßen nach unbekanntein Ziele hinauszugehen. Doch die Wellen der Besinnungslosigkeit schlugen über ihr zusammen, ihr kam kein Gedanke, daß dies in Wirklichkeit ein unmädchenhaftes Thun fei. Hastig warf sie einen Mantel um und folgte ihrer Führerin, welche auf einige Fragen aus dem Munde Agnetes nur erwiderte, sie wisse von nichts, als den, Weg zu zeigen. Dieser ging unter den schwarzen Massen der Nicolaikirche vorüber in die Vlämische Straße und in ihr bis gegen das dortige Wasserthor abwärts. Dann bog das Mädchen zur Linken in eine enge Gasse ein, die Agnete noch niemals betreten hatte.

Paul Flemings hatte sich in dem fremden Gemach auf einen Sessel niedergelassen und war erst jetzt, während der Wartezeit einiger Minuten, zu einem halben Denken darüber gelangt, wer eigentlich ihn hierher beschieden haben möge und was man ihm sür die Aenderung seines Entschlusses als schönsten Lohn verheiße. Worin sollte denn ein solcher bestehen? Vor wenigen Stunden noch hätte es keinen gegeben, der ihn seiner Ablehnung untreu machen konnte; mehr als der Herzog ihm bereitwillig zugesagt, konnte ja kein Anspruch begehren. Dem Nachsinnenden kam’s dabei, es sei verwunderlich, daß er sich hier augenscheinlich nicht in einem Räume des Schlosses befinde, wo der Herzog mit Olearius rathschlage. Und von ihnen oder in ihrem Auftrage mußte die briefliche Botschaft doch ergangen sein!

Nord und Süd. XI.VII., IS», 4

Es verblieb ihm indeß nicht weitere Muße, nach einer Aufhellung dafür zu suchen, denn nun öffnete sich eine von seitwärts her in die Stube führende Thür und gleichzeitig oder wenigstens nur um einen Athemzug später diejenige, durch die er vom Flur gekommen. Aus der ersten Thür trat eine weibliche Gestalt von schöner, wenn auch roher und seelenloser Gesichtsbildung hervor, stattlichen Wuchses, der um so deutlicher zur Wahrnehmung kam, als lockere Bekleidung die vollen Schultern unverhüllt beließ und nur das dichte Haar aufgelöst darauf Herabsiel. Durch die gleich darnach aufgehende Flurthür aber ward von unsichtbar bleibender Hand Agnete Burenäus hereingedrängt. Der Uebergang aus der tiefen Finsterniß draußen in die erhellte Stube legte im ersten Augenblick eine Blendung über ihr Sehvermögen, so daß sie ungewiß vor sich hinschaute.

Bei ihrein Erblicken wollte Fleming unwillkürlich vom Sessel aufspringen, doch hurtig eilte das fremde Weib auf ihn zu, hielt ihn, den Ann um seinen Nacken schlingend, auf dein Sitz zurück und flüsterte ihm in's Ohr: „Bleibt, ich lasse Euch mit Eurer Liebsten hier in meiner Stube allein und will Wacht halten, daß Niemand Euch Störung bereitet.“

Agnete wußte nicht, wohin sie gebracht worden sei; aber der Anblick vor ihr konnte ihr nicht Zweifel belassen, daß sie Paul Fleming in einem zärtlichen Verweilen mit dem unbekannten, ihr tiefsten Widerwillen einflößenden Mädchen betreffe. Starr, aus blutroth übergossenem Gesicht sahen ihre Augen ihm entgegen.

Gleichzeitig jedoch befiel ihn aus der Kleidung und dem BeHaben derjenigen, die ihren Ann um ihn gelegt hielt, eine jähe Erkenntnis;, welcher Art das Haus sein müsse, in welchem er sich befinde. Und die Worte, die sie ihm zugerant, konnten ihn gleichfalls nicht mehr in Ungewißheit erhalten, von wem und in welcher Absicht er hierher verlockt worden. Niemals war ein Glaube an jungfräuliche Sittsamkeit und Unschuld falscher bethörend gewesen; da er nicht mehr zu Agnete Burenäus gekommen, hatte sie mit Abstreifung jeglicher weiblicher Scheu und Scham sich der Bewohnerin dieses Hauses bedient, um eine heimliche nächtige Zusammenkunst mit ihm zu erzielen, bei der ihre zuchtlose Leidenschaft einen Sieg über ihn davonzutragen gedachte!

Diese Dopvelerkenntniß ließ die Beiden zu völliger Regungs- und Athemlosigkeit erstarren, doch kaum länger als bis zum gegenseitigen Erfassen der empörenden Täuschung, welcher sie sich über einander hingeeben. Denn kaum um drei oder vier Secunden, nachdem Agnete in die Thür getreten, erhoben sich draußen auf der Gasse laute Rufe: „Hier herein ist eine Jungfrau gegangen, die als ehrbar in unserer Stadt gegolten. Holt sie mit Schimpf und Schande heraus, auf daß man sie fernerhin als das ansehe, was sie ist!“

Ueber dieses plötzliche Gelärm schien die fremde Weibsperson tödtlich zu erschrecken; sie stieß aus: „Ihr müßt fort!“, ergriff Paul Flemings Hand und zog ihn hastig mit sich durch dunkle Räume auf einen engen Hof und wieder durch eine niedrige Stallthür weiter. Draußen aber in der Gasse „Bei der Mauer“ vermehrte sich das Getöse, und auf eine Frage gab Jemand Antwort, eine Jungfrau halte sich hier in eineni verrufenen Hause, in welchem sie nächtlicher Weile mit einem Liebhaber zusammengekommen sei.

Der Fragsteller war der Bürgermeister Burencius, dem auf einein Blättchen mit namenloser Handschrift schon in's Rathhaus die nämliche Mittheilung Übermacht morden, seine Tochter habe bei Nacht ihre Wohnung verlassen und befinde sich in einem unehrbaren Gebäude bei der Mauer. Das hatte ihn völlig ungläublich bedünkt; doch wie er sich rasch über die Straße nach Hause begeben, war Agnete in der That wider jeden Brauch und Sitte nicht dort aufsindbar gewesen und ihr Vater auf's Schleunigste hierher geeilt. Aus den Nachbarstraßen her sammelten sich noch mehr Menschen vor dem Hause an; wer eigentlich die ersten Rufe ausgestoßen habe und um wen es sich handle, mußte indeß Niemand anzugeben. Burenüus hieß nun kraft feines Amtes alle zurückbleiben, trat hinein, und gerieth, eine Thür öffnend, halb der Besinnung beraubt, seiner Tochter gegenüber, die, sich an einem Tisch haltend, gleichfalls wie betäubt, jedoch gegenwärtig blutlosen Angesichts allein in der Stube dastand. Auf seine Frage, wie sie hierher komme, erwiderte sie nur: „Ich weiß es nicht — ich kann es nicht sagen.“ Doch der Ausdruck ihres Gesichtes bestätigte es, sprach überzeugend dazu, sie besitze in Wirklichkeit keine Ahnung davon, an welchem Orte sie sich befinde.

Es trat in diesem Augenblick noch Jemand zur Stube herein, und zwar der Magister Basilius Becker, der ebenfalls von den nächtlichen Rufen herbeigezogen worden. Er sprach, ohne eine Erregung an den Tag zu legen.->

„Ich theile mit Euch, Herr Bürgermeister, Eure Verwunderung über diesen nicht geziemlichen Aufenthaltsort Eures lieben Töchterleins; aber es spricht das Evangelium: Wer sich ohne Schuld fühlet, werfe den ersten Stein auf sie, und es ist mehr Freude im Himmel über eine Wiedergefundene, als über Hundert, die uns nicht mit Verlust bedroht gehabt. Es wird sich ja genugsam aufhellen, wie die Jungfrau auf diesen unbedachtsamen Weg gerathen; und mag es unter den Menschen vielleicht auch Solche geben, welche eine Schädigung des löblichen Rufes Eurer Tochter darin erblicken zu müssen vermeinen, so kann meine Zuneigung zu derselben dadurch doch nicht gemindert werden. Vielmehr handle ich nach der Liebes» pflicht eines Gottesdieners, die Erniedrigten empor zu richten und die Gefallenen aufzuheben, indem ich meine Werbung vom heutigen Nachmittage bei Euch erneuere und gewiß bin, Ihr werdet unter solcherlei Umständen meinen Antrag nach Kräften unterstützen; denn bei der Sinnesart, wie sie einmal unter den Leuten als bräuchlich besteht, dürfte sich nach diesem

Vorkommnis; nicht leicht mehr ein anderer Freiwerber um die Hand Eures Kindes sinden. Ich aber spreche: Meine Freundin ist mein, und sie wird sich jetzt auch zu mir halten. Komm, meine Schwester, liebe Braut, wir wollen aus diesem Hause der Sündhaftigkeit von hinnen gehen, doch zuvor Dein Angesicht vor dem Blick der Menschen bedecken, daß nicht ein Lichtstrahl, der darauf siele. Dich der Neubegier und der Beschimpfung kundgebe.“

Der Sprecher zog bei den letzten Worten eine am Mantel Agnetes befindliche Kapuze über ihren Kopf und dicht um ihr Gesicht zusammen. Sie ließ es willenlos geschehen, denn sie vermochte sich kaum mehr auf den Füßen zu erhalten, und das Bewußtsein drohte, sie zu verlassen. Aus den Aeuerungen des Magisters war ihr erst zu einer undeutlichen Vorstellung aufgegangen, an welchem Orte sie stehe und welcher Beschaffenheit das Mädchen gewesen, dessen Ann Paul Fleming umschlungen gehalten und ihn mit sich fortgezogen hatte. Ein tödtliches Leid und schaudernder Abscheu zugleich durchzuckten ihr das Herz; der Bürgermeister war, von Rath- und Hülflosigkeit des Augenblicks überwältigt, Basilius Becker höflichst dankesvoll sür dessen thatkräftigen Beistand. Er ging voraus, mn draußen mit gebietendem Wort für die beiden ihm auf dem Fuß Nachfolgenden eine Bahn durch die in der engen Gasse angestauten Neugierigen frei zu machen. Der Tellingstedter Diaconus hielt Agnete umfaßt und führte sie; sie schwankte besinnungslos, die Knie brachen fast unter ihr zu Boden. Auch ohne die Ueberhüllung ihres Gesichtes indeß hätte Niemand sie zu erkennen vermocht, denn Nachtfinsterniß lag mit schwarzem Schleier bergend über ihr.

So blieben die Leute, ihre unbestimmten Muthmaßungen austauschend, hinter ihnen zurück, und sie erreichten die Vlämische Straße. Hier kam ihnen ein einzelner Schritt entgegen, und eine Stimme fragte aus dem Dunkel, ohne die Ankommenden zu erkennen, doch in hörbarer Erregung, ob sie den Bürgermeister gesehen. Aus dein Ton durchfloß es wie eine plötzlich rückkehrende Kraft des Lebens und Bewußtseins die Seele und Glieder Agnetes. Sie rief aus: „Seid Ihr es, Hinrich? Gottlob!“ und sich von der Hand Basilius Beckers losmachend, stieß sie diesen, wie er sie zu halten suchte, heftig zurück, klammerte sich fest an den Arm Hinrich Weghorsts und eilte jetzt, halb von ihm geführt, halb ihn vorwärts ziehend, wortlos mit ihm den Andern voraus ihrem Hause zu.

Paul Fleming aber mar auf dunklen Durchgängen von seiner Führerin, ohne daß ein Blick ihn mahrgenommen, in die völlig menschenleere Fischerstraße gebracht worden. Sie hatte ihm noch im Gehen gesprochen: „Lasset Euch nicht abschrecken; ein andermal werdet Ihr bessere Ruhe mit Eurer Liebsten bei mir finden, denn ich weiß, ihr Herz brennt gar heiß, sich mit Euch zu unterhalten.“ Nun stand er, verworrenen Sinnes, allein, tief bekümmert, daß ein so sittiger jungfräulicher Ansein, wie Agnete Burenäus ihn bis dahin in Wort und BeHaben dargeboten, dermaßen zu trügen vermöge, doch auch von heftigstem Widerwillen gegen sie angefüllt. Fast ohne wahrzunehmen, welchen Weg er innehalte, kam er in das kaum erst vor einer Viertelstunde von ihm verlassene Zimmer zurück, wo auch Adam Olearius sich inzwischen eingefunden hatte, verwundert, den Freund dort nicht anzutreffen.

Der junge Dichter sah ihm einige Augenblicke verwirrt und antwortlos in's Gesicht; da siel der Schein der brennenden Wachskerzen auf dem Schreibtisch in einen Winkel der Stube und zog aus dem Rahmen des dort hängenden Pastellbildes einen leisen blauen Schimmer hervor. Und plötzlich war es Paul Fleming, als habe er das Zimmer nicht verlassen, sondern nur einen kurzen, häßlichen Traum nach der Schönheit des Sonnenabends darin gehabt, aus dem er von den: Freunde aufgeweckt sei; und er erwiderte rasch, daß er noch einen Gang durch die Nacht gemacht, um den von ihm neu gefaßten Entschluß zur Theilnahme an der Reise noch einmal zu überdenken. Das versetzte Olearius in hohe Freudigkeit, der nicht weiter fragte und nicht daran zweifelte, feine letzte eindringliche Vorhaltung habe diese Willensumänderung herbeigeführt. Es galt in der Eile viel Nothmendes nun noch zu bereden; mit dem Beginn der Morgenfrühe mußte der junge Arzt eifrigste Anstalt treffen, sich mit mancherlei Erfordernissen für die Fahrt, wenigstens zunächst bis zur Erreichung Nevals, auszurüsten. Kaum fand er noch zu einer Aufwartung im Schlosse Zeit, wo der Herzog ihn, sichtlich sehr erfreut, höchst gnädig empfing und ihn, zu dem verliehenen Range eines Hofjunkers noch die Stellung eines Truchseß bei der Gesandtschast übertrug. Die Einschiffung der letzteren war auf die Mittagsstunde festgesetzt, und bald nachdem diese vom Glockenschlage der Nicolaikirche verkündigt morden, wurden unter den Zurufen einer vielhunderttopfig am Hafenbollwerk vor den Wasserthoren angesammelten Menge die Taue der für die Reise gerüsteten stattlichen Kogge gelöst. Unter den anwesenden Honoratioren der Stadt befand sich auch pflichtgemäß der Bürgermeister Burenäus, wenn auch etwas verschatteten Gesichts. Doch die Art, in der er sich freundlichst von Paul Fleming verabschiedete und diesen zu seinem neuerdings gefaßten Entschluß beglückwünschte, that kund, daß er keine Ahnung von dein Zusammenhang desselben mit dem nächtlichen Auffinden seiner Tochter in dem verrufenen Hause besitze. Er entschuldigte Agnete nur mit lauter Stimme, daß sie eines Unwohlbesindens halber nicht bei der Abfahrt zugegen sein könne; das Schiff rollte in frischer Ostbrise die Segel auf und zog unter dem Schloß vorüber, vom Thurm desselben mit dem breitflatternden fürstlichen Nesselblattbanner begrüßt, weiß in der Sonne strahlend, durch die Kieler Bucht hinaus.

ISchluß folgt.)

Richard von Volkmann

ein deutscher Arzt und Vichter.
von

Hugo Gisemdr.

— lialle a. S. —

ine Geschichte deutscher Professorensöhne zu schreiben, wäre sicher eine interessante Aufgabe. Viel Gunst und Gelegenheit, nicht immer gleichviel Talent und Energie zu wissenschaftlicher Laufbahn — das ist das Recept zu jenem nicht seltenen Epigonthum, welches sich im Lichte des dem Gesetz der Vererbung leider zu wenig gehorchenden väterlichen Genies sonnt.

Das hatten die Himmlischen anders beschlossen, da sie Richard Volkmann, den Sohn eines der bedeutendsten akademischen Physiologen, zu ihrem besonderen Günstling erkoren. Ihm sollte es vergönnt sein, in seltenster Weise wissenschaftlichen Ruhm und dichterische Lorbeeren gleichzeitig zu ernten.

Die Jugendzeit Volkmanns*) war eine bewegte. Sein Vater, Alfred Wilhelm Volkmann, bis dahin Privatdocent, dann Professor der Zootomie in seiner Vaterstadt Leipzig, folgte, bevor der jinabe das achte Jahr vollendet hatte, einem Ruf nach Dorpat. In den Ostseeprovinzen, jenem Lande mit eigenartigen und eigensinnigen, aber offenen und stets geistig regen Menschen, hat Richard Volkmann die fünf Jahre seines Lebens zugebracht, in welchen äußere Eindrücke am festesten sich dem Knaben einprägten. Dann nahm der Vater dort seine Entlassung, um jene Stellung mit der ordentlichen Professur für Physiologie in Halle zu vertauschen, wo

*) Geb. 17. August 183«.

er 34 Jahre als Lehrer und Forscher in segensreichster Weise thätig war. Staunenswerth ist seine Vielseitigkeit und Arbeitskraft; neben der Physiologie übernimmt er auch den Unterricht in der Anatomie, den er in seinen letzten Lebensjahren (1872—77), als der Staat es für nöthig erachtet, für das außerordentlich angewachsene Gebiet der Physiologie noch eine jüngere Kraft zu werben, ausschließlich leitet.

Der junge Volkmann, in die Fußtapfen des Vaters tretend, widmete sich dem medicinischen Studium an den Universitäten Halle, Gießen, Berlin und wurde dann, nach Halle zurückgekehrt, Assistent an der chirurgischen Klinik von Blasius (1802—75), der nicht nur durch seine weit verbreiteten Lehrbücher, sondern auch wegen seiner eigenthümlichen Operationsmethode zur Ergänzung verletzter Nasen, Lippen, Augenlider, sowie durch eine Forschungen über Nekrosen und Verrenkungen damals bedeutendes Ansehen genoß. Diese Assistententhätigkeit mar für den jungen Gelehrten bei der Wahl seines Specialstudiums entscheidend; im Jahre 1857 habilitirte e'- sich als Privatdocent der Chirurgie an der Halleschen Universität.

Eine merkwürdige und bedeutungsschwere Uebergangszeit für die medicinischen Wissenschaften mar die nun herannahende erste Hälfte der sechziger Jahre. Die ersten Ahnungen tauchten auf von der Existenz jener unheimlichen „Welt der Kleinen", der Batterien, welche heute zu Tage seit Kochs klassischen Untersuchungen jeder Arzt, jeder Naturforscher nicht nur kennen muß, sondern auch selbst züchten und beobachten kann. Der Gynäkologe Semmelweis eröffnete die Aera dieser neuen Erkenntniß. Seine Schriften, die er zum Theil in „offenen Briefen" in die Welt gehen ließ, zeigten, daß das Kindbettfieber, an welchem Tausende von Müttern dahinstarben, stets von einer Localinfection durch die Hand des Arztes oder der Hebamme herrührt*). Doch die damals auf der Weisheit Thronen saßen, waren zu weit entfernt von Faustischer Selbsterkenntniß (Faust, erster Theil V. 695—702); und Semmelweis, von den Einen nicht beachtet, von den Andern verlacht, starb im Irrenhause. Als dann aber Lister, ausgehend von feiner Beobachtung, daß Verletzungen im Innern der Lunge ohne Eiterung heilten, während ein von Außen beigebrachter Schnitt stets eiterte, das Vorhandensein jener Tausende von die Wundheilung hindernden Krankheitskeimen in der unfiltrirten Luft mit Sicherheit erkannte und feine klassischen Methoden der antisevtischen Wundbehandlung veröffentlichte, da war der neuen Weisheit sichere Bahn gebrochen; und wie die Zeugnisse für die Möglichkeit einer eiterfreien Wundheilung sich mehrten, da mar unser Volkmann einer derjenigen, welche die neue Verbandmethode mit Energie aufnahmen und selbständig fortbildeten. Ihr dankt er nächst seiner außerordentlichen Begabung es vornämlich, daß Tausende von Kranken durch ihn Heilung finden konnten. Sie hat sich in seinen Händen, auf den Schlachtfeldern

*) Semmelweis, Actiologic, Begriff und Prophylaxis des Kindbettficbers. Wien 1361.

von 1866 und 1870—71 wie in der langen dann folgenden Friedenszeit, auf das Glänzendste bewährt.

An äußerer Anerkennung hat es Volkmann nicht gefehlt. Wer mehr als alle Orden und Ehrenzeichen, die seine Brust zieren, mehr als feine stattliche Generaluniform und der ihm 1885 verliehene Adelstitel ehrt und adelt ihn die Anerkennung und Bewunderung seiner Co liegen, die Dankbarkeit Tausender, die ihm ihre Heilung verdanken. „Die chirurgische Klinik der Halle-Wittenbergischen Hochschule", so schreibt ein Fachmann in der Illustrirten Zeitung, „ist unter seiner Leitung eine Musteranstalt und das Mekka der Chirurgen geworden, zu welchem sie oft aus fremden Landen pilgern, um Volkmann overiren zu sehen, um seinein geistvollen Vortrage zu lauschen, ihn auf seinem Umgang von Bett zu Bett zu geleiten. Als akademischer Lehrer und Arzt übt Volkmann einen ganz eigenartigen Zauber aus, dem sich kein Besucher entziehen kann. Ist es die Sicherheit seiner Diagnose, die Gewandtheit und Bestimmtheit seines operativen Handelns, die fast graciös zu nennende Art, mit der diese geübte und glückliche Hand jede Schwierigkeit überwindet; ist es die niemals triviale oder ermüdende Rede, welche trotz gelehrter Gründlichkeit immer etwas Anziehendes behält — oder ist es schließlich die gemüthsvolle, liebenswürdige Art, wie er mit seinen Patienten verkehrt, und selbst dem Aermsten und Elendesten die wenigen Augenblicke, in denen er an dessen Lager verweilt, zu Lichtblicken gestaltet? Man kann schwer entscheiden, welche dieser Eigenschaften/ oder ob die glückliche Vereinigung aller so mächtig anzieht. Eine Schaar ausgezeichneten Chirurgen, die zum Theil schon wieder andere Kliniken als Ordinarien leiten, ist aus seiner Schule hervorgegangen."

Als chirurgischer Forscher und Schriftsteller entwickelte er daneben eine Productivität, die sich weniger durch Quantität als durch Qualität auszeichnet. Man kann zwar nicht von ihm sagen, daß er durch geniale Erschließung neuer Gebiete epochemachend für die Wissenschaft geworden sei; aber stets wußte er — und das ist sür eine so eminent praktische Wissenschaft wie die Medicin von dem höchsten Werths — mit sicherem Blicke die neue« Errungenschaften der Wissenschaft am Krankenbett zu vermehren. Außer seinen sich an die Forschungen Sistas und Anderer anschließenden bereits erwähnten Arbeiten über die antiseptifche Wundheilung, welchen dann andere über die Behandlung complicirter Fracturen. die Resection der Gelenke und anderes folgten, hat er sich mn die Orthopädie wohl verdient gemacht und eine Reihe praktischer Handgriffe und Apparate kennen gelehrt, welche, wie der „schiefe Sitz", allgemeine Anwendung gefunden haben.

Doch Volkmanns segensreiche Thätigkeit als weitberühmter Arzt und Universitätslehrer, wohlgeeignet, ein Menschenleben ganz in Anspruch zu nehmen, ist nicht seine einzige. Wie sein Vater zwei Aemter gleichzeitig versah, so wirkt Volkmann in zwei Sphären, die aber viel verschiedener von einander sind, als die Physiologie und Anatomie. So Vielen er auch als Chirurg geholfen haben mag — größer noch ist gewiß die Zahl derer, die der Dichter Volkmann durch seine anmuthigen und zarten Schöpfungen erfreut hat.

Der Name Volkmann hat seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen guten Klang in der schönen Literatur. War doch Johann Jakob Volkmann oder Volckmann (1732—1803), der Urgroßvater unseres Dichters, einer der fruchtbarsten Reiseschriftsteller seiner Zeit, dessen Kunsturtheile sich besonderer Hochschätzung erfreuten. In seinen zahlreichen Schriften — theils eigenen Werken, theils Uebersetzungen — wird fast die ganze alte Welt vom Lande des Nil bis zu den Lavpen Scandinaviens behandelt. Namentlich eine Kunstreise nach Italien war damals ohne „den Volkmann" ebenso undenkbar, wie heute zu Tage ohne den weitleuchtenden Bädeker und die braunen Bände des Gsell-Fels. „Ich will forfahren fleißig zu schreiben", heißt es in Goethes Tagebuch*), „nur schaffe dir Volckmanns Reife nach Italien, etwa von der Bibliothek, ich will immer die Seite anführen und thun, als wenn du das Buch gelesen hättest." Die Vielbändigkeit dieses „ehrlichen" oder „guten trocken" Volkmann, wie ihn Goethe gelegentlich bezeichnet, hat unser Dichter allerdings bei weitem nicht erreicht; er hat in seiner schöngeistigen Production weise das Mittel innegehalten zwischen dem Urgroßvater und den? Vater, der unseres Wissens nur einmal, durch eine zu Dorpat am Namenstage der russischen Kaiserin gehaltene Rede über „die Physiologie als Gegnerin der Lehre des Materialismus von der Identität des Leibes und der Seele" mit einer literarischen Leistung an die Öffentlichkeit getreten ist, welche nicht rein fachwissenschaftliche, sondern auch allgemein menschliche Interessen berührt. Aber die sechzehn starken Auflagen, welche bis jetzt Richard Leanders — dies ist der Dichtername Volkmanns — „Träumereien an französischen Kaminen", jene während der Belagerung von Paris entstandenen Märchen, erlebt haben, zeigen, wie lieb dieselben dem deutschen Volke geworden sind. „Wenn je an einem Dichter," sagt Otto Härtung, „so erweist es sich an diesem, daß die starke Begabung eine Macht ist, welche siegreicher ist als jeder äußere Zwang der Verhältnisse, ja sogar als der bewußte Wille des Menschen; er beginnt schließlich doch zu schaffen und wird ein Poet, wie schwer es ihm auch Andere machen mögen, oder er sich selbst." Richard v. Volkmann war genau vierzig Jahre alt, als er endlich für jenes bis dahin mühsam zurückgehaltene Drängen in seinem Gemüthe denjenigen Ausdruck fand, welcher seiner Eigenart der angemessenste mar. Und dies in welcher Umgebung,

*) Tagebücher und Briefe aus Italien an Frau v. Stein (Schriften der GoetheGesellschaft II, «7). Auch später wird dort Volkmann noch sehr oft citirt. Die einschlägigen Werke Volkmanns sind: „Historiscki-kritische Nachrichten bon Italien", 3 Bände Leipzig 1770—7t; „Italienische Bibliothek, oder Sammlung der merkwürdigsten kleinen Abhandlungen zur Naturgeschichte, Oekonomie und dem Fabrikwesen, aus den neuesten italienischen Monatsschriften," Leipzig 1777.

in welcher Thätigkeit! Die „Träumereien an französischen Kaminen" sind eines der feinsten und liebenswürdigsten Bücher, welche im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte in Deutschland erschienen; ihrer Entstehungsgeschichte nach sind sie sicherlich das interessanteste. — Welche seltsame, vielleicht in ihrer Art einzige Bestimmung! Derselbe Mann, welcher bis dahin nichts anderes sein wollte, als ein tüchtiger Chirurg, ein guter Lehrer und ein dein Genuß alles Schönen erschlossener Mensch, wird gerade mitten in den Grüueln des Krieges während einer Thätigkeit, die ihn bis zur Erschöpfung aller physischen Kraft in Anspruch nimmt, von dein Drange dichterischen Schaffens übermannt und beginnt zu schreiben, was ihm sein Gemüth gebietet. Wie aber der Dichter selbst die Entstehung dieser liebenswürdigsten Kinder seiner Muse schildert, die er als Grübe an Weib und Kind aus dem Felde heimsandte, das mag Jeder in dem dem Büchlein vorangeschickten Vorworte selber lesen. Eine ausführliche Würdigung und Classificirung dieser Märchen, welche sich zum Theil an Andersen anzulehnen scheinen, aber andererseits den echten Ton des deutschen Volksmärchens so gut treffen und so viel tiefe, wahre Lebensweisheit verrathen, daß sie in ihrer Originalität den Leser unwillkürlich fesseln, hat Otto Härtung in der „Deutschen Dichtung" (IV. Seile 216 ff.) gegeben. Uns will es indefz scheinen, als ob dieselben eines solchen Commentars kaum bedürften.

Ein ebenfalls märchenhaft-mystisches, fast an Th. A. Hoffinann erinnerndes Motiv liegt der Novelle „die beiden Weiser" zu Grunde, der ersten ans seiner Sammlung „Kleiner Geschichten". Die zweite, voller Naturwahrheit und Innigkeit, läßt in der „Rumpelkammer", dem ehemaligen Schauplatz gemeinsamer kindlicher Spiele, an welchem tausend kleine Erinnerungen hängen, zwei junge für einander bestimmte Herzen sich wiederfinden, zwischen denen jahrelange Trennung eine Kluft erzeugt hat, die bei dem beiderseits stark ausgeprägten Stolz schier unüberbrückbar schien. Die dritte endlich schildert in glühender Farbe den Untergang eines jungen Mönchs des Cinquecento, in dein die Leidenschaft für die antike Schönheit erwacht war, um ihn zu erdrücken.

Aus seinen „Gedichten" einige Proben anzuführen, können wir uns nicht versagen, namentlich aus den neuesten, welche, zerstreut veröffentlicht, nicht so leicht zugänglich sind, wie die in einem 1885 in dritter Auflage erschienenen Bändchen gesammelten. Da finden mir neben den Liedern von Lenz, Liebe und Baterland, neben den Tönen des Volksliedes und denen weinseliger Burschenlust, neben kühnen Romanze», aus der Troubadourzeit auch gelungene freie Uebertragungen antiker Poesie. Wir erinnern an Sapphos Gebet (Deutsche Dichtung IV. 214):

„Las; mich nicht sterbe,,
Sterbe» vor Liebe."

Und das unendlich stimmungsvolle ^iSuxe ^zv « cre>.<v«:

„Schon hellt sich's. Zu purpurnen Tiefen
Sinkt nieder Selene, die reine,
> Und grüßt, die vor Sehnsucht nicht schliefen —

Mich sieht sie noch immer alleine!"

Aber die schönsten Lieder aus tiefstem Herzen gelten dem eigenen Heim; so in den „Winterflocken", „auf der Höhe" (Deutsche Dichtung IV, 213) seiner verehrungsmürdigen Gemahlin:

„So schau ich ohne Klage
Zurück und ohne Neid
Auf unserer Jugend-Tage
Lenz-frohe Seligkeit;

So reich ich Dir die Hände
Wie einst im Blüthcnhag;
Was auch das Leben spende,
Und was da kommen mag —

Bis beide Ivir erblassen,
Wir halten's treulich fest!
Den kann das Glück nicht lassen.
Der selbst vom Glück nicht läßt."

Das Fundament dieses Glückes ist der von den Kindern umringte eigene häusliche Herd; seine eigene Jugend spiegelt sich ihm wieder in den blauen Augen seiner jüngsten Tochter Anne-Marie:

„Klare stille Kittderaugen,
Wen sie einmal angeschauet,

Fröhlich wird er für sein Leben;

Fröhlich bin ich alle Zeit!"

Aber als sich seinen leiblichen Töchtern die liebezendste bräutliche Schwester „Marie-Margreth" zugesellte, da fand sein Lied den schönsten Ton in der Hochzeitsromanze (Deutsche Dichtung III. 141) mit ihrem prächtigen Schluß:

„So lang das Leben grünt und mait,
Wird es so gehen alle Zeit,
Gott woll's jedwedem schenken!
Die Welt ist gar zu wunderschön,
Wo zwei verliebte Herzen gchn
Einander zu gedenken.

Da blühn die Blumen wunderhold.
Da glänzt ein Stern wie pures Gold
Aufrauschend das Gewässer;
Die Bogel singen tief im Grün,
Frühwolken hock, am Himmel ziehn
Und bau'n viel lust'ge Schlösser. —

Ihr Mädchen drum und jungen Lcut',
Nur frisch gewagt und jung gefreit.
Eh' Lieb und Lust vergehen!
Kein Spruch so süß sich hören läßt
Als: „Hcrzensschatz, nun halt mich fest!
Ade! die Tüchlein wehen!" —

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß unser origineller Dichter auch Andere zu künstlerischem Schaffen angeregt hat. O. v. Malta illustrierte seine „Träumereien", Dr. Aug. Fischer, Sachs u. a. m. componirte eine Reihe von seinen Liedern; und die niedlichen Märchen, welche unter dem Titel „am deutschen Herd" erschienen, sind eine directe Nachahmung der Volkmann'schen.

Schließen möchten wir diesen Essay mit einem kleinen Citat aus den „Träumereien". Das Märchen von den „drei Schwestern mit den gläsernen Herzen" beschäftigt sich zuletzt mit einer Prinzessin, die sich zur Allerweltstante ausbildet. „Und auch diese Prinzessin wurde steinalt, obwohl ihr Herz einen Sprung hatte. Wenn sich Jemand darüber wunderte, sagte sie regelmäßig: „Was in der Jugend einen Sprung kriegt und geht nicht gleich entzwei, das hält nachher oft gerade noch recht lange." „Und," so fährt der Dichter fort, „das ist auch wahr. Denn meine Mutter hat auch so ein altes Sahnentöpfchen, weiß mit kleinen bunten Blumensträußchen besäet, das hat einen Sprung, so lange ich denken kann, und hält immer noch; und seit es meine Mutter hat, sind schon so viele neue Sahnentöpfchen gekauft und immer wieder zerbrochen worden, daß man sie gar nicht zählen kann."

Richard v. Volkmann ist nun auch älter geworden; selbst seine eiserne Willenskraft liegt mit der Gebrechlichkeit des Körpers oft hart im Kampfe, und es hat mitunter den Anschein, als ob die schier übermenschliche Anstrengung seiner Berufsarbeit ihn fast erdrücken wollte. Wird er es uns verzeihen, wenn wir zum Schluß ihn selbst an sein Märchen erinnern? Wir wünschen von Herzen, daß seine hilfbereite und formgewandte Hand für seine Wissenschaft wie für die Kunst, für das Vaterland wie für die ganze Menschheit noch lange in frischester, segenbringendster Thätigkeit bleibe!

Aus derMünchenerKunstaussstellung des Jahres 1^888.

von

Ludwig Pfau.

— Stuttgart. —

Vorbctrachtung.

ie dritte internationale Kunstaussstellung Münchens übertrifft ohne Zweifel die beiden vorhergehenden durch die große Anzahl höchst interessanter Gemälde. Wenn unter diesen auch nicht allzuviel« das Prädicat höherer Vollendung beanspruchen können, so haben sie doch in der neueren coloristisch-realistischen Richtung nachgerade eine technische Fertigkeit erreicht, welcher selbst der Classicismus eine künstlerische Berechtigung nicht länger abzusprechen vermag. Wie aber die Entfaltung und Bethätigung der neuen Kunstweise dieser Ausstellung ihre besondere Bedeutung giebt, so beabsichtigt auch unsere Darstellung nicht sowohl einen referirenden Bericht über die Masse des Vorhandenen zu geben, als vielmehr die eingehende Beurtheilung der wichtigeren Bilder zu einer kritisch-ästhetischen Besprechung der modernen Kunstentmickelung zu benützen.

Der Gegensatz stilistischer und naturalistischer Auffassung, wie er auch in der gegenwärtigen Bewegung wieder znm Vorschein kommt, ist so alt wie die Kunst und ist eine nothwendige Bedingung ihrer Entfaltung. Die Kunst ist mehr als die Natur, weil sie diese nicht slavisch niedergiebt wie ein Spiegel, sondern erkennend auffaßt und, mit Hilfe eines denkenden und fühlenden Bewußtseins, zu höherer Anschauung verdichtet. Aber die Kunst ist auch weniger als die Natur, weil sie nicht das ewig pulsirende, ewig schaffende Leben selber, sondern nur ein Abglanz der Wirklichkeit ist. und in ihrem Streben nach Hervorhebung des Wesentlichen einen Theil der besonderen Schönheit einbüßt, welche die bewegte Erscheinung ausstrahlt. Welche Palette vermöchte die Lichtmunder des Wendhimmels, die kühle und doch warme Durchsichtigkeit der grünen Vegetation, oder den feuchten Glanz des menschlichen Auges in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit auf die Leinwand zu zaubern? Wer könnte die Zierlichkeit eines zitternden Grashalms, oder gar die geschmeidigen, schnellendenden und doch straffen Formen eines wohlgebauten menschlichen Gliedes in ihrer ganzen Feinheit wiedergeben?

Aber andererseits sind die schönen Wirklichkeiten der Natur fragmentarische, von Zeit und Zufall abhängige, unter dem ehernen Gesetz der Nothwendigkeit stehende. Das Vollkommene existirt in der Natur bloß als das Resultat einer Entmickelungsreihe, als das Gesamtresultat einer Gruppe, aber nicht als der Besitz des einzelnen Individuums; denn die Wirklichkeit hat im Kampf um's Dasein tausenderlei Verbindungen einzugehen und Schwierigkeiten zu überwinden, die das eine Mal hier, das andre Mal dort ihre hemmenden Spuren zurücklassen. Das Abstractum kommt daher in keinem einzelnen Concretum zu vollständigem Ausdruck; das Wesen bedarf einer Reihenfolge von Erscheinungen, um sich in seiner vollen Schönheit zu offenbaren. Nun beruht aber das Streben des bemußten Geistes gerade auf dein Protest gegen die blinde Nothwendigkeit der Natur; abstrahirend von den Hindernissen der Wirklichkeit, will es mit seiner logischen Macht das denkend und empfindend aufbauen, was die Natur kraft ihrer spontanen Energie schaffend und kämpfend an's Licht stellt. Die ganze Entwicklungsgeschichte der Menschheit ist nichts anderes als ein Fortschreiten von der physischen Nothwendigkeit zur geistigen Freiheit; und auch in der Kunst drückt sich diese Geistesarbeit durch das Streben aus, das Erschaffene in seiner ästhetischen Freiheit zu zeigen, losgelöst von den Willkürlichkeiten des Zufalls und emporgehoben in jene Atmosphäre reinen Willens, wo die innere Uebereinstimmung des Gesetzes durch die äußere Harmonie der Erscheinung zu vollem Ausdruck gelangt. Wie jedoch alles Concrete dem Abstracten gegenüber nur Stückmerk, und alles Abstracte dem Concreten gegenüber nur Scheinleben ist, so verliert auch die Kunst in ihrem Zwiespalt zwischen idealer und realer, zwischen stilistischer und naturalistischer Auffassung nothwendig auf der einen Seite, was sie auf der andern gewinnt; und da sie keines der beiden Momente entbehren kann, so ist die Versöhnung, die Einheit beider die eigentliche Lösung ihrer Aufgabe. Aber die absolute Lösung wäre der absolute Stillstand, und der Stillstand ist der Tod. Was eristiren soll, muß sich fortentwickeln, und alle Entwicklung besteht nur durch den Widerstreit zweier Gegensätze: das Leben, das geistige wie das physische, ist nichts als Bewegung zwischen einem positiven und einem negativen Pol. So ist auch der Widerstreit zwischen Idealismus und Realismus geradezu das Leben der Kunst und die Bedingung ihrer Fortentwicklung. Daß im Laufe derselben bald der eine, bald der andere der beiden Factoren die Oberhand gewinnt, ist eine Folge ihrer gegenseitigen Thätigkeit, wie sie bei allen Entwicklungsprozessen eintritt. Es kann sich daher für eine vernünftige Kritik nicht um eine einseitige Bevorzugung des einen oder des andern Principis, sondern nur um das Maafz der Bethätigung handeln, das ein jedes in einem gegebenen Kunstwerk zu beanspruchen hat. Aus der Verschiedenheit dieses Maaßes besteht ja die Vielseitigkeit der Kunst und ihrer Richtungen. Es wäre ebenso engherzig diese Vielseitigkeit beschränken, als verderblich, den einen der beiden Factoren von dem andern ganz verdrängen lassen zu wollen; denn dies letzte ist der Weg, der zur Kunst hinaus, und einerseits zum Götzenbild, andererseits zur Photographie führt.

Im übrigen genügt ein Blick in die Kunstgeschichte, um den Wechsel der Richtungen zu constatiren. So zeigte z. B. die deutsche Kunst des Mittelalters — um nicht zu weit abzuschweifen — ein ähnliches Bestreben wie die heutige. Allerdings setzte der religiöse Inhalt der Conception und die asketische Richtung der Zeit dem altdeutschen Realismus gemisse ideale Schranke», welche ihn in den Grenzen künstlerischen-Gefühls zurückhielten. Aber das liebevolle Sichversenken in die Wirklichkeit, die gewissenhafte Wiedergabe der Einzelheiten, die Inbrunst,, mit welcher sich jene der byzantinischen Starrheit überdrüssigen Gemüther an die Natur anklammerten, übertrafen die heutige realistische Richtung wohl noch an Ernst und Willenskraft. Dafür geht in unserer schnelllebigen Zeit auch in der Kunst der Wechsel rascher vor sich als vor Alters. Das Wiedererwachen des Classicismus in den Tagen der französischen Revolution machte schon während der Restauration den Bestrebungen der Romantik Platz. Diese begehrte, unter der Juliregierung vom Colorismus zum Naturalismus übergehend, immer gieriger nach den Brüsten der Natur, bis sie schließlich dem Realismus in die Arme siel, der nun in seiner extremsten, aber auch wirksamsten Richtung das Ideal ganz negirte. Diese Einseitigkeit führte zum „Impressionismus" für welchen das plastische Moment der Kunst nicht mehr vorhanden war, und der nur noch mit Farbflecken operirte. Der Inbegriff dieser Richtung mäe eigentlich eine mit contrastirenden und harmonirenoen Tönen wohl beschmierte Palette. Diesem Farbenchaos entstieg zuletzt die sogenannte Plein-Air- oder Freiluftmalerei, welche dem zerstreuten und geschlossenen Lichte der Atelierbilder, der willkürlichen Beleuchtungsart einer alten, wenn auch berechtigten Tradition den Krieg erklärte. — Nur zu! Warum nicht auch einmal das grelle Sonnenlicht, nach dem geheimnißvollen Helldunkel? Den Rembrandt wird die neue Sonne noch lange nicht umbringen, er wird vielmehr noch leben, wenn die lärmendsten dieser Tagesmalere längst in die Nacht der Vergessenheit gesunken sind; denn er bringt mit einem einzigen Strahl mehr Lichtwirkung hervor als sie mit all ihrem Sonnenschein.

Damit soll freilich die Berechtigung der heutigen Richtung keineswegs geleugnet werden. Die alte Verfahrungsmeise hat etwas Conventionelles: auch die Vorgänge, die sich im Freien bewegen, sind behandelt, als ob sie im Atelier vor sich gingen. Die Bilder entstehen kraft eines Uebereinkommens, das mehr von der hervorzubringenden Wirkung, als von der Wirklichkeit des Hervorzubringenden ausgeht. Es ist sicherlich kein Fehler, in die Natur hinauszutreten, und die Inspiration bei ihr zu holen, statt sie zu sich einzuladen, mit einem fertigen Jnsvirations-Recevt in der Tasche. Aber vergessen darf man hierbei nicht, daß die Tradition keineswegs eine Negation der Natur, daß sie vielmehr gleichfalls ein Resultat ernsten Studiums, daß sie eine Zusammenfassung ästhetischer Bedingungen ist, welche sich zwar in: Einzelnen modificiren, in ihren wesentlichen Grundzügen aber nicht mißachten lassen, weil das Schöne, wie alles in der Welt, seine der Nothwendigkeit der Dinge entspringenden Gesetze hat.

Vor allem ist zu bedenken, daß ein aus der vollen Wirklichkeit herausgeschnittenes Stück Natur, so vortrefflich es auch niedergegeben sein mag, noch lange kein Kunstmerk ist. Dieses, sei es nun ein bildliches oder ein literarisches, verlangt eine Absonderung, einen Abschluß, welcher zwar dessen Zusammenhang mit dem Ganzen voraussetzt, aber erlaubt, dasselbe für sich zu betrachten, weil es nur dadurch seinen eigenthümlichen Werth und Reiz vollständig entfalten kann. Ein Drama z. B. muß aus den sich endlos aneinander reihenden Vorgängen des wirklichen Lebens die Momente herausgreifen, die sich zu einein Bilde auf der Bühne abrunden lassen; was hinter den Coulisfen vorgeht, wird als selbstverständlich beseitigt. Ebenso muß das Bild sich auf diejenigen Momente seines Gegenstandes beschränken, welche die Natur in ihrem Wesen und ihrer Wahrheit hervortreten lassen, und muß die störende Vielheit der umgebenden Erscheinungswelt beseitigen, wenn es die volle ästhetische Wirkung erreichen soll. Eine weise Beschränkung ist die erste Bedingung alles künstlerischen Schaffens. Und zwar ist diese Beschränkung eine doppelte, eine subjective und eine objective. Die erste entspringt der Auffassung des Künstlers, der seine Empfindung concentriren und zur einheitlichen Stimmung sammeln muß, und die zweite entspringt dem Naturgesetz, dessen Grenzen die Kunst nicht mißachten darf, ohne sich selber zu verringern. Die Schwierigkeiten, welche die Naturnotwendigkeit deni Künstler bereitet, reizen ihn wohl, den jkamvf init ihr aufzunehmen; aber selbst wenn er als Sieger aus demselben hervorgeht, hat nichtsdestoweniger sein Werk die Kosten zu bezahlen.

Dieser Grundsatz der Beschränkung nun ist es, der von der neuen Richtung hauptsächlich mißachtet wird. Die Dinge in freier Luft, in vollem Lichte zu malen, wäre ja ganz in der Ordnung, aber das genügt diesen Tausendkünstlern nicht; sie wollen ihren Gegenstand vom Hellen abheben — von der weißen Wand, vom lichten Fenster, vom strahlenden Himmel, und beleuchten zu dem Ende ihre Figuren von hinten. Ohne Zweifel kann man durch dieses Mittel mächtige Stimmungseffecte erreichen, und schon Millet hat auf den schönsten seiner Bilder seine Bauern Helldunkel vom Himmel abgehoben. Aber er hat dies mit Maß und Ziel gethan, im Dämmerlicht oder bei bedecktem Himmel, kurz unter Verhältnissen, wo der Gegensatz ein ausgleichbarer war, wo das zerstreute Licht seine Figuren genugsam erhellte, daß diese sich nicht schwarz wie Mohren auf den leuchtenden Himmel klecksten. Es ist eben ein Unterschied, ob der Maler unter der Herrschaft mahrer Empfindung ein künstlerisches Ziel verfolgt, oder ob er darauf ausgeht, durch ein Kunststück seine technische Geschicklichkeit zu zeigen. Wenn ein vernünftiger Mensch etwas sehen will, stellt er sich so, daß das Licht auf den Gegenstand und nicht ihm in die Augen fällt; und ebenso hat ein Maler, der uns nicht zum besten haben will, dasjenige zu beleuchten, was er uns zu zeigen begehrt, und es nicht durch ein blendendes Hinterlicht zu schwärzen. Ein vor die Lichtquelle gestelltes Object deutlich zu sehen, ist unmöglich; ein solches Verfahren heißt die Bedingungen mißachten, welche das Naturgesetz selber dem Auge stellt. Die wahre Kunst jedoch besteht nicht in der Ueberwindung von Schwierigkeiten, sondern in der Verdolmetschung der Natur, um die Schönheit derselben aller Welt offenbar zu machen.

Aber nicht allein durch einen Mißbrauch des Lichts, welcher die Dinge verdunkelt, statt sie zu erhellen, vergeht sich die neue Richtung an der wahren Realität, sondern auch durch eine Vertilgung des Schattens, wie sie

in der Natur nirgends existirt. Dieses künstliche Verfahren, alles in's Helle zu setzen, hat sich zu einer Art artistischer Hirnkrankheit entwickelt, in Folge deren diese Licht- und Luftmalerei beim Gegentheil ihres Zieles angelangt ist und Bilder hervorbringt, die weder Licht noch Luft mehr haben, sondern an deren Stelle eine aschgraue Monotonie. Wo kein Schatten ist, da ist auch kein Licht; und wo sich über alles ein fahlstaubiger Ton breitet, da giebt es keine Luftreflexe mehr, sondern eine Malerei, die aussieht, als ob man mit dem Wischlappen über die Farben gefahren wäre.

Dieser Kampf mit dem Licht, um den sich die gegenwärtigen Kunstbestrebungen hauptsächlich drehen, hat uns, in seinen Uebertreibungen, mehr erstaunliche als erfreuliche Ergebnisse geliefert. Freilich liegt es in dem Wesen jeder Opposition, den Gegensatz auf's äußerste zu steigern; und diese Heftigkeit ist um so begreiflicher, als ihr nicht sowohl die Kampflust als vielmehr das Bestreben zu Grunde liegt, die Frage zu vertiefen und durch das Hervorkehren der letzten Consequenzen dieselbe klar zu stellen. Als Durchgangspunkt, als Etappe ist daher solch ein extremes Verfahren nicht schlechthin zu verwerfen; aber wenn diese Lichtvergeuder und Lichtverderber des Plein-Air sich zu Aposteln einer allein seligmachenden Zukunftsmalerei aufzublähen suchen, dann wird diese Ueberschätzung unerquicklich, wenn auch mehr lächerlich als bedenklich.

Als vor ungefähr fünfzehn Jahren unter Manets Führung der Impressionismus mit seinen sonderbaren Gebilden in Frankreich auftauchte

Nord und Sud. XI.VII., IZS. 5

und zahlreiche Anhänger und Bewunderer fand, da dachten wir, eine solche Ansteckung des gesunden Menschenverstandes, eine solche Ausbreitung verrückter Ideen sei nur in Frankreich möglich. Aber es ist in der Geschichte schon öfter dagewesen, daß die Sieger von den Besiegten nicht nur Geld und Land, sondern auch Fehler und Vorurtheile erbeuteten; und so scheint es fast, daß die Franzosen uns nicht nur mit ihrem Chauvinismus, sondern auch mit ihrer sanguinischen Erregbarkeit ansteckten. Hat sich doch der Impressionismus bis nach Deutschland durchgemalt und hat nun auch bei uns seine Apostel und Glaubenshelden gefunden, nachdem er in seinem Vaterland den epidemischen Charakter längst verlor. Auch bei uns ist nachgerade die Kunst, in ihrer Sucht, um jeden Preis etwas Neues zu bringen, an den Grenzen der Verrücktheit angelangt. Die ästhetischen Ueberzeugungen sind ebenso flottant geworden wie die politischen. Alles opfert dem Zeitgeist, der in ethischen Dingen jetzt leider ein Geist der Häßlichkeit und Verlogenheit ist; denn die Impressionisten sind immer in der Angst, etwas Schönes zu malen, wie die Nationalisten immer Furcht haben, etwas Wahres zu sagen. Sie suchen nur das Publikum zu verblüffen, denn sie wissen, daß die Menge von jeher den Seiltänzern und Luftspringern nachgelaufen ist. Der sinnige Betrachter aber athmet ordentlich auf, wenn er inmitten dieser Schnurrpfeifereien auf ein Bild stößt, bei welchem der Künstler keine Nebengedanken hatte.

Freilich hat auch bei uns die neue Richtung einen höheren Standpunkt gewonnen und, in ihren gesünderen und maßvolleren Bestrebungen, eine Anzahl schöner und merkwürdiger Bilder hervorgebracht; aber wenn nicht zu verkennen ist, daß die deutsche Abtheilung sich durch große Fortschritte und bedeutende Leistungen vor den früheren Ausstellungen auszeichnet, so ist ebenso wenig zu leugnen, daß sie nicht den ersten Platz einnimmt: es fehlt an wirklichen Meisterbildern. Einige unserer älteren Meister haben verhältnißmäßig Unbedeutendes ausgestellt, andere sind zurückgegangen oder waren nicht glücklich in Lösung ihrer Aufgabe. Jüngere Kräfte haben allerdings den leeren Platz mit schönen und vielversprechenden Schöpfungen ausgefüllt, die aber doch noch nicht jenen Stempel der Sicherheit und Vollendung tragen, den manche der ausländischen, und namentlich mehrere spanischen Gemälde, aufzuweisen haben.

Retrospective Abtheilung. Ein guter Gedanke war die Herstellung einer besonderen Abtheilung für Bilder der Münchener Schule aus vergangener Zeit. Da freilich in diese Gruppe alle bereits verstorbenen Künstler eingereiht wurden, so enthält sie auch Meister wie Lier, Victor Müller und andere, deren Richtung und Thätigkeit in die moderne Kunst hereinragt. Die durch diese Beigabe ermöglichte Vergleichung der älteren und neueren Werke ist im höchsten Grade interessant und lehrreich. Das Ergebnis derselben aber ist die

Satze stocke ich, denn füglich darf ich nicht einmal von meinen besonderen Absichten reden. Manche der bunten, Wechsel- und reizvollen Bilder, die während meiner Fahrt in, Osten bisweilen mit sinnverwirrender Schnelligkeit im Fluge an mir vorübergesaust sind, habe ich zu bannen versucht, und ein besonderes Behagen hat es mir gemährt, den wunderbaren Eindruck, den das nur flüchtig Erspähte auf mich gemacht hat, in den Stunden gemächlicher Sammlung in der Erinnerung wieder auffrischen zu können. Jeder lehrhafte Zweck, jede anspruchsvolle Kritik aber hat mir durchaus fern gelegen.

Bilde mir nicht ein, Ivos Rechts zu wissen.

Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren . .

Wollte ich daran denken, wie hervorragende Gelehrte und großartige Dichter von tiefem Verständnis? getragene und farbenprächtige Schilderungen derselben Stätten gegeben haben, die wie in traumhafter Verschleierung vor mir aufgetaucht sind, und von denen ich mich abwenden mußte, bevor es mir noch möglich war, in deren Wesenheit einzudringen, — wollte ich an Byron, Fallmerauer, Amicis und so manchen Andern denken, so würden die nachfolgenden Blätter sicherlich ungeschrieben geblieben sein. Der einzige Vorzug aber, den ich geltend machen möchte, und der niir gewiß nicht als Unbescheidenheit ausgelegt werden wird, ist eben der, daß ich an jene erlauchten Wanderer, die vor mir dieselben Wege gegangen sind, so wenig wie möglich gedacht habe. Das, was ich gesehen habe, habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, nicht durch die Brille Anderer. Ich bin all' den Neuheiten, die sich mir dargeboten haben, mit der vollsten Unbefangenheit gegenübergetreten. Ich bin von Eigenthümlichkeiten angezogen, von Schönheiten mächtig und tief ergriffen worden, die in keinem der mir bekannten Programme verzeichnet waren, und da, wo ich mich vorschriftsmäßig hätte begeistern sollen, hat sich mitunter eine starke Enttäuschung meiner bemächtigt, und ich bin kühl bis an's Herz hinan geblieben. Ich habe mich weder um die politischen Schwierigkeiten und nationalen Wirren auf der Balkanhalbinsel, noch um den langsamen, und wie man behauptet: unaufhaltsamen Absterbeproceß des Asiatenthums in dem fernsten und vielleicht schönsten Winkel Europas bekümmert, habe weder archäologischen, noch cultur- oder kunstgeschichtlichen Studien obgelegen. Als harmloser Vergnügensreisender bin ich in Saloniki an der Hafenstraaße des AegSischen Meeres entlang und in Constantinopel über die Brücke des Goldenen Howes geschlendert, habe außer diesen beiden interessantesten und wichtigsten Städten der europäischen Türkei die drei sehenswerthesten Punkte Rumäniens: Bukarest, Sinaja und Curtea de Arges, kennen gelernt; und das Eigene der Anschauung und Empfindung, das Wahrheitsgetreue in der Wiedergabe des Erblickten und Gefühlten, das allein könnte vor wohlmeinenden Richtern diesen Aufzeichnungen eine gewisse Berechtigung geben. Sie sind fast ohne Ausnahme während der Reise selbst geschrieben worden, an Ort und Stelle und unter dem unmittelbaren Eindruck des eben Erblickten, ohne irgendwelches „schätzbare Material“, ja ohne auch nur zu wissen, wie Andere dieselben Dinge und Persönlichkeiten angeschaut und geschildert hatten. Uni diese Anderen habe ich mich erst nach meiner Rückkehr bekümmert, und zwar lediglich um gewisse Lücken zu füllen, die die eigene flüchtige Wahrnehmung nothwendigerweise oft hatte lassen müssen. Die Arbeit daheim — also eine sorgfältigere stilistische Fassung, die Sichtung und Ordnung der losen Blätter, die später eingestreuten Bemerkungen, zu denen ich durch die neue oder erneute Bekanntschaft mit Werken aus dem Orient veranlaßt worden bin — hat, wie ich glaube, an dein eigentlichen Wesen meiner flüchtigen Aufzeichnungen während der Fahrt selbst wenig verändert. Auch da, wo mich ehnvürdige Autoritäten in meinen von den ihrigen völlig abweichenden Anschauungen stutzig machen mußten, habe ich an die Ursprünglichkeit meiner ersten Niederschrift nicht rühren mögen. Ich habe mir gesagt, daß das Selbstempfundene, auch wenn es irrig ist, in einem Falle wie diesem noch immer mehr Berechtigung hat, als das Nachschwatzen des von Anderen vielleicht viel besser und viel richtiger Empfundenen.

Und somit Gott befohlen! Wir wollen uns auf den Weg machen. I.

Durch Ungarn nach Serbien.

Ueber Riltka nach Budapest. — Bersittlichimg der Stadt. — Aussichtswagen ohne Aussicht. — Ungarische Tiefebene. — Ankunft in Belgrad.

Hätte man mir Ostern gesagt, daß ich Pfingsten den thessalischen Olymp vor mir aufragen sehen sollte, so würde ich sehr erstaunt gewesen sein und ungläubig den Kopf geschüttelt haben. Ich dachte in der That an nichts weniger als an eine Reise nach dem Orient. Freilich hatte ich mich immer nach dem Osten gesehnt, und seitdem ich aus dem fernen Westen Amerikas die mächtigsten und unvergänglichsten Eindrücke in mich aufgenommen hatte, hatte sich in mir das Verlangen, den Orient einmal zu sehen, immer mehr gesteigert. In östlicher Richtung war ich über Warschau und Pest bisher nicht hinausgekommen, und ich war längst entschlossen, die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, um wenigstens einmal bis an's Schwarze Meer vorzudringen.

Diese längst gesuchte Gelegenheit bot sich mir nun rein zufällig in den ersten Frühlingstagen dieses Jahres. Wir saßen zu dritt im Kaiserhof: der Director der Länderbank, Regierungsrath von Hahn aus Wien, der Inhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Karl Fürstenberg, und ich. Wir hatten von allem Möglichen geplaudert, und schließlich kam das Gespräch auf eine neue Bahn, die demnächst eröffnet werden sollte, und von der ich hörte, daß sie eine neue wichtige Weltstraße erschließen würde: die Bahn von Vranja nach Uesküb.

Ich schwieg mit jenem verständnißbinnigen Lächeln, das immer so wohl kleidet, wenn von Dingen die Rede ist, die man nicht kennt. Ich habe mich nie für einen Schüler von Karl Ritter, Kiepert oder Klöden ausge-' geben, und ich scheue nicht vor dem Bekenntniß zurück, daß mir die Namen „Vranja" und „Uesküb“, wenn auch nicht gerade wie etwas vollkommen Unbekanntes klangen — ich glaubte wohl, sie irgendwo schon einmal gehört oder gelesen zu haben —, so doch recht wenig vertraut waren. Ich hatte keine Ahnung, wo ich auf der Karte nach diesen interessanten Städten zu suchen hätte. Ich dachte mir gleich, es müßte wohl da unten in der Türkei sein; aber auch Rußland oder Persien würden mich nicht überrascht haben. Plötzlich hatte ich eine lichte Eingebung.

„Vranja liegt doch am Schwarzen Meer?" fragte ich schüchtern.

„Nein. Sie verwechseln es mit Varna. Vranja ist die letzte serbische Station an der türkischen Grenze."

Nun wußte ich schon etwas mehr, aber auch noch immer nicht viel. Da ließ ich mich denn belehren, daß Saloniki, von dessen Herrlichkeit ich schon soviel gehört hatte, bis zur Stunde noch nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit den Schienenwegen Europas stehe, daß die bisherige Eisenbahn nur bis an die südserbische Grenze, von Belgrad über Nisch eben bis zu jenem interessanten Vranja, reiche, daß aber bis zur Stunde keine Verbindung zwischen Vranja und der nächsten türkischen Station, Uesküb, vorhanden gewesen sei, und daß man also, um nach Saloniki zu gelangen, von Vranja aus eine langwierige und beschwerliche Wagenreise von etwa vierundzwanzig Stunden habe machen müssen, um auf die türkische Bahn in Uesküb zu stoßen. Jetzt sei die directe Verbindung zwischen den serbischen und türkischen Bahnen hergestellt; die feierliche Eröffnung dieser Verbindungsbahn werde demnächst stattfinden, und man werde nun von jeder Stadt des Festlandes aus über Budapest und Belgrad mit der Bahn ohne alle Beschwerlichkeit direct bis zur Königin des Aegäischen Meeres, bis nach Saloniki, gelangen können.

Die Bemerkungen, welche meine Freunde über die ungeheure Wichtigkeit des nun vollendeten Unternehmens austauschten: über die eigentliche Gewinnung des großartigen Hafen- und Handelsplatzes von Saloniki für den Weltmarkt, über den mächtigen Aufschwung, den Saloniki selbst nehmen müsse dadurch, daß erst jetzt dieser rührigen, reichen und von der Natur begnadeten Stadt die Hinterländer Serbien, Rumänien, Ungarn und damit das gesammte europäische Festland eigentlich erschlossen seien, leuchteten mir vollkommen ein.

„Sie sollten die Eröffnungsfeier mitmachen." warf Herr von Hahn unbedacht hin, ohne wohl selbst zu glauben, daß ich das Wort sogleich aufgreifen würde. „Wenn Sie Land und Leute noch nicht kennen, würde es Sie gewiß interessiren."

„Sie brauchen mich blos zur Feier einzuladen," antwortete ich. „Lch komme mit Vergnügen."

„Ernsthaft gesprochen?"

„Durchaus ernsthaft. Aber allerdings würde ich die Einladung nur unter einer Bedingung annehmen: daß Sie mich nämlich nicht als Zeitungsschreiber einladen. Nicht daß ich meinen Beruf verleugnen wollte oder geringschätzte — ich bilde mir sogar etwas darauf ein, meine schriftstellerische TIMigkeit mit der Zeitungsschreiberei anfangen zu haben, und werde sie damit wohl auch abschließen —, aber wenn ich nach dem Orient reise, will ich mich amüsiren, will vollkommen frei sein von dem lästigen Zwange der sofortigen Berichterstattung, will nicht genöthigt sein, schreiben zu müssen, wenn ich lieber schlafen möchte, und mich in ein schlechtes Wirthshauszimmer zurückzuzieheil, wenn ich lieber in guter und anregender Gesellschaft bliebe."

Herr von Hahn erklärte sich mit dieser Bedingung vollkommen einverstanden. Wenige Tage darauf erhielt ich die Einladung zum 18. Mai in Belgrad, packte meine Siebensachen zusammen und fuhr ab, vorläufig noch ohne bestimmten Neiseplan. Als nächste Ziele hatte ich eben nur Belgrad und Saloniki im Auge. Ich machte mir keine Sorgen, ich wußte daß ich von da aus schon weiterkommen würde.

Da ich, um rechtzeitig in Belgrad einzutreffen, nur wenig Zeit zu verlieren hatte, zog ich es vor, diesmal Wien bei Seite zu lassen und auf dem nächsten Wege, über Breslau-Oderberg und Rutka, nach Pest zu fahren, um dort zu rasten. Und ich habe es nicht bereut. Der nördliche Theil von Ungarn mit den westlichen Ausläufern der Karpathen ist von großer landschaftlicher Schönheit. Ein paar Stunden hinter Oderberg nimmt der Schienenweg den Charakter der echten Gebirgsbahn an, die dem Reize der Brenner-, der Gisela« und der Seinmering-Bahn kaum etwas nachgiebt.

Mit überraschender Unmittelbarkeit fühlen mir uns in ein ganz anderes Land versetzt und sehen auf einmal ganz andere Leute. Die Arbeiter, die wir auf dem Felde beschäftigt finden, die Bauern und Bäuerinnen, die mit Körben, Kiepen und Bündeln schwer bepackt an den Stationen den Zug erwarten, sind im Typus, in der Haltung und auch in der Tracht von ihren nördlichen Nachbarn, den Schlesiern, grundverschieden. Wir bekommen freilich nicht allzu viel von diesen Menschenkindern zu sehen. Auf dem Felde ist jetzt wenig zu thun; es ist die gesegnete Zeit, da man den lieben Gott walten läßt. Aber die wenigen Feldarbeiter und die Hirten, die schläfrig und gedankenlos bei ihrer Heerde weilen, fallen uns durch das Absonderliche ihrer Erscheinung um so mehr auf. Es sind wohl meistens Slowaken. Das Reich der hohen Stiefel, die gleichmäßig von Männern und von Frauen getragen werden, hat nun begonnen. Die Männer haben fast allesammt den kleinen runden Hut mit aufstehender Krempe aufgestülpt, die nicht einmal den Versuch macht, gegen die heißen und blendenden Sonnenstrahlen irgendwelchen Schutz zu gewähren. Die leidlich knappen und gewöhnlich hellfarbigen Beinkleider stecken in den Schäfte« der Stiefel. Den Oberkörper bedeckt ein gelbbräunlicher Kittel von kleidsam malerischem Schnitt. Andere tragen anstatt dessen blos das Hemd, das über die Beinkleider gezogen und an der Hüfte durch einen Gürtel festgehalten wird und auf diese Weise Rock und Schurz sinnig verbindet. Alle haben eine sonnengebräunte Gesichtsfarbe, tiefbraune Augen und schwarze, stumpffarbige zottige Haare, die in nicht allzu gepflegtem Zustande glatt auf die Schultern herabfallen. Wind und Wetter, Staub und Regen und Sonne haben diesen Leuten eine einheitlich wirkende, bräunlich abgetönte Färbung gegeben; sie sehen aus wie Sepia-Zeichnungen. Denselben ziemlich einfarbigen, schmutzbräunlichen Ton haben auch die Weiber, die aber mit angeborenem Feingefühl für das künstlerisch Wirksame die Eintönigkeit der Grundfarbe durch grellere, bisweilen sogar schreiende Farben, namentlich des Kopftuchs, zu beleben wissen.

Durch eine noch viel tiefere graubraune Färbung der Haut, durch noch größere Vernachlässigung in der Pflege des Aeußern unterscheiden sich die Zigeuner, von denen es in dieser Gegend verhältnißmäßig eine ziemlich große Anzahl geben mag, von den Deutschen, Slowaken und Ungarn des gebirgigen Nordens. Da, wenige Schritte vom Halteplatz unseres Zuges entfernt, hat sich eine Bande gelagert. Da ist so eine Art Zelt aufgeschlagen, wenigstens flattert ein zerfetzter schmutziger Lappen, der an ein paar Stangen befestigt ist, im Winde hin und her. Ein alter, magerer Klepper steht ausgespannt neben der Karre, mit schmerzmüthig gesenktem Kopf, und beschnuppert, vielleicht hungrig, aber jedenfalls ohne rechten Appetit, das trockene staubige Gras. Eine nicht mehr junge und keineswegs schöne Mutter sitzt mit hochgezogenen Knien auf dem Boden und hat ihr Kind an der Brust. Sie ist spärlich bekleidet, das Kind ist pudelnackt. Die Ausübung ihrer Mutterpflicht scheint sie geistig nicht sehr in Anspruch zu nehmen; sie unterhält sich, mährend sie dem Kinde die Brust giebt, sehr lebhaft mit einem hinter ihr stehenden Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren. Einige der Bande scheinen damit beschäftigt zu sein, ohne alle Ueberstürzung das Rothwendigste für das zeitweilige Unterkommen ungefähr herzurichten. Andere liegen lang ausgestreckt im Grase und thun gar nichts.

Jedesmal wenn ich Zigeuner sehe, überrascht mich die erstaunliche Aehnlichkeit unserer europäischen Nomaden mit den Indianern Amerikas. Ob die Gleichartigkeit des Wanderlebens und der Lebensgemohnheiten schon diese schier wunderbare Übereinstimmung in der Erscheinung bewirkt — ich weiß es nicht; aber jedenfalls darf man, wenn man eben nur das Aeußere in's Auge faßt, mit demselben Rechte wie von den Indianern als von den Zigeunern Amerikas auch von unfern Zigeunern als von den Indianern Europas sprechen. Namentlich das schöne, etwas schmerzmüthige Auge in seiner tiefdunklen Farbe, von glänzenden schwarzen Lidern umsäumt, init dem seltsamen Ausdruck des Treuen und Scheuen, der an den Blick des Hundes gemahnt, ist beiden völlig gemeinsam.

Und auch die Gegend, die wir durchfahren, erinnert mitunter an den spärlich bevölkerten Norden Amerikas. Lange, lange Zeit sind wir mitten in wilder Einsamkeit, die nur der eiserne Strang der Schienen durchschneidet. In kühnsten Windungen schlängelt sich die Bahn an den Bergen entlang, die unmittelbar neben dem künstlich aufgeschichteten Bahnkörper schroff abfallen, und durchbricht in ungezählten Tunnels den felsigen Widerstand. Die meisten Berge sind dicht bewaldet und erglänzen jetzt in: frischesten Grün. Der wundervolle, junge Wald sieht wie zum Feiertage säuberlich abgewaschen aus. Viele Bäume stehen in vollster Blüthe. Unter dem zarten Weiß und dem wundersamen gelblich behauchten Rosa der Blüthen, die sich wie zu einem ungeheuren Strauße dicht aneinander schließen, verschwindet mitunter das saftige Grün der Blätter vollständig. In den schönsten Umrissen schließen die Berge den Horizont ab, bald in sanften Wellenlinien, bald in hoch und schroff aufsteigenden Spitzen. Graugelbes Geröll und unwirthsamer Boden wechselt mit üppigen prangenden Auen, durch die sich ein von niedrigen Bäumen und dichtem Gesträuch eingefasfter Fluß schlängelt, der bald spiegelglatt friedlich dahinfließt, bald über Kiesel und abgelöste Felstücke schäumend und kleine Stromschnellen bildend, ungestüm dahinbraust.

Auf langen Strecken ist keines Menschen Spur wahrzunehmen und keines Menschen Werk, außer eben der Bahn und den langmeiligen Telegraphenstangen, an denen unser Zug vorübereilt. Hie und da steht wohl einmal in der Einöde ein roh zusammengemmertes Bretterhäuschen, das vielleicht als Zuflucht im Sturme dient, vielleicht auch eine verlassene und zerfallene Behausung ist. In langen Zwischenräumen gewahrt man dann mitunter ein bischen Industrie: kleine Sägemühlen und Brettschneidereien, und endlich saubere, malerisch wirkende Flecken, aus denen die Kirchthürme auftagen, und die sich nur selten zu einer wirklichen Stadt vergrößern.

Ich freue mich immer darauf, wenn es mir gegönnt ist, einige Tage in Budapest zu bleiben, denn Budapest ist nach meinem Geschmack eine der schönsten und zugleich eine der an/nuthigsten Städte der bewohnten Erde. Namentlich von meinem letzten Aufenthalte hatte ich die dankbarste Erinnerung an die Herrlichkeiten der Stadt selbst und an die bestrickende Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner bewahrt.

Während der sieben Jahre, die seitdem vergangen sind, hat sich die Hauptstadt der Magyaren allerdings sehr wesentlich verändert. Unverändert habe ich eigentlich nur meine liebenswürdigen Freunde von damals gefunden. Wundervolle Straßen, die an Großartigkeit und Pracht mit den schönsten der Welt wetteifern dürfen, sind zum Theil vollendet, zum Theil ganz neu entstanden. Wenn man am Ouai der Donau entlangschlendert,

mit dem herrlichen Ausblick auf den Strom, auf die Brücken, auf die Insel und auf das malerische Ofen mit der Burg, wenn man über die weiten luftigen Plätze, die breiten schönen Straßen, die mit Palästen und palastähnlichen Villen besetzt sind, in den gutfahrenden Miethswagen dahinrollt, wenn man durch die Klänge einer vortrefflichen Militärkapelle angelockt in einen der vornehmeren Gärten eintritt, um dort zu Nacht zu speisen, und um sich schaut, wenn man da in zehn Minuten mehr weibliche Schönheiten erblickt, als sonst wohl in zehn Jahren, so muß man sagen, daß es wirklich kaum eine Großstadt giebt, die auf den Fremden einen so freundlichen und zugleich bedeutenden Eindruck machte, wie dieses schöne, vergnügte, liebenswürdige Budapest.

Und doch muß ich gestehen, daß ich von meinem egoistischen Standpunkt als Fremder aus alle baulichen Verschönerungen der Stadt gern gemißt hätte, wenn Pest in allem Uebrigen unverändert geblieben wäre. Aber diese ausgelassenste aller Städte, der früher in ihren tollsten Extravaganzen eine Anmuth, ja, auch auf die Gefahr hin, einen sehr ungeeignet wirkenden Ausdruck zu gebrauchen, der aber eben doch sachlich zutreffend ist, möchte ich sagen: ein gewisser keuscher Beiz zu eigen war, wie ich ihn nie und nirgendwo wiedergefunden habe, ist zimperlich und sitsam geworden wie eine englische Gouvernante und wird nun bald gerade so langweilig und zugleich so verderbt werden, wie alle andern Großstädte.

Der neue oberste Hüter über das Wohl und Wehe der Stadt — wir würden ihn Polizeipräsident nennen, in Budapest führt er, glaube ich, den Titel Oberstadthauptmann — mag ein ganz hervorragender Beamter sein. Seine Wirksamkeit beweist indessen wieder einmal, daß eine kleine Dosis Poesie auch bei der Erledigung der nüchternsten Geschäfte, die im Uebrigen mit der Poesie gar nichts zu schaffen haben, kaum entbehrt werden kann. Das eindringende ästhetische Verständniß für eine der erstaunlichsten und zugleich ansprechendsten Eigenarten der guten Stadt Budapest muß ich dein Herrn Oberstadthauptmann, ohne ihm im Uebrigen in der Erledigung seiner anderen Berufsgeschäfte irgendwie zu nahe treten zu wollen, zu meinem Bedauern doch absprechen. Er hat es für gut befunden, nach der Schablone da zu moralisiren, wo nichts Unmoralisches den freieren Sinn beleidigte. Er hat durch Belästigungen aller Art das nächtliche Treiben von Budapest, das nirgends in der Welt seinesgleichen hatte, zu nichts gemacht. Das, was überall mehr oder minder widerwärtig und ekelhaft, roh und gemein ist, — in Pest war es harmlos und gutgeartet und lediglich lustig. Da hörte man nie ein garstiges Wort, man hörte immer nur Lachen. Wenn man nach Sonnenuntergang oder vielmehr kurze Zeit vor Sonnenaufgang in lustiger Gesellschaft durch die Singspielhallen und Kaffeehäuser der Königstraße zog, so konnte man glauben, daß die poetischen Wahngebilde idealisirender Franzosen, daß jene Nigolettes und Risettes und wie sie Alle heißen, — jene lustigen Mädchen, die, ohne sich um die herkömmliche Moral weiter zu kümmern, ihr Dasein zu ihrem eigenen Vergnügen und zum Vergnügen der Andern anspruchslos und genügsam, ohne an morgen zu denken, im Vollgenuß des Heute, verscherzen und versingen, verjubeln und vertanzen — man konnte glauben, daß diese Gestaltungen einer idealisirenden Phantasie hier in Pest Fleisch und Blut angenommen hätten. Dies fröhliche Treiben war eine berechnete Eigenthümlichkeit des fröhlichen Pest, die man hätte schonen sollen!

Da ist nun die Obrigkeit — wie das Schicksal roh und kalt — dazwischengefahren und hat all der Lustigkeit, die Niemand schadete, ein Ende gemacht, als ob irgendwelche Höhlen des Lasters im Interesse der Moral hätten gesäubert werden müssen. Das mar ein grober Fehlgriff. So wenig Budapest in dieser Eigenthümlichkeit auch den Forderungen der strengen Sittsamkeit entsprach, so nehme ich doch keinen Anstand, zu erklären, daß trotz alledem und alledem Pest in seinem Ton und Gebühren die anständigste Stadt der Welt gewesen ist. Erst das obrigkeitliche Verbot hat diesem nächtlichen Treiben, das in seiner Harmlosigkeit die halbe Oeffentlichkeit nicht scheute, den harmlosen Charakter genommen. In die Verborgenheit zurückgedrängt, wird es seine Harmlosigkeit und Munterkeit unzweifelhaft verlieren und wird gerade so häßlich und zotig werden wie überall.

Die Königstraße, in der sonst, wie es in „Pariser Leben“ heißt, um Mitternacht das Leben begann, liegt jetzt dunkel und verschlafen da. Hie und da ist noch ein Kaffeehaus offen, in dem gähnende Kellnerinnen vergeblich auf Gäste warten. Die ausgelassenste Singspielhalle der Welt, die „Blaue Katze“, in der zwischen den Künstlerinnen und den Gästen das gemächlichste Verhältniß? bestand, so daß das Programm immer während des Abends von Nummer zu Nummer nach allgemeiner Uebereinkunft festgestellt wurde, ist geschlossen. Die sogenannte Polizeistunde hat diesem Local den Untergang gebracht. Jetzt ist um Mitternacht Alles still und ruhig, wie in der sitsamsten Kleinstadt. Man vernimmt nicht mehr das wehmüthige Jauchzen und verliebte Zittern der Zigeunermusik. Auch die Zigeuner müssen sich um Mitternacht schlafen legen; jedenfalls dürfen sie nicht mehr spielen. Alles nächtliche Musiciren ist untersagt! Und was ist denn aus der schönen Frau Berger geworden, der Inhaberin irgend einer kleinen Winkelwirthschaft, die hier neben einem Dutzend anderer Wirthschaften lag? Die wirklich selten schöne Frau, die den Fremden von kundigen Führern wegen ihrer auffallenden Schönheit besonders gezeigt wurde — auch sie ist als ein Opfer der obrigkeitlichen Fürsorge gefallen. Sie ist, wie uns unser Begleiter erzählt, „abgeschoben“ worden. Es haben sich — ob wegen ihres Wankelmuths oder wegen ihrer Sprödigkeit, ich weiß es nicht — mehrere Leute erschossen, darunter auch ein Hauptmann der Honved-Armee; und das hat man der schönen Frau übel genommen.

Die Königstraße finster, keine Zigeunermusik, die „Blaue Katze“ geschlossen, und Frau Berger abgeschoben — 0 Pest, 0 Budapest, was ist aus dir geworden! Ich fürchte, ich fürchte, der anmuthige Gegensatz, in dem die Freundlichkeit, Bescheidenheit, der gänzliche Mangel an Zudringlichkeit und die nimmer versagende gute Laune seiner leichtlebigen Bewohnerinnen zur Rohheit, Habgier und Knotigkeit des verdrießlichen und reizlosen nordischen Lasters standen, ich fürchte, dieser Gegensatz wird bald bis auf die letzte wahrnehmbare Spur verschwunden fein! Man hat offenbar vergessen, was der sittliche Schiller sagt: „Wo das moralische Gefühl Befriedigung findet, da will das ästhetische nicht verkürzt sein.“ Man hat es denn auch richtig fertig gebracht, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, in dieser Beziehung Budapest seinen eigentlichen Charakter zu nehmen. Das abendliche Pest bietet jetzt dem Fremden just dasselbe, was jede andere Stadt bietet, nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Die Theater waren gerade nicht besonders verlockend. In der Oper fand eine Wohlthätigkeitsvorstellung mit gemischtem Programm statt, eine jener Vorstellungen, denen ich schon in der Heimat mit einer gewissen Vorsicht aus dem Wege gehe, und denen ich in der Fremde nicht nachlaufen werde. Das Nationaltheater war geschlossen. Und so zogen wir denn,

Nord und Süd, XI.VII., IZS, 6

meine Freunde und ich, nach einem jener Etablissements, in denen die Vorführung von „Svecialitäten“ mit Gesangsvorträgen abwechselt.

Da gastirten als „Duettistinnen“. wie es auf dem Zettel hieß, zwei wunderschöne Mädchen, die Geschwister Roger, die seit einiger Zeit eine ganz besondere Anziehungskraft übten — nach ihrer Aussprache zu schließen, waren es norddeutsche Landsmänninnen. Es sind wahrhaft junonische Gestalten, groß, schlank und schmiegsam, mit schönen Händen und Füßen, in der vollsten Entfaltung der Weiblichkeit, ohne stark zu sein. Die beiden Schwestern sehen sich merkwürdig ähnlich, trotz der Verschiedenheit ihrer Züge, und man kann darüber streiten, welche die Hübschere ist. Tie Schönheit der älteren ist entschieden die ausdrucksvollere. Der Mund mit den milchweißen gesunden Zähnen steht nicht ganz gerade, aber das giebt dem sonst so edlen Gesicht mit dem vornehm geschnittenen Profil, mit den dunklen Augen von lustigem Ausdruck, mit den vollen, feingerundeten, frischen Wangen und dem glänzend schwarzen Haar, das die schöne Linie der Kopfbildung nicht zerstört, nur noch einen gewissen pikanten Neiz. Die regelmäßigere klassischere Schönheit ist die Jüngere, die in der Reinheit der Linien und auch in der marmornen Ausdruckslosigkeit an die antiken Muster geinahnt. Das Auge ist unvergleichlich schön, mandelförmig geschnitten, mit langen Wimpern eingefaßt, halb bedeckt von etwas müden Lidern. Wangen, Mund und Hände und Alles, was das Lüftelein im Volkslieds küßt, sind von bezaubernder Frische und Lieblichkeit. Gerade wie bei der milesischen Venus ist der «ops im Vergleich zum schlanken Ebenmaße des Körpers etwas zu klein. Für einen Bildhauer wäre ein schöneres Modell kaum zu denken. Das Mädchen wäre ganz berufen, noch ärgeres Unheil anzurichten, als die „abgeschobene“ Frau Berger, wenn dem wundervollen Gefäße der Inhalt entspräche.

Aber es ist auch in diesem Falle wohl dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Talentlosigkeit dieser schönen Mädchen steht auf der Höhe ihrer Reize. Sie sind rührend in ihrer Hülflosigkeit. Mit spröder, brüchiger Stimme singen sie so unmusikalisch wie möglich Lieder, deren Geistlosigkeit nur durch den Vortrag überboten wird. Dieser gänzliche Mangel an Temperament, an Empfindung und an Verständnis; hat etwas Ergreifendes. Es ist schade, daß man, um diese schönen Geschöpfe vorzuführen, keinen besseren Bormand ausfindig machen kann, als sie singen zu lassen. Wie schön müssen sie sein, daß sie diesen Gesang annehmbar machen, daß sie sogar Beifall damit finden! Der einzig berechnete Applaus war diesmal der, der sonst der unberechnete ist: bei ihrem Erscheinen, bevor sie noch den Schnabel aufgethan hatten. Weshalb man nachher noch klatschte, blieb mir ein Räthsel.

Aber es giebt im Menschenleben gar viele unaufgeklärte Probleme! Dazu gehört auch das: weshalb uns zur Reise von Pest nach Belgrad ein Aussichtsivagen zur Verfügung gestellt wurde? Ich kann mir kaum etwas Entbehrlicheres denken, als einen Aussichtsmagen auf dieser öden Strecke. Die Gegend, die wir durchfahren, ist das Langweiligste, was da« Auge erblicken kann. Der Boden ist flach wie die Hand, und der Kreuzberg mit den Pichelsbergen würde hier auffallen. Nur selten erblicken wir ein bewohntes Fleckchen. Es ist ein Dakota im Kleinen, wahrscheinlich auch sehr fruchtbar, — aber schön ist es nicht, das kann ich versichern. Und dazu der Staub! Die einzige Aussicht, die lohnend war, mar die auf eine spätere gründliche Reinigung. Dazu brauchte man aber keinen besonderen Wagen. Dabei sing die Hitze an sich in recht unangenehmer Weise bemerklich zu machen. Und so fuhren mir stundenlang, von der glühenden Mittagshitze bis zum Eintritt der Dunkelheit, immer durch dieselbe staubige, öde Langweiligkeit. An der serbischen Grenze sagte man uns, daß es jetzt anfangs sehr schön zu werden. Da aber mar die Nacht schon hereingebrochen.

Ein überaus gefälliger und liebenswürdiger Freund war mir aus Belgrad einige Stationen entgegenfahren. Es war ihm in seiner angesehenen Stellung als Director der Tabaks-Negie und als Ortskundigem ein Leichtes, uns über die lästigen Beschwerden der Paßrevision und der Zollquälereien hinwegzuhelfen, und während noch die Anderen am Bahnhofe mit ihren Siebensachen zu kramen hatten, waren wir bereits in unserm Gasthause untergebracht.

Ein riesengroßer Festsaal, in den ein Bett gestellt mar, mit den Bildern von einigen Dutzend Milan Obrenowitsch, war mir für die Nacht angemiesen. Ich gestehe, daß sich dieser Raum zu einer Ausstellung der Landes producte oder als Sitzungssaal der Skupschtina eigentlich besser geeignet hätte, als zur nächtlichen Herberge eines genügsamen Reisenden. Meine Schritte hallten unheimlich, und die vier Kerzen, die ich angezündet hatte, ließen nur erkennen, wie ungeheuer die Dunkelheit um mich herum war. Im vollsten Widerspruche zur Größe dieses Schlaf-Ahnensaals stand das Waschbecken, das ich zunächst für eine Bouillontasse hielt. Ich mußte die außerordentlichsten mimischen Anstrengungen machen, um dem lediglich serbisch sprechenden Zimmermädchen klar zu machen, daß mir nach des staubigen Tages Mühen ein etwas umfangreicheres Waschgeräth vor allen Dingen wünschenswerth sei. Schließlich verstand sie mich auch und brachte mir ungefähr das, was ich haben wollte. Und so gelang es denn auch meinem beharrlichen Bemühen, wie die Naturforscher sagen, die unzweckmäßige Ansammlung von Stoffen an ungehöriger Stelle nach einiger Zeit zu beseitigen. Als ich in einer verlassenem Ecke endlich mich zur Ruhe begeben und die Lichter gelöscht hatte, singen die Möbel an furchtbar zu knacken, und mein Nachbar stöhnte jämmerlich im Schlaf. Das Licht des Mondes siel gerade auf das bleiche Antlitz irgend eines ermordeten Milan Obrenowitsch. Unter diesen angenehmen Empfindungen schlief ich ein. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich mich im Traum mit allerlei Raub- und Mordgesindel herumzubalgen hatte.

Von Belgrad bekam ich bei der Kürze des uns bemessenen Aufenthalts am andern Tage nicht viel zu sehen, und das Wenige, das ich sah, wurde nicht eben unter den günstigsten Bedingungen dargeboten, denn es war wieder sehr heiß. Die Sonne brannte unbarmherzig auf uns herab, und es staubte wiederum. Wir fuhren in recht mangelhaft gepflasterten Straßen der nicht sehr charakteristischen Stadt, in der neben vielen alten und anspruchslosen Gebäuden auch einige stolzere, zum Theil sogar etwas protzenhaft wirkende Neubauten aufragen, nach dem besuchtesten Spazierweg, der von der Stadt nach dem hübsch gelegenen königlichen Jagdschloß Tovschider führt. Zu dieser frühen Stunde mar es da noch öde und verlassen, und von der Belgrader Gesellschaft bekamen wir Niemand zu sehen. Wir durchwanderten den Park, der 'eine herrliche Aussicht sowohl auf die malerisch gelegene Festung, wie auf die hier zusammenfließenden Flüsse Donau und Sau bietet. Lange durften wir da nicht rasten, denn schon in der Mittagstunde kam der Orient-Expreßzug aus Paris, der die wesentlichen, zur Eröffnungsfeier geladenen Gäste und auch die Wirthe selbst mitbrachte.

II.

öerbien.

Festlichkeit in Nisch. — Reden, Musik, Tanz und Gesang. — „Wer nie die kummervollen Nächte . . .“

Unsere Reisegesellschaft, die sich aus den gleichzeitig mit inir in Belgrad angekommenen Gästen aus Oesterreich-Ungarn und Norddeutschland, den Geladenen aus Belgrad selbst und endlich denen, die mit dein Pariser OrientErpreßzug eintrafen, ziemlich vollständig gebildet hatte — es kamen am andern Tage nur noch die türkischen Theilnehmer hinzu —, mochte sich nun auf achtzig bis hundert Köpfe belaufen. Ich will diese Zahl indessen nicht verbürgen, denn ich bin kein sehr zuverlässiger Taxator; aber so ungefähr wird's wohl gewesen sein. Unter den Berichterstattern waren natürlich die österreichisch-ungarischen und französischen am stärksten vertreten. Von Berlin waren Ludwig Pietsch, der farbenreichste, scharfsichtigste und fleißigste aller Reisefeuilletonisten, und Paul Lindenberg erschienen. Von den Oesterreichem sei nur einer genannt: der Chefredacteur der „Neuen Freien Presse“, Dr. Bacher, der merkwürdiger Weise in seiner ganzen Erscheinung, in seiner gedrungenen kräftigen Gestalt, mit dem von dem schwarzen Vollbart eingerahmten grundgescheidten Gesicht, der hohen Stirn und den dunklen klugen Augen sehr lebhaft an seinen Vorgänger, an den Begründer der „Neuen Freien Presse“, Max Friedlaender, erinnert. Dr. Bacher war begleitet von seiner liebenswürdigen Frau.

Von Diplomaten bemerkten mir den würdigen Grafen Bray Vater, den bayerischen Gesandten in Wien; dessen Sohn, den Grafen Bray, unfern Gesandten in Belgrad, die echte Gestalt eines schweren Reiters, sehr groß und stämmig, breitschulterig, mit feinem und gescheidtem Kopf, überaus liebenswürdig und zuvorkommend; den französischen Gesandten in Belgrad, Herrn Millet, einen schlanken, schwächtigen, ebenfalls noch jungen Mann, unglaublich beweglich, beinahe ein bischen zappelig; den früheren serbischen leitenden Staatsmann Nistic, mit ernsten und nicht unbedeutenden, aber auch nicht feinen Zügen, einem auffallend langen und starken dunkelblonden Backenbart iin Umfange und Schnitt des Puttkamer'schen; den neuen Kultusminister Dr. Georgewitsch, einen lebensfrischen, kräftigen Mann mit dunklen funkelnden Augen, sehr verbindlich in seinen Formen, der auf der Wiener Hochschule gebildet ist und die deutsche Sprache vollkommen beherrscht u. s. w.

Die hervorragendste Rolle bei dieser Feierlichkeit spielten natürlich die Finanzgrößen und namentlich die französischen. Unter diesen machte sich Herr Hensch, der Präsident des Oorupwir ä'eZeorupts, durch die selbstbewußte ruhige Sicherheit seines wuchtigen Auftretens, wie sie das Großkapital vielleicht in noch erhöhtem Maße als die Geburt verleiht, bemerkbar; jeder Zoll ein Bankdirector! Und Herr Hensch ist nicht klein, er hat wohl fünf Fuß elf Zoll. Menschlich nahbarer und freundlicher wirkte Herr Alfred Andrö, gleichfalls der Chef eines der größten Pariser Häuser, mit dem fast typisch zu nennenden Aeußern des großen französischen Financiers: eine etwas über mittelgroße, kräftige, beinahe corvulente Gestalt, das Gesicht mit dem Ausdruck der Klugheit und Jovialität, Kinn und Lippen glatt rasirt, mit schmalen Backenbart, hoher Stirn, spärlichem Haar und scharf blickenden freundlichen Augen — in seiner ganzen Erscheinung mohlgepflegt und von gefälliger Wirkung. Herr Andrö mar begleitet von seiner still vornehmen Frau und seiner anmuthigen Nichte, ebenfalls einer beinahe typisch zu nennenden Vertreterin der wohlgezogenen jungen Französinen aus guter Familie, in jener echt mädchenhaften Zurückhaltung, wie sie Fräulein Neichemberg im TIMtre franyais niit unübertrefflicher Meisterschaft darstellt. Der junge Graf Vitali, der sich ebenfalls an diesen Bahnen finanziell sehr stark betheilt hat, ein lebhafter, dienstbereiter, liebenswürdiger junger Mann, bemühte sich unablässig

um das Wohl und Wehe der Gäste, und dessen bildhübsche junge Frau von schmiegbarer Gestalt und edelstem Gesichtsschnitt war ohne Zweifel die lieblichste Erscheinung der Reisegesellschaft. Unter den Franzosen war noch eine besonders anziehende Gestalt: es war Herr Bordeleau, der Präsident des Pariser Handels-Tribunals, ein schon älterer Herr in tadelloser Haltung, von schlanker Gestalt, mit kurzgeschorenem schneeweißem Haar und Backenbart und von frischer blühender Gesichtsfarbe. Von der Länderbank in Wien nahmen der Gouverneur, Graf Woditzky, und der Director, Negierungsrath von Hahn, von der Berliner Finanzwelt Herr Hans von Bleichroeder an der Fahrt theil. Ich bin sicher, daß ich viele der Nennensmerthesten übergehe, aber ich mache auch gar keinen Anspruch auf Vollständigkeit in der Aufzählung.

Serbien ist ein wunderschönes Land. Die Strecke, die wir durchfuhren, vom nördlichsten Zipfel bis zur Südgrenze, ist jedenfalls überreich an landschaftlichen Reizen. Es ist wie ein blühender Garten, der jetzt in der frischesten Färbung des Sommeranfangs vor uns sich ausbreitet, hier meist Hügelland, das durch eine Gebirgskette zuerst anmuthig, dann gewaltig und großartig umrahmt wird, schattige grüne Wälder und fleißig bebauete üppige, sonnige Felder.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir Nisch, das im Herzen von Serbien liegt, wo für unser nächtliches Unterkommen gesorgt war, und in dem die erste Feierlichkeit stattfinden sollte. Die Stadt machte auf mich bei unserer Ankunft einen sehr tiefen und starken Eindruck. Hier trat uns zum ersten Mal der Orient in seiner vollen Eigenart ganz unverfälscht entgegen. Hier sahen wir das erste schlanke, weiße Minareh aus dem bunten Gewirr der Häuser aufschießen und hier das unvergleichlich farbenprächtige Gewühl der Menge.

Da hockten auf dem freien Felde vor Nisch und lagen ausgebreitet auf Teppichen etwa zwanzig bis dreißig türkische Weiber, die ihr Gesicht bis auf den schmalen Theil zwischen den Augen und der Nasenspitze mit dem weißen Kopstuch oder der bunten Kapuze ihres mantelartigen, bauschigen Gewandes verhüllt hatten, und neugierig und lustig zu den Fremdlingen aufschauten, die als friedliche Eroberer in ihre türkische Heimat einbrechen wollten. Und dies Gewühl und Gewimmel auf dem Bahnhofe! Diese Serben mit ihren kurzen Jacken, die Albanesen mit den gefältelten weißen Röcken und reichbestickten Jacken, die Bulgaren, Türken und Griechen, die Juden mit den fuchspelzverbrämten Kaftans, die sich hier nur für das geübte Auge von der Umgebung abheben, die zerlumpte Zigeuner — Alles das zu einem buntscheckigen, erstaunlich bewegten Knäuel zusammengeballt, durchsprinkelt mit Scharlachroth, mit Saffrangelb, mit Arsenikgrün, und das Ganze doch gleichmäßig und harmonisch abgetönt, und Alles schreiend und lärmend und tobend, dazu die schmetternde Militärmusik auf dem Bahnhof, die zu unserer Begrüßung ausgeschockt war, und darüber der herrlichste blaue Himmel — es wirkte auf den nördlichen Ankömmling sinnverwirrend und berauschend. Der Eindruck, den ich in Nisch empfangen habe, sollte nur noch in Saloniki überboten werden.

Auf die Aufnahme einer so großen Anzahl von fast ohne Ausnahme recht verwöhnten fremden Gästen war man in Nisch von Hause aus natürlich nicht vorbereitet. Reisende, die diese so malerisch und eigenartig wirkende Stadt von früher her kannten, entwarfen keine sehr erbauliche Schilderung von den dortigen Gasthausverhältnissen. Einige der bevorzugtesten unserer Gefährten hatten bei den privaten Honoratioren ein Unterkommen gefunden. Sämmtliche Hotelzimmer waren natürlich von der Gesellschaft belegt, und viele unserer Reisegefährten verbrachten die Nacht im Schlafwagen. Ich glaube, daß diese eigentlich die Begünstigtesten waren.

Auch ich war in freundlicher Weise bevorzugt worden. Ich fand in einem, ganz guten Hotel ein großartiges Zimmer mit sechs oder sieben Fenstern und einem Balkon, das, nach den herumstehenden und liegenden Gegenständen zu schließen, gewöhnlich nicht vermietet wurde. Es waren da Vorräthe von Wäsche und Geschirr, sowie eine große Anzahl von Gegenständen, die auf den privaten Besitz der Wirthe hinwiesen, so daß ich annehmen durfte, dieser Raum werde gewöhnlich von der Familie des Gasthofbesizers bewohnt und gleichzeitig als eine Art von Magazin für die Bedürfnisse des Hotels benutzt. Zu meiner Verwunderung hatte man zwei Betten aufgeschlagen. Ich brauchte doch nur eins!

Aber mein freudiges Erstaunen währte nicht lange. Ich sang gerade an es mir ein bißchen bequem zu machen, als die Thür geöffnet wurde und ein mir unbekannter Herr eintrat, der mich höflich begrüßte und mir fügte, daß wir für diese Nacht Zimmergenossen sein würden. Er war ein sehr angenehmer, liebenswürdiger junger Mann, dem ich sehr bald anmerkte, daß er die freundlichen Gewohnheiten der Sauberkeit hatte. Wir hatten uns vorgestellt und verkehrten sehr angenehm miteinander. Wir hatten uns oberflächlich zum Ausgehen zurechtgemacht und freuten uns über den schönen Ausblick von unserm Balkon aus auf die heiter belebte Straße. Es hatten sich vor unserm Hotel eine große Anzahl von Neugierigen angesammelt, die sich offenbar davon überzeugen wollten, daß sie in uns Menschen sehen würden, wie andere mehr.

Aber hier war nicht Zeit, sich staunend zu ergötzen. Wir mußten zum Festmahl, das in einem andern Gasthof, welcher über den größten Saal der Stadt verfügte, hergerichtet war.

Da es keine lohnende Aufgabe ist, unangenehme Erinnerungen wieder machzurufen, so will ich von der Qualität der Speisen schweigen. Es war ein fürchterliches Essen. Aber wir hatten Hunger, und da gute Reden das Essen begleiteten, wurden mir auch damit fertig. Man wird, ohne sich anzustrengen, ungefähr errathen können, wie diese Reden lauteten. Die großen finanziellen Unternehmer berührten natürlich mit keiner Silbe die vielleicht nicht ganz unwichtige Frage, daß mit der Eisenbahn am Ende ein ganz gutes Geschäft zu machen sei. Es wurde lediglich auf das herrliche Werk, das eine neue Weltstraße erschließe, das der ganzen Menschheit zu gute komme und in der Allgemeinheit der Civilisation einen neuen Markstein darstelle, mit schwungvollen Worten hingewiesen. Man kann sich das, wie gesagt, leicht vorstellen. Humanität und Cultur, Umschlingen des Orients und Occidents, friedliche Eroberung, Ausgleich der Geister, Aufschwung, Gedeihen, Friede und Fortschritt spielten natürlich eine große Rolle.

Nachdem diesen allgemeinen Bedürfnissen genügt war, verlief dann der Redestrom nach der vorher bestimmten Richtung in ein Hoch auf den Sultan, auf den König von Serbien, auf die Begründer des Unternehmens und dergleichen. Der französische Gesandte, Herr Millet, der vielleicht am besten sprach, hatte das größte Pech. Während er nämlich redete, ergötzten sich im Saale zwei Hunde, die weder durch Bitten, noch durch Drohungen, noch durch Schläge zu beruhigen waren. Sie vollführten zu der wohldurchdachten und wohlgesetzten Rede eine ununterbrochene winselnde, knurrende, bellende Begleitung; und auch den Ernsthaftesten wurde es schwer, ernst zu bleiben, wenn man sah, wie Kellner und Gäste vergeblich auf die Thiers Jagd »nachten, welche die sichersten und unerreichbarsten Verstecke aufsuchten, um ihren Unfug im Saale unbehellig fortzusetzen.

Zwischen den einzelnen Reden spielte die serbische Militärkapelle, die vor der offenen Thür saß, allerlei bekannte und unbekannte Weisen. Unter den ersten unterschied ich einige für die hier versammelten fremden Nationalitäten bezeichnende; und unter den letzten fiel mir die eine durch ihren flotten Rhythmus und ihre scharfe und eigenartige Melodik besonders auf. Es war jedenfalls die serbische Nationalhymne, also so eine Art „Wacht an der Sau“ — oder „an der Drau“.

Viel unterhaltender und interessanter als das, wie gesagt, recht mäßige Festessen in dem unschönen, spärlich beleuchteten und schwülen Saale waren die Volksbelustigungen auf dem Platze vor dem Gasthofe, die dem Essen folgten. Die Klänge der Militärmusik hatten natürlich alle Bewohner von Nisch auf dem großen Platze vereinigt. Der Platz, der durch wenige Laternen matt beleuchtet war, lag in tiefem Halbdunkel da. Am sommerlichen Nachthimmel glänzten nur die Sterne. Nur unmittelbar vor dem Gasthofe, da wo die Musikanten ihre Sitze aufgeschlagen hatten, war es hell beleuchtet. Da war denn auch das Volksgedränge am stärksten; und die Polizeibeamten, die mit einer bei uns noch nicht geahnten Energie handgreiflich Ordnung stifteten, hatten nicht wenig zu thun.

Aus der Menge hörte man, erst in undeutlichem Gemurmel, dann mit vernehmlicherem Verlangen, einen Ruf, der von den Musikanten auch offenbar verstanden wurde; denn nun begann die Kapelle einen eigenthümlichen, nicht gerade schönen, aber sehr sonderbaren, einförmig dudelnden Tanz aufzuspielen, und alsbald lichtete sich der Haufen. Es faßten sich einige Leute an die Hand und tanzten einen ganz kindischen Ringeltanz, ein einfaches Springen und Hüpfen im Kreise. Es waren zuerst vielleicht sechs oder acht, die nach der rhythmischen Einförmigkeit der Musik im Kreise herumhopsten. Die Reihe der Tänzer wurde aber immer größer. Bald waren es ein Dutzend, und nun vielleicht schon das Doppelte, und jetzt immer noch mehr! Immer größer wurde der Kreis, immer spielte die Kapelle dieselbe langweilige Weise, und die braven Leute, die sich wie die Anderen an den Händen hielten, sprangen gleichmäßig, ohne irgend welche Kunst, nach dem Tacte der Musik dazu umher. Auch einige Weiber beteiligten sich an dem unglaublich hannlosen Vergnügen, und selbst die hohe Obrigkeit, die Polizei, die eben so derb eingegriffen hatte, konnte den Lockungen dieses einfachsten aller Nationaltänze nicht widerstehen; auch die Polizisten hüpfen mit Bürgern und Soldaten, mit Männern und Weibern von steinernem ernstem Gesichtsausdruck in der warmen Nacht auf und nieder. Kolo heißt dieser National- Ringeltanz, der, sich in Serbien und Dalmatien einer großen Beliebtheit erfreut. Ich habe etwas Einfacheres, Anspruchsloseres und Kindlicheres nie gesehen. Aber Alles, was echt ist, ist doch eben wirkungsvoll, und in dieser Umgebung und unter dieser Betheiligung wirkte dieses kunstlose Hopsen sehr originell und gemüthlich. Erstdauer war die Ausdauer. Der Tanz wollte gar kein Ende nehmen. Ich dachte, es gäbe irgend welche Variation, aber Gott bewahre! Es ist immer dasselbe Hüpfen und Springen in einer langen, sich immer vergrößern den Kette und im Ninkelreigen. Die Geduld der Zuschauer erschöpfte sich offenbar viel eher als die der Tänzer.

Als sich die Schaar der Umstehenden einigermaßen lichtete, hörte der Tanz auf. Und nun begann aus der Menge ein junger Mann, mit ziemlich kräftiger, wenn auch nicht gerade wohl lautender Stimme, ein wiederum in der Melodik und Rhythmik mehr eigenartiges als schönes Lied vorzutragen. Es pries, wie uns ein Kundiger sagte, die Heldenthaten des Königs Marco, eines vielbesungenen Helden der Südslaven. Die Menge hörte andächtig zu, und die Militärmusik schwieg, bis das lange Lied zu Ende war. Da ich den Text doch nicht verstand, so hatte es für mich keinen besonderen Zweck, das Ende, das wahrscheinlich noch lange nicht kam, abzuwarten. Ich war müde und suchte mein Lager auf. Noch lange hörte ich, als ich mich schon weit von dem großen Platze entfernt hatte, die hohe Stimme und den merkwürdig psalmodirenden Gesang in der Stille der Nacht.

Es war ein ziemlich anstrengender Tag gewesen, und ich war recht müde. Das Bett war sauber, und ich hatte auf Anrathen eines vorsorglichen Freundes ein genügendes Quantum Insectenpulver ausgestreut, um ohne Besorgnis; vor einer nächtlichen Störung gelassen der nächsten Zukunft entgegenzusehen. Das Bett war recht hart, aber daraus machte ich mir natürlich nicht viel. Mein Stubengenosse war ungefähr gleichzeitig mit mir gekommen, und wir hatten uns gleichzeitig schlafen gelegt und gleichzeitig das Licht gelöscht. Ich wollte gerade einschlafen, da hörte ich meinen Stnbenossen schwer seufzen. Ich fuhr auf. Er seufzte noch kläglich.

«Ist Ihnen nicht wohl?» fragte ich.

Keine Antwort. Nach kurzer Pause ein mehrmüthiges Pfeifen. Mein Gott! was macht denn der Herr? dachte ich mir. Es wurde mir nur zu bald klar. Ich beobachtete nun den langsamen Uebergang vom ruhigen, beinahe lautlosen Athinen zum beschwerlichen und hörbaren. Er schnarchte, — aber wie!

Ich habe schon allerhand Schnarcher gehört, aber einen Schnarcher von der Vielseitigkeit, von der Unerschöpflichkeit der Hilfsmittel, von dem Reichthum an stets überraschenden Neuheiten wie meinen Begleiter nie! Es war ein Schlürfen, ein Schnalzen, ein Röcheln, ein Pfeifen, ein Flöten, ein Sägen, ein Hobeln, ein Aechzen, ein Zischen, ein Gurgeln — es gab überhaupt keinen Laut, dessen eine menschliche Kehle im Bunde nicht allen befreundeten Organen fähig ist, den mein verehrter Nachbar nicht ohne die geringste Anstrengung im Schlafe producirt hätte, — und noch dazu in allen möglichen Vortragsarten, im staooato, im terato, bald leise schnaufend, bald fürchterlich donnernd — kurz und gut, es war wie der Gesang einer Nachtigall: immer etwas Neues. Und das war sehr schlimm. Hätte mein Nachbar normal geschnarcht, wie ein ordentlicher Mensch zu schnarchen pflegt, mit einer gewissen Regelmäßigkeit, dann hätte mich das nicht weiter gestört. Aber unwillkürlich wurde meine Aufmerksamkeit immer wieder angespannt. Um Gottes willen! was kommt denn nun? fragte ich mich bangend. Und es kam regelmäßig etwas ganz Unerwartetes. Hatte ich auf ein melodisches Pfeifen gehofft, so kam ein tiefer herzzerreißender Schmerzenston, der an Amfortas erinnerte, dann wieder ein Helles Frohlocken, ein grunzender Zornesruf — kurz und gut, es war das gleichzeitig wunderbarste und schrecklichste Concert, das ich in meinem ganzen Leben gehört habe.

Eine halbe Stunde, vielleicht noch länger, ertrug ich das schwer Erträgliche in schweigsamer Ergebung. Ich hörte, wie er flötenartig trillerte, wie er Seidenzeug zerriß, ich hörte ihn flehen, als ob er erdrosselt würde. Dann wandte ich alle Palliativmittel an, die gegen das Schnarchen empfohlen werden. Ich setzte mich aufrecht im Bett auf und piffte das Zwischenspiel des Hirtenknaben im „Tannhäuser“. Mein Pfeifen schien den Schlafenden auch einigermaßen zu interessiren, denn es trat eine kurze Pause ein — aber freilich nur eine ganz kurze; gleich darauf setzte er mit frischen Kräften wieder ein und fesselte mich durch die überraschendsten Wendungen. Ich räusperte mich so stark wie möglich, ich rief den Schnarchenden und bat um Gnade. Er hörte mich nicht. Endlich zündete ich Licht an. Er lag mit dem Kopfe halb aus dem Bett heraus, den Mund als schreckliches Schallloch weit geöffnet, und schlief wie ein Gebenedeiter. Ich stand auf und versuchte, den Kopf nach oben zu legen. Es gelang mir auch. Aber kaum befand sich der Kopf in einer einigermaßen normalen Lage, so machte der Schlafende eine kühne Wendung im Bett, und der Kopf hing nun nach der entgegengesetzten Seite heraus; auf einem Umwege kamen nun die Töne noch schrecklicher zu mir. Ich rüttelte ihn. Er antwortete wohlwollend im Schlafe einige Worte, aber es war nicht möglich, ihn zu erwecken. Er schnarchte unbarmherzig weiter.'

Allmählich bemächtigte sich meiner eine sanfte Verzweiflung. Ich bekleidete mich mit dem Allernothwendigsten und trat, ohne recht zu wissen, was ich eigentlich wollte, auf den Flur, vermuthlich in der Hoffnung, daß ich da einer fühlenden Seele begegnen würde, die mir vielleicht ein anderes Bett anwies. Ich irrte rathlos zwischen lieblosen Koffern und ungesäubertem Schuhwerk umher. Es kam lange Zeit kein Mensch. Auf einmal wurde vorsichtig eine Thür aufgemacht. Einer der Gäste hatte meine Schritte vernommen, und es war ihm offenbar unheimlich, in der wildfremden serbischen Stadt Schritte auf dem Corridor zu hören. Als er mich da zwischen den Koffern sah, hielt er mich natürlich für einen Koffermarder. Ich suchte ihn durch einige freundliche Redensarten zu beruhigen, aber er traute dem Schwindel offenbar nicht recht. Er trat nun in weißen Pumphosen mit einem Foulard um den Kopf, einen Leuchter in der einen Hand, in der andern etwas Unheimliches, vielleicht eine Waffe zu Schutz und Trutz, mit den, Ausdruck des äußersten Argwohns an mich heran.

„Ich kann nicht schlafen,“ erklärte ich ihn?. „Der Herr, der mit mir das Zimmer theilt, schnarcht furchtbar.“

Offenbar hielt er das für einen Vormand, und sein Mißtrauen wurde dadurch nicht beseitigt. Er nahm einen kleinen Koffer, der in der nächsten Nähe seiner Thür stand, schleppte ihn in sein Zimmer und schloß die Thür zweimal zu. Ich trat nun wieder in mein Zimmer zurück, und da ich gar nicht wußte, was ich anfangen sollte, versuchte ich Kolo zu tanzen. Aber meine Beharrlichkeit war doch geringer als die der serbischen Nationalkinder. Es langweilte mich, und mein Freund schnarchte weiter. Und wie! Ich nahm ein Kopfkissen, kehrte auf den Flur zurück, legte meine Reisedecke an die Erde, lehnte das Kissen an den Koffer und versuchte so zu ruhen.

Als ich mir gerade dies primitive Lager zurecht gemacht hatte, kam ein verspäteter Gast. Er war sehr lustig und amüsirte sich über mich und meine Hilflosigkeit. Er sprach leider nur serbisch, und ich konnte ihm mein Leid nur ungefähr klar machen. Ich führte ihn im Schritte der antiken Tragödie an meine Zimmerthür, öffnete dieselbe, machte eine beredte Handbewegung und zeigte auf den Schnarchenden. Der Herr lachte. Er mußte wohl verstanden haben, daß es mir lieb wäre, wenn ich ein anderes Lager finden könnte, und mit einer Rücksichtslosigkeit, bei der mir die Haare zu Berge standen, zog er an einer großen Klingel, die sich da befand, und schellte unbarmherzig. Ich fiel ihm in den Arm.

„Sie werden doch nicht das ganze Hotel alarmiren wollen!“ rief ich ihm zu, obgleich ich wußte, daß er kein Wort davon verstand. Aber er machte eine abmehrende Bewegung, als hätte diese kleine Störung nichts weiter

zu bedeuten, verabschiedete sich und ging in sein Zimmer. Ich kauerte noch immer vor der Thür, mit dem brennenden Lichte neben mir. Da kam der Hausknecht an, der durch den Höllenlärm der Sturmglocke natürlich geweckt war. Auch er erkannte meine Hülflosigkeit! aber ich weiß nicht, er muß mich vollständig mißverstanden haben. Er öffnete die Thür zu meinem Zimmer und schob mich sanft hinein. Ich glaube, er nahm an, daß ich vielleicht des süßen Weines voll sei und die Thür meines Zimmers nicht finden könne.

Inzwischen war mein Stubengenosse aber durch all' diese Vorgänge doch aus seinem festen Schlafe aufgeweckt. Ich schilderte ihm meine Leiden in der discretesten und artigsten Weise, und er amüsirte sich königlich darüber. Er bat mich, ihn rücksichtslos zu wecken, wenn er wieder anfangen sollte zu schnarchen. Wir wünschten uns abermals gute Nacht und löschten die Kerzen abermals. Da klopfte es leise an unsere Thür, und nun erschien des Wirthes rosiges Töchterlein, in säuberlicher Morgentoilette, mit einem Lichte. Sie theilte mir holdselig lächelnd mit, daß der Hausknecht sie geweckt habe, und sie fragte mich, ob ich unwohl sei. Ich klärte das Mißverständnis; auf, und die theilnahmvolle junge Dame verabschiedete sich von uns mit dem Wunsche einer guten Nacht. Mein Stubengenosse erfüllte diesen Wunsch denn auch mit großer Bereitwilligkeit und Geschwindigkeit, aber um meine Nachtruhe war es nun einmal geschehen.

Die dritte Morgenstunde mochte hereingebrochen sein, und der lange Maitag dämmerte schon im Osten allmählich herauf. Mit großer Bedächtigkeit zog ich mich an, packte meine Siebensachen zusammen, schob einen großen Stuhl auf den Balcon und erwartete da in halbwachem Zustande, gewohnheitsmäßig meine Cigarette rauchend, das Erwachen der Stadt.

Schon bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne belebte sich die große Straße, in der unser Gasthof lag. Es war wohl Markttag. In primitiven Leiterivagen, zu Pferd, zu Esel und zu Fuß kamen in buntem, mannigfaltigem, unendlichem Zuge allerlei Leute mit allerhand Waaren an mir vorüber. Die Händler und Händlerinnen gehörten nach der Verschiedenheit des Schnitts und der Farben ihrer Trachten allen möglichen Völkern an. Außer den Serben sah ich Bulgaren mit ihren schwarzgestickten, braunen Jacken und weißen Mänteln, Montenegriner und Albanesen in ihrer reichgestickten, malerischen, hellen Kleidung, Türken und Juden im Kaftan, der bei den Juden fast immer mit Pelz verbrämt ist. All' diese Gestalten hatten ein merkwürdig charakteristisches, für unser nordisches Auge höchst fesselndes Allssehen, namentlich unter den Viehtreibern waren einige ganz herrliche Erscheinungen. Ich sehe ihn noch vor mir, den kaffeebraunen, alten Türken mit langen, weißem Vollbart, der ein Lamm als Cachenez mn den Hals trug, so daß der meichwollene Bauch des ThiereS sich gemächlich an seinen Hinterkopf lehnte, während er in seinen beiden Händen die Füße des ahnungslosen Geschöpfes hielt. Blöde und vergnügt blickte das Lamm um sich; es schien ihm in seiner bequeinen Lage und bei der gleichmäßig schaukelnden Bewegung sehr wohl zu sein. Eine Stunde darauf wurde es geschlachtet.

III.

Von Nisch nach Saloniki.

Tie Ueberschreitung der türkischen Grenze. — Opfer der Sündenböcke. — Ucsküb nnd Köprülü. — Ankunft in Saloniki. — Zu Gast bei Allatini.

Am frühen Morgen verließ unser Zug die malerische und interessante Stadt, an die ich trotz der unruhigen Nacht eine freundliche Erinnerung bewahrt habe.

Der Weg von Nisch nach Saloniki führt uns durch eine wundervolle Landschaft. Serbien ist ein gesegnetes und schönes Land. Bald gleicht es einem blühenden Garten, bald hat es den wild romantischen Charakter des rauen Hochgebirges mit schroffen Zerklüftungen und steinigen Engpässen; bald erfreut sich unser Blick an dem fruchtbaren, mohlbebauten Boden, bald startt uns die unergiebige Dürre mit grauem Geröll und mächtigen Blöcken, auf denen nie ein Halm gewachsen ist, entgegen; an dieser Stelle glaubt man mitten im lachenden Thüringen zu sein, dann wieder erinnert die majestätische Schönheit der Gegend an die Berge des Salzkammerguts und Tirols; hier durchfahren wir eine friedliche, liebliche Flußlandschaft mit anmuthigen Höhenzügen, die unwillkürlich an die Freundlichkeit unseres Rheines gemahnt, bis wir, wenn wir uns der türkischen Grenze nähern, die mächtigen Berge mit schneebedeckten Gipfeln auftragen sehen, die uns die Riesen des Berner Oberlandes in's Gedächtnis? zurückrufen. Von besonders schöner Bildung ist der Ljubotrn, gegen 10 OOl) Fuß hoch und mit ewigem Schnee bedeckt.

Mit großem Jubel wird unser Zug an der türkischen Grenze empfangen. Die Locomotive hält noch auf serbischem Boden. Die türkische Negierung, die sich lange hat bitten lassen, um zur Anlage des Schienenstrangs, der die serbischen Bahnen mit den türkischen verbindet, ihre Zustimmung zu geben, hat ausdrücklich gefordert, daß die serbische Locomotive und die serbischen Wagen nicht etwa in das türkische Gebiet hineinsausen; denn das könnte ja so aussehen wie eine feindliche Invasion! Sie will auch den Schein einer solchen vennieden wissen, sie will vor Aller Augen darthun, daß sie freiwillig und aus eigenster Machtvollkommenheit ihre Thore den Nachbarn geöffnet hat, und um das zu veranschaulichen, hat sie den, serbischen Zug einen türkischen entgegengeschickt, der die vom Norden her kommenden Fremdlinge auf türkischem Gebiet gastfreundlich aufnehmen und nach dem türkischen Hafen von Saloniki geleiten wird. Die Reisenden sind deshalb genöthigt, mit Sack und Pack die Wagen zu verlassen und ihr Handgepäck über die türkische Grenze nach dein dort wartenden Zuge zu schleppen.

Es versteht sich, daß sich das wichtige Ereigniß der Bahneröffnung nicht ohne Feierlichkeit vollzieht. Die Leute aus der Nachbarschaft sind herbeigeströmt und begrüßen die Fremden mit lautem Zuruf. Die Ehrenwache der türkischen Soldaten, die da aufgestellt ist, präsentirt, die Musik spielt auf. Böllerschüsse werden nicht gelöst.

Der oberste Beamte des türkischen Eisenbahndepartements, Hayreddin Bey, und zwei Paschas, die Vertreter des Sultans, waren an die Grenze gekommen und mit den türkischen Herren auch die Häupter der bedeutendsten, an der neuen Bahn beteiligten Finanzhäuser aus Constantinopel. Während die Würdenträger und Geschäftsfreunde ihre Grüße austauschten, hatte ich die unerwartete Freude, meinen langjährigen Mitredacteur an „Nord und Süd", Julius Grosser, der augenblicklich als Vertreter der Kölnischen Zeitung in Constantinopel weilt, wiederzusehen. Er blieb während der folgenden Tage bis zur letzten Stunde meines Aufenthaltes in Constantinopel mein unermüdlich gefälliger, liebenswürdiger und sachkundiger Begleiter. Der türkische Eisenbahnmann war ein sehr fideler, jovialer und gemächlicher Herr, der vorzüglich französisch sprach und uns nun aufforderte, die symbolische Vereinigung der beiden Schienenstränge zu vollziehen. Es wurde in die zuletzt gelegte Schiene der letzte Nagel eingeschlagen. Ich glaube, es war die junge und schöne Frau Vitali, die, nachdem die Arbeiter das Werk kunstgerecht vollendet hatten, die sinnbildlichen drei Schläge that. Die Sache ging beinahe unbemerkt vorüber und erschien mir in der Erinnerung an die großartigen Feierlichkeiten des „Iast spiks", an die Eintreibung des letzten Nagels in den gewaltigen Schienenstrang der Northern Pacific, der ich fünf Jahre vorher am Fuße des Felfengebirges beigewohnt hatte, unsagbar kleinlich und farblos.

Aber das barbarische Schauspiel, das nun zur religiösen Weihe der weltlichen Thatsache hier veranstaltet wurde, fesselte wider Willen meine Aufmerksamkeit. Allah hat nämlich mit den heidnischen Göttern und dem Jahve der alten Hebräer noch einen gewissen Zusammenhang bewahrt. Auch Er hat Wohlgefallen an der „Speise Gottes mit süßem Geruch", wie Moses das Thieropfer nennt, und die Moslem haben noch heute die naive Auffassung, daß solche Gabe auf ihren Gott selbst einen angenehmen Eindruck mache, den Zorn des Höchsten abwende oder ihn geneigt stimme zur Erfüllung irdischer Bitten.

In einem kleinen Halbkreis stellten sich die türkischen Soldaten hart an der Grenze auf, neben ihnen die türkischen Würdenträger, die zur Feier herbeigekommen waren. Je zwei Soldaten hielten an den Hörnern vier schöne, starke, schwarze Widder, wie sie zu den Zeiten des seligen Homeros dem Poseidon geopfert zu werden pflegten. In die Mitte des Kreises trat nun der Geistliche, ein schwindstüchtig und schwächlich aussehender kleiner Mann nnt einem gescheidten Gesichte, die Augen durch eine große Hornbrille mit dunklen Gläsern geschützt. Er streckte die beiden Hände von sich, die Handflachen nach oben, und die anderen Türken thaten dasselbe. In einem monotonen Singsang sprach er das Gebet, in dem nach jedem zehnten Worte das einzige mir verständliche türkische Wort „Allah", in welchem die Endsilbe betont wird und einen gutturalen Beilaut hat, wiederkehrte. Was der brave Mann gebetet hat, habe ich natürlich nicht verstanden, und es waren darüber zwei ganz verschiedene Auffassungen verbreitet. Nach der einen hätte er recht wenig freundliche Sachen über die Fremden gesagt; nach der anderen, wahrscheinlicheren Lesart hätte er nur den Segen Allahs herabgefleht auf das neue Unternehmen, und zum höchsten Herrn gebetet, alles Unglück von der Bahn abzuwenden und es roegzumachen mit dem Blute der Sündenböcke, die geopfert werden sollten. Nach Schluß der kurzen Ansprache machte der Mann eine eigenthümliche Bewegung. Er fuhr mit den beiden Handflächen über das ganze Gesicht, als wolle er sich abtrocknen, und die anderen Rechtgläubigen machten dieselbe Bewegung. Darauf wurde der stärkste der Böcke von den Soldaten herangezerrt. Was nützte es dem armen Thier, daß seine starken Hörner mit schönem Zinnoberroth und mit goldenen Kringeln bemalt waren, und daß auch das mächtige Bließ mit Farbenklecksen gar lieblich betupft war! Man band ihm ein Tuch um das Maul, um es am Blöken zu verhindern. Einer der Soldaten nahm darauf ein langes, schmales Messer und durchschnitt dem armen Thier kunstgerecht und schnell den Hals. Ich merkte an der Anstrengung, mit der er den tödtlichen Schnitt führte, daß es ihm nicht leicht wurde, die dicke Wolle mit dem scharfen Messer zu durchdringen. Ein dicker Blutstrom rann aus der klaffenden Wunde auf den gelben Sand. Das Thier wurde bei Seite geschafft. Trotz des fest zugebundenen Mauls hörte man doch ein unheimliches Schnarchen und gurgelndes Röcheln. Dann kam der ziveite an die Reihe. Aber ich hatte nun genug gesehen und wandte mich ab. Dein zweiten folgte der dritte. Den vierten Widder hatte ich leider nicht gesehen. Ich glaubte, die Sache wäre vorüber. Als ich wieder auf die Stelle blickte, stand der vierte Bock breitbeinig vor der Blutlache, sah diese sehr nachdenklich an und schnupperte daran Heruni. Als auch diesem wieder das Maul verbunden wurde, entfernte ich mich mit meinem Begleiter. Die übrigen Abendländer theilten unfern Geschmack, und es blieben nur noch die Türken zurück.

Während die türkische Infanterie — die in ihrer äußeren Erscheinung zwar etwas vernachlässigt aussah: nicht allzu sauber, mit verschiedenartiger, zum Theil recht mangelhafter Fußbekleidung, aber trotz alledem einen guten und tüchtigen Eindruck machte — das Gewehr präsentirte, und auch die Berittenen, die ebenfalls recht martialisch und leistungsfähig dreinschauten, in einer etwas eigenthümlichen Weise salutirten, die Militärkapelle aufspielte und das Jubelgeschrei der herbeigeströmten Menge ertönte, setzte sich unser Zug wieder in Bewegung.

Das Stück Türkei, das wir nun von der serbischen Grenze bis zum

Aegäischen Meer durchfahren, steht an Naturschönheit und Eigenartigkeit der Städtephnsiognomien hinter dem schönen Serbien nicht zurück. Froh empfind ich mich nun auf klassischem Boden begeistert. Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir —

um der Wahrheit die Ehre zu geben: allerdings recht vernehmlich doch wohl nur die Mitwelt. Denn wenn wir auch missen, daß mir jetzt das alte Macedonien durchsauen, so wird es uns doch schwer, uns zu vergegenwärtigen, daß hier vor zmeiundzmanzig Jahrhunderten der junge Alexander den Bucevhalus getummelt hat. Nichts gemahnt uns an die Größe der Vergangenheit. Die Ungröße der Gegenwart hingegen tritt uns überall in beredter, oft recht malerischer Gestalt entgegen. Wir machen hier schon iin Fluge die Wahrnehmung, die sich später bei uns noch immer mehr und mehr befestigen wird, wie stark der Abstand ist zwischen der Wirkung, welche die Städte, so wie sie sich beim ersten Anblick unserem Auge darstellen, auf uns machen, und der katzenjämmerlichen Enttäuschung, die sich unser bemächtigt, wenn wir erst etwas genauer hineingeschaut haben. Die Städte der Türkei, die ich kennen gelernt habe, sind starke Blender. Mit einem merkwürdigen Feingefühle für malerische Schönheit sind sie in herrlichen Lagen ausgebaut^ sie alle haben eine eigenthümlich heitere und schöne Farbigkeit; die runden Kuppeln und spitzen Minarehs verleihen ihnen die reizvollsten und interessantesten Profile.

So bieten auch die beiden Hauptstationen, die wir nun berühren, Uesküb und Köprülü, unserm Auge das gefälligste Schauspiel dar. Namentlich Köprülü, das vom Wardar, in dessen Thal die Bahn bis Saloniki hinunterführt, durchschnitten wird, ist ein entzückendes Bild. Die Ufer des stattlichen Stromes steigen hier ziemlich steil auf, und zu beiden Seiten sind an den Berglehnen die Häuser wie Nester angebaut. Auch hier hat sich Alles, was Beine hat, auf dem Bahnhofe zu unserer Begrüßung zusammengefunden. Im oberen Stock des Stationsgebäudes sind alle Fenster von türkischen Frauen und Mädchen, die in doppelter und dreifacher Schicht übereinander liegen, dicht besetzt. Hier sehen wir diese züchtig Verschleierten zum ersten Mal in der Nähe. Unter ihnen sind einige sehr hübsche Mädchen, und gerade diese nehmen es mit der Verschleierung nicht allzu genau. Wenn sie auch mit ihrem bauschigen Gewände den Untertheil des Gesichtes verdecken, als ob sie an Zahnschmerzen litten, so haben sie doch gar nichts dagegen einzuwenden, wenn der Wind die neidische Umhüllung ein wenig lüftet und uns die Beruhigung giebt, daß da eigentlich gar nichts zu verbergen wäre. Sie nehmen es uns auch nicht weiter übel, daß wir sie etwas genauer ansehen, als man sonst junge Damen, die man nicht kennt, zu betrachten pflegt. Sie scheinen sogar offenes Wohlgefallen daran zu haben, daß sie von den Fremden mit ganz besonderer Aufmerksamkeit gemustert werden, und lächeln uns freundlich zu. Und auch die gestrengen Herren Türken haben nichts dagegen; sie wissen ja, wie ungefährlich wir sind, und wissen, daß wir ihrer Beunruhigung in wenigen Minuten, wahrscheinlich auf immer, entrückt sein werden. Als unser Zug langsam über die Stadt hinwegfährt, blicken wir in die verlassenen engen, krummen Gassen, in denen sich thatsächlich nicht eine lebende Seele sehen läßt; und wir haben die Empfindung, daß es gewiß angenehmer ist, sich Köprülü in seiner herrlichen Lage an den Berglehnen des Wardar von außen anzusehen, als da zu wohnen.

Die Bahnstrecke bietet noch einen Punkt von besonderer landschaftlicher Schönheit: das sogenannte „Eiserne Thor", das freilich weniger großartig ist, als sein Namensvetter an der Donau. Hier quetscht sich der Wardar schäumend und brausend zwischen mächtige hart aneinander gerückte Felsblöcke von braunröthlich grauer Färbung. Es dauert geraume Zeit, bis sich die Bahn aus der Stromenge zwischen den kahlen nackten Felsen herausarbeitet. Endlich tritt sie in die Ebene ein, die bis zum Aegäischen Meer und Saloniki hinabführt.

Die Ankunft in Saloniki machte auf uns Alle einen geradezu über: wältigenden Eindruck. Schon eine halbe Meile vor der eigentlichen Station war die Bahnstrecke mit dichten Menschenhaufen auf beiden Seiten besetzt. Es war ein Geschrei, ein Schwenken mit Tüchern und ein Gestikuliren, wie ich es niemals erlebt habe. Und so ging es fort in brausendem Oss«so.6o, bis unser Zug endlich am Bahnhof hielt, wo es sich zu einem geradezu ohrenzerreißenden?orrisLim« steigerte. Ein Geschrei, ein Gedränge, das aller Beschreibung spottet! Man hat die Zahl der Schaulustigen, die sich auf dem Bahnhof und um den Bahnhof versammelt hatten, auf dreißig bis vierzigtausend angegeben, und ich glaube nicht, daß diese Zahl übertrieben ist. Wenn man nun bedenkt, daß von diesen Dreißigtausend zum Mindesten Fünfundzwanzigtausend Juden waren, die aus Spanien kommen und im Orient ihre Heimat gefunden haben, so kann man sich aus der Multivlicirung dieser drei Lebhaftigkeiten vorstellen, was jene fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Menschen in ihrer Begeisterung an Leistungen der Lunge und Kehle und an Beweglichkeit der Gliedmaßen zu vollführen vermochten.

Es war am Abend des Sabbath. In ihren schönen, sauberen, festlichen Gewändern, die zum Theil sehr reich waren, machten die kräftigen Gestalten mit ihren interessanten und schönen Gesichtern einen ganz herrlichen Eindruck. In dem undurchdringlichen Gewühl währte es geraume Zeit, bis die Fremden, denen hundert unerbetene Helfer beispringen wollten, aus dem chaotischen Durcheinander im Gepäckwagen ihre Habseligkeiten herausfinden und in den bereitstehenden Wagen durch die lebendige Mauer der Schaulustigen zu ihrer Herberge gebracht werden konnten. Das Dunkel war schon hereingebrochen, und die ersten Laternen wurden angezündet, als wir über das holprige Pflaster unter dem ewigen, entsetzlichen Schrei des Kutschers: „ttuarcla! Kuarän!" in den engen Gassen von Saloniki die

Volksmenge durchbrochen hatten und vor den? Vorhofe eines stattlichen Palastes hielten.

Es ist keineswegs gleichgültig, ob man ein Schauspiel von einer dunklen Ecke eines vollgepfropften Stehparterres aus betrachtet, oder ob man es in aller Bequemlichkeit von einem guten Polsterstuhl einer Loge aus sich ansieht. Ich war durch meinen Freund aus Belgrad, den Director der Regie, an das Haus Allatini empfohlen worden und hatte von diesem eine Einladung erhalten. Ich wußte zunächst nicht, was das zu bedeuten hatte. Aber ich merkte es allerdings, sobald ich den Fuß über die Schwelle des Hauses gesetzt hatte. Die Allatini sind die Fürsten von Saloniki. An Reichthum und Bedeutung dieses großartigen, orientalischen Geschäftshauses kommt den Allatini nur noch ein Haus gleich: das Haus Modiano. Der Besitz des Hauses Modiano soll sogar noch größer sein, aber es erfreut sich keineswegs der allgemeinen Beliebtheit und des hohen Ansehens der Allatini, die in allen gemeinnützigen Unternehmungen und in allen Werken der WohlthMigkeit in vorderster Reihe stehen. Durchschlendert man das interessante Saloniki, sieht man irgendwo ein palastartiges Wohngebäude, ein mächtiges Geschäftshaus, große Waarenfpeicher und Magazine, und fragt man nach dem Besitzer, so erhält man unweigerlich zur Antwort: „Allatini“ oder „Modiano“, „Modiano“ oder „Allatini“. Die Gastlichkeit, mit welcher die Familie Allatini und die verschwägete Familie Fenmdez meine vom Glück ebenso bevorzugten Reisegefährten und mich aufgenommen haben, spottet jeder Beschreibung.

Der Vorhof zu dem Palais, in dein sich die Mitglieder der Familie zur Begrüßung ihrer Gäste versammelt hatten, war mit zahlreichen tragbaren Kandelabern, die in mächtigen Ständern auf allen Theilen des Hofes aufgepflanzt waren, und deren jeder sechs Wachskerzen trug, taghell beleuchtet. Am Eingang empfing uns eine Schaar von Dienern, die uns unser Handgepäck abnahmen und dann bei Seite traten, um unserer weiteren Befehle zu harren. Es waren Albanesen in ihrer merkwürdig kleidsamen Tracht, mit der Fnstanella angethan, — jenem eigenartigen Schurz aus steifgestärkten, gefältelten weißen Linnen, der von der Hüfte bis zu den Knien reicht und an das Röckchen einer Ballerina erinnert. Es waren auffallend schöne, schlank gewachsene, breitschultrige Männer, und alle trugen in dem reichgestickten Ledergurt, der ihnen zugleich als Tasche diente, kunstvoll gearbeitete Waffen: Pistolen, Dolch, kurzes Schwert. Auf diesen Waffenschmuck schienen sie besonders stolz zu sein; sie gestatteten uns die nähere Besichtigung der damascirten Läufe, Klingen und Griffe mit sichtlichem Vergnügen. Ueber dem Ueberkleide, das die Brust bedeckt, tragen sie noch eine halb offene, mit reichsten Goldstickereien verzierte Sammetjacke, von der an den Ansätzen der Schultern an Stelle der Aermel offene Gehänge, ebenfalls aus Sammet und mit reichster Goldstickerei ganz bedeckt, herabfallen. Die Gamaschen, die gleichfalls reich gestickt sind. gehen beinahe bis zum Knie hinauf. Die Kopfbekleidung bildet das allgemein übliche Fez.

Die jungen Herren Allatini und Fernande;, die zu meinem Bedauern die schöne, kleidsame Tracht ihrer Väter: den buntfarbigen Kaftan mit Fuchspelzbesatz, abgelegt und mit der langweiligen fränkischen Tracht vertauscht haben, führten uns über eine breite, mit auffallend schönen alten Teppichen belegte Treppe zu dem glänzend beleuchteten Festsaae im oberen Stock. Da erwarteten uns die Damen des Hauses, in der Mitte die würdige Matrone mit schneeweißein, glatt gescheiteltem Haar, eineni vornehmen, edel geschnittenen Gesicht von ernstem und gütigem Ausdruck, in einer Haltung, für die ich kein bezeichnenderes Beimorl finde als: feierlich, einer Königin vergleichbar, umgeben von ihren anmuthigen Töchtern und Schwiegertöchtern. Sie Alle waren wegen eines Todesfalls, der kürzlich die Familie Allatini betroffen hatte, in tiefste Trauer gehüllt. Diese feierliche Begrüßung, die zugleich eine sehr herzliche war, mar wahrhaft imposant.

Während wir noch die uns dargestreckten Hände zum Willkomm drückten, bot uns schon ein arnautischer Diener, der sich auch im Salon seines Waffenschmucks nicht entledigt hatte, auf einem silbernen Teller in kristallener Schaale eine klebrige Süßigkeit an. Mein Nachbar, der die Sitten des Orients besser kannte — es war unser Gesandter in Serbien, Graf Bray —, nahm einen Löffel voll in den Mund und spülte die auf der Zunge haftende, unglücklich süße Masse mit Wasser hinunter. Ich beobachtete ihn genau und machte es gerade wie er. Es schmeckte gar nicht schlecht. Es waren in Zucker eingekochte Früchte, deren ursprüngliches Wesen ich vor lauter Süßigkeit nicht mehr erkennen konnte. Unmittelbar darauf wurde uns der sehr wohlschmeckende türkische Kaffee mit Cigaretten gereicht. Auch mit diesem Kaffee wird, wie mit der Süßigkeit, der unkundige Laie nicht ohne Weiteres fertig; es gehört vielmehr eine gewisse Gewandtheit dazu, um ihn kunstgerecht mit Genuß zu schlürfen. Die kleine Schaale Kaffee war bald geleert, und nach wenigen Minuten wurden wir entlassen.

Wir waren vom frühen Morgen unterwegs gewesen, hatten viel Staub geschluckt, und bei uns Allen machte sich das Bedürfnis; einer gründlichen Reinigung in herrscher Weise geltend. Unten erwarteten uns die Diener, die einen mit unserm Handgepäck, die anderen mit Laternen, und führten uns über die Straße in ein wenige Schritte von dem Allatini'schen Palais gelegenes, ebenfalls fürstlich eingerichtetes Haus, in dem die Zimmer für uns bereit waren. Und was waren das für Zimmer, und wie waren sie hergerichtet!

Die zahlreichen Gastzimmer waren sür den Empfang des Besuchs aus den Abendlande offenbar von Grund auf neu in Stand gesetzt. Hätten sie nicht den Eindruck der größten Behaglichkeit gemacht, so würde man geglaubt haben, daß sie nie zuvor bewohnt gewesen seien. Die kostbaren Bezüge der Polstennöbel, die prachtvollen, orientalischen Stoffe der Vorhänge und Portiören, Alles das war funkelnelneu; aber es wirkte in seiner feinen Farbenabtönung und in Verbindung mit den alten, herrlichen Teppichen, die den Boden bedeckten und auch als Wandschmuck angebracht waren, so vertraulich und geinüthlich, wie ein wohlbekannter, oft betretener Raum. Die liebevolle Aufmerksamkeit der Wirthe hatte Alles vorbedacht, was dem Gaste irgendwie angenehm sein konnte. Die Flacons auf dem Toilettentisch waren mit allen Wohlgerüchen Arabiens gefüllt, auf dem Tische standen eingemachte Früchte, Eiswasser, Wein, Zucker, (Zigaretten in allen Formaten, auf dem Schreibtisch lagen Briefbogen und Umschläge in allen Größen, Federn, Bleistifte u. f. w. Ein wohlgeschulter, discreter Diener erfüllte vorahnend jeden Wunsch, den man irgend hegen konnte. Kurzum, wir fanden eine Gastlichkeit, wie sie großartiger und liebenswürdiger die kühnste Einbildungskraft nicht ersinnen konnte. Daß ich unter solchen Bedingungen die Menschen und Dinge in Saloniki unwillkürlich in einein rosigen Lichte betrachtet habe, wird man begreiflich finden.

IV.

In Saloniki.

Bei Colombo. — Die Damnkapelle. — Ter Olymp, Ossa und Pelion. — Ein Blick auf die Stadt. — Die (defangenen auf dem Blutthurm. — Der Triumphbogen.

Zu vorgerückter Abendstunde mar im Hotel Colombo ein großes Festbankett angesetzt, dem die obersten türkischen Würdenträger mit dem Militärgouverneur der Provinz an der Spitze beiwohnen sollten. Ein albanesischer Diener, eine herkulische Gestalt, dessen schneeig weiße gefältelte Fustanella und goldgestickte Jacke immer wieder meine Blicke auf sich lenkten, schritt mit der Laterne in der Hand vor mir her und führte mich in's Hotel. Alle Allatini'schen Gäste wurden auf diese Weise von Fackelträgern nach dem Festlocale geleitet. Heute waren diese Albanesen wohl nur eine Ehrengescorte; denn die Straßen waren hell, aus allen Fenstern der dicht aneinander gerückten Häuser fluthete das Licht auf die Gassen, und zum lieberfluß brannten auch noch die wenigen Laternen.

Der Festsaal im Hotel Colombo mar sehr reich, wenn auch nicht sehr geschmackvoll geschmückt, und bei der großen Anzahl der Gäste, die unbedingt unterzubringen waren, mußten die Tischgenossen sehr dicht aneinander rücken. Nach dem ersten Gange wurde an's Glas geklopft, und ich hörte eine erste Rede, die allen meinen Erwartungen entsprach. Ich konnte mir die Fortsetzung denken. Und da ich schon in meinem Leben mancher Festlichkeit beigewohnt habe, da mir goldstarrende Uniformen, schwarze Fräcke und weiße Binden, Orden und breite seidene Bänder gerade kein ungewohnter Anblick sind, die Hitze aber unerträglich wurde und ich das beruhigende Gefühl hatte, daß ich gewiß nicht vermißt werden würde, schlich ich mich, während der Redner von diesem neuen Siege der Humanität und Cultur sprach, unauffällig von dannen.

Im Garten des Hotels, in dein sich eine zahlreiche Gesellschaft der Bewohner von Saloniki zusammengesunden hatte, war es wundervoll frisch und balsamisch. Es war eine ganz herrliche Nacht. Es dauerte auch gar nicht lange, so folgten verschiedene andere gute Leute dem bösen Beispiel, das ich ihnen gegeben hatte. Wir setzten uns unter Gottes freiem Himmel an einem runden Tisch zusammen und tranken gutes Vier. Die Vorträge einer Damenkapelle störten uns nicht weiter. Ein Ortskundiger rühmte die Tugend dieser Mädchen, und wir glaubten ihm willig, als mir dieselben näher betrachtet hatten. Sie spielten und sangen verschiedene Stücke aus „Fatinitza“, „Gasparone“, „Lustige Krieg“ u. s. m. und zwar mit der rührendsten Temperamentlosigkeit und Steifheit. Ich machte eine Wette, daß unter sechs der nusicirenden jungen Mädchen wenigstens vier aus Preßnitz seien, und ich gewann sie großartig: alle sechs, die wir befragten, waren aus Preßnitz — aus jenem unheimlichen Städtchen, das die ganze Welt mit böhmischen Musikanten und Musikantinnen versorgt.

Gegen ein Uhr Morgens merkte ich doch allmählich, daß ich in der vergangenen Nacht in Nisch kein Auge geschlossen und einen aufregenden, anstrengenden, schönen vollen Tag hinter mir hatte. Würdig und schweigsam wie immer geleitete mich mein Albanese, den ich ganz vergessen hatte, der aber in dem Augenblick, als ich mich nach ihm umseh, wie aus einer Versenkung aufgestiegen vor mir erschien, durch die nun still und leer gewordenen krummen und engen Gassen nach Haufe. Da übergab er mich wohlbehalten dem geschickten und ruhigen Manne, der mir eigens zur Dienstleistung beigegeben war, und dieser sührte mich in mein hell erleuchtetes Schlafzimmer, in dem die Fenster noch weit offen standen, und in das die wundervolle Luft der frischen Nacht hereindrang. Er empfahl sich, nachdem ich ihn verabschiedet hatte, mit dem Wunsche einer guten Nacht, und dieser Wunsch wurde in großartigster Weise erfüllt. So müde ich war, ich blieb doch wohl noch eine Stunde an dem breiten Fenster sitzen, durch das vom Meere her die köstlichste Luft wehte. Ich dachte unwillkürlich an das Bild, das Heinrich von Kleist für eine frische balsamische Sommernacht in zweien seiner schönsten Dramen gebraucht:

Und weil die Nacht so wohlig mich umfing,

Mit blonden? Haar, von Wohlgeruch ganz triefend,

Ach, wie den Bräutigam die Perserbraut . . .

Ja, es war eine unvergleichliche, würzige, blonde Nacht. Alles ringsum lag in mattem Mondeslichte wie in einen silbernen Schleier gehüllt, kaum erkennbar, lautlos vor mir. Von Zeit zu Zeit hörte ich jedoch ein merkwürdiges Geräusch: ein Aufklopfen auf das Pflaster, wie mit einer metallenen Keule. Ich hörte es in regelmäßigen Zwischenräumen wieder und wieder und merkte nun, daß es der orientalische Nachtwächter war, der durch das Aufklopfen mit seinem metallbeschlagenen Stocke schallend verkündete, wie gewissenhaft er seines Amtes walte. Bei uns ist das Tuten und Pfeifen der Nachtwächter mit der Zeit abgeschafft worden, weil man sich wohl überzeugt haben mag, daß diese nächtlichen Ruhestörungen von Amts wegen keinen anderen Zweck haben, als die Diebe zu benachrichtigen, daß Gefahr im Anzüge ist, und den friedlichen Schläfer in unliebsamer Weise zu wecken. Jni Orient aber klopfen die Wächter noch immer mit ihren Stöcken auf die Steine, und der weithin dröhnende Schall dieses Ausklopfens hat mich namentlich in Confantinopel oft in meiner Ruhe gestört. Aber alle Bemühungen des Wächters von Saloniki, mich wach zu erhalten, waren vergeblich. Ich schlief, sobald ich die Kerze gelöscht hatte, fest ein und entschädigte mich reichlich für alle Mühseligkeiten und Qualen, die ich in Nisch hatte erdulden müssen.

Als ich am andern Morgen erwachte, traute ich meinen Augen kaum. Von meinem Bett aus hatte ich den schönsten Anblick, den man haben konnte. Vor mir die breite tiefblaue Wasserfläche des Aegäischen Meeres und im Hintergrunde in wunderbarster Beleuchtung die herrlichen Berge Thessaliens: der alte Olymp, und zu den Füßen des ehrwürdigen, seltsam schönen Berges in wunderlichen Umrißlinien Ossa und Pelion; zwischen diesen und dem Olymp ein dunkler Einschnitt: das Thal Tempe. Wenn man den herrlichen Olymp von Saloniki aus sieht, so begreift man, daß das vom regsten Schönheitsgefühl durchdrungene Volk der Griechen gerade diesen als den Sitz der unsterblichen Götter auserkoren hat. Der arme Olymp hat unter der hellenischen Götterdämmerung schwer zu leiden gehabt. Jetzt haust in den malerischen Schluchten das verworfenste Gesindel der Welt. Die verwegenste Räuberbanden haben da ihre Zuflucht gefunden, und allen Freinden, die das natürliche Verlangen hegen, sich die verlassene Wohnstätte der Olympier einmal in der Nähe zu besehen, wird dringend von der Besteigung des Berges abgerathen. Mit Würde trägt man das Unvermeidliche und seufzt:

„Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführt,
Schone Wesen aus dem Fcwclland!
Ach! da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!“

Ja, ganz anders! Aber schön ist es auch heute noch in Saloniki und wunderherrlich der Blick von der Stadt auf das Meer und die thefsalischen Berge, und vom Meer der Blick auf die großartige Stadt.

In einem mächtigen Dreieck steigt Saloniki vom Meere am Berge auf. Ein großer Theil der alten, gewaltigen, ausgezackten Stadtmauer, die die Stadt umschließt, ist noch erhalten. Im untern Theile der Stadt, der von den Wellen des Aegäischen Meeres gebadet wird, ist von dieser Mauer freilich nicht mehr viel zu sehen. Da ist sie zerfallen, vielleicht auch aus Handelszwecken zum großen Theil niedergelegt morden. Auf der mittleren und vollen Höhe des Berges aber ist sie noch in leidlichem Zustande. Sie führt hinauf zu der mächtigen Citadelle, die die ganze Stadt beherrscht, und die mit ihren breiten, viereckigen, kannelirten Thürmen der Gesammtheit des Städtebildes eine sehr schöne Krönung giebt. Die Citadelle bildet die oberste Spitze des großen Dreiecks. In farbigem, reizvollem Durcheinander klimmen die hellen Häuser in pittoresker Willkür zur Höhe hinan. Zwischen den in der Sonne funkelnden Bauten von Menschenhand, aus denen die herrlich wirkenden, schmalen und hohen Thürme, die Minarehs, mit ihren Spitzen wie Pfeile aufschießen, ragen ernst und schön die tiefgrünen, fast schwarz wirkenden, mächtigen Cypressen auf. Dieses farbige Gewirr von hellen Baulichkeiten, die man freilich nicht in der Nähe betrachten soll, mit den kecken blendend weißen Strichen und den dunkelgrünen Tupfen — den Minarehs und den Cypressen —, über dem tiefblauen Meere und unter dem tiefblauen Himmel, hat für das Auge des Nordländers, das sich in dem farbendürftigen Grau der Heimat zur Genügsamkeit geschult hat, etwas wahrhaft Berauschendes.

Die Hafenstraßen sind ungemein belebt. Da sind mächtige Speicher und Waarenschuppen, Kaufhäuser und Vergnügungsstätten, Kaffeehäuser und Singspielhallen u. s. w. Da hat sich auch ein neues vornehmes Stadtviertel gebildet. Am Meere haben inmitten schöner Parkanlagen die begütertesten Bewohner von Saloniki ihre Landhäuser erbaut. Da weht diesen bevorzugten Sterblichen, wenn es in der Stadt zu heiß und dunstig wird — und in den heißen Monaten soll es, wenn der Wind vom Lande kommt, fast unerträglich in der Stadt Saloniki sein — das Meer Kühlung und Frische zu. Da steht auch, weithin sichtbar, der früher rothgestrichene, jetzt weißgetünchte, gemaltige, runde Genueser Thurm, von seiner früheren Farbe „Blutthurm“ geheißin, der jetzt als Gefängniß dient. Ein schöner gelegenes Gefängniß mag es in der gesammten Welt nicht geben, und die dort Gefangenen führen, wenn der Schein nicht trügt, ein wahrhaft beneidenswerthes Dasein. Oben auf der Zinne des Thurmes, zwischen den Kannelirungen, saßen, hockten und standen sie da, von unten ganz deutlich erkenntlich, in jenen unwillkürlich malerischen Stellungen, die den Orientalen eigenthümlich sind, die einen mit übergeschlagenen Beinen, andere sich an die Mauer lehrend, wieder andere den Kopf stützend — wie eine

gestellte Gruppe, unter dem herrlichsten Himmel, und ließen wohlgemuth ihre Blicke schweifen über das einzige Schauspiel, das sich ihnen darbietet: über die terrassenförmig aufsteigende Hügelstadt, über das blaue Meer und die thessalischen Berge. Sie arbeiteten nicht und unterhielten sich in größter Gemüthlichkeit. Ich setzte voraus, daß es nur leichte Verbrecher seien, die da eingesperrt werden. Mein Begleiter aber belehrte mich, daß dort nur Mörder untergebracht würden. Vielleicht verhält es sich aber auch mit diesen Gefangenen wie mit so vielen Dingen und Persönlichkeiten des Orients: man darf nicht zu genau Hinsehen, wenn man den günstigen Eindruck, den der erste Anblick gemährt, nicht einbüßen will.

Die Hauptverkehrsader von Saloniki bildet ein Theil der weltgeschichtlichen Landstraße Via Egnatia, die vom Bosphorus aus längs des Marmara- und Aegäischen Meeres zum Adriatischen und Jonischen führt, und die im Alterthum zur Zeit der macedonischen Eroberungsfeldzüge und der Perserkriege eine hochbedeutende Rolle gespielt hat. In Saloniki gemahnt heute nur noch ein Denkmal an die uralte Wichtigkeit dieses Weltwegs: der Triumphbogen des Constantin. Noch ist der Bogen erhalten, wenn auch der obere Theil schon bedenklich vom Zahne der Zeit angenagt ist. Zwischen den Ritzen der ziemlich groben und sorglos gefügten Ziegel wuchert das Unkraut. Die beiden mächtigen Pfeiler sind in der Höhe von etwa zwanzig Fuß mit Marmortafeln bekleidet, in vier ungefähr gleich hohen Gliederungen, die durch wulstartige Voluten von einander geschieden sind. Diese Marmorplatten stellen in Reliefarbeit einen Triumphzug dar. Sie sind aber so beschädigt und verstümmelt, daß über deren künstlerischen Werth oder Unwerth kaum noch ein Urtheil möglich ist. Jedenfalls gewähren sie dem Auge kein künstlerisches Behagen mehr. Man erkennt freilich noch einzelne Gestalten ganz deutlich: an den vorspringenden Ecken weibliche Gestalten, die wohl Kränze geworfen haben, Züge von Reitern, Pferde, Kameele, Elephanten, auch jubelndes Volk, wie es scheint; aber all diese Figuren sind jämmerlich zugerichtet.

Von sonstigen Denkmälern Salonikis will ich schweigen. Erwähnenswert!) erscheint mir vor Allen», daß die verhältnißmäßig ungemein starke jüdische Gemeinde, von der ich noch sprechen werde, keine Synagoge besitzt, die durch besondere Pracht oder architektonische Bedeutung ausfiele. Aus dem Alterthum ist gewiß noch mancherlei, wenn auch in argem Zustande, vorhanden, das der archäologischen Forschung vielleicht eine sehr dankbare Aufgabe stellen würde. Was die späteren Zeiten und unsere Tage Monumentales in Saloniki geschaffen haben, ist nicht sehr erheblich. Am auffälligsten sind die zahlreichen Moskeen, die zum großen Theil früher dem christlichen Gottesdienst geweiht waren und in der üblichen rücksichtslosen, ja rohen Weise für die Zwecke des Islam hergerichtet sind: Alles, was an die Kreuzform gemahnt, ist vernichtet, die Mosaik- und Wandmalereien sind übertüncht; pietätlos hat man im Innen: gewirthschaftet und ohne irgendwelchen architektonischen Zusammenhang neben den Kuppelbauten die Minarehs wie steinerne Mäste aufgerichtet — dann die große Baulichkeit der sogenannten Karawanserei, die jetzt eine namentlich von den Bulgaren besuchte Herberge geworden ist, aber auch viele Verkaufsläden hat — ferner aus der neuesten Zeit die großen Niederlagen für Waaren an der Hafenstrabe, die langweiligen officiellen Bauten: Kasernen und Regierungsgebäude, und die zum Theil reizenden Villen in den herrlichen Parks und Gärten an den östlichen Ausläufern der neuen Vorstadt, die sich am Meere entlangzieht. Das wäre wohl Alles, und gewiß würde Einzelnes davon eine eingehende Schilderung rechtfertigen; aber es liegt mir, wie ich gar nicht scharf genug hervorheben kann, ganz außerordentlich fern, eine sachlich anspruchsvolle Schilderung der Denk- und Sehenswürdigkeiten schreiben zu wollen; ich will eben nur die Eindrücke wiederzugeben suchen, die ich bei meiner schnellen Fahrt durch den Orient gewonnen habe; und unter diesen Umständen, die es mir nicht gestatteten, ernsthaft zu prüfen und zu ergründen, ist es ganz begreiflich, daß das Persönliche stärker auf mich eingewirkt hat, als das Sachliche.

In meiner Erinnerung erscheint mir denn auch die merkwürdige, uralte Stadt, eine der ältesten Stätten der Kultur, eigentlich kaum als etwas Anderes, denn als ein sonderbarer, ganz eigenartiger und überaus reizvoller Rahmen für die Menschen, die ich in den verwinkelten Gassen, auf der breiteren Hauptstraße und auf den schönen Quais am Meere gesehen habe. Eine malerischere Staffage ist kaum denkbar. Ob Mann, ob Weib, ob Kind, Jüngling oder Greis, ob sie in reiche, prachtvolle Stoffe gehüllt oder jämmerlich zerlumpt sind — all' diese verschiedenartigen Erscheinungen fesseln unfern Blick und entzücken unser Auge, sei es durch ihre seltsame Schönheit, sei es durch die charakteristische Eigenart auch in ihrer Häßlichkeit und durch die natürliche und ungewollte Anmuth in ihren Bewegungen und in ihrer Haltung.

V.

Die Leute von Saloniki.

Die Juden (Sefardim oder Spaniolen). — Ihr Aeußeres, ihre Beschäftigung, ihre wirthschaftliche Lage. — Tracht der spaniolifchen Männer und Weiber. — Der Großrabbiner. — Die Dönmeh. — Das Straßenleben.

Die Angaben über die Einwohnerzahl von Saloniki schwanken erheblich. Bei der Unvollkommenheit der türkischen Einrichtungen ist niemals eine genaue oder auch nur ungefähr genaue Volkszählung vorgenommen worden. Mitte der siebziger Jahre wurde die Zahl der Bevölkerung auf etwa 100,000 angenommen. Das mar wahrscheinlich zu wenig. Jetzt schätzt man die Einwohner von Saloniki auf 130,000 bis 140,000 Seelen. Von diesen rechnet man nur etwa 20,000 auf die Türken und ungefähr ebensoviel auf die Bulgaren und die anderen Balkanvölker. Dazu kommen noch etwa 10,000 europäische Christen, und alle Anderen, also zwischen 80,000 bis 90,000, sind Juden. Die Juden sind hier also in einer alle andern Confessionen zusammengenommen überwiegenden Mehrheit. Soloniki ist wohl die ansehnlichste Judenstadt der Welt und jedenfalls die jüdische Hauptstadt des Ostens. Ein gelehrter Kenner des Orients wollte die Stadt deshalb auch Samaria genannt wissen.

Schon in frühen Zeiten bestand in Saloniki, den: alten Thessalonike, eine ansehnliche jüdische Gemeinde. Diese erhielt zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch die grausame Austreibung der Juden aus der Pyrenäenhalbinsel einen gewaltigen Zuwachs. Von den ZOOMO Juden, die aus Spanien vertrieben wurden, wälzte sich ein großer Theil auf die europäische Türkei, wo sie die gastfreundlichste Aufnahme fanden, und das schön gelegene Saloniki bildete einen Knotenpunkt ihrer Ansiedlung im Osten. Die schon ansässige Judengemeinde ging allmählich in die Zuzügler aus dein Westen vollständig auf, nahm deren Sprache und Gebräuche an, und die jüdische Gemeinschaft in Saloniki ist seit Jahrhunderten eine einheitlich iberische. Die „Sefardim“ (Sefard bedeutet soviel wie: Pyrenäische Halbinsel) oder Spaniolen, wie wir sagen, hatten in ihrer alten spanischen und portugiesischen Heimat hervorragende Stellungen eingenommen. I. M. Jost erzählt in seiner „Geschichte des Judenthums und seiner Secten“, Leipzig 1859, daß diese Sefardim meist Abkömmlinge und sogar Häupter reicher und angesehenen Familien waren, theils Kaufleute, welche Seehandel trieben, theils Staatsmänner von umfassenden Kenntnissen und geschäftlicher Umsicht, theils Aerzte, theils Gelehrte von Ruf, welche an Hochschulen Lehrstühle bekleideten. Sie sprachen allesammt die spanische und die portugiesische Sprache, wie sie auf der Stufe der höheren Lebenskreise durchgebildet war, waren mit dein Schrifthum der Halbinsel vertraut und durften eine höhere gesellige Achtbancit und gewisse Vornehmheit in Anspruch nehmen. „Sie waren überaus betriebsam und hielten sich fern von Wucher und Trödel und jedem Niedern Kram, so daß sie mit den unteren Volksklassen wenig in Berührung kamen. Ihre äußere Haltung war diesem Sinne gemäß, ihre bloße Erscheinung gab zu erkennen, daß sie nicht in Abgeschiedenheit erzogen waren.“

Die Spaniolen in Saloniki haben bis auf den heutigen Tag sich die Eigenart ihrer Abkunft bewahrt. Sie sprechen und schreiben die Sprache ihrer Heimat, ein veraltetes, mit hebräischen Bestandtheilen versetztes Spanisch, das von den Spaniern unserer Tage ohne besondere Schmierigkeit verstanden wird. Ihr Aeußeres macht iin Allgemeinen einen sehr guten Eindruck. Sie sind fleißig und arbeitsam und scheuen auch die schwersten körperlichen Anstrengungen nicht. Der Apostel Paulus schrieb einst an die Bewohner von Saloniki, an die Tessalonicher: „So Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen.“ Die Spaniolen scheinen diese Mahnung an die christliche Gemeinde zu beherzigen, obwohl sie die Sache eigentlich gar nichts angeht. Sie sind die Lastträger, die Hafenarbeiter, die Kahnführer. Man findet unter ihnen Männer von herkulischer Körperkraft. Sie sind mit einem Wort die Handarbeiter und Handwerker, während die Griechen nur die leichteren Geschäfte betreiben, die Bulgaren hauptsächlich die Feldarbeiten besorgen, die Albanesen vorzugsweise als Galadiener den Neichthum des Hauses, in dem sie angestellt sind, repräsentiren und die Türken auch hier, wie überall, so viel wie möglich faulenzten. Die Spaniolen gelten als absolut zuverlässig, treu und redlich.

Zu großen Reichthümern haben es nur einige Wenige gebracht, die Großhändler und Bankiers Allatini und Modiano vor Allen. Auch die Zahl derer, die sich eines relativen Wohlstandes erfreuen, ist eine ziemlich kleine; die Meisten leben in großer Dürftigkeit. Daß die Juden in Saloniki trotz ihrer Verstandeskräfte, die gewiß nicht geringer sind als die ihrer Stammesgenossen in anderen Ländern, trotz ihrer körperlichen Ueberlegenheit, trotz ihrer unermüdlichen Thätigkeit und Tüchtigkeit, im Allgemeinen ein recht kümmerliches Leben fristen, wird verschiedenen Umständen zugeschrieben; vor Allem der türkischen Mißregierung, der bisherigen Absperrung Salonikis von deni eigentlichen Weltverkehr, und dann auch dem überreichen Kindersegen der jüdischen Ehen.

Aber wenn es ihnen auch nicht allzu gut ergeht, sie machen doch im Gegensatz zu den schläfrigen und immer gelangweilt aussehenden Türken und zu den zurückhaltenden anderen Völkerstämnen der Balkanhalbinsel einen recht vergnügten und lustigen Eindruck. Mit einer Naivität in der Zudringlichkeit und Neugier, die sich gar nicht beschreiben läßt, umdrängten sie uns, folgten uns auf Schritt und Tritt, erboten sich zu allerlei Liebesdiensten, die wir nicht begehrtcn, lachten vergnügt, wenn wir sie von uns wiesen, und nahmen es auch nicht übel, wenn ein mit den Sitten des Landes vertrauerer Glaubensgenosse ihnen einen gehörigen Puff oder eine Ohrfeige gab. Solche körperlich fühlbaren Aeußerungen des Unwillens wurden ohne besondere Erregung gegeben und ohne Erbitterung entgegengenommen. Am possirlichsten waren die jugendlichen Stiefelputzer, die uns straßenlang verfolgten und, sobald wir irgendwo unvorsichtigerweise den Schritt verlangsamten oder gar stehen blieben, mit ihren Brettchen vor uns niederknieten, um den immer vergeblichen und immer erneuerten Versuch zu machen, die genügend blanken Stiefel doch noch zu putzen.

Die Männer sind fast durchweg stattliche Erscheinungen, und namentlich unter den Kindern und den Greisen findet man auffallend schöne Gesichter. Noch entzückender sind die kleinen Mädchen mit ihren schwermüthigen, wundervollen Augen, die reizend und scheu unter langen Wimpern aufblicken, — mit tiefbraunen Augen und blauen Augen, blonde, goldige und schwarze Lockenköpfe. Die Mädchen Heirathen sehr früh und verblühen schnell. In den Jahren, in welchen sich bei uns die Frauenchönheit zur vollsten Blüthe entfaltet, sind die Schönheiten unter den Jüdinnen in Saloniki sehr spärlich. Aber ich habe doch einige auffallende Ausnahmen gesehen: junge Frauen mit herrlichen, ausdrucksvollen Augen, edelgeschnittenen Nasen, frischen Lippen und von jener zauberhaften, in der That nur dem Orient eigenen topasartigen mattgelben Hautfarbe, ohne die wir uns eine Schöne des Morgenlandes gar nicht vorstellen können.

Im Gegensatz zu meinem Freunde Ludwig Pietsch, mit dem ich den unvergßlichen Psingsitag in Saloniki verbrachte, und dem ich in künstlerischen Fragen ganz unbedingt mich unterordne, muß ich doch gestehen, daß mir auch die Tracht der Weiber durchaus nicht mißfallen hat, und daß ich bei der Betrachtung der Jüdinnen von Saloniki nicht, wie Pietsch, den Mangel des europäischen Corsets schmerzlich empfunden habe. Die Frauen tragen unterhalb des Busens und über der Hüfte einen breiten Gurt, der den ziemlich engen Nock hält. Vom obern Theil des Körpers sind Rücken, Schulter und Busen nur durch das Hemd oder etwa noch ein Helles Busentuch bedeckt, während der Hals und der obere Theil der Brust unverhüllt bleibt. Die Frauen wirken also etwa wie Gestalten aus der Zeit des Direktoriums, wie die „NsrvellsuskZs“ mit modernem herzförmigem Ausschnitt. Das Haupthaar ist völlig bedeckt durch einen gewöhnlich mit Stickereien, bisweilen auch mit Edelmetall verzierten Kopfschmuck von schreiend grüner Farbe, der sich dicht an die Kopfform anschließt und über den Rücken ähnlich wie ein großes Crapaud aus der Zopfzeit herabfällt. Ich will gern zugeben, daß diese Haarverhüllung die weibliche Schönheit nicht hebt, aber auch dieser viel verlästerte Kopfputz macht doch einen gemissen Eindruck, den ich nicht als unschön bezeichnen möchte.

Biel reicher ist die Tracht der Männer. Die Männer der ärmeren Schichten, Handwerker, Händler, tragen gewöhnlich die breite, farbige Pluderhose, die bis unterhalb des Knies reicht und von dein breiten farbigen Shaml, der um die Hüften geschlungen, gehalten wird, über dem Hemd die kurze Jacke, Alles in bunten Farben, und auf dem Kopf entweder das Fez oder ein mehr oder minder künstlich geschlungenes buntes Kopftuch. Bei den vornehmeren und begüterteren Spaniolen, die die Tracht ihrer Väter noch nicht abgelegt haben, fällt die Pluderhose weg. Sie tragen ein langes Kleid, das bis auf die Knöchel reicht und aus grellfarbigem, bisweilen gestreiftem Seidenstoff gefertigt ist. Man sieht diese Männerkleider in allen möglichen Farben, und zwar in sehr schönen Farben: in leuchtendem Goldgelb und weichem Himmelblau, auch in tiefem Scharlachroth. Auch dieses Kleid wird um die Hüfte von einem buntfarbigen breiten Shawl gegürtet. Ueber diesem Unterkleide tragen sie eine Jacke mit ziemlich breiten Aermeln, die nicht geschlossen ist, ebenfalls aus farbiger Seide, aber immer in einer andern Farbe, als das seidene Untergemand, und über dieser Kleidung den offenen Kaftan, ebenfalls in buntfarbiger Seide und mit Pelz besetzt. Dieser Nebermurf wird auch von den Aermeren viel getragen, und an der Qualität des Pelzes erkennt der Kundige auf den ersten Blick den ungefähren Vermögensstand des Besitzers. Der Fuchs liefert den gewöhnlichen Besatz. Bei den Vornehmeren ist das turbanartige Kopftuch seltener. Sie tragen fast allesammt das Fez.

An der Spitze der jüdischen Gemeinde in Saloniki steht der Großrabbiner, der mit sehr weitgehenden Machtbefugnissen ausgestattet ist und unter allen Bekenner« des mosaischen Glaubens im Orient das höchste Ansehen genießt. In Constemtinopel und neuerdings, soviel ich weiß, in Sofia giebt es zwar auch Großrabbiner, die ideell an Macht und Würden dem von Saloniki gleichgestellt sind, in Wahrheit ninnnt jedoch der jüdische . Papst von Saloniki den hervorragendsten Rang ein. Wenn er von Rechts wegen eigentlich nur auf religiösem Gebiete der oberste Leiter und Ordner sein soll, so übt er thatsächlich auch auf die weltlichen Angelegenheiten einen mächtigen und bestimmenden Einfluß. In kleinen und sogar in sehr großen Streitfällen, und nicht blos zwischen den Juden, sondern auch zwischen Juden und Andersgläubigen, wenden sich die Parteien lieber an die Weisheit und Gerechtigkeit des Großrabbiners, als an die türkischen Gerichte, die ihres Amtes sehr saumselig walten, an die klagenden Parteien sehr bedeutende Geldansprüche stellen und schließlich wegen der Gerechtigkeit ihres Urtheilspruchs noch stark angezweifelt werden. Die Entscheidung des hohen religiösen Schiedsmannes soll, wie man mir gesagt hat, unbedingt respectirt werden.

In Saloniki giebt es noch eine Secte, die aus den Spaniolen hervorgegangen ist. Die Anhänger werden Dönmeh, Mamini oder Dölmes genannt. Den Bemerkungen, die ich über diese eigenthümlichen Sectirer in den Mittheilungen aus dem Orient von Karl Braun, Julius Grosser u. s. m. gelesen habe, liegen die Angaben des gediegenen Kenners des Orients I. S. von Hahn zu Grunde. Demnach wäre die Secte im Jahre 1667 von dem gelehrten Rabbi Sabatai Sevi gestiftet worden. In der Geschichte des Judenthums von Jost wird der Stifter Schabbathai Zwi geschrieben und keineswegs als ein gelehrter Rabbi, sondern als ein halb verrückter Schwärmer und Fanatiker geschildert, der schon als kleiner Junge von acht Jahren Zeichen einer großen religiösen Neberspanntheit gab, sich als kaum heranwachsender Jüngling für den Messias erklärte und 1659 in Saloniki als Messias einzog. Er war damals achtzehn Jahre alt. Er fand unter den Juden des Orients zahlreiche Anhänger. Im Herbst 1662 zählten die Anhänger Zwis über 75 ÖOO Seelen. Die Bewegung, die Zwi angeregt hatte, erschien schließlich auch der türkischen Regierung bedrohlich. Zwi stellte sich dem Sultan Muhamed IV. und antwortete auf die Frage des Sultans, ob er der Messias sei, daß seine Anhänger ihn als solchen erkannt hätten. Darauf sprach der Sultan: „Ich will Dein Messiaswesen prüfen. Es sollen drei vergiftete Pfeile auf Dich abgeschossen werden; wenn sie Dich nicht tödten, halte auch ich Dich für den Messias.“ Da erbebt Zwi. Der Dolmetsch gab ihm den guten Rath, er möge erklären, daß er die Juden zum Islam bekehren wolle. Und um der Gefahr des Todes zu entgehen, befolgte Zwi die Weisungen des Dolmetsch. Er nahm einem Hofbedienten den Turban ab und fetzte ihn sich auf. Damit war der Sultan zufrieden, beschenkte ihn und gab ihm eine angesehene Stellung <in Hofe. Viele Anhänger des Zwi Katen nun auch, von der Roth gedrängt. zum Islam über; aber dieser Uebertritt war eben ein rein äußerlicher und erzwungener. Die Secte hat sich durch zwei Jahrhunderte behauptet. Sie hat auch in Deutschland vereinzelte Anhänger gezählt. In Saloniki hat sie bis auf den heutigen Tag eine gemisse Bedeutung beibehalten. Man beziffert die Zahl der Anhänger des Zmi noch immer auf 4000 Seelen. Aeußerlich bekennen sie sich zum Islam, sie besuchen von Zeit zu Zeit die Moskee, aber man glaubt, daß sie im Geheimen Juden geblieben sind. Natürlich wollen die Juden nichts von ihnen wissen und die Muhamedaner auch nicht. Die Secte selbst ist noch in zwei Gruppen getheilt, die sich gegenseitig ebenfalls feindlich gegenüberstehen. Die Dölmes Heirathen nur unter sich und zwar innerhalb ihrer eigenen Gruppe. Infolgedessen ist dieRace körperlich heruntergekommen. Tie jetzt noch lebenden Anhänger des Zwi sollen sich indessen durch besondere Gelehrsamkeit und geistige Tüchtigkeit auszeichnen.

In Saloniki lernte ich auch die ersten türkischen Straßen kennen, mit ihren unansehnlichen, langweiligen Häusern, deren Fenster ganz vergittert sind. Um das „Fensterln“ ist es hier allerdings schlecht bestellt. Aber die Nachricht, daß auserlesene Fremde angekommen seien, hatte doch die vermumnten Neugierigen an die kaum durchsichtigen Holzgitter herangelockt, und trotz aller erschwerenden Umstände schienen die verschmitzen

Weiber, die hinter den Gittem gesticulirten und lachten, zu jedem Spaß aufgelegt zu sein.

Wir waren von alledem, was wir in Saloniki sahen, von diesem Farbengeflimmer, diesen verwunderlich schönen Erscheinungen wie berauscht. Und dabei dieser herrliche Himmel und diese goldene Sonne, und dieses Leben und Treiben auf der Straße, von dem wir uns, auch wenn wir Süditalien gesehen, doch nichts träumen lassen! Alles geschieht bei offener Thür und auf der Straße. Da wird gebacken, gebraten, gekocht, gehämmert und geschmiedet. Werkstatt, Laden und Schaufenster, Alles ist vereinigt. Alles ist entweder auf der Straße unter freiem Himmel oder wenigstens bei offener Thür. Und dabei dies Geschrei, dies Ausbieten der Waare! Es ist ein einziges Schauspiel. Alle unsere Nerven werden angespannt, und die Geruchsnerven gewiß nicht am wenigsten. Ich kannte den merkwürdigen, süßen, widerwärtigen und doch balsamischen Geruch, der in den engen Straßen Salonikis aus den Häusern drang. Ganz ähnlich so roch es im Chinesenviertel von San Francisco, wenn auch da der Mohngeruch des Opiums stärker war. Hier mar es ein merkwürdiger Mischmasch von peruanischem Balsam und Faulbaumblüthe, Ercercierplatz und überfülltem Omnibus iin Sonnner und besonders von Hammelfett. Aber Alles das waren nur leise Vorgerüche', der richtige Orient sollte mir erst in den engen Straßen von Constantinopel entgegenduften.

Durch den Umstand, daß Saloniki bisher von dem eigentlichen Weltverkehr so gut wie abgeschieden war, erklärt es sich, daß sich diese eigenthümliche Stadt den orientalischen Charakter viel reiner, vollkommener und echter erhalten hat, als die anderen uns ohne besondere Mühe erreichbaren Städte des Ostens. Selbst die alte Türkenstadt in Constantinovel, Stambul, wirkt viel europäischer als Saloniki; denn auch in Stambul sieht man mehr schwarze Röcke als orientalische Trachten. In Saloniki aber gehört der schwarze Rock noch zu den seltenen Ausnahmen. Die schöne Eigenart, die Saloniki bis zur Stunde sich noch bewahrt hat, wird freilich dem heftigen Ansturm vom Westen und Norden her nicht allzu lange mehr trotzen können. Unsere europäische Cultur besitzt ja leider eine widerwärtige Kraft des Uniformirens. Der neue Schienenweg, der Saloniki in unmittelbaren Zusammenhang mit den Hinterländern bringt, und der die so überaus interessante und sehenswerthe Stadt zu einem leicht erreichbaren Reiseziel für Touristen macht, wird in wirthchaftlicher Beziehung unzweifelhaft dem wichtigen Hafenplatze des Orients die größten Vortheile bringen. Aber dieser Nutzen wird nicht erreicht werden können, ohne dem besondern Gepräe der Stadt erheblich zu schaden. Ein serbisches Sprüchwort sagt: „Von Belgrad bis Saloniki braucht man hundert Arode." Jetzt würde ein genügsamer Mensch allenfalls mit zwei belegten Butterbroden durchkommen.

iSin zweiter «ullatz „All? dem Oiicnt" lolgl im niichsien Hefte.,

Metamorphosen des Christenthums bei den Negern.

von

Mgx Büchner.
— München. —

en Jesuiten-Missionaren in China ist häusig vorgeworfen worden, daß sie, allzusehr den Rücksichten der Zweckmäßigkeit gehorchend mehr einen christlich übertünchten Buddhismus als ein wirkliches Christenthum gepredigt hätten. Eine gewisse Verquickung der neuen mit alten Formen wird aber schließlich jeder Religion, die Propaganda machte, nachzuweisen sein. Mitten in der unter allen menschlichen Rassen herrschenden Gleichförmigkeit der Ideenkreise wird es sich auch bei sämmtlichen Massenbekehrungen wesentlich niemals um Neuanpflanzung, sondern immer nur um Pfropfung gehandelt haben.

Daß aus derartigen Borgängen neben gelungenen Gestalten auch Mißgeburten entstehen, ist begreiflich. Wo aber wären solche Zerrbilder häusiger anzutreffen, als auf dein klassischen Boden der Carrikatur des Europäerthums überhaupt, im lustigen Lande der Neger!

Gegen Ende des Jahres 1881 verweilte ich einige Wochen an der Kongo-Mündung und hatte dort folgendes Erlebniß.

Schräg gegenüber dem Hauptplatz Bcmana, am südlichen Rande des Mündungs-Deltas, verborgen hinter einem Labyrinth von Mangrove-Jnseln und Mangrove-Canälen, liegt San Antonio, zwar eigentlich blos ein gewöhnliches Negerdorf des Häuptlings Kukulü oder Bemba Masutu oder Bemba Nsutu oder Bemba Suti (diese unpraktischen Menschen führen oft mehrere Namen zugleich und sprechen sie jeden Tag anders aus), welches aber doch eine gewisse Bedeutung beanspruchte, sowohl deshalb, weil die Oertlichkeit vor etwa hundert Jahren der Sitz einer italienischen KapuzinerMission gewesen war, als auch darum, weil dieselbe im Begriffe stand, abermals einer Mission und zwar einer französischen theilhaftig zu werden. Die große Zukunft, die dem Kongo-Fluß, Dank dem Stanley-Unternehmen des Königs der Belgier zu erstehen schien, machte sich auch auf religiösem Gebiete bemerkbar.

Doch wie die Interessen der civilisirten Menschheit naturgemäß immer zusammen marschiren, so wollte San Antonio im Bewußtsein der niedergewonnenen Wichtigkeit auch einer eigenen Handelsstation nicht entbehren, und Kukulü, der Häuptling, hatte schon mehrmals Botschaften an die holländische Firma in Banana abgehen lassen, um die Errichtung einer ZweigFaktorei bei ihm zu, betreiben. Die Angelegenheit war eben spruchreif geworden, die holländischen Herren hatten beschlossen San Antonio ernsthaft in Betracht zu ziehen und zur Untersuchung der näheren Verhältnisse einen Beamten hinüberzuschicken.

Der Mussorongö-Stamm, dem San Antonio gehörte, stand nicht im besten Ruf. Gar manches Händlerfahrzeug, das in diesen Gewässern, vom Wind verlassen und bedrängt vom Ebbestrom, vor Anker liegen mußte, war von ihm geplündert worden, und die Mussorongö galten lange als gefährliche Piraten. Mit der Zeit und mit der Zunahme des Verkehrs schienen sie aber doch allmählich zahmer und gesitteter zu werden.

Da ich selber gerade nichts zu thun hatte, als eine sicherlich noch acht Tage ausbleibende andere Reise-Gelegenheit abzuwarten, so nahm ich dankbar den Vorschlag an jenen Ausflug mitzumachen, und zwar um so lieber, als der betreffende Beamte ein deutscher Landsmann aus Köln war.

In einem geräumigen Segelboot, dem eine Jolle angehängt wurde, fuhren wir, reichlich versehen mit Proviant und Geschenken, über das seeartige Mündungsbecken des berühmten Stromes, bogen dann ein in die Mangrov-Zone der südlichen Ufer, durchkreuzten breite und schmale, von den: eigenartigen matten Grün der Mangrove-Wälder eingefafte Wasserflächen, bis wir mit dem größeren Fahrzeug stecken blieben. Dann bestiegen wir die Jolle und ließen uns noch eine Stunde lang von unseren^KruJungen weiter in das Jnseldickicht hineinrudern. Als Führer oder Lootse diente hierbei ein Neger mit weißen Haaren, der in San Antonio zu Hause mar und uns abgeholt hatte.

Dieser würdige Mann, welcher behauptete, ein Minister des Kukulü zu sein, trug eine merkwürdige Frömmigkeit zur Schau, die vielleicht darauf berechnet war, uns für ihn einzunehmen. Beständig hielt er mit der Rechten ein Kruzifix umklammert, versteckte es in seinein Busen, zog es hervor, küßte es und bemurnielte es mit Gebeten. Als auf der Ueberfahrt einige Wellen etwas höher hüpfen, streckte er dasselbe voll Ueberzeugung beschwörend und segnend ihnen entgegen. Dieses überchristliche Gebühren war um so sonderbarer, da die Mussorongö als längst wieder in das Heidenthum zurückgefallen galten. Der Mann gehörte einer Generation an, die sicher ohne Missionare aufgewachsen war.

Nord und «üb. XI.VII., 8

In einem schmalen Mangrove-Laubgang, den ein süßes Wässerchen geschaffen, blieb nun schließlich auch die Jolle stecken. Wir rufen in den Uferwald hinein, vom festen Lande her antworten Stimmen, dann das Knacken abgebrochener Aeste und das Rauschen vieler Tritte, die den weichen Schlick durchwühlen. Einige zwanzig bizarr gelockte schwarze Jünglinge erscheinen, nehmen uns und unsere Habe auf die Schultern und tragen uns auf's Trockene. Wir hatten nur noch eine kurze Steckte zu marschiren und waren dann am Ziele.

Das Dorf des Kukulü liegt verborgen hinter Buschwerk auf einen: flachenHügel, den Baobab- und Eriodendron-Bäume schmücken. Unterhalb, auf einer sandigen Plattform, ist der Palaverplatz. Im Schatten eines FicusNiesen war zu unserem Empfange ein sauber weiß gedeckter europäischer Tisch nebst drei geflochtenen Madeira-Stühlen hergerichtet. Man bittet uns, zu warten. Daß wir in's Dorf hinaufkämen, schien nicht gewünscht zu sein. Wir setzten uns, zündeten Cigarren an und ließen die Geschenke auspacken.

Es dauerte geraume Zeit, bis etwas Weiteres sich regte. Die Mussorongö hatten uns mit unserer Dienerschaft allein gelassen, und nur der alte übermäßig fromme Lootse, der etwas Portugiesisch radebrechen konnte und als Dolmetsch dienen sollte, mar bei uns geblieben. Wir rauchten und fühlten uns behaglich.

Hinter dem Buschmerk erhebt sich plötzlich ein Geheul und das Gebimmel einer größeren und vieler kleinerer Glocken. Der Zug des Häuptlings setzt sich eben in Bewegung. Das Geheul und das Gebimmel kommen näher. Jetzt bricht ein Schwann von sechszig, wild geschmückten Kriegerñ, Steinschloßmusketen schwingend, aus dem Buschwerk und umringt uns tanzend. Roth und gelb bemalte Fratzen, flatternde Federkronen, weiße blitzende Zähne. Endlich beendigen sie das wohlgelungene Schauspiel und gruppiren sich um den Tisch, an den: wir sitzen, mit blasirter Miene ruhig weiter rauchend. Auch Weiber, Knaben, Kinder und andere friedliche Gestalten haben sich eingefunden, es mögen etwa hundert Menschen da sein.

Ein weiter Kreis wird frei gemacht, und ein Trägerpaar mit einer dicht verhüllten Hängematte auf den Schultern wankt in die Mitte. Ueber dem Tragebauin, einem wohl fünf Meter langen Palmblattstengel, ist aus mehreren bunten Decken und zwei Leopardenfellen eine spitze Dachung hergestellt. Im Innern dieses mysteriösen Tabernakels ruht annoch unsichtbar die geheiligte Person des Kukulü.

Die siebzig oder achtzig Schritte aus dem Dorfe bis hierher zu Fuß zurüctzulegen, märe würdelos gewesen, und die schwere Hülle, die einem Europäer alle Schrecken des Erstickungstodes zugezogen hätte, war unumgänglich nöthig, die Bedeutsamkeit des Inhalts auszudrücken.

Andächtig schweigt die Volksschaar. Ein ministerartiges Wesen naht sich der Verhüllung, lüpfte sie sachte und redet mit gewichtiger Miene einige Worte in ihr Inneres, in dem es sich unheimlich zu bewegen anfängt. Zwei strampelnde Beine, mager, nackt und bräunlich, suchen einen Ausweg und die feste Erde. Die zwei Beine werden immer länger. Endlich fasten sie den Boden, und langsam rutscht ein Oberkörper nach. Es ist höchste Zeit! Ein kurzes Schütteln bringt die stark verschobenen Kleider wieder in die rechte Ordnung. Schließlich löst sich auch noch ein ergrautes Negerantlitz aus der schwanken Hängematte, ein schmerer Säbel senkt sich raffelnd nieder, und vor uns steht ein Admiral. Zwar unbehost und baarfuß und um die Mitte blos mit einem Hüftentuch bekleidet steht er da, am Oberkörper aber prangt ein schöner goldbestickter Frack, mit goldenen Epauletten. Stolz und ernsthaft stülpt der Admiral sich einen reichverbrämten Federhut auf's Haupt, wozu er beide Hände nöthig hat. Das ist der Kukulü. Geschrei und doppelt kräftiges Gebimmel begrüßen diese Pracht. Wir bleiben sitzen und rauchen ruhig weiter, Denn nirgends gilt der Grundsatz, daß in der Freundlichkeit jede Uebereilung zu vermeiden ist, mehr als diesen Negerpotentaten gegenüber!

Wohl mehrere Secunden bleibt die Scene unverändert. Es scheint ein Ceremoniell geplant zu sein und nicht recht zu klappen. Einige Vertraute flüstern, einige Jungen rennen hin und her und durchbrechen grob die Volksschaar. Der Kukulü bleibt stehen, ohne eine Miene zu verziehen, und rührt sich nicht.

Endlich scheint die spannende Erwartung sich zu lösen. Ein altmodischer europäischer Koffer wird gebracht und mit einem großen stark verrosteten Schlüssel nicht ohne einige Schwierigkeit geöffnet. Er birgt ein meterlanges Kreuz aus getriebenem Silber, das früher einmal als die Stangenspitze einer Kirchenfahne seinen Dienst geleistet haben mochte. Kukulü nimmt dasselbe in die beiden Hände, stellt sich fest auf seine Füße, küßt es, hebt es über seinem Haupt empor und macht dann einen Strich quer durch die Luft. Er spendet einen regelrechten Segen, wie katholische Priester ihn zu spenden pflegen. Das versammelte Volk fällt schweigend auf die Knie, schlägt sich mit den Fingern auf die Brust, und einige Jungen, die sich als Ministranten benehmen, schwingen Kirchenklingeln in den Händen; auch die Glocke tönt mit kräftigem Schall dazwischen.

Mein Freund und Landsmann ist ein Katholik wie ich. Staunend blicken wir auf das Gebühren dieser Neger, das uns Erinnerungen aus der Schulzeit weckt. Doch unser Staunen soll noch höher steigen. Der Kukulü macht noch immer keine Miene, sich uns zuzuwenden, und bleibt noch immer stehen. Wir haben ihn noch nicht einmal begrüßt.

Unser Dolmetsch bittet, Schnaps zu geben. Zugleich wird ein zweiter, kleinerer Koffer aufgeschlossen und ein sorgfältig eingewickelter Kelch von billigem böhmischen Goldglas daraus hervorgezogen. Wir lassen einen Korbkrug überreichen. Der Dolmetsch bittet auch noch um unseren Korkzieher, stellt den Kelch dann vor sich auf die bloße Erde und füllt ihn bis zum Rande mit dem hassenswerthen Stoff. Demüthig knieend kredenzet er ihn dem Häuptling.

Der Kukulü verdreht die Augen himmelwärts, neigt sein Haupt und spricht geheimnißvolle Worte in den Kelch hinein, segnet ihn mit seiner Rechten, indem er feierlich drei Kreuze schlägt, und hebt ihn hoch empor. Das versammelte Volk fällt wieder auf die Knie, um wieder mit den Fingern auf die Brust zu schlagen, und abermals ertönen die große Glocke und die Ministrantenklingeln. Es ist offenbar die Ceremonie der Wandlung in der Messe, die hier mit dem Schnaps vor sich geht. Der Kukulü führt den Kelch an seine Lippen und leert ihn lange schlürfend, ohne abzusetzen.

Erst jetzt, nach allem diesem Hokuspokus, fühlte Kukulü es passend, sich um uns zu kümmern, uns steif die Hand zu reichen, die wir mit derselben Steifheit schütteln, und auf dem dritten der Madeirastühle Platz zu nehmen. Das Gefolge packt die heiligen Geräte ein und beginnt alsbald um den angebrochenen Schnapskrug sich zu zanken. Wir selber fangen die Verhandlung um die angestrebte Faktorei an, die einen günstigen Verlauf nimmt.

Was mar das nun für eine schauerliche Posse? Diese letzten carrikirten Ueberreste eines Christenthums, das vor mehr als hundert Jahren hier gewaltet hatte, sollten zweifellos uns imvoniren, sollten uns beweisen, daß man mit dem Rituell der Europäer immer noch vertraut sei, und uns Sympathie erwecken, wohl auch einen zauberhaften Einfluß auf uns üben. Welche höhnische Entwürdigung sie trieben, fühlten diese Mussorongö nicht. Das rein Aeuerliche hatten sie erfaßt und festgehalten. In ihrer Wesenheit waren sie der alten Schurkerei anheimgefallen. Wie die gebrauchten kirchlichen Geräte nach dem Abzug der Besitzer in ihren Händen bleiben konnten, ließ sich nicht enträthseln. Vielleicht waren sie die Beute eines Raubes.

Die Neger sind so ungeheuer praktisch angelegt, daß sie vom Christenthum blos Gewinne materieller Art erwarten. Sie sehen den Weißen reich und mächtig und glauben, daß er seinen Vorzug gewissen Fetischen verdankt, gleichwie ja auch sie selber aller möglichen schwarzkünstlerischen Kniffe sich befleißigen, um das Glück zu bannen. Gottesdienstliche Verrichtungen werden dann bei ihrer sonstigen Unbegreiflichkeit immer nur in solchem Sinne aufgefaßt und nachgeahmt.

Blickt man sich weiter um, so stößt man allerwärts auf ähnliche Erscheinungen, die in gleicher Art zu deuten sind.

Ehe ich im Juli 1879 von Malange in Angola aus meine Reise in das Innere antrat, ließ mein Diener Manoel sich von dem dortigen Pfarrer taufen, blos weil man ihn? gesagt hatte, daß die Taufe ein gutes Zaubernlittel gegen alle möglichen Gefahren sei. Dabei blieb er aber immer noch der alte Heide. Etwa dreißig Jahre vorher hatte ein abtrünniger katholischer Priester in derselben Gegend unter den freien, nicht der portugisischen Herrschaft unterworfenen Völkerschaften mit der Taufe und den anderen Sacrmnenten einen förmlichen Handel getrieben. Diese Fetische der Weißen waren allenthalben stark begehrt.

Selbst Muatiamvo, der Lunda-König, wünschte von mir getauft zu werden. Was für eine rührende Geschichte für gar manche zarte Seele hätte sich aus diesem rein frivolen Wunsche machen lassen! Ich weigerte mich aber schon aus dem einen Grunde, weil ich das gefährliche Selbstbewußtsein des nach meiner Habe gierigen Despoten nicht noch steigern wollte. Muatiamvo schien sich damals überhaupt eifrig für das Christenthum zu interessiren, aber nur aus völlig irdischen Motiven. So brachte er mir einmal zur Begutachtung einen in schrecklich schlechtem Portugiesisch abgefaßten Brief an den Gouverneur von Angola, welcher aus der Feder eines portugiesischen Handelsnegers stammte, und in dem er bat, man möchte gegen den Erlös einiger Elephantenzähne, die er hierzu schicke, für ihn eine Messe stiften. Dem lag eine Gaunerei zu Grunde, die mit ihm getrieben werden sollte.

Die Religion des Negers ist meistens weiter nichts als eine systemlose Gespensterfurcht. Zur Abwehr all der bösen Schicksalsmächte, die das Dasein ihm verbittern, sucht er durch Amulette, Medianen, Fetische oder wie man sonst noch sagen will, seinen Leib zu wappnen, und täglich werden neue Mittel solcher Art erfunden. Unter die vielen Kbolde, welche Wald und Flur für ihn beleben, sind in portugiesischen Gebieten schließlich auch die „Santos“, die katholischen Heiligen, gerathen, und als specifische Vorkehrungen gegen diese importirteArt unheimlicher Gemalten gelten Cruci fixe, um die Brust gehängt, die sonderbarer Weise gleichfalls „Santos“ genannt werden. Auf solche Crucifire stößt man nicht gar selten weit im Innern, ohne daß die betreffenden Personen deshalb Christen wären.

Als bei Muatiamvo einmal eine größere Zaubermedicin bereitet wurde, was ziemlich oft geschah, kam in mein Lager ein vertrauter königlicher Bote gelaufen, mich um ein Crucifir zu bitten, weil ein solches eben dringend nöthig sei. Da ich nun selber keines besaß, beauftragte ich einen Diener, unter den Trägern Umschau zu halten, und wirklich fand sich ein Crucifirmhaber. Ich fragte denselben, ob er seinen „Santo“ für ein paar Ellen Zeug an mich verkaufen wolle, ermahnte ihn aber, sich ja nicht meinethalben davon zu trennen, falls er glaube, daß ihm daraus Schaden erwachse. Der Schachergeist überwand die Skrupel, die ihn anfangs zögern ließen. Doch gaben seine Freunde ihm sogleich ein Mittel ein, etwaige üble Einflüsse, die aus der Veräußerung entstehen konnten, abzuwenden. Er brauchte da nur mit einem Theil des gewonnenen Preises etwas Wachs zu kaufen und zu einem Stück zusammen zu schmelzen, indem er dabei gelobte, dieses Stück Wachs aufzubewahren und in Malansche dafür einen neuen Santo zu kaufen. Bis dahin diente das Wachs als ebenso wirksamer Stellvertreter. Die Pffiffigkeit der Neger weiß sich stets zu helfen.

Auch christliche Legendenbildungen, abscheulich negerhaft verzerrt, sind hier und dort zu treffen. So darf sich eines recht charakteristischen Mirakels das Städtchen Muschiina am Koansa-Flusse rühmen. Glänzend weiß erhebt sich dort vom dunklen Hintergrunde waldiger Berge eine mächtig große steinerne Kirche, neben der sich das Gewimmel grauer Negerhütten gar komisch winzig ausnimmt. Dieselbe birgt ein wunderthätiges Madonnenbild, nach welchem unfruchtbare Negerinnen zu mallfahrten pflegen. Zuweilen kommen hierher ganze Processionen auf Kanuus malerisch den Fluß herabgeschommen. Als einmal bei einer derartigen Gelegenheit auch der gleichfalls wunderthätige heilige Joseph von Massangano mitgebracht wurde und nur eine einzige Nacht in der Kirche eingeschlossen blieb, entstand alsbald auf mysteriöse Weise ein neuer kleinerer heiliger Joseph, der seitdem in Dondo, der weiter oberhalb gelegenen Distriktsstadt, die Kapelle schmückt. Dieses merkwürdige Ereigniß konnte natürlich nicht verfehlen, den Glauben an die Kräfte von Muschima merklich zu erhöhen.

Das hier Vorgebrachte möchte für die katholische, heut zu Tage meist französische Mission fast entmuthigend erscheinen. Man denke aber nicht, daß die protestantischen, also zunächst die englischen Missionare bessere Erfolge aufzuweisen hätten. Im Gegentheil. Die katholischen Bestrebungen haben immer noch den großen Vorzug, durch den rituellen Apparat zu blenden, und außerdem sind ihre Träger zweifellos geschickter, höher begabt und liebenswürdiger als ihre englischeil Rivalen, die durch Verachtung aller Form bis zur völligen Geschmacklosigkeit häufig gleich vom ersten Augenblick absurd und lächerlich erscheinen. Denn gerade diese Neger haben trotz ihrer eigenen Drolligkeit ungemein viel Sinn für Würde des Benehmens und sind scharfe Kritiker der Schwächen jener sonderbaren Fremdlinge.

Was soll man schließlich dazu sagen, wenn so ein englischer Apostel, gekleidet wie ein Jäger oder Svortsman, damit anfängt, sich irgendwo in einem Dorfe aufzupflanzen und ohne Weiteres mit einer Stimme, die jeder musikalischen Schönheit baar ist, fromme Lieder abzuleiern. Ein Publikum wird ihm gewiß nicht fehlen, ja ein zweites Mal werden sich die guten Neger noch viel eifriger versammeln, um ihm zuzuhören. Nur dürfte er dann nicht sogleich nach Hause schreiben, daß er bereits die hoffnungsvollste gläubige Gemeinde vor sich habe. Die Leute kommen bloß, um über ihn zu kichern, weil er zum lustigen Narren für sie wird. Erst wenn er schließlich noch Geschenke austheilt, ohne irgend etwas dafür einzufordern, erst dann wird er auch praktisch interessant sein und den angenehmen Ruf eines außerordentlichen und gar guten Weißen rings um sich verbreiten. Dann wird man ihn bewegen, doch zu bleiben und sich festzusetzen. Versteht er es zugleich, sich in die materiellen Interessen, insbesondere der Potentaten, einzumischen und namentlich dem europäischen Händler gegenüber, der dem Neger nie genug bezahlt, Partei zu nehmen, so ist fein Einfluß sicher und sein Zweck erfüllt. Reichlich mit Geldern aus der Heimat wirkend wird er ungesäumt es wagen können, sein bekanntes unduldsames Wesen zu entfalten.

Ganz anders pflegen die mit viel bescheideneren Mitteln ausgestatteten katholischen Missionare vorzugehen. In aller Stille und nicht allzu nahe einer Dorfschaft bauen sie ihr Haus, legen Felder an und verrichten ihren Gottesdienst, ohne sich Jemand aufzudrängen. Die kleine segensreiche Siedelung, welche allmählich um sie herum entsteht, zieht dann von selbst die Aufmerksamkeit des eingeborenen Volkes und der Potentaten auf sich. Jedenfalls ist es Thatsache, daß fast allerwärts auf der Erde über die katholische Mission das größte Lob, über die englische aber meist das Gegenteil davon zu hören ist. Die englische Religiosität hat in allen ihren Formen einen Beigeschmack, der lebhaft an das modernste ihrer Erzeugnisse, die famose Heilsarmee, erinnert.*)

Das wahre Christenthum findet auch in Afrika bei den schwachen Unterdrückten den leichtesten Zugang. Am besten werden Sklavenkinder, die man ankauft, den ersten Grundstock einer christlichen Gemeinde bilden, weil diese sich am leichtesten von fremdem Einfluß isoliren lassen, namentlich wenn sie weit von ihrer Heimat weggeschleppt sind und ihre im Negerthum verbliebenen Eltern und Verwandten niemals wieder zu sehen bekommen. Erst nachdem in Folge strenger Arbeit und gesitteter Lebensweise ein Ruhepunkt des Wohlbehagens da ist, sind abstrakte Tugendkeime in der Seele anzupflanzen. Ein paar Ellen Zeug, die man den nackten Wilden zur Bekleidung anvertraut, wirken viel erhebender als alle Bibeln, die aus England in die Welt hinausgehen.

Glaubt man die Zeit gekommen, auch das schwierige Kapitel von den Mysterien der Religion zu lehren, so schaffe man erst Worte, an die sich nach und nach die richtigen Begriffe ankrnstillisiren können, und versuche nicht, durch populäre Uebersetzung in die Eingeborenen-Sprache, dieimmer etwas Triviales hat und niemals treffend ist, ein Scheinverständniß zu erwecken.

Vor mir liegt ein alter Katechismus, der halb Portugiesisch, halb in Angola abgefaßt ist. Das „Sacrament der Taufe“ ist dort mit „SakraWelt« is Ku88v.Kulä“ wörtlich „Sacrament des Waschens“ übersetzt. Hätte man den ganzen portugiesischen Ausdruck „Läcräraento ä« Laririsrao“ beibehalten, so wäre das entschieden würdiger und zweckentsprechender gewesen.

Daß das wahre Christenthum für die Neger eine Wohlthat ist, wird auch der Atheist nicht leugnen können, und daß diese Wohlthat überall hindringen wird, ist eben so gewiß als wünschenswert!). Nur das Wie? der Propaganda ist die große Schmierigkeit. Viele Fehler sind gemacht, viele falschen Wege eingeschlagen. Unserer Zeit liegt es ob, aus früheren Erfahrungen zu lernen, um endlich die richtigen Wege aufzufinden.

*) Wir erinnern hier an Garbe's Schilderung der Europäer in Indien im Julihefte (Bd. 46, 99 ff.) unserer Zeitschrift. Garbe unterscheidet aber die deutschen protestantischen Missionare nachdrücklich von den englischen. Red.

Ein Hauptführer des deutschen Humanismus.

historische Skizze, von

Georg Winter — Marburg. —

«Illbach hat den Sinn seines Volkes ganz richtig getroffen, wenn er in seinem großartigen Wandgemälde des Reformationszeitalters Mattin Luther an die erhabenste Stelle, in die Alles beherrschende Mitte des Ganzen, gestellt hat, wenn er den unerschrockenen und gewaltigen Reformator mit dein aufgeschlagenen Evangeliumbuch damit als den bezeichnet hat, der ein für alle Mal jenem großen Zeitalter des erwachenden humanen Menscheno/istes sein eigenthünilichstes Gepräge verliehen hat. Wohl mag man darüber streiten, ob Luther der genialste aller der großen Geisteshelden gewesen ist, welche damals die Menschheitsgeschichte in munderbarer Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit hervorgebracht hat: man mag sogar zugeben, daß ein Hutten dem schlichten Mönche an geistiger Bedeutung und Genialität überlegen gewesen sei: als Charakter, als ganze und volle Persönlichkeit überragt Luther sie alle so sehr, wie sein Werk an Kraft und tiefgehender Wirkung ihre Schriften. Er that, was sie nur dachten: in einem Seelenkamvf von furchtbarer innerer Wahrhaftigkeit entwickelte er sich zu dem, der berufen war, der Entwicklung des Menschengeistes eine neue, freiere Bahn zu eröffnen.

Nicht als ob nun das Werk Luthers allein auf seiner geistigen Arbeit und seiner Initiative beruht hätte. Zur Ausführung desselben war es erforderlich, daß die kirchlich-religiösen Ideen, mit denen er dem allmächtigen Rom entgegentrat, im Volke selbst einen bis zu einer gewissen Grenze vorbereiteten Boden fanden. Denn so hoch man auch Einfluß und Wirksamkeit der einzelnen Persönlichkeit für den Fortgang der Menschheitsgeschichte anschlagen mag, so wird doch durch sie niemals das Gesetz der menschlichen Entwicklung durchbrochen, nach welchem der geistige wie sittliche Fortschritt der Menschheit sich niemals sprungweise und unvermittelt, sondern stets in allmä'liger Fortbildung vollzieht, welche durch den Einzelnen wohl beschleunigt oder verlangsamt, aber niemals völlig unterbrochen werden kann. Selbst bei denjenigen Ereignissen, welche bei flüchtiger Betrachtung am ehesten den Eindruck des völlig Unvermittelten und Gewaltamen machen, lassen sich die allmählich und zunächst nur im Verborgenen wirkenden Kräfte, welche dieselben vorbereitet und vermittelt haben, bei eindringenderer Beobachtung unschwer nachweisen. Wenn irgendwo, so scheint sich doch bei der Reformation des 16. und bei der französischen Revolution des 18. Jahrhunderts die welthistorische Entwicklung plötzlich und gewaltsam vollzogen zu haben; und doch waren beide von lange her vorbereitet, ehe sie in die Erscheinung traten, diese durch die von Rousseau, Voltaire und die Encnklopädisten verbreiteten Ideen, jene durch die kirchliche Opposition des 15., vor Allem aber durch den Humanismus des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts. In beiden Fällen wurden von den neuen Ideen zunächst nur die höheren Kreise, dort mehr die Gelehrten, hier die philosophisch speculirende höhere Gesellschaft überhaupt ergriffen, bis dann die Bewegung hier wie dort wiederum durch einzelne große Persönlichkeiten angeregt, das eigentliche Volk ergriff. Von den Schöpfern aus verbreitet sich die neue Weltanschauung erst über kleine, geistig hervorragende Kreise, greift dann immer weiter um sich und sickert endlich bis zu dem Volke selbst durch, das dann die praktischen Consequenzen zieht, welche oft von denen, welche die Ideen ins Leben gerufen hatten, kaum vorhergesehen, jedenfalls aber nicht gewünscht wurden. Wie Rousseau und Voltaire thatsächlich weit entfernt waren, an eine wirkliche politische Umwälzung des Bestehenden zu denken, so lag dieser Gedanke auch den früheren Trägern der humanistischen Ideen vollkommen fern; viele von ihnen zogen sich vielmehr, als nun Luther aus dem, womit sie in geistreicher Weise gelehrt sich unterhalten hatten, eine ernste und schwere Gemissensfrage machte und zu offenein Kampfe gegen Rom überging, scheu zurück und gingen hier und da zu offener Bekämpfung der neuen kirchlich-religiösen Weltanschauung über, deren Grundlage sie doch, wenn auch ohne Bewußtsein der Consequenzen, gleichsam mit geschaffen hatten. Ja, man darf sagen, daß bei der großen geistigen Bewegung des 16. Jahrhunderts die Vorbereiter ursprünglich erheblich weiter gegangen waren, als der, der die Bewegung dann thatsächlich ins Leben rief und ihr das Gepräge seines großen und gewaltigen Geistes und Charakters verlieh.

In gewissem Sinne wird man so Humanismus und Reformation als im Verhältnisse von Ursache und Wirkung zu einander stehend betrachten können; in vieler Hinsicht trifft aber doch auch diese Bezeichnung wieder nicht zu, wenigstens nicht unmittelbar. Denn weder ist Luther direct von den humanistischen Bestrebungen ausgegangen, noch auch waren die in den Humanistenkreisen herrschenden Anschauungen schon in das Volk übergegangen. Dem stand schon die Thatsache entgegen, daß die Humanisten bis zum Auftreten Luthers sich in ihren Schriften wie in ihren Briefen ausschließlich der lateinischen Sprache bedient hatten. Wohl aber war der ganze Geist skeptischer Opposition gegen das religiös-kirchliche Dogma und gegen die bestehenden Zustände der römischen Hierarchie, von dem die Schriften der Humanisten erfüllt waren, auch im Volke verbreitet; man wußte, daß die römische Autorität in weiten Kreisen der Gelehrtenroelt nicht mehr für unanfechtbar galt, vor Allein, man sah selbst die furchtbaren Mißstände, an denen das kirchliche Leben krankte, und hie und da erschien doch auch eine oder die andere Schrift der neuen Richtung in deutscher Uebersetzung, so daß wenigstens im Großen und Ganzen Luther bei seinein directen Angriff gegen das römische System auf Verständnis; bei seinem Volke rechnen konnte und solches gefunden hat.

Daran, daß dies möglich war, gebührt nun eben dem Humanismus und seinen Führern in Deutschland ein hervorragendes Verdienst. Nur lag dieses sein Wesen nicht so sehr an der Oberfläche, daß es den Zeitgenossen oder auch nur den Humanisten selbst zu vollkommen klarein Bewußtsein gekommen wäre. In gewissem Sinne war das ein Glück; denn nur so konnte es geschehen, daß die römische Curie, deren Autorität durch diese Bewegung den schwersten Stoß erlitt, dieselbe dennoch nicht blos duldete, sondern zum Theil sogar unterstützte. Sind doch einige der Päpste, vor Allem Leo X., der dann so energisch gegen Luther vorging, eifrige Förderer der humanistischen Bestrebungen gewesen; sie sahen in ihnen eben zunächst nur eine rein gelehrt-litterarische Bewegung, die sich gegen das religiöse Dogma, das die Curie selbst sehr skeptisch zu betrachten gewöhnt mar, nicht aber gegen die kirchliche Organisation, deren energische und autoritative Vertreterin sie war, richtete. Daß diese gelehrte Bewegung jemals in ihren Consequenzen auch vom Volke selbst erfaßt und aufgenommen werden könne, schien zunächst außer dem Bereich der Möglichkeit zu liegen. Die Gelehrten mochten, wenn sie unter sich waren und sich in einer dem Volke fremden Sprache über philosophisch-religiöse Probleme unterhielten, reden und schreiben, was sie wollten; darin erblickte man keine Gefahr; dachten doch die Humanisten selbst keineswegs daran, ihre Deutung der religiösen Mysterien zum Gemeingut aller zu machen und damit einen Angriff gegen die kirchliche Organisation und deren Spitze, den Papst, zu unternehmen. Daß dem Volke vielmehr sein alter Glaube erhalten werden müsse, war auch in weiten Kreisen der neuen Richtung ein fast als Dogma anerkannter Grundsatz. Nur so ist die sonst unbegreifliche, schon erwähnte Thatsache zu verstehen, daß eine große Anzahl der Humanisten, und darunter nicht die unbedeutendsten, nach kurzein Schwanken sich gegen Luthers Sache erklärten; sie betrachteten die philosophisch-religiöse Speculation als ein Privileg der Priester und Gelehrten, und während sie selbst in ihrer skeptischen Kritik oft bis zu vollem Unglauben fortschritten, theilten sie doch die Abneigung und den Haß der Anhänger der alten Kirche gegen die Lehre Luthers, obwohl dieselbe viele verwandte Elemente enthielt und zum Theil noch bei Weitem nicht so weit ging als sie selbst, im Geqentheil, indem sie die Mißbräuche angriff, um so energischer den ethischen Gehalt und das in der Schrift enthaltene Dogma zu retten und tiefer zu begründen unternahm.

Von wenigen der Humanisten ist dieser Widerspruch zwischen philosophischer Ueberzeugung und Festhalten an den hergebrachten kirchlichen Gebräuchen und Organisationen so klar und consequent ausgesprochen worden, als von dem Manne, der viele Jahre lang der geistige Mittelpunkt des Erfurter Humanistenkreises war, von Mutianus Rufus.

Es will uns scheinen, als ob die eigenthümliche Stellung und Bedeutung dieses hervorragenden Mannes innerhalb des deutschen Humanismus bisher neben den größten deutschen Humanisten Erasmus und Reuchlin zu sehr in den Hintergrund getreten wäre. Es mag das daran liegen, daß der bedeutende und ties gelehrte Mann seine philosophischen wie literarischen Anschauungen nicht wie jene in größeren und systematischen Werken niedergelegt hat. Er hat, wie er selbst einmal sagt, grundsätzlich keine Bücher hinterlassen, eben weil er eine weitere Verbreitung seiner Ideen selbst gar nicht wünschte. Wenn er trotzdem von seinen Zeitgenossen und von den Nachlebenden als Dritter im Bunde neben Erasmus und Reuchlin unter den hervorragendsten deutschen Humanisten genannt wird, so muß diese seine Bedeutung auf einem andern Felde gesucht werden. Je mehr er auf eine consequente Ausbildung und Verbreitung eines wissenschaftlichen Systems aus Grundsatz verzichtete, um so mehr hat er durch Anregung und vertraulichen Gedankenaustausch im engeren Kreise der Humanisten gewirkt und dadurch indirect und gleichsam wider Willen zur Verbreitung einer neuen, freieren Weltanschauung mitgewirkt. Das einzige, aber auch im höchsten Maße hervorragende Denkmal, aus welchem wir diesen seinen tiesgreifenden Einfluß auf seine gleichgesinnten Zeitgenossen zu erkennen vermögen, ist der ausgebreitete und vielseitige Briefwechsel, den er mit dem Erfurter Humanistenkreise unterhalten und in dein er die ganze Fülle tiefer Gelehrsamkeit und anregender Ideen ausgestreut hat, welche die Zeitgenossen an ihn bewunderten. War doch eben in jener großen, von neuen Ideen durch und durch erfüllten Zeit gerade die Form des Briefes die, in welcher man seine Gedanken und Ideen am unmittelbarsten und anschaulichsten aussprach. Wie man zu der schärfsten und vernichtendsten Satyr, die je gegen die römische Kirche ^geschrieben worden ist, zu den epistole «bseurorum vii-orum, eben die Briefform wählte, so hat auch für die Beurtheilung der ganzen literarischen und wissenschaftlichen Bewegung jener Zeit der Briefwechsel der hervorragenden Männer eine größere Bedeutung als in irgend einer andern Epoche der Entwicklung des Menschengestes. Daß daher Mutian, trotzdem man seine Bedeutung allgemein anerkannte, in neuerer Zeit doch neben Erasmus, Reuchlin, Eobanus Hessus, u. A. allzusehr in den Hintergrund getreten ist, mag wohl in erster Linie daran liegen, daß sein sehr umfangreicher Briefwechsel bisher nur in einzelnen Auszügen, nicht aber in vollem Umfange bekannt mar. Diese Lücke ist nunmehr ausgefüllt; in neuester Zeit ist durch Carl Krause der gesammte Briefwechsel dieses hervorragenden Humanisten durch den Druck der öffentlichen Kunde unterbreitet worden und hat die Blicke der Fachmänner von Neuem mit erhöhtem Interesse an der Gestalt dieses schlichten Gelehrten haften lassen*). Freilich wird derselbe auch nun noch nur den engeren Kreisen der Fachgenossen zugänglich sein, da die Briefe, wie die meisten Hervorbringungen der Humanisten, in lateinischer Sprache geschrieben sind. Vielleicht aber wird es eben dämm der geneigte Leser dem Verfasser Dank wissen, wenn er den Versuch unternimmt, an der Hand dieses Briefwechsels ein Bild von dem Leben und Denken dieses eigenartigen Mannes in flüchtigen Strichen zu zeichnen und dabei einige der hervorragendsten Stellen dieser reichhaltigen Sammlung in unser geliebtes Deutsch zu übertragen.

Man weiß, wie nach dem Wiederaufleben der antiken classischen Literatur, welche dem Humanismus seine Existenz gab, die Nachahmung und Verehrung des Alterthums sich auch äußerlich darin kundgab, daß die Anhänger der neuen Richtung, welche alsbald in einen schroffen Gegensatz zur Scholastik des Mittelalters traten, ihre deutschen Namen in lateinische oder griechische Formen kleideten; wie Philipp „Schwarzerd" sich „Melanchthon" nannte, so hat auch Konrad Mudt, sobald er aus den Reihen der „Barbaren" in die der Humanisten übertrat, seinen deutschen Namen in Mutianus umgewandelt und sich von seinem röthlichen Haupthaar noch den Beinamen Rufus beigelegt. Seine Geburt, deren Datum man neuerdings aus einer Andeutung in seinem Briefwechsel mit Sicherheit constatirt hat, fällt auf den Geburtstag Virgils, 15. October, des Jahres 1471. Er entstammte einer angesehenen hessischen Familie, welche seit lange in dein Städtchen Homberg bei Fritzlar angesessen war. Er war der jüngste dreier Brüder; die beiden älteren traten in den Staatsdienst, der eine bei dem Erzbischof von Mainz, dessen Küchenmeister er wurde, der andere bei dem Landgrafen von Hessen, als dessen Kanzler er im Jahre 1504 gestorben ist.

Konrad selbst aber schlug eine andere Bahn ein. Von Jugend auf schwebte ihm als Ideal ein beschaulich ruhiges, den Wissenschaften gewidmetes Leben vor; auf Glanz und Reichthum legte er keinen Werth, er wollte mit einer bescheidenen Existenz zufrieden sein, sofern ihm dieselbe nur die Möglichkeit intensiver Beschäftigung mit den Wissenschaften gewährte.

*) Der Briefwechsel des Mutianus Rufus, gesammelt und bearbeitet von Dr. Carl Krause, Professor am herzogl. Franciscum in Zerbst. Neue Folge, 9. Supplement der „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde." Kassel 1885. Vorgebildet in einer der berühmtesten Gelehrtschulen seiner Zeit, der des Alexander Hegius in Deventer, wo er noch eine kurze Zeit Mitschüler des Erasmus war, bezog er im Jahre 1486 die Universität Erfurt; schon hier scheint er die bestimmte Richtung für seine spätere wissenschaftliche Anschauung gewonnen zu haben, doch wissen wir im Einzelnen von seinem Studiengange wenig. Wohl aber wissen wir, daß zu der Zeit, in welcher er in Erfurt studirte, an dieser Universität die humanistischen Studien bereits in regem Fortschreiten und siegreichem Kampfe gegen die Scholastik begriffen waren. Im Anfange des 15. Jahrhunderts gegründet, stand die Universität damals auf dem Höhepunkte ihres Glanzes; neben Anhängern der alten Richtung, wie Jodocus Trutvetter und Bartholomäus Usingen, wirkte hier für die humanistischen Ideen namentlich Maternus Pistoris, der sich eines wohlbegründeten Rufes erfreute. Auch Ulrich von Hutten, Eobemus Hefsus und Crotus Rubianus haben später hier zum größten Theil den Grund zu ihrer Ausbildung gelegt. Nach sechsjährigen Studien erwarb sich dann Mutianus im Jahre 1492 den philosophischen Magistergrad. Dann aber trieb es ihn, gleich anderen gleichstrebenden Zeitgenossen, mit Macht nach Italien, von wo der Antrieb zu den erneuten Studien des Alterthums ausgegangen war. Im Herbst 1495 machte er sich auf und zog über die Alpen, um zunächst die berühmte Rechtsschule zu Bologna zu besuchen; drei Jahre darauf erwarb er hier auch den juristischen Doctorgrad. Wie für Ulrich von Hutten und in noch höherem Maße für Luther selbst wurde dann aber vor Allem sein Aufenthalt in Rom bestimmend für die Richtung seines Denkens und Strebens.

Wer müßte nicht, welche ungeheuren Eindrücke Luthers Seele dort in Rom in sich aufgenommen hat, wie er, im ernsten Streben nach religiöser Befriedigung, mit Begeisterung der Stelle zueilte, an der die irdische Kirche gleichsam ihre sichtbare Spitze zu haben schien, und wie er dann enttäuscht und entrüstet wurde durch das verweltlichte und gottlose Treiben, das am Römischen Hofe herrschte. Dem ultramontanen Historiker unserer Tage ist es vorbehalten geblieben, die tiefschwarzen Schatten, welche das Bild der damaligen römischen Kirche aufweist, einfach hinwegzuleugnen und die Zustände des 15. Jahrhunderts für sein kirchliches wie politisches Ideal zu erklären; damals sahen auch die Männer, welche energisch und überzeugt an dem alten Glauben festhielten, den ungeheuren Widerspruch, welcher zwischen den ethischen Forderungen des Christenthums und den thatsächlich bestehenden Zuständen obwaltete. Nicht Luther allein, sondern alle, denen es mit ihrer religiösen Ueberzeugung Ernst war, sahen mit Betrübniß und Abscheu das unwürdige Treiben der hohen römischen Geistlichkeit und erkannten, wie wenig das damalige Papstthum den ihm innewohnenden Beruf erfüllte. Und wer sollte nicht mit gerechtem Staunen die klassische Schilderung der römischen Zustände lesen, welche der objectivste und größte moderne Historiker, Leopold von Ranke, im ersten Bande seiner Geschichte der römischen Päpste von dem römischen Hofe des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts entworfen hat?

Wir werden noch sehen, wie weit Mutianus entfernt war, sich an der durch Luther ins Leben gerufenen offenen Trennung von der „katholischen" Kirche zu betheiligen. Aber die Zustände, welche die mittelbare Veranlassung zu dieser Trennung waren, hat doch auch er in voller Klarheit erkannt. „Ich habe, so schreibt er am 18. October 1512 an Musardus, „die römischen Paläste und die Künste der Rabulisten gesehen, ich selbst aber habe eine weit festere Richtung mir erworben."

Von solchen Eindrücken, die er in Italien und vor Allem in Rom empfangen hatte, erfüllt, kehrte Mutian, nachdem er noch einmal einen vorübergehenden Aufenthalt in Bologna genommen hatte, im Jahre 1502 nach Deutschland zurück. Er hatte in Italien neben seinen juristischen Studien auch die Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften nicht vernachlässigt und mar zu einigen hervorragenden italienischen Humanisten in nähere freundschaftliche Beziehungen getreten. Der Entschluß stand bei ihm fest, sich auch fernerhin den Studien der in der altclassischen Litteratur aufgespeicherten reichen Schätze zu widmen. Wohl hat er vorübergehend daran gedacht dein Beispiele seiner Brüder zu folgen und in die staatliche Laufbahn derselben einzutreten. Wirklich ist er auch eine Zeit lang in die Kanzlei des Landgrafen von Hessen eingetreten. Aber lange duldete es ihn hier nicht. Er verzichtete definitiv auf die staatsmännische Laufbahn und zog sich in die beschauliche Ruhe rein wissenschaftlichen Lebens und Strebens zurück. Er begnügte sich mit einer sehr bescheidenen Eristenz, die sich ihm eben damals darbot, indem er die nur mit 60 Gulden jährlicher Einkünfte dotirte Stelle eines Canonicus an der Marienkirche zu Gotha annahm, die er dann bis zu seinem Tode (im Jahre 1526) inne hatte. Hier erwarb er ein hinter der Domkirche gelegenes bescheidenes Haus, das er sich ganz nach feinem Geschmack einrichtete, und dem er den Namen „LsiUa IrnucjuillitZ" (Seelige Ruhe) gab. Den Besucher, dem sich die Pforte des Hauses geöffnet hatte, empfing eine zweite Inschrift, welche besagte, guten Menschen solle Alles iin Hause offen stehen. Und dieser Satz wurde dann im weitesten und schönsten Sinne angewandt. Seine geringen Mittel wandte Mutian außer zu Büchereinkäufen vor Allem zu einer ausgedehnten Gastfreundschaft an, welche sein Haus zu dem anregenden und allgemein beliebten Mittelpunkte einer geistvollen und erwärmenden Geselligkeit machte. Das alte Haus des Gothaer Canonicus war recht eigentlich ein Hauptquartier der aufstrebenden Humanisten, die stets hilfreiche Anregung und Unterstützung bei dem schlichten Gelehrten fanden, der in der Pflege der klassischen Wissenschaft und in der Förderung ihrer Jünger den vornehmsten Zweck seines Lebens sah. In der Pflege dieser Geselligkeit ist Mutian dann nicht selten über die ihm zu Gebot stehenden Mittel hinausgegangen. Denn nicht nur seine näheren Freunde suchte er zu geistvoller Unterhaltung in seinem Hause zu vereinen, er legte Werth darauf, daß auch durchreisende Fremde von wissenschaftlicher Bedeutung nicht an seinem Hause vorübergingen. Er meinte ihnen dann noch ein Viaticum mit auf den Weg geben zu müssen. So kam es, daß er selbst nicht selten in peinliche Geldverlegenheit gerieth, zumal seine Einkünfte aus dem im hessischen Gebiet gelegenen Besitz oft nur sehr spärlich eingingen. Da mußte denn oft ein treuer Freund, mit dem er am regsten persönlich und schriftlich verkehrte, der Hausverwalter des nahen Klosters Georgenthal, Heinrich Fastnacht von Orb (Urbanus), aushelfen.

Das Band aber, welches den Kreis, der in dem stillen Gothaer Hause verkehrte, zusammenhielt, der objective Mittelpunkt, um den sich der reiche und geistvolle Schriftwechsel des gelehrten Canonicus drehte, mar ausschließlich die humanistische Wissenschaft. Es ist, als ob das ganze geistige und gesellige Leben, von dem mir in dem Briefwechsel ein so reiches Denkmal besitzen, in diesem einen Brennpunkte zusammenströmte. Es war die Zeit, in der die ersten guten Druckausgaben der griechischen und römischen Classiker bei dein venezianischen Buchdrucker Aldus Manutius erschienen. Mit einer Freude und einen: Jubel, von dem mir uns heut kaum noch eine Vorstellung machen können, wurde in diesem Kreise jedes dort neu erscheinende Buch begrüßt. Wohl niemals hat das Erscheinen neuer Bücher einen solchen Einfluß auf das gesumnte geistige Leben geübt als damals. Es war, als wenn sich unter dem Einfluß der antiken Litteratur, welche nun erst wieder allgemein zugänglich wurde, eine enge und fest vereinte Gemeinde zusammenschloße, welche sich der in Klöstern und Universitäten noch herrschenden Barbarei mit bewußter Kraft entgegenstemmte und Sinn und Verständniß für den Gedankenreichthum und die clafsische Sprache des Alterthums wieder zu erwecken strebte. Mutian betrachtete es als einen Triumph, wenn es ihm gelang, einen neuen Anhänger für die große geistige Richtung, die er verfolgte, zu gewinnen, ihn, wie er sich wohl ausdrückte, den Banden der Barbarei zu entreißen und in die humanistische Gemeinde aufzunehmen. Das höchste Vergnügen, das er kennt, ist gute Bücher zu lesen. Er betrachtet den Tag, an welchem ihm dies nicht vergönnt ist, als verloren. Und in der That, welche Fülle neuer Eindrücke und Ideen strömte ihm aus diesen wiedergewonnenen Schätzen des Alterthums, von welchen die Anhänger der mittelalterlichen Scholastik nichts wissen wollten, entgegen; und wie mußte er sie sich zu eigen zu machen und ihren Geist in angeregtem Gedankenaustausch anderen mitzuthemen! Mit Recht hat man gesagt, daß von allen den massenhaften Briefen, welche uns aus jener Zeit erhalten sind, die Mutians wenn auch nicht die tiefsten, doch die geistvollsten sind. Die edle Sprache, in der sie geschrieben sind, athmet den Geist des klassischen Alterthums. Man begreift es leicht, wenn der geistvolle und gelehrte Mann dem Verkehr mit seinen Mitcanonikern, welche noch völlig im Bann der „scholastischen Barbarei" steckten, keinen Geschmack abgewinnen konnte, sich immer niehr von ihnen zurückzog und in um so engeren Verkehr mit den Erfurter Humanisten trat, deren geistiger Führer er nach kurzer Zeit wurde. Wie rühmten dieselben doch die edlen und reinen Freuden der Geselligkeit, welche ihnen in der „Lest«?ran^ui11it»8" Mutians zu Theil wurden. Der Poet Euricius Cordus hat sie in einem begeisterten dithyrambenartigen Gedichte in den überschwänglichsten Ausdrücken gefeiert:

„Wer nur immer verlangt, eine« Mann zu sehen, der freundlich,
bieder, gelehrt und mit echt christlichem Sinne geziert;

den nicht leitet der Wahn des thörichten, eitelen Haufens,
der seine Tage in Rnh schließen zu können begehrt:

Suche dies Obdach auf, wo gleichwie aus delphischer Grotte
er als zweiter Apoll kündet prophetischen Spruch."

Am engsten befreundet war Mutian mit dem «benerwähnten Urbanus, mit dein er dann Jahre lang in fast täglichem Briefwechsel gestanden hat, der eine fast unerschöpfliche Fundgrube für die Entmickelung der humanistischen Bestrebungen bildet. Im Jahre 1505 trat dann noch der damals 21jährige Spalatin, dessen große Bedeutung Mutian alsbald erkannte, in diesen engeren Freundschaftsbund ein, und Mutian, dessen Einfluß am kurfürchsischen Hofe von Jahr zu Jahr stieg, benutzte denselben, um den neugewonnenen Freund in jeder Weise zu fördern. Er hat ihm anfangs eine Stellung als Lehrer im Kloster Georgenthal verschafft, später ihn als Prinzenenerzieher am kurhessischen Hofe empfohlen.

Neben diesem engeren Kreise bildete sich dann aber in rascher Folge ein immer weiterer, gewissermaßen ein Gelehrtenstaat, dessen Oberhaupt der Gothaer Canonicus mar. Alle irgendwie hervorragenden Erfurter Humanisten haben zu denselben gehört, vor allem der treffliche hessische Dichter Eobanus Hessus, dann der Jugendfreund Ulrichs von Hutten, Crotus Nubianus, der Satiriker Euricius Cordus u. a. m. Zunächst mar der Gegensatz, in welchem dieser Kreis hochgebildeter und bedeutender Männer zu der alten Richtung der scholastischen Philosophie und Theologie des Mittelalters stand, noch kein völlig ausgebildeter, consequent und bemußt gestalteter. Er mar, wenn mir so sagen dürfen, mehr ein formeller als materieller. Die Humanisten sahen in der Pflege der AlterthumsWissenschaft, in deni Studium der griechischen und römischen Autoren einen wichtigen Hebel einer rein menschlichen Cultur, und die Jahrhunderte nach ihnen haben ihre Ansicht glänzend bestätigt. Die scholastische Theologie aber hatte eine instinctive Abneigung gegen diese Studien und meinte mit aller Kraft an dem Althergebrachten festhalten zu müssen. Sie fürchtete, daß der Einfluß der antiken Schriftsteller sich nicht auf die Form, auf die Nachahmung der altclassischen Sprachen in edlerer Form als bisher beschränken werde, daß vielmehr mit der Lectüre der alten Schriftsteller auch der in ihnen waltende Geist einer freieren, von den Fesseln hierarchischer Formen losgelösten Menschlichkeit zur Geltung kommen werde. Mit einem Worte, sie ahnte, daß diese neue Wissenschaft auch materiell in Gegensatz zu dem Lehrgebäude der römischen Hierarchie treten, daß namentlich die wiedererwachende historische Kritik auch auf die kirchliche Tradition angewendet werden könne.

Und in der That mar diese Folge, je weniger sie anfangs von den Humanisten beabsichtigt mar, um so unausbleiblicher; und gerade sie ist es gewesen, welche für den allgemeinen ethisch-intellektuellen Culturfortschritt der Menschheit von unschätzbbarer Bedeutung geworden ist. Es konnte nicht fehlen, daß mit den Schriften der alten Philosophen auch deren Systeme Anhang und Verbreitung fanden, und daß der forschende Geist sich dadurch von den Fesseln der absoluten Autorität, welche die mittelalterliche Theologie bisher ausgeübt hatte, loslöste. Allerdings geschah das bis zum Auftreten Luthers in einer eigenthümlichen, mehr rein negativen als schöpferisch vroductiven Art und Weise. Wenn mir kirchliche und philosophische Probleme mit einander vergleichen können und dürfen, so möchten wir sagen, die Humanisten standen zu Luther in einem ähnlichen

Verhältniß wie die Sophisten zu Sokrates. Die ersten gingen oft vom absoluten Autoritätsglauben zu fast ebenso absolutem Unglauben über, Luther aber hielt, je energischer er gegen die hierarchische Tradition vorging, um so stärker an dem eigentlichen Evangelium fest: jene gebrauchten ihre skeptische Kritik, um die religiösen Dogmen selbst in Frage zu stellen, dieser aber wendete sie nur auf die Tradition an, um zu der ursprünglichen und reinen Gestalt des Christenthums zurückzukehren, jene machten gelehrte Speculationen, dieser schuf eine praktische Reform. Aber wie erwähnt, jene betrachteten die Resultate ihrer Kritik für eine Sache der Gelehrten, welche man ja nicht unter die Menge bringen dürfe, der Mann der praktischen Reform und des tiefsten Schaffens aber betrachtete die Probleme, welche er zu lösen unternahm, als die wichtigste und großartigste Gewissensfrage der Menschheit und begann seine Arbeit damit, daß er das ganze Volk zur Mitarbeiterschaft an seinem Werke aufrief.

Für die Art und Weise, wie nun die Ideen der griechisch-römischen Philosophie Eingang bei den Humanisten fanden, und wie diese dann versuchten, einen Ausgleich zwischen der antiken Philosophie und der christlichen Theologie herbeizuführen, bildet nun wiederum der Briefwechsel Mutians eine um so unschätzbare Quelle, als er eben einen ganz vertrauten Gedankenaustausch ohne jede Rücksicht auf die vom Verfasser ängstlich gemiedene Öffentlichkeit darstellt. Unschwer erkennt man in seinen Aeußerungen über die religiös-philosophischen Probleme den Einfluß der neuplatonischen Philosophie, der ihn an einer einseitig confessionellen Auffassung verhinderte. Wie ihm das eigentliche Wesen der Dinge der Geist ist, der Körper aber nur der Slave des Geistes, so erkennt er auch nur einen göttlichen Geist an, der sich in allen Religionen offenbare. Die

Nord und Süd. XI.VII, 1Z9. 9

verschiedenen Namen der Gottheiten sind nur eben so viele äußere Zeichen für das Eine göttliche Wesen. Und wie sehr er sich dabei den pantheistischen Vorstellungen der Philosophie näherte, ergibt sich mit evidenter Klarheit aus Aeußerungen wie der nachfolgenden: „Es giebt nur einen Gott und eine Göttin, aber viele Vorstellungen und Namen der Gottheit, z. B. Juppiter, Sol, Apollo, Moses, Christus, Luna, Ceres, Proserpina, Tellus, Maria. Aber hüte dich, das auszusprechen, denn es muß mit Stillschweigen verheimlicht werden wie die Mysterien der Eleufinischen Göttinnen. Man muß bei einer heiligen Sache Fabeln und Räthselgeheimnisse anwenden.“ Man sieht, wie hier die antiken Vorstellungen in die christlichen unvermerkt übergehen. In naiver Unbefangenheit werden die Namen Christus, Moses, Maria neben Juppiter, Sol und Apollo gestellt und nur als verschiedene Bezeichnungen oder Erscheinungsformen der einen Gottheit betrachtet, der antike Götterdienst erscheint so gleichsam als eine religiöse Erkenntnißform, welche die verschiedenen sichtbaren Aeußerungen der Gottheit als verschiedene Gottheiten bezeichnet. Der Polytheismus erscheint als eine andere Form des Pantheismus, und in demselben Rahmen erscheint dann auch das Christenthum. Bei solchen Anschauungen kann von einer Anerkennung der alleinigen Autorität des christlichen Lehrgebäudes nicht mehr die Rede sein. Und soweit ist Mutian davon entfernt, die Autorität der heiligen Schrift als eine unbedingte anzuerkennen, daß er nicht nur die Widersprüche innerhalb derselben hervorhebt, sondern einzelne Bücher derselben als Fabeln schlechthin mit den Fabeln des Apulejus und Aefop zusammenstellt. 'Es entgeht ihm nicht, welche Härte und welcher Widerspruch in der Lehre liege, daß Christus der alleinige Weg zur Seligkeit sei. Denn wie könne man "die Völker, welche vor Christus gelebt haben, dafür verantwortlich machen, daß sie nicht an Christus glaubten? Und sehr merkwürdig ist es doch, wie er sich aus diesem Dilemma zu retten sucht. Die antiken Völker als Heiden nun schlechthin als verdammt anzusehen, wie das die consequente christliche Theologie that, daran hindert ihn schon, seine große Verehrung und Bewunderung für die griechischen und römischen Classiker. Man sieht, wie hier die classischen Studien ganz unmittelbar auch auf die religiöskirchliche Anschauung einwirken. Demgemäß muß Mutian einen anderen Ausweg suchen. Er sinket ihn darin, daß er sich gewissermaßen eine Geburt Christi vor der Geburt Christi construirt, denn soweit, den Glauben an Christum gleichsam als irrelevant für die Erlangung der Seligkeit zu erklären, wagt er doch nicht vorzugehen. Er sagt: „Die christliche Religion hat nicht mit der Menschwerdung Christi begonnen, sondern sie hat vor allen Jahrhunderten bestanden, wie die erste Geburt Christi. Denn was ist der wahre Christus, der wahre Sohn Gottes anderes, als, wie Paulus sagt, die Weisheit Gottes, welche nicht nur bei den Juden in Cölesyrien, sondern auch bei den Griechen, Italiern und Germanen war, wengleich mit verschiedenen, Ritus bei ihnen die Religion gepflegt wird.“ Man sieht, dieselbe Anschauung von der Einheit des Gottesbegriffs, welcher sich nur in den verschiedenen Religionen verschieden darstelle: Christus im Grunde weiter nichts als ein Symbol für die Weisheit Gottes. Dem entspricht es sehr wohl, wenn er an anderer Stelle geradehin erklärt, Christi menschliche Natur sei nur etwas Unwesentliches, ja nur Schein. Er erinnert dabei an die Lehre der Muhammedaner, daß nicht der wahre Christus, sondern nur ein ihm ähnlicher Mensch gekreuzigt worden sei. „Der wahre Christus,“ so fährt er fort, „ist Seele und Geist, der weder mit den Händen erfaßt, noch mit den Augen gesehen werden kann.“ Und dem entspricht es, wenn er die christlichen Mysterien nur als symbolische Gleichnisse betrachtet. Man sieht, wie weit Mutian von einer orthodox-kirchlichen Anschauung entfernt mar.

Und wenn er schon dem neuen Testamente mit solcher Unbefangenheit gegenübersteht, wenn er in der rationalistischen Deutung der Wunder und Mysterien erheblich weiter geht, als mancher radicale Freidenker späterer Zeit, so tritt das dem alten Testamente gegenüber noch deutlicher hervor. Wenn er das Wunder der Geschichte von Jonas dahin erklärt, der Wallfisch sei ein Bad mit dem Schilde eines Wallfisches gewesen, so fügt er zwar hinzu, das sei lächerlich; gleichwohl aber erkennt man deutlich, daß er gegen die rationalistische Auslegung des Wunders selbst keineswegs etwas einzuwenden hat. Es liegt auf der Hand, daß ein Mann, der den grundlegenden Ideen der theologischen Dogmatik mit so unbefangener und skeptischer Kritik gegenüberstand, noch viel iveniger mit den äußeren Formen des kirchlichen Ceremoniendienstes übereinstimmte. Selbst so bedeutsamen und für die Dogmatik auch des Protestantismus ausschlaggebenden Mysterien, wie dem Sacrament des Abendmahls, stand er, wenn nicht schlechthin ablehnend, so doch in einer von der herrschenden Anschauung erheblich abweichenden Stellung gegenüber. Es sei thöricht, sagt er einmal, zu glauben, daß man durch das Verschlingen der Hostie die Seligkeit erwerben könne. Er sieht in dem Abendmahl mehr ein Symbol der christlichen Liebe und der Liebe Gottes zu den Menschen und geht so in der vergeistigenden Auffassung religiöser Gebräuche erheblich weiter, nicht bloß als Luther, sondern auch als die späteren Reformirten. Der wahre Leib des Herrn, so äußert er sich, ist Friede, Eintracht, Liebe, das vornehmste Gebot der Religion aber: Liebe Gott und Deinen Nächsten wie Dich selbst. „Wenn also,“ so schreibt er im Jahre 1505 an Urbanus, „die Speise Gottes ist, den göttlichen Geboten zu gehorchen, wenn es das höchste der Gebote ist, Gott und den Nächsten zu lieben, so bedenke, mein Urbanus, ob jene Thoren die Speise des Herrn recht genießen, welche die Hostien Verschlingen und gegen das Sacrament christlicher Liebe den Frieden stören und Haß säen!“ Hier sehen wir recht klar im Gegensatz zu der veräußerlichten und reinsinnlichen Auffassung der mittelalterlichen Theologie schon mehr als ein Jahrzehnt vor Luthers epochemachendem Auftreten den Gc

g*

danken auftauchen, daß nicht in der äußeren Cultushandlung, sondern in der Gesinnung und echten Vethätigung der Liebe der wahre Kern jeder und so vor Allem der christlichen Religion zu suchen sei. Dies Gesetz der Liebe, welches die ganze Welt regiert, ist von der Natur allen Völkern ins Herz geschrieben und also im Grunde unabhängig von religiöser Offenbarung. Plato hat es ebenso wohl gelehrt, wie Moses und Christus; wieder stellt hier Mutian bewußt und ausdrücklich die griechische Philosophie in Parallele zu Judenthum und Christenthum. Plato ist ihm eine mit Moses und Christus verwandte Erscheinung.

Durch diese geistigere und tiefere Auffassung wurde er auch in hohem Maße in seiner persönlichen Lebensführung bestimmt. Obwohl dem geistlichen Stande angehörig, hat er erst nach 10 Jahre langem mneren Widerstreben sein erstes Meßopfer dargebracht. Daß er es dann doch that, zeigt aber, wie stark auf der andern Seite seine Abneigung dagegen war, mit seiner persönlichen Ueberzeugung irgendwo Anstoß zu erregen und an die Öffentlichkeit zutreten: wegen seiner philosophischen Anschauung in offenen Kampf mit den bestehenden Gebräuchen und den herrschenden Gewalten zu treten war er doch nicht gemeint. Daher auch seine schroffe Abneigung gegen jede, von den Freunden wiederholt versuchte Veröffentlichung seiner Briefe, welche keineswegs bloß aus seiner Bescheidenheit hervorging, wie noch der Herausgeber seines Briefwechsels anzunehmen scheint.

„Noch schroffer als gegen die grobsinnliche Auffassung der Sacramente äußerte sich dann Mutian über die anderen Formen äußerer Frömmigkeit, die er zum Theil mit sittlichem Ernst, zum Theil mit feinem Spott bekämpft. Als Grund des Fastens, welches er für völlig überflüssig und mit dem Wesen der Religion in keiner Weise zusammenhängend beobachtet, führte er geradehin den Geiz an; „denn“, so argumentirt er mit feiner Ironie, „Getreide, Wein, Hühner, Gänse :c. würden die Bauern selbst verzehren und den Dienern der Kirche nichts spenden, wenn sie nicht durch den kirchlichen Befehl gezwungen würden. Unter allen päpstlichen Satzungen gefällt diese (das Fasten) dem Geizhals am besten. Aber höre, wie klug unsere Vorfahren gewesen sind, um solchen Fastenden entgegenzutreten. Sie haben nämlich zu dem Fasten reichliches Almosengeben hinzugefügt, damit der Reiche wisse, daß ihn, das Fasten allein nichts nütze, wenn er nicht zugleich von seinem Besitz ein Opfer bringe.“

Und in ganz ähnlicher Weise äußert sich Mutian dann über das bloße gedankenlose Gebetplappern, über die bunten Trachten der Priester u. a. m. In dieser Hinsicht finden sich in seinem Briefwechsel Aeußerungen, die dicht an absoluten Unglauben heranreichen. Wenn sich die Augustiner in Gotha rühmen durch ihre Gebete schon viele vom Tode errettet zu haben, so vergleicht er das mit jener antiken Erzählung von dem Gottesleugner Diagoras in Samothrake, der auf die Vorhaltung, er müsse doch aus den vielen von Geretteten im Tempel gestifteten Gemälden erkennen, wie viele durch die Hilfe der Götter vom Schiffbruche gerettet worden seien, geantwortet habe: Ja, aber diejenigen, welche Schiffbruch gelitten haben, sind nicht abgebildet. Ein ander Mal schreibt er, er werde soeben durch das Glöcklein zum Gebet gerufen, „zu dem frommen Gemurmel wie ein Cavverdischer Feueranbeter.“ „Die Thoren glauben, daß Statuen und Bilder sich selbst oder andere schützen können.“

Mit scharfem Spott geißelt er die Reliquienverehrung, die mit den vergoldeten Knochen und dem Rock Christi getrieben werde. Er erklärt die Lehren der Priester über diese Dinge geradezu für Lügen. „Christus“, so sagt er, „verabscheute die Lüge, und doch lügt niemand mehr als die Priester Christi. Ich verehere nicht den Rock und den Bart und die Vorhaut Christi, fondern den lebendigen Gott, der weder Nock noch Bart hatte und keine Vorhaut auf Erden zurückgelassen hat.“

Den klarsten, schönsten und freiesten Ausdruck hat diese seine vergeistigte Anschauung von dem Wesen der Religion in einer Stelle seines Briefwechsels gefunden, in der er in absoluter Toleranz, die sonst dem Geiste seines Zeitalters so fern lag, gänzlich von dem specifisch-christlichen Standpunkte abstrahirt und die gemeinsame ethische Grundlage aller Religionen consequent und rückhaltlos anerkennt. „Neue Röcke und neue Gesten werden aufgebracht,“ so sagt er hier, „als wenn Gott durch Gesten und Kleidung geehrt würde. Im Alkoran steht geschrieben: wer einen Gott anbetet und sittlich lebt, ob er nun Jude, Christ oder Sarazene ist, wird Barmherzigkeit und Seligkeit von Gott erlangen. Also durch sittliches Leben, nicht durch einen neuen Rock, den man anlegt, wird Gott versöhnt. Ich kümmerge mich also gar nicht um jene, die sich in neues Leinen kleiden, der einzig wahre Gottesdienst ist, nicht schlecht zu sein. Wer rechtschaffen ist, der ist religiös, wer unschuldig ist, der ist fromm. Alles Andere ist Rauch und Schein,“

Fürwahr, eine Höhe und Reinheit der religiösen Anschauung, welche in dieser Zeit in Erstaunen setzen muß. Denn alle die Aeußerungen, welche wir soeben angeführt haben, stammen aus der Zeit vor dem Auftreten des großen Wittenberger Reformators.

Aber am Tage liegt doch, daß, so sehr Mutian es vermied mit seinen Ueberzeugungen in die Öffentlichkeit hervorzutreten, doch ein Kampf zwischen dieser religiösen Weltanschauung und der mittelalterlichen Theologie unausbleiblich mar. Durch den ausgedehnten Verkehr, den Mutian mit den humanistischen Kreisen unterhielt, konnten seine Ansichten für die Dauer nicht verborgen bleiben, und es fehlt nicht an Anzeichen dafür, daß die unmittelbare Umgebung des großen und weltberühmten Gelehrten, seine Mitkanoniker in Gotha, über seine Anschauungen wenigstens im Großen und Ganzen unterrichtet waren. Es ist einmal vorgekommen, daß, als im Chordienste das Leben Gregors des Großen gelesen wurde, bei einer Stelle, in welcher Gregor die Leugner der Auferstehung widerlegt, ein alter Kanoniker mit

dem Finger auf Muticm zeigte, um anzudeuten, daß auch er zu diesen Leugnern der Unsterblichkeit gehöre. Gleichwohl hat er directe Anfeindungen nicht zu erdulden gehabt: wir glauben die Gründe dieser Erscheinung schon früher klar gestellt zu haben. So lange die theologische Kritik sich auf den Verkehr der Humanisten unter einander beschränkte, glaubte man in ihr keine Gefahr erkennen und sie dulden zu sollen.

Gleichwohl glimmte der schroffe Gegensatz zwischen der mittelalterlichen Theologie und der neuen Weltanschauung, welche die Humanisten vertraten, unter der Asche fort, und bald sollte er auch bei einer bezeichnenden Gelegenheit zu vollem und heftigem Ausbruch kommen, wengleich es sich auch jetzt noch im wesentlichen zu einen? Kampfe der Gelehrten untereinander gestaltete: es mar der Streit Neuchlins mit den Kölner „Dunkelmännern", der die tiefgreifende Kluft zwischen der alten und der neuen Richtung zum ersten Male in voller Klarheit in die Erscheinung treten ließ.

Die Sache, um die es sich handelt, ist in ihren Hauptzügen bekannt. Ein getaufter Jude, Pfefferkorn mit Namen, der nach Art von Renegaten nach seiner Bekehrung eine besonders schroffe Stellung gegen seine früheren Glaubensgenossen angenommen hatte, hatte bei dem in Italien weilenden Kaiser ein Edict ausgewirkt, nach welchem die Juden alle ihre Bücher, mit Ausnahme des alten Testaments, nach den Nathhäusern der Städte, in denen sie wohnten, zusammenbringen sollten: die Absicht war, daß diejenigen Bücher, welche irgend etwas gegen das Christenthuin enthielten, verbrannt werden sollten. Um der Sache einen Schein des Rechts zu geben, sollten vorher einige Gutachten über die obschwebende Frage eingeholt werden. Pfefferkorn hatte erst privatim den Versuch gemacht, Neuchlin mit jenem kaiserlichen Edict in der Hand für seine Sache zu gewinnen; als dieser Versuch sich als vergeblich ermies, erhielt Neuchlin auf Pfefferkorns Betreiben von dein Kurfürsten von Mainz eine kaiserliche Aufforderung, sein Urtheil über die Frage, ob die Bücher der Juden verbrannt werden sollten abzugeben. Das Gutachten, welches Neuchlin darüber, im wesentlichen verneinend, abgab, ist ein prächtiges Zeugniß seiner Mäßigung und Unbefangenheit, verfehlte aber nicht bei den Gönnern Pfefferkorns, zu denen namentlich der Ketzerrichter Hogstraten und die Kölner Theologen gehörten, großes Aufsehen zu machen. Pfefferkorn griff ihn in einer heftigen Schrift, welche er den „Zemkspiegel" nannte, in schimpflicher Weise an und machte ihm den schmählichen Vorwurf, er habe sich bei Abgabe seines Gutachtens von den Juden bestechen lassen. 'Neuchlins Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Jin Jahre 1511 gab er als Widerlegung des „Zankspiegels" seinen „Augenspiegel" heraus, in welcher er nicht nur den Vorwurf der Bestechung mit Entrüstung zurückweist, sondern auch seine Ansicht tiefer begründet und dem „getauften Juden" nicht weniger als 34 Lügen nachweist. Jetzt traten die Kölner Dominikaner, welche längst im Geheimen die Umtriebe Pfefferkorns unterstützt hatten, offen als dessen Beschützer und als Gegner des durch seine gelehrten Studien ihnen längst verhaßten Reuchlin auf und übergaben seinen Augenspiegel dem Professor Arnold von Tüngern zur Prüfung, ob nichts Ketzerisches darin enthalten sei.

Wohl hat dann Reuchlin vorübergehend den. Versuch gemacht, den Sturm, der sich aus diesem Streite entwickeln zu sollen schien, durch Verhandlungen mit den Kölner Theologen zu beschwören. Aber sehr bald merkte er, daß dieselben jedes Zugestängniß nur für ein Zeichen von Furcht hielten und dann sofort ihre Forderungen steigerten. Da riß dem wackeren Gelehrten die Geduld. Er brach die Unterhandlungen ab und trat den Gegnern mit offenem Visier entgegen. War es doch von vornherein nicht zweifelhaft, daß der Angriff der Dunkelmänner nicht ihm allein, sondern in seiner Person den humanistischen Bestrebungen überhaupt galt, daß er daher seinerseits bei allen Humanisten auf Beistand und Förderung rechnen dürfe. Der Kampf der in ihrem innersten Wesen einander entgegengesetzten Weltanschauungen war nun doch mit aller Gewalt ausgebrochen; von beiden Seiten wurde mit größter Erbitterung gestritten. Tie Kölner Dominikaner wollten zunächst versuchen, der neuen Bewegung bei dieser Gelegenheit mit einem Schlage durch einen Gewaltstreich Herr zu werden. Sie setzten im October 1513 ein förmliches Inquisitionsgericht in Mainz ein und hofften nun von den bestehenden geistlichen Autoritäten eine schroffe Verdammung der Ketzereien, welche in dem „Augenspiegel" Reuchlins angeblich enthalten seien, zu erlangen.

Da aber offenbarte sich dann doch, wie sehr sich inzwischen die Zeiten geändert hatten. Die alte kirchliche Anschauung mit ihren Ketzergerichten und Zwangsmitteln hatte ihre frühere unbedingte Autorität nicht mehr, in den Reihen der hohen Geistlichkeit hatte der Humanismus zahlreiche energische Anhänger erworben. Und auch die, welche der neuen Richtung nicht geradezu anhängen, waren doch nicht mehr gemeint, die Inquisition in ihre alte Machtvollkommenheit wieder einzusetzen. Der Kurfürst von Mainz selbst gebot dem Inquisitionsgericht Einhalt und rief seine Räthe von demselben ab.

Man begreift es, welch ein ungeheures Aufsehen dieser Streit, auf dessen einzelne Phasen wir hier nicht einzugehen brauchen, in Deutschland machte. Die gesammte aufstrebende literarische Jugend wie die hervorragenden Größen der älteren Humanisten erklärten sich begeistert für Reuchlin und gegen die Dunkelmänner, wengleich einige von ihnen den leidenschaftlichen Ton, welchen Reuchlin in seinen Vertheidigungsschriften anschlug, mißbilligten. Auch Mutianus Rufus, der von Anfang an mit Feuereifer für die Sache Reuchlins eingetreten mar, fcheint doch sein leidenschaftliches Vorgehen nicht immer gebilligt zu haben; im Großen und Ganzen aber blieb er durchaus der Fahne des Humanismus treu*). Er begnügte sich

*) Wenn man früher auf Grund eines Briefes Mutians an Urban vom Angust 1513 (Nr. 287 der Sammlung) angenommen hat, daß Mutian eine Zeit lang in seiner nicht damit, selbst für Reuchlin einzutreten, sondern suchte noch auf allen Seiten neue Anhänger für dessen Sache zu werben. An dem schließlichen Siege derselben gebührt ihm ein sehr hervorragender Antheil. „Eher soll die Heuschrecke," so schreibt er einmal, „einen Elevhanten gebären, ehe ich von Reuchlin abfalle. Niemals habe ich zwar die Schlechtigkeiten anderer ausgespürt, jetzt aber naht die Zeit, den Krähen die Augen auszuhacken." Und als der Streit im Mai 1513 eine für Reuchlin ungünstige Wendung zu nehmen schien, da schreibt er an Urban (S. 296 des Briefwechsels): „Wenn nicht Jupiter die Theologen unserer Zeit mit dem Blitzstrahl zerschmettert, so werde ich seine Gottheit nicht länger verehren. Wehe, wehe, die Wahrheit hat keinen Beschützer mehr, die Barbarei gelangt zur Herrschaft. Ungelehrte richten über Gelehrte." Nicht blos an seine humanistischen Freunde wendet er sich mit der Mahnung, gleich ihm für Reuchlin einzutreten, sondern er sucht auch bei dem Kurfürsten von Sachsen, bei dem er in hohem Ansehen stand, Interesse für die Sache Neuchlins, die zugleich die des Humanismms überhaupt sei, zu erwecken. Jede Wandlung des Streit^{es} verfolgt er mit gespanntester Aufmerksamkeit. Er, der ruhige und besonnene Mann, der sonst nichts mehr mißbilligt, als leidenschaftliche Erregung, geräth selbst in das Feuer der Leidenschaft, als er erfährt, daß nicht nur die Universitäten Köln, Löwen und Mainz, sondern auch das benachbarte und unter seinein Einflüsse stehende Erfurt ein Verdammungsurtheil über Neuchlins „Augenspiegel" ausgesprochen haben. „Sie können bellen," schreibt er am 3. October 1513 an Urban, „aber nicht beißen, weil sie keine Zähne haben." Das Feuer der Theologen, der Neid, wird niemals ausgelöscht werden. Schmählich untergehen sollen die BücherVerbrenner, ebenso wie alle, die solches mit Gleichmuth tragen. Gott möge sie mit Arniuth, Fieber Kälte, Hitze, verderbter Luft und Nachthau heimsuchen, bis sie zu Grunde gehen; er möge sie mit dem ägyptische« Aussatz, mit Räude und Jucken strafen, so daß sie nicht geheilt werden können; er nwege sie mnt Thorheit, Blindheit und Wuth schlagen, und sie sollen Niemand haben, der sie befreit; sie mögen dem Satan überliefert werden,"??. Mit Hellem Jubel vernimmt er dann die Nachricht von dem freisprechenden Erkenntnis; des unter dem Bischof von Speier eingesetzten Gerichtes. (April 1514). Und als dann selbst in Rom eine Beurtheilung Neuchlins nicht zu erreichen war, vielmehr in der in dieser Sache niedergesetzten Commissi«« unzweifelhaft die Mehrheit für Reuchlin war, da gingen die bisher angegriffenen Humanisten nunmehr ihrerseits zum Angriff gegen die „Dunkelmänner" über. Anfangs gelangte der Triumph, den der Humanismus errungen hatte, in einzelnen, mehr gelegentlichen Schriften zum Ausdruck,

Haltung ins Schwanken gerathcn sei (so im Wesentlichen noch D. F. Strauß, Ulrich von Hutten, Bd. 1, S. 208, v), so ist der Herausgeber des Briefwechsels, Krause, dieser Ansicht mit Erfolg entgegengetreten.

so in dem ^riumphlius Lä^nionis des L.««ius Xsobius mit einem angehängten Epigramm Huttens, dann aber erschien in den Jahren 1515—17 jene schneidige und beißende Satyre auf die Gegner des Humanismus, welche unter dem Titel „epistolae «sO^roiium virorum" bekannt ist. Sie hatte eine ungeheure Wirkung und gab die Gegner Neuchlins für alle Zeiten dem Gelächter der Welt Preis. Es kann kein Zweifel sein, daß Mutian zu den Verfassern derselben, deren vornehmste Crotus Rubianus und Ulrich von Hutten waren, in intimen Beziehungen stand und in das Geheimnis? derselben schon vor deren Erscheinen eingeweiht war; einige Anzeichen sprechen sogar dafür, daß einige der Briefe von ihm selbst herrühren.

Es mar das Kühnste und Vernichtendste, was bisher über die barbarische Unkenntnis; und Tölpelei, über die Unsittlichkeit und Leichtfertigkeit der mönchischen Geistlichkeit geschrieben worden war, ein Angriff, von dein sich die Geistlichkeit so bald nicht zu erholen vermochte. Bekannt ist die eigenthümliche Form, in die sie gekleidet waren. Die Angegriffenen selbst werden als redend eingeführt. Immer kehrt dabei derselbe Typus wieder: der blöde, tölpelhafte und dumme Geistliche, der die mancherlei anstößigen Situationen, in die er geräth, in alburner Vertraulichkeit enthüllt, dabei in jener barbarischen Sprache der jeder feineren Bildung ermangelnden Theologen geschrieben, die seitdem dem Namen „Küchenlatein" eine allgemein bekannte humoristisch-satyrische Bedeutung gegeben hat. Und damit der Satyre die Selbstironie nicht fehle, wurden diese Briefe, welche die „Dunkelmänner" dem allgemeinen Spott und Gelächter preisgaben, von einigen der Angegriffenen wirklich für echt, für aus ihren Reihen stammend, betrachtet. Um so größer war dann natürlich die Wuth, als man das wahre Wesen der Satyre erkannte.

Aber im Grunde war doch auch dieser Kampf, an dem Mutian mit Eifer theilgenommen hatte, nur ein Streit der Gelehrten unter einander oder der Gelehrten wider die Ungelehrten. Weit entfernt war man davon, die Mißstände, welche man tadelte, zu einer Frage des Volksgemissens zu erheben oder gar das Volk zum offenen Widerstande gegen die römische Hierarchie aufzurufen. Wir sahen im Gegentheil, daß Mutian stets bei seiner kritischen Opposition gegen das Bestehende, bei seiner rationalistischen Auffassung des Dogmas wie bei seiner Opposition gegen die herrschenden Mißstände dock) der Ueberzeugung Ausdruck gegeben hatte, daß man diese Dinge nicht verbreiten, daß man nun und nimmermehr einen populären Angriff gegen die bestehende kirchliche Organisation ins Leben rufen dürfe. Der ruhige Gelehrte schrak zurück vor den Folgen, welche ein solches Unternehmen haben könne, vor den Gewaltsamkeiten, mit denen es naturgemäß verbunden sein müsse. Es sei uns gestattet, hierfür noch einige bezeichnende Aeußerungen aus seinen Briefen beizubringen.

So bedauert er einmal (in einem Briefe vom 29. Juni 1505), daß er mit Urbanus sich in Gegenwart eines Dritten irreligiös unterhalten habe; denn man dürfe die Geheimnisse nicht bekannt werden lassen, sondern mit Stillschweigen bedecken oder in Gleichnisse und Fabeln hüllen, „damit man nicht die Perlen vor die Säue werfe." Deswegen habe der Lehrer des Lebens, Christus, nichts Schriftliches hinterlassen, und diejenigen, welche die Evangeliengeschichte geschrieben, hätten sich vieler Parabeln bedient. Ein andermal aber äußert er sich noch bestimmter und schärfer so: „Die Autorität der Kirche angreifen, wenn man selbst ein Glied dieser Kirche ist, ist schmachvoll und gottlos, auch wenn man ihr Jrnthümer nachweisen kann. Wir wissen, daß vieles von sehr weisen Männern erdichtet worden ist, und daß es für das Leben der Menschen gut ist, durch die Religion getäuscht zu werden. Anders denkt und empfindet der gelehrte Leser, anders der einfältige."

Wir brauchen diese Stellen nicht noch zu vermehren. Der Grundsatz: muu<lu8 vult äsoipi, er^o äsOipjgtur ist niemals unumwundener ausgesprochen worden, als in diesen Aeußerungen Mutians, die evident beweisen, daß ihr Verfasser sich selbst ebenso von der Autorität der Kirche emancipirt hat, wie er den Wunsch hegt, daß dieselbe von den Massen nach wie vor anerkannt werde. Er meinte, daß, wenn dies nicht mehr geschehe, sich alle staatliche und gesellschaftliche Ordnung auflösen werde. Und vor den hiermit untrennbar verbundenen Gewaltsamkeiten schreckte seine einer beschaulichen Ruhe des Lebens zustrebende Natur zurück. Darin aber liegt der große Gegensatz, der Mutian und den Humanismus in vielen seiner vornehmsten Vertreter von Luther trennt. Dieser erst mar der berufene Genius, der das Wort zur That werden ließ. Ebenso wie Erasmus hat sich auch Mutian nach einer nur vorübergehenden Zuneigung zu der neuen Lehre von derselben abgemandt. Und als mehrere der jüngeren Humanisten, darunter neben Mutians Freuilde Eobanus Hessus vor Allem der geniale Ulrich von Hutten, sich begeistert dem Reformator der That zuwandten, verfiel der stille Gothaer Gelehrte immer mehr einer geistigen wie geselligen Vereinsamung*). Die Grundsätze selbst auszudenken, war er stark genug gewesen, ihre Consequenzen zu ziehen, dazu fehlte es ihm an der moralischen Energie. Eben darin, daß Luther dies wagte, liegt seine weltgeschichtliche Größe. Mutian mar und blieb der stille Gelehrte, Luther war der große Charakter, der gemaltige Mann voll innerer Wahrhaftigkeit und Größe, der allein zur Lösung der weltgeschichtlichen Aufgabe der Befreiung des Menschengeistes von den Fesseln einer Jahrtausend alten Tradition befähigt war. Denn nicht die Intelligenz allein oder auch nur vorwiegend ist es, welche den Fortschritt der Menschheit bedingt und selbstthätig eingreift in den großen Fortgang der Begebenheiten, den wir Geschichte nennen; auch in der Geschichte wirkt Großes und wahrhaft Bleibendes nur der starke, auf innerer Seelengröße beruhende Wille.

Ein schwerer Sieg.

von

tz. Vlllinger.

— Karlsruhe. —

Föhn hatte sich erhoben; er strich, einem sieberheißen Athem gleich, über's Gebirg, die Wolken am Himmel hinjagend, die den Mond bald verdeckten, bald freiließen; brüllend rotteten sich die Rinder an den Abhängen zusammen, im Thal unten fuhren die im Freien gelassenen Pferde aus dem Schlaf und jagten mit fliegenden Mähnen über den Weideplatz hin. Hoch droben, wo der Weg sich schmal um den Berg schlängelte, schritt ein Weib, mächtig gegen den Wind ankämpfend, der ihr das Kopftuch in den Nacken riß und den Rock so eng um die Kniee spannte, daß jeder Schritt ertrotzt werden mußte.

Das Weib kam von der Almhütte, die ein paar Schritte über dem Weg in einsamer Höhe stand. Die offengelassene Thürs schlug der Wind auf und zu, daß es weithin dröhn^{te}, was jedoch die Bewohnerin der Hütte wenig zu kümmern schien. Sie bog um den Vorsprung des Berges, wo rauschende Wildbäche zwischen schwarzem Gestein glitzerten, das gespensterhaft aus tiefem Abgrund ragte. Hier stand die Gestalt still, lehnte sich gegen die Felswand und lauschte, dabei nestelte sie einen Brief aus dem Mieder; ihr Athem ging laut. Lang stand sie so, regungslos, als sich kräftige Tritte von der entgegengesetzten Seite des Berges hören ließen und nach wenig Augenblicken trat ein Mann aus dem Dunkel der Nacht. Das Weib stürzte ihm mit einem lauten „Halt" entgegen. „Du, Narzisse!" rief er zurück. „Ja, ich — wo willst hin?" „Zu Dir nicht."

„Das weiß ich, aber zu de:" — und sie hielt ihm den Brief vor's Gesicht; „die Sixta hat ihn bekommen sollen — sie ist noch nicht sechszehn. Du gottloser Mensch — und sie ist meine Schwester, die mir die Mutter auf dem Todtenbett an's Herz gelegt — die ich bewahren soll vor allem Uebel — und das größte "bist Du!"

„Eifersucht", spottete er.

„Nein," fuhr sie auf, „ich bin fertig mit Dir — wie ich's einmal erfahren, daß Dir's nicht d'rauf ankommt init Dreien auf einmal Dein Spiel zu treiben, da war's aus, und nichts ist mir geblieben als die Reu'. Jetzt aber kommt's anders! Ich hab's in der Kirch' gesehen, was für ein paar Augen Du auf die Sixta gemacht — was hast Du in unserer Kirche zu suchen, habt Ihr keine in Eurem Ort? — Und heut' Nachmittag komm' ich grad' dazu, wie ihr der Seppi den Brief zustecken will — da drin heißt's. Du wölkst um neune an der Sizta ihrem Fenster klopfen, und jetzt ist's neune, Ambros, und da steh' ich und sag' — Du gehst nicht!"

„Oho," lachte er auf.

„Nicht," schrie sie wie rasend und packte ihn ctm Arm, „eher gehst Du mit mir da hinunter, als daß ich das Kind verderben lass'. Sieh Dich vor, Ambros, der Zorn giebt Kraft — sieh Dich vor, denn auf meiner Seit' ist das Recht! Schwör', daß Du die Sixta in Ruh laßt, daß Du das unschuldig' Ding nicht auch noch auf Dein Gewissen willst laden, zu den Vielen hin, die Du unglücklich gemacht — und ich will Dir mein Elend verzeihen, ich will Dich nicht verklagen am jüngsten Tag, wenn Du den Schwur thust, Ambros", und sie streckte ihm die gefalteten Hände entgegen, „bei unserem Heiland, der über den Wolken unser Thun richtet, bei Deiner Mutter, die

im Grab ruht —"

„Halt's Maul," fuhr er sie an und gab ihr einen Stoß, daß sie gegen die Wand taumelte, „ist das eine verfluchte Wirtschaft mit dem Weibervolk — den Weg frei, oder —"

Mit vorgestreckten: Bein und festgeballten Fäusten stand sie vor ihm; das Haar flatterte wild um ihr bleiches Gesicht, ihr Körper wuchs:

„Herbei," schrie sie in gellem Ton, „herbei. Du Satanskerl."

Er umfaßte sie, einen Fluch auf den Lippen; der Mond brach hinter den Wolken hervor, wie mit verdoppelter Kraft heulte der Föhn auf, und eine Schaar aufgeschuchter Bergdohlen fuhr kreischend über den Häuptern der Ringenden weg. Plötzlich ertönte ein geller Schrei — dann Grabesstille, nichts regte sich mehr weit und breit; sogar der Wind schien seinen Odem anzuhaltel, aus dem Dunkel der Nacht tauchten die weißen Leiber der Rinder, schnaubend, mit vorgestreckten Nüstern. Dann wurden unsichere Schritte hörbar, eine Gestalt, aus deren wehenden Kleiderfetzen die Haut herausleuchtete, wankte den schmalen Weg entlang, sich im Dunkel verlierend.

Ein Woche später, der Morgen mar sonnig und frisch, tönte ein jugendlicher Jodler herauf zur Alm, unter deren Thürs Narzisse erschien; sie jodelte zurück in tieferem, vollerem Ton, und das Gesicht mit der Hand beschattend, schaute sie der Schwester entgegen, die leichtfüßig den steilen Berg herauf kam.

„Einen Gruß vom Herrn Pfarrer," meldete Sixta oben, „und warum Du denn gar nicht mehr zur Beicht kämst, das sei er nicht an Dir gewohnt."

Narzisse stellte der Schwester ein Glas Milch auf den Tisch im Freien und setzte sich dann neben sie, mit dem Rücken gegen die Wand, die Arme ineinander verschränkend.

„Du kannst ihm sagen, ich Hütt' Heuer so viel zu schaffen — die Braune — nun ja, das Vieh hat mir halt viel zu schaffen gemacht."

Die Schwestern sahen sich sehr ähnlich, wie sie so beisammen saßen, nur zählte Narzisse zwanzig, und Alles an ihr war größer, kräftiger und bedeutsamer entwickelt als bei der jüngeren Schwester. Den dunklen, warmen Gesichtston hatten sie von der Mutter, die eine Welsche gewesen.

Narzisse biß manchmal die Zähne zusammen, als quäle sie ein heftiger Schmerz; ihre Schwester schaukelte mit den Füßen und lachte über eine Spinne, die über den Tisch kroch.

„Gestern," erzählte sie, „hat der Vater gesagt, er wird jetzt ein bisl alt und Hütt' gern, Du thätst Heirathen, und ich darf zur Hochzeit der Mutter ihr rothseiden Tuch tragen — gelt, mach' und besinn Dich nicht so lang! — Du, und gestern hat der Sigmund der Magd 's Salzfaßl zusammen getreten; der Vater hat ihr ein neu's versprochen, aber sie hat immerfort gejammert: G'rad das Hab' ich so gar viel lieb gehabt — bis der Vater endlich gesagt: nun, jetzt hast halt wieder für was Andres Platz! Und schau, was der Vater sagt, ist immer so wahr, Narzisse, daß man's aufschreiben sollt', und wenn mir wieder was kaput geht, oder daß mir eine Kameradin falsch wird oder gar der Schatz, wenn ich einmal einen Hab', so will ich immer gleich denken: jetzt hast halt wieder für was Andres Platz! — Du," ineinte sie plötzlich im Flüsterton, „fürchtest Dich nicht da oben in der Nacht wegen dem Ambros, der in der Schlucht umkommen ist? Nicht einmal am Tag thät ich Dir mehr dort vorbei gehen; sie sagen im Ort, er hätt's nicht besser verdient, der Lügen-Ambros; zwanzig Mäd'el Hütt' er gewiß angeführt . . . Aber jetzt laß mich Dir helfen beim Melken und Buttern, damit wenn der Vater zum Düngen kommt. Alles schön fertig ist."

„Ist schon geschehen," erklärte Narzisse.

„Ja, um Jesu Willen, wenn stehst denn auf," schrie Sixta," und kannst auch gar nichts heut als dasitzen und immer nur in die Lust starren? Da weiß ich, was ich thu', ich such' mir's Katzl, das ist unterhaltlicher."

Sie ging in die Hütte, und Narzisse hörte sie schmeicheln und rufen, und es that ihr wohl, der heitern, kindlichen Stimme zu lauschen.

„Sie ist selber wie ein Kätzl, so zierlich und fein," sprach sie vor sich hin; „ja, lieb's Kind, so schnell schafft sich's halt doch nicht für was Anderes Platz, wenn Einem-einmal was Liebes zu Grund geht — behüt Dich der Himmel!"

Der Tag ging hin unter Arbeiten; der Vater, ein rüstiger Fünfziger, dem die Bravheit aus den Augen schaute, neckte sich mit seiner Jüngsten, während er Narzisse „Große" nannte und sie wie einen gleichalterigen Kameraden behandelte. Als der Abend kam, tanzte Sirta mit aufgeschürztem Rock vor dem pfeifenden Vater den Berg hinunter.

Narzisse saß wieder mit verschränkten Annen vor ihrer Hütte.

„'s ist wahr," sprach sie, „ich bin nicht zur Beicht gewesen seit dem Frühjahr, wo's mit dem Ambros anging. O," stöhnte sie plötzlich auf, „wenn's nur keine Nacht mehr auf der Welt gab' — und keine Gedanken!"

Und sie sprang in die Höhe, trieb sämtliches Vieh einer Schutzmehr gleich um die Hütte und nahm die Katze zu sich in's Bett. Aber der Schlaf kam nicht, nur manchmal ein dumpfes Halbträumen, aus dem sie jedes Mal mit einem gellen Schrei auffuhr. Den Tag über saß sie und besann sich, ob sie beichten solle; aber da sie es nicht konnte, ohne das Schreckliche zu sagen, schüttelte sie immer wieder den Kopf. Die Angst in den Nächten nahm aber zu, und der Gedanke, der Herr Pfarrer könne ihr vielleicht durch seinen Zuspruch doch helfen, stellte sich mehr und mehr bei ihr ein. Es kam so weit, daß sie eines Tages ihr Gebetbuch nahm, das Halstuch umlegte und den Weg hinunter eilte. Aber sie kehrte wieder um, in den nächsten Tagen denselben Weg bis weit über die Hälfte zurücklegend. So ging das eine Woche lang hin und her, hinauf und hinunter — plötzlich hielt sie die Qual nicht länger aus und eilte hinab, ohne Aufenthalt, manchmal laut redend und schreiend, als suche sie die Stimmen ihres Innern zu übertäuben.

Wie lag der kleine Ort so friedlich im abendlichen Schein vor ihr da! Rechts ging's zum elterlichen Haus, das etwas abseits stand, aber sie eilte am Weg vorbei, in den Ort hinein, von da in die Kirche inmitten des Friedhofes. Der Geistliche hatte eben den Beichtstuhl verlassen und verneigte sich vor dem Altar, die Hand auf das uralte Taufbecken stützend; da kam Narzisse angestürmt.

„Ich muß noch beichten — aber schnell, eh' mich's reut — o um Gotteswillen," schluchzte sie auf, „ich weiß ja nicht, was ich red'."

„Komm," sagte der Geistliche, der Narzisse von ihrer frühesten Kindheit an kannte und viele Proben ihres lebhaft pochenden Blutes erlebt. Kaum im Beichtstuhl keuchte sie es in das Gitter hinein:

„Ich Hab' ihn hinuntergeworfen —"

„Was — wen?" fragte der Geistliche, der nicht wußte, was sie damit meinte.

„Den Ambros —" flüsterte sie.

Es mar kein Mensch in der Kirche; friedlich tanzten die StaubWölkchen in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, die breit über den farbenreichen Altar herfielen.

Der Pfarrer, ein alter, beinah schon gebrechlicher Mann, fuhr von seinem Sitz in die Höhe und schnellte den Vorhang zurück. „Was hast Du, Narzisse?" fragte er und beugte sich aus dem Beichtstuhl zu dem Mädchen hinüber. Sie glitt von der kleinen Bank auf die Steinplatten heraus und fah von hier zu dem erschreckten Mann empor.

„Ja," stammelte sie, „ich Hab' mit ihm gerungen — der Brief da an Sirta ist schuld" — sie streckte ihm den Zettel hin, den er schnell überlas. „Und das Hab' ich nicht leiden wollen — sie Hab' ich bewahren wollen vor dem Schicksal — so vieler —" setzte sie nach kurzem Kampf mit sich selber hinzu.

„Und Ihr habt gerungen," drang der Geistliche in sie, „und Dn hast ihn hinunter geworfen — Du — und hinunter werfen wollen, Narzisse?«

Sie schüttelte nach kurzem Besinnen den Kopf: „Nein — oder ja — im Ringen Hab' ich nichts wollen als mich mehren — vorher aber glaub' ich, Hab' ich gedacht — er oder ich — und seither kann ich nimmer schlafen, seither ist mein Leben vergift't; und Ihr sollt mir helfen, Hochmürden, und den Druck von meiner Seel' nehmen, sonst geh' ich zu Grund."

„Kind," sagte der Geistliche, „da hilft nur eins — Du nmßt es gestehen vor Gericht, denn ein Anderer ist der That angeklagt — der Pepi, der brave Bursch; man hat dem Ambros sein Messer bei ihm gefunden, und weil sie Beide vor Kurzem einen Streit mit einander gehabt — hörst Du mich, Narzisse?"

Sie nickte, abwesend vor sich hin starrend:

„Den Streit hatten sie um meinetwillen."

„Und jetzt liegt der Verdacht auf dem Pepi, er habe den Ambros in die Schlucht gestoßen, und das muß Du vor Gericht widerlegen."

„Ich, nie!" fuhr sie auf, „beten will ich und büßen, so viel Ihr wollt, Hochwürden, aber gestehen — nein! Dort sollen sie Einen bis auf's Blut ausfragen — kein Gedanke soll vor ihnen sicher sein — lieber geh' ich auch in die Schlucht."

„Und wenn der Pepi nun zum Tod verurtheilt wird, und Du könntest ihn retten mit einem einzigen Wort — und thust Du's nicht, brennen Dir zwei Leben auf dem Gemissen — zwei Leben, Narzisse!"

Sie hielt sich die Ohren zu: „Wißt Ihr nichts And'res, könnt Ihr mir keinen Trost mit auf den Weg geben?"

„Ich weiß nichts And'res."

Sie war schon an der Thür, nahm eine Handvoll Weihwasser und rannte davon.

Aber sie kam wieder — schon am andern Tag; sie umklammerte die Knie ihres Beichtvaters und flehte um die Absolution; alles wollte sie thun. was er von ihr verlangte, die härtesten Strafen auf sich nehmen, nur sollte er sie nicht mit ihrer Gewissenslast von bannen ziehen lassen. Er aber wollte immer nur das Eine — und so ging sie und kam wieder, und der Kampf wollte kein Ende nehmen.

Eines Tages hatte sie der alte Mann so weit gebracht, daß sie einwilligte, mit ihm: in's nahe Städtchen zu gehen, um der Schwurgerichtssitzung beizuwohnen, die Pevi's Schicksal entscheiden sollte. Er hatte es ihr als Buße aufgegeben und ihr dafür die Absolution versprochen.

Die Verhandlung hatte ein großes Publikum herbeigelockt; hinten, in der letzten Bank saß Narzisse, und es ging ein Zittern durch ihren ganzen Körper, als Pepi auf der Anklagebank erschien. Die Acten wurden vorgelesen, in denen geschrieben stand, daß der Verunglückte in der Nacht voin sechsten auf den siebenten Juli von Hause fort gegangen und nicht mehr zurückgekehrt sei; darauf habe man das Messer des Verschwundenen bei dem Angeklagten entdeckt, welcher behauptete, es bei der Schlucht gefunden zu haben. Weitere Nachforschungen ergaben das Aufsinden des in der Schlucht zerschmettert liegenden Leichnams des Vermißten.

„Beharren Sie noch immer bei der Versicherung, an dessen Tode unschuldig zu sein?" wandte sich der Staatsanwalt an Pepi.

Der Bursche erhob sich: „Ja, ich kann nur sagen, daß ich das Messer am Weg bei der Schlucht gefunden; es war in der Nacht, ich bin auf etwas getreten und nahm's auf; ich Hab' nicht gewußt, daß es dem Ambros fein Messer ist."

„Sie geben aber zu, Angeklagter, daß Sie letzte Fastnacht einen nicht unerheblichen Streit mit dem Ambros gehabt; um was handelte es sich dabei?"

„Um ein Mädchen," sagte Pepi.

„Wo ist sie?"

„Ich nenn' sie nicht, ich mag sie nicht da hinein bringen. Der Ambros, den jeder als Lügenmaul kennt, hat damit geprahlt, sie sei sein Schatz; ich hab's wohl gewußt, daß es so ist, aber ich Hab' ihm gesagt, daß wenn er so gemein sei, damit groß zu thun, ich ihm den Hals umdrehe!"

„Es ist Blut an einem Felsen und auf dem Wege an der Schlucht entdeckt worden," sagte der Staatsanwalt; „haben Sie auch Blut an dem Messer bemerkt?"

„Ja," erwiderte Pepi, „aber das ist nichts Besonderes an einem Waidmesser."

Das Verhör nahm einen immer peinlicheren Verlauf. Schmer sprach der Umstand gegen den Angeklagten, daß er sich weigerte, zu sagen, was er in der Nacht von: sechsten auf den siebenten auf dem Weg bei der Schlucht zu thun gehabt habe. Pepi, ein kräftiger Mensch mit offenem ehrlichen Blick, war nichts weniger als redgewandt; im Gefühl seiner Unschuld hatte er es verschmäht, einen Vertheidiger zu wählen; das viele Fragen verwirrte ihn jedoch so, daß er sich schließlich nicht mehr zu helfen mußte, und mit rathlosem Blick sein Taschentuch hervorsuchte, um sich den Schweiß von der Stirne zu trocknen.

Was an Zeugen da war, sprach das Beste über den Burschen aus; besonders war es der alte Geistliche, dessen Stimme laut die Bravheit des Angeklagten verkündete.

Die Geschworenen entfernten sich um über „schuldig“ oder „nicht schuldig“ zu berathen; der Pfarrer schritt langsam bis zur letzten Bank, wo Narzisse saß, die gefalteten Hände weit vorstreckend, den Blick drohend und beschwörend zugleich auf das Mädchen gerichtet. Sie erhob sich; es ging wie ein Schauer durch ihre Gestalt, sie schwankte einen Augenblick, als drohe sie zusammenzubrechen, und der alte Mann stützte sie mit seiner schwachen Kraft.'

„Muth, Muth,“ murmelte er, „Gott ist mit Dir.“

Und sie raffte sich auf und trat vor die Schranken: „Ich Hab' den Anibros in die Schlucht geworfen, der Mann dort ist unschuldig.“

Der Richter schaute das Mädchen an, das hoch erhobenen Hauptes dastand, Festigkeit in jeder Muskel des Gesichts. Todesstille herrschte in dem Raum, bis die Stimme des Vorsitzenden ertönte.

„Man rufe die Geschworenen zurück.“

Dann richtete der Staatsanwalt die Frage an das Mädchen, ob sie mit dem Ambros in irgend einem Verhältniß gestanden?

„Ja,“ erwiderte Narzisse nach tiefem schwerem Athemholen, „ich gehör' zu den vielen, die er angeführt — und das ist's, was ich nicht Hab' bekennen wollen — weil ich mich so grenzenlos geschämt — weil mein Vater ein so braver Mann —“ sie konnte nicht weiter sprechen.

„So hat Sie die Rache zu der That getrieben?“ fragte der Staatsanwalt. ^

Sie schüttelte abwehrend das Haupt: „Ich werd' schon Alles sagen, das viele Fragen macht mich nur wirr; nun das Schlimmste heraus ist, kostet mich das andere wenig mehr — der schlechte Mensch hatt' es auf meine Schwester abgesehen — ein noch nicht sechszehnjähriges Ding — hier ist der Brief, den er an sie geschrieben,“ sie legte ihn auf den Tisch. „Ich bin im Sommer auf der Alm; der Weg vom Dorf drüben nach unserem Ort geht über den Berg an der Schlucht vorbei. Um neune wollt' der Ambros bei der Schwester drunten sein, ich bin ihm entgegengelaufrn und Hab' ihn abgepaßt — ich Hab' ihm den Weg vertreten — der Föhn hat getobt, es mar ein Wetter, als ob unser Herrgott die Höll' losgelassen Hütt', nur manchmal schaute der Mond aus den Wolken. Ich Hab' dem Anibros gesagt, was mich hergeführt, und daß ich ihn nicht frei geb', bis er mir geschworen, die Schwester in Ruh zu lassen — gewarnt Hab' ich ihn, daß der Zorn stark macht, und das Recht auf meiner Seite sei — er aber hat mich hohnlachend gegen die Wand geschleudert. Wie

Nord und Süd. XI>VII., „SS. 10

lang mir dann gerungen, ich weiß es nicht — vom Weg hat keiner was gesehen, und er ist schmal dort — er hätt' mich wohl heruntergebracht, aber der Rock hat sich mir im Gesträuch verfangen, und wie er mich weiter zeren wollt', war er's, der den Boden unter den Füßen verlor.“

„Sollte es denkbar sein,“ sagte der Staatsanwalt, „daß Sie den starken Mann im Ringen bezwungen? Liegt nicht vielmehr die Möglichkeit nah, daß Sie ihn —“

„Hinterrücks,“ unterbrach sie ihn, „nein; ich hab's gesagt, der Zorn giebt Kraft“ — und das Hemd vom Nacken reißend, bot sie den Blicken der Anwesenden eine breite Wunde an der Schulter dar — „sogar das Messer Hab' ich ihm aus der Hand gerungen, nachdem er mir's in die Schulter gestoßen! aber schwerer noch war's, mich selber zu bezwingen, und die Kraft hat mir unser Herr Pfarrer von oben verwirkt.“

Die Aufregung des anwesenden Publikums hatte sich, während Narzisse sprach, mehr und mehr gesteigert; nun sie schwieg, ging ein Murmeln der Theilnahme, ein lautes Athemholen, begleitet von lebhaften Bewegungen, durch die Reihen der Bänke.

Pepi sprang auf; aus seinen Augen quollen die Thränen, er zitterte am ganzen Körper, und unfähig zu sprechen, stieß er nur kurze, unzusammenhängende Laute aus, bis endlich der Aufschrei: „Großer, allmächtiger Gott!“ seine Zunge löste.

„Und jetzt will ich auch Alles gestehen,“ rief er, „nun ich die Brust frei Hab' und rein da steh', und die Narzisse mir ein Recht gegeben zu reden, da sie's selber that — wofür ihr der Himmel seine Gnaden schenken mag. Ja, ich bin in jener Nacht an der Schlucht vorbei, ich bin auf dem Weg zur Narzisse gewesen, mir war Angst, der Föhn nimmt ihr am End' die Hütt' über'm Kopf weg; ich bin gewiß eine Stund' auf und ab gegangen, aber bei ihr anzuklopfen, Hütt' ich mich nicht getraut.“

„Hütt' auch nichts genützt,“ unterbrach ihn Narzisse, „ich war nicht drinnen, ich Hab' mich viel zu viel gefürchtet, um allein zu bleiben. Auch hat mich die Wunde geschmerzt, und ich könnt' sie nicht verbinden; ich ging zu niener Kamerädin, die, kaum eine Mettelstunde von mir entfernt, auf der nächsten Alm haust; sie hat mich einen Tag und eine Nacht lang bei sich verpflegt, dort hinten sitzt sie und duckt sich zusammen; sie kann leicht beweisen, was ich sage.“

Das Mädchen wurde herbeigeholt, vereidigt und aufgefordert zu sprechen. Sie war eine ängstliche Natur, weinte fürchterlich und erzählte so unzusammenhängend wie möglich, daß Narzisse in der bewußten Nacht in zerfetstem, zerrissenen! Gewand mit einer Wunde in der Schulter zu ihr gekommen sei und gesagt habe, sie hätte es mit einern Wegelagerer gehabt, der ihr ein Rind stehlen wollte; darauf wurde festgestellt, daß Pepi um dieselbe Zeit, als Narzisse von ihrer Freundin verpflegt wurde, verhaftet worden war. Der alte Geistliche trat nun hervor, und als er mit zitternder, beredter Stimme über Narzissens Leben und Verhalten sprach, senkte das Mädchen das bisher trotziz erhobene Haupt und weinte. Eine ganze Masse Menschen drängten sich hervor in der Absicht, für Narzisse zu sprechen; es wurden nur einige noch vernommen.

Der Vorsitzende stellte an den Staatsanwalt die Frage, ob die Geständige in Haft zu nehmen sei, worauf eine verneinende Antwort erfolgte. Die Geschworenen sprachen sie frei.

Kurze Zeit darauf traten die drei — der Pfarrer, Pepi und Narzisse den Heimweg mit einander an.

„Ihr habt's bequem,“ meinte ein alter Steinklopfer auf der Landstraße, „Ihr braucht nicht weit zu laufen, um Euch zusammen geben zu lassen.“

Der Geistliche nickte lächelnd und blieb mit Absicht ein wenig zurück.

„Narzisse,“ sagte Pepi, „hast Du gehört, was der Mann —“

„O sei still,“ unterbrach sie ihn, „nur jetzt von so was nichts!“

„Ich begreif's,“ gab Pepi zu, „wenn ich aber über's Jahr wieder komme — vielleicht dann —“

„Vielleicht,“ meinte sie.

Es war Abend, als sie im Ort anlangten.

„Hochwürden,“ sagte Narzisse und beugte sich tief über die Hand des Geistlichen, „unser Herrgott lohn's Euch in der Ewigkeit, was Ihr an meiner Seel' gethan.“

Da machte er das Kreuzeszeichen über des Mädchens Haupt und sprach in feierlichem Ton, mit hoch erhobener Hand: „L.bs«Iv« rs . .

Spaziergänge eines Naturforschers, von William Marshall, Professor an der Universität Leipzig. Mit Zeichnungen von Albert Wagen in Basel. Leipzig, Verlag deS literarischen Jahresberichts (Arthur Seemann).

Wie soll sich in Znknmft der Unterricht auf denjenigen unserer Schulen, welche die Knaben und Jünglinge für das Uuiversitätsstudinn vorzubereiten haben, gestalten? Auf der ganzen Linie ist der Kampf um die Entscheidung dieser für das Geistesleben der ganzen Nation höchst bedeuungsvollen Frage entbrannt. Hier das Streben, das Alte, das zweifellos der edelsten Früchte viele gezeitigt hat, zu erhalten — dort der Ruf nach Reformen, die Forderung, den Naturwissenschaften gegenüber den allzu einseitig gepflegten und dadurch nur zu leicht zu einer rein formalen Bildung führeirden sogenannten humanistischen Lehrgegeständen einen breiteren Raum in dem Lehrplan unserer Gymnasien zu gewähren. Auf welcher Seite ist das Recht? Wir wollen und können diese Frage hier nicht entscheiden; aber einem der Gründe, den die Gegner einer mehr naturwissenschaftlichen Ausbildung unserer Jugend oft in's Feld gefüllt haben, möchten wir etwas näher treten, und dazu hat uns die Lcctüre des oben angezeigten Buches von Marshall den Anlafz gegeben.

Man hat gesagt, das Stndinn der Naturwissenschaften gebe der Menschheit eine durchaus materielle Richtung, und das Bcwusstsein, die Kräfte der Natur in unseren Dienst gezwungen zu haben, mache uns hochmüthig und unser Wesen und Können edelen Bestrebungen abwendig. Weit entfernt. Je tiefer wir in das harmonische, durch ewige unabänderliche Gesetze geregelte und unserem vollen Berständnisz doch so tief verschleierte Walten der Nnturkräfte eindringen, desto mehr fühlen wir uns umgekehrt zn demüthigcr Bescheidenheit angeregt; desto kleiner erscheint uns der Umfang unserer Kenntnisse, desto lebhafter wird unser Streben, mehr aus diesem unerschöpflichen Born des Wissens und Könnens zu schöpfen. Denn wenn wir manchmal, wo wir nach einer Erklärung für diese oder jene Frage suchen, die uns dunkel ist, die Lösung nicht sinken — unwissenschaftlich wäre es, irgend einem Röthschl der Natur gegenüber zusagen: »Damit zerbreche ich mir den Kopf nicht, das werden wir doch nie ergründen.“ Wo wären wir wohl, wenn man allenthalben und immer so gedacht hätte! Es kann der Erklärungsversuch einer Erscheinung grundfalsch sein und doch zur Lösung der Frage mächtig beitragen, indem er in denkenden Mitmenschen Zweifel erregt, die diese zu weiterem Nachdenken veranlassen, bis endlich einer ruft: „Heureka! ich hab's!“ — und es uns alle» wie Schuppen von dm Augen füllt. So hat gerade das Studium der Natur jenen Forscherdrang hervorgerufen, jene hingebende, reine, ihren letzten Zweck in sich selbst findende Liebe zur Wissenschaft, die namentlich dem deutsche» Gelehrten stets zu hoher Zierde gereicht hat. Wo hat die etwas mit Materialismus und hochmüthigem Wesen gemein?

Die verständnißvölle Freude an den Wundern der Natur ist nicht dem Forscher und dem Gelehrten allein vorbehalten. Auch der Laie findet an dem reichgdeckten Tische Platz, und wem einmal der Sinn aufgegangen ist für die Natur und ihr Studium, und wem ein Herz für die heranwachsende Jugend innewohnt, der wird ein Bedauern fühlen für den armen Jungen, dessen Gehirn mit dem Formenkram des lateinischen Aufsatzes zermartert wird, den man mit der unverstandenen

Lectüre der philosophischen Schriften des wortgewandten römischen Sldvocaten Cicero plagt. Lehrt ihn die Natur kennen und ihr harmonisches Walten, so wird er schauen, beobachten, denken lernen!

Es ist eine der schwersten und darum auch eine der am seltensten erfüllten Auf

gaben, über wissenschaftliche Dinge gemeinverständlich zn schreiben. Manche halten es ja geradezu für ein Verdienst, wissenschaftliche Abhandlungen in einer Art von Jargon zu verfassen, der nur dem allercugsten Kreise von Specialforschern verständlich ist. Auch das ist ein Verdienst der naturwissenschaftlichen Zeit, daß sie mit dieser mittelalterlichen Tradition gebrochen hat. Wir besitzen ausgezeichnete gemeinverständlich geschriebene Bücher naturwissenschaftlichen Inhalts. Welcher Laie hätte die Schriften des jüngeren Brehm, der Brüder Müller u. a. gelesen und dieselben nicht mit dem Bewußtsein aus der

Hand gelegt, dasz er seine Kenntnisse bereichert, eine Fülle von Anregung gesunden und emen ästhetischen Genuß davongetragen habe? Diesen Schriften reihen sich die „Spaziergänge eines Naturforschers“ würdig an. Der Autor, ein Gelehrter von gutem Namen, gewährt uns in seinem Buche die interessantesten Einblicke in das Leben der Thiere. Bunt reihen sich die Bilder an einander an, so abwechslungsreich, daß auch der Leser, der nur in flüchtiger Lectüre die Stunden zu kürzen die Absicht hat, sich nicht beklagen wird. Wer aber mehr sucht, als oberflächliche Unterhaltung, der findet auch mehr, findet auf jeder Seite die Ergebnisse exaktester Beobachtung, wärmstes Empfinden für die Natur und das seltene Talent eineS Schriftstellers, der gelehrte Sacken in vollendeter Form mid gewürzt mit einem Humor, der nie in's Triviale herabsinkt, dem Leser aufzutischen versteht. Das Buch gewinnt durck Titel- und Schluhvignettcn eines ausgezeichneten Künstlers, von denen mir einige Proben bringen, und durch eine vorzügliche Ausstattung auch äußerlich an Werth. «Kt.

Französische Bücher.

Wir haben an dieser Stelle unsere Leser von Zeit zu Zeit (vgl. Bd. XI., Heft 118; XI.II, Heft I24j mit denjenigen Erscheinungen des Pariser Büchermarkts bekannt gemacht, die entweder wegen ihrer geschmackvollen äußeren Form oder wegen ihres gediegenen Inhalts Anspruch erheben dürfe», auch in unfern Salons ihre Stelle zu behaupten. Wir haben dabei namentlich rühmend der „ro,sis“n Hiiiüntin“ gedacht, eines Welthauses, dessen alle zwei Monate erscheinendes „Kulwtin“ eigentlich eine besondere Besprechung verdiente. Auch diesmal sind die Berlagswerke dieser Firma voranzustellen. Zunächst liegt ein weiterer Band des geographischen PmchtwerkS: „J.« nwnde xittoresqus st irwimmsnwI“ vor, wie seine Vorgänger ein Foliant von mehr als 6M Seiten und herrlicher Ausstattung. Nach eigenen Reiseerlebnissen in Tonkin uud den angrenzenden. Ländern schildert Paul Boimctain darin den »äußersten Osten“ der Erde, nämlich die hinterindischen Königreiche, China und Japan. Er spricht in der Widmung an seinen Brüser von seiner oft sich geltend machenden „Sehnsucht in die Ferne,“ seiner nostslgis ä'sx?ti8ir>g.“ Dieser anscheinend paradoxe Begriff tritt in der That in der Darstellung hervor; er verleiht derselben aber einen besonderen Reiz. Das empfindet man am meisten bei der Schilderung japanischer Verhältnisse, wo der Schriftsteller mit einer gewi»en Wehmuth von der so ungemein schnell fortschreitenden Europäistrung des Landes spricht. Die zahlreichen bildlichen Beigaben des Werks sind von mehreren namhaften Künstlern, unter denen auch G. Fraipart nicht fehlt, nach der Natur ausgeführt. Zum besseren Verständnis; der Einzelheiten tragen drei Karten und ein sorgfältiges Register bei. — Ein anderes Unternehmen desselben Verlags ist die „Osllu«ti«n Oalmanv I,övr,“ welche literarisch werthvolle Werke neuerer Schriftsteller, namentlich hervorragende Romane, in Bänden größten Quartformats, ebenfalls mit zahlreichen, für diese Ausgabe eigens hergestellten Zeichnungen, enthält und rasch fortschreitet. Augenblicklich liegt uns in dieser Ausgabe vor Octave Feuillet's immer noch gern gelesene Geschichte: „>s romso ä'ua zsun Komros päuvrs,“ die vor fast einem Vierteljahrhundert allgemeine Bewunderung erregte, auch als Bühnenstück einen Erfolg zu verzeichnen hatte, statt eines Vorworts lesen wir nur des Schriftstellers muthigen Wahlspruch: 8ursum roi->«! und sein feiner, geistvoller Kopf mit dem lebhaften Augen und dem eigenthümlich gutmüthig erscheinenden Zug um den Mund tritt uns in einer künstlerisch ausgeführten Radirung entgegen. Die Zeichnungen von Lud. Moutour sind theils anmuthige Genrebilder mit Wahrung der durch den Text geforderten Beschränkung der Trachten, Zimmereinrichtungen u. s. w., theils auch stark auf den Effect gearbeitete, dramatisch angefaszrc Entwürfe. Wir meinen jedoch, daß es gerade für einen neueren französischen Maler besonders beschwerlich war, diesem „idealistischen Romane“ künstlerisch gerecht zu werden: andererseits stellt

j)aul Lindau in Berlin.

Aus dem Brient. Flüchtige Aufzeichnungen. II 230

Gebhard Zernin in Darmstadt.

Die Lntweichung des Marschalls Bazaine aus dem Gefangnisz von

St. Margnerite. Nach den Mittheilnngen des Grafen Hörissn. ^63

Felix Dahn in Breslau.

An Carmen Sylva 278

Bibliographie 232

Die «önigsxliantastcn, (Mit Zllust«itlonc,,> — Potsdam und Sanssouci.

Bibliographische Notizen 239

Hierzu ein Portrait von Theodor Storm.

Radirng von Zoh. Lindner in München.

»Nord und Süd" erscheint am Anfang jede; Monats in heften mit je einer liunstbeilagk,

— preis pro Puartal <Z yef,>> 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Word und Süd" bezüglichenden Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von «Oord und Süd" Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

Aus meiner Vaterstadt.

Die Persianischen Häuser,
von

Wilhelm Zeusen.

— München. —

(Schluß,)

III.

„Bald sahen wir ein schönes Eiland ragen,
Lcmdangegipselt, fclsenaufgeschürzt.
Das Meer versucht hier donnernd anzuschlagen,
Tic Fluth jedoch am Klippengurte stürzt
Rnckprallend hin, indefz des Landes Kuppe
Mit jungen Bäumen siegreich aufwärts steigt
Und auf die rings vertheilte Häusergruppe
Gleich Frühlingsbannern seine grünen Nester neigt."

Hit diesen Versen begrüßte ein jugendlicher Poet die dänische Insel Bornholm, wie er genau um zwei Jahrhunderte später, als Paul Fleming, an ihr vorüber dem nämlichen Ziel über die Ostsee entgegenzog. Und ebenso hob die Insel sich auch schon vor den Augen des letzteren, vom „Nytterknägten" übergipfelt, freundlich und anmuthig aus dem blauen Gewässer, durch ihren Anblick nichts von den rastlosen Kämpfen kundgebend, welche die nordische Welt Jahrhunderte lang bis vor Kurzem um das kleine Eiland geführt hatte, und keine Schatten des blutigen Streites voraufwerfend, der es bald wiederum übertoben sollte. Doch Paul Fleming hat uns nicht, wie Rudolf Kulemann, in einem Gedicht den Eindruck hinterlassen, den die idyllisch freundliche Erscheinung Bornholms auf ihn geübt. Vor seinem Blick und seinem Gemüth lag noch ein Schatten darüber, mit dem der letzte Abend in Kiel ihm den freudigen Sinn für die Schönheit verdunkelt hatte. Die Erinnerung an Agnete Burennus haftete ihm schmerzlich in der Seele; fein Herz mar ihr nicht in Liebe, doch mit brüderlichem Gefühl und Vertrauen zugethan gewesen, und sie hatte ihm ein schönes und liebes Bild, das er in sich besessen, zerschlagen. Nicht ihr eignes allein; aus der Erkenntniß des Truges ihrer Erscheinung war ihm eine Trübung über seinen Glauben an die Hoheit und Reinheit des weiblichen Geschlechtes gefallen, und mit einem unsicheren Zagen wandte er die Augen in die Richtung der aufgehenden Morgensonne, dem noch fern unsichtbaren Landungsziel der Kogge zu. Wenn das Leben mit Blick und Rede so zu täuschen vermochte, wie viel leichter siel dies noch dem Stift eines Künstlers!

Doch, wie um zwei Jahrhunderte nachher Rudolf Kulemann feinen Gesang fortsetzte:

„Mir aber ist's, als ob in Silbregleisen
Tritoneil blasen auf dem Muschelhorn,
Die See erbebt, und ihre Wellen kreisen,
Geöffnet ist der ahnungsvolle Born —
Sie taucht empor, sie ist es — Aphrodite,
Die schamhaft noch an allen Gliedern bebt.
Bis plötzlich sich die stolze, schaumumsprühte
Meergöttin dort auf Deinen Blumenschild erhebt —"

so zog allgemach auch dem jungen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, wenn er ausblickend auf dem Vordercastell des Schiffes stand, ein sonnenglimmerndes Wellenspiel, goldhell rinnend und rieselnd, voran, und nächtlich funkelte es rings um die Planken wie ein Heraufsprühen von bläulichen Demanten aus der Tiefe, denn der Octoberwind hatte begonnen und ließ den Kiel im Dunkel ständig eine glanzwimmelnde Furche durch Meergeleucht der See hinziehen. In magischer Schönheit umwogte dieser wallende Lichtmantel das hurtige Fahrzeug, und mit geheimnißvollen Stimmen sumnite und rauschte der Nachtwind drein. Oft, wenn alle andern Mitglieder der Gesandtschaft zusammengepefcht in ihren engen Schlafkojen lagen, sah Paul Fleming auf dem Verdeck die Sterne über sich schreiten, viele Stunden lang, selbst unter ihnen hin und wieder wandernd, oder, in seinen Mantel gewickelt, auf dem Bretterboden hingestreckt, daß Wirklichkeit und über ihn kommender Traum sich ihm zu wundersamen Empfindungen und Bildern ineinander mischten. Und nach solcher Nachtrast einmal gewahrte er als der Erste im aufwachenden Morgenschein am Himmelsstrich hohe graue Schatten emporsteigen, die allgemach da und dort mit goldenen Pünktchen in der Sonne zu glitzern anHuben. Das waren die Thürme der alten gothischen Kirchen von Neval aus seiner stolzen Hansazeit, überragt von dem berggetragenen Dom; bald hoben sich auch die Schloßburg, die weitgestreckten Ringmauern und die Dachfirste der am Abhang emvorgestaffelten Stadt nach, und unter der Insel Nargen, der Wächterin am Zugang des Hafens, dahin lief die Kogge um Mittag die wohlgesicherte Rhede an. Doch regte der Anblick aus der Weite machtvolleren Eindruck, als die Nähe ihn bewahrheitete. Die Tage der gemaltigen Kraft des Hansabundes waren vorüber, kaum mehr noch als sein Name verblieben, denn sein Leben lag bereits zu Grabe getragen, und mit ihm war die frühere stolze Selbstständigkeit Revals in Abhängigkeit untergegangen. Seit einem halben Jahrhundert hatte das schwedische Königreich überall an der deutschen Ostsee die Erblassung der Hansa mit Verträgen oder Gemalt an sich gebracht, vor Allein die Häfen und Küsten Livlands, Kurlands und Esthlands; und so war auch die Hauptstadt des letzten, die ehemalige „theure Schmesterstaot" Lübecks, zur Beute der aufgewachsenen nordischen Seemacht geworden und in schwedischen Besitz gefallen. Wohl hatte Reval seitdem oftmals Bittschriften um seine Auslösung aus der Hand der Freinden bei Kaiser und Reich eingereicht, aber Kaiser und Reich leisteten, wie es schon in ihrer langen Gewohnheit lag, nur eine Beihilfe von schönen Verheißungen, und jetzt zumal, seit der gebietenden Machtstellung schwedischer Heerkraft bis zum äußersten Süden Deutschlands hin, konnte kein leisester Hoffnungsschimmer auf eine Wiedervereinigung der fernen Ostseelände mit dem Reich mehr aufkommen.

So war Reval eine Stätte großer Erinnerungen, doch ziemlich stiller Gegenwart geworden. Die hohen stattlichen Giebelhäuser schauten noch unverändert auf lange, mohlgehaltene Straßenzüge herab und übten, besonders für Jemand, der aus Kiel zwischen sie versetzt ward, einen vornehmen Eindruck, aber die Einwohnerzahl der Stadt hatte sich stark vermindert, und noch mehr ihre Handelsbedeutung, das ehemalige rege Leben in ihr. Wenn die schwedischen Besitzer der deutschen Kaufmannschaft auch nicht die Niederlassung und Ausübung ihres Geschäftsbetriebes verweigerten, so waren doch die Inhaber der Mehrzahl der alten Hansahöfe mählich weggeschwunden und nur die Baulichkeiten ihrer früheren Wohnsitze geblieben. Indeß um so fester hielten sich die noch vorhandenen Deutschen zu einern Verbände wechselseitiger Stützung zusammengeschlossen, und die wilde Zeit mochte wenig Orte kennen, in denen ein aus dem fernen, blutig zerrissenen Vaterlands einkehrender Landsgenosse auf so freudigen Empfang und so schrankenlos bereitete Gastlichkeit zählen durfte, wie in den deutschen Häusern zu Reval.

Ein Gerücht war bereits hierhergekommen, daß von Holstein aus ein solcher Zug in's Moskowiterland beabsichtigt fei, und bei.« Anlanden des Schiffes verbreitete sich schleunig die Kunde von der Bemahrheitung jener Botschaft unter den deutschen Stadteinwohnern. Rasch eilten sie zur Begrüßung der Ankömmlinge an den Hafen, wo sie zu ihrem Leidwesen vernahmen, daß der Herzog Friedrich in feinem Drange, schnellinöglichst aus Moskau die erbetene Zusage zu gewinnen, der Gesandtschaft nicht länger als eines Tages Aufenthalt zu Reval gestattet habe. So mußten die Eingesessenen die kurze Frist nach Kräften zu nutzen streben; jeder, der es nach seinen Lebensumständen vermochte, erbat sich einen Gast für sein Haus und brachte ihn freudig dorthin. Als einer der angesehensten und vermögendsten unter den deutschen Kaufherren befand sich auch der Aeltermann, Herr Heinrich Niehusen bei den Empfängern der Reisenden, ohne von der Mitkunft Adam Olearius' etwas zu ahnen. Hoch und erfreulichst überrascht, nahm er diesen sogleich für feine Häuslichkeit in Beschlag, und nicht minder willkommen fiel es ihm, wie Olearius auch seinen Freund Fleming als Gast mitführen zu dürfen bat. Heinrich Niehusen zeigte sich, wengleich er kein Gelehrter war, doch für einen Kaufmann in einem ungewöhnlichen Besitz humanistischer Bildung, den Wissenschaften und Künsten mit Interesse zugethan, hatte den Namen Paul Flemings bereits öfters als den einer neuen, besonderen Hoffnung für die deutsche Dichtkunst vernommen und empfand sichtlich ein beglückendes Stolzgefühl, auch ihm Unterkunft in seinem Hause zu bieten. An dem engen Gassengeflecht der Altstadt vorüber leitete er seine Gäste, unter dem Domberg hin, durch eine zugleich ernst-würdig und freundlich anblickende, etwas aufwärts steigende Straße fort, rasch in ein lebhaftes Gespräch mit Olearius vertieft, der seinem nach allen Richtungen ausgebreiteten Wissensdrange gemäß, sich schon auf dem Wege durch mancherlei Fragen über die staatlichen Verhältnisse und politischen gegenwärtigen Beziehungen Revals zu unterrichten strebte. Dann wußte Niehusen nicht minder kenntnißvoll und anschaulich Bescheid zu ertheilen, so daß der gelehrte Gotorper Bibliothekar kaum wahrnahm, wie sie von der Straße auf den weitgeräumigen Flur eines stattlichen alten Haufes eintraten. Dieses entsprach völlig der seit Jahrhunderten in fast allen Ostsee-Hansestädten bestimmend gewesenem Bauart Lübeckischer patrizischer Häuser; von der großen, fliesenbelegten Erdgeschoßdiele hob sich eine breite Eichenholzterrasse zu den Wohnstuben im oberen Stockwerk, und ganz mit einer ihm gerade von Niehusen ertheilten Auskunft beschäftigt, stieg Adam Olearius, eifrig redend, jetzt die Stufen hinan. Der jüngere Begleiter der Beiden hatte an ihrer politischen Unterhaltung nicht theilgenommen, sondern, um sich schauend, etwas hinter ihnen den Weg zurückgelegt. Jhni war's wie traumhaft, daß er in Reval ging, und wie Himmel und Erde umher ihn ansahen. Seine Vorstellung hatte gemeint, im Anfang des October müßte hier im hohen Norden schon rauher Winter eingekehrt sein; doch statt dessen lag die nachmittäge Sonne noch so schön und mann auf den Dächern, wie sie es zur Stunde nur irgendwo in deutschen Landen thun mochte. Und nun überraschte den in's Niehusen'sche Haus Eintretenen noch ein neuer, fast sommerhaft gemahnender Anblick. Auch der war ganz anmuthiger Art in vornehmen Häusern Lübecks gemäß; eine geöffnet stehende breite Rückthür des Flurs ließ über schmalen Hofraum in einen Garten mit Busch- und Baumgezweig hinaussehen. Das Laub daran trug zwar nicht sommerliche Farbe mehr, doch dasü erglänzte es, beinahe blendend, wie eitles Gold im Sonnenauffall, grüner Rasen schimmerte noch drunter, und die zartgesiederten Strahlenkelche von weißen Sternblumen nickten da und dort drüberher.

Dies unerwartete October-Gartenbild, nahe schon der verrufenen Unmirthlichkeit des russischen Reiches, übte eine machtvolle Anziehungskraft auf den poetischen Sinn Paul Flemings. Von seinen beiden Weggefährten gab im Gesprächseifer keiner aus sein Nachfolgen Acht, und unwillkürlich, beinahe ohne es zu wissen, wandte er den Fuß von der dunklen Treppe ab dem goldfreudigen Glanz drüben zu. Er gedachte nur einen Blick in diese schöne Herbstmelt hineinzuwerfen, die er sich bald von Schranken umgrenzt vorstellte. Doch wie er ihren Anfang erreicht, verästelten sich mannigfache Pfade vor ihm, der Garten dehnte sich merkbar weit in's Freie an sanft aufsteigendem Gelände hinaus. An einer Stelle sah das Auge die Ringmauer der Stadt herübertagen, sie schien erst den Abschluß zu bilden; der Bodenwerth zu Reval stand nicht mehr hoch im Preise, und ein wohlgestellter Kaufherr konnte sich den Aufwand eines großen Grundbesitzthums verstatten.

Der junge Dichter schritt auf dem Wege der Mauer zu fort. Zum Lichte der warmen Sonne und des bunten Farbenspieles der Blätter umher gesellte sich ein leiser Duft von Reseden und spät noch blühenden Violon, der Levkojen, die schon im Mittelalter den Hausgärtchen der deutschen Frauen als würzig die Luft erfüllende Lieblingszierde gedient; hin und wieder hing noch ein von der pflückenden Hand unbeachtet gelassener, rothbäckiger Apfel am Obstbaumgezweig.

Es überkam Fleming mit süßen, träumerischen Knabenerinnerungen, wie er zu Hartenstein im väterlichen Garten so diesen schmerzmüthig-lieblichen Herbstduft eingeathmet, die vergessenen Früchte sich mit Knittelwürfen aus den Wipfeln herabgeholt hatte und dann mit ihnen hinaus an das Gelände der Mulde gelaufen war, um sie, von stiller Höhe auf die friedliche Welt zu seinen Füßen niederschauend, fröhlich und doch seltsam auch von namenlosen Empfindungen überkommen, zu verzehren. Ebenso wie dort summten auch hier die letzten Bienen um ihn, flatterte noch ein großer Schmetterling mit buntäugigen Flügeln durch die Sonnenstrahlen. So lange nicht Eis den finnischen Meerbusen erstarrt hielt, ließ die mildernde Nähe des Wassers um Reval die letzten Blüthen und die beschwingten Freunde derselben sich noch ihres spät beginnenden Sommerlebens fort erfreuen.

Da begegneten dem Auge des an einer Wegbiegung Aufblickenden zwei Farben, die er bisher noch nicht unter dem herbstlichen Hinschwinden mahrgenommen, und die auch mehr dem Mai angehörig erschienen, als dem October.

Hellroth und Lichtblau, wie Frühlingsehrenpreis, waren's, das erste nicht nur dem einer Rose gleichend, sondern in Wirklichkeit von einer solchen herkommend, die am schwankenden Zweig eines Strauches noch als späte Nachzüglerin lang vergangener Schwestern eben gegen die Sonne ihren Kelch zur Blüthe aufschloß. Die blaue Farbe nah daneben aber kam nicht von einer Blume, sondern vom Kleide einer weiblichen, auf niedriger Gartenbank sitzenden Gestalt her. Auf einen? runden Steintische vor ihr lag ein Apfel, ihre Hand hielt ein silbernes Messerchen, im Begriff, denselben zu zerschneiden. Nun ließ das Geräusch des herankommenden Fußtrittes sie den Kopf heben, und aus dem Rahmen lang an den Schläfen niederfallenden dunkelbraunen Gelocks sahen zwei Augen wie helle Sterne auf.

Als sei er plötzlich reglos festgebannt, stand Paul Fleming. Seine Gedanken waren, seitdem er zwischen den Bäumen und Büschen gegangen, weit fort über Zeit und Raum in seiner Kindheit gewesen, hatten ihn völlig vergessen lassen, wo er in Wirklichkeit sei und was ihn hierhergebracht.

Da schwanden auf einmal die Bilder und Träume der Erinnerung um ihn ab, und er war zu Reval im Garten des Herrn Niehusen, und unweit vor ihm saß in Lebenswahrheit das Bildniß aus dem dunklen Winkel der Studirstube Adam Olearius'. Wäre er ihr in der Wüste, auf einem andern Stern des Weltalls begegnet, er hätte sie auf den ersten Blick erkannt. Nicht weil sie das nämliche lichte Gewand trug, wie auf dem Bilde, sondern er trug jeden kleinsten Zug dieses zarten Mädchenantlitzes in seinen Augen und seinem Herzen, und als Erstes überkam ihn, daß der Maler Alles aus's Genaueste so wiedergegeben, wie die Natur es ihm dargeboten. Nur eine unsagbare Lieblichkeit, die alle Züge des Gesichtes mit einem holdseligen Schimmer überwebte, wie der Farbenschmelz die Schwingen eines Falters, hatte die Kunst nicht dem Leben nachzuschaffen vermocht.

Ja, da stand er in Neval, wohin nur dies Bild ihn geführt, und eine wonnevolle Woge durchfloß ihn vom Herzen aus zugleich fast mit süßer Betäubung und mit dem erkennenden Gefühl, daß , allein sie seines Lebens Zweck und Ziel gewesen. Aber was wollte er denn, was konnte er? Wortlos blickte er die blaue Gestalt vor sich an; was in ihm war, durfte sein Mund nicht sprechen, sie hätte ihn sonst für einen Sinnlosen oder einen Frechen halten müssen. Als ein Wildfremder stand er vor ihr, und unziemlich schon mußte es sie bedünken, daß er sich selbst außer Stande fühlte, nach artiger Pflicht den Hut zum Gruße zu lüften.

Doch da geschah Seltsames, denn was er thun gekonnt hätte, das that sie. Sie war aufgestanden, und aus ihrer Bewegung sprach jetzt auch die leichte Anmuth ihrer Gliederregung, die das Bildniß ahnen ließ. So trat sie ihm entgegen, doch ohne Kränkung oder Verwunderung über die UnHöflichkeit seines Gebahrens. Nur ein hohes Erstaunen anderer Art redete aus ihren Augen, die sich in die seinigen hineinrichteten, und sonderbar sprach sie dazu:

„Seid Ihr es?“

Das löste auch ihm die Lippen, daß er nnn erwiderte: „Verzeihet, Jungfrau — es scheint, Ihr täuschet Euch, denn ich bin Euch unbekannt.“

Doch sie schüttelte den Kopf.
„Ich kenne Euch wohl.“

„Das dürste ich eher sprechen und sagen: Ich grüße Euch, Jungfrau Elsabe. Ja, vergebet, daß ich es unartig bis jetzt vergaß: Euer Vater hat mich zu Gast geladen, und der Zufall führte mich, noch ehe ich Euer Haus betrat, hierher in den Garten.“

Elsabe Niehusen nickte bestätigend:

„Ja, ich wußte, daß Ihr kämet.“

Das klang abermals wunderbar, gleich ihrer vorherigen Behauptung, ihn zu kennen. Der junge Dichter versetzte lächelnd:

„Wer hätte Kenntniß davon hier haben sollen, da ich selber bis vor Kurzem es nicht gewußt. Ihr nißt mich mit einem Andern in Vertauschung bringen, Jungfrau; sprecht, welchen Namen Ihr mir beilegt, daraus wird die Täuschung sich erhellen.“

„Den weiß ich nicht, Ihr habt ihn mir nicht gesprochen.“

„Und doch wußtet Ihr von meiner Ankunft?“

„Das sagtet Ihr mir ja. Ihr kämet wieder.“

Ein Schreck befiel den Hörer. Stimmte mit diesem beseligendem Bilde die Seele nicht überein. sondern litt unter einer Trübung, die den Mund irre Rede führen ließ? Zögernd erwiderte Fleming:

„Wenn ich, wie Ihr sprecht, verheißen, wieder zu kommen, so müßte ich freilich bereits zuvor hier gewesen sein. Doch mir ist's nicht im Gedächtnis? verblieben, zu welcher Zeit.“

„Lasset mich denken, wann wars's?“

Die Antwortende legte nachsinnlich ihre feine Hand über die Augen, doch drunterher blieben diese auf ihn verwandt. So sprach sie weiter:

„Noch nicht zwei Wochen sind's, und an einem Sonntag muß es gewesen sein vor dem letzten, denn die Kirchenglocken gingen. Auch so sonnig war's, wie heut', und gegen den Abend, und ich saß dort auf der Bank, wie soeben. Einen rothwangigen Apfel hatte ich noch im Garten gefunden, den gedachte ich zu essen; da tratet Ihr herzu, drüben um den Rosenbusch her, und batet, ich solle mit Euch theilen. Und als ich den Apfel mit dem Messer in zwei Hälften zerschnitt, hobt Ihr die Hand danach, aber Ihr nähmet nicht eine derselben, sondern —“

Die Rede des Mädchens stockte. Der junge Dichter wußte nicht, ob er wache oder träume, so wundersam klang in dem stillen Sonnenwinkel des Gartens die Stimme, die ihm ein Märchen von Dem, was er selbst gethan haben sollte, berichtete. Und da die Sprechende innehielt, ergänzte er, ohne dran zu gedenken, daß Alles nur aus einer Wahneinbildung in ihr entstamme:

„Sondern, ich nahm Euch wohl beide Hälften statt einer, Jungfrau?“
Sie schüttelte den Kopf, so daß er die Frage nachfügte:

„Oder that ich Euch gar eine Kränkung durch Unart an, wie eben, da ich sonder Begrüßung vor Euch hintrat?“

„Nein, Ihr kränktet mich nicht. Aber Ihr thatet etwas, ich kann's nicht sagen. Dann spracht Ihr, daß Ihr zurück kämet, und wäret verschwunden. Und nun seid Ihr wieder hier.“

Ein leichtes Zucken ging durch die Wimpern Elsabes, sie glitt sich nochmals flüchtig mit der Hand über die Stirn und setzte jetzt rascher hinzu:

„Verzeihet mir, ich habe Euch Thörichtes geredet. Mir kommt's nun, daß ich an jenem Tage auf der Bank die Augen vor Müdigkeit ein Weilchen zugeschlossen gehabt, und da mag es mir wohl in einem Traum so erschienen sein, als stündet Ihr neben mir.“

Auch Fleming war gemach schon der gleiche Gedanke, ihr unverständenes Sprechen ihm mit einer Erhellung überfließend, aufgestiegen. Aber beinahe noch märchenhaft unbegreiflicher ward es dadurch, und ihm entflohen nun von den Lippen:

„Solcher Art träumtet Ihr hier, Jungfrau, am Sonntage vor dem letzten, um die Nachmittagszeit, in der die Sonne hinschwand?“

„Ja, ich entsinne mich jetzt wohl; es war dunkel um mich geworden, als ich die Augen emfthat.“

Mit einem sonderbaren Schauern überlief es den jungen Dichter. Das war zu der nämlichen Stunde gewesen, in welcher der Sonnenrückglanz ihm zum erstenmal im Stnbenwinkel bei Olearius das kleine Pastellbild gezeigt, und in jener Stunde hatte er dasselbe herabgenommen und sich an's Fenster gesetzt, es unverwandt anschauend, bis Dämmerung und Dunkel darüber gefallen. Da war seltsam zu^ gleichen Zeit hier im Traum zu Elsabe Niehusen Jemand herangetreten, der ihm an Aussehen geglichen haben mußte.

Paul Fleming mußte alle Kraft seiner Vernunft zusammenschließen, sich auf die Wirklichkeit zu besinnen, daß er dennoch zum erstenmal als ein Fremder vor dem Mädchen hier stehe, und danach zu handeln. Er suchte umher, ein Wort zu finden, welches dem entspreche, sein Blick ging aus den Steintisch vor der Bank nieder und er sagte:

„Euer Traum hat dennoch etwas belassen, Jungfrau, das mich aus Knabenzeit mit köstlicher Erinnerung anmüthet. In ihm wäret Ihr gewillt mich mit der Hälfte dieses Apfels zu bedenken, doch ich verließ Euch thöricht zu rasch, ehe ich Eure Gabe empfangen. Seid Ihr wachen Sinnes noch gleicher Weise zum Theilen mit mir bereit, so lasset diese Frucht Eures Gartens das Erste sein, das ich als Gast in Eurer Heimat genieße.“

Es ließ kaum Zweifel, daß Elsabe heut' im Gedächtniß an ihren Traum den Apfel gesucht und auf den Tisch gelegt. Sie nahm denselben jetzt und entgegnete, ihn mit dem Silbermesser in zwei Hälften zertheilend:

„Das klingt wohl, wie Ihr geredet, als ein Knabenverlangen, aber es bedünkt mich hübscher, als wenn Ihr zuerst andere Nahrung unter unserm Dache berührtet. Ihr sagtet, Erinnerung komme daraus über Euch; wo ist Eure Heimat, deren Ihr dabei gedenkt?“

Ein Lächeln umglitt den Mund des Befragten.

„Ich gedachte ihrer heut' auf dem Schiff und sprach sie in der Ferne an:

Ach, daß ich mich einmal doch wieder sollt' erfrischen
An deiner reichen Lust, du edler Mnldefluß,
Da du so sanfte gehst in bergtchten Gebüschchen,
Da, wo mein Hartenstein mir bot den ersten Kuß —“

Das Mädchen hielt den Blick groß fragend auf den Sprechenden gerichtet, und nun fragten auch ihre Lippen: „Seid Ihr ein Dichter?“

Doch ohne seine Erwiderung zu erharren, fügte sie gleich drein: „Heißet Hartenstein Euer Heimatsort? Da seid Ihr Herr Paul Fleming, der zu Leipzig mit dem Lorbeer des Kaisers gekrönt worden. Warum sagtet Ihr mir das nicht im Traum?“

„Ihr müßt mich wohl nicht drum befragt haben, Jungfrau, sonst Hüt' ich es Euch bejahet.“

So aller Tagesgewohnheit fremd war's, wie sie zusammen redeten, die Wirklichkeit mit dem Traum ineinander mischend. Ein glückseliger Herzschlag durchpochte die Brust des jungen Dichters, daß er Elsabe Niehusen

auch von Geist und Gedanken kein Fremder sei; aller Ruhm vor der Welt erschien ihm gleichgültig-nichtig gegen das eine Wort, mit dein sie es ihm bekundet. Nun sprach sie: „So nehmet, Herr Fleming, wonach Ihr Begehr tragt," und sie bot ihm die Hälfte des durchtheilten Apfels entgegen. Er mußte sich gewaltsam beherrschen, daß er nicht ihre Hand anstatt der Frucht erfaßte; hastig nahm er jetzt die letztere, und um zu bergen, was in ihm aufwogte, biß er, wie mit dem Eifer eines Kindes, in den Apfel hinein. Dazu sprach er:

„Ihr sehet, ich würdige Eure Gabe gleich einem Knaben; wollet Ihr nicht dasselbe thun? Denn in Eurem Traume heget Ihr doch solche Absicht."

Doch Elsabe faßte nur ein herausgehüpftes braunes Kernchen zwischen den Fingerspitzen.

„Man soll warten, wenn so Weniges auf dem Tische vorhanden ist, bis der Gast sich befriedigt hat. Das genügt für mich, daß ich damit an Eurem Mahl theilnehme."

Ihre Hand führte den Kern an die Lippen, aber plötzlich ergriff Paul Fleming dieselbe zurückhaltend mit der seinigen. „Nein, Ihr dürft nicht!"

Sie blickte ihn unbeweglich, doch eigen an, daß er über sein vorschnelles Handeln erschreckend, nachfügte: „Wolltet Ihr das etwa auch im Traume thun und erzürnte ich Euch damit, daß ineine Hand Euch in gleicher Weise davon abhielt?"

Er hatte ihre Hand losgelassen, sie wiegte verneinend den Kopf leise hin und her und gab Antwort: „Ich sprach Euch ja, daß Ihr mir nichts Uebles angethan. Aber warum hieltet Ihr mir jetzt den Arm?"

„Weil — mir kam's in denn Sinn, daß die liebliche Tochter der Demeter, Persephone durch einen Apfelkern der Unterwelt verfallen gewesen —"

„Und Ihr vergönnt mir nicht, als Königin unter den Schatten zu herrschen? Ich hege zwar auch solchen Wunsch noch nicht, aber mir ist nicht Einbildungskraft eines Dichters zugefallen, und ich fürchte mich nicht, ihn zu essen."

Lachend that Elsabe Niehusen nach ihrer Rede, drückte ihre schimmernden Zähne auf das braune Kernchen, und dies schwand aus ihnen fort. Doch im selben Augenblick schwand auch das goldene Lichtspiel, das bisher ihr Gesicht Überflossen. Ein rasch vom Wind heraufgetriebenes Gewölk war vor die Sonne getreten, und ein bleichender Schatten siel auf des Madchens Antlitz. Daraus faßte es den vor ihr Stehenden mit einer plötzlich ihm unheimlich aufkehrenden Erinnerung an; so auch grad' mar an jenein Abend in Olearius' Zimmer jählings das Goldgeringel auf dem kleinen Bildniß erloschen, als ob Nacht und Tod die Hand danach gestreckt hätten. Elsabe hatte nicht unrichtig von der Einbildungskraft eines Dichters gesprochen, und eisig griff es Paul Fleming in's Herz mit einer Gewißheit, das höchste Glück, das ihn in dieser Stunde umschwebt, sei auch nur ein kurzer Traum und ihm keine Wirklichkeit desselben vom Leben vorbestimmt. Eine Frühlingsblüthe umwebte ihn mit ihrem Glanz und Duft, allzuhold, als daß sie nicht mit dem Lenz hinschwinden müsse. Vor dem Blick des Arztes mochte Elsabe Niehusen in blühender Gesundheit erscheinen, doch der Dichter fühlte im Tiefsten durchschauert, kalt strecke der Tod seine trennende Hand zwischen sie und ihn. Und unmächtig, ihr zu erwiedern, stand er.

Da tönte die Stimme Heinrich Niehusens hinter ihm: „Seid uns verloren gegangen, Herr Fleming, daß ich schon einen Finderlohn für Euch aussetzen gewollt. Es scheint, meiner Tochter märe derselbe zugefallen, und sie hat wohl gehandelt. Euch vorerst hierher zu führen, wo die Augen eines Dichters bessere Ergötzung genießen, als sein Ohr an der politischen Wißbegierde des Herrn Olearius gefunden haben möchte. Aber nun will die Sonne für heut' dem Herbste auf der Erde Ade sagen, so kommet, daß ich Euch hochwillkommen in die Gaststube bringe, die Euch gerichtet ist."

Sie gingen in's Haus, und bald vereinigte ein großer, schön und behaglich eingerichteter Wohnraum die Gäste mit dem Wirth und dessen Zugehörigen. Adam Olearius begrüßte Elsabe freundlich mit den Worten: „Wisset Ihr noch, daß ich Euch als Mägdlein auf den Knien geschaukelt? Ihr seid um Manches größer geworden seitdem, doch ich hätte Euch nach dem Conterfei, das Euer Vater mir übersandt, wie ich glaube, wieder erkannt, denn es bedünkt mich wohl ähnlich zu sein." Weiter indeß redete der gelehrte Gesandtschaftssecretär nichts mehr mit dem Mädchen. Er zählte zwar selbst erst dreiunddreißig Jahre, aber er hatte während des kurzen Aufenthaltes zu Neval wichtigere Dinge in Erfahrung zu bringen, als der Mund eines Frauenzimmers ihm zu berichten vermochte.

Auch Paul Fleming jedoch vermied es jetzt, mit Elsabe zu reden, wie seine Augen Scheu trugen, sich nach ihr hinzuwenden. Daß er ihr Bildniß schon in Kiel bei seinem Freunde gesehen, sprach er nicht; keinen seiner Herzschläge verließ das todesbange Gefühl, das ihn überkommen, als im Garten der plötzliche Schatten ans das Antlitz gefallen, zwischen dessen Lippen im selben Augenblick der Apfelkern verschwunden. Um nicht stumm zu sitzen, redete er mit der Mutter des Mädchens, einer Frau von noch schönen, still-freundlichen Gesichtszügen, indeß schon so vorgerückten Alters, daß es fast Wunder nahm, eine erst siebzehnjährige Tochter an ihrer Seite zu sehen. Doch war diese nicht allein gewesen, Frau Niehusen hatte schon in den ersten Jahren ihrer Ehe zwei andere Töchter besessen, die beide im blühendsten Mädchenalter von Krankheit fortgerafft worden, und erst nach dem Tode derselben war Elsabe als Spätling zur Welt gekommen. Das faßte den jungen Dichter seltsam-schmermuthsvoll an, daß er sich nicht enthalten konnte, doch zu dem Mädchen gewendet, zu sprechen: „So seid Ihr gleich der Rose, Jungfrau, neben der ich Euch im Garten antraf, und die auch ihre Schwestern nicht gekannt, welche schon in frühen Sommertagen dahingegangen." Aber aus der Erzählung der Mutter kam nun auch dem Arzt in Fleming eine Bestätigung dessen, was er zuvor nur von schreckvoller Ahnung durchbang empfunden. Elsabe Niehufen trug den gleichen Todeskeim ihrer früh verstorbenen Schwestern in sich, und wenn sie in kurzer Zeit das Sterbealter derselben erreichen werde, so halte die Schattenhand sich bereit, sich auch nach ihrem scheinbar so blühenden Leben auszustrecken.

Dann saßen sie bei der Abendmahlzeit, und nach dieser mußten die Herren sich von den Frauen trennen, weil sie zu einer allgemeinen festlichen Zusammenkunft in der deutschen Trinkstube der Stadt erwartet wurden. Hier klang zum Becherschall mancher Spruch auf den glücklichen Erfolg der Gesandtschaft, darin sich auch heimlich wohl ein Wort der Hoffnung einflocht, daß aus der kühnen Gedankenaussaat des deutschen Fürsten noch ein anderes Wachstum aufgedeihe, durch welches Reval wieder zum Reich zurückgebracht werde. Es ward spät, ehe die Theilnehmer der landsmännischen Vereinigung ihre Schlafstätten aufsuchen konnten, und mit dem Tagbeginn sollte der Aufbruch zur Weiterreise gen Moskau stattfinden. Olearius und Fleming hatten sich deswegen schon am Abend von den Frauen im Hause ihres Gastfreundes verabschiedet.

Doch wie die Diener die Pferde der zum Fortritt Gerüsteten draußen vorführten, zeigte sich, daß Elsabe Niehusen dennoch bereits seit geraumer Weile erwacht sein und sich alsbald aus der Ruhe erhoben haben mußte, denn durch die Rückthür des Flurs tretend, kam sie schon aus dem Garten zurück, und ihre Hand hielt die letzte Rose aus demselben vom Strauche gebrochen. Damit schritt sie gegen Paul Fleming hinan und sagte:

„Ihr sprächet, sie sei einsam und habe nicht Schwestern mehr, so nehmet sie und lasset sie Euch in das fremde Land geleiten. Denn mich däucht, auf Euch hat sie geharret mit ihrem späten Erblühen, und es war ihr vorbestimmt, daß nicht der Frühling, vielmehr der Herbst Euch hierherführen, sie vor zwecklosem Hinschwinden in der Verlassenheit des Gartens zu bewahren."

Sie bot ihm die halbaufgeschlossene Rose entgegen, und er verstand es wohl, sie selber war's, die sich ihm damit hingeeben. Was er nicht gesprochen, hatte sie in einem Gleichniß von den Lippen gebracht; es mußte geschehen, bevor sie von einander gingen, daß einer von ihnen den gleichen Schlag im Herzen Beider kundgebe. Denn jeder fühlte und mußte ihn bei dem Andern, wie in sich selbst, nicht seit gestern erst, als sie sich zum ersten Mal mit leiblichen Augen gesehen. Schon zuvor hatte ein geheimnißvolles Band sie aus der Ferne zusammengemoben und hielt sie unlöslich umwunden; es war eine Schicksalsbestimmung, die sie erfüllten. Und der junge Dichter empfand im Innersten, da ihm das bange Zagen den Mund verschlossen gehalten, hatte sie das Schweigen brechen, ihm sagen gemußt, daß sie sein eigen gewesen, wenn er sie bei der Rückkunft hierher nicht mehr fand. Bielleicht fühlte sie selbst schon die leisen Schwingen des Todes über ihrem Scheitel Heranrauschen; so that sie das Gleiche, was Agnete Burenäus gethan, aber es glich sich nur, wie die Nacht damals mit dunstender Lampe in der engen Stube dem goldenen Frühlicht des Himmels, mit dem die Sonne hier dem neuen Tage ihren Gruß voraufsandte. Aus dem, was Elsabe Niehusen gesprochen, klang kein Ton, kein Anhauch unweiblichen Thuns; kein Gedanke berührte daran, daß eine Jungfrau sich einen? Manne zu eigen gab. Ein Verkünden der von Beiden erkannten Untrennbarkeit ihres Lebens in der Abschiedsstunde nur war's, und die Augen des Mädchens hafteten dabei in den seinigen gleich zwei Demanten, lichterhell und rein, wie die Thauperle, die von der Nacht in den Blätterschoosz der Rose gebettet, noch aus dieser die Klarheit des Himmels zurückspiegelte.

Mit leicht zitternder Hand nahm Paul Fleming die Blume, leise erwiedernd: „Ich danke Euch, Jungfrau; der Duft dieser Rose wird mich geleiten, wo immer ich verweilen mag, und zu jeglicher Stund'. Möge der Himmel sie unvergänglich so erhalten, wie ich sie treulich bis zu meiner Rückkunft hierher behüten werde."

Ein Beben seiner kippen ließ ihn nicht weiter reden, er grüßte noch einmal mit stummem Blick in die Augen des Mädchens, dann riß er sich los. Neben Olearius ritt er die hochumgiebelte Straße zum Sammelplatz der Gesandtschaft entlang, an der Biegung sich noch einmal wendend und nach dem zurückschauend, was ihm das Theuerste, der Herrlichkeitsinhalt seines Lebens geworden. Als ein lichtblauer Schimmer noch winkte es ihm vor der Thür — zum letzten Mal — er wußte, daß er Elsabe Niehusen nicht unter den Lebenden wieder vorfinde.

Als aber unter der Ringmauer Revals dahin der deutsche Neiterzug sich gen Süden fortmandte, um über Dorpat in's Moökowiterland zu gelangen, sprach der junge Dichter, sich vereinzelt als Letzter zurückhaltend, aus zugleich selig und todesbang durchzitterter Brust vor sich in die leuchtende Morgensonne hinaus:

„Ist mein Glücke gleich gesonnen,
Mich zu führen weit von Dir,
O Du Sonne meiner Wonnen,
So verbleibst Du doch in mir:
Du in mir und ich in Dir
Sind beisammen für und für.

Lebe, meines Lebens Leben,
Stirb' nicht, meines Todes Tod,
Dafz wir uns uns wiedergeben,
Abgethan von aller Roth!
Sei begrüßt, bald Trost, bald Qual,
Tausend, tausend, tausendmal!"

In umfangreich-ausführlichstem, vortrefflichem Werke „Moskowitzische und Persianische Reisebeschreibung" hat Adam Olearius uns eine genaue Darstellung sowohl der ersten Gesandtschaftsfahrt nach Moskau als der darauf folgenden zweiten nach Jspahan hinterlassen. Es ist ein Buch, dem in seiner Art die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts kaum ein anderes an die Seite zu stellen vermag. Nichts von der fonstigen geziert-hochtrabenden, schwulstig-blumenreichen Rede- und Schreibweise der Zeit findet sich darin. Mit vieler Gelehrsamkeit und unterwegs angesammelter Kenntnis) giebt der Verfasser doch in natürlicher Svracke einfach und kräftig wahrheitsgetreuen und dankesmerthesten Bericht über den Verlauf beider Reisen und die Zustände der in jener Geschichtsperiode aus glaubwürdigen anderen Quellen wenig oder fast gar nicht bekannten fernen Länder des Ostens. Seine Auffassung ist überall so sicher eindringend, wie seine Schilderung anschaulich; er stellt uns ein Bild Nußlands und Persiens vor Augen, welches bezeugt, daß sein Urheber ein Mann von ungewöhnlicher Schärfe der Sehkraft und hoher geistiger Bedeutung gewesen. Doch nicht nur das Wichtige und Fremde, was ihm begegnet, sondern auch die kleinen täglichen Erlebnisse der Gesandtschaft spiegeln sich in seiner Niederschrift wieder. Zweifellos bildete er die eigentliche Seele derselben und der fürstliche Rath Otto Brüggemann nur ihr nach außen, an den Höfen die Vrtretung führendes Oberhaupt; wir ersehen, daß Olearius nicht selten starrsinnigen Mißgriffen und Anmaßungen desselben, der dein Vertrauen des Herzogs schlimme Enttäuschungen bereiten sollte, mannhaft Widerstand entgegensetzte, sogar in Jsrahan sich selbst, wie auch Fleming, mehrfach vor Gewaltthätigkeiten von Seiten Brüggemanns schützen mußte. Durch seine umfassenden Sprach- und Sachkenntnisse war er allein befähigt, die gewichtigsten Geschäftsverhandlungen zu leiten; seine außerordentliche Arbeitskraft ließ ihn kaum Glaubliches nach mannigfachen Richtungen bewältigen, und nicht ohne vollsten Grund legte die „Fruchtbringende Gesellschaft" zu Weimar, als sie ihn später in ihren „Palmenorden" aufnahm, ihm den Namen „Der Vielbemühte" bei. Wenn aber die erklärte Absicht jener literarischen Vereinigung sich auf den Zweck richtete, „die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stand ohne Einmischung fremder Worte auf's Möglichste und Thunlichste zu erhalten und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Dichten zu beflleißigen" — so verdiente sicherlich Niemand zu jener Zeit bessere Aufnahme in solche, zu allen Zeiten für deutsche Lande wünschbare und nothwendige Gesellschaft, als Adam Olearius.

Aus seineni großen Reisewerke erfahren wir jedoch gleichfalls viel Eingehendes über das Leben und Handeln feines Freundes Paul Fleming; daß dieser oftmals sich durch seine Tüchtigkeit als Arzt unentbehrlich erwiesen und sich im höchsten Maße die allgemeine Achtung und Liebe der weitaus meisten, nicht zu Brüggemann haltenden Gesandtschaftsmitglieder gewonnen. Andererseits hat der Tagebuchbericht des späteren Reisebeschreibers der Nachwelt eine nicht unerhebliche Anzahl der besten Gedichte Flemings erhalten, welche voraussichtlich ohne diese Aufzeichnung nicht auf uns gekommen sein würden. Und auch das läßt die Niederschrift erkennen, daß der junge Dichter auf dem ersten Zug nach Moskau zumeist schweigsam und schwermüthigen Aussehens, wie selbst an einer schweren innerlichen Erkrankung leidend, dahingeritten ist. Nur den Grund dafür mußte Adam Olearius nicht in's Licht zu stellen, denn Fleming gab nicht Auskunft darüber; und daß ein weibliches Wesen den Anlaß für tiefe Gemüthsbedrückung eines Mannes zu bilden vermöge, konnte Dein nicht in den Gedanken gerathen, der eine besondere Würdigkeit der „Fruchtbringenden Gesellschaft" in ihrer grundsätzlichen Ausschließung aller, auch der höchstgeborenen „Frauenzimmer" aus dem Palmenorden gewahrte.

Es war eine weite, schwierige und beschwerliche Reise durch unwegsame und unwirthliche Gegenden bis nach Moskau, zumal da der Einbruch des Winters sich hinzugesellte und oft das Weitergelangen behinderte. So wurde es Frühling, ehe die Gesandtschaft in der Hauptstadt des Zaren Michael Feodorowicz eintraf, doch ohne ihn dort vorzufinden; und als er in sein Hoflager heimkehrte, hielt er die Boten seines holsteinischen Schwagers mit Beredung und aufgestellten Anforderungen zumck, bis der Winter abermals herannahte und sie aus Erfahrung selbst von der Heimkehr durch die schneebedeckten russischen Lande abstehen ließ. Dann als das Eis von neuer Frühlingssonne zu schmelzen anhub, sicherte der Zar den Gesandten für ihre Wiederkehr den erbetenen freien Durchzug und Unterstützung zur Weiterfortsetzung ihrer Reise nach Jsvahan zu, doch unter Bedingungen, welche die Einholung der Genehmigung des Herzogs nöthig machten, so daß sie, ohne den Zweck ihrer ersten Sendung recht erreicht zu haben, im April nicht besonders frohgemut!) den Rückweg nach

Esthland antraten.

Am wenigsten aber war Paul Fleming frohen Muthes, wie er es auch an keinem Tage zu Moskau gewesen. Wohl hatte manchmal die Hoffnung sich in ihn: aufzuringen, das stete Wehgefühl in seiner Brust mit lieblich flüsternder Stimme zu beschwichten versucht, und seine gepreßt in einem Buch mitgeführte Rose blickte ihn täglich an, als ob auch sie sich mühe, ihm tröstliche Verheißung zu sprechen. Ihre Blätter waren zwar verdorrt, doch sie hatten voll die rothe Farbe bewahrt, und wenn er sich über sie beugte, kam ihm noch immer wie am ersten Morgen ein süßer Duft aus ihnen entgegen. So gingen ihm die langen Tage im Wechsel des tödtlichen Bangens und traumhaft ihn umschwebender Hoffnung.

Aber als nun an einem Juninachmittage die Thürme von Neval sonnbeglänzt vor ihm in den Himmel stiegen, da sagten sie ihm schon aus der Ferne, daß alles Aufflackern eines Trostes in seinem Herzen nur ein trügerischer Schein gewesen sei. Er wußte, was ihn drüben erwartete, was seinem Leben bestimmt mar, E.'sabe Niehusen werde nicht sein Weib sein. Sich von dem Zuge trennend, ritt er nicht mit diesem zum deutschen Gildehause am Hafen hinab, sondern durch das nächste Stadthor der bekannten Straße zu. Da hielt er vor dem Niehusenschen Hause, das ihn lautlos, stumm und geisterhaft ansah; kein Gesicht blickte aus den Fenstern, kein Diener kam, dem absteigenden Reiter behülflich zu sein. Er schlang den Zügel seines Pferdes draußen fest und trat auf den Flur; ein ihm nur zu wohl bekannter Genich von ärztlichen Heilmitteln füllte die Luft des Raumes, doch auch hier war Alles leer und leblos. Nur von der Treppe her ward jetzt eine Magd sichtbar, die der Ankömmling kurz ansprach: „Ist sie todt?“ Die Befragte hob vermeinte Augen gegen ihn und erwiderte: „Noch nicht, Herr; aber der Arzt sagt, eh' es Abend wird!“

„So sehe ich sie noch lebend.“ Fleming sprach es vor sich hin und hieß die Magd, ihn in die Krankenstube zu führen. Er hatte nicht gefragt, wer im Sterben liege, sein Herz ließ ihn nicht daran zweifeln, und er hatte es zuvor gewußt. Daß ihr letzter Athemzug noch nicht vorübergegangen, war ihm fast noch wie ein unerhofftes Glück.

Er trat in ein großgeräumiges, für den von außen Hereinkommenden zuerst fast zwielichtdunkel erscheinendes Gemach; die Fenster waren dicht verhängt, doch die schräge Sonne stand drauf und erfüllte den Raum durch die Vorhänge mit einer wie von Goldfäden leicht durchwirkten Dämmerung.

Nord und Süd, XI.VII., I«. 12

Auf einer reich mit altem Schnitzmerk geschmückten Bettstatt lag geschlossenen Auges Elsabe Niehusen; ihr braunes Haar überfloß das Kissen wie mit dunklen Wellen, ihr Antlitz war den Linnen um sie gleich und ebenso die reglos hingestreckte schöne Hand. Am Bett befanden sich die Eltern und der Arzt, man sah, sie harrten auf das Ende. Die Mutter kniete, ihren Kopf gegen die Lade drückend, der Vater wandte den seinigen bei dem Aufklang der Schritte Paul Flemings. Sein Gesicht sprach keine Befremdung über das Hereintreten desselben; wo der Tod wartend stand, hatte jede Förmlichkeit des Lebens geendet.

So reichte Heinrich Niehusen Fleming die Hand entgegen und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Ihr trefft uns in schwerer Stunde wieder; als Ihr fortzogt, war bessere. Schon zweimal haben wir so am Bette unserer.Ander gestanden und des Letzten geharrt, nun werden wir einsam sein in unserem Alter. Aber seid mir dennoch willkommen; in der Irre ihres hitzigen Fiebers hat sie in den letzten Tageil zum öfteren Euren Namen gerufen und laut gesprochen, als ob sie mit Euch rede. Daran gemahnt mich Euer Anblick, daß es mir ist, als gehörtet Ihr zu uns und seiet vom Himmel in dieser Stunde gesendet, mit uns ihres Hinscheidens gewärtig zu sein.“

Seine Stimme war leis erklungen, doch das Ohr der Mutter hatte sie dennoch vernommen; Frau Niehusen wendete ihren Kopf, nahm Paul Fleming gewahr, und mit einer plötzlichen Bewegung sich aufrichtend, stieß sie aus: „Jhr? O, Ihr seid auch ein Arzt — helft uns!“

Der anwesende Arzt indeß schüttelte den Kopf und versetzte gedämpft: „Hier vermag Menschenhthlfe und die unserer Wissenschaft nichts mehr. Es ist bereits der Schlaf des Todes, der sie befallen, sie wird nicht daraus erwachen, noch ein Zeichen des Lebens mehr regen.“

Es blieb einige Augenblicke nach den Worten so lautlos still in der Stube, daß man die leisen, schnellen Athemzüge der Kranken vernahm. Da sagte plötzlich Elsabe Niehusen mit fiebernd helltöniger, doch laut verständlicher Stimme: „Nun ist es gut — nun ist mein Herzliebster gekommen.“ Und mit festgeschlossenen Lidern, wie zuvor, wendete sie tiefaufathmend das Gesicht auf die Seite, als lege sie sich zu ruhigein erquickenden! Schlaf.

Reglos horchten alle; ihre Brust hob sich gleichmäßiger fort, das war noch nicht der letzte Schlaf, der nicht mehr erwachen läßt. Das Leben in ihr, das schon erloschen geschienen, begann sich noch wieder, als sei ihm ein Beistand gekommen, gegen den Tod zu wehren. Ab und zu bewegte sie in ihrer Bewußtlosigkeit ganz leise die Hand, wie wenn sie etwas Unsichtbares von sich abzudrängen suche. So blieb es länger als eine Stunde, das erwartete Aufhören des Athems trat nicht ein. Der gelehrte Arzt murmelte etwas von „absonderlicher Krisis" und einer „vis Vitalis ^uvonwtis, noii opinious prae«eM"; er kannte Paul Fleming von dem ersten Aufenthalt desselben in Reval als Collegen und stellte halblaute wissenschaftliche Vermuthungen gegen ihn auf. Dann kam ein Augenblick, in dem seine Vorhersage, daß die Kranke den Tag nicht überleben könne, sich nicht bewahrheitete. Mit unheimlichem Schauer überrann es alle, wie die Sonne, hinter ein hohes Dach im Westen tretend, fast jäh das Goldlicht in der Stube hinsterven ließ. Doch statt mit diesem auszulöschen, richtete Elsabe ein wenig die Stirn in die Höh', schlug die Augen auf und sprach: „Warum ist es so dunkel? Weine nicht, Mutter— ich war todt — aber ich sterbe nicht. Nur die Sonne soll auch nicht sterben — sie ist so schön.“ Es klang irr durcheinander, allein doch mit einem Ton, der die leise ermachte Flamme der Hoffnung noch mit einem mehrenden Anhauch traf; das letzte, halb unverständlich ihr von den Lippen Gekommene gab zu muthmaßen, daß sie sich nach Licht sehne, und Flemings Hand entfernte eilig den Vorhang am Fenster. Eine schöne, weiche Abendröthe siel nun herein auf das farblos weiße Gesicht und in die groß aus bläulich umschatteten Hohlaugen hervor schauenden Augen des Mädchens. Sie sprach nichts mehr und gewährte Paul Fleming nicht, sondern sie tauchte dicht an ihm vorüber den Blick in das rothe Geleucht des Himmelsrandes, und kaum merkbar war's, als suche ein stilles Lächeln ihr sich um die Lippen zu legen. Doch dann fielen ihre Lider kraftlos wieder zu, und mit einem Seufzer sank der Kopf auf's Kissen zurück. Ihr Geist war nicht zur Besinnung gelangt; es hatte den Eindruck gemacht, nur ihre Seele habe sich mit einem kurzen Flügelschlag in die Weite gehoben. Der alte Arzt aber sprach: „Möge meine Wissenschaft nnd Erfahrung mich getäuscht haben, Herr Niehufen, wie nunmehr fast die Hoffnung sich mir aufgestalten will. Ich glaube, daß ich für heute mich an andere Lagerstätten von hinnen begeben darf, wo die ärztliche Hülfe zur Stunde dringlicher benöthigt wird, denn ich vermthe, daß mein junger Herr Collega sich wiederum Eurer Gastfreundschaft erfreuen mag und Ihr Euch seiner Obsorge, wo die Krankheit sie erheischte, versichert halten dürft.“

Dem stimmten die Eltern, sowie Fleming selbstverständlich auf's Bereiteste zu; es war den ersteren, als habe schon der Eintritt des jungen Arztes in's Zimmer die hoffnungsvolle Wendung in der Krankheit ihrer Tochter herbeigeführt, und sie faßten bittend nach seinen Händen, ihn zum Bleiben zu bewegen. Er wagte noch kaum einen Schimmer möglicher Besserung zu gewahren, es stand zu fest in seiner Ueberzeugung gewurzelt, daß er die Geliebte verlieren müsse; doch er ließ sich von dem Arzte eingehendsten Bericht über den Ursprung und Verlauf der schweren Erkrankung erstatten, dann setzte er sich, die Augen nicht von dein Antlitz Elsabes verwendend, an das Bett zurück. Ihr Schlaf war wieder ein oft von verworrenen Reden unterbrochener geworden, in Zwischenräumen faßte er ihre heiße Hand, nach der fieberschnellen Blutwelle des Pulöschlages zu fühlen. Hierbei nahm er gewahr, daß es daraus allemal wie mit einer Beschmichtung ihrer inneren Unruhe über sie kam und diese erst wieder anhub, wenn seine Hand sich von der ihrigen zurückzog. So behielt er nach dieser Erkenntniß dieselbe unausgesetzt in der seinigen, und die Stunden des Abends schritten über seine Krankenwacht hin. Frau Niehusen wollte ihm einen Imbiß bringen lassen, doch obwohl er auch am Mittag heut' keine Mahlzeit eingenommen hatte, lehnte er ihre Fürsorge dankend ab. Er hätte keine Speise zu berühren vermocht, sein Körper war nicht für ihn vorhanden, nur rastloses Umherdenken seines heilkundigen Wissens mischte sich mit dem bebenden Schlag seines Herzens.

Einmal allein verließ er für wenig Minuten das Bett. Olearius hatte ihn vergeblich in der Stadt gesucht und kam nun, um hier Nachfrage nach ihm zu halten. Es war bereits auf der Reise festgesetzt worden, daß eine Anzahl von Mitgliedern der Gesandtschaft die für sie unnöthige Seefahrt nach Kiel nicht mit antreten, sondern die Rückkehr der dem Herzog Bericht-Ueberbringenden zu Reval erwarten solle. Paul Feming erklärte jetzt kurz, daß seine ärztliche Pflicht ihm auferlege, sich den in der Stadt Zurückbleibenden anzuschließen, und wenn es sich auch nur um den gefährlichen Krankheitsfall eines Mädchens handelte, so betrachtete Adam Olearius ein solches doch insoweit der Menschheit zugehörig, als der Heilkunde allerdings oblag, auch die Lebenserhaltung eines Frauenzimmers zu« Gegenstände ihrer wissenschaftlichen Bemühungen zu machen. So nahm er, da das Schiff gleich am nächsten Morgen unter Segel gehen sollte, für den Verlauf einiger Monate mit eilfertigen besten Wünschen von Herrn Niehusen und Fleniing Abschied, und der Letztere begab sich rasch an das Bett der Kranken zurück, um dasselbe bis zum Morgenanbruch sür keinen Augenblick zu verlassen.

Und lange noch blieb er so ohn' Unterlaß an die Stube gebannt, denn ungewiß schwankend verliefen die Tage. Oft nahm die nachfolgende Stunde wieder die tröstliche Aussicht, die von der voraufgehenden gebracht worden; das bleiche Gespenst, das man aufathmend verscheucht gewähnt, schlich sich unvermerkt durch die Thür zurück und stand plötzlich wieder, schweigsam aufgereckt, wie wartend zu Höupten der Kranken. Diese lag fortwährend ohne Bewußtsein, erkannte, auch wenn sie einmal kurz die Augen aufthat, Niemand von den rastlos um sie Bemühten; es blieb auch erfolglos, daß ihre Eltern sie baten, den ihr verordneten Heiltrank zu sich zu nehmen, denn sie kam durch keine Regung der Aufforderung nach. Nur wenn Fleming sanft zu ihr sprach: „Trinket, damit Ihr gesunden mögt!“ öffnete sie sogleich die blossen Lippen und nahm die Arznei wie mit ängstlicher Hast. So durfte er, dessen Stimme allein Macht über sie übte, nicht länger als für kürzeste Frist von ihrer Seite weichen', zur Nacht streckte er sich nur auf eine Nuhbank im gleichen Raum, um jederzeit im nächsten Augenblick für eine Hülfeleiftung bereit zu sein, und wenn Ermattung ihm flüchtig die Lider zum Schlaf zuschloß, mar dieser so leichter Art, daß die leiseste Regung von der Bettstatt her ihn verscheuchte. Inmitten einer Nacht einmal geschah's so, die Müdigkeit hatte ihn wohl etwas tiefer überwältigt, und ihm lag's im Ohr, ein Ruf habe ihn zuin Erwachen gebracht. Doch wie er hastig an das Lager Elsabes trat, regte diese sich nicht; nur als er zum Prüfen des Pulschlages nun ihre Hand faßte, bewegten die Finger derselben sich auseinander, tasteten suchend vor und flochten sich leise zwischen die seinigen hinein. Dazu kam ein unsagbar ruhvoller Athemzug von ihrer Brust her; der junge Arzt konnte' seine Stellung nicht verlassen, denn sobald er seine Hand nur kaum merklich rührte, zogen die schmalen Finger sich haltend um sie zusammen. Aber dabei fühlte er, daß die Hitze aus ihnen zu schwinden begann, mähdlich wurden sie kühl und kühler, nach Stunden erhob sich die frühe SommerMorgendämmerung, und wie sie spielend über das Antlitz der friedlich von Schlaf Umfangenen glitt, zeigte sie zum ersten Mal auf den Wangen eine ganz leise Färbung, nur einem Hauche gleich, doch wie erstes beginnendes Morgenroth eines neuen Lebeus. Und als wie ein Goldpfeil ein erster Sonnenstrahl draußen die Luft durchflog, öffnete Elsabe Niehusen weit die Augen und sah mit voller Besinnung dem vor ihr Sitzenden in's Gesicht. Nichts Staunendes sprach aus dem Blick, nur eine wundersame Freudigkeit, und als ob sie zu jeder Stunde Alles gemußt, was um sie und für sie von ihm geschehen, sagte sie leisklingend, doch sieberlosen Tones: „Nun müßt Ihr schlafen, auf daß Ihr nicht krank werdet, denn nur das wäre mein Tod.“

Die Thür ging auf und die unruhvoll in der Frühe von kurzer Nachtrast emporgeflogenen Eltem des Mädchens traten herein. Ein hoher leuchtender Glanz im Antlitz Paul Flemings sprach ihnen schon über die Schwelle entgegen, daß zum ersten Mal auch in ihm die Hoffnung sich eine freudige Wohnstatt'bereitete habe, und mit halb stammelnden Lippen sagte er: „Lasset uns dem Himmel danken, denn was eines Menschen Voraussicht fassen nuig, spricht zu dieser Stunde, Eure Tochter wiid leben.“

Das bewährte der Fortgang des Tages und immer mehr jeder, der ihm folgte; die toddrohende Kraft der Krankheit war gebrochen, langsam hatte die Genesung begonnen. Nur Schritt um Schritt gedieh sie vorwärts, es war ein weiter Weg vom Rande des offenen Grabes, an dem das Mädchen hingebettet gelegen, bis zur vollen Wiedererreichung der Gesundheit. Auf's Aengstlichste hielt der junge Arzt alle Vorschriften der Heilwissenschaft zur Verhütung eines Rückfalls im Auge; doch mehr als aus dieser leiblichen Umsorge, erschien's, durchfloß seine Gegenwart, die Zwiesprache mit ihm die Entkräftete mit neuer Lebensstärkung. Beide redeten indeß nie von den Worten, die ihre Lippen in der herbstlichen Abschiedsstunde gegeneinander ausgetauscht; Fleming erzählte der ausgestreckt vor ihm Ruhenden zumeist von seinen Erlebnissen und Wahrnehmungen im moskowitzischen Lande, und Elsabe hörte mit stillen. Ausdruck des Glückes zu. Wie ein schweigendes Einverständnis; zwischen ihnen war's, nicht an der wechselseitigen Erkenntniß ihrer Herzen, die sie sich bei jener Trennung bekundet, zu rühren; nur wenn er in seine Erzählungen eines der Gedichte einschaltete, die sich ihm zu Moskau aus zugleich seliger und bangender Brust aufgerungen, da blickten ihre Augen sich mit einem geheimen Grube entgegen. Und nur einmal fragte eines Tages die Genesende mit einem träumerischen Stimmenklang, nachdem sie eine Weile die Lider geschlossen gehalten: „Ist es schon Zeit, daß die Rose blüht?“ Er eilte in den Garten hinunter und suchte, doch der Sommer hielt späte Einkehr in Reval, und er vermochte nur eine kaum eben erst sich färbende Knospe zurückzubringen. Die nahm Elsabe und lächelte: „Im Herbst blühen sie schöner, düncht mich.“ Da sprang er wiederum auf, kehrte nach kurzer Frist mit einer gepreßten Rose und sprach: „Kennt Ihr sie? Ich habe sie behütet, wie der Himmel Euch, Ihr seht es an dem Roth, das ihre Blätter bewahrt, gleichwie es auf Eure Wangen zurückgekommen, Jungfrau. Nur die Thauverle, die im Kelche damals geleuchtet, ist draus geschwunden, denn sie ward zu tausend Thränen in meinen Augen.“ Stumm faßte Elsabe Niehusen die verdorrte Blmne, hob diese gegen ihr Gesicht und erwiderte: „Ja, sie hat Euch nach meinem Auftrag geleitet, denn sie trägt noch Duft in sich, wie zu der Stunde, da ich sie Euch gab.“

Die Lippen behielten eine gewisse Förmlichkeit der Rede zwischen ihnen inne, nur hin und wieder sprachen die Augen anders als der Mund. Dann kam ein Tag, an dem Fleming die Stube verlassen mußte, da das Mädchen sich stark genug fühlte, mit Hülfe der Mutter zum ersten Mal aus deni Bett aufzustehen und sich anzukleiden. Er war nicht mehr der Arzt, sondern fast wie ein Fremder jetzt aus dem jungfräulichen Gemach ausgeschlossen, harrte er ihres Kommens in der Wohnstube. Dann trat sie herein und hatte das blaue Gewand angelegt, in welchem er sie zuerst auf dem Bildniß und in der Wirklichkeit gesehen. Sie schien während ihrer Krankheit noch um Einiges gewachsen zu sein, so hoch und schlank stand sie vor ihm, und das Kleid deckte ihre schmalen Füße nicht mehr, daß die Mutter äußerte, sie könne dasselbe fürder nicht mehr tragen. Nun reichte sie Paul Fleming die Hand und sprach: „Habet Dank, denn ohne Euch hätte ich diesen Raum nicht wieder betreten.“ Aber die Füße trugen sie noch nicht länger, und sie mußte sich niederlassen und bat: „Nun erzählet mir hier von dein, was Ihr erlebt und gesehen, bis ich noch besser zu Kräften gelangt bin, als heut'.“

Dergestalt gingen eliche Wochen weiter fort, in denen die Wiederherstellung des Mädchens sichtlich von Tag zu Tage rascher vorschritt. Während dieser Zeit vernahm sie zum ersten Mal von Fleming, daß er schon zuvor in Kiel bei Olearius ihr Bildniß gewahrt und daß dieses allein ihm den Antrieb zur Theilnahme an der Botschaft nach Moskau verliehen habe, weil er von der Fahrt über Reval geführt worden. Dunkel trug Elsabe noch im Gedächtniß, wie auch sie in früher Kindheit über das große Wasser hierhergekommen und vordem eine Weile mit den Eltern in der Stadt Kiel gewohnt habe. Von derselben mußte sie jedoch nur Zweierlei mehr: daß sie einmal in einem an helllichem Tag wie nachtschwarzen Hause gewesen und drin auf dem Flur über etwas am Boden gefallen war; da hatte Herr Olearius eine Thür geöffnet, sie weinend aufgehoben und zur Tröstung auf seinen Knien hin und hergeschaukelt. Sodann erinnerte sie sich noch an ein ihr etwa gleichaltriges, blondhaariges Mädchen, das Agnete geheißen und mit dem sie zum öfteren auf einem Platz unter einem hohen Kirchturm gespielt. Sie befragte Fleming, ob er bei seinem Aufenthalt in Kiel etwa von einer nun erwachsenen Jungfrau dieses Namens vernommen, da sie noch ein freundliches Angedenken an dieselbe in sich trage und ihr gern einmal einen Gruß hinübersenden würde, doch sei der Geschlechtsname des Kindes ihr entfallen oder wohl nie bekannt gewesen. Das berührte den jungen Hörer seltsam und peinlich, ihm konnte kein Zweifel bleiben, daß sie von Agnete Burenäus geredet, mit der ihn das Leben gleichfalls, doch zu so häßlicher Enttäuschung verknüpft hatte. Aber davon konnte und wollte er nicht Bericht erstatten, und er leitete das

Gespräch auf die erste der Erinnerungen Elsabes zurück, wie sonderbar es sich gefügt, daß Adam Olearius sie einstmals als Kind offenbar in der nämlichen Stube auf den Knien gehalten, in welcher der Gast desselben um so Vieles später zuerst ihr Bildniß gefunden und betrachtet. Auf den Brettern war er gegangen, die auch ihr Fuß betreten gehabt; auf den Dingen umher, die er dort angeschaut, hatte auch ihr Blick verweilt. Sie alle hätten ihm von ihr zu reden vermocht, und dem Empfinden des jungen Dichters war's jetzt, als ob sie es auch wohl in ihrer stummen Sprache gethan. Ein geheimes Weben in jenem Raum hatte ihn mit der fremden Jungfrau im fernen Reval verknüpft, und so mar er, namenlos und unbekannt, zur selben Stunde auch im Traume zu ihr hingetreten. Beide fühlten's, es gab einen geheimnißvollen Willen des Lebens oder der Liebe, den der Verstand sich umsonst zu erklären versuchte.

Das Wort Liebe jedoch war noch niemals von ihren Lippen gekommen, einzig aus den Augen klang es unhörbar auf. Als sei es eine wundersame Herrlichkeit, das Wort nicht auszusprechen, saßen sie lange Stunden des Tages beisammen, über Bild und Traum und das von diesen beiden schon vor ihrer ersten Begegnung zwischen ihnen geschlungene Band miteinander redend, doch gleich Freunden oder Geschwistern, fast wie zwei große glückselige Kinder. Mit beglückten Augen sahen die Eltern des Mädchens stumm-erkennend auf die Unzertrennlicheil und das innige Verständniß zwischen den beiden munderbar von der Natur füreinander gebildeten, mit gleicher Schönheit des Leibes und des Gemüthes begabten Menschen; doch nie betraf ein Hinzukommender sie in vertraulicherer Haltung, als daß sie Hand in Hand redeten, wie Bruder und Schwester es wohl gleicherweise thun gekonnt. Einmal hatte Paul Fleming, da sie wiederum über den seltsamen Traum Elsabes im Garten gesprochen, sie befragt, was er denn damals gethan habe, als er nicht die ihm dargebotene Hälfte des Apfels aus ihrer Hand genommen; es müsse doch wohl Böses gewesen sein, weil sie sich geweigert, es ihm kundzugeben. Bei der Frage indeß schüttelte sie wieder wie in jener Stunde den Kopf und entgegnete: „Meine Lippen fühlen sich noch nicht sicher und stark genug in's Leben zurückgekommen, um es Euch sagen zu können.“ Doch ihr Mund war außer Stande, ein schelmisch-glückhaftes Lächeln bei der Antwort zu beherrschen und ihre Augensterne sprachen leuchtend.' „Fragt wieder danach zur rechten Stunde, da verschweige ich es nicht mehr.“

Eines Nachmittages aber kam Fleming zur gewohnten Zeit in die gemeinsame Stube und fand diese leer. Der Platz, den das Mädchen sonst stets, auf ihn harrend, einnahm, mar unbesetzt, doch ein Blättchen lag davor, drauf hatte ihre Hand geschrieben, sie suhle sich heute so gesund und stark, daß sie, ohne den Arzt drum zu befragen, ihrem Herzensverlangen nicht widerstanden habe, zum ersten Mal wieder in den Garten hinabzugehen. Mit einem geheimnißvoll-wundersamen Herzschlag durchbebte es plötzlich aus den wenigen Zeilen den Lesenden; hastig eilte auch fein Fuß die Treppe hinunter. Es war Juliinite geworden, und der nordische Himmel stand in seiner Hochzeit mit der Erde. Grünes Laub überwölbte alle Bäume und Gebüsche des großen Gartens, der Eilende schlug denselben Pfad ein, den er zum ersten Mal hier gegangen. Da hielt er, wie an jenem Tag den Fuß, denn wieder grüßten ihm von der nämlichen Stelle her die beiden hellen Farben entgegen, Lichtblau und liebliches Roth. Nur war das letztere jetzt nicht klein unischränkt, sondern der ganze Rosenstrauch stand von Blüthen überdeckt, und die schwanken Zweige beugten sich unter ihrer holden Last. Den blauen Schein aber verbreitete wie damals das Kleid Elsabes, das sie heut' noch wieder angelegt hatte, trotzdem es ihr zu kurz geworden. So saß sie genau wie an jenem Tage in dem stillen Gartenwinkel auf der niederen Bank, und die Soimersonne füllte Alles um sie mit goldenem Glanz.

Doch alles Schauen, Denken und Fühlen Paul Flemings in diesem Augenblick floß in ein Einziges zusammen. Die düstere Vorahnung seines Herzens war nicht zur Wahrheit geworden; wohl hatte sie ihm mit Recht schlimm und schwer Bevorstehendes verkündigt, aber nur tiefdunkler Schatten sich nach dem lieblichen Antlitz dort ausgestreckt, nicht die Nacht. Sie war wieder vor der Sonne entflohen, die Kraft der Sehnsucht, der Liebe stärker gewesen, als der Tod, und Elsabe Niehusen lebte.

Auch ihre vorgerichteten Augen sprachen es, jetzt wisse sie, daß sie ihres Lebens gewiß sei. Wie an einem Strahlenband zog ihr stummer Blick den Erwarteten heran, er trat auf sie zu und sagte:

„So war's, als ich Euch zuerst sah — nur ist's andre Zeit des Jahres, denn es blühen der Nosen gar viele heut', und der Apfel mangelt dafür auf dem Tisch.“

Aber wie er das Letzte sprach, kam's ihm, daß er, sich neben die Sitzende auf die Bank niederlassend, beifügte: „Mich bedünkt, es märe wohl die Stunde, Jungfrau, daß Ihr meiner Frage Bescheid gäbet, was ich in Eurem Traume Unrichtiges hier gethan, als Ihr mir meine Hälfte des Apfels darbotet.“

Sie hielten sich beide die Augen, bis an die Wimpern mit Glanz gefüllt, dicht zugewendet. So ermiederte das Mädchen mit Lippen, die eine wonnige Schalkheit umspielte: „Also wisset Ihr es wirklich nicht?“

„Wie fragt' ich dann? Ihr wisset ja, ich that's im Traume, dessen entsinnt man sich nicht mehr, wenn man wach geworden. Doch ist's mir, Ihr sagtet, ich hätte meine Hand gehoben —“

„Ja -“

So langsam entgegnete sie's, als wolle sie den Blick der ineinander gerichteten Augen, den Herzschlag der Brust noch zu einer traumhaften Unendlichkeit fortdehnen, und ebenso auch fragte Paul Fleming weiter:

„Was aber that dann meine Hand?“

„Gar Unglaubliches.“

„War es auch gar Unlöbliches?“

„Das mochte wohl sein, doch im Traum erschien's mir nicht so.“

Märchenhaft seliges Reden und Erwidern, Aug' in Auge. Nun sagte der von Glück Uebermogte:

„Ich vermag nicht zu denken, was die Hand Arges vollbracht. Oder that sie etwas in solcher Weise?“

Sein Arm schlang sich sanft um den Nacken Elsabes, die lächelnd Antwort gab: „Man möchte glauben. Eure Hand wisse es dennoch.“

„So lehrt sie mich wohl das Rechte, da ich es nicht weiß. Und dann — was that ich dann? Das muß Du mich lehren, meines Lebens Leben —“

Doch nun hatte der zögernd anhaltende Schritt den Vorraum der Seligkeit durchmessen, die goldenen Pforten des Himmels selbst sprangen vor den Herangenahnten auf, ein Lichtstrom wie von tausend Sonnen brach aus ihnen hervor, daß Elsabe Niehusen die Augen fest zuschließen mußte und die Lippen darunter nur flüsternd erwiderten: „Dann, meines Lebens Leben, küßtest Du mich auf den Mund —“.

Im ersten Octoberbeginn, genau um die Zeit wie zwei Jahre zuvor, nur diesmal aus dein Hafen von Travemünde, brach die glänzend ausgerüstete Gesandtschaft des Herzogs Friedrich von Holstein-Gottorp — von einin förmlichen Heere von Pagen und Dienern, Musikern, Feldtrompetern, Feldscherern, Uhrmachern, Handwerkern aller Art, Trabanten, Lakaien, Köchen, Küchenschreibern, Schiffern, Bootsleuten und Dolmetschern begleitet — zum andermal auf, um in jetzigem Zuge wirklich an ihr Ziel bis nach Jspahan an den Hof des jungen Schah Soft zu gelangen. Wie sie — obwohl nach schmerer Gefährdung, da sie unterwegs auf der Ostsee Schiffbruch erlitten — in Renal eintraf, fand Adam Olearms höchlichst Unerwartetes im Hause seines Gastfreundes Niehusen, freudenvolle Eltern, eine selige Braut und glückstrahlend Paul Fleining an ihrer Seite. Der gelehrte Bibliothekar schüttelte darob wohl innerlich als über Unbegreifliches den Kopf; doch er wußte, daß der Genius des Dichters etwas mit der clsmönti«, in Verwandtschaft stehe, und allerdings siel es ja für die erwünschte Fortdauer des Menschengeschlechtes gewissermaßen nothwendig, daß nicht alle Männer in dem höheren Stande der Ehelosigkeit beharnten. So zwang Olearius sich in wohlgesetzter Sprache einen Glückwunsch zu dem Unabänderlichen ab; viel Zeit blieb ihm auch nicht, denn der Aufbruch der Botschaft zur Weiterreise war abermals schon für den nächsten Tag vorgesehen. Ebenso stand bereits seit Langem zwischen Fleming, seiner Braut und den Eltern derselben festgesetzt, daß er die Gesandtschaft wiederum als Arzt in's persische Land begleite. Er hatte dem Herzog gegenüber die Pflicht auf sich genommen, doch auch für mannigfache Kenntnißbereicherung in seiner Wissenschaft, wie für die Zukunftsgestaltung seines eigenen Lebens war diese Theilnahme an dem Zug nach Jspahan unfraglich höchst wünschenswerth und bedeutungsvoll. Sie trug ihm zugleich mit der Gunst des Fürsten reichhaltigen Lohn, und zweifellos wuchs durch den Aufenthalt unter den sagenhaften Wundern des Morgenlandes sein ärztlicher Ruf in der Heimat, so daß er nach seiner Rückkehr sich mit sicherster Erfolgsaussicht in einer größeren deutschen Stadt zur Ausübung der Heilkunde niederlassen und Elsabe bald dorthin als sein junges Weib zu sich holen konnte.

Wohl war's ein schmerzlicher Abschied beiin Davonritt, doch gar andrer Art, als um zwei Jahre zuvor. Kein banger Schatten überdunkelte den Augen des Fortziehenden diesmal das Antlitz der Geliebten, keine ahnungsschwere Angst durchzitterte ihm das Herz. Leuchtend in junger Pracht der Gesundheit an Leib und Seele, stand sie bei der Trennung vor ihm, und er mußte, so finde er sie wieder. Er hatte sie gebeten, nach dem Abschied an den Steintisch im Garten zu gehen; als sie den Schritt dorthin gewandt, fand sie, mit der letzten Herbstroke des daneben stehenden Strauches bedeckt, ein Blatt, auf das er erst vor wenigen Minuten geschrieben:

„Ade, o Platz, den Göttern selbst begehret.
Der Du sie mir so vielmal hast gewähret,
Sei tausendmal, fei tausend, tausendmal
Gegrüszt! Du bleibst in Lust, ich leb' in Qual!

Ihr Bäche, Büsche, Gärten und Gefilder,
Und was ihr hegt; ihr schönen Lcnzesbilder,
Du Sommerlust, Du Herbst, Du Winterzier,
Zu guter Nacht! Ich scheid': ihr bleibt bei Ihr!«

Von der Stadt dahin ritt nun der junge Dichter, diesmal auf dein Wege gen Nanva, neben Olearius entlang, der ihm von Manchem berichtete, was seit dem ersten Fortgange der Gesandtschaft zu Kiel geschehen. Der Herzog hielt Tag und Nacht die Gedanken auf sein großes Unternehmen verwandt und traf bereits alle für dasselbe zur Zeit möglichen Vorbereitungen. Nur mit dem Beginn des Canalbaus wollte er noch bis zum Einkauf der Nachrichten aus Jspahan zuwarten, doch hatte man schon angefangen, die Lagerhäuserreihe zwischen dem Markt und der Nicolaikirche zu errichten, und es sollte ihnen der Name der „Persianischen Häuser" beigelegt werden. Auch von mancherlei Persönlichkeiten erzählte Olearius, unter anderen von dem Magister Basilius Becker, daß dieser durch seine Kenntnisse und klugen Nachschlüge inzwischen noch außerordentlich in der fürstlichen Gunst emporgestiegen sei und sich fast beständig in Kiel aufhalte, ohne daß indeß Paul Fleming auf solche Mittheilungen mehr als mit einem halben Ohr hinhörte. Seine Aufmerksamkeit ward erst in etwas geweckt, wie der Sprecher in Ermahnung brachte, der Magister Becker sei, wie man rede, schon seit Jahren nunmehr Brautwerber um die Tochter des Bürgermeisters Burenäus, und man rechne ihm allgemein dies in der Stadt als einen hohen Beweis seiner christlichen Sinnesart und scheulosen Handelns nach den göttlichen Geboten an, da die Benannte eine schwere Schädigung ihres jungfräulichen Rufes erlitten habe. Welcher Art die letztere gewesen, mußte Olearius nicht anzugeben und hatte er auch nicht weiter erfragt, nur daß sie in einem übelberufenen Haufe bei nächtlicher Zusammenkunft niit einem Manne betroffen worden. Seitdem betrete niemand vom weiblichen Geschlechte aus den wohlangefehenen und ehrsamen Ständen mehr das Haus ihres Vaters, und sie verbringe ihre Lebenstage fast gänzlich nur auf sich selbst belassen, in einsamlichster Weise auf ihrer Stube. Trotz alledem aber weise sie die Bewerbung des Magisters Becker in hartnäckiger Bethörung zurück, und dies machte wohl den Grund aus, weshalb Adam Olearius dem Thun und Treiben eines Frauenzimmers in so ausführlichem Maße Worte vergönnte. Denn es ging ihm daraus ein Vollbeleg für die untergeordnete geistige Naturbegabung des ss«v.sri8 tsminiui, hervor, da die mangelnde Vernunft der Beredeten nicht einmal im Stande sei, zu erkennen, daß sie einzig durch ihre Verehelichung mit einen? sogar auch am Hofe angesehenen Manne sich von der auf ihr lastenden Bescholtenheit zu erledigen und eine achtbare Stellung zurückzugewinnen vermöge.

Es erhellte aus den Mittheilungen des Erzählers als zweifellos, daß diesen, sowie die öffentliche Kunde in der Stadt Kiel keine Ahnung berührte, wer Derjenige gewesen sei, mit dem Agnete Burenäus so nächtlicher Weile zusammenzukommen getrachtet. Das gereichte Fleming zu erfreulicher Beruhigung, und er wendete seine Gedanken rasch von dem in ihm aufgeweckten häßlichen Erinnerungsbilde wieder auf das lieblichste seines Lebens, das jetzt in dem trauten Garten zu Reval, sein Herz als Eigenthum bei sich behaltend, zurückblieb.

Von dem letzteren giebt uns manche Zeile in Adam Olearius' „Persianischer Neisebeschreibung" Nachricht. Wir ersehen draus, daß Paul Fleming zum zweitenmal als ein gar Anderer gen Moskau und weiter nach Jspahan zog, als er zuerst des nämlichen Weges geritten. Spräche das Buch es nicht oftmals geradezu, so klänge es uns schon genugsam aus den andersgearteten Gedichten entgegen, welche der Neiseberichterstatter von dieser zweiten Fahrt aus Mund und Feder seines jüngeren Freundes für die Nachwelt erhalten hat. Sie jubeln wie Vogelgefang des Frühlings, der auch sehnsuchtsvoll auftönt in sorgloser Seligkeit, oft jugendübermüthig von allzureichem und leuchtendem Glück. Manche der jauchzenden Verse sandte der junge Dichter auch, wenn eine Möglichkeit sich bot, in Briefen nach Reval, von denen die meisten, als ob ein schützender Geist sie unter sein Geleit genommen, wenn auch oft lang umirend, zuletzt doch aus der weiten Ferne glücklich und beglückend ihr Ziel erreichten. Selbst ein kleines Päckchen, dessen Inhalt er in einem der morgenländischen Bazare Jspahans angekauft, vertraute er einmal der ungewissen, doch ihn nicht täuschenden Weghoffnung. Frühling war's, als er den kleinen wohlverwahrten Behälter davonsendete, und Herbst wieder ward's, bevor Elsabe Niehusen ihn im Garten neben der letzten Nosenblüthe öffnete. Da siel ihr draus ein köstlicher Goldreif mit grünleuchtendem Smaragd in die Hand, und ein Blättchen, das ihn umhüllte, sprach:

„So reise denn auch du, du freundlicher Smaragd,

Zu meiner Freundin hin, und lasse dir behagen,

Daß eine solche Hand dich fürderhin soll tragen,

Die auch, wie keusch du bist, dich doch noch keuscher macht.

Sei um sie, wenn sie schläft, sei um sie, wenn sie wacht!

Oft wird sie dich von mir und meiner Liebe fragen:

Halt' anderer Steine Brauch, die nichts nicht wieder sagen.

Schweig', was du siehst und hörst, und nimm dich selbst in Acht!

Geschieht es etwan dann, dah lieblich in Gedanken

Sie einen Knß dir reicht, so heb' ihn auf für mich

Bis morgen gegen Nacht. Und wollten etwan sich

Tie Lüfte, die es sehn, hierüber mit dir zanken,

Und mir ihn bringen eh', als ich mich stellt ein,

So send' ihn mir durch sie und laß es heimlich sein."

Gleichfalls kamen dann und wann nach langer Ummanderung in Flemings Hand Grüße vom Ostseerand des sinnischen Meerbusens.

Doch wenn auch keine solche Boten mit den Wolken, die der Nord und der Süd trieb, daher und dahinzogen, um die Harrenden schlug keine dunkle Sorge die Schwingen. Paul Fleming mußte jetzt, der Geliebten drohte nichts mehr, er werde sie wieder finden, wie er sie verlassen; und Elsabe bangte nicht vor den weiterberufenen schönen Frauen des Morgenlandes, denn sie trug, gleich einem Talisman auf ihrer Brust ein von dorthier zu ihr geflattertes Blättchen, darauf geschrieben stand:

„Ein getreues Herze wissen,
Hat'des höchsten Schatzes Preis;
Der ist selig zu begrüßen.
Der ein treues Herze wcfz.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze."

Lieblisch klang es selbstverständlich dem lauschenden Ohre der Liebe; aber es erheischt Kenntniß der schwülstig-geschmacklosen, unertragbaren Art fast aller Dichtung der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, um die frische Natürlichkeit und den neuen Wohlhau der deutschen Sprache ganz zu empfinden, mit denen die Lieder Paul Flemings auch in das Gemüth jedes fremden Hörers eindringen.

Der Aufenthalt der Gesandtschaft in Persien zog sich weit in die Länge. Der junge Schah Soft, verschwenderisch, vortheilstüchtig und geldgierig, zeigte sich in der Hoffnung auf reichhaltigen Gewinn dem Plane des deutschen Fürsten wohl zugeneigt; aber fast in stätiger Trunkenheit befindlich, war er selten sür eine Verhandlung zurechnungsfähig und leistete weder Bürgschaft für längere Andauer seines Lebens, noch für eine Sicherung seiner Zusage.

Noch weniger verhiessen in dieser Richtung die trostlosen, außerhalb der Hauptstadt Jspahan fast gänzlich verwahrlosten Zustände des Landes. Wilde Steppenvölker brachen plündernd und verheerend über die unbehüteten Grenzen; wenn der Schah, wie zu vermuthen stand, in nicht ferner Zeit seiner Trunksucht erlag, ging die Thronfolge auf seinen noch in unmündigstem Knabenalter stehenden Sohn Abbas über, und in diesem Falle waren Kriege um die Herrschaft beinahe mit Gewißheit vorauszusehen. Dennoch gelang es der klugen Einsicht, Ausdauer und Thatkräftigkeit des Gesandtschaftssecretärs Olearius, als des eigentlichen Leiters der Unterhandlungen, ein für die Lage der Dinge nicht unbefriedigendes Ergebnis herbeizuführen.

Dies machte auf dem Rückwege auch in Moskau wiederum ein längeres Verweilen zur Ordnung dort erforderlicher Vertragsabschlüsse nothwendig, und so kam das Ende des Maimonats des Jahres 1639 heran, bevor die Reisenden wieder in die Stadt Reval einzogen. Ueberall hatte der Gesandtschaftsleiter Brüggemann seine Kunst aufgeboten, möglichst lange, absichtliche Verzögerungen herbeizuführen, weil er sich aus guten oder vielmehr übelsten Gründen vor der Rückkehr nach Kiel und Rechenschaftsablegung bei dem Herzog scheute. Aus solchem Zusammenkommen waren denn mehr als drei Jahre vergangen, wie Paul Fleming seine Braut wieder in die Arme schloß; doch obwohl sie jetzt nicht mehr im ersten Alter des Ueberganges vom Kinde zur Jungfrau stand, hatte sie sich dennoch völlig unverändert in der einem Frühlingsinorgen gleichenden Liebllichkeit ihres Antlitzes und Wesens erhalten. Nur zeigte ein Kleid, das sie sich zum Empfang wieder aus lichtblauem Stoffe angefertigt, das unter ihm Verborgene höher und reicher aufgeblüht; das erste blaue Gewand, in welchem Fleming sie vor fünf Jahren angetroffen, wäre heut' eine Knospenhülle gewesen, die der entfaltetten Rose nicht mehr entsprochen.

Gleich der verhüllten Schönheit des Mädchens aber mar, vom Thau der Sehnsucht genährt, während der langen Trennung die Liebe im Herzen Beider noch reicher zur Blüthe aufgewachsen, und Augen und Lippen gaben sich selig-verschwiegen Kunde davon. Sie sprachen sich den Schluß eines Sonnettes, mit dem der junge Dichter einmal eine Hochzeit gefeiert: „Ihr, balde Frau und Mann,

Erkennt des Glückes Gunst! Luft, Himmel, Sonne, Felder,
See, Quelle, Gärten, Fels, Thal, Auen, Berge, Wälder,
Die stimmen euch itzund ein süßes Brautlied an."

Nur kurze Aufenthaltsfrist fiel den Gesandten in Renal vergönnt, sie mußten bald wieder aufbrechen, dem ungeduldig wartenden Herzog Meldung zu erstatten, und auch Paul Fleming durfte sich von der letzteren nicht ausschließen. Die Gestaltung seiner Zukunft, das Verlangen des Brautpaares selbst erheischten gleichfalls seinen baldigen Wiederfortgang. Er wollte auf der niederländischen Universität zu Lenden den medicinischen Doctorgrad erwerben und sich danach in der großen Stadt Hamburg zur Ausübung seiner Wissenschaft niederlassen. Dann im ersten Beginn des nächsten Frühjahrs kam er zu seiner eigenen Hochzeit hierher zurück und führte seine junge Frau mit sich nach Deutschland.

Herrlich waren die kurzen und doch eine Unendlichkeit des Liebesglückes umschließenden Frühlingstage, welche gegenwärtig die Beiden, zumeist in dem holdvertrauten Garten, vereinigt hielten. Um die Jahreszeit war's, in der vor drei Jahren Fleming bei der ersten Rückkehr von Moskau Elsabe Wehnsen wie im Sterben liegend gefunden; doch jetzt siel kein leisester Schatten in die lachende Sonnenwelt ihrer Zukunft hinein.

Oft redeten sie freudig von dem unheimlich-ahnungsschweren Bangen, das der Scheidende damals mit auf den Weg genommen und welches ihm das Wort der Liebe ans den Lippen zurückgebannt gehalten. Dann lachte Elsabe wohl übermüthig:

„Du stehest, ich hatte mich mit dem Apfelnern nicht der Unterwelt anvermählt — oder muß Du's auch fühlen, um Glauben daran hegen zu können?"

Und ihre Lippen überzeugten ihn ohne Worte davon, doch ernsthafter fügte sie nach:

„Wir tragen allzeit das Gleiche in uns, und mir war es so in meiner Genesung, daß ich noch nicht wagte, auf das Glück zu hoffen. Trum sprach mein Mund nicht von ihm, bis Du mich wieder hier auf der Bank fandest; nur den Zlngen konnte ich es nicht gebieten, zu schweigen, denn das reicht wohl über Menschenkraft."

Und Braut und Bräutigam blickten sich an, und die Augen redeten wiederum mit sehnsuchts tiefem Glänze, was auch jetzt der Mund noch verschwieg.

Die Rosen blühten noch nicht, doch Fleming hatte aus Jspahan die Zwiebel einer bis dahin in Reval, wie in ganz Deutschland unbekanntem Blume mitgebracht, die nach ihrer goldrothen, turbanähnlichen Blüthe dort „die Blüthe des Schah" oder „Kaiserkrone" benannt wurde. Die pflanzten sie selbänder in den Boden des Gartens ein; wenn der Frühling sich zu regen beginne, sagte der kundige Ueberbringer der Pflanze, da schlüpften die ersten grünen Spitzen aus der Erde, überaus hurtig wachsend und sich zu Knospen entwickelnd. Doch bevor diese aufgebrochen, sei er schon hier, und beim Hochzeitsfeste folle Elsabe die blühende Kaiserkrone an der Brust tragen, zum Symbole, daß sie seines Herzens Krone und Kaiserin sei.

Dann kam der Tag, an dem das Schiff zur Abfahrt bereit lag. Mit ihren Eltem geleitete die Braut den Fortziehenden an Bord, zum letzten Mal hielten sich ihre Hände. Doch lächelnd sagte Paul Fleming:

„Das ist keine Trennung mehr, wenn man schon in's moskomitische und versianische Land voneinander gegangen. Da gleichet die Ostsee nur einem Bächlein, über das man hinüber und herüber hüpfet."

Die Kogge bauschte die Segel, und vom Glück der sicheren, seligen Zukunft leuchtend, grüßten die Augen Elsabe Niehusens der langsam entschwindenden nach.

Nm die Junimitte trafen die Weitgereisten wieder an ihrer Ausfahrtsstätte im Hafen von Travemünde ein und nahmen von hier ihren Weg durch's Wagnsche Land nach Kiel, wohin der Herzog Friedrich zu ihrem Empfang vom Gottorper Schloß gekommen. Doch schon vor'm Holstenthore ward ihnen ein anderer Empfang bereitet; die Kunde ihrer Rückkunft war ihnen vorangeeilt, und viele Hunderte erharren sie zur ersten Bewillkommnung. Darunter befanden sich an der Spitze der städtischen Honoratioren nicht nur selbstredend der Bürgermeister und die Rathsherrn, sondern auch, als oberster Vertreter der Geistlichkeit, der Hauptpastor an der Nicolaikirche. Jedoch benannte dieser sich nicht mehr Magister Peter Crüger, der bereits vor zwei Jahren das Zeitliche geseget und von dem ?oötä laureat« O«s8!u-io« Rudolph Burenus in einem griechischen Epitaph nach Verdienst seiner vielen Tugenden gepriesen worden war. Vielmehr hieß sich der ihm nachgefolgte, von der Gemeinde erwählte und vom Herzog bestätigte gegenwärtige Hauptpastor der Nicolnikirche Magister Christoph Basilius Becker, seit dem Abscheiden seines Vorgängers zugleich schon die Stellung des fürstlichen Hofpredigers bekleidend. Als Rathgeber Serenissimi, höchster geistlicher Würdenträger der Stadt und als ein bedeutsamer Mann, dem nach seinen Gaben auch gegeben morden, stand er in höchster dffentlicher Achtung, und es verwahrte sich Jeglicher, jemals Uebles von ihm gedacht, geschweige denn geredet zu haben. Er mar unverehelicht, denn seitdem er zum Hauptpastor vorgeschritten, hatte er von seiner stets gleicherweise erfolglos gebliebenen Werbung um Agnete Burenäus abgesehen; und das einzige nicht zu seinem Preise Dienende, was Einer unter vier Augen über ihn zu äußern sich unterfing, bestand in der Muthmaßung, er habe zuvor wohl nicht lediglich aus christlichein Erbarmen um die bescholtene Tochter des Bürgermeisters angehalten, sondern auch ein Augenmerk dabei auf das beträchtliche Vermögen desselben gerichtet gehabt. Solcher Rücksichtnahme hatte seine reiche Pfründe ihn nunmehr entledigt, und er schien zur Erkenntnis; der größeren Gottgefälligkeit des ledigen als des ehelichen Standes vorgediehen, denn er bewarb sich weder mehr um Agnete Burenäus, noch um eine sonstige Tochter der Stadt.

Als die Gesandten in großem Geleite jetzt von der Ausmündung der Holstenstraße dem Eingang der Schmiedestraße zuritten, hielten sie unwillkürlich ein Weilchen an, da sie den früheren geraden Uebergang versperrt fanden und um ein Weniges zur Linken auf den Marktplatz hin ausbiegen mußten. Zwischen diesem und der Nicolaikirche erhob sich die fertig gestellte Reihe der „Peruanischen Häuser", jedes dem anderen an Größe und Bauart gleichend, alle dem Markt zu im Erdgeschoß mit offenen Bogenhallen versehen; in der Mitte führt ein Schwibbogen zur Kirche hindurch. Sie standen leer und blickten gewissermaßen fremd: absonderlich in ihre Umgebung drein; man sah ihnen an, daß es eine besondere Bewandtnis, mit ihnen haben müsse. Am Eigensten geriet!) dies den heimgekehrten Mitgliedern der Gesandtschaft in's Gefühl. Es bildete gleichsam eine Verkörperung des von ihnen betriebenen geistigen Werkes, in Holz und Stein hier aus ihrer Thätigkeit im fernen Morgenlande aufgewachsen, und als ein Gedächtnißmal derselben für kommende Jahrhunderte standen die Häuser da. So wandten die Anhaltenden zu ihnen ein Weilchen in stummer Betrachtung die Augen hinüber, dann ritten sie weiter dem Schlosse zu, wo der Herzog sie zu feierlichem Empfang erwartete.

Noch eigener aber ward es Paul Fleming zu Sinn, als er nach der Aufwartung bei Seiner Gnaden mit Olearius seine alte Wohnung wieder aufsuchte, in das dunkle Haus, dann in die Stube des letzteren eintrat und als Erstes das Pastellbildniß seiner Braut aus dem Winkel hervorhob. Was Alles lag zwischen diesem Augenblick und jener Abendstunde, in der er das kleine Bild hier zum ersten Mal in den Händen gehalten! Eine Welt, ein Leben — eine wirkliche fremde Welt, tödtliches Bangen und unsagbares Glück. Lange betrachtete er schweigend die vom Maler wiedergegebenen Züge der Geliebten. Ja, sie waren ähnlich, sehr ähnlich, aber doch nur wie ein gemalter Himmel dem wirklichen eines Maienmorgens glich. Wie seltsam sah das lichtblaue Kleid ihn an, das die Schultern Elsabes bedeckt, als sein Arm sie zum erstenmal umschlungen; er glaubte den weichen Stoff unter seiner Hand zu fühlen. Ja, so würden ihre hellen Augen in die semigen blicken, wenn er jetzt plötzlich zu Neval im Garten vor ihr stände — nein, nicht so, auch das war nur ein matter, armer Abglanz des Lebens. Das stumm-geheimnißvolle Sternenlicht der wortlos redenden Liebessehnsucht in den Augen hatte der Stift des Malers nicht von dem Pergament aufleuchten lassen gekonnt. Und das Alles, Alles war sein, wurde es ganz, wenn der Frühling zurückkam! Und plötzlich hörte er den Silberton ihrer Stimme im Ohr, nicht wie Sinnestäuschung der Erinnerung, sondern um ihn, dorthier, überall, aus jedem Winkel. Der Boden, die alten Wände hatten den Klang bewahrt und ließen ihn auf tönen, denn hier, in diesem selben Raum hatte sie ja lebend als Kind einmal gestanden, gesprochen und gelacht. Es mar zu viel für die Phantasie, für den Herzschlag des Dichters — er vernahm deutlich draußen vor der Thür ein Schluchzen, und er flog auf den dunklen Gang hinaus, an den wunderlichen Balken am Boden des finsternen Weges. Da lag die kleine Elsabe.Niehusen drüber gestolpert, und er hob die Weinende auf, trug sie in die Stube zurück, schaukelte sie tröstend auf seinen Knien und streichelte ihr die Wangen. Aber sie wuchs ihm empor, schneller und schneller, immer größer und lieblicher, und nun schlang er die Arme um sie zusammen. Ach, um ein Traumbild, um leere Luft!

Das Verbleiben Flemings in Kiel mar kein langes; er hatte dem vorderhand ganz mit den geographisch-politischen Ergebnissen der großen Reise beschäftigten Herzog keine Mittheilungen von besonderster Wichtigkeit zu übermachen und erhielt gnädigste Entlassung aus dem sürstlichen Dienst mit einer Einladung zu späterer längerer Wiederkehr, um als Gast des Schlosses seine dichterische Auffassung der Natur und des Menschenlebens in Persien zur Darstellung zu bringen. So rüstete er sich schon nach einigen Tagen für den nächsten Zweck seines eigenen Seins zuin Aufbruch nach Lenden; am Morgen des Reisetages kam es ihm jedoch noch mit einer poetischen Anwandlung, daß er das Bild Elsabes von der Wand herabnahm und mit demselben das Haus verließ. Er wollte die Persianischen Häuser noch einmal in ihrem Jnnem betrachten und seine Braut sollte ihn dorthin begleiten, wie sie ihm in seinem Herzen überall in Persien selbst das Geleit gegeben. Ein Antrieb war's, der für Adam Olearius, feiner hohen Gelehrsamkeit zum Trotz, zweifellos vollkommen unverständlich

gewesen sein würde, und Rector und Conrector des neu aufblühenden Gymnasiums zu Bordesholm hätten vermuthlich darüber auch als über „puerili«/ die vernünftigen Köpfe geschüttelt. Aber die Dichter haben zu allen Zeiten etwas von großen Kindern gehabt, und wenn dazu die Liebe ihnen einen Elfenreigen im Kopf und Herzen getanzt, da haben sie auch wohl „kindische Dinge“ getrieben, von denen dann zum Glück die Mitund Nachwelt nichts erfahren. Und Jahrhunderte sind auch glücklich drüber vergangen, ohne der letzteren eine Ahnung von dem Knabenthun Paul

Nord und «M». XQVII., 140. II

Flemings zu übermachen, daß er Elsabe Niehusen in ekk[^]is mit sich genommen, um sie mit ihm zusammen die Persianischen Häuser anschauen zu lassen. Dann mußte es eines Tages, allerdings durch seine Unvorsichtigkeit und durch die Wißbegier eines anderen Knaben, der sich in ein altes Bild verliebte, doch noch herauskommen.

Denn als er nun so durch die leeren Lagerräume hinmanderte, welche in Zukunft die Schätze des Morgenlandes auf ihrer Handelsrast in Kiel beherbergen sollten, und in das letzte, nach dem Eingang der Holstenstraße hinüberblickende Eckhaus geriecht, da waren ihm allerhand sich aneinander reihende Gedanken durch den Kopf gegangen. In Wirklichkeit nämlich hatten seine Augen prüfender auf dem Bilde verweilt, als auf den Einrichtungen der Persianischen Häuser, und er hatte mehr an seine Braut gedacht, als an die künftigen Reichthümer zwischen den wohlgebauten Wänden um ihn. Er war ein wenig rastbedürftig, und da am Fenster des letzten Hauses noch eine vergessene Bank stand, setzte er sich darauf. Dabei aber kam's ihm, daß er die Hinterwand des Bildrahmens ablöste, sein von der Reise her stets bei sich geführtes Taschendintzenzeug hervornahm und auf die Rückseite des Pergamentes Dasjenige niederschrieb, was sich ihm im Kopf zurechtgestaltet. Das war das in seiner Gedichtsammlung unter dem Titel „Auf Ihr Bildniß“ forterhaltene Sonnett; und als er die Schlußverse beendet:

„Das schönste/ das man wünscht/ gehöret noch hierzu:
Entwirfstu ihren Leib/ so mahl' auch drein ihr Leben!“

da setzte er drunter:

„Geschrieben im vordem Eckhaus der Persianischen Häuser/ zu Kiel. NOOXXXIX.

Diß Bildniß gantz so befunden/ wie dermals vermeynt.“

Es befand sich niemand außer ihm in dem leeren Räume; allein dennoch hatte ein Menschenauge ihn während des Schreibens gewahrt und lange in stummem Blick gehalten. Dem Fenster des Eckhauses nah und grad gegenüber befand sich die Wohnung des Bürgermeisters, aus ihrer Stube sah Agnete Burenäus Paul Fleming auf der Bank sitzen. Sie hatte schon gemußt, daß er in die Stadt zurückgekommen sei, und seit manchem Jahr schon war ihr in dunkler Empfindung aufgegangen, gleich wie sie an jenem Abend ohne Schuld und Makel in das schlimme Haus gekommen, so möge der junge Dichter, den sie so tief im Herzen und Gemüth getragen, in ähnlicher Weise dorthin gerathen sein. Wie dies geschehen sein könne, wußte sie sich zwar nicht zu erklären, denn sie hatte nicht gewagt, eine Erkundigung in dem Hause oder sonst bei irgend Einen, einzuziehen, überhaupt nie gegen einen Menschen den Mund zu einem Wort über das damals Geschehene geöffnet. Doch wie sie das schöne, edle Antlitz Flemings drüben nun vor sich schaute, kam es ihr mit voller Ueberzeugung, daß an ihm in Wahrheit so wenig Häßliches und Unreines haften könne, wie an ihr. Sie ging plötzlich davon und klopfte an die Stubenthür Hinrich Weghorsts, der vor Kurzem die Magisterwürde erworben, doch sein Amt als Hofmeister der Brüder Agnetes noch fortverwaltete. Auch gegen ihn hatte sie niemals eine Aeußerung über den Anlaß des Makels, der sie im Gerede der Stadt belastete, gethan; doch er war der Einzige, bei dem sie auch keiner Rechtfertigung bedurfte. Er trug keine gewonnene Ueberzeugung ihrer Schuldlosigkeit in sich, sondern sein Herz hatte vom ersten Augenblick gemußt, daß sie sich nicht unsittsam vergangen haben könne. Nun redete sie ein kurzes Weilchen mit ihm, dann verließ Hinrich Weghorst rasch das Haus und trat gleich darauf in den Raum ein, wo Fleming eben sorgsam das Bild wieder in den Rahmen einfügte. Der Ankommende begrüßte mit hoher und freudiger Achtung den jungen Dichter, der sich Weghorsts ebenfalls noch wohl erinnerte; dann zog der letztere eine zarte blaßbläuliche Feder hervor und sagte:

„Entsinnet Ihr Euch noch, Herr Fleming, daß eine Möwe am Strande unseres Hafens diese Feder vor Euren Fuß herabwarf? Ihr höbet sie vom Boden, reichtet sie einer Jungfrau dar, die neben Euch schritt, und sprächet, es habe nach Eurem Fürhalten der Himmel dies Angebinde wohl nicht für Euch, sondern für Eure Begleiterin bestimmt gehabt. Wie Ihr schauet, hat selbige Eure Gabe treulich aufbewahrt und sendet durch mich Euch deß zum Zeichen die Feder als einen Gruß, um Euch alter Tage und guter Freundschaft zu gemahnen.“

Es kostete Hinrich Weghorst wohl einen Kampf schwerer Selbstüberwindung, solchen Auftrag an Denjenigen, der das Herz Agnetes besaß, auszurichten; doch so muthlos er für sich selbst mar, so tapfer war er für sie und brachte seine Worte ohn' unschlüssiges Stocken sicher zu Ende. Paul Flemings Stirn aber überzog aus ihnen ein Schatteneinfall; er verstand gar wohl die Absichtskundgabe der dargebotenen Feder, daß sie ihn zu einem Vorkehren im Burenäus'schen Hause bewegen solle, und er entgegnete rasch:

„Ich entsinne mich wohl, Herr Weghorst, daß ich Diejenige, die Euch mit diesem Gruß gesendet, an dem Tage, von dem Ihr gesprochen, zum letzten Mal gewahrt. Wollet ihr das von mir zurückermelden, und daß es mir nicht mehr möglich falle, der vorigen Freundschaft zu gedenken, denn Ihr wöget als Grund anfügen, ich müsse noch heute wieder zur Reise von hier aufbrechen, um vielerlei Nothwendiges zu vollbringen, daß ich zum nächsten Frühling meine liebe Braut, deren Bildniß Ihr hier schauet, aus Reval in mein Haus heimführen könne.“

Um kurze Zeit darauf hängte Fleming das Bild Elsabes in den dunklen Winkel der Studirstube seines Freundes Olearius zurück, nahm alsbald danach von diesem Abschied und begab sich auf ein segelbereites Schiff, das ihn zu den Niederlanden nach Lenden bringen sollte. Hinrich Weghorst aber kehrte zu Agnete, ihr wortgetreu die Erwiderung Paul Flemings auf ihren Gruß auszurichten. Als sie die Entgegnung vernahm, entfuhr ihr nur bitterlich von den Lippen: „Auch er!“ Dann stand sie lang in Schweigen. Es hatte gemeint: Auch er hält mich mit einer Schuld behaftet und trägt Verachtung gegen mich in sich. Ihr war noch nie zu deutlicher Vorstellung gelangt, was er von ihrem Zugehensein in dem Hause an jenem Abend gedacht haben möge; nun schlug's ihr zum ersten Mal mit dunklen Blutmellen in's Gesicht, welche Muthmaßung er davon haben fassen können und wohl müssen, und in heftiges Schluchzen ausbrechend und sich haltlos an die Schulter Hinrich Weghorsts stützend, stieß sie hervor: „O Weghorst, Ihr seid der einzige treue Freund, der mir auf Erden verblieben! Euch muß ich sagen, was gewesen, daß Ihr nicht zuletzt auch noch von mir abfallt, denn das trüge mein Leben nicht!“

In zitternder Erregung that sie ihm jetzt zuerst kund, daß ihre Liebe für Paul Fleming sie zu einem blind-unvorsichtigen Thun fortgerissen habe, da die Eifersucht in ihr geweckt worden, sie misse heut nicht, von wem, und sie nicht Widerstand leisten gekonnt, sich mit eigenen Augen zu vergewissern, ob die Schrift auf dem Blättchen Lüge oder Wahrheit berichte. Nachdem sie dem Hörer kurz so den Hergang klagend, ward sie beruhigter und fügte nach:

„Aber nun ist es ja gut und vorüber — nur daß ich's ihm selber nicht sagen kann, wie es geschehen, damit er besser von mir dächte. Doch ist's mir ein Tröstliches, daß ich ihn alsbald nach der ersten Verwirrung keiner schmachvollen Erniedrigung mehr schuldig geachtet, so mag er mir in feinem Glauben Unrecht anthun; es ist leichter, solches zu tragen, wenn man selbst sich bemußt ist, dem Andern keines zuzufügen. Und er bedarf ja nichts mehr, denn die Liebe einer Braut füllt sein Herz mit Glück. Was misset Ihr von derselben, Weghorst? Sagt es mir! Ihr sähet ja ihr Bildniß — bedünkt sie Euch seiner merth und ihm zu verheißten, was eines Mannes Herz von seiner Frau begehrt?“

Reglos hörte Agnete Burenäus, was der Befragte über Elsabe Niehusen zu berichten Kenntniß erlangt hatte, dann ging sie auf ihre Kaminer, glitt an ihrem Bette auf die Knie, und die Stirn wider die Lade festdrückend, meinte sie bitterlich.

5 5

Dann schritt der Herbst über die Wälder und Felder um die Stadt und nahm außer den flatternden Blättern auch sonst noch Mancherlei mit sich davon. „Es verwechselte das Zeitliche mit dem Ewigen der Oonsul Primarius civitatis Oliilonias et ?«ota lauroātuL Osesaricus, Herr Rudolph Burenäus,“ meldet der städtische Annalenchronist, und Agnete blieb allein mit ihren unmündigen, von Hinrich Weghorst behüteten Brüdern im noch stiller gewordenen Hause. Durch Adam Olearius gelangte aus Gottorp Kunde nach Kiel, daß Paul Fleming sich zu Lenden rühmlichst den medicinischen Doctorgrad erworben und in Hamburg als Arzt niedergelassen habe. Der Schnee fiel, hoch die Gräber der Tobten wie das Dach überdeckend, unter dem Agnete Burenäus in einförmigem Lebensgang die Tage an sich vorüberziehen sah. Oft in der stillen Einsamkeit ihrer Stube hielt ihre Hand das kleine Bändchen mit den ersten in Druck ausgegangenen Gedichten Paul Flemings, doch ihre Augen gingen gar manchmal über den Rand der Blätter fort in die Weite. Dann lag ein Septembertag mit Heller, linder Sonne um sie her, ihr Fuß schritt im Ufersand zwischen flimmernden Kieseln und Muschelschalen, leiser Windzug kam weich über blau und goldig gedehnte Wasserfläche, und über kleinen herannurmehnden Wellen schwebte mit langsamem Flügelschlag eine große weißbrüstige Möwe und ließ aus ihrer Schwinge die zarte Feder herabfallen, die als Lesezeichen zwischen den Blättern des Büchleins in der Hand Agnetes lag. Am Abend aber saß diese, wenn die Knaben sich zu Bett begeben, allein im Gespräch mit Hinrich Weghorst zusammen; die übrige Welt ging sie nicht an, kam immer noch nicht zu ihr, und sie verlangte nach Keinen., Er las ihr aus guten Büchern vor, oft auch Gedichte Flemings, deren Schönheit er mit neidlos freudiger Bewunderung pries; denn reichten sie sich freundlich zur guten Nacht die Hand und schieden auseinander. Ein leiser Zug stillen Leides ließ Agnete vielleicht um einiges älter als die Zahl ihrer Jahre erscheinen, doch er diente nicht zur Entstellung, sondern zu einer geistigen und seelischen Veredlung ihres Antlitzes. Gleichmäßig bedacht vollzog sie mit der anderen Natur ihres Wesens die ihr obliegende Verwaltung des Hauses; so brachte ein Tag die Wiederholung des andern, und langsam wanderte der Winter dahin.

Als dieser aber das Jahr seinem Ende zubrachte, begab sich am Morgen des zweiten Weihnachtstages sehr Absonderliches. In der Nicolaikirche mar eine dichte Menschenmenge versammelt, denn der Hauptpastor Basilius Becker stand, die Frühpredigt haltend, auf der Kanzel. Doch durch die Zuhörerschaft ging wider sonstigen Brauch ein unruhiges Geraune und Gemurmel, und ebenso schweiften die Augen des Predigers oftmals mit eineni unstät-unruhig suchenden Blick über die gedrängten Köpfe im Kirchenraum umher. Dann befahl ihm einmal ein heftiger Krampfhusten, daß er, seine Rede unterbrechend, schleunig die Treppe hinunterstieg, um das Ende des Anfalles in der Sakristei abzuwarten. In diesen dunklen, abgefriedigten Raum mußte sich auch ein Bauer in grobem Zwilchmanlel und mit breitkrämpigem Hut auf der Stirn verirrt haben, denn er verließ alsbald nach den Eintritt des Predigers in das Pfarrstübchen durch eine dort befindliche kleine Hintertthür die Kirche und verschwand draußen hurtig durch die Papengasse dem Hafen zu. Gleichzeitig jedoch erschienen von der Hauptthür her mehrere Amtsdienere des neuen Bürgermeisters, um nach ergangenem Befehl des Herzogs den Hauptpastor Basilius Becker auf der Kanzel in Verhaft zu nehmen. Augenscheinlich rief dies unter den 'in der Kirche Anwesenden nicht übermäßiges Staunen hervor, aber gleicherweise, wie sie drauf vorbereitet sein gemocht, hatte auch der von den Bütteln Gesuchte Vormitterung davon besessen. Denn als man nun in die Sakristei eindrang, fand sich dort nur noch eine leere zurückgelassene Hülle in Gestalt des schwarzen Priestertalars; der lose Vogel, der drin gesteckt, hatte sich gemausert und in bäurischem Kleid das Weite gesucht.

In der Stadt Kiel jedoch herrschte große allgemeine Aufregung über diesen weihnachtlichen Vorfall, und selbstbegreiflich hatte ein Jeglicher stets im Stillen eine Ahnung, ja die Ueberzeugung gehegt, daß es einmal so geschehen werde, als man öffentlich erfuhr, Basilius Becker sei einer langen Reihe von Fälschungen und Unterschlagungen, der Veruntreuung und des Betrugs, daneben lasterhaften Wandels schlimmster Art bezichtigt. Das war durch die Aussagen einer „bei der Mauer“ wohnhaften übelverrufenen Weibsperson ruchbar geworden, zu der er seit manchen Jahren in sündlichem Verhältnis; gestanden; jetzt aber, da sie zu altern angefangen, hatte er einer Andern, Jüngerer den Vorzug vor ihr gegeben und sie deshalb aus Eifersucht und Rachbegier Alles, was sie von ihm gewußt, zur Anzeige gebracht. Darunter befand sich auch, daß er vor fünf Jahren den Herrn Paul Fleming, damaligen Gast des Herrn fürstlichen Rathes Olearius und die Jungfrau Agnete, Tochter des inzwischen verstorbenen Bürgermeisters Burenäus — weil er es auf eine Heirath mit derselben um des Vermögens ihres Vaters willen abgesehen gehabt — beide unter falschen Vorivänden durch Zuschriften in das Haus bei der Mauer verlockt habe, weil er sie wechselseitig in Liebe für einander befindlich gehalten. Und es sei seine auch voll in Erfüllung gegangene Berechnung dabei gewesen, daß unter den Umständen, wie beide dort unerwartet zusammengebracht worden, jeder vom andern Uebelstes und Schimpflichstes denken müsse. Damit sie aber nicht Zeit zu einer Aufhellung gewönnten, habe er sogleich/ nachdem sie sich gewahrt, auf der Gasse vor dem Hause ein Geschrei anstellen und den Herrn Fleming schleunig durch die jetzige Angeberin des heimtückisch ausgesonnenen und vollbrachten Planes davonführen lassen. Vielleicht bereute die letztere nachträglich die Eingebung ihrer Rachsucht doch in etwas, da ihr, als Beihelferin Basilius Beckers, auf dein „Kaak“ des Kieler Marktplatzes vom Wesenmeister „nach Rechten“ das Kopfhaar abgeschoren, sie darnach mit Ruthen ausgestäupt und für die Schädigung des Rufes einer ehrbaren Jungfrau mit einem Brandstempel auf der Stirn versehen wurde. Aber ihr Versuch, ihre letztere Aussage zu widerrufen, um eigener Strafe zu entkommen, war ein fruchtloser, und selbstverständlich hatte von Stunde an auch Niemand zu Kiel jemals die Jungfrau Agnete Burenäus in einem schmachvollen Verdachte, vielmehr dieselbe allzeit für ein seltenes Vorbild magdlicher Sittsamkeit und Tugend gehalten. Doch ihr galt die jetzt auf einmal ihr wiedergezollte allgemeine Achtung wenig; gern hätte sie gewünscht, daß ihr Vater noch diese Aufhellung erlebt, allein dafür war es zu spät geworden, und was die Welt von ihr dachte, hatte sie als nichtig schätzen gelernt. Nur Eines ließ ihr Herz schneller aufklopfen und reifte allmählich im Gange der Wochen einen Gedanken, ein Verlangen in ihr zur That, daß sie sich eines Tages hinsetzte und an Paul Fleming niederschrieb, was über ihr letztes Zusammentreffen mit ihm zur Offenbarung gekommen. Doch als sie den Brief vollendet und ihn nochmals las, zerriß sie ihn in Stücke. Der Empfänger hätte der Schrift eine falsche Deutung unterlegen können, als trachte sie, nochmals eine Annäherung an ihn zu versuchen. Und er besaß ja eine Braut, mit der er sich, wie Agnete vernommen, binnen Kurzem zu vermählen gedachte. So warf sie die Stücke des Briefes in den Kamin, sah sie in Asche verlodern und blickte dann stumm zum Fenster nach dem Eckhaus der „Peruanischen Reihe“ hinaus, unter welcher der Schnee in der Märzsonne zu schmelzen anhub.

Drüben in Reval regte er freilich seine weiße Decke noch nicht, aber Elsabe Niehusen hatte auch zur selben Zeit einen sonderbaren Gedanken, ein Verlangen, das ihr das Herz nach einem raschen Zergehen des Schnees klopfen ließ. Und sie suchte, der matten Sonne Beihülfe zu leisten, denn sie füllte täglich ihre Gießkanne mit warmem Wasser an, ging damit in den Garten hinunter und schüttete, wie in kinderhaftem Spiel, stets an der nämlichen Stelle den feuchten Inhalt zu Boden. Davon zerschmolz dort in kreisrunder Lücke der Schnee, und das Erdreich sah braun draus auf; an jedem Tag aber miederholte Elsabe ihr seltsames Betreiben fort. Und am Morgen, wie der März in der Nacht zum April geworden, blickten aus dem freigelegten Erdboden ganz kleine, erste, grüne Spitzen empor und zeigten, daß die „Kaiserkrone“, die Paul Fleming zum Hochzeitsschmuck für seine Braut aus Jspahan mitgebracht hatte, lebte; und als dieselbe mit sehnsuchtsvollen Augen am Morgen des zweiten Apriltages zurückkam, waren die grünen Keimtriebe schon um ein hoffnungsfreudiges, beseligendes Stückchen wieder gewachsen.

Da geschah's um drei Tage zuvor, am dreißigsten März, daß Hinrich Weghorst zu Kiel Agnete Burenäus die eben vernommene Nachricht überbrachte, Paul Fleming sei, anstatt nach Neval zu reisen, in Hamburg plötzlich von einer schweren Erkrankung befallen worden und liege in der fremden Stadt, ohne Beihülfe von Freunden, verlassen in seinem Siechthum. Wie mit einem Schlag durchfuhr es bei der Meldung die Glieder der Hörerin, uund das Blut fiel ihr aus dem Gesicht. Eine Weile lang wies dieses einen Ausdruck, als ob ihr Geist in der Weite abwesend sei, und sie sprach vor sich nieder: „Es ist zu sern bis nach Reval, als daß sie ihm beizustehen vermöchte. So bedünkt mich, ist's des Himmels Schickung und Wille, mich für sie zu berufen.“ Nun sah Agnete auf und fügte laut nach: „Lasset mir sogleich einen Wagen zurüsten zur Fahrt nach Hamburg.“

Wollet Ihr mich dorthin geleiten, Weghorst?" Der Angespochene erschrak halb und versetzte:

„Das möchte zu übler Nachrede Anlaß geben, Jungfrau —.“ Doch diese entnahm ihm gelassen das Wort voni Munde: „Kann man Unübleres von nur reden, als ich es durch fünf Jahre getragen? Davor Hab ich das Zagen verlernt, Weghorst. Nur Eines ist, das sich nicht tragen läßt, der Pflichtstimme nicht gehorcht zn haben, die im Herzen zu uns geredet.“

Um eine Stunde später trug ein Gefährt die beiden Hausgenossen durch das Holstenthor nach Süden davon. Zwei Jahrhunderte nachher sollte man beginnen, den Weg von Kiel zur Nachbarstaat an der Elbe in wenigen Stunden zurückzulegen; aber zur Zeit war die Fahrt noch eine langsam-lange auf oft unwegsamer Straße, und erst nach zweien Tagen, um die Mitte des ersten April, trafen die Reisenden in Hamburg ein. Stunden vergingen noch, bevor sie die Wohnung Paul Flemings ausgekundet hatten, so war es schon gegen Abend, als sie zu ihm gelangten. Niemand war um ihn, als sein Diener und eine für Lohn gedungene alte Wärterin, die auf dein Vorflur eine Tisane bereitete; die Krankheit hatte den Befallenen so jählings gefaßt, daß weder seine Eltern im sächsischen Land noch seine Freunde in weiterer Entfernung noch Kunde davon zu erreichen vermocht, nur nach dem nahen Kiel mar diese gekommen. Die alte Wärterin sagte geschäftsmäßig, ohne Anzeichen von Erregung: „Es stehet schlimm, er ist schon seit gestern nicht bei sich. Seid Ihr etman die Braut des Herrn Doctor, nach der er unterzeiten ruft?“ Agnete nickte kurz: „Ich bin hier in ihrem Namen,“ und trat mit Hinrich Weghorst in die Krankenstube ein. Die Fenster waren verhängt, und darauf lag die Abendsonne des weichen, schönen Apriltages; wenn der junge Arzt selbst hier so eintreten gekonnt, hätte es ihn seltsam an das Zimmer gemahnt, in welchem er Elsabe Niehusen nach seiner ersten Rückkehr von Moskau gefunden. Doch er sah nichts mehr um sich, mit geschlossenen Augen lag er, und der erste Blick auf seinem Gesicht sprach, der Tod stehe bereits harrend über ihn gebückt. Ehe er die Besinnung verloren, hatte er selbst dies schon gewußt; ein Blatt auf dem Tisch neben seinem Bett gab es kund. Darauf hatte er init einem Crayon vor zwei Tagen ein letztes Sonnett geschrieben, in dem er Abschied vom Leben genommen und sich eine Grabschrift gesetzt. Jenes bange Todesschauer-Gefühl des Herzens vor fünf Jahren hatte ihm doch wahr gesagt, daß Elsabe Niehusen nicht die Seinige werde. Nur hatte er gewähnt, sie sei der früh zum Dunkel der Unterwelt hinabsteigende Schatten, den seine Augen vorahnend gesehen; und er selbst mar es gewesen!

Er lag in Fieberphantasien, unruhvoll den glühheißen Kopf hin und her werfend. Wie die Sonne vom Fenster schwand, schrie er jammernd' auf: „Elsabe — Elsabe!“, als gehe sie von ihm. Da legte Agnete Burencius ihm sanft ihre Hand auf die heiße Stirn und sprach: „Ich bin ja bei

Dir,“ und er ward ruhig und murmelte: „Das ist schön — Du bist gut — bleib' so bei mir — verlaß mich nicht,“ So ging es den Abend und die Nacht hindurch; wenn die Angst des Fieberwahns, wie erstickend, über ihn kam, ging sie unter der vermeinten Hand seiner Braut zur Ruh', und seine Brust athmete wieder leicht. Um Mitternacht hob er plötzlich einmal den Kopf, öffnete die Augen und sprach mit vernehmlicher Stimme eine Strophe eines von ihm aus Persien an Elsabe gerichteten Gedichtes:

„Nicht glaub' ich, daß die größte Roth

Mir gröszre Qual kann machen.

An mir lebt nichts nicht als der Tod,

Der stark ist in mir schwachen.

Das kranke Herze windet sich,

Die matten Augen breche».

Nichls denk' ich, Liebste, denn an Dich,

Noch kann mein Mund nichts sprechen.“

Er blickte während des Redens Agnete grad' in's Gesicht, und ein leises, mattes Lächeln des Glücks suchte sich auf seine Lippen zu heben. Sein letztes war's, die Augen des zuitücksinkenden Kopfes sielen wieder zu, sich nicht mehr zu öffnen. Sein Athemzug ward leiser und leiser, er starb nicht, er schlief ein. Die Hand Agnetes verließ die feinige nicht; wie der erste Dämmerchein anbrach, fühlte sie dieselbe kühler werden. Unwillkürlich stand sie auf und öffnete das Fenster. Licht und Luft des beginnenden Frühlingstages hereinzulassen. Von einem Kirchthurm schlug die Uhr vierte Morgenstunde des zweiten Apriltags, doch nach dem Schlag ward es nicht still, sondern ein Glockengemoge Hub an, in das alle Kirchen Hamburgs einfielen. Grünerdonnerstg war's, und die Osterglocken begannen zu läuten; aber es klang, als höben sie ihre feierlichen Stimmen zum Gebet für Paul Fleming, dessen Brust den letzten Odem aushauchte.

Einer der Besten und Edelsten seiner Zeit, ihr hoffnungsreichster Dichter lag, kaum noch über die Schwelle des Jünglingsalters hinausgetreten, entseelt auf dem letzten Bett. Die Ostsee war für ihn kein Bächlein gewesen, drüber hinüber und wieder herüber zu hüpfen, vielmehr das dunkle stygische Wasser, über das Keiner zurückkommt. Ahnungslos hatte er jene trügerischen letzten Abschiedsworte am Schiffbord gesprochen, und ahnungslos stand an diesem Tage Elsabe Niehusen iin fernen Esthland, fehnstüchtigen Blickes das nächtliche Wachstum ihrer Kaiserkrone betrachtend. Das freudige Aufsprießen im Frühling verbürgt auf Erden noch kein Emporgelangen zur Blüthe; ein Frost kann plötzlich über sie fallen, oder sie selbst birgt einen unsichtbaren Wurm im Innern, der die Knospe welk zu Boden sinken läßt, die im Begriff gestanden, sich leuchtend zu entfalten. Denn es ist keine Gärtnerhand über ihr, welche die Wunderblume liebreicher behütete, als das Unkraut.

Vor dem Totenbett zu Hamburg aber stand im ersten Morgenlicht, die Hand Weghorsts gefaßt haltend, Agnete Burenäus. Nun sprach sie

leise: „Wie ich für seine Braut bei ihm gewesen bis zum Lebten, so will ich Abschied von ihm für sie nehmen,“ und sie beugte sich über ihn und küßte die erkalteten Lippen Paul Flemings. Dann faßte sie wieder die Hand ihres treuen Begleiters: „Jetzt seid Ihr meinem Leben allein geblieben, Weghorst. Ihr wißt, daß ich den Tobten geliebt habe; sein Antlitz sei Zeuge, daß ich Euch zu dieser Stunde sage, wenn Ihr meine Hand forthalten wollt durch unsere Lebensdauer, so verbleibt sie bei Euch.“

Am Ostennontag ward der Sarg Paul Fleinings in der Katharinenkirche zu Hamburg beigesetzt. Eine im Gange der Zeit verschwundene, von seinem Jugendfreunde Caspar Hartrauft aus Zittau ihm über das Grab gesetzte Epitaph-Inschrift lautete:

„Hier liegt der deutsche Schwan/ der Ruhm der weisen Leute/
Der Artzneq lieber Sohn/ der wolbcredte Mund/
Dem noch kein Landsmann je gleich reden hat gekirmt.
Was, Leser, er itzt ist, das kanstu werden heute.“

Von dem Schmerz, der Trauer und dem Lebensschicksal Elsabe Niehusens fehlt jegliche Ueberlieferung. Zu vermuthen steht, daß die jähe Todesbotschaft aus Hamburg sich auf sie gelegt, wie die nordische Winterstarre Revals auf eine, schönerer Sonne des Südens entstammende, zu früh dem rauhen Boden entkeimte Blüthe. Ihr Vater, „der Ehrenvesie/ Für-Achtbare und Wohlfürnähme Herr Heinrich Niehusen/ der löblichen Gemeine und Bürgerschaft zu Revall Eltester und Handelsmann“ hat, um „seine dem Autori auch in der Gruben zugetragene Schwieger-väterliche Affection zu bezeugen,“ die erste vollzählige Sammlung der „deutschen l'oeruätä des Sel. V. ^leiuingn“ veranstaltet und „sothan ganzes Opus den: Durchlauchtigen/ Hochgebohrnen Fürsten und Herren/ Herrn Friedrichen, Erbe zu Norwegen/ Hertzogen zu Schleißmig/ Holstein/ Stormarn und den Ditmarschen :c. :c. aus unterthäniger Devotion llscolloii-et.“ Bald darauf wurden die „Xov» LpiArainirmra“ Paul Flemings in lateinischer Sprache durch Adam Olearius herausgegeben, der in einer „Klagschrift“, wie nachher in seiner „Persianischen Reisebeschreibung“ am Meisten zur Kenntniserhaltung der Lebensgeschichte seines Freundes beigetragen. Für eine Persönlichkeit unter den Theilnehmern an der persischen Reise fand diese einen bösen, wenn auch nicht grade unerwarteten Abschluß. Um einen Monat nach dem Tode Flemings wurde das Gesandtschaftsoberhaupt Otto Brüggemann vom Schleswiger Criminalgericht schuldig erkannt, „seines Herrn gemessene Befehle überschritten, an hohe Personen abgegangene Schreiben erbrochen und gefälscht, unwahrhafte Relation gethan zu haben, ferner wegen ärgerlichen Lebenswandels, vorsätzlichen Todtschlags, Veruntreuung fürstlicher Gelder und Güter“, zum Tode am Galgen verurtheilt, doch vom Herzog „zum Schwert begnadigt“ und bei Gottorp enthauptet. Bei der Wahl Brüggemanns zum Gesandten hatte Herzog Friedrich den nämlichen Fehlgriff gethan, wie bei der Ernennung des Magisters Basilius Becker zum Hofprediger und Hauptpastor. Wer eigentlich der letztere von Hause aus gewesen, ist nie klar aufgehell't worden. Jedenfalls aber war er ein Mann von ebenso bedeutenden Geistesgaben als Gewissenlosigkeit, dieselben lediglich für die Zwecke seiner Eigensucht zu verwenden. In dieser Richtung mochte er als ein „Philosoph“ der Art gelten, wie die Zeit des dreißigjährigen Krieges ihrer gar Manche erzog, den Glauben an göttliche Gerechtigkeit und an einen Lohn der irdischen Entsagung im Jenseits als thöricht erkennend und nur trachtend, die kurze Lebensfrist nach Kräften und Wünschen zu genießen, Basilius Becker gelangte in seiner Bauerntracht glücklich aus Kiel und den holsteinischen Landen davon und entrann in diesen so dem Schicksal Otto Brüggemanns. Doch, wie es scheint, nur zu kurzem Aufschub, denn nachdem er es durch seine beredte Klugheit abermals dahingebracht, iin Süden des Reichs bei dem Grafen von Hohenlohe Hofprediger zu werden, soll er von diesem bald, und schwerlich ungerechtermaßen, zu lebenslanger Einkerkering verurtheilt worden sein. Seinem Geschick, wengleich in andrer Art, entkam aber auch Adam Olearius nicht, indem er bei seinem letzten Aufenthalt in Reval doch von einer ungelehrten Hinneigung seines Herzens zu einem Frauenzimmer befallen wurde und sich später von dort Jungfrau Katharina, Tochter des Rathsherrn Johann Müller, Erbherrn auf Knud«, mit dem auch Paul Fleming befreundet gewesen, als seine Frau nach Gottorp heimholte. Doch scheinen die Anschauungen des von seiner Zeit hochgerühmten Mannes über das weibliche Geschlecht im Allgemeinen dadurch keine erhebliche Veränderung erlitten zu haben.

Agnete Burenäus hat nach ihrer Zusage am Todtenbette Flemings einen freundlich-friedlichen Ehebund bis em's Lebensende mit dem Magister Hinrich Weghorst geschlossen, der als Nector der Kieler Stadtschule gegen Ausgang des Jahrhunderts hochbetagt gestorben ist. Der Ehe entsproßt'en zwei Söhne, Virgilius und Hinrich Weghorst, Beide gleich ihrem Vater als gelehrte Leute in der Welt angesehn; der erste ist als Archidiaconus zu Oldenburg in Wagrien, der zweite als Professor und Canzleirath in Kopenhagen aus der Welt geschieden. Zu ihren Lebzeiten wurde das fürstliche Gymnasium von Bordesholm nach Kiel verlegt und hier in dem düstren, dumpfluftigen Gebäude der Küterstraße untergebracht, in welchem bis dahin vermuthlich nicht die fernere seelisch-figürliche, sondern wirklich leibhaftige „Hausschlächtere!“ betrieben worden.

Das aber, was mehr oder minder in die Lebensläufte aller Jener bestimmend eingegriffen hatte, der große Plan des Herzogs Friedrich des Dritten von Holstein-Gottorp, was ward aus ihm? Wir wissen nur, daß nichts daraus geworden, ohne eigentlich den Grund dafür angeben zu können. Oder vielleicht waren es ihrer zu viele Gründe, sowohl im Morgenland, wo der Schah Soft bereits ein Jahr nach der Rückkunft der Gesandtschaft in der That seiner Trunksucht erlag, als besonders in: Abendlande, wo die geschichtlichen Ereignisse uns erklärend entgegenkommen. Der dreißigjährige Krieg brach durch den Einfall der Schweden unter Torstenson nochmals verheerend wieder über Holstein, und ein anderer Krieg zwischen Dänemark und Schweden zog lange alle Länder an der westlichen Ostsee in Mitleidenschaft. Es war keine Zeit, um Weiteres vorzusehen und zu planen, als für den nächsten Tag; oder wenn ein besonderer Geist große, unkriegerische, vielleicht auch seltsam bedünkende Entwürfe in sich trug, so trat die Zeit doch einer Ausführungsmöglichkeit derselben gebieterisch entgegen. Und als dann nach dem späten Eintritt des Friedens, wie der Chronist schreibt, Herzog Friedrichs „Seele in die beglückte Ewigkeit gegangen war,“ wandte sein Sohn und Nachfolger Christian Albrecht sein Interesse völlig anderem Gegenstande, der Gründung einer Universität in Kiel zu.

Gewiß ist, daß damals kein Spatenstich zur Anlage einer Canalverbindung zwischen Ost- und Nordsee gemacht worden und daß die Persianischen Häuser meiner Vaterstadt niemals zwischen ihren Wänden indische Narben und Seidenballen, persische Teppiche und Naturerzeugnisse des Tropengürtels beherbergt haben. Von der hohen Phantasie ihres Erbauers für märchenhafte Zukunft bestimmt, sind sie dem Loose manches großen Gedankens, dem kleinen, praktischen Nutzen des Lebens anheimgefallen, der sich emsig in sie hineingenistet und drin fortvererbt hat, wie Vogelgeschlechter aller Art in den Mauerhöhlungen zerbrochener Burgen. Es hat auch keine Märchenfee geschützt ihre Hand über ihnen gehalten; nach einer immerhin noch nicht übermäßigen Daseinsdauer von dritthehalb Jahrhunderten sehen sie sämmtlich greisenhaft-lebensüberdrüssig mit dem grämlichen Ausdruck verfehlter Existenzen drein, als möchten sie die Inschrift über dem Schwibbogen in ihrer Mitte: „Unser Leben währet fiebenzig Jahr, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen,“ nicht allein für Menschen, sondern auch für Häuser gültig erachten.

Heute treibt das neue Getümmel einer werdenden Großstadt an ihnen vorbei, das sie höchstens einmal mißächtlichen Blickes bemißt, und es wohnt vielleicht schon Niemand mehr in ihnen, der noch auf eine Frage antworten kann: „Das sind die Persianischen.“ Auch die „Friseur- und Barbierstube“ ist aus ihnen fortgeschwunden; doch wenn ich, ab und zu kurz wieder in meiner Vaterstadt vorkehend, an den Ladenfenstern vorüberkoinme, hinter denen ich mich als Knabe meines Haarüberflusses entledigen ließ, so höre ich auch aus schon femer Weite herüber meine eigne Stimme fragen, was denn der sonderbare Name „die Persianischen“ bedeute, und die Stimme des alten Scheerenkünstlers darauf erwidern: „Wozu wulltest Du das wul wissen, mein Schunge? Das kann Dich kein Mensch sagen.“

<p>Theodor Storm*).</p>
<p>Ein Gedenkblatt, von</p>
<p>F. S</p>
<p>„Eine« Menschen Leben — wa? ist^? Doch Taulende können Roden über den Mann, was er und wie cr'ö gethan. Weniger ist ein Gedicht, doch können es Tausend genicszcn,</p>
<p>Tausende takeln. Mein Freund, lebe nur. dichte nur tort!</p>

ieses Goethe'sche Epigramm war bestimmt, eine kleine Skizze zu beschließen, welche als Anzeige des Buches „Theodor Storm. Von Paul Schütze“ bei Lebzeiten des Dichters geschrieben, jetzt nur theilweise noch zur Mittheilung geeignet ist. Der Herausgeber dieser Zeitschrift hatte sich zur Aufnahme bereit erklärt und wollte das Heft mit einem Porträt des Dichters schmücken — wie nunmehr geschehen ist. Zugleich wurde aber der Wunsch kundgegeben, der Gefeierte möge selber eine Gabe hinzufügen. Auch wurde auf die ausgesprochene Bitte eine schriftliche Zusage uns zu Theil, bald nachher bei einem Besuche in Hademarschen — dem letzten Anblicke des Lebenden — aus seinem Munde bestätigt. Er meinte, daß ihm mit lauen Sommerlüften die Stimmung kommen werde, ein betrachtendes jambisches Gedicht zu verfassen, im Stile von „Gartenspuk“, „Ein Sterbender“, die Manchem besonders ans Herz gewachsen sind, wie er mußte. Auf die Sommertage warten wir noch heute; in

*) Geb. d. 14. September 1817, s d. 4. Juli 1888.

trüber Regenzeit, als die Nosen nur widerwillig blühten, ist der Edle „den vergänglichen Dingen entrissen morden“, nachdem er die einst so mächtig von ihm geschilderten Empfindungen eines Sterbenden selber wohl ganz durchkostet hatte. Jener Artikel war dem Andenken eines jungen Gelehrten, dessen rascher Hingang uns Alle tief gerührt hatte*), und nur mittelbar dem Dichter, an dessen Beschreibung er seine letzten Kräfte gesetzt hatte, gewidmet. Die Goethe'schen Verse aber dem Lebenden zuzurufen, schien nni so mehr Grund vorhanden, da ein tiefer Zweifel, ob seine schaffende Kraft noch länger ausharren möge, über ihn gekommen war — er wuszte, dai^ Freund Hain schon seine Stirne berührt hatte. Und doch hat den Zweifel noch seitdem „Der Schimmelreiter“ in einer Weise widerlegt, die seine Freunde überraschen mußte und ihm selber fast wunderlich vorkam. Jene Verse sind auch das Einzige gewesen, was von meiner Skizze ihm vorher mitzuthteilen ich für würdig hielt, und sie schienen ihn zu erfreuen. Ich bekenne, daß es mir nur um die letzten Worte bei dem Citate zu thun war, ohne daß das Vorausgehende meine Ueberlegung beschäftigt hatte. Jetzt, da die letzten Worte nur dem Geiste gesagt werden können, der in seiner Gemeinde fortlebt, und dessen Dichtung auch zukünftige Geschlechter treulich erbauen möge, jetzt ist mir das Ganze nm so bedeutender geworden, und die Frage, was dieses Elegische sagen wolle, fordert ihre Lösung. Unter der wilden und von ihrem Autor „frech“ geheißenen Schaar der venetianischen Epigramme erregt es mehr als gemeine Aufmerksamkeit; deni mit Goethens Denkungsart Vertrauten wird es doch bald in einem Zusammenhange sich darstellen. „Ich habe übrigens bei den Gedichten des letzten Musenalmanachs erst wieder recht deutlich gesehen, wie die schätzbarste Theilnahme uns nichts lehren und keine Art von Tadel uns was helfen kann. So lange ein Kunstwerk nicht da ist, hat Niemand einen Begriff von seiner Möglichkeit; sobald es dasteht, bleibt Lob und Tadel nur immer subjectiv, und Mancher, dem man Geschmack nicht absprechen kann, wünscht doch etwas dazn und davon, wodurch vielleicht die ganze Arbeit zerstört würde, so daß der eigentlich negative Werth der Kritik, welcher immer der wichtigste sein mag, uns auch nicht einmal srommen kann“ (an Schiller d. 6. Januar 1798). — Ein echtes Leben und eine echte Dichtung gebieten Ehrfurcht und Schweigen — dies wollen die Distichen sagen. In der That ist es das Höchste, was man von einem menschlichen Lebenslauf rühmen kann, daß er einem Kunstwerke gleich in sich vollendet sei; und das Höchste von einem Kunstwerke, daß es wie ein Organisches gebaut sei, so wahr, so seiend! Als Erzeugtes hat es die Anlage der Vollkommenheit in sich, sofern der Erzeuger seinen Typus stark und deutlich ausspricht. Der Dichter muß

*) P. Schütze wurde zwei Tage vor Storms 70. Geburtstage, für den er sein Buch bestimmt halte, vo» einer Lmigciiblutimg überfalle», und zwei Tage nach diesem Feste verschied er.

etwas sein: Genie, Charakter, Künstler, nennt's wie ihr wollt — alsdann wird sein Gedicht wie ein nothwendiges, der Natur gehöriges Ding erscheinen, seinen Werth und Zweck in sich selber tragend; daß es erkannt und genossen werde, ist nicht sowohl Absicht als gemisse Folge, sofern es Wesen giebt, die dem Hervorbringenden verwandt und ähnlich sind und denken. Darum ist es nicht iimmer Weisheil, zu richten und besser wissen zu wollen, sondern auch Weisheit, in's Object sich zu versenken und seine tiefen Zusammenhänge geduldig und mit frommen Sinnen zu erforschen.

Zu solchen Auslegungen und Betrachtungen finden mir heute uns angeregt, da mir dem vollendeten Leben und Werke eines geistreichen Dichters trauernd gegenüberstehen. Denn Theodor Storni war eine Persönlichkeit, bedeutend. durch ihre Harmonie, durch ihre selbständige Krast, durch ihre Wahrhaftigkeit; und von solcher Art sind auch seine „Sachen“, wie er sie zu nennen pflegte: von echter Art, auch wo sie klein und bescheiden wie Veilchen sind. Einer tiefen, lebhaften und doch maßvollen Phantasie entsprungen, sind sie mit reifem Kunstverstande erwogen, verbessert, ausgestaltet worden. Dies soll nicht heißen, daß lauter Lob und Bewunderung hier zulässig sei, wozu der Tod noch mehr als das Leben anzuregen pflegt. Es möge nur bemerkt werden, daß die Kritik keineswegs eine so einfache und natürliche Aufgabe ist, wie die Meisten glauben. Wohl versteht es sich, daß ein Kunstrichter an diesen wie an allen Werken Vieles zu tadeln finden kann, mit Gründen, die dem Unbefangenen einleuchten. Aber soviel ist gewiß und steht aller dieser Klugheit fest gegenüber, daß die Töne unseres Sängers Vielen, und nicht den Geringsten unter den Mitlebenden, das Herz bewegt haben, und nicht mehr durch Neid und Uebelwollen dieser Wirkung beraubt werden können; welche Motive doch wohl noch öfter hinter dem Nein der Kritik verborgen sind als Liebe und Genossenschaft hinter ihren: Ja. Die von Herzen Bejahenden wollen garnicht für Kritiker gelten; aber man gönne ihnen ihre Freuden, und gönne sie unter Mitempfindenden auszubreiten.

Jeder wahre Künstler ist kritisch gegen sich selber. So war Storm, trotz gerechten Stolzes auf das, was er wirklich vermochte. Mitunter kann man sogar Bedenken haben, ob nicht gegen seine ersten Entwürfe der Dichter allzu strenge gewesen sei; so wenn man das (auch tiefer unten zu erwähnende) Gedicht „Ostern“ im frühesten Drucke kennen lernt, welcher im „Volksbuch auf das Jahr 1849 für die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg“, erhalten ist, verbunden mit „Morgans“ unter der gemeinsamen Ueberschrift „An der Westküste“. Es sei gestattet hier diesen Text, der Wenigen zugänglich ist, mitzuthteilen, und die Varianten daneben, wie sie in den „Gedichten“ und in der Gesamt-Ausgo.be eingesetzt sind; die Vergleichung gewährt einen intimen Blick in die Werkstatt des Poeten.

Auf dem Deich. Ostern.
Ostern 1843.

„Hoch oben stand ich auf dem Meeresdeich Es war daheim auf uns'rem Meeresdeich,
Und ließ den Blick am Horizonte gleiten; Ich ließ
Zu mir herüber scholl verheihungsreich
Mit vollem Klang das Osterlockeuläuten.

Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,
Die Möven schossen blendend hin und her,
Eintauchend in die Fluth die weißen Flügel.

Im tiefen Kooge bis zum Deichesrand
War sammetgrün die Wiese aufgegangen.
Der Frühling zog prophetisch über Land,
Die Lerchen jauchzten und die Knospen
sprangen. —

Entfesselt ist die urgewaltige Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
Und Alles treibt, und Alles webt und schafft,
Des Lebens vollste Pulse hör' ich klopfen.

Der Himmel stürzt aus seiner blauen Kluft
Auf uns herab die goldne Sonneifülle;
Der Frühlingswind geht klingend durch die
Luft

Und sprengt im Flug des Schlummers
letzte Hülle.

O wehe fort, bis jede Knospe bricht.
Durchström' die Welt, du wonnigliches Werde I Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, dn feste Heimaterde! —

Hier stand ich oft, wenn in Novembarnacht
Aufgohr das Meer zu gischtbestäubten Hügeln;

Wenn Finsternis; und Sturm in lauter Schlacht WennindenLüftenwarderSturmerwacht, Die Kappen*) peitschten mit den Eulenflügeln. Die Deiche peitschend mit den Geierflügeln.

Und jauchzend sah ich an der festen Wehr Und jauchzend ließ ich
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos,zischend schoß zurückdasMeer—
Das Land ist unser, unser soll es bleiben I"

Einige dieser Veränderungen werden vielleicht voller Billigung begegnen; aber schade ist es, daß die Beziehung auf das Jahr 1848 in der späteren Gestalt ausgelöscht worden; denn nicht leicht ein andermal ist die Empfindung, welche man seither oft als die des „Völkerfrühlings" bezeichnet hat, zu so unmittelbarem poetischem Ausdruck gelangt.

Der Fluth entsteigt der frische Mccresduft; Vom Himmel strömt die goldne Sonnenfülle;

*) So heißen die oberen Ränder des Deiches.

Wie strenge Storm gegen sich selbst gewesen ist, lehrt auch die Ausschließung älterer Gedichte; noch in den jüngeren Auflagen der Sammlung wird man manches vermissen, was dem Liebhaber nicht unwerth scheint, erhalten zu werden.

In den beiden Jahrgängen des „Volksbuches", die ich vor mir habe (1848 und 1849), finden sich auf der Gegenseite des Kalenders allerhand Verse, Sprüche, Anekdoten u. dergl., darunter das Gedichtete meist mit den Buchstaben Th. St. unterzeichnet. Auch hier bemerkt man einiges, vielleicht nicht eben Charakteristische, was später verschwunden ist, und doch die Vielen interessiren muß, die einmal die Weise des Mannes liebgewonnen haben. Der Vers zum Februar 1848 verräth seinen Sinn für Schalkheit und gesellige Freude, der sonst im Umgange mehr als in den Schriften hervortrat.

„O wär' im Februar doch auch,
Wie's andrer Orten ist der Brauch,
Bei uns die Narrheit zunftig!

Denn wer, so lang da« Jahr sich mißt,

Nicht einmal herzlich närrisch ist.

Wie wäre der zu andrer Frist
Wohl jemals ganz vernünftig?"

Ganz anders der (gleichfalls später verschmähte) Spruch zum Mai 1849; gegen die Betrachtung der Vergänglichkeit des Blütenmondes erhebt sich, wie auch sonst so oft in seiner Dichtung, die Freude an der ewigen Erneuerung des Lebens:

„Die Kränze, die du dir als Kind gebunden,
Sie sind verwelkt und längst zu Staub verschwunden;
Doch bli'chn wie damals noch Jasmin und Flieder,
Und Kinder binden deine Kränze wieder."

Nach diesen kleinen Mittheilungen, welche das Büchlein P. Schützes zu ergänzen dienen mögen, nehme ich die Stücke ineines Berichtes darüber auf, welche zwar nicht ein geistiges Bild des Abgeschiedenen zu entwerfen (wofür die Zeit noch nicht gekommen ist), aber doch dem sinnlichen Porträt ein freundliches Geleite zu geben bestimmt sind.

I.

Es hat lange gewährt, bis die literarische Bedeutung Theodor Storms zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist. Noch jetzt begegnet man, auch unter den wenigen Zeitgenossen, die im Lärm des Tagelebens der Dichtkunst einige Muße und Zärtlichkeit bewahrt haben, oft einer seltsamen Unkunde in dieser Hinsicht; und im Auslande werden etman E. Marlitt und G. Ebers als die charakteristischen Vertreter gegenwärtiger deutscher Erzählung angesehen, was so viel sagen will, als wenn unsere neuere Malerei mit ausschließender Vorliebe nach Künstlern wie Thumann und Piloty beurtheilt würde. So sind auch die lyrischen Dichtungen Storms hinter Zeitgenossen

Nord und Süd. XI.VII., >«, 14

von minder ausgeprägter Eigenheit in der öffentlichen,Meinung zurückgetreten. Nun wird eine Schrift wie die vorliegende"), durch gute Ausstattung und gefälligen Stil sich empfehlend, zunächst der verbreiteten Neigung entgegenkommen, eher über einen Autor angesehenen Namens als von ihm zu lesen: einer Neigung, welche verräth, daß auch der gebildeten Kenntnißnahme von Dichtungen, wie von Kunst im Allgemeinen, allzuoft das gesellschaftliche Bedürfnis; zu Grunde liegt, mit solchen: Putze dem Anstand zu genügen, wenn nicht gar damit zu prunken. In Wahrheit verdient aber das Buch auch von allen wirklichen Kennern nnd herzlichen Verehrern des Meisters als anziehender Bericht über sein Leben, und als belehrender Leitfaden durch feine Schriften geschätzt zu werden. Herr Schütze ha> mit großer Sorgfalt und genauer Kenntniß die Entwicklung des Dichters nach ihren äußeren und inneren Bedingungen verfolgt. In 7 Büchern führt er uns die ihren Umrissen nach einfache und doch mit großen Schicksalen verflochtene Lebensgeschichte vor, welcher die Analysen der einzelnen Productionen auf geschickte Weise eingefügt sind. Das erste Buch — mir würden lieber sagen: Cavitel — berichtet von der guten Stadt Husum, einem alten und ehemals durch Seehandel bedeutenden Orte, wovon noch die Ueberreste gotischer Giebelhäuser zeugen, deren Menge und Pracht einst der Ehronist Heinrich Rantzau bewunderte; und erörtert mit psychologischem Verstände, welche Bedeutung diese friesische Heimat und ihre Umgebung sür die innere Entwicklung des Dichters gehabt habe: die große, ebene, träumerisch stimmende Landschaft — hier grüne Marsch, dort braune Haide — zu langen Sommertagwanderungen auffordernd, nur dein liebevollen Sinne ihre Reize enthüllend; und in geringer Ferne das jede Phantasie so mächtig anregende Meer, der „blanke Hans", wie die Volksrede sagt, der mit der Fluch hier über die schwarzen Watten sich ergießt und im Jahre 1825, was der achtjährige Knabe erlebt hat, mit verheerender Gewalt die Deiche brach 'und große Stücke der unbedeichten Halligen zerstörte. Wir hören von den Vorfahren und Eltern des Dichters und werden vertraut mit dem tiefen Familiensinn und den ehrbaren Sitten, die in diesem echten Bürgerthum walteten; wir finden auch hier bestätigt, daß die „Frohnatur und Lust zu fabuliren." jene glückliche Naivetät, welche Storm selber bezeichnet, wenn er sagt: „Ein Sonntagskind ist immer der Poet," im Naturell der Mutter angelegt und vorgebildet erscheint. Wir hören von der Kirche, dem Schlöffe, dem Kloster oder Gasthaus zum St. Jürgen als Stätten, mit denen merkwürdige Eindrücke von Menschen und Dingen verbunden waren. Das zweite Cavitel führt uns mit dem Knaben zuerst auf die Lateinschule der Vaterstadt, sodann auf des alten Lübeck berühmtes Catharineum, welche gelehrten Stätten noch nicht wie ein modernes Gymnasium den Geist verschnürten; alsdann

*) Theodor Storni. Sein Lebe» und seine Dichtung. Von Paul Schütze, Privatoocont an der Universität Kiel. Berlin 1837. Gebrüder Peictcl.

mit dem Jüngling auf die Universität. In Lübeck begegnete der Primaner, dahin gesandt, um seiner Vorbildung die letzte Feile geben zu lassen, zuerst poetisch-literarischen Anregungen, die im Herzen des Schülers das ^,ncb.' io pittors aufdämmern ließen. In Kiel tritt schon ein eigenes Wagniß auf („Liederbuch dreier Freunde"), in Verbindung mit den Brüdern Theodor und Tycho Mommse». Heine, Eichendorff, Mörike erschienen hier als die lyrischen Meister, welche Storni, gleichwie die beiden zukünftigen Gelehrten, zur Nacheiferung begeistert haben. Das dritte Capitel begleitet den gesunden Verlauf eines Lebens, das nicht auf die literarische Laufbahn angelegt, also nicht davon abhängig war: Verlobung, Ehe, der Beruf des praktischen Juristen. Aber wir finden den Advocaten zugleich mit regem Antheil einer Sammlung schleswig-holsteinischer Sagen, Märchen und Lieder sich widmend, die, von ihm und Theodor Mommsen angeregt und begonnen, später das Werk K. Möllenhoffs geworden ist. Wir finden ihn als Mitwirkenden an einem mit Geschmack redigirten Kalender, dem Biernatzkischen Volksbuch, dessen oben Erwähnung geschah. Hieraus ermächst sein erstes selbständiges Büchlein, die „Sommergeschichten und Lieder", um dessen Berliner Verlag der viel jüngere Paul Heyse ein denkwürdiges Verdienst sich erwarb — wie denn später eine innige Freundschaft gegenseitiger Anerkennung und Förderung zwischen beiden Dichtern erwachsen ist. Hier zuerst, wenn auch in unreifer Gestalt schon im Volksbuche erschienen, leuchtet „Immenses" entgegen, eine aus Skizzen leicht zusammengefügte, schlichte Erzählung, ganz von dem Eindruck eines lyrischen Gedichtes; welche Vielen allein bekannt, von Mehreren für das charakteristische Prosamerk des Meisters in charakteristischer Unwissenheit gehalten wird. Sie wird ihren stillen Zauber nie verlieren, wenn es auch gewiß ist, daß die volle Kraft des Novellendichters hier noch nicht ihre Schwingen entfaltet. — Sein viertes Buch nennt Schütze „Für Schleswig-Holstein"; es ist das einzige, wodurch nicht ein Abschnitt des äußeren Lebens angezeigt wird. Um so mehr ist es aber für die Persönlichkeit des Dichters bedeutend. Denn um gewahr zu werden, wie tief und stark die Empfindung war, mit welcher das Volk der „Herzogthümer" für seine Freiheit, sein Recht und sein Deutschthum eintrat, muß man die wenigen, aber tiefen und schwungvollen Lieder kennen lernen, die Storni als rechten Dolmetsch und Propheten feiner Landsleute erscheinen lassen. Eröffnet wird die Reihe durch jenes „Ostern", zwar ohne politische

Anspielung, aber mit patriotischem Enthusiasmus gedichtet: eines der stimmungskräftigsten und klangvollsten Gedichte, die es in deutscher Zunge geben mag; um es zu verstehen, muß man aber die Natureindrücke der Meeresküste erfahren haben, die so mächtig darin widerhallen. Auch mehrere der sinnigsten Erzählungen („Ein grünes Blatt", „Unter dem Tannenbaum", „Abseits") beruhen auf diesem Hintergrunde, wie Verfasser in ausführlicher Weise darstellt. Die Ereignisse der Restauration brachten es mit sich, daß der Dichter seines Amtes ledig wurde und im preußischen Justizdienste Aufnahme suchen mußte. So finden wir ihn (Buch 5: „in der Fremde") zuerst in Potsdam (1853—1856) von mo er einem anregenden Berliner Kreise ausgezeichnete Männer thätig sich gesellte; die „Argo", ein poetisches Jahrbuch, das aus dieser Runde hervorging, enthält seine Beiträge. Alsdann in Heiligenstadt, dem stillen katholischen Städtchen, wo Leben und Dichtung fröhlicher ihm gedieh. Hier entstanden unter anderen die Novellen „Im Schloß", „Auf der Universität", „Auf dem Staatshof", die zu den schönsten Gaben seiner Muse gehören; in Potsdam das liebeiche Doppel-Idyll „Im Sonnenschein", wovon Mörike gesagt hat, Stellen daraus möchte er auf Porzellan gemalt haben. Noch in Heiligenstadt schrieb der Dichter „Von Jenseit des Meeres", als das Jahr 1864 eine neue Wendung in sein Schicksal brachte. Die Vaterstadt selber, nach Vertreibung der dänischen Beamten und Truppen einer kurzen Selbstherrlichkeit sich erstellend, berief den Mann in die Stellung ihres Landvogtes, dessen Name durch alle Leidensjahre in gutem Andenken geblieben mar, durch den noch lebenden Vater und durch einen jüngeren Bruder, der inzwischen als Arzt sich dort niedergelassen hatte, auf die günstigste Weise vertreten. So heißt das sechste Buch: „Wieder daheim". Aber bald fiel ein schmerer Schlag in das blühende häusliche Glück. Die geliebte Frau, deren heitere Gestalt viele Gebilde seiner Phantasie durchschimmert, wurde ihm entrissen. Für die sieben Kinder, welche sie ihm geboren hatte, ist die zweite Ehe des Vaters, wie für ihn selber, segensreich geworden. Der Dichter hat durch die lebenswahre und tiefe Erzählung „Viol» triolor" (in der wir die schwüle bange Stimmung, von der Schütze spricht S. 173., keineswegs finden) das Problem der zweiten Ehe in harmonischer Verklärung gelöst; zuletzt „hält die fröhliche Zukunft des Hauses ihren Einzug in den Garten der Vergangenheit". Schon früher als mit dieser Novelle hatte Storm seine neue vproductive Periode eröffnet, nachdem vom Jahre 1867 an, welches „In St. Jürgen" und „eine Malerarbeit" hervorbrachte, jenes durch Stimmung und Charakteristik, dieses durch die Technik der Erzählung ausgezeichnet, eine mehrjährige Pause eingetreten war.

Aber diese Pause wurde durch eine Thätigkeit von gelehrter Art ausgefüllt. Zuerst brachte die Gesummt-Ausgabe, deren erste 6 Bände bei Westermann erschienen (1868), manche Arbeit (Schütze S. 247). Alsdann aber wurde die Unternehmung einer Anthologie begonnen, welcher schon früher, in kleinerem Maßstabe, seine Kraft gewidmet war („Deutsche Liebeslieder seit Günther" 1859). Eine „kritische" Anthologie hat Storm das „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius" nicht ohne Stolz genannt (S. L50). Und er konnte allerdings mit Genugthuung auf seine Leistung zurückblicken. Unzählige Bände von Gedichten hat er durchforscht, um hie und da eine Perle zu finden, würdig, dem festen Besitz, welchen eine mehr als 30 jährige Lebenserfahrung ihm gewonnen hatte, angereicht zu werden. Es ist immer merkwürdig zu erfahren, was dein Meister einer Kunst an Werken seiner Vorgänger und Zeitgenossen bedeutend erscheint. Der empfangende Geschmack, sofern er nicht auf lernbarer Kennerschaft, sondern auf Begabung beruht, ist beinahe so selten wie die hervorbringende Kraft selber (damit an der Wurzel zusammenhängend, wie beim musikalischen Gehör am deutlichsten ist). Und ein Marktbuch, wie Anthologieen es zu sein pflegen, wird zumeist init geringer Mühe aus den beliebtesten Autoren oder auch — aus schon vorhandenen Anthologieen zusammengestellt. Beides: der richtende Tact und der große Fleiß, die tiefgehende Kenntniß des Sammlers, machen Storms Hausbuch zu einem würdigen Werke, das in unserer belletristischen Literatur nicht seines Gleichen hat; wenn auch nach ihm einige Anthologieen ähnlichen Charakters und nicht ohne starke Anlehnung an dieses Muster aufgetreten sind, zum Theil mit besserem Erfolge nach außen hin. Denn es ist auch jener kritischen Arbeit ergangen wie den meisten originalen Schriften des (nun endlich) doch dem Namen nach berühmt gewordenen Autors. Von Anfang an hat die Glocke des Ausrufers ihm gefehlt, deren Macht durch ihre Dreistigkeit gemessen wird. Das eigentliche Publikum weiß folglich nichts davon; man wird das Buch in den Vorrathen selbst großer Sortimentshändler vergebens suchen; das Publikum, in dessen Menge doch manche Männer und Frauen verstreut sind von so reifem Geschmack, daß sie wohl eine solche Auslese als für sich bestimmt empfinden könnten, wenn nur ihr tieferes Verlangen durch allen Qualm und Nebel der Zeitungen und Nichtigkeiten bis an die Pforten der Schönheit vorzudringen vermöchte. Denn diese Anthologie ist freilich für jüngere Menschen (für Confirmanden und Bräute) minder geeignet; nicht weil es Anstößiges darin gäbe (wodurch sie ein „Hausbuch" zu heißen unwürdig märe), sondern weil viele der ausgewählten Dichtungen in einer Lebensanschauung beruhen, die eigene Erfahrung fordert, um verstanden, mitempfundn zu werden. Um so mehr bietet sie dem nachdenklichen Leser, der an gewöhnlichen sentimentaln oder bombastischen Versen kein Ergötzen mehr findet. — So möge nun, um diesem Nebenwerke, das doch auch ein Liebermck des Poeten gewesen ist, einige Ehre zu thun, die geschehene Abschweifung nachgesehen werden. Storm hat wohl damals gegen Freunde ausgesprochen: er fühle, wie das schöpferische Vermögen in ihm durch die kritischen Bemühungen gehemmt werde. Damit hängt es zusammen, daß zu jener Zeit die „Zerstreuten Capitel" entstanden sind, welche an Bozens und Washington Irvings Skizzenbuch erinnern, auch hie und da an Thackeravs Art, aber durchaus in dem eigenthümlichen Stile des Autors, merkwürdig durch halb melancholisches, halb humorvolles Pathos, gehalten sind; E. T. A. Hoffmann'sche gespenstische Lichte spielen nicht selten darin. Als größere Novellette derselben Gattung hebt sich ab „Beim Vetter Christian", von Schütze mit Recht als „Cabinetstück intimster behaglichster Genre- und Kleinmalerei" bezeichnet (S. 203). Die Schattenriffe „Von heut und ehemdem" wetteifern damit an Feinheit und liebreicher

Zartheit. Auch „Pole Poppenspäler" müssen wir dahin rechnen, eine aus Kindererinnerungen zusammengemobene Geschichte von fahrenden Leuten; mit jener Einfalt und Heiterkeit erzählt, die nur aus tiefer Seele quillt. In merkwürdigem Contrast dazu ist bald nachher „Waldwinkel" gedichtet worden, wo ein Idyll weltflüchtiger Sinnlichkeit durch die sehr weltliche Niedertracht des leichtfertigen Weibes einen ironischen und beinahe häßlichen Abschluß erhält. Wieder dem Genrehaften nähert sich „Ein stiller Musikant." In die kleinsten Züge ist hier die ganze Liebe und Freundlichkeit des selber von musikalischer Empfindung tieferfüllten Dichters versenkt worden. Alle diese Stücke sind Zeugnisse, daß gerade in diesen Jahren die vproductive Fähigkeit Storms zu ihrer höchsten Blüthe sich erheben wollte, indem sie zu größerer Mannigfaltigkeit sich entwickelte. Denn von Viola tricolor ist schon geredet worden; einiges andere übergehen wir; aber des höchsten Preises würdig wird mit Recht „Psyche" geschätzt, das Schütze Storms hohes Lied der Liebe nennt, wie denn aus literarischem Frauenmunde gesagt worden ist, es sei das Anmüthigste, was je in Prosa gedichtet worden. Hieran unmittelbar reiht sich die Novelle an, welche durch künstlerische Form und auf historischem Grunde vertiefte Bedeutung ihres tragischen Inhaltes den Dichter in seiner Vollendung zeigt; schon durch den Titel „Aquis sndmersus" ihres unvergeßlichen Eindrucks gewiß. In ähnlichein Stile und ebenfalls „vor Zeiten" spielend, schlössen in den folgenden Jahren „Renate" und „Enkenhof" würdig sich an. Unter den Sachen dieser Zeit, die in gegenwärtige Lebensläufe zurückführen, ragt „Carsten Curator" durch ergreifenden Ernst und mächtige Charakteristik hervor. — Im letzten Cavitel führt uns der Biograph nach dem holsteinischen, maldumgebenen Dorfe „Haoemarschen", wo der rüstige Amtsgerichtsrath, in den Ruhestand tretend, 1880 seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte und noch bis vor Kurzem, seines vielgepflegten Gartens und seiner getreuen Muse sich erfreute. Von schwerer Krankheit im Winter 1886/87 heimgesucht, deren Trübsal noch durch den Tod seines ältesten Sohnes vermehrt wurde (dies sind die letzten Mittheilungen, welche Schütze machen konnte), bat er, dem Anschein nach völlig genesen, am 14. September 1887 seinen 70. Geburtstag hier unter Theilnahme zahlreicher Freunde gefeiert. Seine Vaterstadt ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger; die Dorfschaft, in der er wohnte, gab dem verehrten Manne, den sie besser als den Dichter kennt, die rührendsten Zeugnisse ihrer Achtung und Neigung. Nur allzubald hat sich diese Theilnahme in Kundgebungen eines traurigen Abschiedes niederholen müssen. — Seine Muse hat ihm noch mehrere seiner bedeutendsten Werke in dieser Stille zu bilden vergönnt; denn dazu gehören „Hans und Heinz Kirch", wo ein harter Vater und ein milder Sohn ihre Schicksale an einander zerreiben; und die wiederum in vergangene Jahrhunderte führende Doppelnovelle „Zur Chronik von Geieshuus", durch großen epischen Gang und gemaltige sagenhafte Züge ausgezeichnet, von manchen Kennern für das eigentliche Meistermerk Storms gehalten. Das Problem des Commbiums zwischen Adel und Bürgerstand, welches den psychologischen Sinn des Dichters mehrmals beschäftigt hat, liegt auch hier in tragisch ergreifender Weise zu Grunde. — Nicht auf gleicher Höhe steht die letzte der Chronik-Novellen, wie Sch. sie nennt <sie sind in einer Sammlung herausgegeben worden unter dem Titel „Vor Zeiten"), nämlich „Ein Fest auf Haderslevhuus", zuerst „Noch ein Lembek" geheißn, worin die Reflexe des Ritterlebens und der Minnepoesie auf eine nordische Landschaft geworfen werden. Zwei seiner besten Idyllen aber, die in lebendige Zeit eigener Erinnerungen zurückkehren, hat erst jüngst der Dichter geschrieben; sie verweilen „Bei kleinen Leuten" und zeugen von anschaulicher Kenntniß und liebevollem Sinne für das Leben dieser Gattung, wie es in der einen Erzählung noch als im Kerne gesundes Kleinbürgerthuin des jetzt aussterbenden Handwerkers, in der anderen als proletarisches Dasein, hart am Abgrunde von Roth und Verbrechen sich darstellt; in beiden erschütternd und erfreuend die Gemalt der elementarischen menschlichen Gefühle mit sicherer Hand schildert. Dies sind die letzten Werke, welche unser Führer erwähnen konnte. Danach ist uns noch „Ein Bekenntnis?" zu Theil geworden, worin das merkwürdige moralische Motiv mit großer psychologischer Feinheit behandelt wird; und endlich noch das große Lebensbild aus den Marschen, wo der Jahrtausende alte Kampf des friesischen Stammes gegen das weiße Element in einer heroischen Gestalt seine Verklärung empfängt, und man eine nahe Wirklichkeit in den abergläubischen Volksmund als Gespensterschatten unmerklich übergehend gewahrt. Ein würdiger Abschluß dieser in Leben und Landschaft der Heimat tief beruhenden dichterischen Production. „So wäre der Zeitpunkt des Abtretens jetzt nicht ungünstig", schrieb der Ahnende zwei Monate vor seinem Scheiden, nachdem er von den Stimmen des Beifalles erzählt hat, die ihm über den „Schimmelreiter" zugekommen waren, an die er doch kaum zu glauben wage. Noch war er an einer neuen Novelle thätig gewesen, wozu die Idee in den Phantasieen seiner Krankheit entstanden war; der Titel „Die Armensünderglocke" und das Schema der Handlung standen ihm fest, einzelne Scenen sind im Entwürfe ausgearbeitet worden, „aber die Arbeit ruht wie für immer" heißt es in demselben Briefe. Seine letzten Mühlen galten autobiographischen Aufzeichnungen, die leider in den Anfängen geblieben sind.

II.

Wenn ich die ganze Kunstthätigkeit Theodor Stonn's, die in Versen und Erzählungen vorliegende überschaue und nach einer Charakteristik suche, um sie von der Menge äußerlich verwandter Erscheinungen des Zeitalters zu unterscheiden, so muß ich einen Ausdruck wählen, der nicht Jedem sogleich verständlich ist. Seine Kunst, möchte ich sagen, ist frei von Absichten. Das bedeutet: sie will weder belehren noch bilden, weder sinnliche, noch moralische, noch politische Rührung und Erregung hervorrufen. sie will nicht schmeicheln, nicht spannen, nicht entsetzen; der Autor geht nicht ^ was die meisten Modernen thun — darauf aus zu imponiren: für alles das ist er zu naiv. Er arbeitet nach innen, sür sich selber, mit der stillen Freude an seinem Werke, darum mit der Gewissenhaftigkeit eines alten Meisters der Bronze- oder Elfenbein-Plastik, wo die Bewunderung mit Erkenntnis; der Mache nicht abnimmt, wie bei den Künsten der Taschenspieler und vielen anderen, fondern immer größer wird. In dem Bande der „Gedichte" tritt diese Reinheit des Stiles vielleicht am deutlichsten hervor. „Bilde, Künstler, rede nicht. Nur ein Hauch sei dein Gedicht". Dieses Goethesche Motto ist von Vielen wiederholt, von Wenigen erfüllt worden. Wenn alle Rede ein lautes Getön auszeichnet, so ist hingegen den Stormschen Versen ein leiser Gang, eine stille, auch in Leidenshate verhaltene Sprache eigenthümlich, der es an den gemachten Worten fehlt, worin so leicht die lyrische Kunst entartet.*) Es muß auffallen, daß Herr Schütze über Storms Lyrik so wenig gesagt hat. Freilich ist sein ganzes Buch mit Citaten daraus erfüllt, für seinen Zweck zu reichlich; und er rühmt, daß durch Harmonie zwischen Form und Inhalt, durch Schönheit und Sicherheit des sprachlichen Ausdrucks die Gedichte unmittelbar neben Goethe sich stellen (S. 248). Aber in einem Buche, welches jeder Erzählung eine genaue Analyse widmet, dürfte wohl eine tiefere Studie über das Eigenthümliche dieser Lyrik, über die verschiedenen Arten ihrer Stoffe und Formen, über die Feinheiten und Tiefen ihres Stiles, ihre Versmaße und Wortbildungen nicht fehlen. Hierüber ist von Anderen Manches gesagt worden und bliebe wohl Einiges zu sagen übrig. Aber freilich können derartige Erörterungen zum Genuß und Verständnis; weniger noch beitragen, als wenn der Kern und organische Bau einer Novelle bloßgelegt wird; denn wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: „Wenn Jhr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen." Die volle Schönheit eines Liebesliedes wird nur, wer Liebe kennt, in sich aufnehmen. Die patriotischen Gedichte, in denen Schleswig-Holsteins Stimme einsetzt, wird Niemand so tief bewundern, der nicht mit gleicher Liebe an eine Heimat von gleichem herben Reize sich gebunden weiß. Und nur wer die ungläubliche Stille und Feierlichkeit eines milden Herbstabends, zur Ebbezeit, wenigstens einmal an der NordseeBinnenküste erlebt hat, weiß die innere Nothmendigkeit und Offenbarung des Gedichtes zu gewahren, welches anhebt:

*) Sehr trefflich wird bei Schütze S. 254 ein Ausspruch Klopstocks angeführt über das Wortlose, das „in einem guten Gedicht umherwandle wie in Homer's Schlachten die nur von Wenigen gesehenen Götter." Und Schütze fügt hinzu: „Die Kunst der verschleiernden, andeutenden Tarstellung, die das letzte Wort ungen ausspricht, besitzt Storm in hohem Grade." Das hatte auch Morike congenialisch empfunden, wenn er (im Gespräche) dem nordischen Freunde sagte: „Sie haben das an sich, so leise zu überraschen: ‚Es war eine andere Zeit'" — (Storm's Erinnerungen an Eduard Mörike. Schriften 14. S. 162. Jene Worte sind der Anfang des 2. Abschnittes von Storms „Im Sonnenschein").

An's Haf nun fliegt die Möve,
Und Dämmruilg bricht herein;
Heber die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

„Nur ein Hauch sei dein Gedicht." Damit ist auch das Verhältnis Stormscher Verskunst zur Musik bezeichnet. Ursprünglich entsteht alles Lied zugleich mit dem Gesänge des Volkes, als neuer Text zu bekannter Weise. Die Kunstpoesie kehrt allmählich das Verhältnis; um. Die gedruckten und gelesenen Lieder werden in mannigfache Fonnen musikalischer Composition umgegossen. Viele werden, wo diese Kunst ihr Edelstes leistet, in ihrer Bedeutung gehoben. Manche, durch sich selber tüchtig, vermählen sich mit ihrer Melodie und gelangen in dieser Einheit zu vollerm Leben. Aber es giebt Gedichte, welche der Musik auf keine Weife bedürfen; sie sind Musik, sie enthüllen, gleich der Musik — nach dem Ausdrücke Carlyles — „das Herz der Natur"; sie wollen nur gesprochen sein, um ganz empfunden zu werden, und können die Zugabe der Melodie im besten Falle doch nur vertragen. „Es ist die Form nur der Contur, der den lebend'gen Leib beschließt" so hat Storin selber das Geheimnis der lyrischen Composition ausgesprochen; und die Zartheit dieser Linien wird durch jedes Gewand auch schärferem Auge leicht verdeckt. — Aber wie ein großer Theil dessen, was wir Lyrik nennen, so steht auch unter den Stormschen Gedichten Vieles, weil in (äußerlich) größerem Stile, der Betrachtung oder der Reflexion gehalten, von vornherein den musikalischen Angriffen ferner oder ist ihnen unzugänglich. Denn es ist falsch, was Schütze sagt (S. 250), daß Storm der gedankenhaften Lyrik als solcher abhold sei. Er selber spricht in dem merkwürdigen Vorworte des Hausbuchs auf treffliche Weise darüber sich aus: „Der bedeutendste Gedankengehalt, und sei er in den wohlgebautesten Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als todtcr Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüth und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen hat."

Und dieses gerechte Postulat ist von ihm selber erfüllt worden in Gedichten wie „Im Zeichen des Todes", „Abschied", „Für meine Söhne", „Ein Sterbender", „Geh nicht hinein", so sehr sie unter sich verschieden sind. Gewissermaßen ist auch der reflectirenden Lyrik beizurechnen das in seiner Feinheit erhabene und durch die tiefe Energie des Gefühls zu Thronen bewegende Idyll, welches überschrieben ist „Garten-Spuk"; gleich dem „Sterbenden" in schönen weichen Jamben erzählend. Es gehört zu dem Schönsten, was Stonn man muß doch sagen: gesungen hat. Und hier können mir uns noch einmal des Citates nicht enthalten. Der Beobachter zeichnet das heimliche Walten eines Schutzgeist-Kindes in seinem Garten. Man sieht das Bild mit ihm, in seiner jungfräulichen, friedlichen Anmuth: Ich aber dachte: „Rühre nicht daran!"

Hob leis die Stirn' und ging den Weg hinab,

Den Garten lassend in so holder Hut.

Nicht merkt' ich, daß einsam die Wege wurden,

Daß feucht vom Meere strich die Abendlust:

Erfüllet ganz von süßem Heimgefühl,

Ging weit ich in die Dunkelheit hinaus.

„Rühre nicht daran“. So wie hier, ist in dem ganzen Gedichte kein Wort, das anders sein könnte. Es ist die reine Stimmung eines nicht bloß stark empfindenden, sondern auch viel betrachtenden und sinnenden Gemüthes.

Schütze hat in trefflicher Weise dargestellt, wie die Novelle Storms aus seiner Lyrik sich entwickelt habe. Ein Wort Wilhelm Jensen's, des Landsmannes und Freundes, der dem älteren Meister oft mit Liebe gehuldigt hat, wird angeführt, das über die Erzählungen sagt: „Sie sind empfunden wie Gedichte, in künstlerischer Form gehalten wie solche, und wirken auch gleich Gedichten.“ So konnte auch Paul Heyse's Ausdruck erwähnt werden, der, bei Gelegenheit des ersten Novellenschatzes, Storm den Lyriker unter den Novellisten nannte; wenn er auch jetzt, gemäß dein S. 172 abgedruckten Sonett, das zuerst 1877 in der Deutschen Rundschau erschien, diese Charakteristik nicht mehr als ausreichend bezeichnen würde. Denn, mit Schütze zu reden (S. 254), „aus der nur einzelne Glieder aneinander reihenden Stimmungsnovelle ist die lückenlose Conflict- und Problemnovelle hervorgewachsen;“ und darüber hinaus, mögen wir hinzufügen, die rein epische Novelle. Man kann auch sagen: Die Novelle Storms hat mehr und mehr einen männlichen Charakter und Ton angenommen. Denn wenn auch alle Musen Weiber sind und, zumal in unserem Zeitalter, bei Frauen und frauenhaften Gemüthern am ehesten ein reiner Kunstsinn erwartet werden kann, so ist doch die Erzählung mehr als andere poetische Gattungen dazu angethan, einmal das rohe sachliche, dann aber ein feineres, gleichsam wissenschaftliches Interesse auch prosaisch construirter Männer zu erregen. Storms Kunst ist freilich immer verloren für Solche, die den bloßen Zeitvertreib des Romanlesens suchen. Und wenn es auf der anderen Seite Männer giebt, zumal gelehrte, welche alles für unbedeutend halten, was nicht durch ausgefponnene Erörterungen über Zeitfragen und Weltanschauung ihre Gewohnheit und Lust, sich reden zu hören, zuzustimmen oder zu opponiren, in Schwingung setzt, so müssen diese aufgefordert werden, in einem Dürer'schen Holzschnitt oder in einer Landschaft von Hobbema nach den „Ansichten“ zu forschen, die darin mögen enthalten sein. Das Schöne muß man lieben um seiner selbst willen, oder aber sich bescheiden, daß man keinen Geschmack dafür habe.

Aus derNünchenerKunstaussstellung des)ahres ^ 888.

von

Ludwig Vf.

— Switgart, —
c^olorisinus.

Das schönste Costümbild der Ausstellung in Beziehung auf die Farbe ist ohne Zweifel die „Bekehrung des Herzogs von Gaudia vor der Leiche der Kaiserin“ von Moreno Earbonero in Malaga. Die rechte Seite des Bildes wird vom Sarge eingenommen, welcher auf einer mit lachsfarbenem Sammttevvich bedeckten Erhöhung steht. Ein schwarzgekleideter Tiener am Kopfende hält den aufgeschlagenen Deckel der Truhe, aus welcher, von Spitzen umgeben, das leichenfahle, mehr als nöthig entstellte Antlitz und die gefalteten Hände der Kaiserin hervorsehen. Links am Sarge auf terracottafarbigem Teppich steht der Herzog in schwarzem Sammtgemand und verbirgt sein Antlitz an der Schulter des ernst und bewegt blickenden, in Brust- und Lendenharnisch gekleideten Kaisers. (Er mar für die Kaiserin in Liebe entbrannt gewesen und ging dann ins Kloster). Hinter ihm steht ein Priester, in reichem, silbergrau und schwarz gesticktem Ornat, ein Gebetbuch in der Hand, und neben diesem ein anderer in gedämpft rothem Gewände. Ihnen zur Seite verhüllt eine schwarzgekleidete Dame ihr Gesicht mit beiden Händen, während ein halbwüchsiger Knabe, scheu und ergriffen, sich an sie schmiegt. Im Hintergrunde stehen die Kirchendiener und Großen des Reichs und füllen die zur Gruft führende Treppe, deren offenes Eisenthor das Tageslicht einläßt. Die Scene ist nach Art der Gallait'schen Schaustücke concipirt, nicht eben großartig in der Auffassung, aber einfach und ungesucht und mit wärmerer Empfindung im Ausdruck. Sehr störend dagegen wirkt die Geberde des Dieners am Sargeckel, der sein schwarzes Baret an die Nase drückt, um sich vor dem Leichengeruch zu schützen. Anders thut's der heutige Realismus nicht, irgendwie muß er dem idealen Gefühl ein Schnippchen schlagen. Was jedoch das Colorit betrifft, so ist dieses von so schöner, lebendiger und doch ernster, der Scene entsprechender Harmonie, von so ungestörter, wohlthuender Vornehmheit, daß es dem Auge einen seltenen Genuß bereitet.

Nicht so specifisch coloristisch, aber stimmungsvoller und großartiger ist das colossale Bild „Eine Vision im Colosseum“ von Benlliure y Gil in Rom. Die erklärende Legende des Katalogs besagt: „Der heilige Almaquio, Einsiedler aus dem Orient, wurde am 1. Januar 404 von den Gladiatoren des Colosseums, deren Kämpfe er hindern wollte, getödtet. Doch hörten in Folge dieses Opfertodes die blutigen Schauspiele auf. Seitdem geht der Heilige am Allerseelentage in der Stille der Nacht durch jene Ruine, von Märtyrern und Gerechten aller Zeiten begleitet, den Gesang „Nigrers mei Oeus“ anstimmend, worauf sich ihm von der Erde zahlreiche Seelen anschließen und folgen.“

Die Scene ist der Innenraum des Colosseums, von einem riesigen, am flimmerigen Nachthimmel emporsteigenden Monde beleuchtet. Den Hintergrund bildet die ruinenhafte, von leeren Fensterhöhlen durchbrochene und von Nachtvögeln umschwärmte, elliptische Mauer des alten Riesenbaus. Der Augenpunkt liegt in der Höhe des Baumerks, so daß dessen Boden tief unten, in halber Vogelperspective und starker Verkleinerung der Gegenstände zum Vorschein kommt. Die Composition besteht aus zwei in der Luft schwebenden Menschenströmen, von denen der vordere, mit lebensgroßen Figuren, sich aufwärts von links nach rechts bewegt, um in der dunklen Tiefe des Colosseums zu verschwinden; der Hintere aber, vom höchsten Himmel her über die Mauer weg in den Innenraum sich ergießend, dem vorderen Zuge zueilt und bereits in einiger Entfernung sich hinter ihm ausbreitet. Den Mittelpunkt der Hauptgruppe bildet der heilige Almaquio, der, den Oberkörper mit dem bärtigen Asketenkopfe gegen die Versammelten neigend, frei in der Luft steht und, wie auf einer Kanzel, die Arme predigend ausbreitet. In der Rechten erhebt er ein kleines Kreuzeszeichen, von dem ein magisches Licht ausstrahlt. Rings umgiebt ihn ein Kranz von Kerzen tragenden Märtyrern und Anachoreten in grauen, braunen und schwarzen Mönchskleidern, vorn zwei Geißler mit entblößtem Oberkörper. Während diese, verschieden in Stellung und Geberde, zu dem Begeisterten aufblicken, schweben von der andern Seite die himmlischen Heerschaaren, weiß gekleidete, Kerzell tragende Nonnen, selige Jungfrauen mit weißen Schleiern und Kränzen luftig im Mondlicht herab, um dem leuchtenden Kreuze zu folgen. Mehr im Vordergrund schließen sich ihnen blumenstreuende Kinder an, und ein Rosenregen fällt hernieder in das nachtlliche Grauen der Tiefe, wo kleine, im Helldunkel gespenstisch verschwindende Gestalten nm ein aufgerichtetes Kreuz sich schaaren und geheimnißvoll die Scenen des Martyriums darstellen. Der kräftige Ton der Hauptgruppe hebt diese energisch von den duftigen Scharen des Hintergrundes ab, die doch wieder genug Körperlichkeit haben, um nicht für bloße Schemen der Phantasie zu gelten. Die Luft circulirt zwischen den Figuren, die alle von einander losgehen und deshalb den Eindruck wirklicher Erscheinungen machen. Das Ganze ist wie aus einem Guß und seine Wirkung zauberhaft. Es ist ohne Zweifel das vollendetste Bild der Ausstellung.

Aber Benlliure weiß nicht nur das Furchtbare, sondern auch das Liebliche zu schildern; das Ergreifende wie das Anmuthige beherrscht sein Zauberpinsel mit gleicher Gemalt. Kein größerer Contrast läßt sich denken als neben der Colofseumsvision feine „Vertheilung der Preise im Kinder-' asyl von Valencia“, sowie „Der Marienmonat in Valencia“, zwei Bilder kleinerer Dimension. Im ersten erhellen rosenumkränzte Wandleuchten einen weiten Raum, links ein teppichüberhängtes Podium mit einem rothbedeckten Tisch und einem rothen Plüschsessel, auf welchen, ein rothgekleideter Priester den Vorsitz führt; rechts und links von ihm befindet sich das Protectorenpaar des Asyls. Die Dame legt ihre Hände auf die Schulter eines weißgekleideten Mädchens, wohl des ihrigen, das mit stiller Befriedigung zuschaut. Auf einem Stuhle vor dem Tisch steht ein allerliebstes Kind, das halb muthig, halb befangen, mit vorgestreckten Händchen sein Sprüchlein hersagt. Hinter der Kleinen steht, in Nonnentracht eine Unterrichtsschwester mit dem Soufflirzettel, während eine andere zwei Kinder, an welchen nun wohl die Reihe ist, bei der Hand hält, und die dritte einen Knaben in der Schaar der im Halbkreise sitzenden Kinder zur Ruhe verweist. Ganz im Hintergrunde stehen rechts und links zuhörende Gruppen. Der Teppich ist mit Rosen bestreut, und der ganze Raum athmet feierliche Zuhörerstille. — Der Marienmonat, ein ähnliches Bild, zeigt einen Festgottesdienst in reichem Chore. Im Mittelgrunde, von Kerzenlicht umstrahlt, sieht man die celebrirenden Priester, von Mönchen und Laien umgeben, in einem zauberhaften Helldunkel. Der Vordergrund ist wieder mit den liebreizendsten Kindern bevölkert: rothgekleidete Mädchen mit feinbesetzten Kronen und Federputz im Haar; eines hält eine Laterne, andere tragen Blumenkörbe. Rechts am Altar steht eine Gruppe weißgekleideter Kinder, mit Schleier und Kranz geschmückt und Blumen in der Hand. Auch hier sind überall Rosen ausgestreut, sie scheinen dem Maler nur so von der Palette zu fallen. In den beiden Bildern ist Benlliure unerschöpflich in feiner Charakterisirung des Kindergemüths. Mit unendlicher Liebenswürdigkeit schildert er die kindlich naiven Mädchen in ihren roth und weißen Kleidern, wie sie neugierig um sich schauen, andächtig ihre Pflicht erfüllen oder freudig ihre Blumen bringen. Dabei ist das tiefe, weiche und doch klare, festliche Colorit nicht weniger zu bewundern als die Technik, welche mit spielender Geltendmachung des Details, eine saftige Breite der Ausführung zu verbinden weiß. Benlliure ist einer jener gottbegnadeten Künstler, welche ihre Schätze spielend aus dem Aermel schütteln.

Ein weiteres dmch Umfang und Geschicklichkeit hervorragendes Bild von Alcazar Tejedor in Madrid stellt „Eltern bei der ersten Messe ihres Sohnes“ vor. Im festlich mit Blumen geschmückten Chor auf einem goldenen Lehnssessel sitzt der neugemeinte Priester, der Bauernfohn. Tie Mutter, von ihrer Freude überwältigt, ist vor ihrem Sohne hingesunken, der sie umarmt. Der etwas weiter zurückstehende Bater verbirgt seine ThrSnen in sein Taschentuch. Der Neugemeinte ist von Priestern und Chorknaben umgeben, deren Theilnahme in ihren verschiedenen Abstufungen, von der mitführenden Rührung bis zur bloßen Schaulust, trefflich ausgedrückt ist. Hinter den Eltern drängt sich eine Schaar Neugieriger zu. Die Malerei ist kräftig und warm, die Zeichnung correct und die Behandlung breit. Aber die lebhaften Farben der kirchlichen Garderobe, die rochen Unterkleider und gestickten Meßgewänder, im Gegensatz zu der bürgerlich dunklen Einfachheit der Eltern, geben dem Colorit den Charakter des Bunten; und dies um so mehr, als die ganze Tonlage etwas zu hell und grell für das Innere einer Kirche ist, wodurch die Scene mehr den Ein« druck einer weltlichen Festlichkeit als den einer — doch immer mit etwas Mystik und Halbdunkel gewürzten — kirchlichen Feier macht.

Eine kirchliche Feierlichkeit anderer Art zeigt uns Albert Keller in München in seinem „Hexenschlaf“. Ein weißgekleidetes Mädchen, an einen Pfahl gebunden und vom gläubigen Volk umringt, erleidet mit geschlossenen Augen und lächelnder Miene den Feuertod. Der Katalog giebt hierzu folgende Erklärung: „Wie die alten Protocolle erzählen, verfielen die Heren während der Torturen und Hinrichtungen häusig in einen schlafähnlichen Zustand der Empfindungslosigkeit. Man nahm an, der Teufel schicke diesen Schlaf, weil er denen, die es mit ihm hielten, Schutz gegen irdische Gerechtigkeit zugesichert habe. Heutzutage wissen wir, daß dieser „Herenschlaf nichts anderes als Hypnose oder Somnambulismus war“. Das Bild ist nicht ohne coloristische Anläufe, aber von ungenügender Ausführung und Gesamtwirkung. Die Zeichnung ist mangelhaft und die weiße Hülle des Opfers verdeckt mehr die Formen des jugendlichen Körpers, als daß sie dieselben umkleidete. Die versammelte Menge, welche im Hintergrunde theils auf einer Treppe, theils auf einer Terrasse sich ausbreitet, nimmt unser Interesse wenig in Anspruch. Ueberdies ist die Luftverspective in einer Weise mißlungen, welche dem Bilde keine Tiefe verleiht. — Auch in dem „Porträt“ desselben Künstlers, einer jungen weißgekleideten Dame, welche auf einem rothsamtnen Lehnstuhl sitzt, beeinträchtigt die allzugroße Venmchlässigkeit der Form den Genuß der coloristischen Leistung.

Einer der berühmtesten Schönfärber der Gegenwart, Mich. Munkacsy in Paris, hat die Ausstellung mit einem „Duell“ beschenkt, dessen blutigen Ausgang er uns vorführt. Links unter der tiefen Fensternische liegt der erstochene Spanier in seinem schwarzen Smmmetgewand ausgestreckt auf dem Boden. Der Leiche gegenüber, an den Tisch gelehnt und den Degen zur Erde senkend, steht der Sieger in gelblichgrauem Leibrock, mit dem Ausdruck verrauchenden Zornes und kommender Reue. Auf dem verschobenen blafrothen Tischteppich steht ein Humpen neben einem ungeworfenen Glase; auf der Bank der Fensternische liegen der schwarze Mantel und rothe Hut des Getödteten. Zur Thüre links stürmt ein erschrockener, aufschreiender Mann herein, und eine erregte Frau sucht die Nachdringenden abzuhalten. Munkacsy steht mit diesem Bilde nicht auf der Höhe seiner früheren Erfolge. Die Raum- und Größenverhältnisse sind nicht ganz richtig. Der flache Gefallene hat zu wenig Körper und fast keinen Kopf. Der Mann im Mittelgrund ist zu klein, und sein weißer Kragen zu anspruchsvoll, was ihn noch weiter vortreibt und noch kleiner erscheinen läßt; dazu ist der Degen des siegreichen Hidalgo, wenn dieser den Arm ausstreckt, so lang wie der ganze dem Duell zur Verfügung gestellte Platz. Dagegen ist die Malerei flott und massig, wenn schon etwas flüchtig; auch hat der Künstler die schöne Wirkung seiner aus satter Tiefe warm aufleuchtenden Töne noch nicht ganz eingeübt.

Eine bedeutende coloristische Leistung ist auch „Judith“ von Benjamin Constant in Paris, die, obwohl nur eine Skizze, die sattesten und brilliantesten Farben in harmonischem Einklang ausstrahlt. Ebenso ist „Ein Räuber“, eine vor einem gestohlenen Halsband am Pranger stehende sehr ausgeführte Figur in morgenländischer Tracht von Antonio Talves in Barcelona, ein Wunder von einem Aquarell, das in der Kraft des Colorits an die Oeltechnik heranreicht.

Höchst erfreulich ist ferner die „Dämmerstunde am Kamin“ von Paul Hoecker in München durch die reizvolle Weise, mit welcher uns der Künstler ein junges Mädchen vor Augen führt, die, in ihrer holländischen Haube dem Beschauer das verlorene Profil zukehrend, vor dem Kamin sitzt und das Sieden des Theekessels abwartet. Die Beleuchtung durch das Feuer und die Wirkung des Stofflichen sind mit großer Meisterschaft niedergegeben, ohne durch die Durchführung das Interesse an der Figuren abzuschwächen. Ebenso hat die „Mutter Gottes“, ein Brustbild von DagnanBouveret in Paris — bei allzu gesuchtem Motiv — bedeutende coloristische Vorzüge. Maria sitzt in einer Zimmermannswerkstätte an der Hobelbank; ein weißes Tuch, aus dem das schwarzgescheitelte Haar nur wenig hervorsieht, umhüllt nonnenartig ihren Kopf. Sie nährt ihr Kind unter dem braunen Mantel, der ihren Busen umhüllt; aber der Heiligenschein des Jesuskopfes dringt als tiefgelbes Licht durch den Mantel und wirft sonnenförmig seine Strahlen aus. Diese Phantasmagorie märe wohl zu entbehren. Dagegen hat Marias leicht zur Seite geneigter Kopf, mit blassem Teint und schwermüthigen Augen, etwas fremdartig Anmuthendes. das an den böhmischen Typus erinnert, und ist von vortrefflicher Malerei.

Wir kommen nun zur höchsten Fonn des Colorismus, dessen Ziel nicht nur der harmonische Reiz der Farben, sondern die Bewirtung jener ethischen Stimmung ist, welche der coloristischen entspringt; und hier steht Josef Israels im Haag oben an. Die Feinheit seiner Tonempfindung übt eine Gemalt, die sogar die Lebensgröße verträgt. Dies zeigt sein Bild „Wenn man alt wird“, ein greises Mütterchen, das in verblichenem, graubraunem Mantel und weißer Haube auf einem Rohrstuhl vor dem Kamin sitzt und seine Hände gegen die wärmende Gluth streckt. Das ist alles; aber man verlangt nicht mehr, jedes Weitere wäre Störung. Wie ist das alles aus einem Guß, wie fein ist das oft so störende Weiß abgetont an der Haube, und wie sehr hütet sich die bescheidene Gluth vor jedem aufdringlichen Beleuchtungseffect! Die Strenge der Linie ist abwesend, aber welche Großartigkeit der Auffassung, welche Einfachheit des Vortrags! Wenn sich auch der Umriß im Ton auflöst, so ist die Zeichnung doch richtig, und man fühlt die Sicherheit der Form unter der Farbe. Denn der Mangel zeichnerischer Schärfe hat seinen Grund hier weder in Unkenntnis; noch in Nachlässigkeit, sondern in dem Bestreben, eine gewollte Wirkung hervorzubringen, und die hebiet zu beobachtenden Grenzen sind anf's Haar eingehalten. Israel erinnert in diesem Bilde an die wichtige Formgebung Millets; nur ist seine Empfindung mehr specifisch coloristisch, während die Millets mehr landschaftlich ist.

Ueber Israels alter Frau hängt in der Ausstellung ein großer, liegender Hund von Eerelmann im Haag. Das Thier ist tüchtig gemalt, der Kopf lebendig, das Fell naturalistisch ohne Uebertreibung; es hat sicherlich bei Weitem mehr unmittelbare Naturmahrheit als jenes alte Weib. Aber sonderbar! Diese Wahrheit, eben wegen ihrer materielleren Natur, erscheint im Vergleich zu Israels Bild als eine künstlich reproducirte; der Hund sieht aus, wie ausgebälgt, während man bei der Alten gar nicht lange fragt, wie sie sich zur Natur verhält. Sie packt uns so mächtig bei unserer Einbildungskraft, daß vor dieser inneren Wahrheit die äußerlich nachgeahmte förmlich verschwindet. Da kann man sich den Unterschied klar machen, der zwischen der empfundenen Wirklichkeit des Jntellects und der nur geschauten des Auges besteht; um so mehr, als die Idealität der Jsraelsschen Bilder ja keineswegs auf der Abschwächung der Realität, sondern nur auf der künstlerischen Auffassung dersellen beruht.

Nicht minder bedeutend ist „die Nähschule“ desselben Meisters. Zwei Reihen holländischer Bürgermädchen in einfachen, bläulichen Kleidern und weißen Hauben sitzen in einem ebenso einfachen Zimmer, mit Nähen beschäftigt. Rechts am Fenster, durch welches zwischen zwei Blumenstöcken Häuser und Bäume sichtbar werden, sitzt die ältere Lehrerin und schneidet zu. Die Conception giebt in Beziehung auf Einfachheit und Einförmigkeit des Vorgangs den Darstellungen des neuesten Realismus nichts nach; aber wie viel könnte dieser von jenem Bilde lernen. Die Mädchen, trotz ihrer Alltäglichkeit jugendlich liebenswürdig, sind in den verschiedenen Handgriffen ihrer gleichartigen Thätigkeit fein charakterisirt. Die Züge der Vorsteherin sind von sprechender Natürlichkeit. Das vom Fenster einfallende Licht ist nicht zu Effecthuschereien, sondern zu einer Gleichmäßigkeit der Stimmung benützt, welche das Gemälde so als eine an sich genügende Gesamtwirkung vor die Augen stellt, daß die individuellen Besonderheiten als ein Ueberfluß erfreulicher Beigaben erscheinen. Das Bild ist der Natur nicht nachphotographirt, sondern abgelascht und giebt uns nicht einen Vorgang wieder, sondern versetzt uns mitten in das Behagen dieses eng, aber friedlich umgrenzten Stilllebens.

Nun kommen wir zu einem Farbenkünstler, der, kein Sittenschilderer, sondern ein Märchenerzähler, die Natur in die Fesseln seiner oft ausschweifenden, aber schöpferischen Phantasie schlägt. Arnold Böcklin in Zürich hat sicher schon Besseres geschaffen als sein „Im Spiel der Wellen“, übt aber auch in diesem Bilde, durch seine kraftigen Farbenaccorde und die poetische Einheit seiner Empfindung, jenen Zauber auf uns aus, gegen den die kalte Ueberlegung vergeblich ankämpft. In der Abendstunde, wo das Licht des Tages noch mit der Dämmerung streitet, sehen wir Böcklins fabelhafte Wassermänner und Meerweiber auf einer dunklen, berghohen Welle ihr Spiel treiben. Im Vordergrund umfassen sich ein faunenhafter Triton und eine liebesinnende Najade. Der gelbhaarige Kumpan mit dem Teint einer Nothhaut und mit weißen Seerosen bekränzt, lacht mit dem cynischen Behagen erotischer Begehrlichkeit, während die in Hellem Fleischton schimmernde Najade mit weißem Haar, phantastischem Kopfputz aus Purpurchenillen und einem durch die Flut glänzenden, farbigen Fischschmanz ihren Arm auf seine Schulter legt, wobei die üppigen Formen des Rückens und der Hüften sich geltend machen. Halb zurückschreckend vor der Umarmung, starrt sie mit ihren Seehundsangen wie in banger Erwartung geheimnißvoller Befriedigungen traumhaft in's Leere. Ueber ihr, zur Linken, kommt ein Centaur herangeplätschert, dem die zum Ergreifen ausgestreckten Arme mitten in der Bewegung still stehen, weil die Najade, die er zu fassen hoffte, und welcher er mit rollenden Augen nachblickt, sich mit Fischgewandtheit kopfüber in die Tiefe stürzt, ein Purzelbaum, bei dem ihre Füße aus dem Wasser sehen und der schwellendste Theil ihres Körpers verführerisch an die Oberfläche kommt. Hoch oben, auf der Spitze der Welle, in verkleinernder Entfernung, taucht, halb auf dem Rücken liegend, eine freche Nire mit Kopf und Schultern empor und lacht das vierbeinige, dickbauchige Ungethüm aus, allerdings mit einem Ausdruck, der ihr Wohlgefallen an diesem Spiel in den Wellen nicht verkennen läßt. Das alles ist geistreich erfunden und macht neben der jetzt so wohlgefällig sich ausbreitenden Trivialität einen erfrischenden Eindruck, als ob man selber ein Seebad nähme — natürlich ohne Niren. Störend aber, bei der Größe der Figuren, wirkt die mangelhaste Durchbildung der Form.

Nord und Sud. XliVU.. I««. 15

Der Maler hätte uns das ungeschlachte Wesen des Centauren durch künstlerischere Mittel veranschaulichen können, als durch den kugelförmig-aufgeblasenen Wanst desselben und durch den aller Modellirung entbehrenden Kopf. Desgleichen hätte der Körper der Najade, namentlich Schulter und Ellbogen, eine formvollendeter Behandlung erheischt. — Diese Mängel treten bei des Künstlers „Frühlingslandschaft“ noch auffälliger hervor. Bei diesem ist nur die Ferne schön; die tiefe Stimmung derselben wird durch die aufdringlichen, langweilig kahlen Baumstämme im Vordergrund, die zudem aus dem Tone fallen, gestört; und die über die Maßen saloppe Staffage ist eine Nachlässigkeit, welche sich ein Meister bei Bildern, die er in eine internationale Ausstellung schickt, nicht gestatten sollte.

Realismus.

Fassen wir gleich den Stier bei den Hörnern, und beginnen wir die Kritik des neuesten Realismus mit seinen Ausschreitungen. Unter den Anhängern der extremen Richtung machen sich in erster Linie zwei Künstler als Chorführer bemerklich: Max Liebermann in Berlin und Fritz Uhde in München. Sie haben die Jrrthümer des französischen „Impressionismus“ nach Deutschland verpflanzt, uni, wie dieser, die Vernichtung der zeichnerischen Form und die Abwesenheit der künstlerischen Auffassung zum Princiv zu erheben.

Die Einsendungen Liebermanns bestehen— außer einer unwesentlichen „holländischen Dorfstraße“ — aus zwei kleinen Bildern: „Biergarten“ und „Altmännerhaus in Amsterdam“, neben einem größeren: „Flachsscheuer in Laren“. Dieselben stellen sich im Allgemeinen als skizzenhaft und formlos hingekleckste Farbflecken ohne Gesamtwirkung und Abschluß dar. Sie haben weder Anfang noch Ende; man könnte ohne Schaden ein beliebiges Stück abschneiden oder ansetzen. Sei« „Biergarten“ ist ein zusammengedrängter Wirrwarr häßlicher Menschen, die sich biertrinkend langweilen, und disharmonischer Farben ohne koloristischen Zusammenhang, die jeder einheitlichen Wirkung spotten. Sein „Altmännerhaus“ führt uns in einen Garten, wo Spitäler in ihren gleichförmigen dunkeln Anzügen umhersitzen oder stehen. Das Bild ist aus fünf Farben zusammengesetzt: eine für die Gesichter, eine für die Nücke, eine für die Baumstämme, eine für die Blätter und eine für den Weg. Daraus könnte wenigstens eine gewisse, wenn auch trübselige Einheit entstehen, wenn nicht die Sonne käme, um durch das Laub zu blicken und das ganze Bild mit hellglitzernden Flecken zu überstreuen, was ein Vergnügen gewährt, wie wenn man an einem Gitter vorübergeht, durch das die Sonne scheint. — Die „Flachsscheuer“ macht wenigstens aus der Ferne den Eindruck einer gewissen Stimmung und Naturmahrheit, wenn auch keiner solchen, welche des Wiedergebens merth ist. Näher betrachtet ist sie jedoch ebenso roh als nichtssagend. Die flachziehenden Mädchen, von welchen die eine aussieht wie die andere, sind gleichmerthig im Raum vertheilt; es könnten ebenso gut einige mehr, und noch besser einige weniger sein. Hauptsächlich aber geht die Vernachlässigung der Form weit über das Maasz hinaus, in welchem die Zeichnung der Farbenstimmung zum Opfer gebracht werden darf. Allerdings kann die Form zu Gunsten des Colorits zurücktreten, die Linie kann bis zu einem gewissen Grade im Ton ertränkt werden; aber sie muß unter ihm fühlbar bleiben und darf nicht durchaus verschwinden, uni durch Pigmentflecken ersetzt zu werden. Die anatomischen Lebensbedingungen einer Figur müssen vorhanden sein. Die Punkte, wo der Ann ansetzt, wo der Ellbogen vortritt, wo das Knie sich biegt, dürfen nicht zu größerer Bequemlichkeit des Malers überschmiert, sondern müssen angeben werden, um der Figur ihre richtige Construction zu verleihen. Wo diese nicht gewahrt bleibt, da wird jede Bewegung unklar; denn was nicht verstanden ist, ist auch nicht verständlich. Freilich kann auch in der Wirklichkeit eine Figur eine Stellung haben, welche die Form verbirgt; aber die lebendige Figur bewegt sich, und das Vor- und Nachher des sixirten Augenblicks wirkt in der Phantasie des Beschauers fort. Das Bild aber, das starr bleibt, muß den Augenblick wählen, wo die Bewegung nicht unsichtbar, sondern sichtbar wird. Israels hat gezeigt, wie der Gegensatz zwischen Formgebung und Colorit auszugleichen ist. Die Anhänger Liebennanns behaupten zwar, angesichts seiner mangelhaften Zeichnung, daß er nur nicht wolle, was er könne; aber weit richtiger wird wohl das Gegentheil sein, daß er nicht kann, was er will.

Uhde hat wenigstens mit einem Bilde bewiesen, daß er mehr kann, als er bei den andern wollte, wenn auch nicht so viel, als er sich zutraut. Er hat schon in den verschiedensten Werkstätten hospitirt: er hat Makart imitirt, er ist den dunkeln Wegen Munkacsys nachgegangen, er hat versucht, in die Fußstapfen Menzels zu treten, und ein ander Mal, sich aus Liebermann ein Piedestal zu machen. Nie erreichte er zwar Makarts Farbe, Munkacsys Ausdruck oder Menzels Wahrheit, und wenn er sich schließlich über Liebermann erhob, so kostete ihn dies reichliche Opfergaben auf dem Altar der Verblüffung. Denn seine „Heilige Nacht“ ist, ästhetisch betrachtet, ein sehr unheiliges Machwerk, trotz ihrer kirchlichen Fonn des Triptychons. In dem größeren Raum der Mitte sitzt Maria — die aussieht, wie die nächste beste Wöchnerin — in halbliegender Stellung auf dem Bette, dem einzigen Möbel des ärmlichen Gemachs, und betet das eingewickelte Kind an, das ihr schlafend im Schooß liegt. Links im Mittelgrund sitzt Josef auf einer leiterartigen Holzterppe, abgemandt, verlorenen Profils, mit einer Geberde, als wollte er sagen: Was geht's mich an? Dies ist wohl der gelungenste Realismus des Bldes. Im linken Flügel kommen die aufeinander gestapelten Hirten herbei, und im rechten sitzen in einer Dachkammer kleine weißgekleidete Kinderengel und singen, während andere, halbnaakte, zum Dach hereinfliegen — Albrecht Dürer'sche Reminiscenzen, weniger die Zeichnung. Das Mittelbild ist nicht ohne eine gewisse Stimmung, indem ein Fenster in der Tiefe eine, freilich keineswegs nächtliche. Helle fpendet, wodurch die Maria sich vom Hintergrund ablöst; aber diese Beleuchtung macht mehr den Eindruck aufgewirbelten Staubes als schimmernden Lichts. Im Uebrigen ist das Bild — auf dem mit dein Gegensatz der Körperlichkeit auch die Luft verschwindet, so daß die Figuren aufeinander kleben — skizzenhaft formloses Gesudel. — „Die — lebensgroße — Bergpredigt“ zeigt den predigenden Christus, von hinten, auf einer Bank sitzend, umgeben von heumachenden Bauern und namentlich Bäuerinnen und Kindern, deren triviale Alltäglichkeit auch nicht die Spur eines Interesses erweckt. Von Lösung der künstlerischen Aufgabe, die Verschiedenartigkeit des Eindrucks durch die Abwechselung des Ausdrucks zu charakterisiren ist keine Rede: sie beten alle mit derselben Dummgläubigkeit. Dabei ist auch die Farbe so eigenartig unangenehm und die Luftverspective so wenig gelungen, daß man das Ganze nur als eine Verirrung betrachten kann. — Ein gelungenes Bild dagegen ist Uhdes „Abendmahl“, welches die beiden andern nur um so unbegreiflicher erscheinen läßt. Hier macht sich ein künstlerisches Gefühl für Aufbau, Raumvertheilung und Formverständnis geltend. Christus sitzt mit dein Rücken gegen den Beschauer — Uhde läßt ihn nie von vorn sehen — und unterhält sich bei Wein und Brot mit einer Tafelrunde von zwölf Männern. Die Figuren haben individuellen Charakter, stehen frei und im luftigen Raum, und sind im ganzen gut, wenn auch nicht gleichmäßig, modellirt. Die Formen erscheinen wohl zum Theil etwas schattenhaft, doch die Gesamtwirkung ist eine stimmungsvoll harmonische. Aber freilich den Hintergedanken, die Beschauer durch andere Mittel als rein künstlerische zu fravviren, wird Uhde nicht los; und so setzt er uns eine Gesellschaft vor, die eher an Spitäler und Zuchthäusler erinnert als an Apostel. Seine Anhänger behaupten freilich, die Apostel seien ja gemeine Leute gewesen, und eben das Hereinziehen der religiösen Darstellung in die naturwüchsige Ungeschlachtheit unserer unmittelbaren Umgebung sei der rechte Weg, die neutestamentliche Historie wieder lebendig und im Volke wirksam zu machen. Aber die Versetzung der christlichen Legende in die Gegenwart ist schon von andern, z. B. von Gebhard, weit besser practicirt worden; und die Meinung, die triviale Häßlichkeit mache einen tieferen Eindruck auf das Volk als die poetische Schönheit, heißt die Kunst und die Menschheit gleichermaßen mißkennen. Im Uebrigen hat die wahre Kunst mit der religiösen Wirkung nichts zu schaffen.

Wir kommen nun zu der Gruppe der Grauen, die allerdings etwas künstlerischere Gewohnheiten und in Bastien-Lepage einen berühmten Vorgänger besitzen, wenn derselbe auch die Graukunst nur in Stunden der Verirrung getrieben hat. Ein Specimen derselben — weniger grau als überhaupt blaß, flach und körperlos — ist in der Ausstellung unter dem Namen „Die arme Fauvette“ erschienen: ein dürftiges Mädchen, das auf einer distelbewachsenen Wiese eine dürr Kuh ein armseliges Futter suchen läßt. Der einzige Baumstamm des Feldes schneidet die Kuh mitten durch; denn von einer Luftperspective, welche den Baum vor das Thier stellte, ist keine Rede. Zeichnung und Colorit sind ebenso saft- und kraftlos als die Geschöpfe, die sie darzustellen haben, und das Ganze sieht aus wie der Versuch eines Stümpers, aus dem vielleicht was werden kann. Wenn man neben diesem Bilde das „Porträt meines Großvaters“ sieht, ein Meistermerk ersten Ranges, so ist es unbegreiflich, daß beide von einer Hand stammen. Der alte Mann sitzt im Garten auf einem ländlichen Lehnstuhl und zeigt uns eine richtige Freiluftmalerei, die nichts mit jenen impressionistischen Klecksereien gemein hat als das etwas giftige Grün des Laubmerks im Hintergrund. Die vornehme Zeichnung Holbeins verbindet sich mit einer Technik, welche das Material verschwinden und nur das Werk des Künstlers übrig läßt. Was Leibl suchte — der vor lauter Naturstudium zuletzt in der Wirklichkeit unterging — das hat BastienLepage erreicht. Er hat die Aufgabe gelöst, die Formen ohne merkliche Veränderung des Localtons wiederzugeben, und ohne dunkle Schatten den Kopf vollständig körperlich zu modelliren. Nie hat man eine so greifbare Plastik mit einer solchen Einfachheit des Verfahrens und Einheit der Farbe verbunden gesehen. — Das Landschaftsbild Bastien - Lepages, „Teich bei Damvillers“, wird sicherlich viel grünes. Unheil anrichten. Es hat sehr schöne Partien und ist so nach der Natur studirt, daß es aussieht wie eine farbige Photographie; aber seine Wiesen sind von einem unmöglichen Grün.

Doch kehren wir zu den Grauen zurück. Da ist Löon Fröderic in Brüssel, der lebensgroße „Kreidehändler“ gleich in Form eines Trivtychons bringt. Auf dem linken Bilde kommen in der Morgenfrühe Mann, Frau und Knabe die wiesenbegrenzte Landstraße einher, um an ihr Tagewerk zu gehen. Die Eltern tragen gefüllte Hotten und der Junge ein Cigarrenkästchen. Auf dem größeren Mittelbilde halten sie in Gesellschaft von drei anderen Personen — einer Mutter mit dem schlafenden Säugling an der Brust, einem Kinde und einem halbwüchsigen Mädchen — in der Nähe einer Stadt auf freiem Felde Mittagsrast. Im Halbkreis um den eisernen Topf, der das bescheidene Mahl enthält, gelagert, die zum Theil geleerten Hotten hinter sich, halten sie im Essen ein, um zu beten, wahrscheinlich auf ein Zeichen der nicht allzufernen Kirchenglocke. Dürftig, aber nicht zerrissen, barfuß mit Ausnahme des Mannes, der Holzschuhe anhat, beten sie mit dem Ausdruck frommer Ergebung. Das dritte Bild stellt die Abendheimkehr vor, und zeigt die drei Personen von hinten mit den leeren Hotten ihrem Dorfe zuwandelnd. Das Bild ist nicht ohne ernstliche Qualitäten, namentlich hat die Abendheimkehr Luft und Stimmung. Dagegen ist das Mittelbild staubgrau, licht- und luftlos, und der Eindruck des Ganzen ein trostlos pessimistischer. Man weiß nicht, soll dasselbe die Kritik einer Geschüft sein, welche die Armuth groß zieht, oder die Kritik einer Armuth, die nun seit achzehnhundert Jahren zu dem Gotte jener Gesellschaft vergeblich betet.

Obwohl „Die Schäferin“ von Ch. Sp. Pearce, in Auvers für Oise, keinen tröstlicheren Anblick gewahrt als die „Kreidehändler“, ist sie doch eine höchst merkwürdige, verdienstliche Leistung und das Hauptstück der grauen Gruppe. Mitten durch ein großes Stück wellenförmigen Hügelands, mit einigen grasenden Schafen im Mittelgrund, das fast bis zum Horizonte sich ausdehnt, führt eine breite Chaussee, auf deren Vordergrund ein junges, im Profil sich zeigendes Mädchen steht, auf einen langen dünnen Stab gestützt, eine weiße Haube auf dem Kopf, einen vielgeflickten blaugrau verschossenen Rock und Kittel auf ihrem mageren Körper, der sich in dem großem Raum fast verliert. Sie steht regungslos wie im Halbschlaf, und ihr Gesicht ist nicht intelligenter als das ihrer Schafe. Aber diese langweilige Person ist wunderbar gezeichnet und gemalt; sie hat durch die Einfachheit der Behandlung und durch die Großartigkeit der Form ihren Platz zwischen Millet und BastienLepage. Auch die Landschaft ist von ernstester Naturmahrheit, und das in der Ferne sich verlierende Feld zeigt die feinste Farbenempfindung. Dagegen ist der Gesamttton etwas staubig, die Schatten sind, trotz einer vollständigen Modellirung, doch kraftlos und die Schlagschatten fast abwesend, so daß die Figur bei all' ihrer plastischen Herausarbeitung sich etwas schemenhaft im Räume verliert. Das Bild thut offenbar des Guten zu viel und ist ein recht sprechender Beweis dafür, wie viel Studium und Geschicklichkeit diese Kunstrichtung an nichtssagende und unerquickliche Gegenstände verschwendet.

Auch Mc. Neill Whistler in London ist ein renommirter Graumaler, der die coloristische Anordnung seiner Porträte zu behandeln scheint wie der Damenschneider die Zusammenstellung seiner Toiletten. Da heißt es im Catalog: „Arrangement in schwarz: Lady Archibald Campbell; Arrangement in grau und schwarz: des Künstlers Mutter; Arrangement in grau und grün: Miß Alexander.“ Leider ist die Lady Campbell so schwarz arrangirt, daß sie mit dem Hintergrunde verschwimmt und kaum herauszufischen ist. Die zwei anderen Figuren sind wohl nicht ohne eine gewisse feine, aber krankhaft entartete Empfindung: sie sind flach und flau, luft- und schattenlos; niit einem Wort — graue Rebelbilder ohne Raum« tiefe und Körperlichkeit.

Adolf Artz im Haag streift in seiner „Kartoffelernte“ wohl auch etwas an's Graue, erinnert aber an die guten Bilder von Bastien-Lepage. Die mit Kartoffelausgraben beschäftigten Leute sind in ihrer Tonqualität gewissenhaft beobachtet und vereinigen sich mit dem bedeckten Himmel und dem unbestimmten zerstreuten Licht der Landschaft zu einem stimmungsvollen Ganzen. Sein „kleine Schäferin“ — ein Mädchen mit einem Schäfchen unter Bäumen im Sonnenschein — ist wohl ein recht hübsches Bild, bei dem jedoch die Wärme der leuchtenden Sonne nicht zu vollem Ausdruck kommt. — Frans van Leemputten in Brüssel bringt gleichfalls in seinen „Bauern zur Arbeit gehend“ eine Darstellung im Morgenrauen, die sich durch feines, künstlerisches Gefühl und durch die harmonische Einheit von Figur und Landschaft auszeichnet. — Auch ein kleines Bild von Robert Haug in Stuttgart „Freiwillige Jäger“ fällt durch feine ruhige einheitliche Haltung aus, wenn auch dessen Gleichfärbigkeit nicht ganz frei von Manier ist.

Eine bedeutende und nicht erfolglose Anstrengung machte Philipp Fleischer in München, indem er uns in seinem großen Bilde, „St. Gotthard“, eine Scene des Tunnelbaus vorführt. Aus dem im Hintergrund sich öffnenden Tunnelthor ergießt sich nach rechts der Strom der heimkehrenden Arbeiter, während im linken Vordergrund um den Tisch vor einer invrovisirten Schänke eine pittoreske Gesellschaft sich gelagert hat. Diese Gruppe ist sehr lebendig und hat eine harmonische Gesamtwirkung. Auch dem Arbeiterzug fehlt es nicht an naturmahren Gestalten; namentlich sind die vorderen lebensgroßen Figuren gut charakterisirt. Aber der lange Nachschub bildet eine zusammengestaute graulich verschwommene Masse, welche der im ganzen tüchtigen Haltung des Bildes etwas Unruhiges und Neberladenes giebt.

Die zwei Hauptleistungen der Freiluftmalerei aber, die sich von allem Grauen und Skizzenhaften emancipirt haben, sind „Die Einsegnung der Felder im Jahre 1800“ von Salvador Viniegra y Lasso in Cadir, und „Im Spitalgarten“ von Frithjof Smith in München. Die Mitte des ersten, ungewöhnlich großen Bildes, nimmt ein Priester im reichen Ornat ein, der, in der einen Hand das Gebetbuch, in der anderen den Weihwedel, die Flur besprengt, während ihm die Kirchendiener Kreuz und Kerzen vorantragen. Neben ihm, im Vordergrund, stehen die Chorknaben in ihren rothen Ministrantenröcken und weißen Chorhemden, die Weihrauchfässer schwingend. Links, auf hoher blumenbedeckter Tragbahre, ragt unter einein goldbrokatnen Baldachin die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde empor. Hinter ihr schreitet eine Männergruppe mit Laternen und Fahnen; den Mittelgrund nimmt die gläubige, zum Theil knieende Gemeinde ein. Der Vorgang spielt sich im hellen Sonnenlicht ab, so daß die Beleuchtung aus der Tiefe kommt und die Figuren sich dunkel vom leuchtenden Himmel abheben. Die glänzende, in solch coloristisch verwegener Darstellung wohl noch nicht dagewesene Lichtmirkung zieht die erstaunten Augen auf sich, und man kann der technischen Geschicklichkeit, mit welcher die schwere Aufgabe meisterlich gelöst ist, seine Bewunderung nicht versagen. Aber trotzdem empfängt man nicht den Eindruck voller Befriedigung, wie z. B. vor dem Colosseumbilde Benlliures oder der Bekehrungsscene Carboneros. Denn bei diesen ist die Naturmahrheit vollständig in der künstlerischen Stimmung ausgegangen, während bei der „Einsegnung“ ein Nest von Wirklichkeit bleibt, der nicht zu ästhetischer Verwerthung kommt, weil hier die Naturwahrheit des Tons als höchster Zweck auftritt, und dieser, einer Aufgabe von unlösbarer Schmierigkeit gegenüber, doch nicht vollständig erreicht wird. Allerdings hat es der Künstler fertig gebracht, den Beschauer so zu blenden, daß derselbe in’s Freie zu schauen glaubt; aber um diese Wirkung hervorzubringen, war er nöthigt, die ganze Kraft seiner Palette dem Lichteffect des Himmels zu opfern und die gegen das Licht stehenden Personen so dunkel zu malen, daß sie Negern gleichen, wogegen das Weißzeug der Chorknaben wieder zu viel Helle empfängt. Einzelne Figuren scheinen von hinten, andere mehr von der Seite oder fast von vorn beleuchtet, wie wenn das Bild verschiedene Lichtquellen hätte, was wohl im geschlossenen Raum, aber nicht im Freien inöglich ist. Hier darf man nicht, uni seinen Effect zu erreichen, beliebig Heller oder dunkler gehen; denn wenn die Beleuchtung der optischen Einheit ermangelt, so ermangelt die Gesamtwirkung der überzeugenden Wahrheit. Das Pigment ist kein Sonnenstrahl, und das lichtgeblendete Auge kann nicht sehen. Der Künstler hat hier die Grenzen überschritten, welche der Malerei nicht von engherzigen Schulbegriffen sondern von der Beschaffenheit des technischen Materials und von den Bedingungen des menschlichen Sehvermögens gezogen werden: und trotz der bemundernswerthen Kunst und Geschicklichkeit, die er in seinem Ringen mit den: Licht an den Tag legte, trägt sein Gemälde die nachtheiligen Spuren des Kampfes.

Smith, ein Schüler von Löfftz, stellte sich in seinem „Spitalgarten“ eine weniger schmierige Aufgabe und gelangte zu einer zwar nicht so brillanten, aber desto vollständigeren Lösung. Die Scene, von der milden Sonne eines schönen Vorfrühlingstages erhellt, ist ein ziemlich zretreter Grasparden mit einigen knospenden Obstbäumen, über dessen Mauern die Häuser des Ortes hereinsehen. Rechts iin Vordergrund unter den überhängenden, noch kahlen Zweigen eines hohen Strauches, um einen Tisch mit Bänken sitzt eine Gesellschaft weiblicher Inwohner. Ganz vorn, dem Beschauer halb den Rücken kehrend, aber den Kopf im Profil zeigend, hat sich eine besuchende Frau, die zwei Kinder mitgebracht, sammt ihrer Milchflasche auf der Bank installirt. Neben ihr, auf der rechten Seite des Tisches, sitzt eine gleichfalls vom Rücken, und verlorenen Profils, gesehene Alte mit weißem Haar und schwarzer Haube, in der einen Hand den Strickstrumpf, den Zeigefinger der andern deinsonstirend erhoben, und unterhält sich mit einer noch älteren, mit einem vergriffenen Strohhut geschmückten Collegin, welche, verständnißinnig über die Brille weggehend, mit freundlicher Aufmerksamkeit zuhört und auf den Moment der möglich werdenden Gegenrede wartet. Auf der anderen Seite steht ein junges Dienstmädchen des Spitals, das ein Brötchen bringt. Vor ihr, zur Linken der Besuchenden, sitzt eine alte Frau — ohne Zweifel die im Spital weilende Großmutter, was fehon die Aehnlichkeit der beiden Gesichter andeutet — uud hält das fünfte der Kinder an der Hand, das, wackelnd auf seinen gespreizten Beinchen und einen blühenden Apfelbaumzweig in der Hand, dem älteren Schwesterchen zustrebt. Dieses sitzt auf der Erde, den mit gelben Schmalzblumen gefüllten Strohhut zwischen den Beinen. Hinter ihr, Mkhr im Mittelgründe, auf der verwitterten Bank, am Stamm eines knorrigen Apfelbaums, sitzt eine alte Frau nnt weißem Haar unter dem haubenförmigen Hute, den Ausdruck endgiltiger Ergebenheit in den milden Zügen, und stützt sich auf den Schirm zwischen ihren Kniesen, vergangener Tage gedenkend. Ein anderes, vom Rücken her sich vrosilirendes Weib, sitzt auf der anderen Seite des Baumes, vorgebeugt, mit der Geberde dumpfer Theilnahmlosigkeit. Im hintern Mittelgrunde wird eine alte, gebückte, auf einen Stab sich stützende Frau von einer bannherzigen Schwester am Arme geführt, während zwei andere in der linken Ecke Wäsche aufhängen. Ganz im Hintergrunde sitzen einige alte Männer auf einer Bank. Dieses Bild charakterisirt nicht nur das Leben und Treiben im Spitalgarten vortrefflich, es individualisirt auch die einzelnen Personen — ohne die Hübschheit zu Hilfe zu nehmen — mit einer so inneren lebensvollen Wärme, daß sie uns alle sympathisch nahe treten, weil wir ihnen ihre Schicksale vom Gesicht ablesen. Das sind keine äußerlich naturmahren, aber innerlich hohlen Bälge, die man fragen möchte, was sie eigentlich hier thun; sondern wirkliche Menschen, die im Gegentheil uns nicht lange fragen, ob wir sie gelten lassen wollen, die vielmehr leben und sind. Dabei ist die Technik meisterhaft, fest und klar ohne Manier, und die bei aller Einfachheit wohl erwogene Ausführung erreicht eine Kraft und Gleichmäßigkeit der Lichtmirkung, eine anmuthende, Landschaft und Figuren verschmelzende Einheit der Stimmung, die nichts zu wünschen übrig lassen. Hier können die Liebermann und Uhde sehen, daß man interessant, naturwahr und freiluftig sein kann, ohne häßlich, brutal und formlos zu werden.

Ein kleineres, dem „Spitalgarten“ nahestehendes Bild: „Hol‘ über!“ bringt D. R. Knight in Passn. Ein lieblicher Anblick, ist es halb Wald- halb Flußlandschaft. Links stehen hochstämmige Bäume, niederes Gestrüpp begrenzt das Ufer, an dem zwei jugendliche Landmädchen den Fährmann erwarten. Ihre bescheidene, geflickte, aber reinliche Kleidung spielt in’s Braune, Blaue und Graue. Die Vordere, rosig von Gesicht und blond von Haar, winkt mit erhobener Hand, während die zweite, mit gelbgestreiftem Kopf- und röthlichgeblütem Halstuch, die Hand an den Mund hält, um dem Schiffer zu rufen, welcher, auf der anderen Seite des Wassers, raschen Schrittes dem nahen Kahne zueilt. Der sich biegende Fluß verschwindet zwischen den Ufern, wo die weißen Häuser und rothen Dächer eines Dorfes durch die Bäume schimmern. Vom sanften Scheine des herannahenden Abends überhaucht, spiegelt sich die freundliche Umgebung im Wasser, und erfüllt von Luft und Licht dehnt sich der Raum, als wollte er zum Beschreiten einladen. Dieses Bild ist durch die größere Unterordnung des Nebensächlichen vielleicht ein abgerundeteres als der „Spitalgarten“, aber die schöne, saftige Farbe, und das kraftvolle Licht der Figuren^isolirt dieselben doch etwas mehr von der Umgebung, als für die Gesamtmirklmg gut ist, und hier wäre die Furcht, es zu schön zu machen, vielleicht nicht ganz überflüssig gewesen.

Als hervorragende Leistung ist auch die wohlgeordnete Composition Alberto Rossis von Turin zu erwähnen: „Bergleute“, welche einen Gestürzten die felsige Höhe herabtragen. Die Figuren heben sich energisch vom grauhell verschleierten Himmel ab und machen einen ernsten Hannonischen Eindruck. — Ein schönes Bild in freier Luft ist ferner die „Kapuzinexredigt in Wallensteins Lager“ von Ferdinand Messerschmitt in München. Auch er hat sich in der Schule von Löfftz gebildet und zeigt eine sichere Formenund Tonbehandlung. Die Darstellung führt uns in Wallensteins Lager, das in einem von der Stadt Eger überragten Thalgrunde aufgeschlagen ist. Rechts im Vordergrund umgeben Kroaten ein Lagerfeuer, ringsum Truppen von allen Waffengattungen, die sich im Mittelgrunde zu einer mächtigen Masse vereinigen, aus welcher der predigende Kapuziner emporragt. Ein Theil der Soldaten hört dem Kapuziner zu, während ein anderer in einem Markenderzelte den Durst löscht und wieder andere spielen oder einem Mädel nachjagen. Links kommen Pappenheimer Kürassiere. Im Hintergrunde heben sich kleinere Gruppen von dem Grün des Hügels und der dunstigen Athmosphäre ab. Das Ganze ist voll Bewegung, Staub und Sonne, ein lebendiges Lagerbild.

Wir kommen nun zu derjenigen Lichtmalerei, welche ihre Darstellung in den geschlossenen Raum verlegt, aber das Licht vom Hintergrund her einführt, von dem sie die Figuren im Helldunkel abhebt. Die Schwierigkeit ist hier etwas gemindert, weil die Figuren nicht unmittelbar vor dein leuchtenden Himmel stehen, die lichtspendenden Fenster von dunklen Pfeilern unterbrochen werden, und das von den Wänden reflectirte, zerstreute Licht eine gewisse Klärung gestattet. Auch können hier durch nebenliegende Thüren oder Fenster weitere Lichtquellen geschaffen werden.

Das erfolgreichste Bild dieser Kategorie ist wohl das „Im Trauerhause“ betitelte von Walter Firle in München, einem Schüler von Löfftz. Die Zimmerwand des Hintergrunds ist von zwei breiten, sich fast berührenden Fenstern durchbrochen, durch welche jedoch nicht der Himmel glänzt, fondern die etwas zurückstehenden Nachbarhäuser hereinsehen, was die Helle mildert. In einem der Länge nach aufgestellten einfachen Sarg — die Hände gefaltet, das liebliche Gesicht von einem durchsichtigen meiszen Schleier halb verhüllt — liegt die Tode aufgebahrt, zu Häupten den jungfräulichen Kranz zwischen zwei brennenden Kerzen. Vor dem Sarge, dem Beschauer zugekehrt, sitzt die trauernde Mutter, gebeugten Hauptes, ein weißes Taschentuch, wie um das Schluchzen zu hemmen, an den Mund drückend. Ihr zunächst im Vordergrund steht ein Mädchen mit einem Immortellenkranz, neben ihr ein stattlicher Greis, und hinter diesen eine Ansammlung von Personen — meistens Weiber und Kinder — welche Theilnahme oder Neugierde zur Schau tragen und durch eine offene Thür noch Zuwachs erhalten. Die Charakterisirung Einzelner dieser Gruppe dürfte wohl etwas mehr Bestimmtheit und Abwechslung haben; dagegen sind ein paar halbwüchsige Mädchen mit dem Ausdruck sinnenden Mitgefühls in den kindlichen Zügen sehr naiv und anmuthig aufgefaßt. Die ganze Darstellung ist überhaupt einfach und ungekünstelt und vermeidet alle pathetischen Hilfsmittel: aber eben deshalb wirkt sie um so ergreifender, denn auch die coloristische Durchführung ist eine einheitlich stimmungsvolle. Freilich war der Künstler genöthigt, das Gesicht der vom Licht abgekehrten Mutter etwas willkürlich aufzuhellen; doch wird dieser fromme Trug durchaus nicht störend, weil der Zweck des Bildes nicht, wie bei Viniegras „Einsegnung“, die möglichst getreue Wiedergabe des Lichteffects ist, sondern hier im Gegentheil das meislich gedämpfte Lichtspiel des Innenraums zu Stimmungszwecken verwendet und die ideelle Wahrheit über die materielle gestellt wird. Dieses Gemälde zeigt, welche Erfolge einem gefunden, künstlerisch aufgefaßten Naturalismus abzugewinnen sind.

Ein Bild, das dem vorhergehenden an Bedeutung kaum nachsteht, obwohl es einen trivialeren Gegenstand, und mit weniger Zartheit behandelt, ist der „Bauernstreit“ von W. Szymanowski in München. Die Wand der Dorfschenke, an deren langem Tische der Streit vor sich geht, ist gleichfalls mit zwei, jedoch weniger großen und von einem breiten Zwischenpfeiler getrennten Fenstern versehen, durch deren erstes der lichte Himmel blickt, während die Helle des zweiten durch gegenüberstehendes Buschmerk gedämpft wird. Die Contrast sind bei dieser Anordnung weit heftiger, und die Figuren, stärker beleuchtet und beschattet, runden sich plastischer. Die, glücklicher Weise noch nicht zu vollem Ausbruch gekommenen Handgreiflichkeiten der zwei Bauern, die sich gegenüberstzen, sind mit leidenschaftlicher Lebendigkeit dargestellt; der dritte hat alle Mühe, seinem ergrimnten Nachbar die geballte Faust zurückzuhalten, während der vierte erwartungsvoll zusieht. Links an der Wand, in die Ecke gedrückt, sitzen drei erschrockene Frauen, vonmelchendie äußerste, eine stattliche, weißbehaubteGestalt entblößten Busens ihr Kind stillt. Die Figuren sind in Bewegung und Ausdruck von etwas roher, aber energischer Wahrheit und individuellein Charakter. Diescr Auffassung entspricht auch die Malerei, die, namentlich in dem vordersten Bauern, der dem Beschauer den Rücken kehrt, wohl etwas mehr Durchbildung der Fonn vertragen hätte, die aber, wenn auch etwas derb, ungemein kräftig und wirkungsvoll ist. Das einzig Störende ist das auf die säugende Frau angesammelte allzustarke Licht, welches die Aufmerksamkeit in die äußerste Ecke zieht und das Helldunkel der übrigen Figuren noch dunkler macht. Eine in der Anordnung ähnliche Scene, doch friedlicherer Natur, ist „Der Toast in der Csarda“, ein kleineres Bild von Hollos«. Simonak in München, ohne Zweifel eines der besten dieser Gattung. Es zeigt uns gleichfalls eine von den Fenstern sich abhebende Gesellschaft in einer ungarischen Schänke, aber in freundschaftlichem Anstoßen begriffen, und ist von einer ausgezeichneten Feinheit des Tons, einer großen Wahrheit des Helldunkels und einer vortrefflichen Malerei.

Die frappanteste Wirkung unter den Interieur-Beleuchtungen jedoch bringen „Die Schwestern“ von Karl Becker in München hervor. In einer ärmlichen Kammer mit einem kleinen viereckigen Fenster und einem Tisch mit Bank als einzigem Hausrath befinden sich zwei steinalte Frauen. Die eine, mit weißen Haaren und tief eingefallenen Wangen, liegt todt im Bett, vor welchem die andere schmerzversunken auf der Bank sitzt, die Hand aus dem Arm der Todten. Die mit derbem Vortrag pastos hingesezte Malerei ist von einer verblüffenden Wahrheit des Tons und erreicht die Wirkung frei im Raum stehender Plastik mit einer überzeugenden, selbst das Stereoskop übertreffenden Kraft.

Ein ebenfalls sehr gut behandeltes Bild von Hermann Hartwig in München heißt der „Frohndienst“. Diesen hat ein zwölfjähriger, rothhaariger Junge zu verrichten, welcher, inmitten der Küche in ärmlicher Kleidung auf einem Stuhle sitzt und das schreiende Jüngste in einem Wickelkissen auf dem Schooße hält. Doch betrachtet er den kleinen Plagegeist gerade nicht mit allzu erbostem Gesicht; auch findet er eine theilnehmende Gesellschaft in dem fünfjährigen blondzöpsigen Mädchen und der jungen Katze, welche dem kleinen Schreihals zuhören. Rechts am Küchenfenster sitzt die Großmutter in lilaverblichenem Kleid und Halstuch, grauen Haares, die Brille auf der Nase, und hantirt mit Scheere und Leinwand, nicht ohne auf den Fröhnling hinüberzuschielen. Die ganze Ausstattung der rothgeplättelten Küche ist getreulich und mit flottem Pinsel abkonterfeit. Neben Kessel und Eimer, neben den Besen beim Kamin und den Schüsseln und Tellern auf dem Geschirrbrett fehlt auch der Kalender an der Wand und der Vogelkäfig in der Fensternische nicht. Durch das Fenster, hinter welchem ein Blumentopf steht und die Dorfstraße sichtbar wird, fällt ein Abendfrahl. Die Lichtwirkung ist wahr und ungekünstelt, der Raum weit und luftig, und der Gesamteindruck ein sehr befriedigender.

Ein aner kennenswerthes Streben zeigt die „Morgendämmerung“ von Hugo von Habermann in München, welche uns an das Lager eines Kranken führt, der, den Kopf in die Hand gestützt, dem neuen Tag entgegensieht. Die am Fenster sitzende barmherzige Schwester ist eingeschlummert. Die Beleuchtung wird hier als Stimmungsmittel benützt mit einem Erfolg, der noch vollständiger wäre, wenn von den Möbeln des Zimmers, in Folge einer irrthümlichen Perspective, nicht jedes seinen eigenen Verschmindrmgspunkt hätte, was die Darstellung unruhig macht. — Viel einheitlicher, aber freilich ohne die modischen Lichtkünste, ist ein anderes Bild desselben Künstlers „Ein Sorgenkind“, das vom Arzt auscultirt wird, während die Mutter ängstlich auf das Resultat der Untersuchung^wartet.

Es sind eine ziemliche Anzahl jener mehr oder weniger gelungenen Interieurs mit Lichteffekten vorhanden, von denen fast iminer wieder dasselbe zu sagen wäre. Von großer Geschicklichkeit indessen zeugt die lebensgroße „Erste Probe“ von Tichamer Margitan in Budapest, bei welcher sich die Singenden und Zuhörenden um den Dirigenten schaaren, der leitend in einem Lehnstuhl sitzt. Hier ist das Einzelne vortrefflich gemalt, aber das Nebensächliche zu sehr betont und keine Gesamtwirkung erzielt. Das Licht wird überall aufgefangen und concentrirt sich nirgends, wodurch die Malerei scheckig und kreidig wird. Die bis in die Ecken gleichmerthig durchgeführte Malerei läßt das Bild ohne Abschluß und ist ein sprechendes Beispiel, wie die moderne Geschicklichkeit gewöhnlich, trotz all ihrer Leistungsfähigkeit, ohne eine wahrhaft künstlerische Wirkung zu erreichen, verpufft wird. — Eine tüchtige Leistung, wenn sie auch nicht ganz zu ihrem Ziele gelangte, ist der lebensgroße „Eisenhammer“ von Friedrich Keller in Stuttgart. Die drei, das glühende Eisen schmiedenden Gesellen sind von guter Bewegung und von kräftiger Technik. Aber die doppelte Lichtmirkung des Feuers und der Tageshelle ermangelt einer exakteren Beobachtung; und so fehlt es der Beleuchtung an Verständlichkeit und der Farbenstimmung an Einheit, Mängel, die bei dieser übertriebenen Dimension um so sichtbarer hervortreten.

Aus dem Orient.

 <div> <div><div>Flüchtige Aufzeichnungen,</div></div> <div> <div>von</div> </div> </div>

Vau! Lindau.

 <div> <div><div>— Berlin. —</div></div> <div> <div>VI.</div> </div> </div>

 <div> <div><div>Von Saloniki nach ^{<}onstantinopel.</div></div> <div> <div>Auf dem Aegäischen Meer. — Die Dardanellen. — Einfahrt in daS Goldene Horn vom Marmara-Meer.—Der erste Blick auf Constautinopel im Morgennebel. — Stambul,</div> </div> </div>

ie Fahrt von Saloniki auf dem Aegäischen Meer durch die Dardanellen und das Marmara-Meer nach Constantinovel gehört zu den angenehmsten und genußreichsten Seereisen, die man machen kann. Sie nimmt etwa vierzig Stunden in Anspruch. Wir hatten das wundervollste Wetter, einen sonnigen wolkenlosen Himmel. Das Meer war spiegelglatt und von einer geradezu unwahrscheinlich blauen Farbe, im wahren Sinne des Wortes ultramarin, übermeerblau.

Man hat während der Fahrt nicht eigentlich die Empfindung, eine Seereise zu machen, man glaubt vielmehr auf einem gewaltigen Strome von unvergleichlicher Schönheit dahinzudampfen. Das Festland verliert man wohl nie ganz aus den Augen.

Das schöne Saloniki, von dem wir nns entfernten, schien sich immer mehr und mehr zusammenschieben. Bald sahen wir nichts mehr als den weithin leuchtenden runden Thurm am Ufer, eine glänzende, unruhig bewegte Masse mit weißen Strichen, und schließlich entschwand das Ganze in grauein Nebel unsern Blicken. In den Nachmittags- und Abendstunden fuhrn wir an den langgestreckten chalkidkschen Halbinseln vorüber, an Cassandra und Longos. Vom Berg Athos, jener einzigen Ansiedlung von Mönchen — es sollen da einige zwanzig Klöster mit etwa 3000 Mönchen fein, und in den uralten Klöstern sollen die wichtigsten Urkunden für die byzantinische Geschichte verscharrt liegen —, konnten mir nichts mehr sehen, da inzwischen die Nacht hereingebrochen war. Jmbros und Samothrake zeigen sich in den Frühstunden und am Vormittage des nächsten Tages: Jmbros im grünen Schmuck der Bäume und im Grau der felsigen Berge, Samothrake in dem duftigen violetten Rosa des Morgenlichts wie in leuchtendem Dunste.

In den Mittagsstunden fahren wir in den Hellesvont ein. Unweigerlich werden die Erinnerungen an Hero und Leander und an Lord Byron, der die schmale Wasserfläche durchschwömmen hat, wachgerufen; und ebenso unausbleiblich halten die Klügsten an Bord gediegene Vorträge über die Wichtigkeit der Dardanellen für die europäische Politik, über die bedeutsame Nolle, die sie schon gespielt haben und die sie voraussichtlich auch in Zukunft noch einmal spielen werden. Es thut einigermaßen Roth, sich hier die Zeit durch sinnige und lehrreiche Gespräche verkürzen zu lassen, denn der Weg durch die Dardanellen ist recht herzlich langweilig. Die sich eng aneinander drängenden Ufer sind auf der europäischen Seite gerade so reizlos wie auf der asiatischen. Auf der asiatischen Seite sieht man neben alten Befestigungen an der Hauptstation, wo auch der Dampfer hält, neue charakterlose Gebäude, aus ziemlich gutem Material hergestellt, deren kasernenartiges Ansehen darauf schließen läßt, daß sie zu militärischen oder behördlichen Zwecken dienen. Ich glaube, es sind die Behausungen des Gouverneurs und der Vertreter der europäischen Mächte.

Während unser Dampfer hält, schießen wie Raubvögel einige zwanzig schmale und schnelle Barken, die von zerlumpten Kerlen geschickt gerudert werden, auf unser Schiff zu. Die Bootführer drücken durch wilde unverständliche Schreie und lebhafte verständlichere Gestikulationen ihren Wunsch aus, die Reisenden möchten doch aussteigen. Einige Passagiere können dem Wunsche, ihren Fuß auf den Boden Asiens zu setzen, auch nicht widerstehen und lassen sich durch das wilde Geschrei und Gezappel der Leute da unten zum Aussteigen verleiten. Die Unglücklichen werden von den Schiffern förmlich zerrissen. Ungeachtet aller Stöße und Püffe, die ihnen von den unwilligen Passagieren versetzt werden, reißen die Kahnführer die Neugierigen mit Gemalt an sich, und sobald sie einen oder mehrere glücklich im Kahn haben, schießen sie wie der Blitz davon, ohne auf deren besondere Wünsche irgendwelchen Werth zu legen. Ich sah hier zum ersten Mal, niee man im Orient mit menschlicher Waare umgeht, und hier frappirte es mich noch; später wunderte ich mich nicht mehr darüber.

Während die Vorwitzigen sich eine halbe Stunde von der Sonne am asiatischen Ufer schmoren ließen, erklimmen alle möglichen Händler unser Schiff. Die Einen hatten Eßwaaren, die sie unter den Passagieren der zweiten Kajüte feilboten. Es befanden sich darunter seltsame Leckerbissen, unter Anderm sah ich einen ganzen Hammelkopf. Ich glaube, er mar gepökelt. Er hatte eine schöne rosa-bräunliche Farbe. Das vom Tode gebrochene Auge und alle Zähne waren conservirt. Es sah fürchterlich aus. Andere brachten Kunstgegenstände, zumeist plumpe Töpferarbeiten, die fast alle das Pferd von Troja darstellen. Aber das ewige Pferd war auch variirt, es gab auch Löwen von Troja, Enten von Troja, dumme, unbeholfene, rothe Dinger in alberner Gestalt, in schreienden Farben lasirt. mit unmotivirten Löchern. Man sagte mir, es seien Trinkgefäße; ich glaub's aber nicht; es gehört wenigstens eine besondere Geschicklichkeit dazu, in diese Gefäße eine Flüssigkeit zu füllen, ohne daß sie durch irgend eins der zahlreichen Löcher wieder herausläuft.

Am Abend mar bei dem dämmerigen Lichte des prachtvollen Mondes auf Zwischendeck Tanz. Man sagte mir, es seien Bulgaren, die da tanzten. Es war eine komödienhafte Grazie, ein kokettes Wiegen des Oberkörpers und der Hüften. Die Tänzer duckten sich, sprangen, machten Stechschritte und hoben in schöner Rundung die Anne auf. Es hatte etwas von spanischer Grandezza; aber es sah gar nicht volksthümlich aus, sondern wie ein schlechtes Ballet. Es fehlte die Naivetät, es mar bewußt und anspruchsvoll. Die abscheuliche Musik mit ihren kurzen monotonen Phrasen, die sich immer wiederholten, von einem Dudelsack und einer Guitarre ausgeführt, war dagegen unzweifelhaft echt und national, wenn auch durchaus nicht schön.

Die Reisegesellschaft bestand zum großen Theil aus den türkischen Würdenträgern und den Finanzfürsten, die zur Einweihung der Bahn nach Saloniki gekommen waren. Unser Dampfer „Oreto" gehörte einer neuerrichteten italienischen Linie an, und der Kapitain machte die erste Fahrt. Daher mochte es wohl kommen, daß er sich um die Reisenden ganz und gar nicht bekümmern konnte. Die Bedienung war im Gegensatz zu der Bedienung, wie ich sie auf andern Schiffen immer gefunden habe, ziemlich unwillig, träge und unfreundlich, die Verpflegung geradezu abscheulich. Ten Speisezettel der wbl« äKSte am ersten Mittag habe ich mir aufgehoben. Da gab es erst Suppe, dann Macaroni, dann Wurst mit Oliven, dann Huhn mit Paradiesäpfeln, dann Fisch mit Citrone, Chocoladencreme mit Brodstückchen und Käse. Alles war schlecht. Auch die engen Kajüten mit den viel zu kurzen Betten ließen viel zu wünschen übrig. Aber mein Reisebegleiter Julius Grosser und ich, — mir schickten uns willig in das Unvermeidliche. Wir hofften für diese kleinen Beschwerlichkeiten durch das einzige Schauspiel, das uns der erste Anblick Constantinopels und des Goldenen Horns gewähren sollte, mehr als reichlich entschädigt zu werden.

Aber ein Philosoph aus dem Volke sagt: Es kommt immer anders als man denkt. Und der brave Mann hat Recht. Wozu soll ich beschönigen, was nicht zu beschönigen ist? Der einzige Anspruch, den diese flüchtigen Blätter inachen, ist ja der der Wahrhaftigkeit, und ich würde die Unwahrheit sagen, wenn ich behaupten wollte, daß mich unter den besonders ungünstigen Umständen, die diesmal obwaltetn, die Einfahrt von dem Mannara-Meer in das Goldene Horn nicht enttäuscht hätte. Hätte der Kavitain auf die Wünsche seiner Passagiere ein wenig Rücksicht genommen, so hätte er es mit Leichtigkeit so einrichten können, daß sich bei aufgehender Sonne der herrliche Anblick uns dargeboten hätte. Er hätte nur eine Stunde länger in der Dardanellenstation zu bleiben oder ein wenig langsamer zu fahren brauchen. Aber er war eben ein Neuling, nd ihm war nichts daran gelegen, ob seine Passagiere befriedigt würden oder nicht.

Die Sonne war noch nicht einmal aufgegangen, als das nnvergleichlichste nnd großartigste aller Städtebilder im grauen Dunste des Morgennebels kalt und freudlos vor uns auftauchte. Das Goldene Hom erheischt aber zur Rechtfertigung seines Namens die Mitwirkung der vergoldenden Sonne; und das belebende Licht sehlte. Während wir am Tage vorher den heitersten und blausten Himmel gehabt hatten, hingen jetzt graue dicke Wolken tief herab. Im ^sten freilich zeigte sich ein helleres Licht, aber das Häusergewirr am Ufer des Mnrmara-Meers, des Bosporus und des Goldenen Horns lag wie in einen grauen Sack verpackt vor uns. Wir mußten uns beträchtlich nähern, bevor mir das in der That einzige Bild, wenn auch noch immer unter ungünstigen Bedingungen, ungefähr überschauen konnten. Wir sahen da die zerrissenen Küsten mit den hoch aufsteigenden Ufern, bedeckt mit Bauwerken wunderlicher Art, in der Wirkung zum Theil von unbeschreiblicher Herrlichkeit.

Wir umfahren die Serajspitze ntit dem großartigen Palast und sehen hier zum ersten Mal ein Stück der alten Mauer. Aus all den Häusern, die die Höhe hinanklettern, thürmen sich gewaltig und in den schönsten Verhältnissen die machtvollen Riesenbauten der Moskeen auf, mit ihren mächtigen Kuppeln, die von kleinen Kuppeln umlagert sind, flcmkirt von den kühn, frei und leicht aufstrebenden Minarehs, die den schweren Steinmasfen, die sie umlagern. Schwingen zu geben scheinen. Erst hier empfindet man voll und ganz die Wirkung des Minarehs als eine Schöpfung des feinsten Kunstsinns. Bor Allem wird unser Blick durch die berühmte Agha Sofia gefesselt; aber auch die Moskeen der Sultaniu Balide, Suleimauieh und wie sie alle heißen, entzücken unser Auge durch ihre architektonische Schönheit und ihre wunderbare Lage; sie thronen wie Herrscher, die Alles unterjochen. Während wir die Spitze umfahren, verschieben sie sich vor unferm Blick. Wäre es nur weniger neblig grau, wäre nur ein bischen goldige Sonne da, es müßte berauschend sein! Zu unserer Rechten, der Serajspitze gegenüber, sehen wir aus dem asiatischen User in der Ferne Nord und Süd. XI.vir, II«, 16

Skutari liegen, jetzt kaum erkennbar, nur eine hellere Masse im Nebel, überragt vom schwärzlichen Grün eines mächtigen Cypressenhaines.

Wir fahren nun in das Goldene Horn ein. Zu unserer Linken liegt das alte Stambul mit den Palästen und Moskeen, von denen ich eben gesprochen habe, zu unserer Rechten sind die Stadttheile Galata in der Tiefe und Per« auf der Höhe. Zwei mächtige Brücken führen von Stambul nach Galata hinüber. Die neue Brücke, die erste, bildet eine der Hauptverkehrsadern. Da wogt vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein ein Leben und Treiben, das einzig in seiner Art ist. Da überschaut man auch am besten die drei Städte Stambul, Galata und Pera, die den gemeinsamen Namen Constantinopel führen.

Galata und Peru würden im Vergleich zu der überwältigenden Schönheit des alten Stambul ziemlich langmeilig und reizlos ausschauen, wenn nicht der unbewußte Kunstsinn der Orientalen in Galata den gewaltigen runden Thurm aufgerichtet hätte, der sehr lebhaft an den von Saloniki erinnert, und der hier das Städtebild in ganz erstaunlicher Weise belebt und verschönt. Die Kuppeln und Spitzen der Moskeen fehlen, und das Häusergewirr, dessen steinige Gedrängtheit erfrequliche Abwechselung durch das tiefe Grün der zahlreichen Kirchhöfe erfährt, würde ohne jenen Genueser Thurm, der trotzig und stolz auf das Gehudel unter sich blickt, nüchtern und einförmig wirken. Galata scheint mir eine Art von City zu sein. Da sind auch die größten Geschäfte. Pera wird fast ausschließlich von Europäern bewohnt. Da residiren die Vertreter der fremden Mächte, und auf der höchsten Höhe des Berges, auf dem Pera sich aufschichtet, steht das weithin sichtbare Palais der deutschen Botschaft. In diesem Stadtviertel befinden sich auch alle europäischen Gasthöfe. In dem alten und schönen Stambul wohnen wohl nur Türken und Orientalen. Zu diesem Stambul mit seinen bewunderungswerthen Aufragungen in Kuppeln und Spitzen schweift immer wieder der entzückte Blick hinüber, immer wieder zu den Moskeen, die jetzt, auf grauem Himmel, in ihrem gräulich weißen Marmor, von Zeit zu Zeit durch einen Sonnenhusch flüchtig vergoldet, in herrlicher malerischer Pracht wirken.

Unter fortwährendem Angstgebrüll der Dampfpfeife windet sich unser Schiff durch die zahllosen größeren und kleineren Dampfer, die unfern Weg kreuzen, und durch die schnellen, schlank und aninuthig gebauten Boote, die Kaiks, die vor uns vorüberschießen oder neben uns her getrieben werden. Als endlich unser Schiff den Anker herabläßt, drängen sich diese Boote in ungezählter Menge, den Bedarf um das Doppelte und mehr übersteigend, hart an den schwarzen Leib unseres Dampfers.

Mit Lebensgefahr, in wahnsinniger Haft, mit Rempeln und Stößen suchen die Bootführer die schmale Schiffsbrücke zu erreichen, und unter beständigem Schreien und Gestikuliren klettern sie, gefolgt von dem Troß der Dragoman, zu uns herauf und stürzen nun wie hungrige Naben auf ihre Atzung. Wir müssen unser Handgepäck wie gegen einen fremden Feind vertheidigen, und es gehört eine nicht unbeträchtliche physische und seelische Stärke dazu, um sich vor den, Ungestüm dieser Dienstfertigen zu bewahren und sich in diesem Ansturm das Recht der Selbstbestimmung nicht verkümmern zu lassen.

Alle Welt weiß, daß man unter „Dragoman" einen Commissionär oder Fremdenführer zu verstehen hat, der außer der türkischen und griechischen Sprache noch irgend eine andere Kultursprache, deutsch, französisch oder englisch, mehr oder minder gut spricht, und dessen der Fremde nicht wohl entbehren kann. Der Dragoman ist der stete, nothwendige, aber nicht sehr angenehme Begleiter des Fremden, der die Sehenswürdigkeiten der Stadt und der Umgegend in Augenschein nehmen oder in das Labyrinth des Bazars eindringen und mit den dortigen Händlern irgend einen Vertrag abschließen will. Es wäre eine kühne Behauptung, wollte man sagen, daß diese Leute absolut zuverlässig seien. Auf mich wenigstens hat es immer so gewirkt, als ob sie die Auslagen, die sie im Laufe des Tages machen, etwas reichlich berechneten und mit dm Händlern im Bazar, denen sie die Fremden zuführen, geheime Abmachungen hätten, die eine für den Käufer nicht vortheilhafte Gemeinsamkeit der Interessen zwischen den Beiden, dem Verkäufer und dem Dragoman, herstellen. Ortskundige behaupten sogar mit voller Bestimtheit, daß die Dragoman von den Verkäufern Procente beziehen, die,je nach der Höhe der Uebertheuerung bedrohlich zunehmen. Daß es in der großen Gilde auch durchaus ehrliche Makler geben mag, will ich keineswegs in Abrede stellen, aber im Großen und Ganzen ist meiner Meinung nach den Leuten nicht vollkommen zu trauen.

Mir sind sie überdies immer eine lästige Gesellschaft gewesen. Die geschäftsmäßig abgeleierte Erklärung von Dingen, die man gar nicht wissen will, und das völlige Unverständniß für Dinge, die man erfahren möchte, hat mich oft nervös gemacht. Ich war jedesmal froh, wenn ich diese leidige Begleitung loswerden konnte. Die Beiden, mit denen ich mein Heil versucht habe, sprachen übrigens recht herzlich schlecht deutsch und französisch. Der Eine mar ein polnischer Jude, der Andere ein Grieche. Der Erster« war der viel Gewandtere und Rührigere, aber er sprach mir zu viel. Ich muß ihm übrigens nachrühmen, daß er die Zollabfertigung, die, wenn man des Landes Bräuche nicht genügend kennt, eine unendliche Zeit in Anspruch nimmt und mit den albernsten Belästigungen verknüpft ist, sehr schnell und gut erledigt hat. Die Zollbeamten sind sehr duldsam und vernünftig, wenn sie richtig behandelt werden; darunter versteht man ein Trinkgeld, dessen Höhe je nach der Zahl und Größe der Koffer von den? Sachverständigen abgeschätzt und gegeben wird.

VII.

Die Straßen von Constantinopel.

Der erste Anblick. — Das Pflaster. — Das Hotel. — Großartige Finaiizwirthscheist. — Die deutschen Paschas. — Das langsame Tempo. — Der Slratzenlärm. — Die

Ausrufer. — Hnnde.

Gleich die ersten Schritte in Constantinopel geben uns eine gute Vorstellung von dem Innern der Stadt. Das Zollgebäude ist eine alte, häßliche, baufällige Baracke. Wir durchschreiten einen Gang von unbeschreiblichem Schmutze und gelangen auf eine Straße, die doch noch schmutziger ist.

Trotz der frühen Morgenstunde ist,diese enge Straße, in die wie durch das Walten des Zufalls Steine verschiedener Größe und von mannigfaltigster Profilirung eingerammt sind — das soll das Pflaster sein —, schon sehr belebt. Da liegen und kauern Bettler in entsetzlichen Verkrüppelungen, ganz zerlumpt, von Nnsauberkeit starrend, die mit widerwärtiger Süßlichkeit in ihrem flehenden Tone ihre schrecklichen Verunstaltungen uns entgegenstrecken. Händler mit allerlei Waaren gepackt, schlendern unter beständigem Schreien an uns vorüber. Scheußliche Hunde, zu Klumpen geballt, liegen ringsumher und rühren sich nicht vom Fleck, so daß wir um sie herumgehen müssen. Andere dieser häßlichsten Bestien der Schöpfung durchwühlen die Kehrlichthaufen, die vor den Häusern liegen und liegen bleiben, so lange es Gott gefällt. Zerbrochene Scherben, Abfälle aller Art, zerknüllte Zeitungen, Papierfetzen, Alles das treibt sich auf dem Boden herum, und aus diesem Kehrriht und aus den Häusern dringt der Gestank in allen Scalen des Ekelerregenden. Die erbärmlichen Häuser, die in grellen Farben gestrichen sind — in der Ferne wirken sie wunderbar — erscheinen hier mit ihrem abgebröckelten Kalk, verwittert und zerfallen, in ihrem ganzen Jammer. Zwischen den Häusern sehen wir in mäßigen Abständen öde Strecken mit Trümmerhaufen. Es sind die Brandstätten; denn was einmal in Constantinopel niederbrennt, das bleibt Schutt. Das unerklärliche Nätshel hat mir Niemand in genügender Weise entziffern können. Die

Besitzfrage an Grund und Boden soll in Constantinopel so zweifelhaft sein, daß Niemand die Frage, wem das Grundstück eigentlich gehört, zur Entscheidung zu bringen wagt. Und wenn die Baulichkeit, die darauf gestanden hat, vernichtet ist, nun dann tröstet man sich eben mit dem Verluste und läßt im wahren Sinne des Wortes Gras darüber wachsen. Das ist überhaupt eine der Eigenthümlichkeiten, die dem Abendländer in der Türkei am meisten auffallen: dieser gänzliche Mangel an der Pflege und Erhaltung des Bestehenden. Man denkt gar nicht daran, dem Zerstörungsmerke der Zeit und des Zufalls entgegenzuarbeiten. Was zerfällt, zerfällt, und aus diesen Ruinen blüht kein neues Leben.

Steile, stellenweise sogar sehr steile enge Straßen führen von Galata zur Höhe von Pera hinauf. Die Gutwilligkeit und Leistungsfähigkeit der armen, meist recht schlecht gehaltenen Pferde, die vor die Miethsmagen gespannt sind, ist bewunderungswürdig. Mit Anspannung aller ihrer Kräfte ziehen die guten Thiers die schweren Wagen den ihnen nur allzu bekannten Weg hinauf.

Und welcher Weg! welches Pflaster! Alle Welt weiß, in einem wie schauerhaften Zustande sich die Straßen von Constantinopel befinden, und doch fühlt jeder Fremde sich gedrungen, über diesen wirklich entsetzlichen Mißstand seine klagende Stimme zu erheben. Man scheint eben die ersten besten Steine, die gerade zur Stelle waren, eingepflastert und dem Arbeiter selbst es überlassen zu haben, nach ungefährtem Augenmaß den Fahrdamm zu ebnen. Der Wagen versinkt bald in eine tiefe Kute, bald wird er nach rechts, bald nach links geschleudert. Der unglückliche Fahrgast wird in unbeschreiblicher Weise gemartert. Bald erhält er einen unerwarteten Stoß von unten, bald einen Schub nach vorn. Er wird erbarmungslos durchrüttelt und durchschüttelt und schließlich wie gerädert am Bestimmungsvlatze abgeladen. Die Qualen werden natürlich noch durch das sehr langsame Tempo, in dem es bergauf geht, erhöht, die Nerven des Insassen durch das beständige Schreien der Kutscher: „(Znarcig! (warda!“, die sich mit diesem Mahnruf den Weg durch die dichten Volkshaufen bahnen, gereizt.

Ich hatte mir in einem Hotel, das mir übereinstimmend als das beste bezeichnet war, ein Zimmer bestellt. Die Hotels von Per« sind auch ungefähr auf europäische Weise eingerichtet, das heißt nicht etwa wie die Hotels der europäischen Großstädte, sondern wie die Gasthäuser in bescheidenen Mittelstädten, vielleicht in Einzelheiten etwas eleganter als diese, aber im Großen und Ganzen gewiß weniger sorgfältig. Es scheint hier in der Luft zu liegen, daß man die Sachen gehen läßt wie sie gehen. Ist einmal ein Teppich zerrissen oder eine Tapete befleckt, so bleibt es eben, wie es ist. Aber ich will nicht klagen, ich hatte meine Ansprüche überhaupt nicht hoch gestellt. Ich fühlte mich ganz wohl geborgen. Ich hatte ein geräumiges Zimmer, das freilich keineswegs kostbar, dafür aber um so geschmackloser eingerichtet war. Die Preise fand ich ziemlich hoch. Für Zimmer und Pension — in Constantinopel wird der Verzehr beim Frühstück und beim Diner mitberechnet, ob man nun im Hotel speist oder nicht — hatte ich täglich vierzig Franken zu bezahlen. Ich glaube, daß ich im besten Berliner oder Wiener Hotel ungefähr mit der Hälfte ausgekommen wäre. Die Beköstigung mar leidlich.

Für mich waren die Preise um so höher, als ich meine Mahlzeiten verhältnißmäßig sehr selten im Hotel einnahm. Aber in der Türkei herrscht in Bezug auf Berechnung überhaupt eine gewisse Großartigkeit, die den Fremden, der an die Genauigkeit in unfern Rechnungen gewöhnt ist, überrascht. Es wird soviel wie möglich geramscht. Wie es im Hotel so und soviel täglich kostet, ob man nun da ißt oder nicht, so zahlt man z. B. für die Wäsche stückweise, gleichviel was es nun ist, einen einheitlichen Preis. Ein Dutzend Wäschestücke kostet vier Franken. Es mögen nun zwölf weiße Cravatten oder Taschentücher sein oder auch zwölf Herrenhemden, Staubmäntel und Bettbezüge, es kostet dasselbe. Die Anhänger der Jäger'fchen Lehre, deren größter Verbrauch an Wäsche in Kragen und Manchetten besteht, sind hier besonders übel daran.

Dieselbe Großartigkeit in der Behandlung der Geldsache äußert sich auch in sehr bezeichnender Weise in dem Umstände, daß die Fremden, das heißt die in der Türkei seßhaft gewordenen Nichttürken, keine Steuern zu zahlen brauchen. Zu einer Zeit, da das fremde Element jedenfalls im Reiche des Sultans noch eine sehr unbedeutende Rolle spielte, wird der vornehme Fürst mit damals vielleicht berechtigter großherrlicher Geringschätzung der Ansicht gewesen sein, daß man die armen Schlucker, die von außerhalb zugezogen waren, nicht zu den Lasten für die Erhaltung des Reichs heranzuziehen brauche; und dabei ist es nun geblieben. Galata und Per« sind nun aber fast ausschließlich europäische Städte. Die bedeutenden Finanzinstitute, der Großhandel und Kleinhandel liegen durchaus in den Händen der Europäer, und es wirkt eigenthünlich, wenn man hört, daß von diesen keine Steuern erhoben werden.

Die Deutschen spielen übrigens in Constantinopel und, wie ich glaube, in ganzen Orient keineswegs die hervorragendste Nolle unter den Fremden, sie treten hinter die Franzosen und Engländer erheblich zurück. Auch in dieser Beziehung bildet der greise und altersschwache Osten den vollsten Gegensatz zu dem jungen und thatkräftigen Westen. Früher soll es um die Deutschen in der Türkei noch viel schlimmer bestellt gewesen sein, und erst in jüngster Zeit, nach den großen kriegerischen und politischen Ereignissen, die auch die blödesten Augen geschärft und die deutsche Macht haben erkennen lassen, haben sich die Begriffe einigermaßen geklärt. Jetzt weiß Jedermann in Constantinopel wenigstens, daß Krupp große und gute Kanonen liefert und daß Deutschland gute Soldaten hat.

Daß diese Erkenntniß sich auch in den entscheidenden Kreisen oder richtiger bei der entscheidenden Persönlichkeit des Oberherrn Geltung verschafft hat, ist, wie man weiß, durch die Berufung einer Anzahl befähigter preußischer Offiziere zu Tage getreten. Unfern Landsleuten, die augenblicklich noch als Paschas dein Sultan dienen, ist die große Aufgabe zugewiesen worden, im praktischen Dienste wie in der Verwaltung das türkische Heer zu reorganisiren, also dahin zu wirken, das das ganz vorzügliche Material im geeigneten Fall in zweckmäßigster Weise Verwendung finde.

In der Anerkennung der Tüchtigkeit, der Genügsamkeit, der Zähigkeit und der Tapferkeit des türkischen Soldaten stimmen alle überein, und es herrscht auch nur eine Meinung darüber, daß aus diesen vorzüglichen Soldaten ein gewaltiges Kriegsheer' allererster Ordnung geschaffen werden könnte, und daß, lediglich tief eingewurzelte Mißstände in der Verwaltung und die ungenügende Fortbildung und Entwicklung, die hinter den militairischen Fortschritten der andern Länder zurückgeblieben ist, deren Leistungsfähigkeit beeinträchtigt habe. Was unsere militairischen Reformen in Wahrheit bis jetzt erreicht haben, entzieht sich natürlich der Beurtheilung des Laien. Ob sie in ihren Bestrebungen nicht auf Schritt und Tritt vom Widerstande des konservativen Osmanenthums, das eben immer am Althergebrachten kleben bleibt, behindert werden, ob der Einfluß des Heimischen, das den Fremden, die Alles besser machen wollen, natürlich mit unverhohlenem Mißtrauen begegnet, nicht allmählich wieder der überwiegende geworden ist und schließlich auch das Vertrauen des Sultans in's Schwanken gebracht hat, darüber hört man wohl dies und das; aber ich werde mich hüten, nach meinen oberflächlichen und unmaßgeblichen Wahrnehmungen irgend eine Meinung darüber abzugeben. Die deutschen Paschas selbst bewahren in diesen Fragen die größte Zurückhaltung, wie sich das von selbst versteht, und ich habe es eben so selbstverständlich bei meinen häusigen Begegnungen mit den Herren Offizieren ängstlich vermieden, in dieser Beziehung Fragen zu stellen, deren Beantwortung ihnen hätte Verlegenheit bereiten können.

Wären die Herren zur Zeit nieines Aufenthaltes in Constantinovel aber auch weniger zufrieden gewesen, als sie mir erschienen sind, so hätte ich mich nicht darüber gewundert. Zu jener Zeit hatten sie nämlich schon seit einigen Monaten infolge einer Differenz zwischen der türkischen Negierung und einem großen Bankinstitute, das vertragsmäßig die Zahlungen an die deutschen Paschas zu leisten hatte, keinen Heller bezogen. Ich muß sagen, die Herren nahmen diese nach unsern landesüblichen Begriffen doch geradezu unerhörte Thatsache mit großartigem philosophischen Gleichmüthe auf. Seitdem sind nun wieder bis zu deni Tage, an dem ich diese Zeile schreibe, beinahe fünf Monate vergangen, und ick glaube, sie haben ihr Geld noch immer nicht bekommen. Sie befanden sich übrigens im Vergleich zu den einheimischen Soldaten noch in einer sehr bevorzugten Lage. Äjiese hatten seit langer Zeit, ich glaube seit über zwei Jahren, keinen Sold erhalten.

Bei einer solchen Wirtschaft erscheint es denn auch erklärlicher, daß man auf eine Bagatelle, wie die Besteuerung der Fremden, keinen großen Werth liegt. Die Türkei benimmt sich wie ein verschuldeter Kavalier, der seine Rechnungen zwar nicht bezahlt, dem es dafür aber auch nicht darauf ankommt, wenn seine Einnahmen geschmälert werden. Ein paar Tausend oder ein paar Millionen Franken Schulden mehr oder weniger, das ist nun ziemlich gleichgültig.

Hört man mit immer wachsendem Erstaunen von diesen Dingen, die uns nach unsern Auffassungen als unfaßbare Ungeheuerlichkeiten erscheinen. und fragt man irgend Jemand, der die Verhältnisse so genau kennt, wie man sie eben in der Türkei überhaupt kennen lernen kann, fragt man: was soll denn daraus werden? wie soll das enden? so zuckt der Kundige die Achsel und lächelt. Das Klima von Constantinopel muß eine geheimnißvolle Kraft besitzen, die beruhigend ans die Nerven wirkt. Man ist nicht neugierig, man ereifert sich nicht, und das langsame Tempo der Einheimischen theilt sich sehr bald auch den Fremden mit.

Nichts fällt dem fremden Gaste mehr ins Auge, als dieser behagliche Schlendrian des öffentlichen Lebens. Nur keine Ueberstürzung! Alle Welt geht langsam, spricht langsam, bewegt sich langsam. Die Ruhe, die für die Türken mit Vornehmheit und Würdigkeit ungefähr gleichbedeutend zu fein scheint, gilt ihnen als das vor Allem Erstrebensmerthe. Deswegen mögen sie auch die Fremden nicht leiden. Diese sind ihnen unangenehm wegen ihrer Lebhaftigkeit und Hast, sie erscheinen in ihrer Geschäftigkeit den bedächtigen Osmanen zu zapplig und zu quecksilbern unruhig.

Während die Weltweisen und großen Dichter unserer Heimat die unbefriedigte und nimmer rastende Arbeit als das höchste menschliche Glück preisen, erblicken die Orientalen die irdische Seligkeit im behäbigen Ausruhen, inl gemächlichen Feiern, im mehr oder minder gedankenlosen Dahinträumen. Wenn man sie so auf den niedrigen mit Stroh beflochtenen Schemeln vor den Caf'as sitzen oder an den Süßen Wassern auf den Teppichen sorgen- und bedürfnißlos ausgestreckt liegen sieht, wie sie ihre Cigarette, den Tschibuk oder das Nargileh mit zufriednem Ernste, ins Blaue blickend, rauchen, ohne zu sprechen, ohne zu lesen, ohne sich um den Nachbar zu kümmern, dann begreift man wohl, daß unter diesem schönen Himmel das göttliche Faulenzen seinen Reiz haben mag. Aber man begreift schwerer, wie dieses süße Nichtsthun den gebieterischen Forderungen der Kultur, die wie eine feindliche Invasion von allen Seiten her andrängt, auf die Dauer wird genügen können.

Ein schwer erklärlicher Widerspruch zeigt sich indessen auch hier. Die Türken, die in ihren Bewegungen die Ruhe über Alles lieben, scheinen für den Lärm vollständig unempfänglich zu sein. Es giebt keine Stadt der Welt, in der von Morgens früh bis zum späten Abend so furchtbar und so andauernd geschrieen wird, wie in Constantinopel. Abgesehen von der großen Ladcnstadt, dem riesigen Bazar, der, wie man glauben sollte, vollkommen ausreichen müßte, um allen Bedürfnissen der Käufer in Constantinopel zu genügen, und abgesehen von den zahllosen Läden und Markthallen, die in dieser Stadt außerdem noch in geradezu verblüffender Menge vorhanden sind, hat Constantinopel einen ambulirenden Straßenkleinhandel, wie wohl keine andere Stadt der Welt.

Vom Tagesanbruch bis spät in die Nacht hinein durchziehen in einer ununterbrochenen Reihe Verkäufer, die alle erdenklichen Waaren feilhalten, die engen, krummen, überfüllten Straßen, und jeder einzelne schreit seine Waaren aus, jeder in seiner eigenen Weise. Straßencmsrufer giebt es ja überall und besonders in allen Großstädten, das märe also nichts zum Verwundern; aber das Erstaunliche und Belästigende ist hier die Masse dieser Ausschreier. Ich wollte mir einmal das Vergnügen machen, fünf Minuten von meinem Hotelfenster aus die verschiedenen Schreier zu zählen und zu specialisiren, aber nach wenigen Minuten, als ich zwischen vierzig und fünfzig angelangt war, wurde mir die Sache langweilig. Das Schreien hört thatfächlich nicht einen Augenblick auf, und wenn man einigermaßen Glück hat, kann man in einer Minute zwanzig bis fünfundzwanzig verschiedene Schreier an sich vorüberziehen sehen. Alle erdenklichen Lebensmittel: Milch, Eier, Gemüse, Obst, Backivaaren, Fische, Fleisch, darunter Leckerbissen wie Hammelgedärme, die an langen Stangen zappeln, klebrige Süßigkeiten, serner alle erdenklichen Stoffe zur Bekleidung, billiger Schmuck, Spielzeuge, Teppiche, Spazierstöcke — ich müßte die Liste zu einer unendlichen machen, wollte ich einigermaßen vollständig sein — mit einem Worte, Alles, was irgendwie verkäuflich ist, wird in wunderlichem, bald schnarrendem, bald johlendem, bald heulendem monotonem Singsang ausgeschrieen. Die ambulanten Händler tragen gewöhnlich den Verkaufstisch, einen hohen Schemel mit drei Füßen, ans dem Kopf und, wenn die Waaren nach dem Gewicht verkauft werden, in der Hand eine Waage. Sind die Verkaufsgegenstände zu platzraubend oder zu schwer, so werden Pferde und Esel damit bespackt, die gemächlich hinter dein schreienden Kerl einhertrotteln.

Constantinopel weist also zur Unterscheidung von andern Städten, in denen ja auch geschrieen wird, die wenig angenehme Besonderheit auf, daß hier den ganzen Tag über der Zug der wandelnden und handelnden Schreier ein ununterbrochener ist. Wie im Gänsemarsch folgt der eine auf den andern; und wenn man sie so sieht, wie sie langsam und gedankenlos dahinschlendern und olle Augenblicke ihr abscheuliches Gejohle ausstoßen, so möchte man sie für blödsinnig halten. Dazu kommt nun noch das Wagengerassel, das Schreien der Kutscher, in den Abendstunden das donnerartige Geräusch, das durch das Herablassen der metallenen Jalousien verursacht wird, das Heulen und Bellen der Hunde, das am Tage schon recht lästig ist, in der Nacht aber oft geradezu unerträglich wird, und, damit auch sonst die nächtliche Ruhe nicht in allzu schroffem Widerspruch zum wüsten Tageslärm steht, das regelmäßige Aufklopfen der Wächter mit dem metallenen keulenartigen Stocke auf das Pflaster .. es ist recht erbaulich! Während nieines Ausenthaltens in Constantinopel, der in den heiligen Namazan-Monat fiel, wurden, uni den kühnsten Anforderungen zu genügen, dann noch zu bestimmten Stunden mitten in der Nacht Kanonenschüsse abgefeuert.

Tie Hunde! Von allen Unannehmlichkeiten und Qualen der Straßen in Constantinopel sind mir diese die widerwärtigste gewesen. Ich habe von frühesten Kindheit an für unsere guten, treuen, muthigen Hunde eine starke Zuneigung besessen, aber in Constantinopel bin ich an meiner Hundeliebhaberei irre geworden. Es ist ein widerwärtig verkommenes Geschlecht? Die scheußlichen Köter, die sich rudelweise in den Straßen herumtreiben, temperamentlos und unsagbar faul, herrenlos und ohne Ergebenheit an irgend eine bestimmte Person, die in jedes Kellerfenster hineinschnüffeln und die Kehrichthaufen in dichten Schaa ren umstehen und mit ihrer Schnauze unter dem Schmutz das etwa noch Verzehrbare Herausmühlen, die von Ungeziefer wimmeln und sich beständig jucken und schuppen, die uns den Weg versperren und nicht einmal den Wagen aus dein Wege gehen, die überall herumliegen, auf dem Bürgersteig, mitten in der Straße, mit Schwären bedeckt, mit rüdigem Fell, sehr oft verstümmelt, mit drei Beinen — denn es ist ganz natürlich, daß sie beständig übergefahren werden — diese Hunde von Constantinopel sind ungefähr die ekelhaftesten Geschöpfe, die ich je gesehen habe. Sie sind gewöhnlich mittelgroß, zottig behaart, mit halblangen Ohrgehängen und ziemlich spitzen Schnauzen; sie sehen also etwa wie ganz verkümmerte Wolfshunde aus. Die meisten haben eine schmutzig gelbräunliche Färbung, durch die sie sich von den Kehrichthaufen, die die bevorzugtesten zu ihren Ruheplätzen während des ganzen Tages erkiesen, kaum unterscheiden. Den lieben langen Tag liegen sie gewöhnlich irgendwo auf dem Pflaster und schlafen. Auf einmal hört man dann ein furchtbares Gequietsche, dann ist so ein unglückliches Biest übergefahren oder getreten worden. Sie sind furchtbar feige, und Fälle, wie ein neulich angeführter, daß ein getretener Hund nach dem, der ihn verletzt hat, geschnappt habe, gehören zu den großen Seltenheiten.

Alle jungen Thiers sind sonst, wenn nicht hübsch, doch wenigstens possirlich und komisch; aber auch diese versöhnenden Eigenschaften sind den Hunden von Constantinopel versagt. Die ganz jungen Köter, die man in den Ecken herumliegen sieht, sind gerade so scheußlich wie die älteren, und sie haben in ihrer dummen Unbeholfenheit gar nichts Rührendes.

Die Hunde sind, wie man weiß, die nächtlichen Straßenreiniger von Constantinopel. Wenn am Abend nach guter orientalischer Sitte die Küchenabfälle und alle andern Dinge, die im Hause nicht zu gebrauchen sind, auf die Straßen geworfen und da zu Haufen zusammengekehrt werden, dann beginnt das Leben dieser elenden Kreaturen, dann sammeln sie sich um diese Haufen und suchen ihre Nahrung. Dabei kommt es natürlich zu Streitereien und Beißereien, und so hört man dann beständig in der Nacht ein fürchterliches Gebell.

Die Hunde haben, wie man in Constantinopel behauptet, ihre besonderen Bezirke. Die einzelnen Bruderschaften kennen sich ganz genau, und wenn sich da ein hungriger Hund aus dem Nachbarbezirk einschleichen will, so wird er beinahe zerrissen. Es werden vollkommene Schlachten geliefert zwischen den Kötern der verschiedenen Bezirke. Eine solche Beißerei habe ich einmal mit angesehen. Es war ein Geheil, Gebelle, Gequietsche, das sich fürchterlich anhörte, und wohl dreißig bis vierzig Hunde zerfleischten sich mit unbeschreiblicher Wuth. Da trat irgend Jemand dazwischen, ich glaube, es mar der Wächter, und schaffte mit einigen wohlgezielten Schlägen Ordnung, und all diese Kläffer liefen winselnd davon, in der nächsten Minute mar Alles wieder ruhig. Mir wurde beim Anblick dieser borstigen, zottigen, gelben Ungeheuer ganz übel und weh; aber die Türken

und auch die Europäer, die auf längere Zeit oder dauernd ihren Wohnsitz in Constantinopel nehmen, scheinen nicht nur das Gefühl des Widerwillens, das jedem Fremden aufsteigen muß, vollkommen übermunden zu haben, sie empfinden für diese gräßlichen Thiers, weil sie eben nützlich sind, sogar eine gewisse Zuneigung; man thut ihnen nie etwas zu Leide und geht, wenn sie mit ihrer ganzen Breite, oft in großen Haufen, quer über den schon ohnehin genügend engen und beschwerlichen Weg liegen, vorsichtig um sie herum.

VIII.

Auf der Brücke des Goldenen Horns.

Widersprüche. — Gutes und schlechtes Wetter. — Das Treiben auf der Brücke. —

Blick auf Stambul.

Es giebt kaum eine Stadt unserer bewohnten Erde, über die die Urtheile so weit auseinander gingen, wie Constantinopel. Für die Einen ist sie die schönste aller Städte, die geradezu unwahrscheinlich herrliche Verwirklichung traumhafter Märchenwunder, für die Andern das schmutzigste, elendeste, widerwärtigste und verwinkeltste Nest, das es giebt. Und das Seltsame ist, daß diese beiden in schroffstem Widerspruche zu einander stehenden Urtheile gleichermaßen berechtigt sind, daß sich diese anscheinend unversöhnlichen Gegensätze sogar vereinbaren lassen. Es handelt sich eben nur darum, wie man Constantinopel sieht und von wo aus man es sieht.

Ich bilde mir nicht ein, einen sehr originellen Satz auszusprechen, wenn ich sage, daß das Wetter bei jeder Reise eine bedeutende Nolle spielt, und daß die Eindrücke, die man von dem Neuen gewinnt, sehr wesentlich durch das Wetter bestimmt werden. Aber nirgendwo ist mir diese alltäglichsste aller Fragen so entscheidend erschienen, wie gerade hier. Ob bei trübem Licht vom bedeckten Himmel der Regen fällt, oder funkelnder Sonnenschein vom golddurchzitterten Azur strahlt — das bedeutet für Constantinopel nicht nur viel, es bedeutet Alles.

Ein Regentag in Constantinopel ist schrecklich. Auf dem wüsten Knüppeldamm, der sich mit klebrigem Koth überzogen hat, rutscht man beständig aus. Die ganze Misere starrt uns aus den grauen und häßlich bunten Häusern, deren Fa?aden sich fast durchweg in Zustände der grenzenlosen Verwahrlosung befinden, entgegen. Die aufgeweichten und aufgewühlten Kehrlichthaufen überziehen den Boden mit einem wahren Teppich von Scheußlichkeiten, auf den sich die tiefrenden, widerwärtigen Kötter wälzen. Die krummen und engen Gassen vergegenwärtigen uns einen Zustand, der uns Culturmenschen in eine völlig abgethane Vergangenheit zurückversetzt, in eine Zeit, in der man von der Wichtigkeit der municipalen Maßnahmen »och keinen Begriff hatte, und in der das Wort der öffentlichen Hygiene noch nicht gesprochen war. Wir trauen unseren Ohren kaum, wenn wir von unserem Begleiter hören, daß wir uns jetzt in der Hauptverkehrsader, in jener Straße befinden, die den stolzen Namen „Izrân6« ru« cis ?ei-a" führt. Freilich sieht man an einigen Stellen, daß ein schüchtern Versuch gemacht wird, die Straße zu erweitern — und das Unternehmen wird bei dem regen Unternehmungsggeist der Türken vielleicht auch in einigen Jahrhunderten zu gutem Ende geführt werden —; freilich sieht man hie und da aus den verfallenen Jammerbauten einige vornehme und schöne Gebäude aufragen, deren sich keine Großstadt zu schämen brauchte; freilich sieht man auch Läden, deren Schaufenster erkennen lassen, daß die Besitzer den großen Magazinen der Iisgnr Street, der rns 6s la ?aix und der Leipzigerstraße naheifern wollen. Aber neben diesen Markirungen des großstädtischen Glanzes findet man in dieser Lrsncks rus els I^ersi, die vom Galata-Thurm bis zur Höhe, wo sich die Artilleriekaserne und die deutsche Botschaft befinden, hinaufklettert, den ganzen Schmuttelkram des lässigen und trägen Ostens: Schutt- und Trümmerhaufen und alte Baracken, die über Nacht einstürzen können. Auf weite Strecken sind die Häuser so dicht aneinander gerückt, daß sich da der Verkehr beständig staut. Nirgendwo ist auch nur der Versuch gemacht, durch äußeren Schmuck der Stirnseiten die Physiognomie der Straße zu verschöner. Der einzige Architekt, der hier gewaltet hat, ist die dümmste Zweckmäßigkeit. Wer an einem recht häßlichen Tage sich das absonderliche Vergnügen bereiten wollte, die Falkoniergasse, die Neumannsgasse, den Krögel, die Fischerstraße und ähnliche in unsere Zeit hineinragende anachronistische Ueberreste des verschwundenen Alt-Berlin — wer diese schmutzigen, engen, abscheulichen Gassen durchwaten wollte, würde sich eine sehr gute Vorstellung von den Reizen der Francis rus lis Ier», der Hauptstraße des europäischen Constantinovel, machen können. Er müßte sich nur zu all den verstimmenden Häßlichkeiten der Umgebung noch viel schlechteres Pflaster und bräunliche Klumpen von lebenden Hunden hinzudenken.

Traurig und schwer liegt der graue Himmel über all diesem Wust und Matsch, und wenn das Auge sich widerwärtig abwendet von all dem Unrath, der den Boden bedeckt, von den Scherben und Fetzen, dem Kehrlicht und den Hunden, und der Blick sich hebt, so fällt er auf graue Wände, die abgeblättert find, oder auf geschmacklose Buntheiten, die in der ungünstigen Beleuchtung noch schäbiger und noch verstimmender wirken; und da, wo der Blick weiterschweifen kann, verliert er sich in eine graue verschwommene Traurigkeit. Dann bemächtigt sich wohl des Fremden eine tiefe Niedergeschlagenheit. Man wird ganz schwermüthig; und kehrt man dann heim in das ungemüthliche Hotelzimmer, dann beschleicht uns, auch wenn wir gar keine sentimentale Veranlagung haben, doch eine merkwürdige heimwehliche Stimmung, ein „thörichtes Sehnen", wie es Heiue nennt, und mit ungewohnter Zärtlichkeit gedenken wir des rothen Hauses mit dem viereckigen Thurm in der Königstraße, des braven Forckenbeck und der sorgenden Hüter unserer Stadt.

Nun aber bricht die Sonne durch. Und nicht nur in den Märchen besitzt dieses herrlichste Gestirn die Zauberkraft, die Unholde der Nacht zu vertreiben. Nun durchfluthet all diesen Jammer, all diesen Schmutz, all diese Häßlichkeit das lieblichste goldige Licht, und Alles, was uns verstimmt, angeekelt, abgestoßen hat. Alles ist wie durch einen Zauberschlag verschwunden. Alles gleißt und glänzt, selbst der Schmutz auf der Straße. Das Bunt» farbige wird nun lachend und heiter, das Zerfallene, Zerlumpte wirkt auf einmal malerisch interessant und schön. Der Blick auf das unvergleichlich schöne Blau des Himmels entschädigt uns reichlich für alles Ungemach, das uns jetzt kindisch und kleinlich erscheint im Verhältniß zu der unvergleichlichen Schönheit des Ganzen. Und wenn wir von irgend einein Punkte aus einen freien Ausblick gewinnen, so sehen wir vor uns das berückendste Städtebild, das sich nur erträumen läßt: die Kuppeln und Spitzen, die bunten Steinmassen, in großartigster Wirkung aufgethürmt, funkelnd und blitzend auf dem tiefblauen Hintergrunde.

Was schönes, was schlechtes Wetter ist, das weiß man nur in Constantinopel. So verzweifeld trübe ist nirgends das Grau der Wolken, nirgends so schmutzig der Schmutz, und nirgends so naß der Negen. Aber so goldig scheint auch nirgends die Sonne, und nirgends ist der Himmel so blau. Hier ist in Wahrheit die Sonne der Midas, der Alles in Gold verwandelt, was er berührt.

Aber noch wichtiger als das Wetter ist der Standpunkt, von dem aus man Constantinopel betrachtet. Ist man in der Stadt, so begreift man jede, auch die abfälligste und unbarmherzigste Kritik; sieht man aber die Stadt von außen, so begreift man eben so gut die Aeüßerungen der schrankenlosen Begeisterung und des vollen Entzückens.

Den besten Ueberblick über Constantinopel, über die wunderherrliche Stadt, wie sie sich eben darstellt, wenn man nicht durch die schauerhaften Straßen zu gehen braucht, gewährt die neue Brücke, die Hauptverkehrsader zwischen den beiden Stadttheilen, die man das europäische Constantinopel nennen dürfte: Galata und Peru, einerseits, und dem alten türkischen Stambul auf der andern Seite des Goldenen Horns — ein Punkt, wie es seinesgleichen kaum noch einmal giebt.

Aus dem überlebendigen Treiben von Galata tritt man ans die Brücke, auf die sich die Menschenströmungen von Per« und Galata von der einen und von Stambul von der andern Seite ergießen. Nnsenn europäischen Auge fällt wiederum vor Allem zweierlei auf: die Buntheit des Gemäldes und das bedächtige Tempo. Alle Sendlings des Morgenlandes, nicht des fernen Ostens — ich erinnere mich kaum, Chinesen und Japaner gesehen zu haben —, dagegen das ganze malerische Gesindel des Mittelmeers, von Kleinasien, Afrika, vom Archipel, Kaukasier und Perser, Tscherkessen, Armenier, Griechen und alle Stämme der Balkanhalbinsel wogen hier beständig in bedächtiger farbiger Fluthung auf und nieder. Da sieht man zerlumpte Tagelöhner und hohe Würdenträger, namentlich Geistliche, unter diesen die schwarzen Armenier mit dem langwallenden Schleier, gewöhnlich sehr schöne Köpfe mit langen Vollbärten und ungeschorenem Haupthaar, das hinten am Nacken unter den schwarzen Talar verschwindet, den Kopf bedeckt mit dem eigenthümlichen runden, hohen, steifen Barett ohne Schirm, das dem Träger allerdings den Stempel des Würdevollen und Bedeutenden aufdrückt; daneben türkische Mullahs, fast ausschließlich schmächtiige gebeugte Gestalten in äußerster Vernachlässigung der Kleidung: Derwische mit den hohen Filzmützen, in langem, faltenreichem Gewände, über das bisweilen noch ein bauschiger Mantel gelegt ist — unter diesen ganz junge Leute, die kaum den ersten Flaum an Lippen und Kinn zeigen —; Mönche in verwitterten Kutten und barmherzige Schwestern. Da sieht man alte jüdische Händler mit sorgenschwer gefurchten? Gesicht, den Kopf mit buntem Tuch umwunden, zerlumpt und zerfetzt; dazwischen schwarze Eunuchen in europäischer Tracht, die sich in diesem Gewühl von staubig abgetönter Buntheit schon durch die auffallende Sauberkeit ihrer schwarzen Kleidung, des bis oben zugeknöpften schwarzen Nocks, bemerkbar machen. Wer einen einzigen Eunuchen gesehen hat, erkennt dessen Leidensgenossen unter tausend Schwarzen wieder. Die vom Sultan angestellten, vermuthlich die schönsten, zeichnen sich alle durch ungewöhnliche Körpergröße aus. Das bartlose Gesicht ist fleischig, mit dicken wulstigen Lippen. Die Beine sind im Verhältniß zum Oberkörper ungewöhnlich lang nnd haben die sogenannte X-Form, die Hüften sind stark, die Haltung ist schlaff und häßlich, der Rücken krumm. Sie schleifen die Füße beim Gehen nach sich und haben einen wiegenden watschelnden Gang. Der Kopf ist mit dem rothen Fez bedeckt. Sonst sind sie, wie gesagt, ganz schwarz und mit auffallender Sauberkeit gekleidet.

In dieses Gewimmel von seltsamen und auffallenden Erscheinungen mischen sich nun die Orientalen und die europäischen Ansiedler. Von der türkischen Tracht ist in Stambul bei den Männern im Großen und Ganzen nicht viel übrig geblieben. Freilich sieht man hie und da noch den langen weiten Rock mit den kurzen weiten Aermeln oder die Jacke nit Hängeärmeln, die bauschige Hose, die an der Hüfte von einem Shawl gehalten wird, und den Turban; aber diese Erscheinungen gehören schon zu den Seltenheiten. Die Meisten haben den schwarzen Rock mit dicht aneinander stehenden Knöpfen und niedrigem Stehkragen angelegt, und fast ausnahmelos tragen sie das Fez. Wenn in dem bekannten Kostümmerk „Die Trachten der Völker" von Albert Kretschmer und Rohrbach behauptet wird, daß außer dem Militair Niemand die europäische Tracht angenommen habe, daß der Türke nach wie vor den Turban trage, weite faltige Hosen, rothe lederne Pantoffeln, Jacke oder kurzen Rock mit unzähligen Knöpfen, um die Hüfte den breiten Shaml, und als Uebergewand dm Kaftan, daß also die europäische Tracht noch keine Handbreit Boden gewonnen habe, so ist das ein sehr starker Jrrthum. Es heißt in dem genannten Werke weiter: „Das Fez hat noch den meisten Erfolg ergusonen, aber die Zahl der Turbane ist doch bei weitem größer. Trachten lassen sich einmal nicht commandiren." Soviel Wörter, soviel Ungenauigkeiten. Die europäische Tracht hat die orientalische in Constantinopel nahezu vollständig verdrängt, und wenn man einmal einem Turbanträger begegnet, so kann man von Glück sagen. Die orientalischen Weibertrachten dagegen haben sich allerdings auch in Constantinopel ziemlich rein erhalten. Man bekommt von diesen auf der Straße freilich nicht viel mehr zu fehen, als das mantelartige Obergewand, das wie ein bauschiger Domino aussieht. Es bedeckt den ganzen Kopf von den Augenbrauen an mit einer Art Kapuze. Um die Hüfte ist es zusammengeschmürt, und es reicht bis zu den Knöcheln herab. Die Aermel sind weit. Mit diesen und dem Vordertheil dieses bauschigen Gewandes bedecken die Türkinnen den unteren Theil des Gesichts, so daß nur die Augen frei bleiben. Das Gewand ist gewöhnlich aus dünnem Seidenstoff hergestellt und oft in sehr lebhaften Farben, namentlich saffrangelb, hellblau, bordeauxrot!) und violet. Der Wind setzt sich leicht in dieses flatternde weite Gewand und giebt den Gestalten die sonderlichsten Couturen. Diese vermummten bunten Gestalten das schon so mannigfaltige Bild noch in ganz besonderer Weise. Andere, namentlich die Hübscheren und Jüngeren, ziehen nicht den seidenen Mantel über den Kopf, fondern sie umhüllen Stim und Haupthaar mit einem mehr oder minder dichten Schleier, der wiederum nur den unteren Theil der Stirn und die Augen frei läßt, Nase, Ohren, Wangen, Lippen, Mund und Kinn aber bedeckt. Diese sehr kleidsame Verschleierung hat bei einigen eigentlich nur einen symbolischen Charakter. Es gehört in diesem Falle kein besonders geübtes Auge dazu, um unter dem durchsichtigen Gewebe die Lieblichkeit des Gesichts zu erkennen, und es befinden sich unter den Türkinnen, die ich gesehen habe, wirklich einige auffallende Schönheiten. Man hat mir allerdings gesagt, daß die türkischen Frauen in der geschickten Vermerthung aller möglichen kosmetischen Mittel hinter den gewiegtesten Pariserinnen nicht zurückbleiben.

Diese bunten Menschenwellen wälzen sich vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Nacht über die Brücke. Da liegen dann noch in größeren und mäßigeren Abständen in schauerlichen Verstümmelungen und in einer Verwahrlosung, von der man sich gar keine Vorstellung macht, die Bettler und Krüppel an den Pfeilern und halten ihre schaudererregenden Verunstaltungen den Vorübergehenden entgegen, mit jämmerlichem Winseln um Almosen bettelnd. Dabei rasseln Wagen aller Art, Mietskutschen, Equipagen und Lastfuhrwerk, über die Brücke, Reiter zu Pferd und zu Esel kommen in langsamstein Trab an uns vorüber, und wenn uns das Glück begünstigt, so sehen wir auch einmal ein echt türkisches Gefährt, das in seiner Form mit dem ledernen Schirmdach eine gemisse Aehnlichkeit nit unsern Thorwagen und Kremsern hat; nur ist es im Aufputz viel glänzender. Die Seitenmände sind reichverziert, buntfarbig und vergoldet; es wird von zwei Ochsen gezogen, die oben am Halse hohe gekrümmte Stäbe mit unzähligen rothen Büscheln wie ein Glockenspiel tragen. Die Kutscher, die mit der Eleganz des Wagens in ihrem Aeußern oft gar nicht übereinstimmen, laufen neben den Ochsen her. An den Stüßen Wässern sieht man diese echt türkisch nationalen Wagen ziemlich oft.

Zu diesem Gewimmel von absonderlichen Menschenkindern, von Thieren und Wagen kommen natürlich noch die unvermeidlichen Verkäufer, die auch hier ihre Waaren feilhalten, die Schiffer, die dienstfertig ihre wundervollen kleinen Kähne, die Kaiks, anbieten . . . man kann sich kaum ein reizvolleres und eigenartigeres Bild menschlichen Lebens und Treibens ausmalen. Dabei wimmelt die Rhede von unzähligen Dampfern und Segelschiffen, von Fischerböten und Kähnen. Zu unserer Linken haben wir den Handelshasen des Goldenen Horns, zu unserer Rechten den Bosphorus, und drüben sehen wir die asiatische Küste nit dem schön wirkenden Skutari. über das die schwarzen Cypressen sich neigen. Hinter uns liegt Galata und Peru und vor uns das von hier aus unvergleichlich farbige und schöne Stambul. Immer wieder treibt es uns auf diese Brücke, um uns an dem entzückenden Panorama auf's Neue zu erfreuen.

Bei dem Versuche aber, diese mächtigen und tiefen Eindrücke in Worten wiederzugeben, fühle ich die volle Unzulänglichkeit meiner Kraft. Will ich die Empfindungen, die ich empfangen habe, in Worte kleiden, fo bin ich wohl oder übel genöthigt, das zu wiederholen, was ich schon gesagt habe, was Andere gewiß viel besser und eindringlicher geschildert haben. Ich kann, wenn ich mir vor meinen geistigen Augen vergegenwärtige, wie sich das alte Stambul aufbaut inmitten seines imposanten steinernen Ringes, dieses bunte Häusergehudel, in dem die Kirchhöfe mit den schwarzen Cypressen wunderbare Nuhepunkte schassen, — ich kann die gebieterischen Moskeen mit ihren Kuppeln und schlanken spitzen Thürmen, die leuchtend hellen Paläste am Goldenen Horn und Bosphorus, nicht mit Stillschweigen übergehen, und ich kann auch keine anderen als die schon tausendmal dafür angewandten Bezeichnungen finden. Ich gedenke nwillkürlich der gelangweilten Frau in dein französischen Lustspiel, mit der der Leser in diesem Augenblicke eine unerwünschte Aehnlichkeit haben mag, — jener vornehmen Dame, die sich bitter darüber beschwert, daß man ihr NUN seit fünfzehn Jahren bei jedem Anlaß die Liebe in ganz denselben Worten und Wendungen und mit demselben Augenaufschlag erklärt habe. Aber mich tröstet die Antwort des Mannes, der auf ihre Beschwerde über diese abgedroschenen Redensarten schlagfertig entgegnet: „Soll ich Ihnen die Liebe vielleicht auf hebräisch erklären? Natürlich sind die Worte und Wendungen abgenutzt und verschlissen, aber das Gefühl ist darum nicht weniger neu und jung."

Der Eindruck, den der Fremde von Stambul empfängt, wenn er zum ersten Mal von der Brücke hinüberblickt, ist ein überwältigender, und Jedermann glaubt, daß Niemand vor ihm diese Schönheiten so tief empfunden haben könne. Will er aber seinen Gefühlen Ausdruck geben, fo verfällt er unrettbar in das, was schon hundertmal gesagt worden ist.

Die Serajspitze und die vier großen Moskeen, die mit erstaunlichem Feingefühl für künstlerische Wirkung in richtigen Abständen und Aufstufungen errichtet sind, packen den Beschauer gleich im ersten Augenblick am mächtigsten. Die schmale Zunge der Serajspitze liegt in dichtem dunklem Grün vor uns. In der Tiefe am Goldenen Horn ziehen sich weiß schimmernde Gebäude entlang, und auf der Höhe steigt aus dem dunklen Grün der mächtige Seraj Top Kapu auf. Daneben, der Brücke zu, erhebt sich stolz und großartig der Kuppelbau der Agha Soft«, um den vier kühne Minarehs wie steinerne Schildmachten stehen. Gerade der Brücke gegenüber, in der Tiefe, beherrscht die Moskee der Sultanin Valide die unterwürfigen Bauten rings umher, und über ihr, auf der Höhe, thront die mächtige Suleimnieh-Moskee, ein Niesenbau, der von zwei höheren und zwei niedrigeren

Minarehs flankirt wird. Zwischen dieser und der Agha Sofia, etwa in der Mitte, links von der Brücke, steht die in der Wirkung gebieterischste und bedeutendste, die Moskee Ahmedije, um die sechs Minarehs, die in der Form und in den Verhältnissen mohl die schönsten aller Minarehs sind. Wacht halten. Die schlanken Thürmchen, von denen vier je drei Galerien und die beiden andern je zwei Galerien haben, verjüngen sich langsam zu lanzenartigen Spitzen.

Die Moskeen sind, wie man weiß, nicht blos Gotteshäuser, sie bilden vielmehr immer einen ganzen Compler von frommen Zwecken geweihten Gebäuden: zu dem eigentlichen Bethause gehören große Nebenanlagen mit Armenküchen, Hospitalern, Grabstätten für die Sultane u. f. w. Sie sind gewöhnlich von Bäumen und Gärten umgeben. Immer befinden sich außerhalb der Moskeen an den Säulengängen oder auch in besonderen Anbauten zahlreiche Brunnen mit fließendem Wasser. Denn man weiß, daß der Islam täglich eine bestimmte Anzahl von Waschungen vorschreibt, und daß namentlich kein Gläubiger das Bethaus betreten darf, ohne sich zuvor gründlich Hände. Füße und Gesicht gereinigt zu haben. Diese sehr zweckmäßige und mohlthätige religiöse Vorschrift hat zur Folge, daß die Türken, obgleich ihre Kleidung oft von Schmutz startt, doch an ihrem

Nord und Süd. XI.VII., 1«. 17

Körper sehr reinlich sind, vielleicht das reinlichste Volk der Welt. Tie scherzhafte Beschönigung, die unsere Schmierfinken für ihre Unsauberkeit abzugeben pflegen: es ist nur äußerlich, trifft für die Türken thatsächlich zu.

IX. Selamlik.

Die Paläste Tschiraghan, Doliiia Baghtsche und Beyler Bey. — Jildis Kiosk. — „Ich mochte doch nicht Sultan sein!“ — Selamlik. — Absperrung. — Aufmarsch der Truppen. — Die schwarze Garde. — Kirchgang des Sultans. — Die Frauen. —

Parade.

Die Großartigkeit des Städtebildes, dessen Eigenartigkeit eben in dem amphitheatralischen Aufbau zu beiden Seiten des Wassers, mit der wunderbaren Profilirung durch die Kuppeln und Spitzen, und in der einzigen Harmonie der Farben beruht, sowie in der unvergleichlichen Abtönung des Bunten mit dem dazwischengesvrenkelten Tiefgrün der Cypressen und dem blendenden Weiß der Marmorsäulen aus neuerer Zeit, wird noch verstärk durch die zum Theil sehr imposanten öffentlichen Gebäude und durch die zauberhasten Marmorpaläste, die in der Tiefe an den Wassern des Goldenen Horns und des Bosphorus liegen.

Bon jedem dieser so schön und märchenhaft wirkenden Prachtbauten weiß die Geschichte oder die Sage schaurig geheimnißvolle Geschichten zu erzählen. In einem dieser mit reichstem Schmuck gezierten Prachtgebäude, das so herrlich aus dem grünenden Park hervortritt und sich im blauen Bosphorus spiegelt, wird der des Thrones entsetzte Bruder des jetzigen Sultans, der an Säuferwahnsinn leiden soll, gefangen gehalten. Die Absperrung wird mit orientalischer Gründlichkeit durchgeführt. Der unglückliche Insasse hat für die Welt aufgehört zu sein. Ein starkes militairisches Detachement, das da als Wache dient, vereitelt jede Möglichkeit einer Communication mit dein entthronten Herrscher; nach der Seite des Wassers zu sind überdies noch Kanonen aufgepflanzt, die jeden Annäherungsversuch vom Bosphorus her init Erz und Feuer bewillkommen würden.

Dieser Marmorpalast, Tschiraghan, ist iin Stile der sogenannten neutürkischen Renaissance erbaut, mit überladener Ornamentik, überreich an lustigem und erfreulichem Schnörkelwerk, in seinen Verhältnissen und in seiner wunderbaren Lage von geradezu bezaubernder Wirkung. Von der sinnverwirrenden Pracht der inneren Räume erzählt man Wunderdinge.

Dem Tschiraghcm-Palaste kommt an malerischer Wirkung nur einer gleich: der Palast Dolma Baghtsche, der durch ein herrliches Gitterwerk vom Bosphorus abgeschlossen ist. Auch hier sind die Fa?aden mit steinernein krausem Schnörkelwerk ganz überladen, und ein strenger Kunstrichter wird gewiß sehr berechtigte Einwendungen erheben dürfen. Aber diese marmornen Capricen, in denen sich die Stile aller Zeiten und aller LLnder neckisch und kosend umschließen, diese Säulenbauten mit ihren reizenden Nischen, mit ihren fein durchbrochenen Galerien, in denen willkürlich Motive des maurischen Stils mit dem hellenischen und der italienischen Renaissance sorglos zusammengewürfelt sind, inachen doch einen ganz herrlichen Eindruck. Es sind wahre Märchenschlösser, zu deren Füßen die blauen Wasser rauschen, und die im Sonnenschein blendend weiß von dem blauen Himmel sich loslösen.

Auf der asiatischen Seite wetteifert noch der Palast von Beyler Ben in der Schönheit seiner Wirkung mit den eben genannten beiden Palästen. Der Beyler Ben-Palast, der unserm unglücklichen Kaiser Friedrich zur Zeit, da er als Kronprinz der Gast des Sultans mar, zur Residenz übermiesen war, ebenfalls ein weißer Marmorbau in orientalischem Renaissancestil, übertrifft die beiden vorher genannten vielleicht noch durch die vornehme Ruhe und den Geschmack der Stirnseiten. Ob dieser unvergleichlich schön gelegene Prachtbau jetzt benutzt wird, habe ich nicht erfahren können.

Immer wieder wird der Fremde dadurch überrascht, wie selten ihm in Constantinovel genügende Auskunft auf die nächstliegenden Fragen gegeben werden kann. Man nimmt an, daß in diesem oder jenem der Bosphorus-Paläste Frauen des Sultans in ihrer seltsamen Abgeschlossenheit ihr Dasein verbringen, aber man weiß es nicht genau. Alles, was die Person des Sultans betrifft. Alles, was seinen Hausstand angeht, ist mehr oder minder geheimnißvoll. Die Wenigen, die vielleicht darum wissen können, werden verlegen und scheu, wenn das Gespräch zufällig diese Fragen streift. Es erscheint unter diesen Verhältnissen beinahe verwunderlich, daß man überhaupt weiß, wo der Sultan residirt.

Das kaiserliche Palais, der Jildis-Kiosk, liegt am östlichsten Ende von Constantinovel, oberhalb des Tschiraghan-Palastes, von dem es durch einen dichten, schattigen Park getrennt ist. In diesem Parke liegen auch verschiedene Harems, in denen die dem gegenwärtigen Herrscher nächststehenden Frauen, also seine Mutter und das bevorzugteste seiner Weiber, ihr fürstlich eingerichtetes Hauswesen haben. Selbstverständlich wird der Park von Jildis mit seinen Geheimnissen den Blicken der Profanen entzogen. Auch die hohen Staatsmürdentrciger, die Botschafter u. s. w., die vom Sultan im Kiosk empfangen werden, bekommen davon nicht mehr als gerade nöthig zu sehen, also wohl nur die Wege, die zum Kiosk führen, und die Einfangsräume. Hier verbringt der Großherr seine wenig beneidenswerten Tage, ein in Herrlichkeiten lebendig Begrabener, ein Gefangener in goldfunkelndem Käfig. Die fröhliche Auffassung des Studentenliedes:

„Der Sultan lebt in Saus und Braus,
Er wohnt in einem großen HauS
Voll wunderschöner Mägdelein.
Ich möchte doch auch Sultan sein …“

mit der lustigen Gegenstrophe:

„Doch nein, er ist ein armer Mann,
Er lebt nach seinem Alkoran,
Er trinkt nie einen Tropfen Wein.
Ich möchte doch nicht Sultan sein!“

erweist sich als recht wenig zutreffend. Ach, wenn es sich nur um das Verbot des Weines handelte! Aber der unglückliche Mann hat wahrhafte Höllenqualen zu erdulden. Von der beständigen Todesfurcht gefoltert. Allen mißtrauend, ohne eine einzige heitere Stunde, in seinem eigenen Palaste zitternd, und bangend, wenn er genöthigt ist, mit der Außenwelt in Berührung zu treten, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ängstlich bewacht und doch nicht geschützt — so lebt dieser gefürstete Jammermann inmitten des berauschenden Luxus unter dem herrlichsten Himmel, in den kostbarsten Gemächern, von aller Pracht und Herrlichkeit der Welt umgeben, als der Elendeste aller Sterblichen. Widerwillig wird er allwöchentlich regelmäßig einmal, und außerdem noch einigemal im Jahre bei besonders hohen Festtagen, aus seinem prächtigen Versteck aufgeschucht. An jedem Freitag ist das sogenannte Selamlik, der Kirchgang, der Tag, an dem der Sultan die Moskeen besucht. Es versteht sich, daß er es nicht gewagt hat, eine der schon vorhandenen Moskeen zu benutzen; er hat sich vielmehr eine besondere Moskee in Jildis bauen lassen, in unmittelbarer Nähe seines Wohnsitzes.

Die Abperrungsmaßregeln, die an diesem Tage getroffen werden, haben zugleich etwas Tieftrauriges und Lächerliches. Um ihn, den einen Mann, die paar Schritt von seiner Wohnung bis zur Moskee gefahrlos machen zu lassen — natürlich im Wagen, der gewöhnlich sogar geschlossen ist, und um den so und soviele Reisigen zu Roß mit blitzendem Schwert umherschwirren —, werden ein paar Regimenter auf die Beine gebracht! Das ganze Stadtviertel wird abgeschnitten. Da dies die einzige Möglichkeit ist, den Sultan zu sehen, so versäumt kein Fremder die Gelegenheit, sich den Zutritt zu dem am Eingang des Jildis-Parkes, der Moskee gegenüber liegenden Häuschen zu verschaffen. Große Schmierigkeiten macht das nicht. Die Vertreter der fremden Mächte geben ihren Staatsangehörigen mit großer Bereitwilligkeit Empfehlungen, und diese werden von den in der Form so verbindlichen und zuvorkommenden türkischen Behörden in artigster Weise berücksichtigt.

Schon zu früher. Stunde entwickelt sich an jedem Freitag um das Stadtviertel von Jildis herum ein reges militairisches Leben. Bis zum letzten Augenblicke wird es geheim gehalten, ob der Sultan in die kleine von ihm selbst erbaute Moskee fährt oder in der tiefer glegenen BeschiktaschMoökee seine Andacht verrichten wird — Alles aus Furcht vor Attentaten. Alle Wege und Stege, die zu den beiden Moskeen führen, wimmeln von Polizisten und Truppen. In den Vormittagsstunden werden alle Straßen dieses östlichsten Theils von Constantinopel wie ein bedenklicher Weg in Feindesland vollkommen militairisch besetzt. Damit diese Leibmache in großartigstem Stile und von unerhörtem Umfange ihre wahre Bestimmung nicht allzu aufdringlich erkennen lasse, ist mit dem Kirchgang eine regelmäßige Truppenbesichtigung verbunden. Das militairische Aufgebot wird also unter dem Vormunde einer Wochenparade gestellt.

Wir durchfahren die engen Straßen, auf deren beiden Seiten Soldaten aller Waffengattungen ein dichtes Spalier bilden. Unser Wagen wird einigemal angehalten, aber wir gelangen doch ohne ernsthafte Behelligung schließlich an unser Ziel. Wir treten in den vergitterten, geheimnißvollen Jildis-Park ein. Zu unserer Rechten sehen wir die hübsche, saubere kleine Moskee, die der gegenwärtige Sultan Abdul Hamid zu seinem Privatgebrauche errichtet hat — einen geschmackvollen Kuppelbau mit nur einem Minareh. Zur Linken befindet sich das kleine Dienstgebäude, dessen im ersten Stockmerk gelegene Räume den von ihren Vertretern empfohlenen Fremden zur Besichtigung des Schauspiels vom Sultan zur Verfügung gestellt werden. Wir sind die Gäste des Monarchen; man bietet uns Erfrischungen und Cigaretten an. Die Fenster stehen ganz offen, und wir haben von da einen sehr guten Ueberblick über den gesummten Schauplatz.

Der Platz vor dem Gitter zum Parke, über den wir eben gekommen sind, ist von türkischen Reitern abgesperrt. Da halten nur die Wagen, die die Fremden hierhergeführt haben. Hinter den Reitern wogen die dichten Haufen der Bevölkerung, die allerdings von dem späteren Aufmarsch der Truppen genug sehen werden, aber vom Zuge des Sultans so gut wie nichts. Auf dem Platze vor unserm Hause stehen nur wenige Soldaten. Gerade vor uns ist das Gitter, das den Vorplatz zur Moskee absperrt. Hier plaudern jetzt noch die höheren Offiziere, die Paschas und hohen Würdenträger, während sich um die Moskee selbst herum einige der unteren Hofbeamten und Diener mit den Vorbereitungen zu schaffen machen.

Wir sehen, wie über die weiße Marmortreppe, die zu einer kleinen Thür hinaufführt — das ist der Eingang, den der Sultan benutzt —, ein prachtvoller Teppich gebreitet wird. Nachdem der Raum vor der Moskee auf das Allergründlichste und Sorgfältigste gereinigt worden ist, so daß keine Unebenheit, kein Steinchen, kein abgefallenes Blatt zu sehen ist, wird der Teppich mit unglaublicher Sorgfalt gereinigt und gebürstet. Der Islam schreibt diese bis ins Kindische getriebene Säuberung vor. Wenn wir uns den heillosen Zustand der Straßen von Constantinopel in diesem Augenblick vergegenwärtigen, an'diese Schmutz- und Kehrlichthaufen denken, die uns überall den Weg versperren, und sehen, wie hier der Platz unter freiem Himmel und der Teppich mit einer Aufmerksamkeit und Genauigkeit gereinigt werden, die eine holländische Putzstube beschämen könnte, dann wird es uns schwer, ein Lächeln über diese tollen Widersprüche zu unterdrücken.

In der Mittagsstunde beginnt nun der Aufmarsch der Truppen. In ihrem Paradeanzuge, der zu dem gewöhnlichen schmutzigen und zerlumpten Dienstanzuge wieder den ergötzlichsten Gegensatz bildet, sind die Soldaten kaum zu erkennen. Einer der bekanntesten deutschen Paschas, dem gegenüber ich meine Verwunderung darüber aussprach, wie man dieselben Soldaten, die doch, nach der Parade zu schließen, wissen müßten, was Sauberkeit im Dienste heißt, in ihren bestaubten, fleckigen, schlecht oder gar nicht geflickten Uniformen, wie ich sie in der Provinz gesehen, herumlaufen lassen könne, sagte mir: „Die zerlumpten und im Aeußern so vernachlässigten Truppen sind mir lieber als diese Paradesoldaten.“ Uebrigens ist die Garnison von Constantinopel für die Parade vortrefflich eingedrillt. Die Leute marschiren im Allgemeinen stramm und gut. Man darf natürlich nicht an einen preubischen Parademarsch denken, aber sie halten sich doch gut, gehen leicht und sicher und machen einen besseren Eindruck, als z. B. die französischen Soldaten bei der Nevue. Am günstigsten wirken die Marineinfanteristen, die sich auch im letzten Feldzuge besonders ausgezeichnet hatten, und deren Fahne vom Sultan mit dein Großkreuze seines Ordens decorirt worden ist. Es sind schöne kräftige Männer. Tie Uniformen der Marine haben unter allen Völkern ein große Aehnlichkeit mit einander, und auch die der türkischen Marineinfanteristen erinnert an die vorbildlich gewordene englische Marineuniform. Das Fez, das alle türkischen Soldaten gleichmäßig tragen, also auch die Marinesoldaten, wirkt hier besonders eigenthümlich.

Die schwarze Garde der Zuaven hat um das Fez einen dunkelgrünen Turban geschlungen. Mit ihren kurzen rothen Jacken, den weiten bauschigen Kniehosen und den Gamaschen haben diese Zuaven, die zum größten Theil aus Schwarzen bestehen — die Offiziere sind, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, ohne Ausnahme Neger —, die kleidsame orientalische Tracht am reinsten bewahrt. Vier hochgeschossene schwarze Sappeurs, die anstatt des Säbels das Beil tragen, schreiten der Truppenabtheilung voran. Die Garde zeichnet sich durch besondere Straffheit im Parademarsch aus. Die Leute marschiren tadellos. Aber sie sind vor Allem Schautruppen; die viel unansehnlicheren Truppen der Linie werden von Kennern in Bezug auf ihre Feldtüchtigkeit viel höher gestellt.

Von allen Waffengattungen, also Infanterie, Artillerie zu Fuß, Marine und Cavallerie, ziehen starke Abtheilungen auf. Die Musik sondert sich von den einzelnen Äbtheilungen ab und nimmt ihre Aufstellung auf einem Hügel, gegenüber der sehr malerisch gelegenen Moskee von Jildis.

Man hat dieser Moskee eine eigens für das militairische Schauspiel bestimmte Umgebung geschaffen. Der Boden baut sich terrassenartig in verschiedenen Abstufungen der Moskee gegenüber oberhalb des für die Musik bestimmten Hügels auf. Auf diesen verschiedenen Terrassenabsätzen gruppiren sich nun wie in einem Opernaufzuge die zur Parade befohlenen Truppen.

Kurze Zeit nachdem diese malerische Aufstellung vollendet ist, entsteht eine gewisse Bewegung. Nun ist das ganze Terrain von Truppen abgesperrt. Auf dem Vorhofe zur Moskee, rechts am Eingange des Gitters, haben die Würdenträger, die Minister und' Paschas in ihren goldüberladenen reichen Uniformen Aufstellung genommen. Plötzlich schmettert die Musik los, und man vernimmt aus der Ferne, immer näher und näher kommend, scharf rhythmisch eingeübte Hochrufe auf den Padischah.

Gleichzeitig wird oben auf der Galerie des Minarehs der Muezzin, der Aufrufer zum Gebet, sichtbar, und wir hören nun seine eigenthümliche, ein wenig meckernde, aber wohllautende Stimme, die sehr stark anklingt und in den sonderbaren Rhythmen des Orients mit reichlichen Triolen die Gläubigen zum Gebete lockt. Sein Heller starker Ruf wird bisweilen gedeckt von dem musikalischen Jubel da unten und von dem brausenden Hoch, das sich von weit her mit dein Wagen des Sultans nähert. Aber in den kurzen Pausen, die entstehen, vernimmt man immer wieder und wieder des Muezzin hohe, starke, meckernde Stimme und den eigenthümlichen Gesang. Dieser Ruf zum Gebet, der bald von dem martialischen Lärm übertönt wird, bald wieder deutlich vernehmbar erklingt, macht einen ganz wundersamen und starken Eindruck. Ich wundere mich, daß diese außerordentliche musikalische Wirkung noch nicht künstlerich nachgebildet worden ist. Diese eine Tenorstimme von der Höhe des Minarehs herab, in vollständiger Selbstständigkeit des Gesanges, in einer andern Tonart als die rauschende Instrumentalmusik in der Tiefe — es hat etwas merkwürdig Feierliches und Ergreifendes.

Schmetternde Trompetensignale verkünden den nahenden Zug des Sultans. In mäßigem Tempo, in halb offenem Wagen, von schönen feurigen Rossen gezogen, fährt der Sultan vor. Um den Wagen tummeln sich die Beamten des Hofstaats in überreichen, prachtvollen, goldüberladenen Uniformen und Livreen: die Kutscher mit den rothen Sammetjacken, von Gold starrend, daneben die Stallknechte in blauer Sammetjacke mit zahllosen goldenen Knöpfen und reichsten Goldstickereien, die auch an den blauen bauschigen Hosen und den Gamaschen in Ueberfülle wiederkehren. Der Sultan in einfachem schwarzem, bis oben zugeknöpftem Nock ohne alle Stickerei, das Haupt mit dem Fez bedeckt, wirkt in all dieser Pracht, in diesem Schimmer der prächtigsten Farben, in diesem Gefunkel von Gold und Silber merkwürdig anspruchslos. Immer wiederholt sich der scharf cadencirte Ruf: „Es lebe der Padischah!“ Alle Häupter neigen sich tief, während er vorüberfährt. Die hohen Staatsbeamten, Minister und Paschas, die ihn am Gitterthor zum Vorhof der Moskee erwarten, stoßen denselben Ruf aus und grüßen in der uns so seltsam berührenden orientalischen Art: mit tiefster Neigung des Kopfes, während sie mit der rechten Hand fast den Erdboden berühren, sie dann an die Stirn führen und endlich langsam herabgleiten lassen. Man weiß, daß dieser Gruß symbolisch heißen soll: „Ich nehme den Staub von Deinen Füßen, führe ihn an Stirn, Mund und Herz.“

In wenigen Secunden ist der Weg über den kleinen Vorhof zurückgelegt, der Wagen hält, der Sultan steigt aus und schreitet über die mit Teppichen belegte Treppe zur Moskee hinauf. Alles in Allem haben mir etwa fünfundzwanzig bis dreißig Secunden das Vergnügen gehabt, den Sultan von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Nachdem der Sultan durch die enge Pforte in die Moskee eingetretm ist, merken mir, daß noch zwei andere Wagen ihm gefolgt sind. Von diesen werden jetzt die Pferde ausgespannt, und neben den Thüren der Wagen stellen sich Eunuchen auf. Wir erfahren, daß sich in diesem Wagen die Damen des Sultans befinden, seine Mutter, seine Frau oder Frauen, seine Töchter — wenn er Töchter hat, wir wissen es nicht —, die dm Großherrn zur Moskee begleiten, aber nicht eintreten dürfen, und deren Tugend wie zu jeder Stunde, so auch jetzt von den Eunuchen gehütet wird. Zur größeren Sicherheit läßt man auch die Pferde ausspannen, damit die Damen nicht etwa einen Fluchtversuch unternehmen.

Der Rufer zum Gebet, der zunächst nach Mekka hin und dann nach den andern Himmelsgegenden seine Aufforderung hat erklingen lassen, ist von der Galerie verschwunden. Der Gottesdienst mäht nicht lange, etwa zwanzig Minuten. Nun öffnet sich ein Fenster der Moskee, das dem kleinen Hügel und den Terrassen gerade gegenüber liegt; das ist das Zeichen, daß jetzt der Sultan am Fenster Platz genommen hat, und der Vorübermarsch der Truppen beginnt. In derselben Ordnung, wie sie vorher ihre Aufstellung genommen haben, ziehen sie jetzt vor dem Padischah vorüber und salutiren, sobald sie in die Nähe des Fensters kommen. Die Musik spielt während der ganzen Zeit denselben Marsch. Es ist ein hübsches militairisches Schauspiel, aber doch nichts Außergewöhnliches.

Nachdem es beendet ist, verläßt der Sultan die Moskee, besteigt einen andern Wagen, eine leichte Kalesche, und ergreift selbst die Zügel der Pferde. Wieder umgiebt ihn die goldstrahlende Escorte, und nun geht es in ziemlich scharfem Trabe nach dem Kiosk zurück. Inzwischen sind die Pferde an den beiden Wagen, in denen die Damen sitzen, wieder angeschirrt und diese folgen dem Sultan. Jetzt durchbricht eine milde Schaar von Bettlern und Krüppeln den mitaitairischen Cordon, und Alles stürzt den Wagen der Damen nach. Diese, natürlich in dichtester Verhüllung, werfen aus den offenen Wagenfenstern kleine Kupfer- und Silbermünzen, und ein allgemeines Gebalge bezeichnet den Weg, den die anmuthigen WohlthSterinnen genommen haben.

Das ist das Selamlik, das die einzige Stunde der Woche, in der der Sultan aus der geheimnißvollen Weltabgeschiedenheit des Jildis-Palastes heraustritt, um sich den Priestern seines Glaubens, seinen Soldaten und in angemessener Entfernung den Fremden und einigen wenigen besonders begünstigten seiner Unterthanen zu zeigen.

X.

heilige und profane Stätten.

Nächtlicher Gottesdienst in der Agha Sofia. — Das Innere. — Die Veränderungen. — Der große Bazar. — Ein Geschäft mit Isaak.

Die Geheimthuerei war in früheren Zeiten noch viel stärker. Namentlich mar es ehemed für Andersgläubige eine Unnwglichkeit, die dem Dienste des Islam geweihten Stätten zu betreten. In dieser Beziehung ist mar jetzt viel duldsamer geworden. Da ich während des Namazan in Constantinopel war und in diesem heiligen Monat in allen Moskeen, deren Galerien am Abend mit einem leuchtenden Kranze von Lämvschen geschmückt werden und auf deren Höhen oft ebenfalls in Lainpions heilige Schriftzeichen in die Nacht strahlen, allnächtlich Gebete zu Allah und dem Propheten gesandt werden, so war es für mich von großem Interesse, die schönste aller Moskeen, die Agha Sofia, während eines solchen nächtlichen Gottesdienstes zu besuchen. Die Sache machte sich ohne alle Schmierigkeit, es war eine einfache Frage des Trinkgelds. Der Dragoman ließ unfern Wagen an einer kleinen Seitenthür vorfahren. Der verständnißvolle Wächter, dem die seinen Erwartungen entsprechende Summe in die Hand gedrückt wurde, ließ uns ohne Weiteres ein und geleitete uns auf einer spärlich beleuchteten breiten Treppe zu der sehr hochgelegenen obersten Galerie hinauf, die jetzt keinem andern Zweck zu dienen schien, als den Fremden die Besichtigung der Sofia bei Beleuchtung und der Gläubigen in ihren andächtigen Uebungen zu gewähren.

Man hatte mir gesagt, daß die Moslem die Freniden in ihren Moskeen sehr ungern sehen, und daß sich diese vor einer jeden Störung sorglich zu hüten hätten. Es hätte dieser Mahnung gar nicht bedurft, uin meinen Begleiter und mich zur äußersten Vorsicht und Discretion zu bestimmen. Aber thatsächlich ermiesen sich diese wohlgemeinten Verhaltensmaßregeln als recht überflüssig. Es ging da oben auf der Galerie während des Gottesdienstes gerade so gemüthlich und zwanglos zu, wie in den italienischen Kirchen. Man verlangte von uns nicht einmal die gebotene Fußreinigung. Während wir uns mit äußerster Vorsicht auf den Fußspitzen in den heiligen Raum bewegten, traten unser rechtgläubiger Dragoman und der Tempeldiener so fest auf und mäßigten ihre Stimme so wenig, daß wir dadurch in Verlegenheit geriethen und unfern Dragoman bitten mußten, sich etwas ruhiger zu verhalten.

Der gewaltige und imposante Raum machte in der wundervollen goldigen Beleuchtung von lausenden von Lampen einen ganz herrlichen, ergreifenden, weihevollen Eindruck. Einen tieferen habe ich von keinem Gotteshause empfangen. Von der Galerie fällt unser Blick zunächst auf das mächtige Schiff, über dessen Mitte sich die großartige Kuppel wölbt, deren unterer Kranz von einer großen Anzahl, ich glaube vierzig oder fünfzig, gewölbten Fenstern gebildet wird. Die halbkreisförmige Apsis, die zwischen zwei großen Nischen nach dem Osten zu den Bau abschließt, ist, wie alle Theile dieses unvergleichlichen Baumerks, gewölbt. Die Seitenschiffe, die sich rechts und links an das Hauptschiff anschmiegen, sind von diesem durch mächtige Säulen aus edelstem Marmor geschieden. Tie Kapitale dieser Säulen sind in reichster byzantinischer Ornamentik, ebenso wie die Bogen, die sie tragen. Die acht Hauptsäulen, je vier zur Rechten und zur Linken des Hauptschiffes, sind aus dunkelgrünem Marmor gefertigt, und aus demselben Material auch die zwölf kleineren Säulen des oberen Geschosses, je sechs auf jeder Seite. In dem ganzen Raum befinden sich über hundert Säulen aus Marmor oder Porphyr. Die kleineren, welche am Rande der oberen Galerie zwischen den mächtigen Pfeilern aufgestellt sind, hat man zu Kandelabern verwerthet.

Aber nicht das Einzelne, das den Fachmann begeistern mag, das Ganze ist es, das die Sinne des Laien mit Macht gefangen nimmt und überwältigt: diese Vereinigung von riesigen Wölbungen in wunderbarster Gliederung, diese Schönheit und Großheit in den Verhältnissen! Man fühlt sich von dieser Majestät zunächst wie erdrückt, bald aber von der vornehmen Ehrwürdigkeit wieder aufgerichtet und erhoben. Wenn diese Kirche, das edelste und stolzeste Denkmal der byzantinischen Kunst, der, wie Salzenberg sagt, an Kühnheit der Wölbungen, an Wirkung, an Pracht des Innern kein Bauwerk ähnlicher Art vor und nach ihm gleicht, am Tage beim Spiel der Lichter, die durch die zahllosen Fenster in unbeschreiblichem Reize in das Innere hineinfluthen, den Beschauer magisch berückt, so wirkt sie bei der sanften, milden, einheitlichen künstlichen Beleuchtung in der Nacht vielleicht noch feierlicher.

Tie herrlichen Mosaiken, mit denen die Kuppel ausgelegt ist, figürliche Darstellungen auf Goldgrund, sind, da der Islam die Abbildung alles Figürlichen in den Moskeen verbietet, übertüncht. Hie und da hat sich die Kalkschicht gelockert, und man erkennt noch einige Figuren, so die Flügel der Engel m den Zwickeln der Hauptkuppel. Die Figuren selbst sind mit einer rohen Ornamentik überstrichen. Der Hauptschmuck des Innern ist auf diese Weise zerstört worden. Ich gab natürlich gelegentlich, wie jeder Fremde, meiner Entrüstung über diese vandalische Verunstaltung einen sehr energischen Ausdruck. Ein gebildeter Archäologe widersprach mir indessen. Er erinnerte mich daran, daß gerade die christlichen Kreuzfahrer mit den schönen Denkmälern des heidnischen Alterthums in ihrem Glaubensfanatismus ganz anders umgesprungen, und daß die von diesen angerichteten Schäden für die Welt unersetzliche Verluste geworden wären. Die Türken seien im Gegentheil im Allgemeinen sehr schonend mit den ihrem Glauben entgegenstehenden Kunstwerken verfahren; sie hätten die Mosaiken nicht zerstört, sondern nur übertüncht. Unter der Kalkfchicht, die sie jetzt bedecke, seien viele sicherlich noch bis zur Stunde in vortrefflichem Zustande, und sie würden dereinst, wenn sie von dieser häßlichen Umhüllung befreit sein würden, zu ueuer ungeahnter Herrlichkeit erstehen.

Ich hütete mich natürlich, dieser Autorität zu widersprechen, obwohl meine bescheidenen Erfahrungen nicht im völligen Einklänge mit dem Ausspruche des gelehrten Archäologen standen. Als ich nämlich oben auf der Galerie der Sofia war, trat einer der Moskeendiener an mich heran und reichte mir eine ganze Hand voll Mosaikstückchen in allen Farben, goldene und bunte. Ich wußte gar nicht, was der Mann damit wollte. Da erklärte mir denn der Dragoman, daß mir diese kleinen Würfel zur Erinnerung an meinen Besuch der Soft« angeboten würden, und daß der Mann ein Trinkgeld erwarte. Ich nahm die Stückchen, die ich jetzt noch besitze, kleine viereckige, durchsichtige Mosaikbrocken, und da er mit dem Trinkgeld, das ich ihm gab, sehr zufrieden zu sein schien, kam er nach einigen Minuten wieder, hatte wieder die Hand voll und bot auch einem Andern dasselbe sinnige Erinnerungszeichen an. Das Geschäft ging gut. Jedermann nahm von diesen Mosaikwürfelchen. Und es reizte nun meine Neugier, zu sehen, wie sich der Mann diese kleinen Dinger verschaffte. Ich ging ihm nach. Die Sache war sehr einfach: er trat an eine der Wölbungen heran und polkte sie los. Er hatte auf diese Weise in gewinnsüchtiger Zerstörung schon eine sehr große Fläche des Mosaikschmuckes völlig entkleidet. Wenn dieser biedere Hüter des Tempels feines Amtes noch lange waltet, so wird bald ein ganzes Gewölbe der oberen Galerie seines ehrwürdigen Schmuckes beraubt sein.

Die für den muhamedanischen Gottesdienst im Innern der Agha Sofia vorgenommenen Einrichtungen nehmen sich in der gewaltigen Größe des Baues ganz erbärmlich kleinlich und kümmerlich aus. Der einzige „Schmuck“, den die Moslem in der Sofia angebracht haben, ist von äußerster Häßlichkeit und Geschmacklosigkeit: im Obergeschoß hat man an den Pfeilern acht große runde Schilder befestigt, dunkelgrün, mit goldenen arabischen Buchstaben, die Koransprüche enthalten. Diese Präsentirteller sehen in ihren schreienden Farben niederträchtig aus und fallen durch ihre Plumpheit und Roheit durchaus aus der feierlich würdigen Stimmung des Ganzen.

Die Muhamedaner wenden sich, wie man weiß, bei ihren Gebeten in der Richtung nach Mekka zu. Die christlichen Erbauer der Agha Sofia haben sich natürlich um Mekka nicht gekümmert, und bei der Umgestaltung der christlichen Kirche zun: muhamedanischen Gotteshaus hat man nun die ganze innere Einrichtung für den Dienst des Islam in einen häßlichen Widerspruch zur architektonischen Anlage der altchristlichen Kirche bringen müssen. Der Altar, welcher auf Mekka zugewandt ist, der sogenannte Mihrab hat schief gestellt werden müssen und steht nun nicht mehr genau in der Mitte der Apsis. Alle Strohnlatten und Gebetteppiche im Schiff sind in paralleler Richtung mit dieser Mihrab, also schief gelegt. Es sieht verwunderlich und unschön aus. An der Seitennische links von der Apsis befindet sich die Loge des Sultans, ein von schlanken Säulen getragener, überdachter und mit einem sonnenartigen Schmuck gekrönter Bau, der durch ein dichtes, reiches, arabeskenartiges goldenes Gittermerk abgeschlossen ist. Gegenüber, an dem Hauptpfeiler rechts von der Apsis, führt eine schmale steile Treppe zu der in einen hohen spitzen Thurm auslaufenden Kanzel hinauf. Im Hauptschiff sind an den Pfeilern noch einige ebenfalls von Säulen getragene Tribünen, auf denen sich während des Gottesdienstes die Sofias und Geistlichen versammeln, die die Gebete ausrufen und die Sprüche aus dem Koran verlesen. In der Nacht, in der ich die Agha Sofia besuchte, waren alle Tribünen vollbesetzt. In schrägen Reihen, dicht nebeneinander, hockten auf den Strohmatten und Teppichen die Gläubigen, die den gewaltigen Raum des Mittelschiffes vollkommen füllten. Aus der Tiefe erklang eine merkwürdige Stimme in für mich unverständlichen Lauten, ein seltsam feierlicher Singsang, wieder mit jenein gurgelnden zitternden Beiklang, wie ich ihn schon von dem Muezzin beim Selamlik gehört hatte. Während diese Stimme ertönte, führten die Gläubigen im Schiffe der Kirche und die Theologen auf den Tribünen mit ganz erstaunlicher Präcision gleichzeitige Bewegungen aus. Wohleinerercirte Truppen hätten es nicht genauer machen können. Bald streckten sie die Hände, mit den Handflächen nach oben, von sich, bald kreuzten sie die Arme über der Brust, bald bogen sie den Oberkörper nach vorn, bald duckten sie sich ganz nieder, so daß ihre Stirn den Boden berührte. Und bei jeder dieser, von vielen Hunderten, vielleicht von Tausenden gleichzeitig ausgeführten Bewegungen entstand naturgemäß ein seltsames Rauschen, das durch die hohen Wölbungen hallte. Im ersten Augenblick kamen mir diese Aeuerlichkeiten recht weltlich vor, wie eine Art schwedischer Heilgymnastik, aber nachdem ich nur wenige Minuten von der Höhe herab die Betenden in ihren eigenthümlichen Stellungen und Beugungen betrachtet hatte, erschien mir diese Art, seinem Gott zu dienen, nicht befremdlicher als jede andere. Der tiefe Ernst und die Andacht, mit denen die Muhamedaner ihren frommen Uebungen oblagen, machte eineil feierlichen Eindruck.

An die Agha Sofia sind, wie auch an die andern Moskeen, verschiedene Mausoleen angebaut, die sogenannten Turben, die Grabstätten der Sultane und der Sultaninnen, — Kuppelbauten, die mitunter mit köstlichen Fayencen bedeckt sind, und in denen die in der Form nicht gerade schönen, lmndehüttenartigen Katafalke, die mit den herrlichsten und prächtigsten Teppichen bedeckt sind, stehen. Am Kopfende befinden sich auf einer runden Stange zur Kennzeichnung der männlichen Tobten große Turbane.

Wie ich einen wenn auch nur flüchtigen Einblick in das kirchliche Treiben gewonnen hatte, so reizte es mich natürlich auch, das weltlichste kennen zu lernen; und ich muß sagen, die Stunden, die ich im Bazar verbracht habe, gehören mit zu den interessantesten meines Aufenthalts in Constantinopel.

Ich habe mir oft den Kopf zerbrochen, woher die Käufer alle kommen sollen, um den Ansprüchen der Verkäufer im Orient zu genügen. In jedem Hause der belebteren Verkehrswege sind so und soviel Läden; alle Straßen werden von ambulanten Verkäufern vom frühen Morgen bis zum späten Abend durchzogen. Man sollte meinen, daß damit jeder Bedarf schon genügend gedeckt sein müsse. Aber zu all dem kommt noch eine eigene mächtige Verkaufs- und Ladenstadt, der Bazar. Der große Bazar in Constantinopel zählt sechsunddreißig Straßen und hat neun verschiedene Eingänge. Es ist ein Labyrinth, in dem sich kein Mensch ohne Führer zurechtfindet. Diese ganze Verkaufsstadt ist überwölbt. Das Licht fällt von oben durch kleine Kuppeln ein, — ein gedämpftes, halb graues, aber nicht unangenehmes Licht. Der Bazar ist nur während der Tagesstunden geöffnet. Läden reiht sich an Läden. Es sind nur Verkaufsläden, die Verkäufer wohnen nicht dort. Es sind Gewölbe und Lauben, wie sie sich auch bei uns noch in einigen alten Städten erhalten haben.

„. . . Nach dem Bazar sollt Ihr mich anjetzt Begleite«, wo die Mohren zum Verkauf Ausstellen, was daS Morgenland erzeugt An edelm Stoff und feinem Kunstgebild."

Es sind nicht nur Mohren, es sind vielmehr hauptsächlich die Juden des Orients, die da ihre Waaren feilhalten. Und was verkaufen sie! Alles, aber auch Alles! Das Nothwendige und das Entbehrliche, die erbärmlichste Schleudermaare und die auserlesensten Kunstmerke, die Erzeugnisse der Wildheit und der höchsten Cultur aus alter und neuer Zeit — Alles, Alles!

Der Freund, der mich begleitete, ein Ingenieur, der seit langen Jahren in Constantinopel ansässig ist, war ein kundiger Führer. Nachdem ich eine Viertelstunde mit ihm durch die verschiedenen Verkaufsstraßen gegangen mar, fühlte ich mich wie in einem Taumel. Es schwirrte mir vor den Augen. Alles schien mir so neu, so befremdlich! Ich wandelte durch die engen Gassen im Dämmerlichte wie im Traum. Wo immer mir unsere Schritte verlangsamt oder stehen blieben, um uns dies oder das etwas genauer anzusehen, überall hatten mir sofort um uns zwei, drei dienstfertige Verkäufer, die die Herrlichkeit ihrer Waaren und deren Preiswürdigkeit rühmten und uns mit den verlockendsten Worten und unter der beständigen Zusicherung, daß wir nichts zu kaufen brauchten, dringend einluden, näher zu treten. Sie ließen sich auch durch unsere bestimmtesten Versicherungen, daß wir nichts kaufen wollten, nicht beruhigen; und wenn wir weiter gingen, so folgten sie uns noch minutenlang und wiederholten immer wieder ihr freundliches, allerdings etwas zudringliches Anerbieten.

Ich hatte für einige Freunde und für mich Einkäufe zu machen: wir hatten also ein bestimmtes Ziel. Wir brauchten etwa zwanzig Minuten, um bis zu dem Gewölbe, das wir suchten, vorzudringen. Mein Freund hatte mich dringend gebeten, mich auf keinen Fall in den Handel, den wir abschließen wollten, einzumischen; er allein werde die Unterhandlungen führen. Diese Mahnung wurde mir erst später verständlich, als ich bei der Erwerbung der einzelnen Waaren merkte, wie jeder Ankauf den Gegenstand eines besonderen Vertrages bildete, eines Vertrages, der übrigens auf den allerschwankendsten Unterlagen beruhte. Von diesem Feilschen macht man sich bei uns gar keine Vorstellung. Man ist in vollkommener Unsicherheit, ob der Händler für ein Verkaufsobject, das er uns zeigt, fünf oder dreihundert Franken fordern wird. Ob und wie eine Einigung erzielt wird, auch das bleibt bis zum Abschlüsse vollkommen fragwürdig. Diese Ungewißheit hat in gewissem Sinne etwas Reizvolles; mich wenigstens haben diese Verhandlungen königlich amüsirt.

Als wir in das Gewölbe eintraten, in dem wirklich alle Schätze des Orients aufgespeichert waren: Teppiche, Decken, Borhänge, Stickereien und Gewebe aller Art, Waffen, Silberarbeiten, Nippessachen und Euriosen, begrüßte uns der Händler, der schlechtweg Isaak hieß, mit unterwürfiger Freundlichkeit. Meinem Freunde reichte er die Hand und dankte idm in etwas pathetischer und salbungsvoller Weise in nicht gerade akademischem, aber doch ganz gut verständlichem Französisch für die Ehre des Besuchs. Während der folgenden sehr langwierigen Unterhandlungen, die wohl zwei Stunden in Anspruch nahmen, vielleicht noch mehr, und die den Verkäufer in keiner Weise zu ermüden schienen, bediente sich Isaak fast immer des vertraulichen Du. Es versteht sich, daß er auch von meinem Freunde geduzt wurde. Bevor wir uoch einen Wunsch hatten äußern können, sagte uns Isaak:

„Setzt Euch! Wollt Ihr eine Tasse Kaffee, Chocolate oder Limonade trinken?"

Wir entschieden uns für Kaffee. Er bot uns Cigaretten an. Und als wir nun recht gemüthlich in dem kleinen überfüllten Raum saßen, erzählte uns Isaak zunächst allerlei interessante Sachen über seine Familie, klagte über die schlechten Zeiten, über die Niedertracht der Eoncurenten, und über die sich immer steigende Sparsamkeit der Fremden. Mit einem feinen, kaum merklichen Uebergang, ohne irgendwelche Ueberhastung, lenkte er dann das Gespräch auf den eigentlichen Zweck unseres Besuchs.

„Ich bringe Dir einen Freund," sagte mein Begleiter, „der verschiedene Sachen ankaufen will. Aber Du darfst uns nicht betrügen."

Isaak blickte mit seinen treuherzigen braunen Augen lächelnd auf mich und machte eine milde Bewegung der Abwehr.

„Du weißt, ich bin ein guter Kunde," fuhr niein Freund fort, „und ich habe Dir schon für viele Tausende abgekauft."

„Das weiß ich," antwortete Isaak. „Und der Himmel weiß auch, daß ich Dich dafür jeden Abend in meinem Gebete segne. Ich behandle Dich wie einen Freund und Deine Freunde wie meine Freunde. Ich will an Dir nichts verdienen. Jetzt kann man ja überhaupt nichts mehr verdienen. Ich will sogar Schaden erleiden, nur soll er nicht zu groß fein. Du brauchst mit mir gar nicht zu unterhandeln. Wähle Dir, was Du willst, nimm es mit und zahle mir, was Du willst. Du brauchst es auch nicht gleich zu zahlen, ich überlasse es Dir, die Zeit zu bestimmen. Du siehst, einen besseren Verkäufer findest Du nicht. Nun bitte, nimm Dir, was Du willst."

Auf unser Verlangen legte uns Isaak zunächst einige orientalische Stickereien vor

„Was verlangst Du sür dieses Handtuch?"

Isaak betrachtete es eine Weile. „Den Fremden verkaufe ich es für fünfzig Franken, Dir gebe ich es für fünfundvierzig."

„Aber Isaak, Du Erzschelm! Ich kenne ja Deine Auszeichnungen! Das ist ja nur mit zwanzig Franken markirt!"

„Aber Herr, wie könnt Ihr das sagen! Soll ich mein Geschäftsbuch vorholen? Hier steht die Nummer, ich werde es Dir zeigen."

Er holte wirklich eine Art Hauptbuch hervor und schlug die Nummer auf. Daneben stand in hebräischen Buchstaben für mich Unverständliches. Mein Freund konnte aber die hebräische Schrift lesen.

„Nun, Du siehst ja, da steht ganz deutlich zwanzig Franken!"

„Zwanzig Franken Einkaufspreis, ja! Aber weißt Du, wie ich zu dem Tuche gekommen bin? Ich habe es einer hungernden alten Frau abgekauft, und jetzt liegt es hier im Magazin seit langen Jahren. Das Tuch kostet heutzutage wenigstens fünfunddreißig Franken im Einkauf. Andere Artikel dagegen sind gesunken. Wie soll ich es nun machen, um das Gleichgewicht herzustellen? Wenn ich zufälligerweise einmal ein gutes Geschäft gemacht habe, soll das jetzt auch ein schlechtes werden? Sei doch billig und gerecht! Für zweiundvierzig Franken will ich Dir das Tuch lassen. Aber jeden Centinie, den ich weniger dafür bekomme, raube ich meiner Familie."

„Also gut, ich gebe Dir zmeiundzwanzig Franken."

„Gieb mir zmeiundzwanzig Franken! Wenn Du es mit Deinem Gewissen vereinbaren kannst, gieb mir zmeiundzwanzig Franken! Ich nehme Alles. Du brauchst mir sogar nicht einmal zmeiundzwanzig Franken zu geben. Gieb mir zehn Franken, wenn Du willst! Was Du willst! Fünf Franken meinethalben! Aber wenn Du das Tuch siehst, oder wenn Dein Freund es dereinst betrachten wird, dann denkt an den armen Isaak, der durch diesen Handel schwer geschädigt ist! Denke an dessen Frau und Kinder! Aber was kümmern Dich meine Kinder! Wenn Dich Dein Gewissen nicht plagt, nun gut, so nimm das Tuch. Nimm es umsonst, ich schenke es Dir. Ich will keinen Heller! Du beleidigst mich, wenn Du mir dafür Geld gibst. Es ist mir eine Freude, es Dir zu schenken. Willst Du es aber kaufen, so gieb mir fünfunzwanzig Franken, damit ich zum mindesten für den Zinsverlust entschädigt werde."

„Zweiundzwanzig Franken! Behalte es, wenn Du es mir nicht zu dem Preise geben willst."

„So nimm es zu zweiundzwanzig Franken. Aber ich bitte Dich, sprich nicht darüber, ich will mich vor meinen Concurrenten nicht lächerlich machen. Sage es Niemand. Und auch Du," fügte er zu mir gewandt hinzu, „wenn Du das Tuch nimmst, und wenn man Dich nach dem Preise fragt, sage fünfzig Franken. Es ist fünfzig Franken werth, und ich gebe es nur fort, weil ich an Deinem Freunde schon früher etwas verdient habe. Heute will ich nichts verdienen. Ich trenne mich mit schwerem Herzen von dem Stück. Es ist mir lieb geworden. Aber bei den schlechten Zeiten darf das Herz nicht an, Besitze hangen. Also nimm es."

So, in deniselben Tone und unter ganz ähnlichen Bedingungen, wurde wohl über ein Dutzend anderer Gegenstände und mehr zwischen uns verhandelt. Bei jedem einzelnen Gegenstande wiederholten sich dieselben Scherze. Mit allen Eiden beschwor Isaak, daß er an jedem der verkauften Gegenstände erheblichen Schaden erleide, und daß er nur durch die Noth gezwungen werde, diese Verkäufe abzuschließen. Er erzählte uns schließlich auch eine Räubergeschichte über die dringenden Verpflichtungen, die er zu erfüllen habe, und er ergab sich seufzend in alle Gebote meines Freundes. Inzwischen ließ uns Isaak noch einmal Kaffee kommen und bot uns eine Cigarette um die andere an. Als die eingekauften Waaren aufgestapelt dalagen, zählte Isaak die ausbedungenen Preise zusammen. Mein Freund rundete die Summe um zweiunddreißig Franken nach unten ab, um eine gerade Zahl zu bekommen. Isaak seufzte wieder, diesmal feuchteten sich sogar seine schönen dunklen Augen und er schwor mir gar, er werde durch meinen hartherzigen Freund ruiniert. Aber damit war mein unersättlicher Begleiter noch immer nicht zufrieden, er verlangte für mich noch ein „Backschisch" eine Zugabe. Stöhnend wie ein schwer Verwundeter hob Isaak beide Hände gen Himmel.

„Aber Isaak, elender Wicht! Wir kaufen Dir hier für verschiedene hundert Franken Waare ab, und Du willst uns nicht einmal etwas zugeben!"

„Suche Dir aus, was Du willst. Du bist der Herr, ich bin der Knecht. Ich muß mir ja Alles gefallen lassen."

„Nein, Isaak, Du selbst sollst uns etwas aussuchen, und zwar etwas Hübsches."

Wiederum seufzte Isaak und sah sich in seinem Gewölbe um. Er schleppte allerhand Kleinigkeiten herbei, und ich entschied mich schließlich für einen damascirten Ladestock. Die Sachen wurden bei Seite gestellt, ich zahlte, und der Handel mar abgeschlossen.

Nun änderte der ehrliche Isaak den Ton vollkommen. Nachdem er vorher beiin Abschluß des letzten Kaufvertrags in wunderbarem Pathos geklagt hatte: „Als ich Dich mit dem Freunde hier eintreten sah, glaubte ich, dieser Tag würde für mich ein Freudentag sein; nun aber, dank Deiner Unerbittlichkeit ist er für mich der Tag der tiefsten Trauer geworden" — lächelte er jetzt auf einmal wieder sehr vergnügt, wurde heiter und gemüthlich. Wir plauderten noch eine Weile, und endlich sagte mein Freund:

„Nun sage mir, Isaak, aber ganz ehrlich, sprich ausnahmsweise einmal die Wahrheit, — sage mir, was hast Du heute an uns verdient?"

„Verdient?" wiederholte Isaak höchlich erstaunt. „Wie kann man an Dir etwas verdienen! Du willst mich offenbar höhnen. Verloren habe ich, viel verloren!"

„Das weiß ich ja! Aber wieviel hast Du trotz Deiner Verluste doch noch an uns verdient!"

„Auf mein Ehrenwort: kaum fünfundzwanzig Procent," schmunzelte Isaak, der diesmal vielleicht aufrichtig war, — vielleicht auch nicht. Hätten wir die geforderten Summen bezahlt, so hätte ich wenigstens das Dreifache des geleisteten Betrages erlegen müssen, vielleicht noch mehr. Die gekauften Gegenstände waren übrigens wunderschön und nach meinen Begriffen durchaus preismürdig. Ich denke an den braven Isaak init den rührenden braunen Augen und an dessen merkwürdige Rhetorik mit wahrhaftem Vergnügen zurück.

(Ter Schlußaufsatz ‚AuS dem Orient‘ — Scutari, Bvsporü» und Rumänien — folgt tm nächsten Hefte.)

Die Entweichung des Marschalls Bazaine aus dein Gefängniß von Ht. Marguerite.

Nach den Mittheilungen des Grafen h«risson

vsn

Gebhard Terntn.*)

— varmstadt —

^n 11. August 1874 brachte der Telegraph die Kunde, daß der nach seiner Verurteilung von dem Kriegsgericht zu Versailles zu 20 jähriger Haft auf der Insel Marguerite gefangen gehaltene Marschall Bazaine sich durch die Flucht befreit habe. Wenn mich diese Nachricht kein ganz so großes Aufsehen erregte wie die etwa 6 Jahrzehnte früher gekommene Botschaft von der Entweichung des Kaisers Napoleon von der Insel Elba, so war doch das Interesse, mit welchem sie sowohl in Frankreich wie auch im übrigen Europa aufgenommen wurde, ein sehr lebendiges und nachhaltiges. Besonders hat es Erstaunen erregt, wie es nur möglich war, daß der

Gefangene von St. Marguerite sich aus seiner strengen Haft und genauen Ueberwachung zu befreien vermocht hatte.

Auch heute noch herrscht manche Unklarheit über die Einzelheiten der Entweichung des Marschalls. Bekanntlich hat schon im Jahre 1874 der Staatsanwalt von Grasse im Departement der Seealpen vor dein dortigen Zuchtpolizeigericht Anklage gegen den Gefängnißdirector Marchi und vier seiner Unterbeamten, sowie gegen noch vier andere Personen erhoben und die ersten beschuldigt, die Flucht durch Nachlässigkeit erleichtert, die letzten dagegen angeklagt, sie durch persönliche Unterstützung begünstigt zu haben. Doch wurden nur der Neffe der Frau Marschall Bazaine, ein Mexikaner Namens

*) Der Aufsatz war uns eingesandt, noch ehe die Nachricht von dem Tode des Marschalls (W. Septbr. 1888) durch die Zeitungen flog. Red.

Don Alv arez de Nul, und Hauptmann Doineau wegen Hülfeleistung und zwei Gefängnißwärter wegen Unachtsamkeit zu Gefängnißhaft vecurtheilt, die Uebrigen dagegen freigesprochen. Die Proceßoerhandlung brachte mohl Einzelheiten des Vorgangs bei Bazaines Flucht zu Tage, doch in Bezug auf den genaueren Zusammenhang der Dinge blieb man auch ferner nur auf Vermuthungen angewiesen.

Allerdings hatte man in einem Punkt sofort das Richtige herausgefunden, daß nämlich die Gemahlin des Marschalls die Seele der Maßregeln zu seiner Befreiung gewesen sei und auch die Hauptsachen dabei gethan habe. Oeffentliche Blätter bemächtigten sich des romantischen Falls und versuchten ihn aufzuklären. Hiernach foll die junge kühne Frau schon lange Zeit vor der Entmeichung begonnen haben, ihren Gemahl zur Flucht zu überreden, ohne anfangs Erfolg zu finden, da der Marschall in der Hoffnung auf Linderung seiner Haft jeden derartigen Versuch verweigerte. Dann soll dieselbe sich persönlich nach Paris begeben und eine Audienz bei dem damaligen Präsidenten der Republik, dem Marschall Mac Mahon nachgesucht und erlangt haben, um ihn zu Erleichterungen des strengen Gefängniß-Reglements zu veranlassen, jedoch ohne jeden Erfolg. Hierauf hat sie — so wurde weiter berichtet — ihrem Gemahl mitgetheilt, sie sei von dem Ausfall ihrer Audienz „parKütemMt" befriedigt. Dies foll das verabredete Wort gewesen sein, aus welchem Bazaine geschlossen, daß er nichts von Paris zu erhoffen habe (sämmliche Briefe an den Gefangenen wurden geöffnet!); und nun soll sich auch der Marschall mit dem Gedanken der Flucht befreundet haben.

Ueber die Ausführung der Flucht wurde Folgendes bekannt. Der Marschall, welchem drei Zimmer mit einer kleinen, von einer Mauer umschlossenen Terrasse zum Aufenthalt angewiesen waren, mußte von seinem Salon eine auf beiden Seiten von einer Mauer begrenzte kleine Brücke überschreiten, um auf die Terrasse zu gelangen. Auf einer dieser Seitenmauern stand zwar eine Schildwache, jedoch konnte der Soldat die Brücke nicht übersehen, weil sie mit einem Zeltdach zum Schutze gegen die Sonne überspannt mar. Von der Brücke führten einige Stufen zur Terrasse hinunter, auf welcher der Marschall ein Gärtchen angelegt hatte. In diesem entdeckte er eines Tages eine verschüttete Gosse, welche in früheren Zeiten durch das Gestein gebrochen worden war, um dem Regenwasser Ablauf zu verschaffen. Nach und nach gelang es ihm, die Gosse zu räumen. An dem zur Flucht bestimmten und init seiner Gemahlin durch Briefe in sympathetischer Tinte verabredeten Abende bewog er den Gefängnißdirector Marchi, der ihn sonst stets von der Terrasse in den Salon geleitete, ihn schon am Fuße der zur Brücke führenden Treppe zu verlassen. Die Schildmache hörte ihn die Thür öffnen und schließen; jedoch der Marschall betrat nicht seine Wohnung, sondern sprang über die Mauer, was durch das Zeltdach verdeckt wurde, und gelangte nunmehr, während die Thür von außen durch einen Wärter verschlossen wurde, glücklich auf die Terrasse und an die Gosse, in welcher er eine Strickleiter verborgen hatte. Nachdem er sie an eine vor der Gosse liegende Eisenstange befestigt und sich selbst mit einem Gürtel, wie ihn die Steiger der Feuerwehr tragen, umgürtet hatte, dessen Haken ihn an den Knoten des Seiles festhalten konnte, ließ er die Strickleiter hinab. Nun begann die Niederfahrt an dem einige 20 Meter hohen Felsen. Ein unten aufleuchtendes Licht zeigte ihm die Stelle, an welcher seine Gattin ihn mit einem Boot erwartete; er selbst antwortete mit einem Streichholz. Vom Sturmwind hin- und hergemorfen, erreichte er das Ende des Seils, sprang hinunter und erreichte schwimmend das Boot. Es gelang dessen Insassen, sich in Sicherheit an das Land zu bringen und über Svaa und Köln nach Belgien zu entkommen. Das spätere Schicksal des Marschalls ist bekannt.

Das hier Mitgetheilte ist so ziemlich das Wichtigste von dem, was früher über die Flucht Bazaines bekannt geworden ist. Seine Gemahlin hat dann noch dem französischen Minister des Innern, Herrn Chabaud-Latour, brieflich gemeldet, daß sie keine französischen Mitschuldigen bei der Befreiung ihres Gemahls gehabt habe. Oberst Billette, welcher bekanntlich Bazaines Gefangenschaft aus freien Stücken theilte, wurde vor Gericht gestellt, jedoch mußte er freigesprochen werden. Man erkannte an, daß die Flucht in sehr geschickter und waghalsiger Art ausgeführt war, und der Hauptruhm ihrer Ausführung mußte der Gemahlin Bazaines gebühren, deren Much und Aufopferung sich im glänzendsten Licht gezeigt hatte.

Fast 14 Jahre sind seit jenem 11. August 1874 verflossen, und jetzt werden alle Einzelheiten der Flucht an die Oeffentlichkeit gezogen. Ein ehemaliger französischer Ordonnanz-Offizier, der durch frühere Schriften vortheilhaft bekannte Graf Hörisson, ist es, welcher in einer besonderen Rechtfertigungsschrift über den Marschall Bazaine*) auch die genauen Vorgänge bei der Entweichung des Marschalls schildert. Dieselben erscheinen uns von so allgemeinem Interesse, daß wir es unternommen haben, den Abschnitt des Buches, welcher diese Einzelheiten enthält, durch eine möglichst wortgetreue Uebersetzung den Lesern dieses Blattes zugänglich zu machen, wodurch zugleich die bisher verbreiteten nicht ganz genauen Mittheilungen richtig gestellt werden. Für die darin weiter ausgesprochenen Urtheile und Ansichten müssen mir jedoch dem französischen Verfasser die Verantwortung überlassen.

... Die Todesstrafe war in eine 20 jährige Gefängnißstrafe verwandelt worden — das bedeutet so viel als lebenslängliche Einkerkung, wenn der Verurtheilte 62 Jahre alt ist.

Der Marschall wurde nach der Insel St. Marguerite gebracht, auf deren Nordküste sich gegenüber der Spitze von la Croizette das Fort erhebt, welches von Richelieu, der die Insel im Jahre 1637 kaufte, erbaut morden ist. Dieses Fort, welches die Spanier vervollständigten, und das nach Bauban's Plan ausgebessert wurde, ist als Staatsgefängniß durch die Haft der geheimnißvollen Persönlichkeit berühmt geworden, die unter dem Namen „der Mann mit der eisernen Maske" bekannt ist.

Die Gefangenschaft dauerte acht Monate. Der Marschall war seiner Verurtheilung zuvorgekommen, indem er selbst die Richter anrief und seinem Anwalt untersagte, ihn anders als durch Antworten auf die Anklagen zu vertheidigen; er hatte also nicht die Absicht, sich dem Nichtersvruch zu entziehen, insofern Frankreich einer ordentlichen Regierung unterstellt wäre und man in seiner Person den Vertreter des Gesetzes, dem er sich unterwarf, achten würde.

Nun sind aber in Bezug auf ihn zwei starke Ungehörigkeiten begangen worden.

Erstens heißt es in dem Wortlaut des Gesetzes, daß die Gefängnißschaft in einer Landesfestung gebüßt werden soll.

Das trifft bei St. Marguerite nicht zu, da dies eine Insel ist.

Zweitens: wenn man den Gefangenen nicht unter militärische Obhut, sondern unter eine ganz gewöhnliche Bewachung wie bei Galeren-Sträflingen stellte, so hieß das eine zweite Ungehörigkeit begehen und die Einschließung derjenigen in Strafanstalten gleichstellen.

Dazu kamen nun die Reibungen und Erniedrigungen aller Art, welche nicht allein durch die beständige Gegenwart des Festungsdirectors, sondern besonders auch durch die demselben von Paris ertheilten Befehle veranlaßt wurden.

Ich rede hier nicht von dem übertriebenen Mißtrauen und Aufpassen, wie das bei den Kerkermeistern natürlich ist, fondern von anderen Dingen. So hatte der Director Marchi zum Beispiel den Befehl erhalten, mit seinem Gefangenen nur mit dem Hute auf dem Kopfe zu sprechen. Wenn er ihm zufällig unbedeckten Hauptes begegnete, so trug er dafür Sorge, daß er ja auch seinen Hut aufsetzen konnte, bevor er das Wort an ihn richtete.

Er öffnete alle Briefe, welche dem Marschall zungen, und hatte ihm die Verpflichtung abgenommen, die von ihm geschriebenen Briefe vorzulegen. Endlich war Herr Marchi so weit gegangen, daß er dem Marschall eines Tages in Gegenwart des Oberst Billette, der aus Ergebenheit gegen seinen früheren Commandeur sich eine freiwillige Haft auferlegt hatte, sagte, er habe an den Minister geschrieben, um ihn zu fragen, ob er nicht seinen Gefangenen mit dem entehrenden Anzüge der Strafgefängenen bekleiden solle.

In dem Herzen des Marschalls hatte sich nach und nach viel Bitterkeit angesammelt, und als die Rede ging, seinen Aufenthaltsort zu verändern und ihn vielleicht in eine entlegene Festung zu schicken — die also noch weniger einer ordentlichen Aufsicht unterworfen gewesen wäre —, da gab er den dringenden Bitten seiner Gemahlin nach, welche schon von, ersten Tage an nicht aufgehört hatte. Alles daran zu setzen, um ihren Gatten zum Fluchtversuch zu bewegen.

Fräulein Joseph« de Pen« r» Barragan hatte sich im Alter von 18 Jahren in Mexico mit dem Marschall Bazaine vermählt, der damals 54 Jahre alt mar.

Ich habe hier kein Urtheil über die Frau Marschall auszusprechen; eine solche Beurtheilung liegt völlig außerhalb des Bereichs meiner Schrift. Allein ich muß nichts desto weniger feststellen, daß sie schön, verführerisch, hingebend, in gemissen Augenblicken mit beinahe männlicher Thatkraft ausgerüstet, im Grunde einen ehrgeizigen Charakter besaß. Ihre Vermählung liefert hierfür übrigens den Beweis. Die Frau Marschall litt bei ihrer Eigenliebe im Herzen an gekränktem Ehrgeiz, als sie sah, daß der Held, mit dem sie sich für das Leben verbunden hatte, nachdem es sie über so viele andere Frauen erhoben hatte, sie zu der erniedrigenden und geächteten Rolle der Gefährtin eines Gefangenen verdammte. Auch war sie entschlossen, ihren Gemahl zu zwingen, koste es, was es wolle, die Flucht zu ergreifen; wobei sie sich vorbehielt, ihn noch auf einem großen Schauplatz der europäischen Politik zu einem Manne von Bedeutung machen zu lassen».

Es hatte auf St. Marguerite schmerzliche Scenen gegeben. Die Frau Marschall wollte die Flucht, ihr Gemahl widersprach ihr; allein wie es bekannt ist, daß in dieser Welt Gott das will, was die Frau will, so gab Bazaine nach einem neuen noch heftigeren Streite als die vorhergegangenen — in welchem die Frau Marschall ihrem Gemahl gedroht hatte, ihn zu verlassen und ihre Kinder mitzunehmen — als der Besiegte nach, und zwar diesmal ohne Kriegsehren dabei erlangt zu haben.

Bevor ich weiter berichte, muß ich anführen, daß einige Tage nach der Entweichung die Frau Marschall, welche mit der Carlisten-Partei in Verbindung stand, Bazaine erklärte, daß es nur von ihm abhinge, Oberbefehlshaber der Truppen von Don Carlos zu werden.

Allein diesmal blieb der Marschall unbeugsam. Er sagte, daß er der damals minderjährigen Königin Jsabella 5 Jahre gedient hätte und gegen sie Gefühle von Ergebenheit und ehrfurchtsvoller Dankbarkeit hege; nichts könnte ihn bestimmen, gegen sie zu kämpfen.

Das mußte für die Frau Marschall eine neue Täuschung sein.

Derjenige Theil des Gebäudes, welchen der Gefangene bewohnte, stand mit einer Plattform in Verbindung, auf welcher er spazieren gehen durfte, und zwar durch eine Hängebrücke, die über eine Art von tiefem Hohlweg geworfen war. Die Plattform krönte einen Felsen, dessen Fuß von den Meereswogen bespült wurde. Man mußte also, wenn man nach dieser Seite entweichen wollte, einen Abstieg von 23 Meter vornehmen — noch 1 Meter mehr als der Obelisk des Eintrachtsplatzes (in Paris) hoch ist.

Der Marschall hatte bemerkt, daß an einer gewissen Stelle, bei welcher der Felsen einen Vorsprung bildete, außerhalb der Brüstung eine alte steinerne Gosse sich befand, die mit Erde und Kieseln, welche das Wasser dort nach und nach hingetrieben hatte, verstopft mar. Der Anfang der Gosse hatte einen Vorsprung von einem starken Meter. Diese Stelle wurde von ihin zu seinem Zwecke gewählt.

Der Marschall hatte einen Erdfleck, der sich an die innere Felswand der Brüstung anlehnte, etwas bepflanzt. In diesem traurigen Kärtchen, aus dem er keine Blumen ziehen konnte, gediehen gleichwohl einige magere Salatkräuter. Indem er den Boden tief ausgrub, säuberte der Marschall den inneren Theil der Gosse, durch den das Seil hindurchlaufen mußte, welches fest im Inneren befestigt, ihn, nachdem er über die Brüstung gestiegen war, in die Lage bringen konnte, in der freien Luft zu fchweben und sich auf die Erde herunterzulassen.

Die Gosse wurde mittelst einer eifemen Stange gesäubert, welche dazu diente, die Vorhänge herunterzulassen; was das Seil betrifft, so hatte es zur Beschaffung und Anfertigung des Materials der List des Gefangenen bedurft, die stets erfinderischer und geschickter ist als die der Wächter.

Die Packete, welche die Frau Marschall in das Fort gebracht hatte, waren mit eifriger Sorgfalt von Herrn Marchi selbst geprüft worden und enthielten nichts Verdächtiges; allein man kann nicht an Alles denken, und der Director verwandte keine Aufmerksamkeit auf die kleinen Stricke, mit denen sie zugebunden waren.

Und doch waren das die Seilchen, welche der Marschall mit denen der Schaukel seiner Tochter verknüpfte, und die, zusammengeflochten mit großen, in gemissen Entfernungen angebrachten Knoten, die Ausführung der Flucht ermöglichten.

Da ein Mann von 62 Jahren mit einer gemissen Corpulenz, der an einem leichten Seil schwebt, von physischer Schwäche befallen werden kann — und zwar um so eher, als der Marschall thatsächlich nur eine Hand zu seiner Verfügung hat, weil sein rechtes Handgelenk, das einst von einer Kugel in Afrika durchbohrt wurde, ihm nur schwache Hilfe leistet —, so verfertigte man ihm aus der Lehne der Kinderschaukel eine Art von Turnergürtel, der mit einem Haken versehen war, wie ihn die Dachdecker führen, damit er an dein knotigen Seile schweben könnte. Der Haken war aus einem Bogen des Croquetspiels hergestellt wordm.

'Nahm man an, daß die Flucht gelang und daß der Marschall, nachdem er seinen Wächtern entwischt war, das Meer erreichte, so blieb nur noch übrig die Art und Weise festzustellen, in der er aufgenommen würde und wie er in's Ausland gelangen könnte.

Bevor die Frau Marschall ihren Gemahl bewog sein Leben auf's Spiel zu setzen, versuchte sie, als schon die Flucht beschlossen und Alles wohlbedacht und überlegt war, noch einen letzten Schritt und rief die Gnade des Marschalls Mac Mahon an.

In Begleitung ihres Schwagers kam sie nach Paris und bat den Präsidenten der Republik um eine Audienz.

Marschall Mac Mahon empfang die beiden armen Bittsteller mehr als kalt.

Die Frau Marschall hatte gut reden, als sie ihn daran erinnerte, daß ihr Gemahl sein Kamerad, sein Commandeur gewesen, daß er 42 Jahre lang rühmlich' die Epauletten getragen, und daß man, wenn man auch das Recht hätte ihn erschießen zu lassen, doch nicht das Recht besäße, ihn während seiner übrigen Lebenszeit moralisch zu quälen. Nichts «lachte Wirkung.

Der Marschall Mac Mahon blieb unerschMerlich. Er beschränkte sich auf die Bemerkung, daß er wohl begriffe, wenn man ihm eine solche Bitte vorträge, daß er jedoch nichts vermöchte; indessen sei es erlaubt, auf die Zukunft seine Hoffnung zu setzen.

„Die Hoffnung,“ erwiderte lebhaft die Frau Marschall, „gehört Gott, der sie Jedermann gewährt!“

Hierauf empfahl sie sich mit ihrem Schwager.

Es war ausgemacht worden, daß der Gefangene von St. Marguerite von dem Ergebnis des in Paris gethanenen Schrittes unterrichtet werden sollte, und zwar durch eine Art der gewöhnlichen geheimen Correspondenz.

Die Art und Weise, in welcher die Frau Marschall es vermochte, einige Zeilen der Neugierde des Festungsdirectors zu entziehen, war folgende.

Sobald ein Brief mit Bazaines Adresse eintraf, begnügte sich Herr Marchi damit, den oberen Theil des Couverts aufzuschneiden; er las dann den Inhalt und steckte das Papier ebenso zusammengefaltet wie vorher in den Umschlag, bevor er den Brief abgeben ließ. Man mußte also nur sorgfältig das Couvert ablösen und das Papier mit einem Licht heiß machen, um das mit sympathetischer Tinte Geschriebene hervortreten zu lassen.

Die Frau Marschall forderte ihren Gemahl auf, vom 30. Juli ab an jedem Abend gegen 7 Uhr in der Richtung des Golfs von Juan zu beobachten. Wenn er eine kleine Fischerbarke bemerkte, von welcher aus leise Signale gegeben würden, so würde er missen, was das zu bedeuten hätte und könnte dann die Flucht versuchen. Es war kein Tag bestimmt worden; das Boot sollte jeden Abend wiederkommen, so lange bis die Entweichung stattfinden könne.

Die Frau Marschall hatte sich der Hilfe ihres Neffen, eines Herrn de Nul versichert, eines jungen Mannes von gutem Charakter und zweifelloser Thatkraft, welchem seine unabhängige, reiche Stellung das Wagniß eines solchen Unternehmens gestattete. Sie hatte sich ebenso mit einer englischen Familie verständigt, welche eine Villa gegenüber der Insel bewohnte, sowie mit einigen vensionirten Offizieren, welche dem Marschall ergeben waren und gleichfalls an der Küste wohnten. Einer derselben, Capitän Doineau, mußte seine Ergebenheit gegen seinen früheren Commandeur in Afrika mit einigen Monaten Gefängniß verbüßen.

Die Frau Marschall begab sich nach Spa und richtete sich hier, um jeden Verdacht zu zerstreuen,„in einen: Gasthofe scheinbar mit ihren Kindern ein; dann reiste sie plötzlich mit Herrn de Rul nach Genua.

Dort miethete sie von der Gesellschaft Peirano Danovaro eine Dacht, welche Tag und Nacht zu ihrer Verfügung stehen sollte, und zwar für 1000 Francs für je 24 Stunden.

Nachdem sie an Bord genächtigt hatte, fuhr sie Sonnabend den 8. August 5 Uhr Morgens ins offene Meer. Das Wetter war fehr schlecht. Am Abend ankerte der Capitän bei Porto Maurizio, welcher Ort vor zwei Jahren durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört worden ist.

Am folgenden Morgen 8 Uhr begab man sich auf die Reise nach dem Bestimmungsort San Nemo.

Das Meer, welches schon am Abend vorher unruhig gewesen war, war damals außerordentlich erregt. Die Fahrt war eine höchst anstrengende. Herr de Rul war krank, und die Frau Marschall befand sich in einem so leidenden Zustande, daß man sie bei der Ankunft als ohnmächtig und verzweifelnd an's Land bringen mußte, wo sie wie ein Kind zu weinen anfang.

Diejenigen, welche die schrecklichen Beängstigungen und die Ermattung kennen, welche die Folgen der Seekrankheit sind, werden völlig begreifen, daß es eines kräftigen Willens bedurfte, um ein solches Unternehmen unter solchen Verhältnissen zu versuchen. Plötzlich aber beruhigte sich das Meer wieder wie durch einen Zauber. Die Frau Marschall, welche wie alle Mexikanerinnen abergläubisch ist, wollte hierin eine glückliche Vorbedeutung sehen. Um 3 Uhr brach man wieder auf, und um 7 Uhr befand man sich im Golf von Juan.

Die Frau Marschall und ihr Neffe ließen sich durch ein Boot des Schiffes an die Küste bringen und betraten das Land in einiger Entfernung von der Spitze der Croizette, in der Nähe einer kleinen Treppe, die als Landeplatz dient, wo ihre Ruderer den Befehl erhielten, auf sie zu warten.

Nun begann für die beiden Reisenden ein sehr peinlicher Versuch, sich eine Barke zu verschaffen, weil die Ruderer, welche zur Dacht gehörten, nicht missen sollten, was sich zutrug. Man hätte wohl bei der Gesinnung, die bei den Strandbeivohnern herrschte, sich von vornherein eines Ruderfahrzeugs versichern können; allein Herr de Rul hatte nur dann zugesagt, seine Tante zu unterstützen und sich ihrer Sache zu widmen, wenn sie Niemand heranzöge bis zum Augenblick, in welchem die Flucht stattgefunden hätte, und wenn sie Alles selbst thäten.

Sie wandten sich an mehrere Fischer ohne Erfolg. Einer derselben wollte ihnen wohl seine Barke vermieten, allein nur, wenn er sie selbst ruderte. Das lag aber nicht im Plan der Reisenden.

Die Zeit drängte, und da es wahrscheinlich war, daß alle anderen, an die man sich wenden konnte, dieselbe Forderung stellen würden, so zog die Frau Marschall, welche die Verhandlung schnell abkürzen wollte, einen Louisdor aus ihrer Tasche und bat den braven Seemann, unter dem Vorivand, ihm ein Aufgeld geben zu wollen, ihr kleine Münze zu besorgen. Sobald dieser fortgegangen war, half Herr de Rul seiner Gefährtin in die Barke zu springen, und sie gewannen das offene Meer. Während sie in der verabredeten Richtung ruderten, kam der Fischer mit seinein Gelde zurück. Er war sehr überrascht, sein Fahrzeug nicht mehr vorzufinden; allein er hatte ja die ganze Summe, die 20 Francs und dachte wohl, daß man nicht die Absicht habe, ihn zu berauben. Philosophisch faßte er also seinen Entschluß und schickte sich an, in sein Häuschen zurückzukehren, als einer seiner Nachbarn, welcher der vorhin geschilderten Unterredung beigewohnt hatte, zu ihm sagte:

„Weißt Du wenigstens, wem Du Dein Boot vermietest hast?“ — „Nein!“ — „Den Herrn kenne ich nicht, aber die Dame, das ist die Frau Marschall Bazaine.“ — „Die Frau Marschall Bazaine!“

Der brave Mann wurde nun von einer großen Unruhe ergriffen. Er fand es in der That sehr seltsam, ganz unerklärlich, wie man sein Boot ihm abgemietet hatte. Was wollte man mit demselben machen? Das Alles war nicht natürlich. Er wartete, — 3 Stunden, 4 Stunden, die Nacht brach ein, Niemand kehrte zurück; nun bestieg er ein zweites Boot und begann die Nachforschungen nach dem ersten.

Was machte inzwischen der Marschall Bazaine?

Mit einem guten Fernglas ausgerüstet, das er einst in Mexico in einem feindlichen Fort gefunden hatte, hatte er das Meer beschallt und mit sehr natürlichem Herzklopfen die ihm angekündigten Zeichen bemerkt.

Er ging sofort in das Innere seiner Wohnung und holte sein Seil, das er an eine eiserne Stange befestigte, welche er vor die Gosse legte, die er wieder mit Erde bedeckte. Nachdem er sein Mittageseil beendet hatte, erschien wieder der unvermeidliche Herr Marchi bei dem Marschall, welcher damals mit dem Oberst Billette auf und niederging und von gleichgültigen Dingeil plauderte.

Die Unterhaltung kam auf die Meteorsteine und Sternschnuppen, und der Marschall sagte zu Herrn Märchi: „Da diese Sache Sie interessirt, so lesen Sie doch die Artikel des ‚Univers‘, welche in diesen Tagen erschienen sind.“ — „Ah, was sagen Sie?“ — „Daß wir uns jetzt in einer Jahreszeit befinden, in der diese Meteore sehr zahlreich sind, und wenn Sie heute Abend scharf beobachten, so werden Sie ein sehr großes scheinen sehen.“

Dies war ein Spielen mit der Gefahr; allein man muß den Marschall kennen, um zu wissen, in welchem Grade die Gefahr, welche es auch sei, und die Erregungen, die sie bewirkt, seine Munterkeit erwecken, die ihn ans seiner ganzen militärischen Laufbahn seine Soldaten in's Feuer wie zu einem Feste führen ließ.

Um 10 Uhr erschienen die Schildwachen mit geladenen Gewehren, um auf der Plattform Wache zu thun. Zehn Minuten vor 10 Uhr empfahl sich Bazaine, indem er etwas Müdigkeit vorschützte, bei dem Oberst Billette und Herrn Marchi und wünschte ihnen guten Abend.

Der Director kehrte in seine Gemächer zurück in der Ueberzeugung, daß auch der Marschall in die feinigien ginge. Allein dieser legte die Hand auf eine kleine grüne Bank, neben der er sich befand, übersprang dieselbe und erreichte kriechend den entgegengesetzten Rand der Terrasse, an dem er sein Seil versteckt hatte.

Seit dem 30. Juli war der Marschall stets auf die Entmeichung vorbereitet gewesen. Er trug beständig bei sich 2000 Francs in Gold, ein kleines mexikanisches Christusbild und eine Streichhölzerbüchse.

In dem Augenblick, in welchem er sich in das Freie hinunterließ, bemerkte er durch ein Zündhölzchen, welches Herr de Rul angezündet hatte, daß die Barke sich ihm bedeutend genähert hatte. Indem er alle Kraft zu Hülfe nahm, sich vom Felsen abstieß und Gott bat, daß sein Seil genug widerstandsfähig sei, begann der Marschall den Abstieg. Er hatte sich schon 15 Meter heruntergelassen, als er auf einen Vorsprung des Felsens stieß und sich mittelst seines Hakens einige Augenblicke Ruhe gewähren konnte. Da er seinerseits der Frau Marschall, welche sich mehr und mehr näherte, jedoch noch nicht ihren Gemahl erkennen konnte, ein Zeichen geben wollte, daß die Flucht glücklich vor sich ginge, so nahm er ein Streichhölzchen aus der Tasche, rieb es gegen den Felsen und zeigte ein Flämmchen, hierauf setzte er den Abstieg fort.

Plötzlich, als er an das Ende seines Seils gelangte, bemerkte er, daß ihn noch einige Fuß vom Boden schieden. Er mar ganz entkräftet, von allen seinen gelockerten Nägeln tröpfelte das Blut. Er schloß die Augen und ließ sich herunterfallen. Zwischen zwei Felsen war er auf eine Sandfläche gestürzt. Indem er sich sofort wieder erhob, sprang er entschlossen in das Meer, indem er bald schwamm, bald sich an die Unebenheiten des Felsens anklammerte. Er sah jetzt ganz in seiner Nähe nur auf einige Meter entfernt Herrn de Rul, welcher aufrecht stand und bereit mar, ihm ein Seil zuzuwerfen. Einige Augenblicke später zog ihn Herr de Rul, indem er ihn unter den Armen ergriff, in die Barke. Es war Zeit, denn der Marschall war mit seiner Kraft zu Ende.

Seine ersten Worte waren folgende: „Ach, meine lieben Kinder, wie fehr habt Ihr mich verpflichtet!“

Nachdem er sich kaum Zeit gelassen hatte, um wieder zu Athem zu kommen, ergriff der Marschall ein Ruder, Herr de Rul nahm das andere, und die Frau Marschall setzte sich an das Steuer; sie schlugen nun die Richtung nach der Stelle der Küste ein, wo das Boot und die Matrosen des „Ricasoli“, entsprechend der ihnen ertheilten Weisung, warteten.

Während dieser Vorgänge hatte sich der Fischer, den wir bei seinen Nachforschungen nach seiner Barke verlassen haben, der Insel St. Marguerite genähert, und nachdem er den Wachcoininandanten zu sprechen verlangt hatte, sagte er:

„Haben Sie nicht die Frau Marschall Bazaine gesehen?“

„Aber Ihr seid närrisch, alter Freund! Frau Marschall ist weit von hier entfernt, und wenn Ihr sie hier suchen wollt, so müßt Ihr viel Zeit zu verlieren haben.“

Trotz des Beharens auf seiner Ansicht wurde der gute Mann abge: wiesen. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als nach Hause zurückzukehren, was er auch wirklich that.

Der Marschall entwich auf einer Seite der Insel, während der Fischer sich der andern näherte. Es bedurfte wirklich einer Fügung der Vorsehung, damit er, nachdem er glücklich aus dem Fort entkommen war, dieser zweiten Gefahr entging, von welcher er erst nach dem Falle Kenntniß erhielt.

Gegen 1 Uhr Morgens langte man an Bord des „Ricafoli“ an. Jedermann schlief bis auf den Hochbootsmann. Der Capitän wurde geweckt, und man erklärte ihm, daß er heizen lassen und ohne Verzug nach Genua fahren müsse.

„Aber mein Paß lautet nach Nizza,“ erwiderte er, „ich kann nicht nach Genua steuern.“ Er hatte seine Nacht ruhig begonnen und hoffte sie ebenso zu beenden. Allein die Frau Marschall verstand das anders.

„Sie stehen zu meiner Verfügung,“ sagte sie. „Wenn ich bezahle, will ich auch bedient sein; giebt es Verantwortung, so nehme ich sie auf meine Rechnung.“

Endlich, nach einem sehr lebhaften Zwiegespräch, während dessen der Capitän erkannt hatte, daß die Frau Marschall einen unbeugsamen Willen besaß, that er das, was sie wünschte.

Bevor sie sich in ihre Cabine zurückzog, empfahl sie leichthin dem Capitän ihren „alten Intendanten“. Am andern Morgen war man um 11 Uhr in Genua.

Wir missen jetzt, welches die Gründe waren, welche die Flucht Bazaines bestimmten. Nichtsdestoweniger muß ich feststellen, daß trotz der offenbaren Ungerechtigkeit seiner Verurtheilung, trotz der Schande, welche ihn durch die Umwandlung der Strafe betraf, trotz der Unbeugsamkeit, mit welcher der Präsident der Republik die Frau Marschall aufgenommen hatte, Bazaine mit seiner Entmeichung einen großen Fehler beging.

Es ist unzweifelhaft, daß, wenn er in St. Marguerite, oder in irgend einer anderen Festung geblieben wäre, nach allen jenen politischen Ereignissen, die sich seit 13 Jahren zugetragen haben, die öffentliche Meinung, besser aufgeklärt und mit größerer UnparteUichkeit die Thatsachen beurtheilend, die Wiederaufnahme des Processes, der eine Schande für Frankreich war, durchgesetzt hätte. Die Rechtfertigung Bazaines konnte daraus um so offenkundiger hervorgehen, als man die Interessen an das Licht gezogen haben würde, welche zur Irreleitung der ehrlichen Leute beigetragen hatten, und diese bilden Gott sei Dank in Frankreich die Mehrheit.

Bazaine hat durch seine Flucht das letzte Band zerschnitten, das ihn mit seinem Vaterlande verknüpfte.

Was hat er gewonnen? Ohne irgend ein persönliches Vermögen und in armseliger Art in Spanien lebend, hat er, um den Anforderungen des materiellen Lebens zu genügen, nicht einmal eine Militärpension oder irgend eine andere Vergütung, welche als Belohnung für seine 42 Jahre glorreicher Dienstzeit erscheinen könnte.

Wenn das Herz der Frau Marschall auf der Höhe ihres Ehrgeizes gestanden hätte, so hätte ihr, als sie mahrnahm, daß die Beschlüsse der Vorsehung ihr ein anderes, als das von ihr erträumte Loos auferlegten, und nachdem sie ihren Gemahl zur Flucht veranlaßt hatte, die Persönlichkeit dieses armen alten, gehetzten, von Allen verlassenem Soldaten heilig sein müssen. Sie hätte ihn niemals verlassen dürfen.

Unglücklichermeise ist es anders gekommen. Die Frau Marschall ist schon seit langer Zeit mit ihrer Tochter nach Mexiko gezogen."

So weit der Graf Hörisson. Wir haben es hier nicht mit der Frau Marschall Bazaine zu thun, sondern nur den Zweck zu erfüllen gesucht, eine genaue Darstellung der Entweichung des Gefangenen von St. Marguerite zu geben. Daß man über den Marschall ganz anders in Deutschland denkt als in Frankreich, ist eine bekannte Thatsache. Wir möchten nur daran erinnern, daß der hochselige Prinz Friedrich Carl, der ritterliche Führer der II. Armee iin Kriege von 1870/71, noch unter dem 6. December 1873 dem Vertheidiger Bazaines, dem Pariser Anwalt Lachaud, folgendes Schreiben zugehen ließ:

„Ich erkläre, daß ich die vollkommenste Hochachtung vor der RheinArmee und dem Marschall Bazaine hege, besonders um der Energie willen, welche der letztere an den Tag gelegt hat, um die Rhein-Armee so lange als möglich einer unvermeidlichen Capitulation zu entziehen."

Hiernach können auch wir nur die Ansicht vertreten, daß den jetzt 77jährigen Marschall Bazaine ein sehr hartes Schicksal betroffen hat, das er nicht verdient und welches noch weniger seinem Vaterlande zur Ehre gereicht. An Carmen Sylva.

i.

chöne Kön'gin, dn vom Aufgang,
Aehnlich du der Morgenröthe,
Wärst du früher als Aurora,
Deine rosig'holde Schwester,
Ueber Breslau hingezogen —
Sicher hätt' ich dieses Auge,
Dieses schönheit-durst'ge Auge,
Huld'gend zu dir aufgeschlagen.
Doch, indeß dn heimwärts schwebtest,
Saß ich noch am Strand der Nordsee,
Träumend bei dem Flug der Möwen,
Und es rauschten mir die Wellen
Manch geheimnißschwere Kunde
von dem Weib in weißen Haaren,
Doch mit wunderjungen Augen,
Das sie jüngst auf Sylt gesehn,
von der Märchen-Königini — ^

II.

Ja, nach hundert Jahren wird noch
Dort die Sage flüsternd umgehn;
Und erzählen wird die Greisin,
wie die Mutter ihr erzählte,
Daß dereinst vom fernen Bstland
Line wunderschöne Kön'gin,
Leuchtend wie die Msrgeröthe,
Kam gezogen durch die Wellen:
Einsam kam sie — trotz Gefolges I —

Und ein seltsam Zaubertrelben
Hob sie an ans jenem Eiland:
In den Sand grub sie sich Gruben,
In den gelben Sand der Düne,
Und mit lichtem, weißem Finger
Ritzte Zeichen in den Sand sie.
Und oft reckte die Gestalt sie
Hoch empor auf schlanken Hüften,
In die knft hob sie die Arme,
Sog in sich, so voll sie konnte,
Durstig, tief, des Meeres Athem,
Als ob aus der Brost sie spülen
wollte mit dem heil'gen Meerhauch
was da häßlich, was da unrein
Die Erinnerung ihr trübte. —

III.

Und alsbald, wie neu gekräftet,
winkte sie mit beiden Händen
Ueberall hin ob dem Eiland,
keife Worte dazu raunend,
Worte einer fremden, weichen,
Hier noch nie vernommenen Sprache:
Sieh, da kamen alle Kinder,
Kamen Knaben, kamen Mädchen,
Blonde, rothe, braune Köpflein,
Kamen an von allen Enden:
Und sie drangen und sie drängten
wimmelnd an die Knie der Kön'gin,
wie die saß im gelben Sande,
Ueber ihr der blaue Himmel,
Unten tief der Meerstuth Branden;
Und noch einmal schwang die Rechte
Sie beschwörend über all die
Blonden, rothen, braunen Köxflein
Und begann nun, zu erzählen I —

IV.

Ja, begann nun zu erzählen
Märchen, Märchen über Märchen,
Lelbsterfundne wie erlauschte
In dem fernen land im Bsten.
Sie erzählte, wann die Sonne
Ueber ihr stand voll im Mittag,
Bis die blauen Schatten fielen
Und der Gluthball sank in's Wasser
Und die Möwe, heimwärts hastend,
Im Geklippe fern verschwebte

Und die stillen Sterne kamen
Und der Mond, der Geisterkönig,
Geisterbleich sah auf die Düne.
Und die Kinder lauschten! Lauschten
Offnen Auges, offnen Mundes,
Nimmer müde, auf zu horchen,
Nimmer müde auf zu schauen
Zu der wunderschönen llön'gin,
Die da saß mit weißen Haaren,
Aber wunderjungen Augen,
Manchmal hob den Zeigesinger
Ihrer weißen rechten Hand. —

V.

Ja, sie bannte Rnab' und Mädchen,
wie zu Hameln einst sie bannte

Jener Rattenfänger; aber
Nicht, sie in den Tod zu locken:
Nein — sie lockte und sie fährte
Die erstaunten Fischerkinder
In ein nie geahntes, schönes
Blaues Märchenreich der Wunder:
In das Wonneland der Dichtung,
Dessen nie mehr mag vergessen,
wer dort einmal nur gegastet I —
Und so wirkt seit jenen Tagen
von Geschlechte zu Geschlechte
Unausstilzbar fort der Sauber,
Unauslöschlich fort der Legen.,
Den hier ausgestrahlt dereinst die
wunderschöne Märchenfürstin,
Sie, die Rön'gin Morgenröthe,
Jung von Auge, weiß von Haar.

VI.

Doch am Erhabensten Ha5 aus Allen

Einer erkennt die Erhabene: Wdhin von Asgardh! weil sie weihte ein Weihthum,

Gütig gönnte ein Grab

Den traurigen Tobten, welche da wirft die wilde Woge

Lerne den Freunden,
Fern von dem Frieden Der holden Heimat,
An des steilen Gestades
Oed' unwirtliches Ufer. —

Als Bdhin oben in Asgardh

Brachten diese Botschaft

Rannend seine raschen Raben,

Da strich der stolze

sich, selig sinnend,

Ueber den wirt wogenden, weißen

Breiten Bart:
„Heil dir, du Herrliche!“

Rief er in Rührung,
„Wohl dir — trotz all deinem weh I —

Du weihevoll Weib!
Du hilfst mir halten
Die Welt wider das wiithen

Ruchloser Riesen,
wahr nun werden
Uralte Ahnungen,
Daß dereinst mir
Eine herrliche Helferin,
Ein wonnig Weib,
Eine Königin, komme.
Eher nicht endet das All,
Bis Naglfar naht, das nächtige
Schiff, das scheusälige,
Das ganz gebaut
Und genietet aus Nägeln

Trauriger Todter,
welche geworfen die wilde woge

An das öde Ufer,
Und welche herzlose Härte
Ungepflegt, ungesäubert, unbestattet
Liegen ließ im Leide, die Teichen.
Heil mir, eine holde Helferin,

Eine Königin, kaml
sie wehrte, das wonnige Weib,
Daß Naglfar nahe.

Heil dir, du Herrliche:
schild an schild
stehest du Stolze

Wdhin von Asgardh I
Zum Danke des Dienstes
spend' ich sprudelnd
Aus Wuasir, dem quillenden (ZZuell,
Tiefsten Trunk

Dir der Dichtung!“

Illustrierte Bibliographie.

Die Äönigsphantasien. Eine Wanderung zu den Schlössern König Ludwigs II. von Bayern. Von Arthur Mennell. Mit der erstmaligen privilegirten Abbildung der imieren Zchloszräume in Buchform, naturgetreu nach den «holographischen Aufnahmen Josef Albert's. In Arrangements von Peter Krämer in München. Erster Teil (Lief. 1—5): Herrenchiemsee. Dritte Auflage. Leipzig Berlag der Literarischen Gesellschaft (PH. Vorhauer).

SuLhorion- Zu allen Lüflern

Hinauf zu dringen
Ist mir Begierde,
Sie faßt mich ichon.

i., treffenderes Dicktermort zur Eröffnung dcS Werkes hätte nicht gefunden werden können, als diese Stelle aus dem zweiten Thcile des Faust. Kaum könnte sie anders gefaßt sein, wenn Goethe das tragische Schicksal des Bayernkönigs, dessen Prachtbauten in diesem Werke zum ersten Male dnrch Bild und Wort in so reicher Auswahl

vor der Oeffentlichkeit dargestellt werden, schon vor Augen gehabt hätte und in diesen Versen auf dasselbe hätte hindeuten wollen!

Aber nicht nur in Bezug auf sein jähes Ende erinnert Ludwig II. an die räthsel

Der Krieg, Bild von Widmann. Im Treppcnhause in goldener Arabeskenumarmung strahlend, «US- McnncN, Die KSnigsphantaficn, Seite 22. «iterarische Ve se l l Ich as I. Leivjig,

hafte Gestalt des Goethe'schen Euphorien ebenso wie an jenen Jüngling des griechischen Mythos, sondern auch in Bezug auf das hohe und edle, aber ungezügelte streben, welches dem Ende beider vorausging und dasselbe schlieglich herbeiführte. Mag der Ncitionalökonom zu den Summen, welche jene Schlösser verschlungen haben, bedenklich den Kopf schütteln — wer sie sieht, diese Bau> ten und Kunstwerke, der fühlt und versteht selbst als Laie, daß ein großartiges Streben, eine wahrhaft künstlerische Intention dem allen zu Grunde lag; daß jene Schlösser, weit entfernt davon, durch bloße Anhäufung kostbaren Materiales wirken zu wollen, der Ausdruck eines bewußten Gedankens sein sollten. Die Hoheit, die Majestät des Herrschers sollte in dem Wohnsitze desselben überall jedem überwältigend entgegen» treten, und zwar nicht in plum> Pen assyrischen Kolossalfiguren, nicht in ägyptischen Pyramidenmassen verkörpert, sondern in einer von feinstem Geschmack und hoher Geistesbildung bestimmten Weise künstlerisch ausgestaltet.

Der erste, bereits in dritter Auflage vorliegende Theil unseres Buches enthält auf 80 Folioseiten mit 21 meisterhaft lausgeführten Vollbildern und zahlreichen kleineren Textillustrationen — nur von diesen können wir wegen des Formates unserer Zeitschrift einige Proben bringen — die Schilderung der Räume des Schlosses Herrenchiemsee. Vielleicht wird die Abbildung der Odamdr's cl's ?s»äe S. 36 mit dem vom Josef Albert unübertrefflich in allen Feinheiten der Gewandung wiedergegebenen Bette — das frei» lich von Ludwig II. nie benutzt worden ist, sondern ganz dem Andenken des französischen Ludwig XIV. geweiht war, der im gewissen Sinne der geistige Herrscher dieses Schlosses ist — am allermeisten die Aufmerksamkeit

der Leserinnen fesseln. Andere werden die L'sIIs dss L'ses« anstaunen mit ihren 44 Prachtcandelabern und 33 Lüstrcs und den zahllosen Vasen, wo überall Gold und Glas und Marmor die Pracht und Lust dem Auge des Beschauers widerspiegelt: und zwar ist gerade dieser Saal nach fachmännischem Urtheil besonders reich an originellen und schöpferischen architektonischen Gedanken. Aber niemals hat sich in diesem Saale, wie es seine Bestimmung war, ein Herrscher den Großen seines Reiches oder der entfernter stehenden Schaar, die ihm mit Gesuchen oder Bittschriften nahe wollte, gezeigt! Manchen Beschauer wird die Kalls <lu ««N8sil (S. 37 ff.) anziehen, das Cabinet des Königs mit der kunstvollen Uhr, aus welcher beim Glockenschlage Genien erscheinen sollten, um Ludwig XIV. die Krone auf's Haupt zu setzen — aber Niemand kann sich dieses Schauspiels erfreuen „denn“, sagt der erklärende bayrische Führer, „der Uhrmacher hat die Schließ! cing'steckt. Der meint, es thät verderben. Der ist halt immer der Schlaue.“ Und die Uhr steht still, vielleicht für immer.

Wieder Andere betrachten das Arbeitszimmer, das Speisezimmer mit dem Versenkungstische, oder die reizvollen Gemälde des Badezimmers (S. 73 ff.), und erfakren aus dem Buche selbst, daß der König in demselben niemals badete, ohne diese Gemälde verhängen zu lassen.

Und zum Schlüsse vergleichen wir mit aller dieser Pracht das S. 78 dargestellte einfache alte Schloß und lesen mit Theilnahme, was im Buche S. 76 über das wirkliche tägliche Leben jenes Königs gesagt ist, dem d,r Prunk ei» königliches, aber nickt ein persönliches Bedürfnis; war, und der mit einfachen Leuten ans dem Volke so einfach und schlicht verkehrte., konnte.

Der Text von A. Menne! l erläutert die Abbildungen des Buches und giebt Andeutungen der künstlerischen Intentionen; aber neben dieser Ausgabe hat der Verfasser sich noch eine ganz andere und viel höhere gestellt. Er will nicht etwa nur Fremdenführer durch das Schloß Herrenchiemsee sein, sondern er sticht die Entstehung dieser Prachtbauten zu erklären, indem er die Neigungen des unglücklichen Monarchen psychologisch begreiflich macht, nnd er will ihn dadurch „unserem »erzen menschlich näher bringen.“

Tiese schwierige Aufgabe hat der Verfasser mit großen G,schick nnd feinem Tact

Ansicht der ssllo 6» ccmssil. Aus: Mennrll, Die KönigSphantasten. Seite <l. Lilerarilche Gesellschaft. Leipzig,

gefühl gelöst. Er will weder verbergen nii? beschönigen, wo es nicht recht wäre, noch herb oernrthcilcn, wo menschliches Mitleid an seiner Stelle ist. Sowohl bei Berührung der bayrischen wie der allgemeinen deutschen Verhältnisse zeigt er eine wohlthuende Unparteilichkeit: und vrm Standpunkte des objectiven Historikers ist der öfte« wiederkehrende Vergleich des bayrischen Königs mit Lndwig XN'., den er als sein Ideal dewunderte, und dem er in Wirklichkeit in allen Charakterzügen n»d Neigungen so vollkommen entgegengesetzt war, klar nnd ergreifend durchgeführt.

'Auch fehlt nicht der Hinweis auf die persönliche Lcbensentwicklung des Monarchen, der, aufgewachsen in Hohenschwangau's bethörender Natur- und Sagenherrlichkcit, grotzgczogeu mit den Idealen einer vergangenen Zeit, zu groß denken lernte von dem, was die Gegenwart versagte, nicht selten aber zu klein von dem, was sie spendete; und der, durchaus unvergleichbar mit den in ihrer Regierung nnd ihrem Hoshalt Ludwig XIV.

Theilansicht kee Speisezimmers, «u«: Mennell, Tie König«Phantasien, Seite «2. Literarische Gesellschaft. Lripzig,

kleinlich nachahmenden Kleinfnrsten des achtzehnten Jahrhunderts, in selbstgewählter Einsamkeit nur seine Phantasie grenzenlos schweifen ließ, bis sie ihn mit sich selbst vergrub!

Nach alledem bietet das Werk allen Lesern und Leserinnen reiche Gaben für Auge, Verstand und Herz, und der staunenswerth geringe Preis (7.50 Mark) ist nur begreiflich bei Voraussetzung weitester Verbreitung, deren dieses Buch vollkommen würdig ist.

An der Vielfältigung der Illustrationen sind auger Joses Albert in München die Institute von Angerer K Göschl in Wien, sowie von Boussod, Valadon 6, Co. in Paris betheiligt gewesen.

Nach Ankündigung der Verlagshandlung werden diesem ersten Theile noch zwei andere folgen. Der zweite Theil, der noch vor Weihnachten complctt wird, soll Hohenschwangau und Neuschwanstein enthalten, wobei aus dem letzten namentlich die in illustrirten Zeitschriften noch nie dargestellten Kunstwerke deS Thronsaales und deS Sängersaales erschöpfende Berücksichtigung finden sollen und der Text auch den Sagenkreisen, welche dort den Künstlern den Stoff boten, gebührend Rechnung tragen will.

Für den letzten Theil sind u. A. Huudingshütte, Groite, Schloß Berg, der Wintergarten und die Grabstätte in München in Aussicht genommen.

Potsdam und öansöouci.

Forschungen und Quellen znr Geschichte von Burg, Stadt und Park. Von Georg Sclo, l>r. jur., Königl. Archivar. Breslau, Truck nnd Verlag von S. Schottlacndr.

Ter Versasser vorliegender Arbeit ist in Potsdam geboren. Mitglieder seiner Familie Imben seit fast l,>i> Jahren Preußens Königen als Sans-Souci-Gärtner gedient. (5s ist daher begreiflich, daß er dem Gegenstände seiner Arbeit die liebevollste Theilnahme entgegenbrachte. Schon vor ltt Jahren crthcilte ihm der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm den ehrenvollen Auftrag, eine Denkschrift über die Veränderungen des Partes von Sans'Souci seit den Tagen des großen Friedrich bis auf die Neuzeit auszuarbeiten. Diese schnell beendete Arbeit veranlagte weitere Studien auch über die Vergangenheit der Stadt; Studien, deren Fortgang der hochselige Kaiser Friedrich mit besonocrem Wohlwollen auszeichnete, deren Resultate aber in Gestalt des vorliegenden Buches er nicht mehr erleben sollte. Nur die ersten Druckbogen haben dem königlichen Dulder nicht lange vor seinem Tode vorgelegen. An seiner Statt Hai Sr. Majestät der Kaiser Wilhelm II. die llebcrreichung des Buches huldvoll angenommen.

Das Werk enthält einen darstellenden und einen urkundlichen TKcil. Im ersten sollte nicht eine Geschichte Potsdams im weiteren Sinne, sondern ein auf gutem Quellenstudium beruhendes, aber nicht „in OueUenmäßlgkcir erstickendes" Städtebild bis gegen Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts gegeben werden. Dieses Ziel der Arbeit ist vollauf erreicht. Mit wenigen Strichen wird das Prähistorische von Potsdam und Umgegend abgethan. Es folgt dann eine Darstellung von den Geschicken der Burg Potsdam auf Grund von Quellen, die dem Verfasser reichlicher und ungetrübtcr flößen als vielen seiner Vorgänger. Daher konnte auch eine herbe Kritik ihrer Arbeiten hier und da nicht umgangen werden. ES werden dann die Beziehungen der Heliczollcrriischen Fürsten zn der Bnrg bis auf den großen Kurfürsten erzählt, der nach einem durchgreifenden Umban di,selbe zu seiner dauernden Residenz gemacht hat und daselbst auch gestorben ist. — Die S tad t Potsdam, zuerst 1314 erwähnt, hat sich aus den bescheidensten Anfängen einer Fischerniederlassung herausgearbeitet; ihre spätere Stellung als Amts- und Jmmediatstadt, ihre innere Entwicklung während des Mittelalters, ihre Bevölkerungsverhältnisse, ihre Topographie im 16. Jahrhundert, die Magistratsverfassung, die Bestrebungen der GeWerke und Bürgerschaft, deren Drangsale während des dreißigjährigen Krieges und der diesen begleitenden Pest („des großen Sterbens") — das alles wird anschaulich geschildert. Die wachsende Bedeutung der Stadt hebt an mit der Zeit Friedrich Wilhelms I., dessen besondere Gunst sie stets genoß. Eingestreute seltene Pläne, Siegel und schnell hingeworfene Handzeichnungen — eine sehr interessante z. B. von Friedrich dem Großen selbst — erhöhen und beleben daS Verständnis; des Textes.

Ter folgende Theil ist der Schilderung von dem Entstehen und den Veränderungen von Sans-Souci, Schloß und Park, gewidmet. Der letzte besonders zeigte später in Folge der Umwandlungen durch den Gartenkünstler Lenne und andern wenig mehr von dem Geiste seines Schöpfers. Und doch, mit welcher Liebe hing dieser an seinem Werke!

„Vene? i> Läns-Lauvi, o'^st Iä ans l'on i>ent strs

dion sonversill, s<n rui, 8on vsritäbls msitrs"

so schrieb er einst in einer anmuthigen poetischen Epistel an den Marquis d'Argens. Hier auf der obersten Terasse in einem Gewölbe, von dem auch im Testamente die Rede ist, der „8sn>ilturs. qu« zs rue 8ui8 fäit, pi-sparsr," wollte er im Tode ruhen. Sein Wunsch ist nicht erfüllt worden!

Die Urkunden im zweiten Thcile, welche einen noch größeren Raum als die Darstellung selbst einnehmen und vom Jahre 137»—183(1 reichen, sprechen für sich selbst. Sie bilden ein Quellenwerk, dessen kein Forscher über diesen Gegenstand wird ent Rathcn können. Daß die Nachweise zu der Darstellung erst hinter derselben angefügt sind, halte ich für einen Vorzug des Buches, dessen Benützung durch ein alphabetisches Sachregister erleichtert wird. Die Beiträge zu einer Potsdamer Bibliographie werden eingehenderen! Studium zu Gute kommen. Die Ausstattung des Werkes ist eine vorzügliche.

Alles in allem genommen: Der Fachmann wird vorwiegend in den Urkunden seine Ausbeute sinden, der Laie dagegen wird sich gern an sicherer Hand in die Vergangenheit der Sladt einführen lassen, die als Sommerresidenz unseres erlauchten Hohenzollernhanses das lebhaftc Interesse jedes Deutschen erregt. Dr. >V—u.

Bibliographische Notizen.

Historische und Politische ?lnfsatze.

Von Hans Delbrück. Berlin, Walther K Apolant. Der bekannte Nachfolger Treitschkes in der Redaktion der „Preußischen Jahrbücher" vereinigt in diesem Bande 14 seiner Aufsätze, die durch ihren dem Vorgange Treitschkes entlehnten Gcsainittitel zu einem Vergleich herausfordern, in dem sie naturgemäß unterliegen. Auf einen Leserkreis, wie ihn die „historischen und politischen Aufsätze" unseres ersten politischen Essayisten gefunden haben, kann die vorliegende Sammlung nicht rechnen. Immerhin aber handelt es sich um Arbeiten, die nicht unverdient der Vergessenheit in Tagesblättern und Zeitschriften entrissen werden; besonders können Darlegungen Delbrücks über kriegsgeschichtliche Fragen ja stets auf ein

mehr dauerndes Interesse rechnen. Zu dieser Gattung gehören in dem Bande die Aufsätze über Clausewitz, über die Strategie Friedrichs II. und Napoleons I., überPrinzFric» brich Karl und über den preußischen Offizier» stand. Die übrigen Nummern rufen nns manche bedeutungsvolle Wendungder kirchen» und vcrfassungsgeschichtlichen Kämpfe im neuen Reiche in»Gedächtnißzurück. 6s.

Kaiser Friedrich III. Von Edouard Simon. Nach dem französischen Original in die deutsche Sprache übertragen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Breslau-Leipzig, S. Schottlacnder. Die sympathische Auffassung, welche, wie dieses anmuthige kleine Buch zeigt, die Gestüt des verewigten Kaisers auch bei unseren Nachbarn jenseit des Rheines

gefunden hat, berührt uns um so angenehmer, je weniger manche andere Kundgebungen in Frankreich eine gerechte Würdigung des deutschen WesenS und der deutschen Staatsmänner erkennen liegen. Ter Verfasser giebt seinen Landsleuten einen treuen und fast überall objectiv gehaltenen knrzen Bericht von den Erlebnissen nnd der Wirksamkeit des Kronprinzen und seiner Gemahlin bis zur Thronbesteigung, sowie von den ersten Wochen der Negierung Friedrichs III. Er schloß seine Darstellung noch Ende April 1888 mit dem Ausdruck von Hoffnungen, die sich leider nicht verwirklichen sollten. — Die Uebersetzerin hat. wie sie sagt, in dem Buche E. Simon's von Kaiser Friedrichs Geiste „einen Hauch vrsvrvür"; und deshalb stellte sie sich die Aufgabe, dasselbe auch dem deutschen Volke darzubieten. Mit sicherer Gewandtheit hat sie den Inhalt des französische» Textes in deutsches Gewand gekleidet. Nur einmal (S. 189 f.l wendet sie sich gegen eine einseitige Auffassung des Verfassers: sowohl ihr Widerspruch als auch die tacivolle Form desselben wird in Nord- wie in Süd-Teuschland allgemeine Billigung finden. Im Anhange sind die wichtigsten, auf die Regierung Kaiser Friedrichs bezüglichen öffentlichen Urkunden bis zur Bekanntmachung feines Hinscheidens zusammengestellt. Diese Sammlung bildet eine sehr willkommene Ergänzung des Buches. ?.

Auf Kaiser Friedrichs Tod. Sammlung von Gedichten aus Nord und Süd, Ost und West unseres deutschen Vater» landcs von F. W. Reuschert in Metz. Trier, H. Stephanus.

Soldene Worte des Deutschen Kaisers Friedrich. Ein Vermächtnis; für das deutsche Volk. Zusammengestellt nnd zum ersten Male systematisch geordnet von Dr. Adolf Kohut. Dresden und Leipzig, E. Pierson. Beide Sammlungen sind, auf eine mäßige Auswahl sich beschränkend, gut angelegt und — jede i» ihrer Art — geeignet, das Andenken des uns so jäh entrissenen Herrschers in würdiger Weise lebendig zu erhalten. l'.

Der Koran. Im Auszuge übersetzt von Friedrich Rückert; herausgegeven von August Müller. Frankfurt a. M., I, T. Sanrländer.

Friedrich Nückcrt hatte auch dem

Koran langes und hingebendes Studium gewidmet und eine freie Auswahl-Uebersetzung desselben in poetischer Sprache beabsichtigt; aber nur einige Proben der! selben sind im Frauentaschenbuch für 1824 erschienen. Das von dem Dichter hinterlassene Manuscript, welches die Uebersetzung vollständig, die erläuternden Anmerkungen nur zum kleineren Theile ausgearbeitet enthielt, wurde von der Rückertschen Familie dem Königsberqer Orient! talisten A. Müller anvertraut, der auch unseren Lesern durch seinen geisvollen Essay über E. Rsnan (Bd. XI^V, Heft 155) , bekannt geworden ist. Dieser bat das ! hinterlasse»« Werk mit sachkundiger und 'doch zugleich pietätsvoller Hand ergänzt und erweitert. In dieser Gestalt wird die ! Ausgabe alle Leser, welche des Arabischen nicht kundig sind, eine im Wesentlichen richtige Anschauung von Art und Gestalt des merkwürdigen Buches gemimien lassen und zugleich allen Verehrern Rückens eine willkommene Gabe sein. O.

Der Schimmelreiter. Novelle von Theodor Storm. Berlin, Gebr. Paetel.

Alle Freunde und Verehrer der Stormschen Muse werden die Buchausgabe seiner letzten vollendeten Novelle mit wehmüthiger Freude begrüßen. Eine bessere CKarakteristik dersilben, als sie von berusenftcr ^ Hand auf S. 207 dieses Hestes gegeben ist, können wir nicht versuchen. l^.

L.

Getrennte Herzen. Novelle von Eugen Zabel. Berlin, Gebrüder Paetel. Ein junger Deutscher, der zu seiner kaufmännischen Ausbildung nach Zt. Petersburg kommt, erlebt dort ein Liebesabenteuer mit tieftragischem Ausgange, welches den Inhalt der Novelle bildet. Die eigenliche Handlung ist ziemlich dünn-schichtig und berührt deutsche Leser etwas fremdartig: doch glauben wir es dein Autor gern, daß russische Lebensverhältnisse und Anschauungen zu den von ihm geschilderten Konsequenzen führen müssen. Uneingeschränktes Lob dagegen verdienen die Localschilderungen, sei es, daß uns der Verfasser in die nordische Hauptstadt führt, oder daß er die Villenstädte in der Umgebung derselben beschreibt.

, Eben so anschaulich ist die Darstellung russischen Gesellschaftslebens, welche sichtlich auf eigenen Erfahrungen des Autors beruht:

, ein Umstand, der uns die etwas breite Ausführlichkeit derselben verzeihen läßt.

Gedichte einer Kürftin«. Nebersetzt, mit Anmerkungen versehen und herausgegeben von Fritz Hirschmann. Zürich, Orell Füssli & Co.

Der Uebersetzer berichtet nicht, aus welcher Sprache er den bunten Strauß dieser Dichtungen übersetzt hat; mir erfahren nicht, in welchem Lande wir die fürstliche Dichterin zu suchen haben; aber wir erkennen unwillkürlich an, daß es sich trotzdem hier um eine durchweg interessante Gedichtsammlung handelt. Die Liebe zur Natur und veredelter religiöser Sinn, der nicht an Dogmen klebt, sondern die reine Gottesidee zum Inhalt hat — das sind die Klänge, die mir hier am häufigsten erlauschen. Weniger befriedigen uns die Ercenrsc in das philosophische Gebiet. Der Dichterin bester Theil ist die Tiefe und die Wahrheit ihrer Empfindung — in diesem Zeichen wird ihre Gedichtsammlung über viele andere siegen. V.

Die Kinder der Götter. Roman

von Ernst von Wolzogen, Stuttgart, I. Engelhorn.

Die dichterische Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat: auf dem Gebiet der Unterhaltungslectüre etwas Gutes zu schaffen, ist ihm ganz vortrefflich gelungen.

Wolzogen entwirft ein Bild der Berliner Gesellschaft, welches das Gepräge voller, künstlerischer Wahrheit trägt; seine Schilderungen sind voll Leben und Frische, dabei verfügt er über einen glücklichen Humor, auch weit ein gesunder Realismus durch das ganze Buch; dazu ist der Gang der Erzählung ein so flotter und abgerundeter, daß wir ihm einige recht angenehme Stunden verdanken.

Bei dieser Gelegenheit mochten wir die Aufmerksamkeit des Publicums auf den Engelhorn'schen Verlag hinlenken, in welchem eine Menge guter und lesenswerther Romane zu so wohlfeilen Preisen erscheinen, daß der Preis für den einzelnen Band nicht viel mehr, als die Gebühr dafür in einer Leihbibliothek, beträgt. m.?

Inhalt.

Seil«

Johannes J. Roelß in Frankfurt a. M.

Der heilige Amor. Novelle 2H3

R. Gersuny in Ivien.

Theodor Billroth 323

Ludwig Pfau in Stuttgart.

Aus der Münchener Kunstausstellung des Jahres 1853. (Schluß.) ... 323

Arnold & L. Berger in Bonn.

„werther“, „Laust“ und die Anfänge des „Wilhelm Meister.“ .. 322

H. Schoenknecht in Berlin.

waltraut. «Line Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege... 273

Hugo Alein in Wien.

Zauberkünste. Novelle HO?

Bibliographie H2i

Stationen. — „Zel's Dahn“, Attila, — Die theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie.

Geschichtliche Literatur. H32 ,

Medicin und Naturwissenschaft

Musikalische Literatur HZ5

Bibliographische Notizen HZ7

Hierzu ein Portrait von Theodor Billroth.
Radirung von Ullrich in München.

»Nord und Süd« erscheint am Anfang jedes Monats, in Heften mit je einer Anstbeilage,
preis pro Quartal <Z hefte! 5 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactioneilen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von «Nord und Süd“ Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.
Beilagen zu diesem Hefte

Adolph von, 6 Eo., Stuttgart. (Werke von v. v. Scheffel und Carl Stiehler.)

Orell Füssli & Co., Zürich, Europäische Wanderbilderl.

Adolf Tietze, trixzig, svornehmliche Weihnachtsgeschenke).

«Liebekin», keixzig, (Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits).

Fr. Bassermann, München. (Zeschua r). Nozras.

l. Lindenbourg. Mönchen. Denkmäler des klassischen Alterthums).

haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet brochirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (— 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original - Kinöanöoeken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XI^{VII} (October bis December 1888), wie auch zu den früheren Bänden I—XI^{VI} stets zur Verfügung. — Der preis ist nur 1. Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshäfte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 30 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expediren. Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von Hesttlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Der heilige Amor.

von

Johannes Roelsz.

— Frankfurt a. M. —

aß die Liebe eine heilige Macht ist, welche gar erbauliche Wunderdinge auszurichten vermag, soll auch von einem so profanen Autor wie ich bin nicht geleugnet werden. Wenn aber die schöne Leserin etwa meint, daß der Heilige, den meine Ueberschrift nennt, jener kleine Gott sei, der schon im heidnischen Alterthum Hymens verschwiegener Fackelträger gewesen, so muß ich diese Annahme doch als eine höchst ketzerhafte zurückweisen. Denn der heilige Amor, oder wie ihn die alten Chroniken der ehemaligen Benedictiner-Abtei Amorbach im fränkischen Odenwald nennen, Sanct Amorus, war ein gar ernster, gestrenger Diener der Kirche, der das Lesen frommer Breviere dein Anblicke schöner Frauen weit vorzog und die einsame Klosterzelle höher schätzte als das herrlichste Brautgemach. Möge es ihm sein heidnischer Taufvathe in Gnaden vergeben. Der Mönch Amorus war ein streitbarer Heidenbekehrer, der in der rauhen härenen Kutte sich wohler fühlte als auf dem weichsten Pfuhl, dazu aus voller Seele ein Verächter alles irdischen Liebesglücks und dem heidnischen Gott seines Namens sammt der Mutter desselben, der Venus, von Herzen gram, als den schlimmsten und gefährlichsten Spießgesellen des Teufels. Der heilige Amorus war dafür aber auch ein Apostel, und wenn er nicht so eifrig gewesen wäre in seinem Kampf gegen Heidenthum und argen Ketzerglauben, wer weiß, ob die Bewohner des alten Odenwalds überhaupt jemals gute Christen geworden wären. Denn damals, als der predigtgemaltige Mönch in diese Gegenden kam, steckte daselbst die sündige Menschheit, wenn anders wir den Worten einer alten Klosterchronik Glauben schenken dürfen, „noch mitten im schlammigen Sündenpfuhl greulichen Heidenthumes.“

Ob das mächtige Waldgebirge, das östlich vom Rhein und der redenumblühten Bergstraße zwischen Neckar und Main sein weitverzweigtes Netz von bewaldeten Höhenzügen und lichten Wiesenthälern ausbreitet, seinen Namen wirklich nach dem alten Germanengott Odin oder nach seinem einst ganz besonders öden Charakter erhalten hat, diesen Streit der Alterthumsforcher und Geographen können wir hier nicht schlichten. Genug, unter den Eichen dieser öden Wälder standen einst Odins Altäre, und als die Verkündiger des Evangeliums sich daran machten, diese Eichen zu fällen und die Altäre zu stürzen, da fanden sie die Gegend über die Maßen öde; und so haben sie dies denn auch der Nachwelt treulich berichtet mit den: Bemerken, daß es erst mit dem Sonnenlicht ihrer Lehre auch Licht und sonnig in dieser Gegend geworden sei. Und heute ist in der That dieser Odenwald ein gar schönes und keineswegs ödes Stück deutscher Erde, reich an landschaftlichen Reizen jeder Art, düsteren und anmuthigen, die in bunter Abwechslung den Wanderer grüßen; reich auch an Erinnerungen der Geschichte, welche der Anblick alter Abteien und Schlösser, epheuumspionener Burgtrümmer und einsam im Waldesdunkel auftagender Opfersteine aus altersgrauer Vorzeit in des Wanderers Seele wach ruft. Und gar so öde und rauh kann schon damals, als auf diesen Steinen Opferbrände zu Allvater Odin emporstiegen, dieses Land nicht gewesen sein. Wenigstens als der Gaugraf Ruthard von Frankenberg die berühmten Heidenbekehrer Pirminius und Amorus aus den: Orden Sanct Benedicts in die noch völlig heidnische Gegend im Osten des Odenwalds rief, da blühte und reifte in diesen Thälern bereits die Rebe, wie sie es heute noch thut, und der Gau, in welchem Graf Ruthard das Ansehen von Caroli Magni Krone vertrat, trug keinen minder traulichen Namen, als [^]vir,ß«rteib«, d. h. der Gau der Weingärten.

Heute heißt der alte Frankenberg, auf welchem die Burg des Gaugrafen Nuthard einst stand, der Gotthardsberg. Nachdem jene von Feinden zerstört worden war, wurde an ihrer Stelle dort oben dem heiligen Gotthard eine Kirche gestiftet, deren Trümmer jetzt aus dem Grün der waldigen Höhe freundlich niederrtßen. Und drunten im Thüle der Mudau die Stadt, deren Anfänge die Siedeleien der genannten Apostel gebildet haben, heißt längst nicht mehr „Maria-Münster“, wie die stattliche Abtei, die an die Stelle jener ersten Gebäude dann trat und deren Räume heute den« Fürsten von Leiningen zur Residenz dienen, sondern nach jenem frommen Gottesknecht Amorus — Amorbach: ein Name, der weit und breit am Main und Rhein und Neckar den Ruf einer herrlich gelegenen Sommerfrische genießt. Jetzt herrscht hier weder Odin noch Oede; aber auch die Mönche und ihr asketischer Sinn sind aus der Gegend gewichen, und statt ihrer hat frohe Weltlust Quartiere bezogen.

Und doch ragen Heidenthum und mönchisches Mittelalter in frommem Aberglauben auch noch in die profane Gegenwart dieses Thals. Eine Viertelstunde von Amorbach, nach Westen zu, an der Stelle, wo sich vom breiten Wiesenthal der Mudau an, Fuße des Winkelbergs das enge Otterbachthal abzweigt, ist inmitten fruchtbarer Fluren am waldigen AbHange ein kleines Kirchlein gelegen, das nach seines Stifters Namen die St. Amorskapelle genannt wird. An dieser Stelle stand einst die erste Siedelei des tapferen Apostels. Die Sommerfrischler im heutigen Nesidenzstädtchen pilgern gern nach dieser Kapelle, weil erstens der Weg dahin sehr schön ist und zweitens ein Wirtschaftsgebäude und dessen Erfrischungshalle neben dem dürftigen Gotteshaus einen angenehmen wirthlichen Aufenthalt bietet. Dem Bauernvolke der Gegend aber ist das Kirchlein selber noch heute ein hochverehrtes Ziel frommgläubiger Wallfahrt. Nicht etwa weil dasselbe besonders werthvolle Reliquien enthielte, sondern um eines noch größeren Schatzes willen, den es beherbergt. Inmitten des steinernen Estrichs vor dem Altare befindet sich eine offene Stelle. Ein Eimer, der an einer Kette befestigt ist, deutet darauf hin, daß sich hier mitten im Heiligthume ein offener Brunnen befindet. Wir stehen vor der wunderthätigen Quelle des heiligen Amor. Hat der eifrige Mönch selber dieselbe dereinst gegraben und mit seinen Sprüchen geweiht? Die Geschichte antwortet: nein. Lange bevor der Fuß eines Christen diesen Boden betrat, ist das Wasser an dieser Stelle der Erde entquollen, hat es heilkräftig gewirkt, ist es Gegenstand religiöser Verehrung gewesen. Die damals hier seßhaften keltischen Turonen haben an dieser Quelle ihren Göttern geopfert und, auf die Zauberkraft der Quelle vertrauend, ihr Wasser als Heilmittel getrunken. Als Heilmittel gegen ein Leiden zwar, das seit Menschengedenken von jungen Ehefrauen und deren Gatten sehr schmerzlich empfunden worden ist, wenn es sie betraf: als Heilmittel gegen Kinderlosigkeit.

Priestersinn ist aber allezeit klug. Als in der Völkerwanderung vorwärtsdringende Germanenstämme ihren Glauben hierher verpflanzten, beließ man der Ouelle ihren Nuf, nur daß sie jetzt im Namen Friggas das Wunder that, den das Wasser gläubig trinkenden Frauen die Sehnsucht nach einem Kindlein zu stillen. Als die römischen Cohorten dann das Germanenthum unterjochten, wurde die Quelle der Herd italischen Nymphenkults. Und als nun der heilige Amorus das Christenkreuz unter denselben Eichen aufpflanzte, war er auch nicht müßig; er sprach seinen Segen über den Brunnen, baute ein Kirchlein darüber, und ließ ihn seine Wunderthaten fortan im Namen der heiligen Jungfrau verrichten. Und als Brunnen des heiligen Amor ist seitdem die alte Heidenquelle der Gegenstand eines hoffnungsfreudigen Aberglaubens geblieben.

Schon im Mittelalter drang der Ruf ihrer wundersamen Heilkraft weit über die Grenzen des Odenwaldes. Die Chroniken der alten Abtei Amorbach wissen von einer ganzen Reihe nwhlbegeleiteter Wunderkuren zu berichten. Auch die Kaiserinnen Elisabeth und Maria Theresia von Oesterreich erprobten mit Erfolg ihre segensreiche Wirkung. Und so inanche Frau zwischen Spessart und Odenwald, die auch ohne besondere Brunnenkur und auf natürlichste Weise einen Knaben zur Welt brachte: dem heiligen Amorus fühlte sie sich verpflichtet. So ist der asketische Mönch durch den Zauber des alten Heidenquells, den er christianisirte, zmn Sonderheiligen aller auf Familiensegen gerichteten Frauengebete geworden. Und den Dank, der im Grunde allein dem kleinen Heidegotte mit Pfeil und Bogen gebührt, heimst auf solche Weise bequeni sein christlicher Namensvetter ein. Doch das ist wiederum ein höchst heidnischer Gedanke, der gar nicht zu der Umgebung unsres Ortes passen will.

Dort auf dem Hauptaltar und hier rechts und links auf den kleinen Seitenaltären drängen sich ja geweihte Spenden, welche für treu erwiesene Hülfeleistung dem Heiligen im Lauf der Jahrhunderte in seine Kapelle gestiftet worden sind. Figuren kleiner Kinder aus Wachs und wächserne Herzen stehen neben Gebettafeln und Leuchtern, auf denen mächtige geweihte Kerzen prangen. Bon all den Stiftungen die bedeutendste und ihrem Sinne nach auch deutlichste ist aber diejenige, welche links vom Altar an der Seitenwand als besonderer Kirchenschmuck auffällt. Auf einem Postament stehen da neben einander zwei Statuetten, von denen eine den Heiligen, die andere die Pietü darstellt. Unter demselben aber steht in schnörkelhaften Lettern die Stiftungsurkunde: „Dem Allerhöchsten und dem Helligen Amor zu Amorbach, diesen zu Ehren haben diese bildnis wegen glücklich erhaltener Leibesfrucht aus Dankbarkeit Herr Christof Planer, Stadtrath zu Würzburg und dessen Frau Katharina Sabine Planer, Gebohrne Gothain hierher gestiftet Anno 1655 . . .“

Gar zu gern hätte ich etwas Näheres über diese Planerschen Eheleute erfahren und von den, besonderen Fall des in ihrer Ehe bewirkten Wunders. Ich fragte den Pfrörtner des Heiligthums um nähere Auskunft. Der aber schüttelte den Kopf; seine Beziehungen zu dem Gnadenott reichten nicht in frühere Jahrhunderte zurück. Doch als ich aus der kühlen Dämmerung wieder hervortrat in's warme Sonnenlicht eines herrlichen Junimorgens, da gewährte ich durch die Felder schreitend zwei Bäuerinnen in der Tracht des fränkischen Odenwaldes, die, ein Gebetbuch in Händen und Gebete vor sich hin murmelnd geraden Wegs auf das Kirchlein zu kamen. Mit gesenktem Haupte schritten sie vorüber . . . „Heiliger Ainor, bitt' für uns.“ Ja, wie vor zweihundert Jahren das Ehepaar Planer und viel früher schon so manches gläubige Gemüth, so hält auch die Gegenwart den Heiligen in Ehren. Ich wandte mich sinnend dem Waldabhang zu, welchen entlang ein lieblicher Pfad zwischen Wiese und Wald in das Otterbachthal führt. Vor mir hörte ich fröhliches Kindergejauchze, und bald gewährte ich abseits im Grünen ein liebliches Bild jungen vollen Familienglücks. Ein frohemuthetes Menschenpaar mar dort im Haidekraut hingelagert, und auf dem Schooße des jungen Weibes, das ihr lockiges Haupt an die Schulter des neben ihr sitzenden Mannes lehnte, kniete ein holder Bub, der mit übermüthiger Lust den jungen Vater in den Haaren zauste. Ich kannte das junge Paar. Es war gleich mir in Amorbach zu Gaste. Und wie der Mann mir neulich versicherte, hatte auch er fein Glück dem guten Genius des Ortes zu danken, freilich ohne Mithülfe der Tropfen aus dem Quell. Seine junge Frau war bleichsüchtig gewesen und hatte sich vor zwei Jahren in der guten Luft dieses Thales bei längerem Aufenthalt gründlich erholt. Seitdem blühte sie wie eine Rose — und mit ihr seit einem Jahre das Röslein, das sie inzwischen dem Gatten geschenkt.

Ich wandte mich um. Vor mir lag das Kirchlein, aus dessen Thürs eben die beiden Wallerinnen traten, und hinter demselben dehnte sich das herrliche im Grün thaufrischer Wiesen blitzende Thal, umrahmt von Bergen, auf deren unteren Abhängen Weingärten sich hinzogen, bis der Wald begann. Der zog sich hinauf bis zur Spitze des Gotthardberges, aus dessen Buchengrün die Trümmer des zerfallenen Klosters niedergrüßten. Und während das Lachen und Jauchzen der glücklichen Menschenkinder zu mir herüberklang, und das Singen der Vöglein in den Zweigen, das Rauschen des Waldes und das fröhliche Geplauder des Baches neben mir sich mit jenen zu einem Jubelhymnus auf die Schönheit dieser Natur vereinigte, war mir's plötzlich, als rage dort oben das Nonnenkloster in seiner einstigen Vollkommenheit empor, und die Kapelle des heiligen Amor sei um zweihundert und etliche Jahre jünger als heute, und durch das Feld dort schreite daher eine schlanke blasse Frau, des Würzburger Nathsherrn Christoph Planer ehrbares Ehegemahl Sabine, um dort im Kirchlein aus dem Brunnen andächtig zu schöpfen.

5

Als Herr Christoph Planer im Jahre 1649, da er eben erst wenig Wochen über dreißig zählte, sich mit der lieblichen Sabine, des Schultheißen Alois Gothaer einziger Tochter, in seiner Vaterstadt Würzburg vermählte, pries er gegen Jedermann sein Glück, das ihm kaum noch etwas zu wünschen übrig lasse. Und Jedermann stimmte ihm bei, denn er hatte in der That viel Ursache zu solch frohem Geständniß. Noch jung an Jahren und eine weite Zukunft vor sich sehend, war er frühe bereits zu Amt und Würden in der stolzen Gemeinde der alten Vischofsstadt gelangt, deren Ansehen und Bedeutung in stetem Wachsthum begriffen war, seit der Bischof Herr Echter von Mesvelbrunn in ihr die Hochschule gestiftet hatte. deren medicinische Facultät schon damals weit und breit eines glänzenden Rufs sich erfreute. Der große Krieg, obgleich seine Stürme die Stadt keineswegs unberührt gelassen, hatte dem Aufblühen derselben doch keinen Abbruch gethan. Namentlich aber hatte das Geschäft, welches wenige Jahre zuvor Herr Planer von feinem Vater übernommen hatte, die Weingroßhandlung von I. Planer und Sohn, welche von Alters her einen weitverzweigten Versand der berühmten Würzburger Stein- und Leistenweine theils in Rechnung des bischöflichen Rentamts, theils auf eigene besorgte, unter den Kriegscliuften keinen Schaden genommen, sondern sogar von diesen besonderen Nutzen gezogen. Denn nicht umsonst rühmt das Sprichwort den Frankenmeinen nach, daß sie die vortrefflichsten Krankenweine der Welt seien. Und mit dem Rufe der Würzburger Aerzte hatte sich auch der Ruf seiner Weine über die Grenzen des so arg zerrissenen Reiches deutscher Nation verbreitet. Auf manchem Schlachtfeld, in manchem Feldlazaret hatte die Kraft des einen zu Wege gebracht, wozu die Kunst der andern nicht ausreichte. Und jetzt war es Frieden. Planers Geschäft blühte bei den gesicherteren Verkehrsverhältnissen nun erst recht, und in das blühende Hauswesen führte er die blühende Gattin ein, an die ihn aufrichtige Herzensneigung fesselte, die ihm aber auch Gut und Ehre mit in's Haus brachte.

Wahrlich, Herr Christoph hatte nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, mit seinem Loose zufrieden zu sein. Aber schon nach Jahresfrist war die Zufriedenheit einer heimlichen Mißstimmung gewichen, ohne daß sich an all den ausgesucht günstigen Lebensverhältnissen etwas sichtbarlich geändert hätte. Sie waren sammt dem jungen Ehepaare um ein Jahr älter geworden und hatten dabei nur gewonnen. Auch die liebliche Frau Sabine. Was in ihr, da sie noch Mädchen, nur als Knospe geschlummert hatte, war zur Blüthe gelangt; ihr ganzes Wesen war reifer geworden, und ihre Züge spiegelten diese Entmickelung wieder, [^]lnd doch — auch in diesen konnte ein kundiges Auge, das sie in unbewachten Momenten belauschte, Spuren stillen Leids und heimlich nagender Sorge entdecken.

Mann und Frau sehnten sich nach einem Kinde, und die Sehnsucht war in diesem ersten Jahr ihrer Ehe unbefriedigt geblieben.

Und zwar trat diese Sehnsucht bei Herrn Christoph Planer mit noch viel größerer Ungeduld hervor, als sie sonst wohl jedem gesunden Gatten von der Natur als elementarer Trieb in die Seele gelegt ist. Eine eigenthümliche Verkettung von Umständen verschärfte in ihm das ideelle Verlangen nach einem Leibeserben durch Gesichtspunkte sehr materieller Art. Der älteste Bruder seines Vaters, ein gelehrter Arzt, der als einer der ersten die Kunst des Hippokrates an der Würzburger Hochschule lehrte, hatte, als er vor etwa zwanzig Jahren kinderlos gestorben war, die größere Hälfte seines sehr ansehnlichen Vermögens der Universität als Stiftung vermacht und damit seine Angehörigen direct enterbt. Dagegen hatte er doch für deren Interessen, freilich in seinem Sinne, durch ein besonderes Legat von beträchtlichem Werths gesorgt. „Damit“, hatte es in seinem Testamente geheißt, „die männlichen Sproßen meiner Familie ihres Oheims und zugleich des höheren Bemfs tüchtiger Männer zur Pflege der Wissenschaft eingedenk bleiben, seien die Zinsen der folgenden Summe der Nutznießung eines jedm meiner Neffen und Urneffen, der die Heilkunde und Arzneimissenschaft zu seinem Studium und seinem Berufe erkürt, in alle Ewigkeit, so lange als der männliche Stamm meiner Familie nicht ausstirbt, zu überlassen.“ Und nicht nur in Baarem hatte der gelehrte Sonderling auf solche Weise für die künftigen Enkel seines einzigen Bruders, des Vaters unseres Christof Planer gesorgt, sondern es war auch an das ganze größere Vermächtniß für die Hochschule die Bedingung geknüpft, daß deren Verwaltung jeder Zeit, wenn gefordert, einem Planer seines Geschlechts, der seine medicinischen Examina in Ehren bestanden, einen Lehrstuhl an der Hochschule und eine Stelle im Julius-Hospitale schaffen und ihn aus den Zinsen des Capitals in angemessener Weise besolden müsse.

Der erwartete Sohn des Herrn Christoph Planer märe also gewissermaßen als ein wohlbestallter Professor der Universität Würzburg zur Welt gekommen. Und vor der Phantasie des jungen Ehemanns war an die hundert Mal schon das Bild seines Erstgeborenen, angethan mit dem Purpurtalar und der goldenen Kette der Universitätsdekane, erschienen. Das mar doch noch etwas anderes als die hohe bürgerliche Würde, die ihm das Glück wie spielend zugeworfen, die eines Rathsherrn der städtischen Gemeinde seiner Vaterstadt. Das Geld seines Oheims reizte nicht seine Begierde, wohl aber die Ehre, die durch das Geld des seltsamen Grillenfängers seinem Geschlechte so gut wie gesichert war, das Glück, daß je einem seiner männlichen Nachkommen der Weg zur Universität und ihren Ehrenämtern geöffnet und gebnet mar. Und nun blieb der mit solchen Hoffnungen erwartete Erstgeborene aus!

So ging es im ersten Jahre. Und schlimmer ging's im zweiten. Die schöne Eintracht zwischen den Ehegatten begann immer mehr ihr Gleichgewicht zu verlieren. Mehr aber noch als äußerer Zwist drohte innerer Gram das scheinbar für ewig begründete Glück dieser Ehe zu zerstören. Denn Frau Sabine gehörte zu jenen innerlichen Naturen, denen es nicht gegeben ist, den Sorgen ihres Gemüths in lauter Rede Luft zu machen. Und der junge Rathsherr, der, lebhafteren Temperaments, durch die schweigende Duldsamkeit der Gattin sich gerade erst recht zu lebhafter Aussprache seines Unmuths hingerissen fühlte, begann den geräuschvollen Verkehr mit seinen Standesgenossen auf der Herrenbank und die zerstreuende Unterhaltung mit meinfrohen Geschäftsfreunden dem Umgang mit seiner Frau vorzuziehen, deren stumme Seufzer ihm die Lust an Speise und Trank benahmen.

Da, im dritten Jahre erfüllten die Heiligen, die es anging, das beständige Gebet der jungen Frau, die leidenschaftlichen Wünsche des Mannes. Sie durften ein Kindlein erwarten. Die Gevattern und Basen unterhielten sich lange vor seiner Geburt von ihm nicht anders als von dem jungen Professor. Und was diese laut beredeten, das besprachen leise in traulicher Seligkeit die Gatten selber. Die Wochen vergingen, die Tage wurden gezählt, schließlich die Stunden. Und dann kam sie, die große Stunde, welche die Erfüllung unzähliger heißer Gebete der Mutter, unzähliger ungeduldiger Gedanken des Vaters brachte: der Erstgeborne hielt seinen Einzug in die Welt — doch nein, das Kind war kein Knabe, sondern ein Mädchen . . . Nur ein Mädchen!

„Nur ein Mädchen!“ Ja, war es denn möglich! Wohl selten hat eine Mutter diesen Seufzer mit so schwerem Ernst ausgestoßen wie die arme, in ihres Gatten Seele so sehr enttäuschte Frau Sabine. Und noch nie vielleicht hat ein Vater die ihm geborene Tochter so ganz ohne Dankbarkeit und Liebe begrüßt, wie der in seinem innersten Stolz getroffene Rathsherr Christof Planer. Er wollt' es anfangs nicht glauben. Ein Mädchen! Er hatte ja, seit er verheirathet, nie daran gedacht, daß außer Buben auch eine mindestens gleiche Zahl von Vertreterinnen des schonen Geschlechts auf die Welt kommen. Was hier und da ein Vater, der aus Voreingenommenheit für das stärkere Geschlecht durchaus auf die Geburt eines männlichen Sprossen rechnete, vorübergehend an Enttäuschung empfinden mag, wenn ihm das Schicksal einen Strich durch diese Rechnung macht, das setzte sich in Planers Seele fest und wurde zur Antipathie gegen sein eigen Blut.

Er war so stolz gewesen, hatte sich schon so sicher im Besitz des erwarteten Sohnes gefühlt, daß er meinte, nun zum Spott aller seiner Bekannten geworden zu sein. Wohl hegte die Mutter das süße zarte Geschöpf mit inniger Liebe und Sorgfalt; aber war dieses bei der Geburt schon schwächlich gewesen, so konnte die Pflege, die ihm seine im Innersten verhärmte Mutter zu bieten im Stande mar, nicht die nöthigen Kräfte ihm zuführen, und gleichsam wie eine Blume, der die Sonne fehlt, siechte das der Vaterliebe beraubte Kind allmählich hin und starb . . .

Die junge Nathsherrin war als Mädchen ein fröhliches Weltkind gewesen, dessen rothe Wangen seine rosenfarbene Sinnesart widerspiegeln. Wohl war Sabine als gut erzogenes Bürgerkind gewöhnt, regelmäßig zur Kirche und Beichte zu gehen; aber einfältigen Herzens vollzog sie, was die kirchliche Sitte ihr vorschrieb, ohne im übrigen viel über die heiligen Dinge zu grübeln und mit den Heiligen im Himmel und ihren hochwürdigen Vertretern auf Erden in directe Verbindung zu treten. Als ihr jedoch nun der Tod das zarte Geschöpf entriß, das ihres Mannes Züge in lieblicher Verkleinerung getragen hatte, da ging eine tiefe Wandlung in ihrer Seele vor. Der Verlust des Töchterleins erschien ihr wie ein Gottesgericht, das sie und ihren rauen Gatten nur allzu verdienter Weise getroffen habe als Strafe für den Mangel an aufrichtig dem Herzen entströmender Freude über dies Himmels Geschenk. Wohl hatte sie das Hülflose Kleine treu gehütet an ihrer Brust, mohl hatte sie es mit inniger Hingebung geliebt; aber mit quälendem Schuldbewußtsein mußte sie immer und immer wieder des Seufzers der Enttäuschung gedenken, mit welchem sie bei seiner Geburt die Nachricht aufgenommen, daß es kein Knabe sei. Sie hatte sich des so sehnsüchtig erwarteten Kindes in der Stunde, da es ihr geschenkt wurde, so recht von Herzen eben doch nicht erfreut.

Schwerer aber trug sie an der Schuld des Mannes, dem sie es unter Schmerzen geboren hatte, litt sie unter der Nachwirkung dieser Erfahrung auf ihre Liebe, ihr eheliches Glück. Er hatte ihr doch gar zu wenig Dank gemußt für die kostbare Gabe. Konnte er sie selbst dann wahrhaft aufrichtig lieben? Ja, sie fühlte es; auch jetzt wurde er, trotz der Aufmerksamkeiten, an denen es Christoph der kranken Gattin gegenüber nicht fehlen ließ, des Umgangs mit ihr nicht froh. Wenn er neben ihrem Bette saß, irrte sein Auge unster im Zimmer umher; und wenn sie versuchte in seinem Blick einen Strahl seines Herzens zu finden, flog es sie kalt an; die alte Wärme, die sie ehedem daraus angegluthet, mar aus seinem Wesen gewichen, das die Kunst der Verstellung nicht kannte.

Ob er sich selber schuldig fühlte, konnte sie nicht ergründen. Der Ausdruck seiner Züge war wohl finster und trübe, zeigte aber nichts von den Spuren der Reue. Es mar ihr, als fei alle Liebe in seinem Herzen erstarrt und als zwingt er sich nur aus Schonung für sie, es nicht geradezu merken zu lassen. Seine feineren Empfindungen auseinanderzusetzen, sie in mohl gefügte Worte zu kleiden, das mar freilich seine Sache nie gewesen. Und ihn direct daraufhin anzusprechen, ihre innerste Herzensmeinung über die gemeinsame frevelhafte Schuld ihm zu offenbaren, hierfür fehlte ihr wiederum der rechte Ausdruck, fand sie nie die passende Stunde. So versenkte sie sich immer mehr in diese Welt quälend-erneuerlicher Betrachtungen; sie fühlte sich täglich mehr einsam und friedlos in ihrem doch so reichlich mit irdischen Glücksgütern ausgestatteten Haushalt.

Als sie so weit genesen mar, daß ihr der Arzt den ersten Ausgang gestattete — Monate lang hatte sie das Zimmer hüten müssen —, machte sie sich daher eiligst auf den Weg nach der Kirche, in der sie einst in schönerer Zeit getraut worden war. Es drängte sie, ihr verhärmtes Herz durch eine umfassende Beichte zu entlasten. Der junge Priester aber, dem sie sich in? dunkel verhangenen Beichtstuhl anvertraute, vermochte ihr nicht Licht noch Trost zu bieten. Was verstand auch der Coelibatär von den Sorgen ihres geängstigten Herzens! Auferzogen in einer Anschauung, welche den hohen Beruf der Ehe mißachtet, hatte er keine Milde für die Selbstvorwürfe der jungen Mutter, die zu denselben obenein nur ungeschickte Worte fand. Alle fleischliche Luft sei Sünde und müsse hier oder dort gebüßt werden. Sie habe ihr Herz verwirren lassen durch sündige Liebe und es abgewendet von dem allein selig machenden Bräutigam eines frommen Frauengemüths, Jesus Christus. Und eine Sünde gebäre die andre. Daß sie der heiligen Jungfrau nur kärglichen Dank gespendet für das Gnadengeschenk, mit welchem diese ihren Leib gesegnet, das sei schmerzlicher Frevel, und nur harte Kasteiung und nachhaltige Buße könne die große Schuld, die sie mit ihrem Gatten theile, mindern. Fleißig beten solle sie und nicht die Messe über den Nichtigkeiten der Tagesnothdurft versäumen. Die Lust des Lebens müsse sie verachten lernen und dem Wohlleben, wie es leider in der Bürgerschaft Würzburgs immer mehr einreißt, solle sie millensstark entsagen; auch ihren Mann abhalten, eitler Genußsucht zu stöhnen. Nur die Zerknirschung der Seele bei strenger Zucht des Körpers könne ihr lange Strafe in Fegefeuer ersparen.

Als die Verschüchterte den Heimweg antrat, war ihr das Herz noch schmerzlicher, als es ihr beim Eintritt in die Kirche gewesen mar. Kaum hatte sie den Muth, sich an dem warmem Gruß der herbstlichen Sonnenstrahlen zu meiden, den sie so lange entbehrt und dessen Schimmer der lebensfreudigen Farbenpracht der rothen Geranien und bunten Levkojen auf den Fenstersimsen der Bürgerhäuser, die sie entlang schritt, erhöhten Glanz verlieh. Ihr mar es wohl herbstlich, aber nicht sonnig zu Muth. Dem freudigen „Grüß Gott“ der sie begegnenden Bekannten wich sie wie eine Verfehlmte aus, während brennende Thränen ihre Augen netzten.

Inzwischen war Planer nach Hause gekommen, und die Nachricht, daß seine Frau auf Erlaubniß des Arztes den ersten Ausgang hatte wagen dürfen, hatte sein Herz mit aufrichtiger Freude erfüllt. Dasselbe mar überhaupt schon festlich gehoben. An ihm hatte die herrliche Herbstsonne, die nun schon seit Wochen dieselbe Glorie entfaltete, für deren Glanz die kranke Sabine so unempfänglich war, Wunder gewirkt. Was sonst der Sonne des Lenzes nachgerühmt wird, daß sie trübselige Herzen der Hoffnung erschließe und des Glaubens an die Vergänglichkeit aller Trübsal selig mache, dies holde Zauberwerk hatte in ihm die Sonne des Herbstes bewirkt. Nicht umsonst mar er Weinbergbesitzer, und dies Jahr ein Weinjahr sonder Gleichen. Er kam von der Ernte aus seinen Weingärten auf der andern Seite des Mains, und das Ergebniß derselben schien in der That die höchsten Ermattungen, welche das günstige Frühjahr geweckt, noch zu übertreffen. Er meinte in seinem biederem Sinn, daß der Segen, der in seinen weithin sich dehrenden Geländen auf den Höhenzügen am Main, auf Leisten und Stein, so reiche Ernte zeitigt, ihm von der Vorsehung zugewandt worden sei zur Entschädigung für die fehlgegangenen Hoffnungen, die ihn als Familienvater betroffen. Er habe vom Schicksal zu viel auf einmal verlangt, und dafür sei er bestraft; aber verzweifeln wolle es ihn auch nicht lassen, darum lehre ihn? dieser Herbst, daß nach der Mißernte im einen Jahr die gute in? andern folge. Wenn nur seine Frau erst wieder wohlauf sei, dann solle ihm auch in der Ehe das verloren gegangene Glück neu erblühen. So überkam der Frohsinn, welcher die bei der Arbeit singenden Winzer und Winzerinnen beseelte, auch ihn. Den unter den Burschen und Mädchen kreisenden Krügen mit dem goldenen Naß des Vorjährigen sprach er heiter zu und brachte manch herzhaften Schluck dem Herbst dar, der die Trauben so goldbraun gefärbt und so feurig angehaucht hatte, daß der aus ihnen zu kelternde Trank noch nach Jahrzehnten den Ruhm solchen Weinjahrs verkünden würde. Und als es dann im Zuge heimwärts ging, die mit den hochgefüllten Bütteln beladenen Wagen voran, neben diesen die mit Weinlaub und Astersträußen geschmückten Arbeiter und Mägde jubelnd und jauchzend, da hatte er in Heller Herzensheiterkeit eingestimmt in das Lied der frohgemuthen Schaar:

„Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg an dem Stein,
Zu Bacherach am Rhein —
Hab' ich in meinen Tagen
Gar oftmals hören sagen —
Soll'n sein die besten Wein!“

In solcher Laune war er nach Hause gekommen und hatte hier zu seinem freudigen Erstaunen gehört, daß Sabine in seiner Abwesenheit den ersten Ausgang, nach langer Haft in dumpfer Krankenstube, unternommen habe. Nun trat er ihr in der breiten Wölbung des Thormegs entgegen, als sie in so ganz anderer Stimmung von der Kirche und der so traurig verlaufenen Beichte zurückkehrte.

„Grüß Dich Gott, Fraule! Wie schade, daß wir uns verfehlt haben! Warst mir entgegengegangen, Schatz?“ lachte er ihr entgegen und küßte sie in überwallender Rührung. „Hättest die Wagen mit den Trauben sehen sollen, das ist eine Ernte Heuer! Und daß Du gerade an diesem Tage Deinen Wiedereintritt in's gesunde Leben feierst, das laß uns als gute Vorbedeutung begrüßen. Der Himmel meint es doch gut mit uns, und wir dürfen nicht mit ihm hadern,“ sprudelte er weiter hervor, während er die Gattin, traulich den Arm um ihre Hüfte legend, hinaus in den Garten führte. Wie er aber nun hier seine Sabine im Lichte der untergehenden Sonne schärfer in's Auge zu fassen vermochte und in ihr bleiches vermeintes Angesicht schaute, verstummte er plötzlich. Besorgt strich er ihr über die Stirn und suchte, ihr Kinn unterfassend und so ihr Antlitz zu sich emporhebend, in ihren Zügen zu lesen. Wie gern hatte er dies früher gethan, in eben diesem Garten, noch im vorigen Herbst; und wie gut hatte er sonst Sprache und Schrift zu lesen verstanden! Jetzt waren sie ihm fremd geworden.

„Ei Kind, wie siehst Du mir aus? Ist das der Blick einer Gesunden? Du stierst und zitterst. Der erste Ausgang hat Dich angegriffen. Was — gar Thränen? . . An solch frohem Ehrentage?“

„Ich war in der Kirche, Christoph . . . Der Gang hat mich ernst gestimmt . . .“

„Damit hättest Du doch wohl warten können, bis Du völlig gesund bist. In der kalten Grabesluft . . .“

„Mann, sprich nicht so gottlos. Mußte ich nicht nach all der Trauer den Beistand Gottes suchen?“

„Ei Liebste, den findest Du auch hier — im Freien — in unseren Weingärten, wo die Sonne in's Herze hineinscheint.“

„Christoph, Du lästerst. Ich beichtete, denn wahrlich, wir haben viel zu bereuen. Und nun führst Du so lästerliche Reden. Du ladest den Zorn des Höchsten auf Dich!“

„Und Du versündigst Dich an dem Glück, das uns der Höchste gewährt. Ist das ein Gesicht, wie man es dem Gatten in solcher Stunde entgegenbringt? Spricht so die Frau eines Weingärtners am Erntetage? . . . Sabine, Sabine! Sei doch wieder die alte junge lebenslustige Gattin des Christoph Planer. Du bist noch nicht ganz genesen. Komm, ich geleite Dich hinauf, Du bedarfst der Ruhe. Und morgen früh stehst Du dann mit froherem Antlitz auf und überläßt das Bußpredigen den Pfaffen!“

Sabine sah traurigen Blickes zu ihm empor und schüttelte schweigend das Haupt. Als er sie hinaufführte unter Worten zärtlicher Fürsorge, da fühlte er, wie sie sich an ihn schmiegte. Sie empfand es wohl, daß es von ihr Unrecht war, dem treuen Manne in solcher Stunde, die ihm das Recht zu doppelter Freude gab, so kopfhängerisch entgegenzutreten und die gute Stimmung zu verderben; aber in ihrem Herzen tönte noch des Priesters Warnung vor eitler Weltlust nach, und mit heimlichem Entsetzen sah sie den Gatten sogar mit seinem Berufe ganz im Banne derselben.

Planer legte dem aufgeregten Wesen seiner Frau kein zu großes Gewicht bei. Er fand es begreiflich genug, daß ein erster Ausgang in der frischen Herbstluft auf die kaum Genesene nicht ohne derartige Wirkung geblieben war, und die religiöse Richtung ihrer Exaltation war durch den Besuch der Kirche und die Beichte hinreichend begründet.

Das arme Weib aber — bar allen Trostes, durch die Strenge des Beichtvaters einer natürlichen Anschauung des Lebens noch mehr entfremdet, mißverstanden von dem Manne ihrer Liebe gerade im Drange, das Rechte zu thun Und zu rathen — siel in ihrem Gemach verzweifeln vor dem Betpulte nieder und weinte bitterlich.

5 5

5

In diesem Herbst und im folgenden Winter gab es in den Kellereien und Geschicsträumen des alten Würzburger Weinhauses Planer und Sohn noch mehr als gewöhnlich zu thun. Herr Christoph hatte wenig Zeit, sich seiner Gattin zu widmen; mußte er doch als Rathsherr auch noch den Angelegenheiten der Stadt und der Gemeinde manch kostbare Stunde des Tags und des Abends opfern. Ueber den Arbeiten und Berathungen mit den Fäzlern und Kiivern, die in seinen Diensten jetzt alle Hände voll zu thun hatten, den Rechnereien nnd Registraturen am Contortisch, dem brieflichen und mündlichen Verkehr mit seinen Geschäftsfreunden und schließlich den Acten des Magistrats fand er kaum eine ruhige Stunde des Mittags und Abends für die nöthigen Mahlzeiten; und kam er dann endlich zur Rast, so hatte er einen derart rechtschaffenen Hunger zu stillen und war so erfüllt vom Nachklang seiner Erlebnisse im Geschäft und im Rathhaus, daß er kein sonderlich scharfes Auge dafür hatte, wie in sich gekehrt und wortkarg seine Sabine neben ihm hinlebte. Aber manchmal siel ihm ihr strenges ernstes Wesen doch auf; wenn er ihr zum Beispiel die Aussichten einer neu eingegangenen Geschäftsverbindung leuchtenden Auges auseinander setzte und nichts zur Antwort erhielt als ein herbes erzwungenes Lächeln, oder wenn er ihr — aufathmend von der Arbeit — vom jungen Wein mit tüchtigem Schlucke zutrank, sie aber den perlenden Labetrunk nur mit Ueberwindung zu den geschlossenen Lippen führte, als hätte sie einen Giftbecher zu leeren. Dann brach es wohl halb zornig, halb auch mitleidig von seinen Lippen: „Sabine! Sabine! Willst Du denn für immer den Kopf hängen lassen? So bekommst Du Deine rothen Wangen nicht wieder. Auf, zugenommen! Frankenwein ist Krankenmein! — gewiß! Aber tropfenweis wie leibhaftige Medicin soll er nicht eingenommen werden, trinken muß man ihn. Frag' nur drüben im Juliusbospital nach oder im Bürgerstift!“

Allmählich wurde jedoch auch er gewahr, daß der durch kirchlichen Einfluß in die Seele feines Weibes gepfanzte asketische Sinn dieses ihm immer mehr entfremdete, und daß nicht die Nachwirkung der überstandenen Krankheit allein die Schuld trug, daß die einst so blühende Sabine an Körper wie Geist immer mehr dahin siechte. Auch fehlte es nicht an guten Freunden, die ihn theilnehmend nach der Ursache der gänzlichen Umwandlung seiner Frau fragten; nicht an vorwurfsvollen Anspielungen Seitens der Familie derselben, mit welcher er vorher im besten Einvernehmen gelebt hatte. Das zehrte an seinem urwüchsigen Optimismus, welcher vom nächsten Tage immer das Beste hoffte und durch den Aufschwung seines Geschäfts eben erst eine so ausgiebige Kräftigung erfahren hatte. Mit Unruhe und Sorge sah er die Frühlingszeit herankommen, die er sonst während des Winters — wie oft! — herbeigewünscht hatte, die Zeit, in der er seit Uebnahme des väterlichen Geschäfts gewohnt mar, sein Haus auf längere Zeit zu verlassen, um die wichtigsten Abmachungen feines geschäftlichen Verkehrs an Ort und Stelle mit seinen Kunden zu regeln. Diese Geschäftsreise mar an sich so übel nicht. Im Gegentheile, sie hatte ihm inimer — wie dies die schöne Jahreszeit und die Eigenart seines Geschäfts mit sich brachte — eine Fülle fröhlicher Abenteuer und heiterer Eindrücke vermittelt. Aber mehr und mehr überkam ihn mit der Aussicht auf die nahende Frühlingsreifezeit das Bewußtsein, wie winterlich öde er diesmal sein Heim, sein Weib zurücklassen sollte, wie wenig Aussicht sich zeigte, daß es im Gemüth seiner Sabine wieder voller Lenz werde. Immer schmerzlicher trug er an der Wahrnehmung, wie sie, einst seine heitere Gefährtin in so vielen seligen Wochen, jetzt alle Freude am Leben und an ihm, dem Lebenslustigen, verloren hatte. Eines Abends war er, müd und marode wie immer, aus einer Rathssitzung heimgekehrt und suchte sich durch allerhand Mittheilungen von dem, was ihm der Tag gebracht hatte, zu zerstreuen; Sabine aber, welche er gerade im Gebet gestört hatte, fand wiederum keine andere Antwort, als die feierliche Mahnung, doch in seinen so gar weltlichen Geschäften nicht so ganz aufzugehen. Da riß ihm endlich die Geduld, und er sagte es ihr einmal frei von der Leber weg, daß er solche Ansicht und solch betschmesterliches Gebahren an seiner Frau nicht dulden könne noch wolle. Fasten nnd dreimal des Tages zur Andacht laufen — das gehöre in's Kloster, aber nicht in einen bürgerlichen Haushalt, der gedeihen solle. Weit gottgefälliger sei es nach seiner Ansicht, tüchtig im Geschäft zu sein und durch Arbeit den Hausstand zur Blüthe zu bringen, als über Litaneien und Psalmodeien Anit und Beruf zu vernachlässigen. Wenn sie nur ein Kind hätten, dann würde sie wohl auch von dieser Ansicht durchdrungen sein. Das sei seine Strafe; er habe, irregeleitet durch seinen Hochmuth, des so bald verstorbenen Kindleins, das sie ihm geschenkt, zu wenig geachtet. Wenn sie aber glaube, feinen begangenen Fehler damit auszugleichen, daß sie jede Liebe und Freude aus dem Hauswesen verbanne, dann irre sie schwer. Jeder Mensch — so Mann als Weib — habe Pflichten zu erfüllen, nicht im Jenseits, sondern hier auf Erden. Ihre Pflicht aber fei es, ihm eine treu theilnehmende Lebensgefährtin zu sein. Was sein Berusse, und was sie mit ihm zu theilen habe, das fei ihr bekannt gewesen, als er sie um ihre Hand gebeten. Aber freilich, wie sollte sie ihren häuslichen Pflichten genügen, wenn sie ihre Gesundheit vernachlässige, faste und sich kasteie, wo sie doch im Gegentheile ihres von der Krankheit geschwächten Leibes warten sollte, damit er sich vollends erhole? „Am guten Tag sei guter Ding“ und den bösen nimm auch für gut.“ stehe in der Bibel, und dort könne sie auch lesen, daß der Wein berufen sei, des Menschen Her zu erfreuen. Sie könne stolz fein, einen Mann zu haben, dessen Geschäft sich mit so edler Waare befasse. Er könne ja am besten beurtheilen, daß der Wein nicht nur eine Freude der Schlemmer, sondern auch ein Labsal, des arbeitenden Bürgers, eine Erquickung der edelsten und

erlauchtesten Geister, ein munderbar wirkendes Heilmittel für Sieche und Kranke sei^.

Der entrüstete Rathsherr sah mit Entzücken, daß seine gemaltige An»> spräche nicht ohne Wirkung verhallte. Ja, fuhr er freudig gehobenen Tones, fort, auch sie, seine Gattin, die Frau des ersten Weinhändlers der fröhlichen Stadt Würzburg, müsse dies wissen; und wenn sie dennoch gegen diesen edlen Freund und Tröster der Menschheit einen unnatürlichen Widerwillen zur Schau trage, so versündige sie sich. Und als sie dagegen nicht ohne Zögern bemerkte, daß sie ihrem innersten Herzensbedürfniß und den Weisungen ihres Beichtvaters gefolgt sei, wenn sie sich freiwillig mancherlei Entsagung auferlege, da erwiderte er heiter-versöhnlichen Tones, nunmehr werde sie doch wohl selber einsehen, daß sie da einein falschen Impulse nachgegeben habe und an einen Pfaffen gerathen sei, der — weil er persönlich ein Leben voll Entsagung führe — es am liebsten sähe, wenn alle andern Menschen es ihm gleich thun müßten. Sie könne doch wissen, welch hohe Stücke die Diener der Kirche bis hinauf zu seiner Heiligkeit, dem Papste, vom Wein und einer guten Leibespflege hielten; mache er doch seine besten Geschäfte mit den geistlichen Herren in Kirche und Kloster. „Ja, ja, Sabine — lache nur! Gott fei Dank, daß es wieder da ist. Dein altes gutes Lachen! — auch die Jungfern Nonnen ehren und schätzen die Gabe des weiland heidnischen Gottes Bacchus. Nicht wenig fromme Stiftsdamen und heilige Nonnenklöster zähle ich unter meinen Kunden. Meinst Du, daß sie den Wein nur zum Fasten und Kasteien brauchen? Und eifriger in der Frömmigkeit als die Nonnen hast Du es doch nicht zu treiben. Drum auf, Sabine, den Kopf in die Höhe und das Glas zur Hand; laß uns anstoßen auf die bessere Einsicht aller armen Sünder, welche die göttliche Heilkraft dieses Göttertranks in ihrer Kurzsichtigkeit nicht erkannt haben!"

Der wackere Gatte hatte sich bei den letzten Worten erhoben. Sie mar ihm eine Herzenserleichterung gewesen, diese Rede, da sie einem nagenden Groll zum Ausdruck verhalf, der ihm schon oft schwere Stunden bereitet hatte. Das Verhalten seiner Gattin schmerzte ihn nicht nur, weil es ihn um das von ihr erwartete Glück betrog, ohne sie selbst glücklich zu machen: es kränkte, es empörte ihn auch, daß sie dabei eine Verachtung seines zwar weltlichen, aber keineswegs unedlen Berufs, dem er mit Eifer und Hingebung oblag, zur Schau trug. Jetzt hatte er sich den Aerger von der Seele gesprochen, der Ausdruck des Mißmuths in seinen Mienen mar dem der Freude und froher Siegeszuversicht gewichen; seine blauen, hellen Augen erstrahlten im Feuer warmer Begeisterung; und wie er nun sein Glas der Gattin entgegenhielt, in deren blassem Antlitz, wenn auch nicht volle Zustimmung, so doch der Wunsch, ihn zu versöhnen, eine stumme, aber doch beredte Sprache führte, da trat die frische, kräftige Männlichkeit seines Wesens so zur Schönheit verklärt in die Erscheinung, daß trotz all ihrer Verhärtheit die von seiner Ermahnung erschütterte Frau sich dieses Eindrucks gar wohl bemußt ward. Sie fühlte nickt nur, daß dieser starke, ehrliche, gutherzige Mann da vor ihr fürwahr ein Recht hatte, sich über sie zu beschweren, daß sie sein Haus, dessen heiterer Genius sie früher gewesen, freudlos gemacht hatte: eine heiße Fluth ganz anderer Empfindungen und Vorstellungen flammte auf in ihrem Herzen, unter der es halb im Schmerz, halb in Seligkeit erschauerte.

Sie gedachte der Stunde, da sie znm ersten Mal an die breite Brust

Nord und Süd. XI.VII., 141, 21

dieses Mannes die klopfenden Schläfen geschmiegt; sie gedachte der andern, da sie ihm am Altare gelobt, ihm eine treue, liebende Genossin seines Lebens zu sein für alle Zeit, und an die goldenen Tage des ersten jungen Eheglücks, das sie an seiner Seite genossen. Ihr wurde zu Muth, als käme sie nach langer, einsamer Reise durch öden Steppensand und dörrende Wüstenluft, während deren sie den geliebten Mann hatte entbehren müssen, wieder zurück zu ihm, als fände sie Alles, was sie diese schlimme Zeit über entbehrt, an seiner Brust, in seinen starken Annen. Ein Strahl heißer Liebe erglühete in ihren Augen, ein Helles Roth überfluthete jäh ihre bleichen Wangen; das Glas, das sie eben erhoben hatte, um seinem Wunsche gemäß ihm Bescheid zu thun, entglitt ihrer Hand, und im nächsten Augenblicke lag sie an seinem Herzen und meinte, meinte sich aus in seinen Armen.

Er küßte ihr weiches, dunkles Haar und strich mit der Rechten darüber hin, als wolle er den gewaltsamen Sturm des Empfindens in ihrer Seele säntigen. „Mein armes, krankes Frau'le!" klang es tröstend, liebkosend von seinen Lippen. „Komm, blick' auf! Küß' mich — weißt Du, wie damals, als Du mich noch so gern küßtest und von mir Dich küssen liebest." Auch in ihm rief die Erinnerung entzückende Bilder von seligem Liebesglück mach. Er sah im Geiste seine Sabine, wie sie vom Sonnenglanze der Jugend umflossen, thauig wie ein Moorsöslein beim ersten Morgenschimmer, einst vor ihm gestanden hatte, als er sie mit zärtlichem Ungestüm um den ersten Kuß bat. Es drängte ihn, diese warmen, rothen Lippen wieder zu küssen, wie damals. Er hob ihr Haupt empor, seine Lippen begegneten den ihren, lange, lange, als hätten sie sich in dem einen Kusse viel, gar viel zu sagen. „Nun ist Alles wieder gut," kam's jauchzend von seinem Munde — doch das letzte Wort erstarb auf deinselben.

Die vom Lichtschein der über ihnen hängenden Lampe hell überstrahlten Züge, die er so nahe, so liebevoll, so forschend seit langer Zeit nicht angeblickt hatte, wie eben jetzt nach dem Kusse, als er die Bestätigung seines Empfindens in ihren Augen hatte lesen wollen, erinnerten ihn mit erschreckender Wirkung daran, daß das bleiche, verhärmte, wenn auch eben von Freude bewegte Weib in seinen Armen nicht mehr jene in frischer Jugendkraft blühende Sabine war, die er vor fünf Jahren wie ein Triumphator in sein Haus als Herrin eingeführt hatte. Und der armen Sabine war der Ausdruck des Schreckens nicht entgangen, den die erschütternde Wahrnehmung des Zerstörungswerkes, das Kummer und Sorge an ihr geübt, auf dem Antlitz ihres Mannes erkennen ließ. Sie hatte das schmerzliche Aufzucken der Lippen gesehen, die sie eben erst so heiß geküßt hatten. Und ohne sich selbst über ihr Aussehen klar zu sein, fühlte sie mit dem Hellsheerblick, den die Angst verleiht, sofort, was die Ursache sei, welche nun das eben noch so selig leuchtende Auge des Mannes mit Thrcinen füllte.

Ein Schrei der Verzweiflung rang sich von ihren erbebenden Lippen. Sie löste sich jäh aus seinen nachgebenden Annen, und ein quälendes Gefühl bisher nie empfundener Scham zwang sie, ihre Hände vor das Gesicht zu decken. „Du kannst mich ja nicht mehr lieben! Ich bin —" und ein krampfhaftes Schluchzen unterbrach den Ausruf — „o Gott, ich bin Deine alte Sabine nicht mehr." Wie geistesabwesend trat sie dann vor den Spiegel, starr blickte sie hinein, ihr Anblick entsetzte sie; wieder verhüllte sie ihr thränenüberströmtes Gesicht mit den Händen, und ohne auf die beschwichtigenden Worte des sie wieder umfassenden Gatten zu achten, enteilte sie dem Zimmer.

Christoph wollte ihr folgen. Doch hemmte er seinen Schritt auf der Schwelle, den thränenvollen Blick auf das Gemach gerichtet, in das sie verschwunden mar. „Anne, blasse Frau!" sagte er leise. Dann mit fester entschlossener Stimme: „Du wirst geliebt! Nur Geduld! Sei nur erst wieder glücklich, Geliebte, so wirst Du Dir und mir auch wieder die alte heitere Sabine sein!" Dann wandte er sich, um dennoch zu erledigenden Geschäften des Abends nachzugehen.

Herr Planer hatte diesmal seine große Geschäftsreise noch früher antreten müssen als sonst. Der ungewöhnlich zeitig dem Winter obsiegende Lenz hatte ihm den Entschluß erleichtert. Wenn er dennoch schwerer als in früheren Fällen sich diesmal von der Häuslichkeit losriß, so trug die Schuld der Gedanke an sein Weib, das er ja stets so ungern verlassen hatte, noch nie aber in so quälender Stimmung wie heute, denn die angebahnte Versöhnung mar noch nicht zum wahrhaft beruhigenden Austrag gekommen. Wohl war seit jener Stunde befreiender Aussprache Sabine rücksichtsvoller, liebevoller, hingebender gegen ihren Mann als vorher geworden, und das übertriebene zur Beichte gehen hatte ein Ende gefunden. Aber in die neuentfachte Liebe hatte sich ein Element von Scheu und Scham eingeschlichen, das ihrer Zärtlichkeit neue Fesseln anlegte und ihrer freiwilligen Unterordnung einen freudlosen Zug von Unterwürfigkeit beimengte. Sie, die solange die natürlichen Regungen der Liebe unterdrückt hatte als ihr Seelenheil gefährdend und unwürdig einer nach echter Frömmigkeit strebenden sühnebedürftigen Frau, hielt sich nun — seit jenem Blick in den Spiegel, nach dem ersten beglückenden Versöhnungskuß — für unwürdig der Liebe ihres Gatten, weil sie inzwischen ihrer leiblichen Schönheit verlustig gegangen. So oft ihr Mann in den folgenden Tagen den Versuch machte, ihr die thörichten Gedanken auszureden, hatte sie unter einem Lächeln voll Trauer schweigend ihn angeblickt oder wohl auch gesagt: „Ich weiß. Du meinst es gut, Christoph; aber die Zeit der Liebe ist vorbei. Das läßt sich nicht ändern." Ihm aber war in solchen Momenten das überredende Wort auf der Lippe erstorben, und die Zärtlichkeit war einem minder feurigen Gefühl schmerzlichen Mitleids gewichen.

So war es ihm auch eben jetzt ergangen, da er auf schmuckem Roß in ritterlicher Ausrüstung und vom schönsten Frühlings-Sonnenlichte bestrahlt, feiner am Fenster stehenden Gattin den letzten Abschiedsgruß zugewinkt hatte, als er um die Straßenecke bog. Als er ihr vorher von einem roeißblühenden Fliederstrauch noch einen Zweig gebrochen und mit zärtlichem Blick zum Fenster hinaufgereicht hatte, hatte ihn die Erinnerung überkommen an jene Abreise im ersten Jahre der Ehe, als im letzten Augenblicke Sabine von Trennungsschmerz und Sehnsucht überwältigt, das Fenster verlassen hatte und hinunter zu ihm geeilt war zu einer letzten Umarmung, nicht achtend der reisigen Landsknechte, die bereit standen, dein Wagenzug des Kaufherrn als Geleitsinannen sich anzuschließen. Während er auf seinem Noß solch entschwundenem Glück nachseufzend die Stadt seiner Väter verließ, war Sabine am Fenster stehen geblieben, die Augen nach der Stelle gerichtet, wo der geliebte Mann soeben ihren Blicken entschwunden war. Sie stand ganz im Banne dieses letzten Eindruckes seiner Erscheinung. Wie stattlich und schön stand ihm die ritterliche Ausrüstung; wahrlich keiner der ihm solgenden kampfgewohnten Krieger des Geleits reichte im Ausdruck männlicher Kraft und Sicherheit an ihn heran! Unwillkürlich trat sie vom Fenster zurück, führte den Fliederzweig an ihre Lippen und drückte einen innigen Kuß auf die Blüthen. Ah, wie hold das duftete, wie wohlthuend der frische Thau auf den eben erst gepflückten Syringen ihren glühenden Mund kühlte! Wie ein Berdurstender trinkt, so sog sie den mild-kräftigen Duft ein, in langen Zügen, als entdecke sie eben erst, welch balsamische Kraft dem Aushauch frischerblühter Frühlingsblumen innewohnt. Dann strich sie sich mit dem thauig - feuchten Zweige über die Stirn und über die Wimpern hin . . . wie wohl ihr das that! Und als hätte die Berührung gleich einem Zauber gewirkt und ihre Augen erlöst von einer Art Farbenblindheit, die sie um die Wahrnehmung des Schönen der Erde gebracht hatte, ruhten nun ihre Blicke erstaunt und entzückt auf dem schlichten weißen Blütenbüschel da vor ihr, auf den zarten, zierlichen, gleich Perlen glänzenden Blütensternen und dem mit sanftem Schimmer überhauchten lichtgrünen Blättern. Es war ihr, als ob die kleinen Blumensterne sie vorwurfsvoll anblickten und sagten: „Ja, weißt Du denn nicht, daß in der Welt Frühling ist? Und hast Du denn ganz verlernt. Dich um ihn und uns zu kümmern. Du, der es doch sonst im Lenz allmorgens das Erste mar, einen Strauß von uns zu pflücken und ihn Deinem Manne auf den Tisch zu stellen? Freilich, es ist lange her, daß Du unser gedachtest!"

Als ob der kleine Fliederzweig ihren Willen lenkte, verließ sie das Zimmer und ging elastischen Schritts, wie sie es lang' nicht gethan, hinunter in den Garten. Welch ein Bild that sich da vor ihren Augen auf! War all diese Frühlingspracht erst über Nacht aufgegangen? Hatte sie denn geschlafen und von Tod und Winter geträumt, während der Lenz vor ihr Haus Blütenkränze streute? Wie neu ihr Alles vorkam: die Rabatten mit nickenden Schneeglöckchen und gelben Schlüsselblumen; die blauen Blumen des über Felsmerk sich schmiegenden Immergrüns, die dichten Veilchenplätze da vor der Laube, um welche in vollen Büschen die lila und weißblühenden Fliedersträuche von beiden Seiten ihre üppig aufgeschossenen Zweige schlangen. Wie neu — und doch so vertraut. Wie lange hatte sie keinen Strauß gepflückt, sie, die sonst von ihren Freundinnen beneidet worden mar um ihre Kunst, aus wenig schlichten Blumen ein farbenleuchtend Geschmeide herzustellen! Der Gärtner trat an sie heran und grüßte sie, hocheifreut und doch auch erstaunten Blickes. Es war noch derselbe, den sie in den ersten Wochen ihrer Ehe mit ihrem Geschmack und Rath unterstützt hatte bei der Anlage des Gartens. Er sprach die Hoffnung aus, daß sie nun wieder die Herrschaft in seinem Arbeitsbereich übernehmen werde; so lange sie hier gefehlt, habe ja sein Mühen des rechten Zieles entbehrt. Doch nun sie wieder so gesund und frisch aussehe, werde es auch in dieser Beziehung wieder lebendig und lustig werden im Garten. Sabine blickte fragend auf, als der biedere Alte von ihrem Aussehen sprach; sie wußte ja nicht, wie sehr die Gemüthsbewegung der letzten Stunde, die Einwirkung der frischen Frühlingsluft verklärend auf dieses gewirkt hatte. „Ich danke Euch, Lebrecht," sagte sie. „Ich wollte. Eure Hoffnung ginge in Erfüllung. Aber was Ihr da von meiner Mithülfe sagt, dagegen spricht der Augenschein. Ihr bedürft meiner nicht. Wie schön und sauber ist Alles angelegt und geordnet! Und noch dazu ganz in derselben Weise, wie wir es bei der ersten Anlage des Gartens durchgeführt haben." Der Alte machte eine ablehnende Geberde. „Das ist nicht mein Verdienst, gnädige Frau," sagte er. „Das hat ja Alles der gnädige Herr so angegeben, und er bemerkte dabei, daß in diesem Jahr der Garten gerade so schmuck angelegt werden müsse wie in jenem ersten."

Sabine nickte freundlich und ging weiter. Ab und zu bückte sie sich und pflückte Blumen, die sie mit dein Fliederzweige, den ihr Christoph zum Abschied gegeben, zum Strauße einte. Sie trat an die Laube heran, wo sie früher so manche holde Stunde mit ihm verträumt; aber als fei dies ein Allerheiligstes, das sie noch nicht wieder betreten dürfe, begnügte sie sich, hineinzuschauen und dann sogleich hastiger als vorher weiterzuschreiten. So kam sie an das Hintergebäude, wo in weitem Saale die Kelter aufgereiht standen und die Eingänge zu den großen Kellerräumen sich befanden. Auch hier derselbe Vorgang: sie erwarb beim Durchschreiten dieser ihr längst fremd gewordenen, und einst vertrauten Räume auf's Neue, was sie schon immer niit ihrem Gatten besaß. Sie trat an die Gruppen der arbeitenden Leute heran, ließ sich vom Verwalter diese Vorrichtung erklären und jene, und überall spiegelte der Bescheid den umsichtigen Geist ihres Mannes wieder, der, ob auch persönlich abwesend, alle diese Arbeiten leitete. Sie glaubte ihn vor sich zu sehen, wie er mit weiser Mäßigung den ganzen Betrieb regierte, jetzt rüstig zufassend, nun belehrend und ermunternd. Mit diesem Bild in der Seele schritt sie die dunkle Treppe hinauf — durch die Räume des Contors, überall freudig begrüßt und freundlich grüßend, bis in sein Arbeitszimmer; und wie im Traume ergriff sie dort eine Vase, füllte sie mit Wasser und stellte den im Garten gepflückten Strauß hinein. Dabei wandte sie ihre Augen, wie sie dies früher bei derselben Thätigkeit gethan, nach dem Oelbild hin, das ein im Jahr ihrer Eheschließung am, bischöflichen Hofe weilender Maler damals von ihm gefertigt hatte. Es stellte ihn dar in der pelzverbrämten Amtstracht eines Rathsherrn. Das Bild hatte ihr früher gefallen. Jetzt erschien es ihr matt und unbedeutend neben demjenigen, das sich ihr beim Abschied eingepägt hatte mit leuchtenden Farben, und das an sprühender Lebenskraft noch gewonnen hatte, als sie die Stätten seiner Berufsthätigkeit durchschritt. Neben dem seinen Hinz auch ein Bildniß von ihr, das derselbe Künstler zur gleichen Zeit gemalt hatte. Da war freilich das Verhältnis; ein anderes. Wo war die frische Rötthe hin, in welcher ihre Wangen damals erstrahlten?

Doch wundersam! Dieser in ihr sofort aufschießende Gedanke brachte sie nicht aus der Fassung. Sie fand es natürlich, daß sie nicht mehr ganz so jugendlich und so frisch war wie damals, zumal nach dem langen Kranksein und zurückgezogenen Leben. Ja, sie ward bei dieser Betrachtung auch nicht mehr muthlos. Der Frühling hatte sie umgewandelt; die kurze Berührung mit der freien Natur hatte sie mit neuer Hoffnung beseelt, mit dem beseligenden Lenzesglauben, den ein späterer Dichter in dem Trostruf zum Ausdruck gebracht hat:

„Es blüht das fernste, tiefste Thal,
Nu», armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden."

Es blieb ihr aber nicht Zeit, sich dieser Wandlung bemußt zu werden. Während sie noch sinnend dastand, den Blick auf die Bilder gerichtet, während sie ihre schmalen weißen Finger leise über die Blüthen des Straußes gleiten ließ, hörte sie in der nebenanstößenden Schreibstube eine sympathische Matronenstimme, die ihr bekannt klang, laut sprechen. Und nun vernahm sie auch, wie dieselbe mit Dringlichkeit begehrte, zur Frau des Hauses geführt zu werden, wenn Herr Planer selbst nicht mehr anzutreffen sei. „Der Herr Christoph ist ja mein Geschwisterkind! Das sollten Sie doch wissen, Herr Buchhalter, wenn ich auch seit seiner Hochzeit die weite Reise von Bamberg hierher nicht wieder gemacht habe. Und nun schnell, junger Mann, führen Sie mich zu feiner Hausfrau."

Sabine hatte inzwischen die Thürs geöffnet. Sie kannte die Bamberger Muhme ihres Mannes gar wohl, wenn sie auch selber nur im Rausche der Hochzeit ihre persönliche Bekanntschaft hatte machen können. Denn Allen in der Planer'schen Familie war die gute kluge Dame eine Respektperson, von der oft gesprochen wurde, war es auch nur, um bei passender Gelegenheit zu sagen, welchen Ausspruch sie in diesem oder jenem Falle

würde gethan haben, wenn sie dabei gewesen wäre. An der Art, wie die alte Frau bei der Begrüßung ein Gefühl mitleidvollen Staunens nicht unterdrücken konnte, merkte Sabine auf's Neue, wie recht sie hatte, über die Spuren, welche die Krankheit an ihr zurückgelassen, sich völlig klar zu sein. Aber die gute Art, wie die weltkundige Frau Jakob« ihre Wahrnehmung zum Ausdruck brachte, war andererseits nur geeignet, die in ihr neu erwachte Lebenslust zu beschwingen. Frau Jakoba war auf der Durchreise. Sie wollte zu ihrer Tochter in Aschaffenburg, die der Ankunft eines Kindes, des fünften, entgegensähe. Ja, des fünften — und sie, die Planers, hätten solch' Unglück gehabt mit dem ersten? und immer noch sei kein Ersatz eingetroffen? Traurig, traurig! Sie habe es oft genug von ihrer Schwester hier geschrieben bekommen. „Das taugt aber nichts,“ fügte sie hinzu, indein sie Athem schöpfte und in die Wohnstube Sabinens eintrat. „Ja, ja!“ wiederholte sie, nachdem sie einen langen Blick gründlicher Musterung auf Gesicht und Gestalt der jungen Frau hatte ruhen lassen. „Das taugt gar nichts: solch' junge, auf Wohlstand gegründete Ehe und keine Kinder! Hab's schon gehört: Kopfhängerei und Trübsinn haben in dieses Haus des Glücks inzwischen Einkehr gehalten. Aber gar so schlimm sieht's mit dem kleinen Frauchen doch nicht aus. Da ist Hoffnung, daß es bald anders wird. Und anders muß es werden!“

Sabine lächelte schmerzlich, als wolle sie sagen, daß sie eben tragen müsse, was das Schicksal ihr bestimmt habe.

„Ei was,“ erwiderte Jakoba auf den stummen Einwurf. „Demuth und Geduld in Ehren; aber man muß auch das Seine dazu beitragen, damit es anders werde. Dazu hat der Herrgott den Menschen eben Verstand und fünf Sinne verliehen. Auch die Frömmigkeit ist gewiß eine schöne Sache. Aber mit bloßem Beten und Kasteien allein ist kein häusliches Glück zu gewinnen. Die beste Frömmigkeit einer Ehefrau ist, als tüchtige Genossin des Mannes diesen selbst glücklich zu inachen. Ein fröhlich Herz und ein gesunder Sinn sind das Haupterforderniß, und wenn die Frömmigkeit dazu nicht verhilft, so ist sie nichts werth. Für Deine Gesundheit muß etwas geschehen, ans daß wieder rothes warmes Blut vom Herzen in die Wangen dringt! Der Gram ist ein schlechter Seelsorger!“

Sabine nickte, indem Thränen in ihre Augen traten. Doch trocknete sie diese sogleich, richtete sich zu fester Haltung auf, reichte der freundlichen Alten die Hand und sagte: „Ja, nun soll es wirklich anders werden!“

„Viel hinaus in die frische Luft müsse sie gehen,“ fuhr Jakoba in ihrer Herzensergießung fort, „und Gottes schöne Welt mit offenem Auge betrachten. Zu Haus ordentlich zugreifen in der Wirthschaft, wenn auch die Dienstboten alles ebenso gut machen könnten. Sie können's doch nicht! — Kräftig essen und ein Glas oder zwei guten Weins dazu trinken. Um diesen habe sie ja nicht weit sich zu bemühen! Sie freilich, die Muhme, müsse das Fäßlein Wein, das sie für ihre Tochter nach Aschaffenburg mitnehme, direct bei Planer und Sohn abholen, wenn sie ganz sicher gehen wolle. Der alte Buchhalter unten werde in Abwesenheit Christophs ihr doch was Rechtes Heraussuchens“ schaltete sie fragend ein.

Aber da kam auch schon ein flinker Küperjunge mit einer Probeflasche und zwei Gläsern, die er vollschenkte, um sich dann mit der Bestellung des Kellermeisters zu empfehlen: die gnädige Frau Muhme des Herrn Rath niöge ihre Meinung über den Wein ihn durch das Hausmädchen wissen lassen. Frau Jakoba machte sich's nun bequem. Sie ergriff ein Glas und prüfte das goldne Naß im Lichte der hereinfallenden Sonnenstrahlen, schlürfte langsam die ersten Tropfe«, nickte befriedigt und sagte dann: „Das Haus Planer und seine Weine in Ehren, so ein Tropfen stärkt Herz und Gemüth. Und nun, Sabine, Dein Wohl und das Wohl des künftigen Erben der Firma, gleichviel ob Männlein oder Weiblein!“

Sabine dankte und that heiter Bescheid. Durch den guten Zuspruch der Alten war es ihr ordentlich wann um's Herz geworden, und in ihrem Geiste regte sich auf's Neue die so natürliche Sehnsucht eines liebenden Weibes nach Muttersegen und Mutterglück.

Frau Jakoba kramte in einer ihrer faltigen Taschen. Sie entnahm schmunzelnd derselben ein Paar ganz kleiner wollener Kinderschuhe uns noch ein anderes, das noch in Arbeit mar, wovon die langen Nadeln zeugten, die in einem derselben steckten. Die fertigen Schuhe waren aus blauer Wolle gestrickt, und kleine blaue Schleifchen aus Seidenband bildeten oben eine zierliche Garnitur. Das unfertige Paar dagegen war weiß und rosa, und die an dem einen der Schuhe bereits aufgehefteten Schleifchen waren von blaßrother Seide. „Siehst Du, Kind,“ sagte sie, die beiden Paare vor sich auf den Tisch stellend und liebkosend betrachtend, als sähe sie schon die kleinen Strampelbeinchen des von ihr erwarteten Enkelkindchens in einein derselben stehen, „so weiß sich eine richtige Großmutter für alle Fälle vorzusehen. Dir wird's auch so gegangen sein. Als meine Tochter ihr Erstes erwartete, versahen wir, weil wir einen Buben erwarteten, alles Kinderzeug mit blauen Bändern und Schleifen, dem alten. Herkommen gemäß, das für kleine Buben blauen Ausputz der Wäsche vorschreibt. Aber natürlich — wer auf die Welt kam, das war ein Mädchen. Das nächste Mal, da ich, — um das Schicksal nicht herauszufordern — fein bescheiden Rosa gewählt hatte, bekundete der kleine Erdenbürger seinen allerdings sehr willkommenen Widerspruchsgeist gleich damit, daß er ein Bub war. Seitdem aber lasse ich mich auf die Voraussagerei nicht mehr ein: ich sehe mich für beide Möglichkeiten vor: da giebt's dann keine Enttäuschung. Und das Gleiche, liebe Sabine, möchte ich Dir rathen. Den Grundstock für die Ausstattung des .Kindes, das ich Dir wünsche, sollen aber hier die vier Pantöffelchen bilden; denn das mit den Nadeln strick' ich noch fertig. Nein, Du darfst mir's nicht abschlagen. Bist Du auf Beides eingerichtet, wird's Dich auch weniger anfechten, wenn Euch das nächste Mal wieder ein Mädel in der Wiege liegt. Laß nur gut sein, Kind. Ich weiß schon, was Du sagen willst.“

Die junge Frau, welche das von der alten Dame mit so viel Behagen aufgenommene Thema denn doch einigermaßen in Verlegenheit brachte, war unter diesen letzten Anspielungen lebhaft erröthet; regten dieselben doch die kaum erloschenen Reuegedanken wieder auf. Aber auch die Abmahnung der treuerzigen Alten hielt sie nicht ab, derselben mit einer gemissen Feierlichkeit zu versichern, daß sie derartigen Schutzes nicht mehr bedürfe, und daß sie Gott danken würde, wenn ihr auf's Neue auf die gnädige Fürsprache der heiligen Jungfrau ein holdes Mägdlein geschenkt werden sollte.

„Glaub's, glaub's,“ nickte Jakoba freundlich. „So wäre denn alles in Ordnung. Es braucht eben nur noch der Herr Storch feine Schuldigkeit zu thun, oder der heilige Amorus, der in diesen Dingen ja ein gar einflußreicher Patron ist.“ Sie leerte auf's Neue mit behaglichem Schmunzeln das ihr von Sabine gefüllte Glas; doch plötzlich hielt sie inne und sie hob den Kopf, als käme ihr eine Erleuchtung. „Ja, sag' einmal Kind, hast Du denn noch nie die Fürbitte des heiligen Amor in Anspruch genommen und das Wasser seines Heilquells versucht?“

Sabine verneinte es mit sragendem Aufblick.

„Aber, Kind, wo beichtest Du denn?“

„Bei den Franziskanern.“

„Ja, dann freilich. Die Amorbacher zählen zur Herde des heil. Benedikt. Die Specialheiligen der verschiedenen Orden werden nicht von allen mit gleicher Werthschätzung bedacht. Das ist nicht anders. Aber was mich betrifft, ich halt' auf diesen Heiligen große Stücke, oder wenigstens auf den Gesundbrunnen, der seinen Namen trägt. Einen Versuch solltest Du jedenfalls machen. Gehört hast Du sicher schon davon, daß im Walde bei Amorbach eine Kapelle steht, in welcher eine natürliche Quelle zu Tage tritt, die, einst vom Stifter der nahen Abtei geweiht, die Kraft hat, den Wünschen kinderloser Frauen nach Kindersegen förderlich zu sein?“

„Wohl muß ich früher davon gehört haben. Denn jetzt erinnere ich mich. Hier in Würzburg schenkt man dem Quell jedoch, soweit ich zurückdenken kann, keine Beachtung.“

„Sehr mit Unrecht. Mir sind eine Reihe von Fällen bekannt, wo er geradezu Wunder gewirkt hat. Und ich bin genau unterrichtet; ist doch meine arme Schwester, die wegen getäuschter Liebe einst in's Kloster ging, seit Jahren schon Oberin im Frauenkloster auf dem Gotthardsberg, das dem Maria Münster zu Amorbach untersteht und dem die besondere Pflege der Quellkapelle obliegt. Weißt Du was, Kind? Du bist jetzt allein, wirft Dich leicht losmachen können und — da Dein Mann nicht da ist — nach Deiner bisherigen zurückgezogenen Lebensweise kaum entbehrt werden. Ich selbst bringe Dich hin. Meine Tochter in Aschaffenburg kann ruhig ein paar Tage noch ohne mich auskommen. In Miltenberg biegen mir von der Straße ab und fahren durch's Thal der Mudau bis zum Fuße des Gotthardbergs, auf dessen waldiger Höhe das Nonnenkloster liegt. Ich freue mich schon auf den herrlichen Weg durch den Wald mit seiner Aussicht auf eins der schönsten Thäler des Odenwalds. Und meine gute Schwester wieder einmal in die Arme schließen zu können, ist mir natürlich auch eine erfreuliche Herzensangelegenheit. Nur keine Widerrede. Es muß gehen. Du irrst; es ist kein Opfer. Zögre nicht mit Deinem Entschluß, ich fühl' es, die Fahrt nach Amorbach wird Dir zum Segen gereichen!“

Etwa sechs Wochen nach jenem ereignißvollen Tage, der mit der Abreise ihres Mannes, dem Besuche der Muhme aus Bamberg und den befreienden Eindrücken eines strahlenden Frühlingsaufgangs eine völlige Umwandlung in Sabine bewirkt hatte, schritten in früher Morgenstunde zwei weibliche Gestalten in dunkler Nonnentracht von der BergeshShe bei Amorbach, die vom St. Gotthardskloster gekrönt ist, hinab in's Thal. In der Erscheinung der einen prägte sich scharf die asketische Sinnesart und Lebensweise des Standes aus, auf welchen das düster-schlichte Gewand deutete; die der anderen dagegen wies vollere Formen, freiere Beweglichkeit der Glieder auf: rosige Wangen und schwellende Lippen umrahmten ein Augenpaar, aus welchem in den duftighellen Morgen gesunde Heiterkeit des Herzens lachte, welche in auffälligem Contrast stand zu dem mürdeverleihenden dunklen Habit. Freilich war auch in Bezug auf die Kleidung ein Unterschied zwischen den beiden Wallerinnen, Während das goldene Kreuz auf der Brust und andere Abzeichen die ältere als Klosterschwester auswiesen, trug die andere weltlichen Schmuck um den Hals, und in Zuschnitt wie Stoff wichen Kleid sowie Gürtel von der Einfachheit ab, welche die Ordensregel den Bräuten Christi vorschreibt.

An der Stelle, wo sich vom Wege nach Amorbach ein Pfad abzweigte, der durch den damals auch hier noch sich weiter dehrenden Wald zur Kapelle des heiligen Amor führte, trennten sich die Beiden. Sabine — denn sie war es, welche, von einer der Nonnen begleitet, daher kam — schlug allein den einsamen Weg zur Kapelle ein, während Schwester Ulrike, statt den Gast ihres Klosters, wie die Nonnen dies sonst abwechselnd thaten, bis zum Gnadenquell zu begleiten, diesmal sie allein gehen ließ, da sie eine wichtige Bestellung in Amorbach zu besorgen hatte.

Mit einem Blick stolzer Befriedigung begleiteten die Blicke der nochmals sich umkehrenden Nonne die junge Würzburger Patriziersfrau, die gemächlichen, aber elastischen Schritts der Brunnenkapelle entgegenging. Wahrlich, an dieser hatte schon jetzt der heilige Amor, der gebenedeite Stifter der nach ihm benannten Cultstäten dieses Thals, ein Wunder gewirkt. Wie verhämt und abgemagert war die kränkelnde Frau im Beginn des April hier angelangt, und welche Wiedergeburt hatten Schönheit und Gesundheit der Leidenden Dank der Wunderkraft der St. Amorsquelle inzwischen gefeiert! Fürmahr, der Heilige mar ein gewaltiger Fürsprech iin Himmel, und eine Ehre war's, unter seinem besonderen Schutze sich in dem irdischen Jammerthal auf die Seligkeit des Jenseits vorzubereiten! Die Hönde über dem Herzen faltend, schritt sie, Gebete murmelnd, auch ihrerseits weiter ihrem Ziele, der Amorbacher Abtei entgegen, deren rothe Thürme über den Lindenbäumen und Obstanlagen, welche das Städtchen umrahmten, herübergrüßten. Für die Schönheit der sie umgebenden Natur, welche der Glanz des Maimorgens noch erhöhte, hatte die in sich gekehrte Beterin kein Auge.

Um so inniger gab sich ein ihr entgegen kommender Wanderer dem Eindruck des von lichtgrünen Wiesen durchzogenen Waldthals hin. Indem er seinen Blick entzückt über das vor ihm sich ausbreitende Landschaftsbild schweifen ließ, sang er mit volltöniger Stimme ein Lied, wie es die Studenten jener Zeit fangen, wenn sie voll Zärtlichkeit ihrer Liebsten gedachten.

„Der ich versprochen treu zu sein
In vsrsibus si pr«5ä —
Sie leuchtet hell wie Edelstein
Iii illter 8pivss rosä!“ —

so klang es nun vernehmlich an die Ohren der betenden Nonne, die, empört von der kecken Verwendung der ehrwürdigen Kirchensprache zu den profanen Zwecken eines so weltlichen Liebeslieds, aufschaute und einen strafenden Blick auf den ansehnlichen Städtherrn warf, der — ohne sich dadurch irre machen zu lassen — sie nun gar anredete.

„Ehrwürdige Schwester,“ sagte er, „verzeiht, wenn ich Euch in heiligen Betrachtungen störte. Ich sah Euch nicht kommen, sonst hätte ich es vermieden. Meine Augen suchten das Ziel meiner Wanderung, das St. Gotthardskloster da droben auf dem Berg. Ich gehe wohl nicht irre mit der Annahme, daß Ihr droben bekannt seid; vielleicht gehört Ihr gar dem Gotteshause an.“

Die Nonne nickte trotz der höflichen Anrede stumm und gemessen, ohne ihn einer weiteren Antwort zu würdigen.

„So könnt Ihr mir eine wichtige Auskunft geben. Befindet sich die Frau des Rathsherrn Planer aus Würzburg noch oben als Gast?“

„Die Frau, nach der Ihr fragt, genießt noch des Schutzes unsres gnadenreichen Sankt Amorus in'unserem Hause.“

„Ich habe eine wichtige Botschaft an die Gesuchte. Würde sie wohl in dieser Stunde zu sprechen sein?“

„Sie ist zur Zeit unten im Thal, um des Segens der Quelle des Heiligen theilhaft zu werden, was ja der Zweck ihres Verweilens bei uns ist. Es märe unziemlich, sie dabei zu stören. Ihre Andacht könnte dadurch Einbuß erleiden. Wartet am nächsten Kreuzweg, bis sie zurückkommt.“

Die Nonne sagte dies in strengem verweisendem Tone und entfernte sich mit einem Zeichen der Abwehr weiterer Fragen. Herr Planer — denn er selber war es — wollte trotzdem noch weitere Auskunft erbitten, aber die Nonne ließ ihn stehen, und seine Frage blieb nur halb ausgesprochen. Wie es der geliebten Frau denn ginge — das war es gewesen, was er so dringend noch hatte erfahren wollen. Ein Schatten legte sich über seine eben noch so heiteren Mienen, und voll Unmuth wandte er sich wieder um und setzte seinen Weg fort. Dahin war die fröhliche Stimmung, die ihn eben noch beseelt und die ihm das Lied — das er in jüngeren Jahren, als Sabine noch seine Braut mar, so manches Mal dieser als Ständchen zum Kämmerlein hinaufgesungen — ungewollt auf die Lippen gezaubert hatte. Hatte in diesem unfreundlichen Geiste, der aus den strengen Worten der Nonne gesprochen, seine Sabine der Kur obgelegen, dann mußte er für einen Irrwahn die Hoffnung halten, daß er die Gattin als völlig Genesene hier antreffen werde. Diese Hoffnung hatte ihn erfüllt, seitdem die gute Tante Jakob« und Sabine selbst ihm Nachricht gegeben von der großen That, zu der sich diese auf das Anstiften der ersten zu seiner srohen Ueberraschung entschlossen hatte. Diese Hoffnung hatte ihm den liebenswürdigen Brief dictirt, mit welchen: er das Geschenk eines ansehnlichen Fasses vom besten Leistenwein an die Priorin des Klosters begleitet hatte; sie hatte ihn beim Reiten und Gehen gespornt, als er, seine Route im übrigen kürzend, den Umweg über Amorbach einschlug, um seine Frau persönlich abzuholen. Daß sich sein Weib, das er bei seiner Abreise noch in so leidendem Zustande daheim zurückgelassen, zu einem solchen Entschluß hatte auffaffen können, hatte er als Anzeichen einer überraschend schnellen Besserung ihres Befindens mit Recht begrüßt. Denn als ihr Hauptleiden hatte er die Erschlaffung der Willenskraft, der natürlichen Lust am Leben und zum Leben empfunden, ihre Unfähigkeit, auf neues Glück zu hoffen, an dessen Möglichkeit zu glauben. Da ihm selbst diese Fähigkeit nie abhanden gekommen war, so hatte er sich von jener Nachricht zu der festen Zuversicht begeistern lassen, weniger darum, weil er von der Heilkraft der St. Amorsquelle sonderlich stark überzeugt war (im Gegentheil hielt er — schon als Weinhändler — nicht viel von den damals wieder zu Ansehen gelangenden wässerigen Gesundbrunnencuren), als vielmehr, weil er auf die in ihrem Kerne ungebrochen gebliebene, ursprünglich so gesunde Natur seines Weibes und dem Einfluß der gesunden Luft dieses Odenwaldthals

vertraute, das er auf Geschäftsreisen wegen seiner Berbindung mit der Amorbacher Abtei schon wiederholt durchzogen hatte. Das Verhalten der Nonne aber, der er sich freilich nicht zu erkennen gegeben, hatte diese Zuversicht arg erschüttert. Er mußte der schlimmen lähmenden Wirkung gedenken, welche der von ihm glücklich gebrochne Einfluß von Sabines grämlichem Beichtvater damals auf die Gesundheit und Gemüthsverfassung der leidenden Frau geübt hatte.

In dieser Stimmung mar er wenig geneigt, der Weisung der unfreundlichen Klosterfrau zu folgen. Er verweilte keinen Augenblick am Kreuzwege, sondern lenkte unverzüglich nach links in den Waldweg ein, schneller und schneller schreitend, hochklopfenden Herzens, denn bei jeder Krümmung des Wegs sah er der Möglichkeit entgegen, plötzlich vor seinem Weibe zu stehen. Wie würde sie aussehen? — Wie seine unangemeldete Ankunft aufnehmen? — Wie ihm begegnen? . . .

Sabine aber, seit langer Zeit zum ersten Male sich selbst überlassen beim Besuche des Heilquells, hatte es diesmal mit der Rückkehr nicht allzu eilig gehabt. Nachdem sie den silbernen Becher, der oben im Kloster geweiht mar und den sie in einem Täschchen bei sich trug, in den vorschriftsmäßigen, durch Beten im Auf- und Niedermandeln ausgefüllten Pausen dreimal geleert hatte, war sie aus dem Dunkel der Kirche hinausgetreten und, statt an den Heiligen, zu dem sie an dieser Stelle nun schon so viel gebetet, an den Gatten denkend, schritt sie in seliger Stimmung einem schattigen Platze am nahen Otterbach zu, wo unter mächtig gewölbten Kiefernkronen, Veilchen und Maiglöckchen blühten, von schimmernden Libellen umschwärmt. Hier hatte sie oft gesessen in stillen Morgen- und Abendstunden, wenn sie ohne Begleitung einer der gegen sie gütigen und nachsichtigen Klosterfrauen zum Brunnen gekommen mar, des Mannes gedenkend, dem zu Liebe sie sich in dies weitab gelegene Thal begeben und in die mancherlei Unbequemlichkeiten gefunden hatte, welche ihr das Leben im Kloster auferlegte. Wie sie ihn liebte, den trauten Mann, dem sie in den letzten Jahren so wenig Liebe bemiesen hatte! Wie sie es nachholen wollte, wenn sie nur erst wieder beisammen mären! Ob er selbst nur sie wieder so herzlich werde lieben können wie früher, in jenen Tagen, an deren Seligkeit sie hier immer und immer denken mußte? Und sie dachte ihrer ohne Neue und Vorwurf, denn hier hatte sie sich ja einem Heiligen anvertraut, der es nicht unheilig fand, sondern als heilige Angelegenheit betrachtete, liebenden Frauen ein treuer Fürsprech droben im Himmel zu sein. So gab sie sich auch heute unbefangen dem Gedenken an vergangenes und künftiges Liebesglück hin: der heilige Amorus würde ihr doch nicht bös darob werden!

Nicht ganz zufällig war der stille, von blühenden Roth- und Weißdornsträuchern traulich umhegte Platz ihr zum Lieblingsaufenthalt geworden. Sabine war von Grund ihres Wesens ein gesund empfindendes Weib, in welchem der natürliche Trieb, dem Mann ihrer Liebe auch äußerlich zu gefallen, in holder Ursprünglichkeit waltete. Darum war ihr der erschreckende Eindruck, als sie sich nach der Versöhnung mit Christoph im Spiegel betrachtet und die Spuren des langen Krankseins und der inneren Verhärmtheit klaren Auges wahrgenommen hatte, so schwer auf die Seele gefallen. AuK dem gleichen Grunde hatte Sabine, seitdem sie hier dem Wiedergewinn ihrer Gesundheit nachrachtete, das heimliche Bedürfnis; empfunden, die Wirkungen der Gesundung auch in ihrem Antlitz dann und wann zu verfolgen. Droben im Kloster aber gab es keinen Spiegel. Hier jedoch bot die Natur selbst ihr einen klaren großen Spiegel dar, als sie einmal beim Blumensuchen an jene Uferstelle des Otterbachs gerathen war, wo dessen Wasser durch entgegenstehende Felsblöcke gehemmt, im Fließen zu einem scheinbar dauernden Stillstand verurtheilt war. Beim Pflücken eines Vergißmeinnichts hatte sie ihr Bild in der Wasserfläche mahrgenommen und mit freudigem Erschrecken gesehen, wie voll ihre Wangen, wie faltenfrei die Umgebung ihrer Augen, wie klar diese selbst geworden. Seitdem hatte sie es sich nicht versagen können, zu gelegener Zeit in diesem lauschigen Versteck die Wiederkehr ihrer gesunden Frische und Anmuth mit harmloser Freude zu belauschen. Wer wollte sie auch darum tadeln?

Christoph hatte es immer gern gesehen, wenn Sabine ihr braunes lockiges Haar offen über die Schulter wallen ließ. Die strenge Kleiderordnung, welche zu damaliger Zeit dem selbstständigen Walten des Schönheitssinns in der Wahl von Kleidung und Haarschnitt strenge Schranken setzte, hatte es nur in seltenen Killen gestattet, diesem Wunsche des Gatten, der auch ihrem Geschmack entsprach, zu willfahren. Hier in der Tracht einer Laienschwester hatte sie eine besondere Sorgfalt in der Ordnung der Haartracht nicht nöthig. Beim Durchschreiten des Waldes vorhin mar das ehrbare Häubchen, das sie trug, an einem Zweige hängen geblieben, und der leicht geschürzte Knoten ihres Haars hatte sich gelockert. Schon geraume Zeit befand sich Sabine an ihrem Lieblingsplatz, auf einer natürlichen Moosbank gelagert, ohne dessen zu achten. Die Lieblichkeit der Bilder, die ihrem geistigen Auge vorschwebten, hatten sie bezaubert. Das Verlangen, sich im Spiegel des Baches zu mustern, regte sich. Jetzt weckte sie der wiederholte Ruf eines Kuckucks aus ihren Träumen. Sie kannte den neckischen Kameraden gar wohl; schon oft hatte sie seinem spottenden Lockruf gelauscht und dabei nach altem Brauche eine Frage an's Schicksal gestellt, die mit der Zahl seiner Rufe entschieden werden sollte. Auch jetzt begann sie zu zählen, indem sie die Frage bewegte, wie viel Tage es noch dauern würde, bis sie ihren Christoph wieder umarmen könne. „Kuckuck", klang es wieder und wieder und wieder — das war ja viel zu lange! Lauschend beugte sie sich vor, da nahm sie im Spiegel des Baches den aufgelösten Zustand ihres Haares wahr. Sie machte sich daran, ihr miderspänstig Gelock wieder in Ordnung zu bringen. „Kuckuck," klang es immer noch aus der Ferne. Aber sie hatte kaum das Gemog ihrer Locken völlig aufgelöst, als der Ruf des Vogels plötzlich ganz aus ihrer Nähe erklang. Aber es mar ja gar nicht mehr die Stimme des Vogels; von einer kräftigen, ihr gar wohl bekannten Männerstimme tönte der Ruf. Und „Kuckuck" scholl es auf's Neue ganz nahe bei ihr, und „Sabine, Hab' ich Dich!" kam es mit entzücktem Tone von den Lippen des Rufers dicht hinter ihr. Sie fühlte sich von hinten umfassen, das Herz drohte ihr vor süßem Schreck still zu stehen. „O der Seligkeit!" stammelte sie, während Thränen der Freude ihren Augen entquollen. Sie lag im Arme ihres Mannes, der ihre Haare mit Küssen bedeckte. „Aber Dich so zu verstecken!" flüsterte er, indem er sanft Sabinens Antlitz zu sich emporhob . . . „O Himmel, wie schön Du bist!" rief er beim Anblick ihrer mit innigstem Liebesausdruck ihm entgegenleuchtenden Züge. Mit fast scheuem Staunen, wie ein Kind den schimmernden Weihnachtsbaum, betrachtete er die zu neuer Jugendblüthe verjüngte, ihm neu bescheerte Gattin.

„Ja, der heilige Amor thut Wunder," erwiderte Sabine, mit rührendem Ausdruck schlichter Frömmigkeit. Sie brauchte keinen Spiegel mehr, um das an ihr geschehene Wunder zu glauben; sie sah feinen Abglanz beseligt in den entzückten Mienen ihres Mannes. Doch der umschloß sein Weib auf's Neue, bald ihre Lippen verschließend mit heißen Küssen, bald Antwort heischend auf hundert zärtliche Fragen, die sein Herz ihm eingab.

„Und täglich trankst Du aus dem Quell?"

„Täglich zweimal, Abends und Morgens. Ja, ihm wohnt Zauberkraft inne!"

„Und auch der Waldluft, dem Frühling, der freien Bewegung im duftigen Grün!"

„Schmälere nicht das Verdienst unseres Heiligen. Er könnte sonst zürnen . .

„Alle Reverenz ihm; aber auch das Auf- und Niedersteigen von Berg und Thal wird Dir geholfen haben."

„Du machst mich böse. Du böser Mann. Komm, gehen wir jetzt zusammen in St. Amors Heiligthum."

Der Mann widersprach nicht. Er überließ sich der Führung der holden Frau und sandte mit ihr vor dem Altar der Kapelle ein inniges Dankgebet zum Himmel. Dann aber mußte sie sich auch seiner Führung überlassen. Und er geleitete sie unter seligen Küssen und Flüstern tiefer hinein in dm Wald, und als sie dann am Rande einer Lichtung in blühendem Haidekraut saßen, fem von Qual und Gram vergangener Tage, und träumerisch ausschauten in Gottes freie Welt, während Sabines Haupt an seiner Brust lehnte, da ging nit Klingen durch seine frohe Seele der Gedanke, daß der größte Wunderthäter auf Erden doch die Liebe sei, und das beste Heilmittel der Segen der Natur. Wohl aber hütete er sich, noch ein Wort gegen die Wundermacht des heiligen Amor zu sagen, sondern er neigte sich nieder zu seiner Frau und küßte sie.

Noch mar nicht ein Jahr vergangen seit jenem Tage, da traf im Kloster auf dem Gotthardsberg jenes Bildwerk aus Würzburg ein, von dein mir im Eingange berichtet haben. In friedlicher Procession wurde am folgenden Sonntag die Stiftung hinaus in die Amorskapelle getragen und das Postament an der linken Wand über den Brunnen befestigt mitsammt der Inschrift, welche den Dank der Eheleute Planer für den vom Allerhöchsten und dein heiligen Amor ihnen vergönnten Ehesegen der Nachwelt überliefert hat/. Ob's ein Mädchen oder ein Knabe war, darüber fehlt leider jede urkundliche Beglaubigung. Aber ein Kind wiegte Herr Planer um jene Zeit im Arme, und er war dabei mit seiner lieben Frau und dem Segen der Brunnenkur höchlichst zufrieden. Den Zweiflern aber, die an die Heilkraft des Quells und die Wunderkraft des Heiligen trotz alledem nicht glauben wollen, denen ist nicht zu helfen. In unseren Tagen geschieht ja wenig, was diesen Glauben stützen könnte; aber alltäglich vollbringen noch beseligende Wunder die heilige Macht der Liebe und die zauberhafte Heilkraft der Natur . . . Freilich geht's dabei auch immer ganz natürlich zu!

Theodor Billroth.

von

K. Gersunu.

— Wien. —

Theodor Villoroth im Jahre 1867 nach Wien berufen wurde, um die chirurgische Klinik zu übernehmen, an welcher vor ihm der ausgezeichnete Schuh gewirkt hatte, mar sein Ruf als Gelehrter und als praktischer Chirurg erst im Entstehen, so daß von zwei Fachgenossen, den Vorständen der bedeutendsten chirurgischen Kliniken Oesterreichs, absprechende und dabei doch sehr verschiedene Urtheile über ihn gefällt werden konnten. Der Eine sagte: „Er mag ein guter Chirurg sein, aber ein guter Schriftsteller ist er nicht, man versteht ja nicht, was er schreibt;" der Andere dagegen sagte: „Er mag ein großer Gelehrter sein, aber operiren kann er nicht!"

Diese Aussprüche trasen ihr Ziel nicht, sie schädigten nur Jene, von denen sie ausgingen. Billroths Schriften waren ja in Aller Händen, und die klare und anziehende Darstellung trockener Gegenstände war mit ein Grund ihrer Verbreitung; und daß er der glänzendste Operateur war, davon konnte sich jeder Student täglich in der Klinik überzeugen. Bald waren auch die Studenten für den neuen Professor begeistert; selbst noch jung (er zählte damals 38 Jahre) stand er ihnen innerlich noch nahe und suchte die Kluft zwischen Lehrer und Schülern zu überbrücken, er nahm an ihren Festen Theil und pflegte den persönlichen Verkehr mit ihnen, so weit es die großen Verhältnisse der Wiener Universität nur immer gestatteten. Sein Vortrag war kein trocken akademischer, sondern floß ohne rednerischen Schmuck wie in leichtem Gesprächston von den Lippen, man hatte nie die Empfindung, ein Kapitel aus einem Lehrbuch zu hören, stets war es so, als schöpfte er, angeregt durch einen Krankheitsfall, aus dem reichen Schatze

"!ord und Süd, XI.VII., III. 22

seines Wissens und seiner Erfahrung, und als entstände der Vortrag erst, während er gehalten wurde. Dadurch wurde der Hörer zun? Mitdenken herangezogen: das Vorgetragene wurde meist anschaulicher gemacht durch Vorzeigen von Abbildungen und Präparaten aus der Sammlung der Klinik, deren Vermehrung viel Sorgfalt zugewendet wurde.

Diese Vorträge waren nicht der Art, daß sie von den Hörern einfach nachgeschrieben werden konnten, sie hatten nichts von jener pedantischen, schulmeisterlichen Art, welche für geistig träge, wenig begabte Naturen die richtige sein mag, sie erforderten im Gegentheil fortwährende Aufmerksamkeit, und daraus entstand allmählich die Meinung, Billroths Klinik sei nicht sür Anfänger, sondern mehr für Jene, die schon Vorkenntnisse in der Chirurgie mitbrächten. Auch Billroths zarte, rücksichtsvolle Art des Verkehres mit den Kranken, die damals bei den Chirurgen selten war, trug dazu bei, ihm die Herzen seiner Schüler zu gewinnen; die Gefahr liegt ja nahe, daß bei der großen Zahl von Kranken, die an einer großen Klinik zu besorgen sind, der Kranke zum bloßen Unterrichtsobjecte wird, daß seine Empfindungen wenig beachtet werden, und daß in seiner Gegenwart Fragen, die sein Wohl und Wehe betreffen, frei erörtert werden.

Die Schonung der Empfindungen der Patienten einer Klinik in dieser Richtung ist nicht nur für die Kranken selbst eine Wohlthat, sondern auch für die Studenten ein Beispiel, dessen Nachwirkung in ihrem späteren Thätigkeitskreise zum Ausdruck kommt.

In den klinischen Einrichtungen wurden manche Aenderungen getroffen, namentlich in Bezug auf die Pflege der Reinlichkeit; bis dahin war der Reinlichkeit in der Chirurgie nicht die genügende, ja kaum die dürftigste Würdigung zu Theil geworden. So wurden, um nur Eines anzuführen, unter Billroths Vorgängern die Prüfungen aus der Operationslehre am Cadaver in dein Operationssaal der chirurgischen Klinik gehalten, der Cadaver lag dabei auf dem klinischen Operationstisch. Es hing das damit zusammen, daß die „Wundkrankheiten" früher nicht als die Folgen von Veränderungen an der Wunde selbst, namentlich als die Folgen des Eindringens von Krankheitskeimen durch die Wunde in den Körper angesehen wurden. Billroth selbst hatte frühzeitig in dieser Richtung gearbeitet und aus Grund seiner „Beobachtungsstudien über Wundfteber und accidentelle Wundkrankheiten" schon den Weg geahnt, auf welchem die Fortschritte in der Wundbehandlung zu machen waren. Eine spätere Arbeit „Untersuchungen über die Vegetationssormen von 0«c«obäcreriä ssptio«, und den Antheil, welchen sie an der Entstehung und Verbreitung der accidentellen Wundkrankheiten haben" trat der Frage noch näher, und diese Arbeiten hatten auch praktischen Nutzen; sie führten zu sorgfältiger Jfolorung der „infectiösen" Fälle (wie Rochlauf, Pynmie) von jenen mit reinen Wunden, sie führten, wie schon erwähnt, zu großer Reinlichkeit in Bezug auf alles mit den Kranken in Berührung Kommende, und es wurden dadurch auch wesentlich bessere Heilerfolge erzielt, als die früheren waren. Diese Erfolge waren der Grund, daß Billroth die von Josef Lister eingeführte „antiseptische Wundbehandlung" anfangs nur zögermd annahm, während andere Chirurgen ihm in dieser Richtung mit Enthusiasmus vorauseilten und, als handle es sich um eine neue Religion, keine Zweifel, keine Kritik duldeten; als Billroth die Principien der antiseptischen Behandlung vollkommen anerkannt und angenommen hatte, wurde er doch von Seite der Enthusiasten nicht als auf der Höhe der Zeit stehend angesehen, weil sein Urtheil ein nüchternes geblieben war.

Weit entfernt, hier auf den Inhalt dieser Arbeiten Billroths näher einzugehen, sei doch der schon erwähnten „Beobachtungsstudien über Wundfieber :c." nochmals gedacht, weil sich daran ein für sein Wesen charakteristischer Vorgang schließt. Diese Arbeit war nämlich der Gegenstand eines heftigen literarischen Angriffes geworden, eines Angriffes, der nicht nur ihren Inhalt betraf, sondern sich auch in fast gehässiger Weise auf die Person des Verfassers erstreckte. Was mar nun die Wirkung dieses Angriffes? Billroth wiederholte die langwierigen, zum Theil mühseligen wissenschaftlichen Versuche, die er selbst und die sein Kritiker angestellt hatte, und stellte ihre Ergebnisse in einer Arbeit zusammen, die eine Fortsetzung seiner früheren Untersuchungen bildete — jener persönlichen Angriffe jedoch geschah mit keiner Silbe Erwähnung. Dieses Uebersehen eines persönlichen Angriffes ist wohl die Folge davon, daß es Billroth immer nur um die Sache zu thun ist und daß er beim Erstreben eines ihm vorschwebenden Zieles den kürzesten dahin führenden Weg zu wählen pflegt, ohne darauf zu achten, ob ihm selbst ein Nachtheil daraus erwüchse, oder ob die Empfindlichkeit Anderer verletzt würde.

Ein solches rein sachliches Streben wird gar oft verkannt, theils von Solchen, deren persönliche Interessen dabei leiden, theils von jener Mehrheit, welche die Hingebung an ein ideales Ziel nicht zu fassen weiß, und darum geneigt ist, dieselbe nur als die Maske für rein persönliche Bestrebungen anzusehen.

Ein solches Verkennen seines Wesens wurde den Menschen von Billroth manchmal leicht gemacht. Kam etwa beim Wein ein Thema zur Sprache, das ihm vielleicht für die Gesellschaft oder für die Gelegenheit zu gut schien, so konnte er in übermütigster Weise spotten, an dem Idealsten seinen Witz üben, die eigene Persönlichkeit und die eigenen Anschauungen karrikieren, so daß er wohl Manchen: als frivoler Genußmensch, dein nichts heilig ist, erscheinen konnte, Manchem, der nicht fähig und nicht merth war, einen tieferen Blick in diese edle Natur zu werfen. —

Er ist in Wirklichkeit ein Genußmensch im edelsten Sinne, ein Freund künstlerischer Genüsse, und es gab in Wien kaum irgend ein künstlerisches Ereigniß von Bedeutung, besonders in Oper, Concert und Schauspiel, wobei er nicht wäre gesehen worden. Den Tag füllte die Thätigkeit des klinischen Lehrers und die des praktischen Chirurgen aus — woher nahm er die Zeit und die Frische zu seinen umfangreichen und zum großen Theil sehr mühsamen literarischen Arbeiten? Dies fragten sich seine Assisienten, ohne die rechte Antwort zu finden. Billroth gab ihnen auf ihr Fragen endlich selbst die Erklärung: trotz den Mühen des Tages und den Vergnügungen des Abends konnte er noch in der Nacht viele Stunden am Schreibtisch arbeitend verbringen, konnte sich mit wenig Schlaf begnügen und doch das Tagewerk wieder mit voller Kraft beginnen.

Anch konnte er in den kurzen Pausen zwischen den verschiedenartigen Thätigkeiten des Tages, und mären es nur Pausen von einigen Minuten gewesen, an einer begonnenen Arbeit weiter schreiben. Er hatte die Gabe, den fallen gelassenen Faden gleich wieder aufzunehmen, ohne, wie so Viele, erst eine besondere Stimmung abwarten zu müssen.

Durch diese Frische, diese Spannkraft und diesen unermüdlichen Fleiß war es möglich, daß Billroths literarische Leistungen so ungemein zahlreich wurden. Sie gehören theils in das Gebiet der normalen und der pathologischen Histologie, theils in das der Chüurgie; dazu kommen noch geschichtliche und encuklopödische Arbeiten, dann solche über Krankenpflege, endlich Kritiken und Nekrologe.

In jener ersten Zeit von Billroths Wirksamkeit in Wien erschien sein Bericht über seine vorangegangene sechsjährige Thätigkeit an der chirurgischen Klinik in Zürich. Dieser Bericht, an sich eine trockene statistische Arbeit über die Erfahrungen eines Einzelnen, war dennoch eine That, deren segensreiche Folgen nicht leicht überschätzt werden können. Bis dahin gab es nämlich, so sonderbar dies scheinen mag, keine wirklich brauchbare chirurgische Statistik; es wurden von den Aerzten einzelne Fälle, die ihnen interessant schienen, veröffentlicht, auch ganze Serien von analogen Fällen; wenn ein hervorragender Arzt seine Erfahrungen mittheilen wollte, fo geschah dits wohl meist in Forin einer Wiedergabe jener Gesamteindrücke, welche eine große Reihe von einzelnen Beobachtungen in seinem Gedächtnis; zurückgelassen hatte. Daß solche Darstellungen sehr stark individuell gefärbt sein müssen, sieht Jeder ein, und die Quellen der Jrrthümer sind dabei zahlreich. Will man jedoch die Beobachtungen Anderer zu einem Gesamtbild vereinigen, so kommen noch mehr ungünstige Umstände in Betracht. Man denke nur beispielsweise an ein psychologisches Moment: die Menschen haben eine begreifliche Scheu, ihre Jrrthümer einzugestehen; die Folge davon ist, daß überhaupt mehr Günstiges veröffentlicht! wird als Ungünstiges und daß, wenn man aus der Literatur Zusammenstellungen der Einzelbeobachtungen macht, eine Mischung von ganz ungleichartigen Elementen zu Stande kommt und daß die daraus gezogenen Schlüsse mit Nothwendigkeit falsch sein müssen. Verläßt man sich jedoch nnr auf die Erinnerung an das, was man selbst erfahren hat, so ist der allgemeine Eindruck, den man selbst im Laufe der Zeit erhalten hat, auch ganz unzuverlässig, denn gar oft vergessen mir Dinge, die nns unangenehm sind.

und die wir gegenüber Angenehmerem gern in den Hintergrund drängen, auch erscheinen uns Umstände bemerkenswerth, die später als bedeutungslos erkannt werden oder scheinbar Geringfügiges und darum Vergessenes erlangt später erst Wichtigkeit. Es war darum wirklich eine That, das; Billroth auf Grundlage der geführten Krankenvotocolle sein gesamtes Beobachtungsmaterial der Oeffentlichkeit übergab, Erfolge und Mißerfolge in gleich Helles Licht stellte und dem Abrathen ängstlicher Freunde, welche eine Schädigung seines Rufes fürchteten, keine Beachtung schenkte. Diese That wurde auch reich belohnt durch den Beifall der Besten und durch den Nutzen, den sie theils direct, theils durch Anregung zur Nachahmung des gegebenen Beispielles stiftete. Einer der vortrefflichsten und erfahrensten Chirurgen, zu welchem die jüngere Generation init Verehrung empoblickte, der alte Pirogoff, faßte sein Lob in die einfachen Worte: „Sie haben zuerst die Wahrheit gesagt!"

Späterhin wurden auch über die Beobachtungen an der Wiener chirurgischen Klinik solche Berichte herausgegeben, deren letzter, die Jahre 1871—1876 umfassend gleichzeitig eine Gesamtübersicht der Krankenbeobachtungen Billroths in seiner klinischen TIMigkeit von 1860—1876 enthält, eine ungeheuere Arbeit, wenn man bedenkt, daß Tausende von Krankengeschichten wieder gelesen und geordnet wurden und daß ihr wesentlicher Inhalt in wenigen Worten und das Gesammtergebniß in Zahlen ausgedrückt werden mußte, wenn man weiter berücksichtigt, daß viele Hunderte von Briefen geschrieben wurden, uin über das weitere Schicksal der Kranken Gewißheit zu erhalten und zu erfahren, ob der momentane Erfolg der Behandlung von Dauer gewesen sei; es wurden dadurch manche neue Thatsachen gefunden und damit unsere Kenntnisse bereichert.

Im Ganzen kann man mit Recht sagen, daß dieser letzte Bericht als ein Hauptwerk in der Chirurgie anzusehen ist, das kaum bald wieder Seinesgleichen finden dürfte. Es hat dies Werk bei seinem Erscheinen nicht jene allgemeine Anerkennung unter den Chirurgen gefunden, die es verdiente, weil gerade damals die antifeptische Wundbehandlung die ganze Aufmerksamkeit der Chirurgen in Anspruch nahm und durch ihre glänzenden Erfolge die ganze operative Chirurgie und die Einrichtungen der Kliniken umgestaltete, während in Billroths Werk, das sich auf die frühere Zeit bezog, die Principien und die Erfolge der neuen Wundbehandlung noch nicht zum Ausdruck kamen. Das Buch wurde darum auch von Vielen schon bei feinem Erscheinen als veraltet angesehen.

Dies Urtheil war aber nur in einer Beziehung richtig, es konnte sich nur auf die unmittelbaren Erfolge der chirurgischen Operationen beziehen, die nun freilich über jede Erwartung hinaus günstige geworden waren; in allen anderen Beziehungen aber bleibt diese Statistik ein monumentales Werk von unvergänglichem Werth.

Als literarische Nebenthätigkeit galt es, stets neue Auflagen jenes Buches („Die allgemeine chirurgische Pathologie und Therapie in 50 Vorlesungen") zu veranstalten, welches Billroth als junger Züricher Professor geschrieben und im Jahre 1863 herausgegeben hatte. Dieses Buch hatte bald nach seinem Erscheinen durch die anziehende und fesselnde Darstellungsweise sowie durch Einfachheit und Klarheit im Ausdruck große Verbreitung gefunden und den Namen Billroths in den weitesten Kreisen bekannt gemacht, war wohl auch ein Hauptmotiv für seine Berufung nach Wien gewesen. Bis zum Jahre 1876 waren 8 starke Auflagen nothmendig geworden. (Die Herausgabe der später nothwendigen neuen Auflagen übertrug er einem seiner Schüler, Prof. A. v. Wimwarter.)

Die Uebersetzungen dieses Buches in fremde Sprachen waren zahlreich, und zwar gab es bis zum Jahre 1881 folche in die ungarische, russische, französische, italienische, englische, spanische, serbische und japanesische Sprache.

In die erste Zeit seines Aufenthaltes in Wien siel auch das Erscheinen mehrerer von Billroth bearbeiteter Abschnitte in dem von ihm und v. Pitha gemeinsam herausgegebenen großen Sammelwerke „Handbuch der allgemeinen und speciellen Chirurgie." Nach dem Tode v. Pithas erschien unter Nedaction von Billroth und Lücke als eine im Plane veränderte neue Auflage dieses Werkes die „Deutsche Chirurgie."

Unbeirrt durch mancherlei Schwierigkeiten, die anfangs in Wien zu überwinden waren, verfolgte Billroth feinen Weg und machte seine Klinik zu einer Musteranstalt, wobei ihn nicht nur sein organisatorisches Talent und seine Energie, sondern auch in hohem Maße seine Menschenkenntnis unterstützten. Nimmer müde, interefsirte er sich für die großen und für die kleinen Dinge an der Klinik in gleicher Weise; für die Einrichtung des Unterrichtes wie für den Anstrich des Fußbodens, für die wichtigsten Operationen wie für die kleinen Details der Krankenpflege. Oft übertrug er einen Kranken, an dem er eben eine schwierige Operation ausgeführt hatte, selbst von dem Operationslager auf das Krankenbett, lagerte ihn dort mit der Sorgfalt und der Zartheit, wie mar. sie meist nur von sanfter Frauenhand erwartet, und gab seinen Schülern damit ein unvergeßliches Beispiel und die Lehre, daß bei der ärztlichen Thätigkeit Alles gleich wichtig und keine Arbeit untergeordnet oder entwürdigend ist. Oft kam er auch in der Nacht an die Klinik, wenn besonders schwere Fälle da waren, nie wurde er gegen die Leiden seiner Kranken und gegen die ihnen drohenden Gefahren gleichgiltig. Unter den jungen Aerzten, die ihn umgaben, wußte er mit sicherem Blicke die tüchtigen Talente auszuwählen und hatte darum stets treffliche Assistenzärzte, die theils unter seiner Anregung und Leitung, theils selbständig, aber stets von seinem theiluehmenden Interesse ermuntert, tüchtige wissenschaftliche Arbeiten lieferten. Cine beträchtliche Zahl seiner Schüler gelangte bereits zu hervorragendem Wirkungskreis, mehrere von ihnen wurden Vorstände chirurgischer Kliniken.

Nicht nur die wissenschaftliche und die praktische Seite des ärztlichen Benlfes förderte Billroth als Schriftsteller und Forscher, als Lehrer und Arzt, er machte auch die Methode des Unterrichtes, die Organisation des medicinischen Studiums zum Gegenstande seiner besonderen Aufmerksamkeit und ließ als Frucht feiner Studien, seines Nachdenkens und seiner Erfahrungen in dieser Richtung das Buch „Ueber das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation nebst allgemeinen Bemerkungen über Universitäten" (Wien, bei Gerold. 1876) erscheinen. Dieses Buch, welches eine Fülle des Wissenswerthen enthält, erregte große Aufmerksamkeit durch die Freiheit der Sprache, aber auch Mißfallen in maßgebenden Kreisen durch die Kritik österreicherischer Verhältnisse; es mar sogar von einer bevorstehenden Maßregelung des zu freimüthigen Professors die Rede.

Im österreichischen Abgeordnetenhause wurde das Buch und sein Verfasser von einem Reichsrathsabgeordneten als unpatriotisch heftig angegriffen, der Unterrichtsminister erhob sich in der nächsten Sitzung des Haufes, — denn ihn traf der Vorwurf, Dergleichen geduldet zu haben, — sprach zwar sein Bedauern aus über Manches, was ihm an den Professoren im Allgemeinen und an Billroths Buch im Besonderen unangenehm war, entkräftete jedoch den Vorwurf der mangelnden patriotischen Empfindungen durch Vorlesen einer Stelle aus dem Buche, welche zeigte, daß der Verfasser nicht nur selbst sein neues Vaterland liebte, sondern auch den von Anderen oft geschmähten Patriotismus der Oesterreicher anerkannte und hoch hielt.

Damit war die Sache officiell erledigt, journalistisch aber noch lange nicht, denn die Zeitungen brachten ausführliche Referate aus dem Buche, und diese Referate waren zum Theil keineswegs unbefangen, beeinflussten aber das Urtheil der Menge, welche es nur ausnahmsweise der Mühe merth findet, ein ernstes Buch zu lesen, in der bequemen Meinung, die Zeitung bringe doch das Beste daraus zur allgemeinen Kenntniß.

Es kamen nämlich Bemerkungen über gewisse sociale Schäden in der Wiener Studentenschaft vor, welche, wenn auch rein sachlich gehalten, doch geeignet waren, wenn man sie aus dem Zusammenhang riß, den Verfasser als Antisemiten erscheinen zu lassen. In unserer Zeit, die leider — als Beweis des langsamen Fortschrittes der Menschheit in sittlicher Beziehung — den Antisemitismus wieder zur Tages- und Parteifrage gemacht hat, kann leicht ein unbefangenes Wort als Aeußerung des Hasses gedeutet werden, besonders da Jene, die unter dem Antisemitismus leiden, nach und nach überempfindlich geworden sind gegen Alles, was die Frage zu streifen scheint. So kann es geschehen, daß ein Parteiloser, den die Antisemiten selbst für keinen der Ihren halten, von den Juden als ein solcher angesehen wird. — Schließlich hörte die Discussion über das Buch auf, Billroth aber ließ die Frage der Einrichtungen der medicinischen Facultäten nicht fallen und veröffentlichte, als die Ueberfüllung an der Wiener medicinischen Facultät innner bedenklicher wuchs, im Jahre 1886 „Aphorismen zum Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften" mit Betrachtungen über die Ursachen der Ueberzahl der in Wien Medicin Studirenden und über Maßregeln zur Abhilfe sowie über die mangelhafte Ausbildung der Aerzte und über die Mittel, um diese zu verbessern.

Als praktischer Chirurg, als Operateur war Billroth stets sehr glücklich. Diese Art von Glück ist das Resultat persönlicher Eigenschaften, die er in hervorragendem Maße besitzt: neben der wissenschaftlichen Durchdringung seines Faches große Ruhe und rasche Entschlossenheit, auch bei nicht vorherzusehenden Gefahren, Kühnheit mit Vorsicht gepaart, erstaunliche Geschicklichkeit der Hände und ein künstlerischer Sinn, der besonders bei plastischen Operationen zur Geltung kommt. Eine von Billroth ausgeführte Operation macht den zusehenden Aerzten den Eindruck einer abgerundeten, vollendeten, man möchte sagen, künstlerischen Leistung. Manche neue Operation ist von ihm angeben, manche zum ersten Male von ihm am Menschen ausgeführt, manche hat erst durch ihn ein typisches Gepräge erhalten.

Neben jener Thätigkeit, welche direct mit seiner amtlichen Stellung zusammenhing, widmete Billroth seit dem Ende des vorigen Jahrzehntes einen Theil seiner Arbeitskraft und seiner nimmer erlahmenden Energie einem Unternehmen, welches bestimmt ist, in Oesterreich eine Einrichtung einzubürgern, die sich in Deutschland bereits in Krieg und Frieden bewähñ hat. Er trat nämlich dem „Rudolsinerverein zur Erbauung und Erhaltung eines Pavillon-Krankenhauses, behufs Heranbildung von Pflegerinnen für Kranke und Verwundete in Wien" bei, und es war interessant zu sehen, wie er sogleich zur Triebfeder des Ganzen wurde. Er schrieb Artikel und hielt öffentliche Vorträge, um die Bevölkerung mit der Sache vertraut zu machen und dafür zu erwärmen, er wrurde für die wohlhabenden Kreise Wiens zu einem nicht abzuweisenden Sammler von Geldbeiträgen, er wußte die Unterstüztung der höchsten Kreise für den Verein zu gewinnen, und es gelang schließlich, auch ein Vorurtheil, das sich an seinen Namen knüpfte, und das in fromnien Kreisen znm Theil absichtlich verbreitet und genährt wurde, zu überwinden: daß der Preuße und Protestant Billroth nur die Absicht haben könne, eine Anstalt zu fördern, welche den katholischen geistlichen Orden, die in der Krankenpflege so segensreich wirken, Eintrag thun und in ihrer Wirksamkeit schädigen sollte. Er war es, der sämtliche verkäufliche Bauplätze in der nächsten Umgebung Wiens besichtigte und darunter endlich einen geeigneten (in Unterdöbling) wählte; er organisirte die Krankenanstalt, die mit einer Holzbaracke eröffnet wurde, nach seinen Entwürfen wurde ein stabiler Krankenpavillon gebaut, so daß das Rudolfinerhaus jetzt schon mehr als 50 Kranke und 18 Pflegerinnen beherbergen kann, seinen Bemühungen hauptsächlich ist es zu danken, daß die Anstalt wird baulich vollendet und daß sie schließlich ganz durch eigene Einnahmen wird erhalten werden können, ohne immer wieder an die öffentliche Wohlthätigkeit herantreten zu müssen. Das weitere Ziel, durch das Beispiel die Gründung anderer ähnlicher Anstalten in Oesterreich, namentlich in der Provinz, anzuregen, ist bisher nicht erreicht worden. Als wichtigen Lehrbehelf für solche Anstalten und als Mittel, dein großen Publikum Einblick in das Detail derartiger Unternehmungen zu gewähren, schrieb Billroth ein Buch „Die Krankenpflege im Hause und im Hospitale" (Wien, bei Gerold); dieses Buch, welches gleichzeitig ein Haus- und Familienbuch im besten Sinne ist, hat große Verbreitung gefunden, es wurde wiederholt aufgelegt, oft übersetzt und brachte dem Rudolfinerverein einen beträchtlichen materiellen Ertrag. —

Diese flüchtige Uebersicht über die Arbeit und den Erfolg weniger Jahre gibt eine Vorstellung von der machtvollen Individualität Billroths, die durch ihre Liebenswürdigkeit die Herzen, durch ihre Genialität gepaart mit Fleiß und durch ihr edles Streben die Bewunderung der Menschen gewann, durch ihre scheinbar plötzliche Entfaltung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Doch sehen wir auch hier eine allmähliche, organische Entwicklung aus bescheidenen Anfängen.

Billroth wurde am 26. April 1829 in Bergen auf der Insel Rügen geboren, wo sein Vater, der von schwedischer Abstammung war, als evangelischer Pfarrer wirkte. Er war der älteste von fünf Brüdern und erhielt in der Taufe die Namen Christian Albert Theodor.

Der Vater starb bald nach der Geburt des jüngsten Sohnes, die Mutter (eine Berlinerin, geborene Nagel) übersiedelte nach Greifsmald, wo sie, selbst schwer krank, die Erziehung ihrer Kinder leitete. Sie starb ini Jahre 1851 an ihrer langwierigen Lungenkrankheit, ihren Kindern die reinste Erinnerung an eine treffliche, still duldende Frau zurücklassend.

Alle vier Brüder unseres Billroth sind nun auch längst gestorben. Im Herbst 1848 absolvirte er in Greifswald das Gymnasium, als mittelmäßiger Schüler. Nur Geschichte, besonders Literaturgeschichte und die alten Dichter hatte er eifrig studirt, für Sprachen und Mathematik war er wenig begabt und ließ sich von dem Studium dieser Fächer durch seine Vorliebe für Musik ablenken. Nur die Energie seiner Mutter hinderte ihn, sich ganz der Musik zu widmen, für welche er die Begabung von Eltern und Großeltern ererbt hatte.

Die Wahl der medicinischen Facultät für die Fortsetzung seines Studiums wurde theils durch seinen Oheim, den geschätzten Professor der Arzneimittellehre PH. Seifert, und den der Familie eng befreundeten Professor der Chirurgie Baum, theils durch die Studirenden der Medicin, die am Gymnasium seine Privatlehrer gewesen waren, bestimmt.

Im zweiten Semester seiner Universitätsstudien — das erste war in Greifswald meist unter der Beschäftigung mit Musik hingebracht worden, — folgte er Professor Baun? nach Göttingen, wo er unter dem Einfluß eines vortrefflich zusammengesetzten Lehrkörpers mit Eifer und Energie den Wissenschaften oblag. Der Physiologe Rudolf Wagner und der Chirurg Baum waren es vorzugsweise, deren Lehre und Beispiel seinem Studium, auch für späterhin, die Richtung gab. Dabei wurde die Pflege der Musik nicht vernachlässigt. In Wissenschaft und Kunst gleichstrebend wurde Georg Meißner (später Professor der Physiologie in Göttingen) mit Billroth innig befreundet, und Beide wurden im Herbst 1851 von Rudolf Wagner auf eine wissenschaftliche Reise nach Trieft — hauptsächlich zur Erforschung der Anfänge und der Endigungen der Nerven am Zitterrochen — mitgenommen. Die Alpen, Oberitalien, das Meer hinterließen tiefe Eindrücke, die auf der Reise besuchten Universitäten Gießen, Marburg, Heidelberg, Wien gaben mancherlei Anregungen. — Im Herbst 1851 zog Billroth an die Berliner Universität; in dieser Zeit starb seine Mutter und ließ nur ein sehr geringes Bermögen zurück, so daß ihm die Fortsetzung des Studiums nicht möglich gewesen wäre, hätte nicht die Großmutter Unterstützung gemährt. In Berlin waren es hauptsächlich Langenbeck, Schönlein, Romberg und Traube, welche ihn fesselten und anregten. — Jin Herbst 1852 wurde Billroth in Berlin zum Doctor promovirt, im folgenden Winter machte er sein Staatsexamen und genügte seiner Militärpflicht. Gleichzeitig besuchte er die Privatklinik A. von Graefes der damals erst im Beginn seiner glänzenden Laufbahn stand. Aus diesen, Verkehr entwickelte sich später ein Freundschaftsverhältniß. — Zu Ostern 1853 begab sich Billroth nach Wien, wo er mit Eifer Curse und Vorlesungen (u. A. bei Hebra und Ovpolzer) hörte. Danach besuchte er noch für einige Wochen Paris (wo er mit Baum und Meißner zusammentraf) und kehrte im Herbste nach Berlin zurück, um sich als praktischer Arzt niederzulassen. Der Anfang war nicht ermunternd, denn in den ersten zwei Monaten hatte er nicht einen einzigen Kranken; da führte ihn ein glücklicher Zufall zu einem Freunde und Landsmann Dr. C. Fock, der kürzlich bei Langenbeck Assistent geworden war. Dieser forderte ihn auf sich um eine eben frei gewordene Assistentenstelle an der Klinik zu bewerben und er bekam die Stelle. Nun war Billroth am richtigen Platz. Das Beispiel Langenbecks, der Verkehr mit ihm und anderen bedeutenden Männern (Meckel von Hemsbach, von Bärensprung, v. Graefe, Wilms), besonders aber der eigene Ehrgeiz spornten ihn zu unausgesetzter Arbeit. Neben der Chirurgie betrieb er mikroskopische Untersuchungen krankhafter Gewebe, namentlich der krankhaften Geschwülste. — Im Jahre 1856 wurde er Privatdocent für Chirurgie und pathologische Anatomie, hielt seine ersten Vorlesungen über pathologische Anatomie, über allgemeine und specielle Chirurgie und gab praktische Curse über pathologische Gewebelehre und über chirurgische Operationen. — Im Herbst 1856 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Holland, England und Schottland. — In den folgenden Jahren bewarb er sich vergebens um verschiedene Spitalstellen, im Jahre 1858 erhielt er einen Ruf als Professor der pathologischen Anatomie nach Greifsmald, den er jedoch ablehnte, weil er sich nicht entschließen konnte, die Laufbahn in der Chirurgie aufzugeben. — In demselben Jahre verband er sich mit Christel Michaels zu dauernd glücklicher Ehe. — Im folgenden Jahre erhielt er, noch als Assistent Langenvecks einen Ruf an die chirurgische Klinik in Zürich, wo er am 1. April 1860 sein Amt als ordentlicher Professor antrat, dein er durch 7/2 Jahre vorstand. — Die Züricher medicinische Facultät hatte stets treffliche, vorwärts strebende Professoren, so daß es an wechselseitiger Anregung und Förderung nicht fehlte. Von hervorragenden Collegen«, mit welchen Billroth damals in collegiale Beziehungen trat, feien hier genannt: Griesinger, Biermer, Moleschott. A. Fick, Frey, H. Meyer, Horner, Breslau, Rindfleisch; doch auch mit bedeutenden Persönlichkeiten aus anderen Kreisen wurden Verbindungen unterhalten, so mit Bischer, Lübke, Semper, Gottfried Keller, Osenbrüggen u. A. Der Kreis des

anregenden geselligen Verkehres war damit nicht umschrieben, er umfaßte auch die Fachgenossen von den übrigen Schweizer Universitäten und die Gäste aus Deutschland, die in Billroths Haus stets warme Aufnahme fanden.

In den Jahren 1862 und 1864 lehnte Billroth Berufungen nach Rostok und nach Heidelberg ab, im Jahre 1867 aber folgte er dem Rufe an die Wiener Universität, wo er am 20. August sein Amt antrat. —

In Wien lebte sich Billroth bald ein; sein lebhaftes Wesen, seine entgegenkommende Freundlichkeit, sein Sinn für heiteren Lebensgenuß wurden von den Wienern als verwandte Züge empfunden, und bald hatte Billroth neben dem Kreise seiner Schüler, die ihn liebten und verehrten, einen weiten geselligen Kreis, dessen Zusammensetzung zum Theil durch die Musik bestimmt wurde, deren Pflege er sich nach wie vor hingab. Mit Eduard Hanslick und Johannes Brahms wurde enge Freundschaft geschlossen, und manche Composition von Brahms wurde zuerst in Billroths gastlichem Hause gehört an einem jener musikalischen Abende, welche den begünstigten Teilnehmern auserlesene und unvergeßliche Genüsse gewährten.

Die mannigfachen in Wien angeknüpften Verbindungen feiner Familie, das Behagen an dem Wiener Leben und die Freude an dem großen Wirkungskreis waren die Gründe, welche Billroth Berufungen an die Charité in Berlin (nach dem Abgänge Jüngkens) und an die Straßburger Universität (1872) ablehnen ließen. Als vor Langenbecks Rücktritt bei Billroth angefragt wurde, ob er einem Rufe nach Berlin folgen würde, und als Langenbeck selbst keinen würdigeren Nachfolger zu nennen wußte, als seinen früheren Assistenten Billroth, da mag wohl die Versuchung groß gewesen sein; als aber Billroth sich endlich entschlossen hatte, in Wien zu bleiben, da mar unter der Studentenschaft des Jubels kein Ende, unter den Freunden herrschte frohe Befriedigung, und die damals erfahrenen Beweise von Liebe und Verehrung mochten ihn für die Qual der Entscheidung und für Aufgegebenes entschädigen.

In den letzten Jahren liebte es Billroth davon zu sprechen, daß er sich alt fühle; er wurde stärker, das Treppensteigen, das Gehen wurde ihm zur Pein, das Operiren strengte ihn an, er bekam Atembeschwerden, und die ihm Nahestehenden betrachteten ihn oft mit Besorgniß. Im Frühjahr 1887 kam endlich eine schwere Krankheit der Lunge (acute Entzündung der feinen Verästelungen der Bronchien) zum Ausbruche, welche ihn dem Tode so nahe brachte, daß sein Leben nur noch für wenige Stunden Dauer versprach.

Selten hat ein Krankheitsfall so allgemeine Theilnahme in allen Bevölkerungsschichten Wiens gefunden. Den ganzen Tag über kamen und gingen die Menschen, welche die neuesten Nachrichten aus dem Krankenzimmer hören wollten, die Studenten kamen truppweise vor das Haus gezogen und hofften, ihr „Prosit“-Ruf würde zu dem Ohr des Kranken dringen. Noch um Mitternacht kamen Berichterstatter der Zeitungen, um für ihren Leserkreis die letzten Details des Krankheitsverlaufes zu erfragen.

Er selbst hatte sich aufgegeben, nahm von den Seinen Abschied und hatte nur noch den Wunsch, nicht mehr mit zwecklosen Heilversuchen gequält zu werden.

Als man ihm sagte, es sei noch nicht jede Hoffnung für seine Genesung geschwunden, doch seine eigene Mitwirkung sei erforderlich, er müsse sich so zu sagen selbst helfen, da antwortete er nach kurzem Sinnen mit keuchendem Athem, flüsternd, in Pausen: „Gut, — wenn es — so ist — will ich — Alles thun!“ Und es war rührend, wie er von da an Alles mit sich vornehmen ließ, und wie er mithalf, und wie dann die ersten Spuren der Besserung sich zeigten, wie endlich er selbst zu empfinden begann, daß es zur Genesung ging; wie dann der Lebensmut!) und der Sinn für die kleinen Freuden des Tages wiederkehrten! Noch sehr schwach, begab sich Billroth auf seinen Landsitz am Wolfgangsee und begann, seine Kräfte systematisch zu üben. Der Erfolg war erstaunlich: sein Gang wurde wieder elastisch, seine Kraft ausdauernd, das Athmen frei, die Gestalt schlank, und sieht man ihn jetzt, wenn er seiner klinischen Thätigkeit mit jugendlicher Frische und Leistungsfähigkeit obliegt, oder sieht man ihn in den Ferien, wie er im Lodenanzug viele Stunden täglich mit raschem Schritt, ohne zu ermüden, und zu seinem Bergnügen, nicht mehr zur Cur in den Bergen umhersteigt, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß jene Müdigkeit und Gleichgültigkeit, die man in den letzten Jahren an ihm gesehen hatte, nicht frühes Alter war, sondern Krankheit, und daß der wieder genesene Billroth noch lange leben wird, nicht als müder Greis, sondern in frischer Thätigkeit und Kraft.

ie nach Licht und Farbe trachtende Zeitrichtung der Malerei hat natürlich ihren Stempel auch dein Genre aufgedrückt, dessen vorzüglichere Leistungen man ebensowohl den coloristischen oder realistischen Bestrebungen einreihen konnte. Doch ist immerhin eine Anzahl von Tittenbildern übrig geblieben, bei welchen die Charakterzeichnung nicht der Tonmirkung das Feld zu räumen hatte.

Der bedeutendste Colorist dieser Gruppe, wenn auch mehr im alten als im neuen Sinn, und zwar nicht zu seinem Schaden, ist wohl Wilhelm Dietz in München. In seinem „Ueberfall eines Neisemagens im sechzehnten Jahrhundert“ zeigt er uns das unglückselige Fuhrwerk, wie es von vier Strauchdieben, die rechts auf einer kleinen Bodenerhebung sich in Hinterhalt gelegt hatten, gewaltsam angehalten wird. Der Kutscher flieht, und der Reitknecht sucht umsonst das vordere Handpferd anzutreiben, da das Hintere stürzt, wahrscheinlich von einer Kugel getroffen. Auch zwei bewaffnete Begleiter entfliehen nnd lassen die beiden Frauen, die mit zwei Kindern und einem Schoßhündchen dem Wagen entstiegen sind, schmählich im Stiche. Der kaum dem Knabenalter entwachsene Sohn macht allein Miene, sich mit dem Degen in der Hand zu vertheidigen, wird aber von der Mutter zurückgehalten. Das Bild leidet zwar an einigen UnWahrscheinlichkeiten in Beziehung auf die Erfindung der Fabel. Abgesehen davon, daß Alle, bis auf den Knaben, vor den vier schlechtbewaffneten Strolchen Reißaus nehmen, die sich nicht in die Nähe wagen, und von welchen sogar einer nur aus der Ferne mit dem Degen zu drohen weiß, ist auch das Aussteigen der Frauen nicht motivirt. Aber der Künstler geht mit solcher Entschiedenheit auf die coloristisch-drastische Wirkung der äußern Erscheinung los, daß man mit ihm das Wenn und das Aber des innern Vorgangs vergißt und sich an seiner originellen Farbengebung erfreut, deren eigenthümliche, luftig weiche und doch tief kräftige Harmonie von aller übrigen Malerei sich als einzige unterscheidet. Weniger gut in der Gesamtmirkung und auch nachlässiger in der Zeichnung ist ein zweites Bild: „Geraubt.“ Dafür erfreut es durch seinen köstlichen Humor. Diesmal ist ein feistes Pfäfflein den Wegelagerern in die Hände gefallen, und da diese einen ebenso guten Magen wie die Kirche haben, so führen sie sein Eselein, beladen mit den Gaben frommer Seelen, davon. Der Kapuziner scheint nicht ohne Beihülfe in seine liegende Stellung gekommen zu fein; aber nachdem die Schwartenhäse nach Nitterbrauch gehandelt, lüftet der eine beim Fortreiten noch freundlich den Hut: „Evern Segen, Herr Pater!“ — Dieselben Vorzüge und auch dieselben Schattenseiten hat ein drittes Bild, das „Verhör“, wo einein geharnischten Ritter vor seinem Knappen ein Bauer am Schlappohr vorgeführt wird.

Franz Defregger in München tritt diesmal nur mit einem kleinen älteren Bildchen „Bei den Holzknechten“ in feiner Eigenart vor uns. Meisterlich und aninuthend führt er uns in die Gesellschaft jener derben Gestalten, die, von der Arbeit zurückgekehrt, sich zu zwei schmucken Dirnen an den Tisch gesetzt haben. Sein Porträt des Prinzregenten von Bauern — in der Joppe und den Wadelstrümpfen eines oberbayrischen Gebirgsbewohners — entspricht jedoch nicht den Anforderungen, die man an ein lebensgroßes Porträt von der Hand eines bedeutenden Künstlers stellen muß. — Hugo Engel in München, der in den Fußstapfen Tefreggers wandelt, verbindet in feiner „Heimkehr von der Jagd“ leichte Behandlung mit coloristischem Reiz, obwohl die Tonwirkung manchmal zu wünschen läßt. So hat der Ton des einen Gesichts zu viel Aehnlichkeit mit dem der angrenzenden Wand, ein Mißstand, dem auch nicht durch eine plastischere Abhebung der Form gesteuert wird.

Auch Eduard Grützner in München ist diesmal mit keiner bedeutenderen Arbeit vertreten. Sein „Dominikanerkeller“ bringt einen jener unterirdischen Gottesdienste, wo die Gaben des Herrn mit bekannter Andacht gefeiert werden; aber in einer für einen so wichtigen Act doch allzuflüchtigen Ausführung. Dagegen zeigt das kleine Bild „Mittagsschläfchen“ den Meister in seinen Qualitäten. In eineln altväterischen ledernen Lehnstuhl mit gepolsterten Backen ist nach wohlvollbrachtem Mittagsmahl ein behäbiges Pfäfflein, die Cigarre noch im Munde und die Hände über das Bäuchlein gefaltet, gottselig entschlummert. Der Ausdruck schmunzelnder Behaglichkeit auf diesem Gesicht ist unübertrefflich, und der hübsche harmonische Ton des Colorits athmet dieselbe Stimmung. —

Paul Meyerheim in Berlin steht mit seiner „Menagerie“ nicht auf der Höhe feiner Leistungen. Es fehlt zwar dem Bilde im Einzelnen keineswegs an lebendigen und charakteristischen Typen, aber die Gesamtmirkung zeigt als Composition eine zusammengestaute Menge, welche durch den etwas schweren, graubraunen und lichtlosen Ton der Färbung nicht gelockert wird. Ausdrucksvoller und harmonischer ist sein „Daniel Chodowiecki“, der in Ausübung seiner Kunst begriffen vorgebeugten Körpers vor der Kupferplatte am Fenster sitzt. Etwas kleiner würde dieses Bild eine größere Wirkung hervorbringen.

In höchst gelungener Weise zeigt uns Ferdinand Brütt aus Düsseldorf in seiner „Börse“, wie den alltäglichsten Vorgängen durch geistvolle Auffassung eine künstlerische Seite abzugewinnen ist. Geschmackvoll hat er die vornehmeren Gestalten zweier alter Kaufherrn in den Vordergrund gestellt und denselben durch die, unterthänig ihre Ordres empfangenden, Makler einen wirksamen Gegensatz gegeben. In der linken Ecke des Hintergrundes wird eine Schaar schreiender Makler von Lampenlicht beleuchtet, eine Gruppe, bei welcher der Künstler es trefflich verstand, das Häßliche durch das Gewand des Komischen mit den ästhetischen Forderungen zu versöhnen. In der Tiefe rechts führt eine offene Thür ins Freie, und hier im Mittelgrund steht ein alter, dem Beschauer den Rücken kehrender Herr, der mit erhobener, die Finger ausreckender Hand, wie es scheint, nichts Gutes zu verkünden hat. Unter seinen Zuhörern befinden sich zwei junge Leute, von denen der eine im Begriff ist, der Versuchung zu entfliehen, der andere aber den inneren Kampf noch nicht beendigt hat. Das kalte Tageslicht der rechten Seite bildet mit dem warmen Lampenlicht der linken nicht nur einen malerischen Contrast, sondern bringt auch die wesentliche Bedeutung der beiden Gruppen zu stärkerem Ausdruck. Der Hauptreiz an dem Bilde aber ist die lebendige individuelle Ausprägung der Charaktere. Darin eben besteht die Kunst, das Alltägliche vor der Langweiligkeit zu retten, daß uns das Bild keine hohlen Masken, sondern beseele Typen vorführt, deren inneres Leben uns ein menschliches Interesse einflößt.

Ch. L. Bockelmann in Düsseldorf, der mit seinen Sujets gleichfalls die Bahnen des Alltags zu wandeln pflegt, und zwar nicht ohne Geschick, war diesmal in seinem „Nordfriesischen Begräbniß“ weniger glücklich. Auch er versuchte hier das freie Licht künstlerisch zu verwerthen, ohne jedoch die Qualitäten des Tons in dem Maße zu beherrschen, wie dies zu einem vollständigen Erfolg in dieser Malerei unbedingt nöthig ist. Dagegen strebt er den einheitlichen Ausdruck seines Gedankens mit einem Ernste an, der manchem der heutigen Farbenkünstler zum Vorbild dienen könnte. — „Die Novize“ von Otto Wolf in München hat viel Ansprechendes. Die Gestalten der alten Frau und des von ihr gebrachten jugendlichen Opfers heben sich vornehm von dem weißen Interieur ab. Aber die andern Figuren sind doch etwas zufällig über das Bild zerstreut. — Mit Sicherheit dagegen beherrscht Georg Jakobides in München feine Mittel. Sowohl in seinem „Kinderstreit“, wo das auf dem Schoß der Großmutter sitzende Jüngste seinem Schwesterchen wegen eines Apfels in den Haaren liegt, als auch bei dem kleinen Bilde, „Großvaters Pfeife“, wo ein Knabe in verbotennem Genüsse schwelgt, vereinigen sich naturwahre Farbenempfindung und Verständniß der Form zu einem erfreulichen künstlerischen Eindruck.

Eine sehr hübsche Hannonische Stimmung zeigt das „Alemeuw mori“ von Anton Laup heimer in München: ein Mönch in seiner Zelle, einen Totenkopf betrachtend. — Ein ausnehmend hübsches Bildchen aber ist die „Poststation“ von Hugo Kaufmann in München. In einer dunkeln, durch eine tiefe Fensternische mit schwachem Abendlicht versehene Poststude, auf der Bank längs der Wand, sitzt der Postillon neben einer hübschen, runden Dirne in angelegentlichem Gespräch, das so gedämpft sein dürfte, wie die dämmerige Heimlichkeit des Raumes, in welcher die beiden sich wohl zu befinden scheinen. Die Darstellung ist einfach und lebenswahr sowohl in Beziehung auf Stellung und Ausdruck als auf die Farbenstimmung, welche von feiner Harmonie ist. — Auch Richard Winternitz in Stuttgart bringt in seinem „Schwertfeger“ eine mohlstudirte Arbeit von guter Wirkung. Die Figur ist liebevoll behandelt; nur vermißt man bei so viel Metallgegenständen eine entschiedenere Hervorhebung des inuner etwas glänzenden Metallcharakters, dein andern Detail gegenüber.

„Das Bild vom Schatz“ von Wilhelm Hasemann in Karlsruhe, ein Kniestttck, zeigt uns ein Mädchen in kleidsamer Schwarzmälder Tracht, welches die Photographie des Liebsten betrachtet. Das feine, wohlgezeichnete Profil, der schöne Ton und die sorgsame Ausführung verbinden sich zu einem sehr erfreulichen Eindruck. — Ein hübsches Frauenprofil bringt auch Alfred Stevens in Brüssel unter dem Titel „Die Geschenke“. Sinnend sitzt die Beschenkte vor einem teppichbedeckten Tische und betrachtet eine schinuckartige Spielerei, über deren Zweck sich auch der Beschauer umsonst den Kopf zerbricht. Das gelbblonde Haar, die träumerischen Züge und die feine coloristische Behandlung geben dem Ganzen den Reiz poetischer Annmth. — Wladislaus Czachorski in München giebt in seiner Dame „Bor dem Spiegel“ eine sehr aner kennenswerthe Leistung der Detailmalerei. Die unruhige Wirkung, welche dieselbe meist mit sich bringt, ist glücklich überwunden, aber nicht so ganz die trockene Nüchternheit. Trotz der sich mit Blumen schmückenden Dame macht daher das Bild den Eindruck eines reichen Stilllebens von großer Feinheit und sorgfältiger Durchführung.

Unter den Kleinmalern ist Karl Seiler in München in erster Linie ZU nennen. Besonders fein im Ton ist seine „Gefährliche Situation“, drei preußische Soldaten in ihren Mänteln hinter einer Verschanzung, in deren Nähe eine Bombe platzt. Eine meisterliche Durchbildung zeigt auch seine andere Soldatengruppe „Im Repli“. Trotz aller Ausführung wird Seiler nie kleinlich; doch fehlt es etwas an Luft, und wenn die Figuren besser von einander losgingen, könnte man ihn wohl einen deutschen Meifsonier nennen. — Aehnliche Borzüge hat Wilhelm Velten in München in feinem „Pferdemarkt“ aufzuweisen, der uns in das rege Treiben vor einer Stadtmauer versetzt. Das zerstreute Licht des bedeckten Himmels taucht alles in eine große Gleichmäßigkeit des Tons. Velten zeigt in dem engen Rahmen, den er wählt, eine erfreuliche Kunst, die Natur im kleinsten Maßstabe stimmungsvoll wiederzugeben und deren Darstellung, ohne in’s Miniatur« zu fallen, geschmackvoll zu behandeln.

Gaetano Chierici in Neggio schildert mit Humor eine „Ueberrafchung“, die einige Knaben einem Mädchen bereiten, indem sie sich in Verkleidungen mit häßlichen Larven stecken. Die arme Kleine ist sammt den, Stuhle vor Schreck umgefallen. Das Bild ist, wie auch die beiden kleineren desselben Künstlers, „Die erste Pfeife“ und „In der Küche“, geschmackvoll erdacht und sorgfältig ausgeführt; nur erscheint die Behandlung etwas trocken. — „Mein Atelier“, von El. Pagliano in Mailand, ist eine feine Tonstudie und stellt den Künstler in seinem Atelier dar, wie er ein im Rocococostüm sitzendes Modell zeichnet. Bis in den tiefen Hintergrund bleibt alles farbenklar, während sich doch jeder Plan von dem anderen deutlich trennt. — Nicht weniger fein im Ton ist das Bild „Auf der Promenade“ von Giacomo Favre tto in Venedig. Spaziergänger in Zopftracht gruppiren sich vor einem Palast in ziemlich willkürlicher und wenig motivirter Weise. Die farbigen Costüme der Zeit erscheinen in bunter, aber doch sanft gestimmter Mischung, und die Ausführung ist eine außerordentlich feine in Zeichnung wie in Colorit. Aber die Figuren, allzu schatten- und körperlos, gehen nicht von einander ab.

Aler. Bihari in Budapest entfaltet in seinein „Vor dem Dorfrichter“ und in der „Brautschau“ ein ganz hervorragendes Talent der Charakterschilderung. In einer kahlen, niederen, weißgetünchten Stube — deren Deckenbalken die Petroleumlampe geschwärzt hat, und deren ganzer Wandschmuck in einer dörflichen Uhr und hölzernen Bänken besteht — vollzieht sich die dramatische Scene. Links am grünen Tische sitzt der Richter, die Beine über einander geschlagen, die Cigarrenspitze in der Hand, mit der Amtsmiene des Gesetzvollstreckers. Hinter dem Tische steht der Actuar, aus einer langen Meerschampfeife rauchend; er scheint das Ereigniß mehr als eine scherzhafte Abwechselung zu betrachten. Und lachen muß man freilich, wenn man den Wortführer der klagenden Zigeunerbande in feinem vom Kampf aufgerissenen Hemde den Vorgang erzählen und seine zerschlagene Geige vorzeigen sieht, hinter ihm eine Gruppe schwarzzügiger,

Nvid und Süd. XI.VII., »I. 23

halb dummdreister, halb neugierig ängstlicher Gesellen, darunter einer mit verbundenem Kopf, der auch nicht leer ausgegangen zu sein scheint. Zwischen Richter und Kläger steht der Beklagte, ein Bauernbursche, dessen Kleidung noch der Militärdienst anzusehen ist, in aufrechter Haltung, mit der Ruhe der Unsträflichkeit; er pocht, diesem hergelaufenen Gesindel gegenüber, offenbar auf die Berechtigung des Einheimischen. An der offenen Thüre, welche eine Bodenleiter sehen läßt, steht eine Frauensperson, lachend die Hände in die Seite gestemmt, als Vertreterin der weiblichen Neugierde und Parteinahme. Die Gruppierung ist ungesucht, aber

geschmackvoll, das Colorit einfach aber kräftig, der Vortrag breit und flott, wenn auch manchmal nicht ganz geschickt, und die Zeichnung correct; vor allen? aber sind die Charaktere so typisch und dabei doch so individuell geschildert, daß man den Eindruck absoluter Wahrheit erhält, und Bihari hierin sich wohl mit Knaus messen kann. Minder gelungen in der Ausführung, aber gleichfalls vortrefflich charakterisirt ist das zweite Bild des Künstlers „Die Brautschau". Ein junger, ungarischer Bauer steht in seinem schwarzen, halb städtischen Anzug, von seinein Brautwerber begleitet, vor seiner Erwählten, die, eine dralle Dirne, ihn sicher mit Wohlgefallen von Kopf bis zu Fuß gemustert hat und nun züchtig ihre Augen auf seine Stiefel gerichtet hält. Der dem Beschauer den Rücken kehrende vierschrotige Vater schaut der gegenseitigen Prüfung erwartungsvoll zu, und die übrige Verwandtschaft ist bereits einverstanden. Die Figuren sind hier weniger plastisch losgelöst, obwohl die linke, von einem Fenster beleuchtete Seite wahr und wirkungsvoll behandelt ist.

Stilleben.

Die gemalten Blumensträuße, Küchenschätze und Ziergeräthe sind diesmal in geringerer Zahl erschienen als gewöhnlich und stammen größten theils von Frauenhand. Das Hervorragendste an Blumen wurde von Margaretha Roosenboom in Hilversum bei Utrecht geliefert, einer Künstlerin, die ihren Namen nicht vergeblich führt, denn sie brachte nichts als Rosen, und zwar von keinem schlechten „Boome". Trotz einer sorgfältigen Ausführung haben ihre Bilder eine gewisse Einfachheit und erinnern an die ruhige Solidität der alten Holländer. Aber der fchöne Gesamtton ist nicht frei von Manier und nimmt's nicht allzu streng mit der Wahrheit. Die Lokalfarben sind nicht hinlänglich auseinander gehalten, und die Harmonie besteht zum Theil aus einer etwas willkürlichen Gleichfärbigkeit. — Weniger klassisch, aber von naiverer Unmittelbarkeit sind die „Narzissen", von Adrienne van Hogendorv-s' Jakob im Haag — lauter gelbe Blumen in einem dunkelbraunen Topfe auf hellgrauer Wand — von gesundem Stil und Vortrag, ohne Rückhalt und Künstelei. — Auch Anna Peters in Stuttgart hat frisch und frei behandelte „Herbstblumen" und „Päonien" gebracht.

Zwei hohe Bilder von Elise Hedinger in Berlin zeigen: das erste eine Lawine von Kirschen und Johannisbeeren neben einer Schüssel mit Pfirsichen und einer graugrünen Melone im Vordergrund; das andere eine Versammlung von Austern: ausgeleerte über den Tisch her, volle auf der Platte, und dahinter noch vorrätihige in einem umgestürzten Korbe; dazu eine hohe Deckelkanne und ein schlankes Kelchglas. Die Bilder bekunden künstlerischen Geschmack und haben — namentlich das Fruchtstück — ein gefälliges Arrangement; auch die Malerei ist geschickt und ansprechend, aber freilich mehr decorativ als intimeres Naturstudium verrathend. — Allstem mit Citronen vor einem Teller voll Trauben und einem getriebenen Pokal in altem Silber bringt Charlotte Hamvel in München. Die Ausführung hat weniger Bravour als die vorhergehende, aber mehr Ton und Tiefe, wenn auch mit etwas Verschwommenheit im Hintergrund.

Antoine Vollon in Paris — einer der bedeutendsten unter den heutigen Malern von Stilleben — schickt ein flott hingepinseltos, hauptsächlich aus tobtten Vögeln bestehendes Bild, das zwar kräftig in der Farbe, aber von decorativem Vortrag und nicht von der Klarheit und Feinheit des Tons ist, die man von ihm erwarten sollte. — Ein kleines Stilleben orientalischen Geräths von Hugo Charlemont in Wien dagegen — Schüssel und Kanne mit allerlei Schmuck vor einem inkrustirten Perlmutterkästchen auf einem mattfarbigen Teppich — hat bei sorgsamster Ausführung des Details eine so massig einheitliche Gesamtmirkung, als märe sie von breitestem Vortrag, und ist selber ein kleines Schmuckstück.

Porträt.

Die Bildnißmalerei hat dem Münchner Glaspalast ein großes Contingent gestellt, das auch in Betreff der künstlerischen Leistung nicht in der hintersten Reihe steht. In erster Linie nehmen hier die zahlreichen Porträte Franz Lenbachs, welche zwei Cabinette füllen, die Aufmerksamkeit in Anspruch. Doch was gewöhnlich geschieht, daß nämlich durch eine solche Zusammenstellung das Werk des Künstlers an Werth und Wirkung gewinnt, ist hier weniger der Fall; die Mängel scheinen sich vielmehr in merkbarer Weise zu einem Gesainnteindruck zu vereinigen als die Vorzüge, wozu freilich die vom Künstler getroffene, nicht immer glückliche Ausmahl, sowie die Vergleichung init andern, sorgfältiger ausgeführten Porträten der Ausstellung beiträgt. Lenbach hat sich an dem Studium der alten Meister herangebildet und diesen ihre Praktiken abgelernt wie nicht leicht einer; und wenn denn auch bei einzelnen seiner Gemälde die Abstammung sichtbar wird, so bilden dagegen seine besseren — wie z. B. ein früheres Porträt Ludwig von Hagns — eine Art Quintessenz der alten Schulen, welche eine schöpferische Zusammenfassung ihrer Vorzüge und keineswegs eine Nachahmung der einen oder andern ist. Aber trotz einer gewissen gemeinsamen Manier zeigen die Lenbach'schen Porträte in ihrer Gesamtheit doch eine Verschiedenheit der Darstellung und Behandlung, ein gewisses Suchen und Tasten, das denselben etwas Unstetes, man möchte fast sagen, trotz ihres Kunstwerth's Dilettirendes giebt, so daß man sich unwillkürlich fragt, welches unter ihnen der eigentliche Lenbach sei. Es kommt in dieser Malerei mehr der unruhige Geist des genialen Strebers zum Vorschein als die sichere Selbstbestimmung des gereiften Meisters. Dies zeigt sich besonders in der Nachlässigkeit, mit welcher gewöhnlich das Figürliche behandelt ist. Ein wahres Kunstwerk muß gleichmäßig durchgebildet sein in seiner ganzen Erscheinung; und wenn es beim Porträt am Platze ist, das Nebensächliche dem Kopfe unterzuordnen, so ist es ein großer Unterschied, ob dies mit künstlerischem Maß und mit consequenter, dem Beschauer nicht zum Bewußtsein kommender Berechnung geschieht, oder ob es sich als eine willkürliche Schlaudrigkeit darstellt, die dem Gemälde den Charakter des Unfertigen giebt. Bei einzelnen Bildern geht man, wenn die Köpfe so vortrefflich gemalt sind, bereitwillig über solche kleine Gebrechen hinweg, um sich an das Erfreuliche zu halten; aber wenn diese Unzulänglichkeiten in Masse auftreten, werden sie unerquicklich und machen den Eindruck eines Mangels, der nicht nur in einem capriciösen Uebermuth, sondern in einem künstlerischen Unvermögen seinen Grund hat. Und etwas mag wohl dem Umstand auf Rechnung zu setzen sein, daß des Künstlers darstellende Fähigkeit nicht über das Porträt hinausgeht. Gleichviel! trotz alledem finden sich Bildnisse genug in der Sammlung, welche Lenbachs hervorragendes Talent, den seelischen Inhalt, das geistige Gepräge eines Menschen in seinen Zügen wiederzugeben, zu voller Geltung bringen; und dieser Eindruck wäre sicherlich noch durchschlagender, wenn ihn der Aussteller nicht durch eine Anzahl Pastellzeichnungen getrübt hätte, welche mehr flau als fein, mehr chargirt als charakterisirt, seine frühere einfache aber meisterliche Zeichnung vermissen lassen. Diese Umrisse haben weit bis zum Strich eines Ingres oder Holbein. Ohne Zweifel steht einem Künstler von Gottes Gnaden eine ordentliche Dosis Selbstbewußtsein wohl an; aber zu glauben braucht er deshalb doch nicht, daß er nur mit einem Stift über ein Papier zu fahren habe, um etwas Bewundernswerthes hervorzubringen.

Zu leugnen ist nicht, daß der vorderste Platz unter den Porträtisten unserem berühmten Landsmann von einem Pseudoengländer mit Namen Hubert Herkomer sehr streitig gemacht wird. Dieser hat mit seiner „Dame in Weiß" auf einem ebenfalls weißzrauen Grunde der hell auf Hell abhebenden Mode seinen Tribut bezahlt. Miß Grant ist denn auch, mit Hülfe zahlreicher Reproductionen, sozusagen die Heldin der Ausstellung geworden. In weißem décolletirtem Kleide mit gelblichem Medicisgürtel und gelblichen bis an die Ellbogen reichenden Handschuhen sitzt sie auf einem einfachen Sessel. Die feinen und doch bestimmten Züge sind von einem kaum sichtbaren Roth angehaucht; das tiefschwarze Haar legt sich in leichten Löckchen auf die Stirne; der Glanz der Augen, der dem Gemälde den Farbeneffect ersetzt, ist von eindringlicher Leuchtkraft, und ihr Ausdruck athmet Seele und Leben. Das Bild ist bezaubernd durch seine ernste Lieblichkeit; aber offenbar steht, in Betreff der bestrickenden Wirkung desselben, der Maler noch mehr in der Schuld des Modells, als das Modell in der des Malers. Denn wenn man in's Einzelne geht, sind die Formen des Gesichts doch etwas verblasen, die Draperie des Kleides etwas roh. Das Gegenstück, die „Dame in Schwarz" mit deni Motto „Lvrrarioeä in soms clivins moock «k seif «blivious soliwcie" ist, wenn auch weniger anziehend, offenbar studirter und feiner durchgeführt. Diese unbenannte Dame sitzt in Schwarz auf einem breiten Lehnstuhl, auf den: ihr grauer Pelz und ihre ruhenden Arme sich ausbreiten. Die langen gelben Handschuhe lassen hier die Formen der feinen Hände besser durchfühlen, als dies bei ihrer weißen Nebenbuhlerin der Fall ist. Ihr Teint hat einen bräunlichen Anhauch, von einem leichten Roth gehoben. Ihre braunen Haare sind auf der weißen Stirn gescheitelt und leicht gewellt; ihre großen blaugrauen Augen, von geschwungenen Brauen überwölbt, haben einen weichen, träumerischen Ausdruck, dem der aristokratisch geschlossene Mund einen sinnenden Ernst verleiht. Dieses Bild, obwohl weniger einnehmend beim ersten Anblick, fesselt je länger je mehr, denn es hält die eingehendste Betrachtung aus. — Fast noch bedeutender als diese beiden Kniestücke ist das Brustbild des Afrikareisenden „Stanley". Einfach, ohne jeden malerischen Kunstgriff, aber mit gewaltigen Pinselstrichen schildert es uns den kühnen Mann, wie er im schlichten Straßenanzug, die Hände leicht in einander gelegt, in eherner Ruhe dasitzt, ein Bild entschlossener Thatkraft. Und als ob der Geist des Modells auch in die Materie der Ausführung gefahren wäre, zeigt der Vortrag eine Energie, Sicherheit und Bestimmtheit, wie sie wohl bei keinem andern Porträt der Ausstellung in solchem Maße zu finden sind.

Der leider inzwischen gestorbene Frank Holl in London nimmt gleichfalls einen hervorragenden Platz in dieser Gattung mit seinen drei erfreulichen Porträten ein, unter denen sich namentlich das des „Lord Stalbridge" auszeichnet; doch fehlt es etwas an Luftreflexen. Eine robuste, saft- und kraftvolle Malerei zeigt dagegen ein kleines Bild des Künstlers, „Lieblinge" betitelt, das ein Mädchen mit einem Kaninchen vorstellt.

Das „Porträt meiner jüngsten Tochter" von Alma Tadema in London überrascht durch eine eigenartige Tüchtigkeit von japanesisch-erotischem Anstrich, eine Auffassung, zu der allerdings die Physiognomie des Modells einigermaßen einlud. Ganz von vorn gesehen, in etwas monumentaler Stellung, eine Vase mit Blumen in der Hand, steht sie in einem eigenthümlich hellvioletten Costüm, das sich aber von einer grauen Thürs harmonisch abhebt, geradeaus blickend, vor dem Beschauer. Aber der Kopf niit seinen fein modellirten Zügen ist in seltener Vollendung durchgeführt. Die Hände sind mit großer Liebe behandelt, und der Künstler mußte sie gleichwohl dem Kopf unterzuordnen, ohne sie in Handschuhe zu stecken. Ein bizarres Porträt desselben ist dagegen das „Mein Arzt" betitelte. Der Kopf ist zwar mit anerkennenswerther Einfachheit behandelt, aber ganz an's Ende des Rahmens gerückt, um die Hand eines Kranken zum Vorschein zu bringen, deren Pulsschläge der Arzt mit Hülfe seiner Uhr zu zählen im Begriff ist. Durch diese Anordnung macht das Bild den Eindruck, als wäre es aus einem größeren herausgeschnitten.

Eine ganz außergewöhnliche Leistung ist das „Selbstporträt" von Anna Bilinska in Paris: energisch gezeichnet mit vollem Fonnversteindniß, sehr ausgeführt, aber wie aus einem Guß und harnwnisch in der Farbe, verräth es so wenig die weibliche Hand, daß es dem männlichsten Maler Ehre machen würde. — Zu den besten Einsendungen gehört serner das „Porträt meines Vaters" von Raphael Collin in Paris. Der alte Herr sitzt die Zeitung lesend auf einem Stuhl im Helldunkel und wird, nach dem neuesten Recept, durch das vom Hintergrund her einfallende Licht beleuchtet. Aber die Aufgabe ist mit meisterhafter Geschicklichkeit gelöst. Die Schatten sind sehr durchsichtig, und die Ausführung ist eine anspruchslose ohne jeden prahlerischen Aufwand. — Auch das Kinderporträt von Gustave Courtois in Paris zeigt ein reizendes Köpfchen, aber doch von etwas flacher, verschwommener Technik. — Erster Kategorie dagegen ist das „Selbstporträt" von Francisco Domingo in Neuilly, ein spanischer Kopf mit schwarzem Bart, von kraftvoller Malerei, tüchtiger Modellirung und sprechendem Ausdruck.

Bramme Hub recht im Haag sodann lieferte ein lebendiges Potrträt des Ophthalmologen Professor Donders in Utrecht. — Von überzeugender Wahrheit ist das Kniestück eines jungen Mannes, von Jan Veth in Amsterdam, der, die eine Hand in der Tasche, herausblickend dasteht, als ob er im Begriff wäre uns anzureden. Die Schatten sind zwar etwas gleichmäßig schwarz, aber der Gesamtton fest und einstimmig. — Auch Oskar Björk in Stockholm sandte ein sehr schönes weibliches Porträt. ^ Die Potträtgruppe dagegen, „Im Als-ik-kcmn" (Gesellschaft junger Künstler in Antwerpen), von Henri Suyten daselbst, obwohl mit geschicktem, wenn auch etwas derbem und flüchtigem Pinsel gemalt, erinnert durchaus an die photographischen Zusammenstellungen von Gesellschaftsbildern. Gleichartige Köpfe bis an den Rand, einer neben dem andern, wie wenn jeder für sich allein da wäre. Keine Abstufung des Tons, keine Luft im Räume — eine Anhäufung uninteressanter, an die Wand geklebter Personen, aber kein abgerundetes Bild.

Einen hervorragenden Platz in dieser Gattung dagegen nimmt Julius Benczur in Budapest ein. Seine Porträte des Ministerpräsidenten Coloman Tisza und des Grafen Franz Nadasdn sind in Beziehung auf Zeichnung wie auf Colorit vortreffliche Leistungen. Einsach und charakteristisch ist die Haltung der Figuren, geistvoll und vornehm der Ausdruck der beiden Köpfe. — Leo Horovitz in Warschau schließt sich in seinen Bildnissen des Prinzen und der Prinzessin S. durch aristokratische Feinheit der Auffassung und Darstellung dem vorigen an. Namentlich zeigt die Prinzessin sehr schön gemalte, wahrhaft durchgeistigte Hände. — Auch Heinrich Angeli in Wien erweist sich in den Conterfeis von „Andreas Achenbach" und der „Gräsin Zichn-Redern," als geschickter Porträtist. Das letztere Bildniß zeichnet sich gleichfalls durch die mohlgelungenen Hände aus. Für den männlichen Kopf erscheint die mehr elegante als charakteristische Darstellungsmeise des Künstlers weniger geeignet: der alte Achenbach hätte offenbar eine etwas energischere Auffassung und schneidigere Behandlung gar wohl vertragen.

Im allgemeinen halten die deutschen Porträte den ausländischen nicht die Waage. Fr. Aug. Kaulbachs beide Bilder, der „Prinzregent von Bayern" im Hubertusrittercostüm und das «Porträt einer Dame", zeugen von ernster Anstrengung und emangeln nicht einer eleganten Stättlichkeit. Aber das Bestreben, die vornehme Ausdrucksweise Van Dycks sich anzueignen, erweckt doch mehr den Eindruck höfischer Vornehmthuerei als aristokratischer Vornehmheit. — Die Porträte von Alois Erdelt in München zeigen eine charakteristische Behandlung der Formen und haben bei etwas schwarzen Schatten viel Relief; sie bringen uns aber die Personen nicht nahe. — Das „Selbftvorträt" von Toby Rosenthal in München hat tüchtige Malerei bei energischem Ausdruck; und das anmuthige Kinderporträt von Gustav Gauvp in Stuttgart ist ruhig und vornehm. — Zwei sehr verdienstliche Porträte von weiblicher Hand sind nicht zu vergessen. Die „Alte Frau" mit weißer Flügelhaube, von Martha Aronson-Danzig in Berlin, ist in Hellem gleichmäßigem Ton ohne merkliche Schatten modelliri und weiß die plastische Wirkung ohne Beeinträchtigung des Localtons mit seltener Geschicklichkeit hervorzubringen. — Das andere „Damenporträt," ein Kniestück von Johanna Kirsch in Berlin — décolletirtes bräunlichgraues Sammtkleid mit leichtem schwarzem Umwurf, bloße Arme — ist von sehr harmonischer Farbengebung, natürlicher Stellung und gutein Vortrag, wenn auch von etwas zu vieler Gleichfärbigkeit im Teint, der ja nicht überall denselben Ton hat. — Mar Thedr, in Weimar, ein Schüler von Löfftz, bringt einen „Kopf in altd deutscher Tracht," der von geläuterter Empfindung und strengem Studium zeugt, und durch die Gediegenheit der Zeichnung und die Einfachheit der Farbe, nicht weniger als durch die Tracht an eine „gute" alte Zeit erinnert.

Thierstück.

Die heutige Thiermalerei zeichnet sich im allgemeinen durch ihre innige Verbindung mit der Landschaft aus, wodurch sie sowohl an poetischer Stimmung als an malerischer Bedeutung gewinnt. Doch verlegen sich immerhin einzelne Vertreter dieser Gattung vorzugsweise auf die charakteristische Darstellung und coloristische Vermerthung der Thiernatur und behandeln die Umgebung mehr als Hintergrund. Einer der Hervorragendsien dieser Richtung ist Anton Braith in München, der uns in seinem lebensgroßen Bilde „Gang zur Tränke" eine Rindviehfamilie vorführt. Des Künstlers bekannte flotte, breite Malerei und energische Formgebung zeichnen auch dieses Bild wohlthuend aus. Doch sind die drei perspectivisch hinter einander aufmarschirenden Hornviehköpfe von etwas einförmiger Anordnung, welche überdies der coloristischen Gesamtmirkung nicht zu gut kommt, indem die weiße Kuh, der schwarze Stier und das rothe Kalb mehr derb contrastirende als fein harmonirende Gegensätze bilden, das Krautwerk des Vordergrunds zu unruhig ist und das Licht zu vielfach umherhüpf. — Ein fehr tüchtiges Viehstück von solider Zeichnung und außerordentlich verstandener Anatomie, „Aus Holland" betitelt, ist von I. H. L. de Haas in Brüssel. Ein solides Jnvasto ist hier mit Vernunft angewandt, doch sind die Lichter etwas rauh und die Schatten etwas glatt. — Julius Adam in München bringt drei ergötzliche Scenen aus dem Katzenleben: „Junge raufende Katzen", „Gestörte Siesta" und „Störenfried". Besonders ansprechend sind die beiden letzten, deren kleines Format die glatte, steißige Technik des Künstlers bester verträgt als das erste, wo zwei junge Katzen unter dem Dache eines Heubodens raufen, während eine dritte eine Spinne belauert, die sich im Sonnenlichte einer Lücke schaukelt. Der „Störenfried" ist eine Wespe, die eine Katze aus ihrer Ruhe bringt; sie ist, wie die beiden der „Siesta", mit dein Lurus eines Boudoirs umgeben, dessen Stoffe dieselbe liebevolle aber auch glatte Behandlung zeigen wie die Thiers, die sehr wohl geleckte Katzen sind. — Auch „Barry" und „Nero", von Kamill» Zech in Stuttgart, ist eine gefällige Studie, welche die beiden derben Hundsköpfe breit behandelt und individuell charakterisirt; nur sollte der Hintergrund etwas besser gestimmt sein.

Unter den Thierstücken, welche zugleich Landschaften sind, zeichnet sich die „Remise in einer Meierei" von Marie Collart in Brüssel durch eigenthüniliche Auffassung und geläuterten Vortrag aus. Von einem offenen Schuppen überdacht, trinkt eine Kuh aus einem Kübel — gut gezeichnet, fest und sicher, aber nicht genug nach Flächen behandelt. Es fehlt an Unbefangenheit, das Colorit ist nicht ohne Manier, und die Localfarbe geht

überall in's Bräunliche. ^ Die „Schafe" von Anton Mauve in Laren (Holland) — eine Schafherde, unter dem Schatten der Bäume durch den Wald ziehend — zeichnen sich durch eine harmonische, poetische Stimmung aus. Doch ist der Bortrag ein etwas formlos verblasener, der die Schase mehr haarig als wollig erscheinen läßt. — Ein größeres, sehr aner kennenswerthes Bild von Eduard Prater e in Brüssel zeigt uns „Hunde auf der Fährt e". Auf einem Sammelplatz in der L ichtung eines hohen Eichenwalds, mit freier Durchsicht zwischen den Stämmen, deren schon ziemlich entlaubte Kronen eine matte Spätherbstsonne beleuchtet, befindet sich ein Rudel stehender, sitzender und liegender Hunde, hübsch und natürlich gruppir t. Dieselben sind frisch und frei behandelt und verbinden sich mit der gut gemalten Landschaft zu einem harmonischen Ganzen.

Ganz hervorragende Leistungen im Thierstück sind die „Herbstfönne" nnd die „Frühlingssonne" von Heinrich Zügel in München, der die etwas kokettirende Manier seiner malerischen Flegeljahre, durch ernstes Naturstudium, zu künstlerischer Tüchtigkeit entwickelt hat. Das erste stellt vier weiß und braungefleckte Ochsen dar, die von einem Weibe geleitet, ein Stoppelfeld umpflügen. Die Thiers, ruhig und plastisch auf dem von der Herbstsonne matt beleuchteten Felde stehend, haben etwas Monumentales; die Haarigkeit des Felles ist nicht sowohl durch die Genauigkeit der Ausführung, als vielmehr durch den etwas rauh paflosen Vortrag selber zur Erscheinung gebracht, und mit vortrefflicher Wirkung. Das zweite Bild zeigt eine frisch grasige Wiese in dämmerigen: Frühlingschein, rechts Bäume im ersten grünen Flaum, mit einer Pferchhütte im Mittelgrund. Die Schafherde drängt sich rechts unter den Bäumen zusammen, welche den Schatten ihrer Zweige auf die molligen Felle zeichnen, während sich links einige mit Geschmack angeordnete Schafgruppen ruhend und grasend ausbreiten. Zeichnung und Colorit sind gleich vorzüglich. Auch die Schafe sind mit meisterhaft breiter, von allem Kleinlichen freier Technik behandelt und vereinigen sich mit der Umgebung zu einer freundlich landschaftlichen Stimmung.

Noch mehr tritt die Herrschaft des landschaftlichen Moments bei Hermann Baisch in Karlsruhe hervor, und sein großes Bild „Aufschleppen eines holländischen Fischerbootes", das von einer Masse Pferde auf den Sand gezogen wird, macht — obwohl von anderhalb Dutzend Gäulen bevölkert — fast eher den Eindruck einer weiten, von dem in die Ferne sich dehnenden Meer und dem hohen, leicht bewölkten Himmel beherrschten Landschaft mit großer Staffage als eines Thierstücks, was zugleich der beste Beweis für den harmonischen Einklang des Ganzen ist. Fast noch stärker tritt des Meisters feine Naturbeobachtung und seine Befähigung, derselben einen künstlerischen Ausdruck zu geben, in dem kleineren Bilde, „Viehweide bei Rotterdam" hervor. Hier ist, neben der melkenden Bäuerin und dem auf einem Schimmel zusehenden Bauern, die Umgebung der sich ausbreitenden Herde so verführerisch geschildert, daß man fast bedauert, die reizende Landschaft von dieser wenn auch noch so vortrefflichen Staffage in Beschlag genommen zu sehen.

Landschaft.

Daß in Folge der modernen freiluftigen Richtung die Landschaftsmalerei immer üppiger in's Kraut schoß, ist begreiflich; und so brachte denn auch die gegenwärtige Ausstellung eine gehörige Ausbeute dieser Naturstudien, welche nicht nur durch ihre Zahl, sondern auch durch ihre Leistung sich geltend macht. Denn bei der Landschaft, die vor allem mit Hülfe der Luft- und Lichtwirkung auf die Stimmung des Tons ausgeht, stört der Mangel einer soliden Ausführung in weit geringerem Maße als bei allen übrigen Gattungen.

Unter denjenigen Landschaftern, welche Farbe und Form zu vereinigen missen, nimmt Gustav Schönleber in Karlsruhe eine der ersten Stellen ein. In seinem „Huinto «1 msre" entfaltet er eine Größe der Anschauung und eine Vollendung der Technik, die unübertroffen, man darf wohl sagen unerreicht auf der Ausstellung dastehen. Es ist ein trüber, stürmischer Tag an der Niviera. Rechts am erhöhten Gestade zieht sich eine italienische Ortschaft hinauf, deren farbige Häuser sich malerisch vom grauen Himmel abheben; unten tobt die Brandung, deren schäumende Wellen den Strand aufwühlen. Keine Staffage stört den mächtigen Eindruck dieser überzeugungsvollen Schilderung der Natur, die durch ihre künstlerische Vollendung eine ungetrübte Befriedigung gemährt. Des Meisters kleineres Bild „Dorf in Holland" ist in seinem satten warmen Ton eine nicht ininder werthvolle und erfreuliche Gabe.

Auch Ludwig Willroider in München erschien mit einem groß angelegten Bilde, bleibt aber trotz allem ersichtlichen, zum Theil auch erfolgreichen Streben nach stilvoller Behandlung der Landschaft hinter der Erwartung zurück, die er erweckt. Wohl ist die Zeichnung der Erdbildung nicht ohne eine gemisse Größe, aber von der Gewaltigkeit einer „Sintfluth" giebt das Bild um so weniger eine Idee, als seine verfehlt e Perspective nicht einmal die Vorstellung einer drohenden Wassersnoth erweckt. Denn der tiefer liegende Vordergrund müßte ja längst von den höher stehenden Wassern des Hintergrunds gefüllt sein; aber statt einer anstürzenden mächtigen Wassermasse sehen mir nur harmlose Bächlein in die Tiefe rinnen. Diese ist von kaum sichtbaren Menschlein durchwimmelt, die sich ausnehmen wie Ameisen und in ihrer Nichtigkeit, statt die Verhältnisse der Landschaft zu steigern, die Vorstellung riesiger Dimensionen erst recht zerstören. Glücklicher mar der Künstler in seinem kleineren Bilde „Am Seeufer", das eine großartig poetische Wirkung, aber nicht ganz ohne Hintansetzung der Naturwahrheit erreicht. Tie Farbe ist etwas schwer, die Silhouette gegen das Licht etwas hart, und die fernere Wolke kommt weiter vor als die nahe; auch fehlt es an Helle, so daß der Eindruck in der Mitte zwischen einer Tages- und einer Mondlandschaft steht.

Müheloser kam Josef Wenglein in München zum Ziel. Seine „Abendstimmung" ist ein kleines, aber vornehmes Bild, an die französische Abtheilung erinnernd, bei dem das Machwerk verschwindet und ganz in Ton und Stimmung aufgeht. Sein „Herbst" und „Frühling" sind gleich' salls zwei sehr seintonige, stimmungsvolle Naturstudien, wenn auch das erste etwas in's Braune fällt. — Auch August Fink in München legt in feinem Bilde „Im Moose" Zeugniß eines liebevollen Eingehens in die Natur durch die ausdrucksvolle Wiedergabe ihres Reizes ab. Die Wildente, die dem Ufergebüsch entsteigt, wird zur wirksamen Staffage und zeigt, wie ein empfindender Künstler durch unscheinbare Mittel seine Darstellung zu beleben vermag.

Adolf Ditscheiner in München skildert uns einen „Bergsturz in Tirol" mit energischem Pinsel, ohne zu den brutalen Mitteln zu greifen, welche die Vollblutrealisten oft sehr unnöthig anwenden. Wir sehen wie Felsblöcke die Bäume niederreißen und die Wasser zu noch wilderein Schäumen anpeitschen, ohne daß uns die Mache den Farbkasten in Erinnerung brächte, vielmehr erfreut uns die ästhetische Uebersetzung der Naturerscheinung in eine künstlerische Auffassung und Darstellung. — Eduard Schleich Junior scheint das Andenken feines Vaters in Ehren zu halten; wenn er auch dessen Tongewalt noch nicht erreicht hat, so schildert er uns doch in seinem „Buchenwald im Frühjahr" die den Nebel bekämpfende junge Sonne mit lebhaften: Naturverständnis. Im Mittelgrunde sind die Holzfäller schon in voller Thätigkeit; nur der etwas bedeutungslose Vordergrund verhält sich zu neutral gegen den duftgiztrigen Schimmer der Luft. — Auch Arthur Thiel es „Im Hochgebirge" — Gemsen auf einem ansteigenden Felsen neben einer Gletscherschlucht — sowie Louis Neuberts eigenthümliche „Abendstimmung" und Emil Hellraths poetischer aber zu dunkler „Klosterteich" — alles Münchener Bilder, sind rühmend zu nennen. Dasselbe gilt von den Miniaturlandschaften Keller-Reutlings und Robert Schleichs in München. Des ersteren „Landschaft" — eine große Wiesenfläche mit einigen Schweinen im Vorder-, etwas Gebüsch im Mittel- und der Silhouette einer Stadt im Hintergrund — ist etwas grau, aber sehr fein; und noch feiner der „Viehmarkt im Gebirg" des zweiten, mit einer Haltung wie ein alter Niederländer.

Auch die „Ueberschwemmung" von Friedrich Kallmorgen in Karlsruhe ist ein Bild von vortrefflicher Tonmirkung, das aber durch das um sich greifende Eleinent zu allzugroßer Ausdehnung verführt wurde. — Sehr hervorzuheben ist das „Motiv aus Lübeck" von Mar Merk er in Weimar, ein reizendes, Hof mit Häusern darstellendes Bild. — Robert Ruß in Wien interessirt durch seine „Gegend bei Meran", von einer tüchtigen, wenn auch etwas veduttenhaften Malerei mit viel kleinlichen Einzelheiten, die unterhaltend sind, aber die Gesamtmirkung stören. — Auch die Landschaften E. I. Schindlers in Wien machen sich durch das Streben nach einer künstlerischen Ausgleichung bemerklich, welche der Naturdarstellung ein mehr stilistisches Gepräge giebt.

In Betreff der Düsseldorfer Schule müssen wir dein Altmeister Andreas Achenbach mit seiner „Mondnacht" — die ein Schiff und ein Rettungsboot bescheint — den Vortritt lassen, wenn auch das Bild in seinen? engen Rahmen wohl die Größe des Meisters in's Gedächtniß ruft, aber nicht in ihrer alten Kraft zeigt. — Dagegen erfreut Oswald Achenbach unser Auge wieder durch seine farbenfreudige und lebensfrische Auffassung der südlichen Natur. „Sein Mondschein bei Neapel" und seine Abendstimmung am Tiberufer" haben eine Klarheit und ein Licht, die vielleicht von manchen Modemen an materieller Wahrheit noch übertroffen werden, aber ohne uns deshalb mit solcher Unmittelbarkeit der Empfindung in jene Seelenftimmung zu versetzen, die überzeugender wirkt als alle Pinselkünste der Nachahmung. — Eugen Dücker führt uns vor das im letzten goldigen Abendlicht glänzende Meer. Schäumend rollt eine Welle am uns zll, um im nächsten Augenblick zitternd und träufelnd am Gestade des Vordergrundes zu zerfließen. Das Bild fesselt durch seine feine Ton Wirkung, wenn auch die Behandlung des Wellenfchaumes nicht über allein Zweifel steht. — Auch Ludwig Munt he bringt drei Bilder vortrefflicher Stimmung, aber von etwas flüchtiger Arbeit. „Der „Birkenwald" ist ziemlich unruhig und fleckig. Dies gilt auch ein wenig von seiner „Winterlandschaft" mit Schneewirkung im Abendlicht. Der „Mondaufgang" ist eine schöne Eislandschaft, doch etwas verwischt. — Eine sehr tüchtige Leistung ist der „Landweg" von Georg Oeder. Von einem grauen, im Hintergrund etwas durchscheinenden, spätherbstlichen Himmel hebt sich ein dunkles, „nit Weidenstumpen besetztes Wiesland in langgestreckter Linie ab. Trotz der vielen Einzelheiten hat das Ganze eine mächtige einheitliche Stimmung.

— Ein „Alter Schloßgraben in Westfalen" von Gilbert v. Canal isr gleichfalls ein wirkungsvolles, wenn auch zu scharf silhouettirtes Bild.

Hans Hermann in Berlin, ein tüchtiger Vertreter der neuen Naturanschauung, führt uns in seinem „Auf den Wällen von Vlissingen" die auf den Backsteindeichen sich ergehenden Fischerweiber mit solch klaren Tönen vor, daß man die nüchterne Anschauung des Künstlers verwindet. Doch gerade ein solcher mit Talent und Geschick durchgeführter Realismus liefert den Beweis, daß die desperate Naturmahrheit nicht das letzte Ziel der Kunst ist, sondern nur die Vorschule jener höheren Richtung, welche, geschmackvoll auf ein Theil der zufälligen Wirklichkeit verzichtend, mit Hilfe einer vertiefteren schöpferischen Naturempfindung, der alltäglichen Erscheinung ein höheres Interesse zu geben weiß. Glücklicher Weise fehlen auch Beispiele dieser Art nicht auf der Ausstellung.

Brüssel hat gleichfalls sein Contingent tüchtige Landschafter gestellt, unter welchen wohl Edmond de Schampheleer obenan steht. „Der Purmerend", ein Kanal, der im Vordergrund zum Teich sich erweitert und mit einigen schwarz und weiß gefleckten Kühen belebt ist, giebt den feuchten, schweren Ton der Niederungen vortrefflich wieder. „Der Kinderdvc bei Rotterdam" ist ein trübes Wasser mit verregnetem Bau- und Buschwerk am Ufer und einem bleifarbenen Himmel darüber mit Wolken, die kecklich modellirt sind, ohne schwer zu werden. Was die Bilder dieses Künstlers auszeichnet, ist neben der kräftigen, breiten Farbe die große Sicherheit und Bestimmtheit der Ausführung, welche mit Hilfe ihres saftigen, satten Tones die fest gewollte Stimmung vollständig hervorbringt. — Auch „Die Scheide" von Franz Vandamme, obwohl mehr Studie, hat einen hübschen Gesamnton.

— „Die Morgenstunde" von Franz Courtens zeigt ein weites Stoppelfeld mit Gebüsch und Wald in der Ferne und im Mittelgrund von einem Schäfer mit seiner Herde bevölkert. Das alles ist fein und luftig, aber der gleichfalls etwas in die Ferne gerückte Vordergrund nicht sehr kräftig. Eine bedeutendere Leistung desselben Künstlers ist die große Marine, „Scheide bei Antwerpen", mit einem Dampfschiff und einem Segelschiff im Vordergrund, während aus dem Nebel der Ferne die Stadt hervorblickt. Das Bild ist trotz des vielen Details von einheitlicher Wirkung, und sein ruhiger, ernster Ton giebt ihm eine gemisse majestätische Größe. — Auch P. I. Clays zeigt in vier Marinen seine coloristische Feinheit und seinen bewährten Geschmack, womit er das glücklich zu ersetzen weiß, was ihm etwa an Tiefe der Anschauung abgeht. Eine feine Tonqualität hat das kleine Bild von P. I. Gabriels in Scheveningen „Aus weiter Ferne". Auf dem sich hinausdehnenden im nebelgrauen Duft des Horizonts verschwindenden Lande wird ein Bahnzug sichtbar, der hier wirklich als Vermittler eines poetischen Gedankens auftritt. Die Ausführung ist etwas unfertig verschwommen, aber von einer Wirkung, die den Beschauer in die Landschaft hinein versetzt.

Auch vom Haag kamen reiche Beiträge, worunter gleich „Die Mühle", von Jakob Maris, ein meisterliches Bild ist, das seinen Mühlthurm von dem leicht bedeckten, abenddämmerigen Himmel, mit der Stadt am Horizont, gar weich und duftig abhebt. — Nicht weniger erfreulich, durch die Feinheit des Tones und die Breite der Massenwirkung, ist die „Heide im Sommer", von Theophil Bork. — Ebenso hat die „Landschaft im Sommer", von Sande-Baßhuvzen, mit Vieh-Staffage im Vordergrund, eine schöne Farbe bei höchst kecker, aber solider Behandlung. — Der „Winter", von Van der Meer, ist trotz seiner zwischen den Rasenstreifen des breiten Weges liegenden Schnees nicht scheckig, sondern zeigt eine mit großer Sicherheit durchgeführte einheitliche Ruhe. — Hendrik Mesdag hat in feiner „Nordsee", einem lebendig bewegten Bilde, seine Geschicklichkeit in Darstellung des Meeres wieder gezeigt. Der wilde Aufruhr von Luft und Meer ist wirksam geschildert, aber der Vortrag doch etwas unruhig und flecklich.

Unter den italienischen Landschaftern ist G. Ciardi in Venedig besonders nennensmerth. Sein „Sonnenuntergang in Venedig" und sein „Sonnenschein auf den Lagunen" sind zwei schöne, stimmungsvolle Bilder. Noch bedeutender zeigt er seine Kraft in dem „Gießbach" (Thal von Primiero), wo er mit ebenso viel Keckheit als 'Erfolg einen grünen Abhang von der Luft abhebt, unter welchem die Wasser durch das Steingemölbe stürzen. Tie Malerei ist ebenso voll und satt in der Farbe wie fein im Ton. — „Der geheiligte Baum" von Enrique Serra in Rom ist eine heroische Landschaft mit moderner Naturempfindung. Aus dem glänzenden Wasserspiegel eines weiten Sees taucht rechts eine Landzunge mit einem heidnischen Altar, welchen ein kahler, schiefer, vom Alter gebeugter Baum überragt. Im Hintergrunde dehnt sich ein halbkreisförmiger Viaduct. Der Sonnenuntergang färbt den unendlichen Horizont mit einem matten Roth, das sich im Wasser mit täuschender Wahrheit wiederspiegelt. Das kräftige Colorit hat alle Einzelheiten plastisch herausgearbeitet und dabei doch eine weihevolle Stimmung von mächtiger Wirkung erreicht. — Eine ähnliche Empfindung zeigt „Der alte Hafen von Ostia" von Ruiz-Luna in Rom. Eine weite spiegelklare, vom Abend kaum geröthete Wasserfläche dehnt sich hier gleichfalls in die Ferne. Ein kahler Baum, eine Säule neben einein Säulenstumpf, und ein antiker Torso ragen aus dem gelblichen Sande des Ufers, mit dessen Pfützen und nassen Steinen im Vordergrund der Abendschein sein schimmerndes Spiel treibt. — Die „Riva Schiavoni" von H. Esteban in Rom giebt uns einen Begriff von der südlich hellen Pracht Venedigs. — Einilio Borfa in Monza dagegen verbirgt unter dem Titel „Liebe hält warm" eine kräftig gemalte, naturwahre Winterlandschaft, in deren Mitte, als Staffage, ein wohl eingemummt es spazierendes Paar durch zärtliches Anschmiegen und süßes Geplauder sich warm hält. — Ein ausgezeichnetes Bild von Modesto Teridor in Barcelona ist der „Platz des Palazzo" derselben Stadt im Regenwetter, welches hier mit einer solchen Frische und Lebendigkeit dargestellt ist, daß das Grau zur Farbe wird.

Selbstverständlich befindet sich unter der Masse von dritthalbtausend Bildern noch nmchnes bemerkenswerthe, das in einem umfangreicheren Bericht seine Stelle finden müßte, und dessen unterbliebene Erwähnung nicht als Verweigerung einer Anerkennung zu betrachten ist; aber für eine Arbeit, die kein Wegweiser, sondern eine Zusammenfassung des ästhetischen Ergebnisses sein soll, ist eine zweckmäßige Beschränkung unerläßlich. Da überhaupt die Malerei weit mehr Nuancen als die Sprache Bezeichnungen hat, und diese daher genöthigt ist, für eine Menge von Abstufungen immer wieder denselben Ausdruck zu gebrauchen, so müßte eine ausgedehntere Behandlung zu Wiederholungen führen, die den Leser ermüden würden, ohne ihm die angedeuteten Verschiedenheiten zu klarer Anschauung zu bringen. Es handelte sich hier, neben den Spitzen der Leistungen, hauptsächlich um diejenigen Erzeugnisse, welche geeignet find, den ästhetischen Erörterungen zum Anhaltspunkt und Beweismaterial zu dienen, eine Eigenschaft, die sich nicht inner mit dem artistischem Werths derselben deckt — und in diesem Sinne mar der Verfasser bemüht, ein möglichst zusammenhängendes und anschauliches Bild vor dem Auge des Lesers zu entrollen. Gern hätte derselbe seinen Bericht auch auf die Skulptur ausgedehnt, wenn ihm hiefür nicht Raum und Zeit zu knapp bemessen gewesen wären.

„Iverther", „jaust" und die Anfänge des „Wilhelm Meister."

von

Arnold E. Verger.

— Bonn. —

aust und Wilhelm Meister sind die beiden Gestalten, welche Goethe die längste Zeit seines Lebens begleitet haben. Jener hat seit seinem ersten Hervortreten den Scharfsinn vieler Köpfe beschäftigt, diesem ist von Genießenden und Forschenden eine ungleich geringere Beachtung geworden. Es läßt sich leider nicht leugnen, daß Goethes Roman mit der Zeit immer unbekannter geworden ist. Freilich war die begeisterte Zustimmung, die ihm gleich nach seinem Erscheinen zu Theil wurde, schon damals keine ungetheilte: nicht wenige Stimmen erhoben sich dagegen, und mancherlei ästhetische Controversen knüpften sich an; aber man empfand doch die stille Gewalt des Werkes, mit der sich Jeder nach seiner Weise ernsthaft abzufinden suchte. Das ist anders geworden: die Mehrzahl der Leser von heute steht einem Roman ohne tiefere Theilnahme gegenüber, der die veränderten Forderungen der Zeit nicht mehr zu befriedigen scheint. In der That verlangt das Werk wie wenige von dem Leser eine gereifte Bildung, eine andächtige Vorbereitung in stiller Sammlung. Gilt es doch erst nach und nach in einer Welt vertraut zu werden, die nicht mehr ganz die unsrige ist; gilt es doch von dem mancherlei Verblaßten und Veralteten, was sich uns entgegendrängt, den Ausblick auf jene ewigen Schönheiten freizuhalten, in denen die unverwüstliche Lebensdauer des Ganzen ruht, und die der späteren Nomandichtung einen mächtigen, bis auf unsere Tage fortwirkenden Anstoß gaben. Aber die Forschung muß, wie beim „Faust“, so auch beim „Wilhelm Meister“ dem Leser zu Hülfe kommen: er stößt auf manche Mthsel, die er nicht lösen kann, auf Widersprüche, über die er nicht hinauskommt, und ist nicht selten geneigt, Einwürfe zu machen, auf die ihm keine Antwort wird.

Um den Roman richtig zu würdigen, muß man seine Entstehungsgeschichte kennen. Die Forschung steht hier vor einer Fülle wichtiger Aufgaben: wir kennen die ursprüngliche Gestalt des Werkes nicht, seine Quellen sind uns noch verborgen, wir wissen noch bei Weitem nicht, wie viel Goethe an Selbsterfahenem hineinarbeitete, welche Modelle ihm vor Augen standen, nnd die literarischen Voraussetzungen des „Wilhelm Meister“ sind fast ebenso unbekannt, wie seine weitgreifenden Nachwirkungen. Ich denke alle diese und ähnliche Fragen in meinem Buche über „Wilhelm Meister und seine Nachfolger“ erschöpfend abzuhandeln. Ich schicke diesen Aussatz voraus, dessen Absicht es ist, den „Wilhelm Meister“ mit „Werther“ und „Faust“ in einen großen Zusammenhang zu rücken und zu zeigen, wie der „Meister“ aus dem „Werther“, durch die Zwischenstufe des „Faust“ vermittelt, mit Nothwendigkeit organisch herauswachsen mußte. Manches Bekannte wird nicht wohl zu vermeiden sein; ich werde es möglichst in neuer Beleuchtung zu zeigen versuchen.

Am 18. Februar 1777 hat Goethe, soviel wir wissen, mit dem Dictiren des „Wilhelm Meister“ begonnen. Schwebte ihm schon damals der vollständige Plan vor? Eine spätere Aeüßeruug Goethes, daß die Anfänge des Romans in den Jahren 1775—80 „kotyledonenartig“ hervorgetreten seien, scheint dagegen zu sprechen. Aber diese Aeüberung ist eine ungenaue. Im Januar 1778 nennt Goethe das eben (2. Januar) geendigte erste Buch „ohngefähr den achten Theil“ des Ganzen, und ein halbes Jahr später, am 5. August, erklärt er Merck, daß er das ganze Theaterwesen in „Wilhelm Meister“ vorzutragen gedenke. Es kann demnach für den Beginn des Jahres 1778 schon nicht mehr von „kotyledonenartigen Anfängen“ die Rede fein: die Umrisse eines Planes standen bereits fest, und in der Ausführung war es auf etwa acht Bücher abgesehen. Schon am 10. Juli des vorhergehenden Jahres aber spricht Knebel (Von und an Herder III, 10) von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung.“ Dies mar augenscheinlich der von Goethe ursprünglich beabsichtigte Titel und lehrt, daß der wesentliche Inhalt des Romans schon damals feststand. Aber Goethes Aeüberung erlaubt uns, die „kotyledonenartigen Anfänge“ bis in das Jahr 1775 zurttckznverfolgen; ich werde noch weiter gehen und sie einerseits im „Werther“, andererseits im „Faust“ nachweisen.

Werther ist wie Wilhelm Meister eine weiche, hingebende Natur mit einem warmen, oft überquellenden Herzen; mitleidig, theilnehmend, wohlthätig, den einfachen Leuten und den Kindern zugethan, von Frauengunst umhegt, von Fürst und Adel geschätzt nnd ausgezeichnet. Beide sollen einen Beruf ergreifen, zu dem sie keine Neigung fassen können. Beide streben, einin dunklen Drange folgend, einem mehr gefühlten, als klar erkannten Ideale zu, welches bei Werther nur wie eine Ahnung in der Seele dämmert. Das giebt ihrem Wesen die Ungewisse, tastende Richtung; ihr Wille ist leicht einzunehmen und lenksam, und ihre Unentschlossenheit führt leicht zu voreiligen Handlungen. Beide neigen zu phantastischer Träumerei und selbstqüalerischer Reflexion; Beide haben das Bewußtsein ihres inneren Neichthums, den heißen Drang, ihr inneres Wesen harmonisch auszuleben und über die Widersprüche des Daseins hinauszukommen. Soweit die Aehnlichkeit der Anlage. Aber Beide wandeln verschiedene Wege; Werther sucht die Natur, Wilhelm die Kunst. Bei sehnsuchtsvollem Triebe nach Bethätigung seiner inneren Kräfte muß Werther erkennen, daß das Leben nur einen kleinen Theil dieser Kräfte fordert, es fehlt ihm „der Kreis, den seine Wirksamkeit erfüllt“, und sein kostbarster Besitz, das Herz, muß müßig bleiben. „Ach diese Lücke, diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle!“ Die Bücher eckeln ihn, die Gesellschaft stößt ihn ab, er sieht sich unverstanden und fühlt sich doch innerlich unendlich leer. Es treibt ihn in die Einsamkeit, aus sich selbst seine Welt zu bilden, und mit Inbrunst sinkt er an die Brüste der Natur: „Natur! Dein Sohn, Dein Freund, Dein Geliebter!“ Sein Verhältnis; zur Natur kann nicht unmittelbarer gedacht werden. Er fühlt seine Existenz mit den: Wechsel der Jahreszeiten auf das Innigste verknüpft, er fühlt den titanischen Drang, die ganze Fülle der Erscheinungen in sich aufzunehmen, die ungeheure Lücke seines Daseins zu füllen und „nnr einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft seines Busens einen Tropfen der Seligkeit jenes Wesens zu empfinden, das Alles in sich und durch sich hervorbringt.“ Doch diesen überwältigenden Eindrücken hat sein Wesen nichts entgegenzustellen: in Ahnung und dunkler Begier fühlt er die Kraft eine Welt zu gebären, doch die Empfindung zerfließt im Unbegrenzten: die Brust schwillt ihm ins Unendliche, und den kleinsten Umriß vermag er nicht zu fassen. So muß er unter der drückenden Gewalt der Erscheinungen erliegen, und schon von Anfang an winkt ihm „das süße Gefühl der Freiheit, daß er diesen Kerker verlassen kann, mann er will.“ Als daher eine Liebesleidenschaft, die keine Erfüllung finden kann, sein ganzes Wesen ergriffen hat, wirkt sie in ihm mit der zerstörenden Gewalt eines Naturgesetzes; sie beschleunigt nur die Entscheidung, die sich längst in ihm vorbereitete, und er nimmt Abschied vom Leben.

Aber Goethe war nicht Jerusalem: Goethe hatte sich aus diesen Widersprüchen emporgerungen, er hatte die Natur durch die Kunst überwunden.

„Und was Amor uns entrissen
Muß Apoll uns wiedergeben:
Ruhe, Lust und Harmonien
Und ein kräftig rein Bestreben.“

Auf dem gleichen Wege wandelt Wilhelm Meister. Soweit Werther nicht Jerusalem ist, deckt er sich mit Wilhelm Meister beinahe Zug für Zug.

Nord und Sud, I^AVII., III, 24

Die Aehnlichkeiten lassen sich noch viel weiter verfolgen: wesentliche Bestandtheile der „Lehrjahre“ sehen wir bereits im „Werther“ vorgebildet. Zunächst die Erziehung durch die Frauen. Werther übt wie Wilhelm auf weibliche Herzen eine starke Anziehung. Gleich zu Anfang sehen wir ihn peinlichen Verhältnissen entflohen: „Waren nicht meine Verbindungen recht ausgesucht vom Schicksal, um ein Herz wie das meinige zu ängstigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unschuldig! Könnst’ ich dafür, daß, während die eigensinnigen Reize ihrer Schwester mir eine angenehme Unterhaltung verschafften, eine Leidenschaft in dem armen Herzen sich bildete? Und doch — bin ich ganz unschuldig? Hab’ ich nicht ihre Empfindungen genährt? Hab’ ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns so oft zu lachen machten, so wenig lächerlich sie waren, selbst ergötzt? Hab’ ich nicht — o was ist der Mensch, daß er über sich klagen darf!“ Daneben steht die trauernde Verehrung für eine dahingegangene Jugendfreundin: „Ach, daß die Freundin meiner Jugend dahin ist! … . ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein, als ich war, weil ich Alles war, was ich sein konnte. Guter Gott! Blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenützt? Könnst’ ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dein mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze. . .? Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung.“ Er kommt auf dieselbe am Schlüsse noch einmal zurück: „Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner Hülflosen Jugend; sie starb und ich folgte ihrer Leiche …. ich stürzte neben das Grab hin — ergriffen, erschüttert, geängstet, zerrissen mein Innerstes; aber ich wußte nicht, wie mir geschah — wie mir geschehen wird. Sterben! Grab! Ich verstehe die Worte nicht!“ Eine tändelnde Unterhaltung findet Werther an der amuthigen Pfarrerstochter Friederike, der Verlobten eines eifersüchtigen Liebhabers, in der sich eine leise Neigung zu dem warmherzigen Werther emporstiehlt. Die verdrießliche Miene des Bräutigams veranlaßt Werther zu einer unwilligen Predigt gegen die üble Laune, und sich immer tiefer in die Leidenschaft hineinredend, malt er zuletzt eine erschütterender Scene ans, die er selbst erlebte: „Wehe denen, die sich der Gewalt bedienen, die sie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm selbst

hervorkeimen! Und wenn die letzte, bangste Krankheit dann über

das Geschöpf herfällt, das Du in blühenden Tagen untergraben Haft, und sie nun daliegt in dem erbärmlichsten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel sieht, der Todesschweiß auf der blassen Stirne abwechselt, und Tu vor dem Bette stehst wie ein Verdammter, in dein innigsten Gefühl, daß Du nichts vermagst mit Deinem ganzen Vermögen, und die Angst Dich inwendig krampst, daß Du Alles hingeben möchtest, dem untergehenden Geschöpfe einen Tropfen Stäkung, einen Funken Muth einflößen zu können!“

Werther spricht aus eigener Erfahrung, von einer Liebe, bei der er sich schuldig fühlte. Auf ein ähnliches tiefschmerzliches Erlebniß deutet im Gespräche mit Albert über den Selbstmord die Erzählung von dem Mädchen, das aus betrogener Liebe den Tod im Wasser suchte. Endlich das Fräulein von B., deren schwärmerisches Herz sich aus der steifen Umgebung ihres Standes hinaussehnt und sich innig von dem jungen Werther angezogen fühlt. Ihm geht immer das Herz auf, wenn er sie sieht, und er verphantasiert mit diesem „süßen Geschöpf“ manche Stunde in ländlichen Szenen von ungemischter Glückseligkeit. Eine Anzahl anderer weiblicher Gestalten — die adels stolze Tante, Lottens Base und ihre Freundinnen — gleiten nur wie Schatten vorüber. Wir erkennen also schon im „Werther“ deutliche Ansätze zu einem Plane, den Helden durch eine Reihe wechselvoller Verhältnisse zu den verschiedenartigsten Frauennaturen in Unruhe, schwankender Leidenschaft, Glück, Eifersucht, Schuld und Reue zu sittlicher Läuterung hindurchzuführen. Goethe selbst deutet in „Dichtung und Wahrheit“ darauf hin, als er von den Symptomen des Lebensüberdrusses spricht: „Nichts aber veranlaßt mehr diesen Ueberdruß, als die Wiederkehr der Liebe. Die erste Liebe, sagt man mit Recht, sei die einzige: denn in der zweiten und durch die zweite geht schon der höchste Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Emigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt, ist zerstört, sie erscheint vergänglich wie alles Wiederkehrende.“ Der Plan kam aber im „Werther“ nicht über solche Ansätze hinaus: Die eine Herzenstragödie ergriff den Dichter so mächtig, daß sie der beherrschende Mittelpunkt wurde, und alle andern Fäden ließ er fallen.

Man ist deshalb leicht geneigt, den „Werther“ geradezu im Sinne einer Liebesträgödie aufzufassen. Davor warnen Goethes eigene Worte: „darin ich einen jungen Menschen darstelle, der niit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrütet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt.“ (An Schönborn, Juni 1774). Die unglückliche Leidenschaft ist also nur ein Hinzutretendes: Werthers verhängnißvolle Schwäche ist seine in’s All verfließende Naturempfindung; und indem er zu der Einsicht gelangt, daß die „moralischen Epochen“ ebenso wechseln wie die Jahreszeiten, daß alle Erscheinungen des Menschenlebens auf- und niederwandeln, ohne daß er sie festzuhalten wüßte, bietet ihm auch das Leben keinen Halt mehr, zugleich beraubt ihn sein aufgeregtes Blut der Selbstkenntniß, seine Fehler bleiben ihm verborgen, und so ist denn seine Existenz schon untergraben, ehe er den einzigen Besitz, der ihm aus diesem Schiffsbruch zurückgeblieben, sein überwallend Herz, auf eine letzte Karte setzt, die verlieren muß.

Bevor ich weiter gehen kann, muß ich hier dem „Faust“ eine längere Betrachtung widmen. „Der Faust entstand mit meinem Werther“, sagte Goethe zu Eckermann am 10. Februar 1829. In der That läßt sich nachweisen, daß beide Werke auf den nämlichen Grundelementen ruhten, daß nur der Ausbau sich in verschiedenem Sinne vollzog.

Faust wollte die Wahrheit in der Forschung finden — umsonst; dem Dürstenden öffnete sich keine Quelle, von den höchsten Mthseln wollte keins sich lösen. Verzweiflung faßt ihn und ein Ekel vor aller Büchergelehrsamkeit. wie ihn auch Werther empfindet. Eine ungebändigte Lebensfülle, eine heiße Sehnsucht nach Natur und thätiger Wirksamkeit, vom strengen Zwange der Forschung mühsam niedergehalten, überfluthet sein Herz. Aus der Welt, die ihn bis dahin eingeschlossen, weht es ihn an wie Moderhauch, und des Bollmonds sanftes Leuchten lockt ihn hinaus, die unmittelbare Unterweisung der Natur zu genießen. Der Dichter — gebunden an den überlieferten Stoff des 16. Jahrhunderts — vermochte das nur symbolisch vorzuführen: Faust ist im Besitze der Magie und befragt das Zeichen des Makrokosmus. Er sieht die wirkende Natur vor feiner Seele liegen, wie Alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem Andern wirkt und lebt.- ein neues heiliges Lebensglück fühlt er durch die Adern glühen. Das ist aber ganz die Stimmung Werthers: „Durch die Adern der Natur, zu fließen und schassend (d. h. schassendes) Götterleben zu genießen“, „Erd’ und Himmel wonniglich ummassen, zu einer Gottheit sich ausschmellen lassen, der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen, alle sechs Tagewerk’ im Busen fühlen“. Ebenso lechzt auch Werther nach einem Tropfen der Seligkeit jenes Wesens, das Alles in sich und durch sich hervorbringt. Ein dithyrambischer Ausfluß der gleichen Stimingung ist das Gedicht „Ganymed“, das sich nach von Loepers treffender Bemerkung gleichsam wie eine Rhythmisirung des zweiten Briefes im „Werther“ ausnimmt.

In dem gleichen titanischen Naturempfindeu wurzelt „Wanderers Sturmlied“, und vereinzelt klingt derselbe Grundton auch durch andere lyrische Accorde jener Zeit, so im „Felsweihegesang an Psyche“: „Wo meine Brust hier ruht, an das Moos mit innigem Liebesgefühl sich athmend drängt“, oder in dem Gedicht von der Schmeizerreise: „Und herrlich rings ist die Natur, die mich am Busen hält.“ Noch am 20. Mai 182« schrieb Goethe an Zelter von dem „mährhaft enthusiastischen“ Liede „Weltseele“: „Es ist seine guten 30 Jahre alt und schreibt sich aus der Zeit her, wo ein reicher jugendlicher Muth sich noch mit dem Universum identisicierte, es auszufüllen, ja in seinen Theilen wieder hervorzubringen glaubte.“ Das Gedicht entstand aber erst 1801, zu einer Zeit also, wo Goethe ein solches Naturgefühl längst überwunden hatte; und dennoch, wenn mir von Form und Vers absehen, meinen wir hier deutlich den jungen frankfurter Goethe zu hören. Es erklärt sich dadurch, daß ihm am Ende des Jahrhunderts feine Jugendzeit wieder nahe gebracht wurde durch die Schellingsche Naturphilosophie, welche ihrerseits von dem jung-goethischen Naturemvsinden ihren Ausgangspunkt genommen hatte. Jedenfalls hat Goethe mit den angeführten Worten das Charakteristische einer früheren Lebens epoche bezeichnet, dem er dann im zwölften Buche von „Dichtung und Wahrheit“ den bekannten Ausdruck gab: „Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das Aeußere liebevoll zu betrachten und alle Wesen, voin menschlichen an, so tief hinab, als sie nur faßlich fein mochten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur, und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen in’s Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden, oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich auf’s innigste berührte.“

Die Verwandtschaft des Naturgefühls in „Werther“ und „Faust“ ist daraus wohl hinreichend deutlich geworden; ich kann zu dem Anfangsmonolog zurückkehren. Auch Faust sieht sich, wiederum wie Werther, von der Natur zurückgewiesen: „Welch Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur! Wo faß’ ich dich, unendliche Natur, euch Brüste wo?“ Unwillig wendet er sich ab und dem vollen irdischen Leben zu. Das Zeichen des Erdgeistes, des Weltenund Thatengenius, schwellt seine Kraft höher; er fühlt Muth sich in die Welt zu wagen, der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen, mit Stürmen sich herumzuschlagen und in des Schiffsbruchs Knirschen nicht zu

zagen. Doch wie vermöchte ein Einzelner die überwältigende Fülle des Geschehens in sich aufzunehmen, dem Geiste der Weltgeschichte unmittelbar in's Antlitz zn fchauens Fausts titanisches Schöpfergefühl fühlt sich dein Erdgeiste verwandt, aber er vermag das Riesengroße des Anblicks nicht zu ertragen, und auf's Neue sieht er sich in sein Nichts zurückgeworfen: „Du gleichst den? Geist, den Du begreifst, nicht mir!“ An diesem Punkte, auf den der ganze und — für mein Gefühl — durchaus in einem Zuge hingeschriebene Monolog in mächtiger Steigerung hindrängt, an diesem Punkte finde ich das Problem bezeichnet, welches Goethe im „Faust" wie iin „Werther" ursprünglich vorschwebte. Der Monolog entrollt ein großartiges Lebensbild: Der geniale Mensch in seinem Schaffensdrange, seinem quälenden Wissensdurst« steht vor uns; er fühlt wie Werther eine ungeheure Lücke im Busen und sehnt sich schmerzlich sie auszufüllen. Nach drei Richtungen hat er es versucht, und durch den einfachen, aber echt dichterischen Kunstgriff des symbolischen Bildes gelingt es Goethe in dem Rahmen des Monologs drei sich ablösende Lebensepochen vorzuführen. Die eracte Forschung scheint zunächst die sicherste Gemähr der Erkenntnis; zu verbürgen — sie führt zu dem niederschlagenden Ergebnis „daß wir nichts wissen können"; der enttäuschte Forscher wendet sich in inbrünstiger Liebe der Natur zu, aus ihren Mutterbrüsten Weisheit zu trinken und Weltenschöpfergesühl — doch die Uebermacht der Erscheinungen treibt ihn zurück wie Werther; da stürzt er sich in die Fülle der Welt, in die Mitte des handelnden Lebens, sein Muth mächt, das Schaffen ist seiner Feuernatur gemäß — aber alsbald muß auch er zu der schrecklichen Erkenntnis? Werthers kommen, daß das Niesengesicht des Weltlebens seine Züge beständig wechselt, wie Natur ihre Jahreszeiten. „Die Gnade der Großen, die Günst der Gewaltigen, die Förderung der Thätigen, die Neigung der Menge, die Liebe der Einzelnen, Alles wandelt auf und nieder, ohne daß wir es festhalten können, so wenig als Sonne, Mond und Sterne." Dieser riesige Kreislauf des Lebens, so ganz unsrer Berechnung, unserm Einfluß entzogen, hat etwas Erschreckendes: auch hier sieht sich Faust machtlos. Dem Verzweifelten bleibt kein Ausweg, als jener, auf dem auch Werther das Heil sucht: der Selbstmord. Aber Faust sollte nicht wie Werther enden: mit den Worten des Erdgeistes war das Problem gegeben. Der Erdgeist als Welt- und Thatengenius stellt den Inbegriff alles Werdens und Geschehens dar, welcher das gesammte Sein in Natur, Leben und Geschichte in sich faßt, also den ganzen Kreis, in den die Menschheit gestellt ist, in dem sie zu wirken hat. Der Geist, den Faust begreifen soll, ist also nichts Anderes als der Erdgeist selbst. Doch wie soll er ihn begreifen lernen? Wo ist der Weg, der zum Heile führt? Der junge Goethe konnte damals nur eine einzige Antwort geben: dieser Weg heißt — die Kunst.

Ich kann den Beweis für diese Behauptung, welche eine Vennuthung Scherers in einem größeren Zusammenhange wieder aufnimmt, nicht antreten, ohne eine Uebersicht über die damalige Conception des Faustplans zu geben; auf Fragen der Chronologie kann ich mich dabei nicht weiter einlassen.

Der Monolog macht die Voraussetzung, daß Faust — auf allen Wegen, die ihn der Wahrheit näher zu führen schienen, gleichmäßig zurückgetrieben — mit dem Gefühle völliger Verzweiflung in der Brust in die trübe Enge des Studierzimmers zurückgekehrt ist. Noch einmal zieht er die Summe seines Daseins, zugleich für den Zuschauer exponierend; und mit unnachahmlicher Kunst ist es Goethe gelungen, diese Exposition vergangener Zustände mit dem Zaubrer des vor fernern Augen sich Vollziehenden, unmittelbar Gegenwärtigen zu umkleiden. Als die Situation ihren symbolischen Höhepunkt erreicht hat, tritt Wagner ein, und die kleingeistige Beschränkung des „trocknen Schleichers" giebt erst den rechten Maßstab für die hoheitsvolle Größe des Mannes, den wir doch eben im trostlosen Gefühle seiner Ohnmacht zusammenbrechen sahen. Wir ahnen: dieser Faust kann nicht untergehen. Wagner geht, und Faust überläßt sich aufs Neue quälenden Gedanken, die ihm am Ende nur einen Ausweg zeigen: den Selbstmord. Die Conception dieser Scene fällt noch in die Wertherperiode, in jene Zeit, der „eigentlich aus Mangel an Thaten, durch übertriebene Forderungen an sich selbst das Leben verleidet war." Das Bild vom Wunne, der den Staub durchwühlt, klingt bekanntlich schon in einem Bries an Riese vom 28. April 1766 an. Die bekannte Sentenz: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen" nimmt einen Gedanken des „Prometheus" auf: „Wie vieles ist denn dein? Der Kreis, den ineine Wirksamkeit erfüllt"; zu vergleichen ist aus „Künstlers Erdewallen": „Wo mein Pinsel dich berührt, bist du mein." Ich finde auch die Verse 638f.: „Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle, Erstarren in dem irdischen Gewühle" in dem 1773 entstandenen Gedichte „An Lottchen" wieder: „Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden Schwankt das leichtunruhige Gefühl; Wir empfinden, und was wir empfunden Spült hinweg das bunte Weltgewühl." Wagners Worte V. 598f.: „Doch morgen als am ersten Ostertage, Erlaubt mir ein' und andre Frage" fehlen im Fragment von 1790 noch; man darf daraus schließen, daß der melodramatische Ausgang der Scene damals noch nicht beabsichtigt mar. In der That, nachdem die heiligen Osterklänge, aus dem Paradiese der Kindheit herüberwehend, den Lebensmüden der Erde zurückgegeben, nachdem er sich auf dem Osterspaziergang dem thätigen Treiben der Wirklichkeit in offner Heiterkeit wieder zugewendet, nachdem sein beruhigtes Gemüth die Sammlung gefunden den Grundtext aufzuschlagen und an der Quelle der Offenbarung zu neuem Aufschwünge zu erstarken — nach alledem berührt es seltsam, ihn in der folgenden Scene in der gleichen Selbstmordstimmung wiederzufinden. Der Osterspaziergang in seiner jetzigen Gestalt gehört allerdings einer späteren Periode an; daß seine Conception noch in die frankfurter Zeit fällt, beweisen aber die bekannten Ähnlichkeiten mit dem Briefe an die Gräsin Stolberg vom 3. August 1775. Damals sollte die Scene indeß eine andere Stelle haben, wie ich gleich zeigen werde. Die folgende Scene knüpft mit der Pudelbeschwörung an ein Motiv aus „Trüber Tag. Feld" an, welches hier nur als eine zufällige Erinnerung an das Volksbuch Hineingerathen mar. Beide Scenen sind viel späteren Ursprungs: diezweite Scene im Studirzimmer ist die natürliche Fortsetzung des Monologs bis zum Ergreifen des Giftbechers: wie ihn vorhin das Eintreten Wagners unterbrach, so jetzt das Erscheinen des Mephistopheles. Beide Male ist an den Monolog Mahomets zu erinnern, der durch die Dazwischenkunft der Halima unterbrochen wird: „Halima! O daß sie mich in diesen glückseligen Empfindungen stören muß!" Mephisto ist noch nicht der höllische Versucher, noch weniger ein Sendling des Erdgeistes (der doch nur als poetische Symbolisirung, nicht als ein handelndes oder Vollmacht ertheilendes Wesen zu fassen ist*): es ist der vaktirende Teufel des

*) Durch Fausts Worte in „Trüber Tag": „Großer, herrlicher Geist . . . warum muhest Du mich an den Schandgcselten schmieden . . .?" wird das nicht widerlegt. Ich erinnere an die im ersten Buche des „Wilhelm Meister" auftretende Betrachtung, nach der das Gewebe der Welt aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet sei, eine 'Aristotelische Lehre, die Goethe, wie ich ci. a. O. zeigen werde, durch Wicland vermittelt wurde. Auch in „Faust" klingt der Ton an, den wir oben im „Werther" wie im Mittelraße, der dienende Gesellschafter, der allerlei spukhafte, übernatürliche Künste lehrt und sich dafür die Seele verpfänden läßt: „Ich will mich hier zu Deinem Dienst verbinden, Auf Deinen Wink nicht rasten und nicht ruh'n; Wenn wir uns drüben wiederfinden. So sollst Du mir das Gleiche thun." Es ist ein Vertrag ganz im Sinne des Volksbuchs; etwas dem Hintergrund einer Wette auch nur entfernt Aehnliches fehlt.

Von dieser Scene wie von dem voraufgehenden Monolog waren offenbar nur einzelne Versreihen aufgeschrieben, wodurch sich ihr Fehlen in den? Göchhausenschen Faustmanuskript leicht erklärt. Zu V. 1542 f.: „Damit du, losgebunden, frei Erfahrest was das Leben sei" ist mit Neckt an „Satyros" erinnert worden: „Und nun ledig des Drucks Gehäufter Kleinigkeiten, frey Wie Wolken, fühlt, was Leben seu!" (Der junge Goethe III, 481). Und wenn Faust „sein eigen Selbst zu einer Welt erweitern" möchte (V. 1774), so deutet das auf jene Zeit, wo auch Prometheus fragte: „Vermögt ihr mich auszudehnen, zu erweitern zu einer Welt?", den Gedanke, der auch am Schlüsse von „Künstlers Abendlied" und in verwandten Wertherschen Anschauungen wiederkehrt. Auf die in die Augen springende Beeinflussung der Verse 1830^34 durch eine Herdersche Aeußerung in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" von 1772 hat Scherer hingewiesen (Aus Goethes Frühzeit S. 69). Im Uebrigen tragen beide Scenen deutliche Anzeichen späterer Entstehung. Des Mephistopheles Worte: „Und doch hat jemand einen braunen Saft In jener Nacht nicht ausgetrunken" (V. 1579) passen natürlich nicht zu der ursprünglichen Situation, nach der Mephistopheles unmittelbar durch sein Eintreten den Selbstmordversuch hinderte*). Fausts leidenschaftlicher Ausbruch, der dem Rest von kindlichem Gefühle flucht, welcher ihn schwächlich zurückgehalten, setzt die später entstandene melodramatische Fortführung des Monologs mit den Osterliedern voraus. Der Geisterchor trägt den Charakter einer jüngeren Zeit, und V. 1635 „Hör auf mit deinem Gram zu spielen"

„Wilhelm Meister" wiederfanden: Das Lavirende, Abwartende, die „Dumpfheit" in der ^cbenssührung, die sich gerne dem Zngc ihrer Neigungen überläßt, der am Ende stets zum guten Ende leitet und allmählich — in stoischem Sinne — die rü/-^ als eine 7cp6v51« verehren lehrt. Aber daneben regiert auch die starre Nolhwndigkeit: was unsrer Natur widerstrebt, unsrer Neigung zuwiderläuft, tritt gleichwohl au uns heran ohne dafz wir uns seinem Einfluß zu entziehen vermöchten. Die Erkenntnis; das; zwischen beiden die Vernunft zu vermitteln habe, ist auch Wilhelm Meister noch nicht aufgegangen. Beide Seiten des Daseins weisen aber auf die „unfühlnde" Natur als ihren Ursprung, den der jugendliche Faust-Goethesche Pantheismus eben nur unter dem Bilde des Erdgeistes vorstellen konnte.

*) Die gleiche Ansicht wurde im Anschluß an Scherer (Aus Goethes Frülizcit S. 85) neuerdings von Hnthcr ausgeführt (Die verschiedenen Pläne im ersten Theile von Goethes Faust. Cottbus 1887 S. 26 ff). Beide stützen sich mit Necht aus Mephistos Worte in „Wald und Höhle": „Und Würrich nicht, so wärst Du schon Bon diesem Erdball abspaziert".

schließt sich so unglücklich an, daß sich die Verse 1572—1634 nothmendig als eine spätere Interpolation ergeben. Selbstverständlich fällt auch das Folgende, soweit es den Vertrag mit einer Bedingung verknüpft, also aus dem alten traditionellen Teufelspakt eine Wette macht, in eine viel jüngere Zeit.

Mephistopheles weiß Faust von der menschlichsten Seite zu fassen, bei jener unverlierbaren „derben Liebeslust", die an die Welt sich hält mit klammernden Organen. Faust hatte das Leben durchstürmt, sein schwellendes Schöpsergefühl wollte das Ganze titanisch in sich fassen und in sich neu gebären, aber der unendliche Kreislauf, die Fülle der auf- und niedersteigenden Erscheinungen trieb ihn auf sein friedloses Selbst zurück: Alles scheint sich ihm höhnisich zu entziehen, nichts vermag er festzuhalten. Jetzt gesellt sich Mephisto zu ihm, der meltkundige Führer; er regt den Trieb zum Genieinen, zum Haften am Irdischen in ihm auf, er sucht ihn durch Aussichten auf die Behaglichkeiten des Genusses zu locken, er leitet seine Empfindung aus dem Großen auf das Einzelne, er giebt seinem hochfliegenden Streben Maß und Ziel (vgl. V. 1760), er lehrt ihn in der Beschränkung Befriedigung zu suchen, er lehrt ihn den Augenblick erfassen. Faust greift mit beiden Händen zu: „Ich habe mich zu hoch gebläht; In deinen Rang gehör' ich nur. Der große Geist hat mich verschmäht. Vor mir verschließt sich die Natur. Des Denkens Faden ist zerrissen, Mir ekelt lange vor allem Wissen. Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit Uns glühende Leidenschaften stillen! In undurchdrungnen Zaubershüllen Sei jedes Wunder gleich bereit!" Jn's Rollen der Begebenheit will er sich stürzen, dem Taumel sich weihen, dem schmerzlichsten Genuß, „verliebtcm Haß, erquickendem Verdruß", mit seinein Geist das Höchst' und Tiefste greifen, Wohl und Weh der Welt auf seinen Busen häufen und am Ende zerscheitern wie sie. Es ist der Rückzug der Verzweiflung, die die letzte Brücke hinter sich abbricht; Betäubung im Genuß ist seine Loofung, dazu läßt sich der Teufel trefflich brauchen, und am Ende — was kümmert ihn das Drüben? Aus dieser Erde quillen seine Freuden: er überliefert sich dem Mephistopheles um jeden Preis, von einer Bedingung kann keine Rede sein.

Der Vorwurf war ein ungeheurer; er verlangte eine bunte Folge verschiedenartigster Bilder, eine wechselvolle Reihe edler und gemeiner, düstrer und freundlicher, phantastischer und spukhafter, aber immer bedeutender Abenteuer, etwa nach Art der Romanbücher des siebzehnten Jahrhunderts, nur daß hier das Interesse nicht an den Episoden zu haften, sondern sich unausgesetzt auf den Helden zu richten hatte, der durch solche sich mannigfach verschlingenden Schicksale den Weg zum Heile finden sollte. In der Scene „Trüber Tag, Feld" spricht Faust von „abgeschmackten Freuden", in denen ihn Mephistopheles einwiege. Goethe führte nur Weniges davon aus, weil die Gretchenevisode ihn ganz in Anspruch nahm und ihm unter den Händen zu einer eigenen Tragödie von siebzehn Scenen ausmuchs. Daneben stellte er eine Reihe lose verknüpfter Bilder, von denen er aber nur drei vollendete: die Scene zwischen Mephistovheles und den: Schüler, welche allerhand ernsthafte und lockere Erinnerungen des Leipziger Studenten mit humoristischem Behagen verarbeitete, „Auerbachs Keller" und die blitzartig vorübergleitende kleine Scene auf der Landstraße vor dem Kreuze. Beabsichtigt und in einzelnen Versen auch bereits skizziri waren aber schon damals: 1) der Spaziergang, welcher meines Erachtens den Uebergang zu der ersten Begegnung mit Gretchen bilden sollte; 2) die Walpurgisnacht — die Scene „Nacht. Offen Feld" deutet darauf hin, und I. F. Löwens „Walpurgisnacht" war schon 1756 erschienen (vgl. Dichtung und Wahrheit 6. Buch, Hemvel 21, 24) —; und 3) die Scene am Kaiserhofe mit dem Goldspuk und der Beschwörung der Helena, in denen sich nach Schröer deutliche Einflüsse des Hans Sachs nachweisen lassen. Die Eonception der Helena fällt nach des Dichters eigener Angabe vor das Jahr 1776. In welchem Sinne mar sie damals gedacht? Die Frage läßt sich nicht beantworten ohne eine zusammenfassende Erörterung der kunstphilosophischen Ansichten, welche Goethe in jenen Jahren beschäftigten. Ich will sie möglichst mit Goethes eigenen Worten vorzuführen suchen.

Die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt weist auf eine höchste Einheit hin, auf ein letztes Glied, in dem sich die ungeheure Kette wie in ihrem Endziel zusammenschließt: das letzte Product der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. „Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in eincin großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gemährt: dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Siemen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordnen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?" Ich nehme diesen Satz aus Goethes „Winkelman" und halte jetzt eine Aeußerung von 1778 daneben, die erst in dieser Beleuchtung recht verständlich wird: „Genuß, dieses unerklärbare Herumdrehen, Schweben, Aufgelöstliegen in einer Empfindung — das ist, wie wir glauben, der Zweck, oder vielmehr der Endpunkt alles dessen, was in dem Menschen ist. Das übrige ist nur Werkzeug, und die angenehme Empfindung, die mit der Besizung dieses Werkzeugs verknüpft ist; die nicht so wohl Genuß ist, als Freude über die Möglichkeit des Genusses, Aussicht dahin, Ahndung." (Franks, gel. Anz. Seufferts Neudruck 517,15). Und dieser höchste Genuß fließt aus der hingebenden Liebe zu Natur und Menschenwelt. Aber die Natur ist „unfühlend", der Mensch hat von ihr keine Gegenliebe zu hoffen. „Was wir von Natur sehn, ist Kraft, die Kraft verschlingt, nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tausend Keime zertreten jeden Augenblick, tausend geboren, groß und bedeutend, mannigfaltig in's Unendliche; schön und häßlich gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander existirend" (a. a. O. 667, 22). So steht der Mensch der unendlichen Natur, aus die er doch angewiesen ist, eigentlich hilflos gegenüber, aber „sie härtet, Gott sei Dank, ihre echten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel ab, die sie ihnen unablässig bereitet, so daß wir den den glücklichsten Menschen nennen können, der der stärkste wäre, dem Uebel zu entgegenn, es von sich zu weisen und ihm zum Trutz den Gang seines Willens zu gehen. Das ist nun einem großen Theil der Menschen zu beschwerlich, ja unmöglich; daher retiriren und retranchiren sich die meisten, sonderlich die Philosophen" (ebenda 666, 36). In der That hat es vorzügliche Geister gegeben, die eine Art Scheu vor dein wirklichen Leben empfanden und, in sich zurückgezogen, „sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen und auf diese Weise das Vortrefflichste, nach innen bezüglich, zu leisten" versuchten. Aber solche Abkehr vom Wirklichen kann nur zu Jrnthümern und verderblichen Grillen ausschlagen. Der gesunde Mensch muß ein Verhältniß zur Natur suchen, er muß sich ihren Wirkungen aussetzen, sich gegen ihre Ueberkraft sicher stellen, und das gelingt ihm durch die Kunst. Jener „stärkste Mensch", der zugleich der glücklichste zu heißen verdient, ist der Künstler. „Die Kunst ist gerade das Widerspiel der Natur; sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten" (a. a. O. 667, 27). Darum darf aber die Kunst auch nicht Nachahmung der Natur sein, das würde ja den Gegensatz aufheben: „wir glauben überhaupt, daß das Genie nicht der Natur nachahmt, sondern selbst schafft wie die Natur" (a. a. O. 514, 8). Die Kunst muß mit der Natur wetteifern, ja sie zu überbieten suchen, indem sie Werke hervorbringt, die zugleich natürlich und übernatürlich wirken. Wie vermag sie das?

Die Aesthetik der Geniezeit verschmähte die Definitionen; sie ruhte allein auf dem Gefühl der „inneren Schöpfungskraft". Der junge Goethe vergleicht die Schönheit gelegentlich mit Dämmerung und nennt sie etwas Unbegreifliches; der Satz „schön ist, was wir als schön empfinden" wird in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 einmal als „die einzige beste Erklärung des Schönen" bezeichnet. Als die schaffende Kraft im Künstler sah man „das aufschwellende Gefühl der Verhältnisse" an. Nur die Natur allein bildet den großen Künstler. Es galt durch die Fülle der Erscheinungen das beschränkte Selbst zu einer Ewigkeit zu erweitern, bis das drängende Gefühl bildend in die Fingerspitzen drang oder durch das Herz hindurch „zum Griffel schmachtete." Die Welt liegt vor dem Künstler „wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er sich des Geschaffenen freut, auch alle die Harmonien genießt, durch die er sie hervorbrachte und in denen sie besteht." (D. junge Goethe 3, 690). Dieses titanisch durch die Seele webende Gefühl, „das sich nach und nach zum verstandensten Ausdruck drängt, ohne durch die Erkenntnizkraft durchgegangen zu sein", führte allerdings zur Mißachtung der Form, und Goethe behauptete geradezu (d. j. G. 3, 687), jede Form, auch die gefühlteste, habe etwas Unwahres. Aber damit erhob sich auch eine der wichtigsten Forderungen, die nach der Natürlichkeit des Kunstwerkes: wer schaffen will, der soll auch erleben. Vor Allem die Necensionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen betonen diese Forderung mit allem Nachdruck. Die bekannteste dieser Stellen muß ich gleichwohl ganz hierher setzen: „Laß, o Genius unsers Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der voller

Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter mäe, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neusten mannigfaltigsten Reihen vorzutanzten; den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reize ausstellten; dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losriß, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungne und erlogne Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscenzen mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorskottete: des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genug thun. Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld — laß ihn ein Mädchen finden seiner merth! Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreis häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat, die Lieblich, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule giengen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend, mitgeborenen Wohlstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt: ein Herz, das jung und warm wie sie, mit ihr nach ferner« verhülltem Seligkeiten dieser Welt ahndete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldnen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte — laß die Beiden sich finden; beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnden, was jedes sür einen Inbegriff von Glückseligkeit

in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lall er ahndend und hoffend und genießend was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thronen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin. Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herummallen."

So oft ich diese Stelle las, hatte ich immer die gleiche Empfindung: es ist damit ein bestimmter Plan angedeutet, dessen Umrisse damals Goethe vor Augen standen. Er entwirft ein Selbstportro.it; aber zugleich schweben ihm die Grundrisse eines Romans vor, dessen Held in schwankender Leidenschaft durch die vielartige Schule der Frauen geht und am Ende von einer idealen Weiblichkeit, die hier den Zügen der Kestnerschen Lotte nachgebildet ist, sich in sanfte Fesseln schlagen läßt. Oben habe ich gezeigt, daß im „Werther" unverkennbare Ansätze zu einem derartigen Plane vorhanden sind. Zugleich meine ich aber mit Julian Schmidt, daß Goethe auch für den „Faust" damals eine solche Absicht hatte. Ein Faust, der „in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften stillen, dem Taumel, dem schmerzlichsten Genuß sich weihen" will, der von Begierde zu Genuß taumelt und im Genuß nach Begierde verschmachtet, wie hätte ihn Goethe anders darstellen wollen? Freilich wird das immer nur eine Vermuthung bleiben, aber meines Erachtens eine sehr wahrscheinliche. Bestimmtes wissen wir nnr von Gleichen und Helena; höchstens das schöne Weib, nach dessen süßem Leib Faust eine wilde Begierde verzehrt („Wald und Höhle"), ließe sich noch als Nest eines solchen Planes geltend machen. Ich möchte aber ineine Annahme noch durch eine weitere Aeußerung Goethes stützen, in der ich einen Hinweis auf den damaligen Faustplan sehe, wodurch sich auch für die ursprüngliche Conception der Helena ein Anhalt ergeben wird. Ich meine den Schluß des Aufsatzes „Von Deutscher Baukunst" (D. junge Goethe 2, 213): „Heil dir, Knabe! der du mit einem scharfen Aug' für Verhältnisse geboren wirst, dich mit Leichtigkeit an allen Gestalten zu üben. Wenn dann nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht, und du jauchzenden Mischengenuß nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlst; das muthige Geschrei des Winzers, wenn die Fülle des Herbsts seine Gefäße anschwellt, den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müßige Sichel hoch in den Balken geheftet hat; wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinsel lebt, du gestrebt und gelitten genug hast, und genug genossen, und satt bist irdischer Schönheit, und werth bist auszuruhen in dem Anne der Göttin, werth an ihrem Busen zu fühlen, was den vergötterten Hercules neu gebar; nimm ihn auf, himmlische Schönheit, du Mittlerin zwischen Göttern und Menschen, und, mehr als Prometheus, leite er die Seligkeit der Götter aus die Erde!"

Ich meine, daß man diese Stelle nicht ganz versteht, wenn man nicht den Faust vor Augen hat. „Verhältnisse" ist ein Lieblingsausdruck des jungen Goethe, der aus seiner lebhaften Beschäftigung mit bildender Kunst stammt. Er desinirte ja die Kunst überhaupt als „das aufschwellende Gefühl der Verhältnisse." Faust ist zum Künstler geboren; er fühlt diese schöpferische Anlage, ohne ihr genügen zu können. Nachdem er die Welt in fruchtloser Unbefriedigung durchstürmt hat, tritt er, von ergebnisloser mühevoller Forschung krank, unter Mephistos kundiger Führung hinaus in die bunte Mitte des Lebens; um ihn erwacht nach und nach „Freude und jauchzender Mischengenuß", das fröhliche Lärmen der Winzer und der Schnittertänze. Es ist Faust auf dem Spaziergang, eine Scene, die in ihrer damaligen Conception — skizzirt wurde sie erst in den ersten Augusttagen 1775 — den Uebergang zu den Gretchenscenen bilden sollte. Auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt sind ja die Tänze geblieben, wenn auch weder von Winzern noch von Schnittern mehr die Rede sein konnte, sobald die spätere Gestaltung des Selbstmordmologes das Osterfest in die Scene eingeführt hatte. Nachdem das frohe Mischentreiben Faust wieder in seine Kreise gezogen, nachdem die „gewaltige Nerve der Begierden und Leiden" wieder in ihm wach geworden, nachdem er „gestrebt und gelitten" und „irdische Schönheit" voll gekostet — und damit ist wiederum die Erziehung durch die Weiblichkeit einbegriffen — ist er würdig im Arme der „himmlischen Schönheit" auszuruhen wie der vergötterte Herakles. Wir sehen, woher Goethe den Gedanken der Apotheose nahm: wie Herakles von Athene dem Himmel zugeführt in der Umarmung der Hebe einer unsterblichen Jugend und der Ewigkeit göttlicher Freuden genießt, so sollte Faust im Arme der Helena der „himmlischen Schönheit" eines verklärten Daseins theilhaftig werden. Und wie Herakles mit Hebe zwei Söhne gebar, Aleriares und Aniketos (d. i. der Abwehrrer alles Bösen und der Unbesiegbare), durch die sich der Segen seines Lebensgewinnes dem nachlebenden Geschlechte der Menschen mittheilte, so sollte aus der Umarmung der Helena*) als ein Vermächtnis; Fausts an die Nachwelt Euphorion entsproßen, den ich als einen symbolischen Ausdruck der bekannten Verse fasse:

Ten» was ein guter Mensch erreichen kann,

Ist nicht im engen Naum des Daseins zu erreichen.

Drum lebt er auch nach seinem Tode fort

Und ist so wirksam als er lebte.

Und damit hatte Faust mehr geleistet, als Prometheus. Der Grundzug des Prometheus ist titanischer Trotz: er stellt sich den Göttern gleich, ohne ihrer zu achten, er bedarf ihrer Macht nicht. Faust sollte diesen Zwiespalt zweier getrennten Welten aufheben: er sollte die Poesie

*) Dafz Faust mit Helena einen Sohn Justus erzeugte, berichtet auch das Volksbuch; dnsz der Sohn der Helena und des Achill Euphorion hieß, eine fvötgriechische Ueberlieferung.

auf die Eide führen und durch sie den Widerspruch versöhnen, indem er die Menschen zu den Göttern hinaufhob. Im Einzelnen wird das sogleich klar werden, wenn ich jetzt die Betrachtung der junggoetheschen Kunstphilosophie fortsetze.

Zuvor muß ich aber einen Einwand abmehren. Was man meiner Interpretation der besprochenen Stelle entgegenhalten könnte, ist der Ausdruck „wenn die gemaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinsel lebt." Ich bin aber gerade geneigt, in diesen Worten eine Bestätigung meiner Auffassung zu sehen, denn dieser Ausdruck deutet offenbar schon auf den Plan, der dann in „Künstlers Erdewallen" zur Ausführung kam. Ich glaube, daß dies kleine Drama sich aus dem Gedankenkreise des „Faust" 1774 absonderte; schon damals fügte ja Goethe „des Künstlers Vergötterung" hinzu. Die Vergötterung wird hier versinnbildlicht durch die bezaubernde und läuternde Wirkung, die das Kunstmerk der Venus Urania (d. i. der „himmlischen Schönheit") auf die Nachlebenden übt. Faust sollte aber kein Maler, kein Bildhauer, er sollte ein schassender Dichter werden; er war eine Schöpfung jener Jahre, in denen Goethe in seinem „vroductiven Talent" die einzige Stütze erkannte, auf die er „sein ganzes Dasein zu gründen" trachtete.

Unsere Betrachtungen der damaligen Kunstansichten Goethes haben bisher Folgendes ergeben: Natur und Kunst sind getrennte Reiche; das Verhciltniß, in dem der Mensch gegenüber der zerstörenden Kraft der Natur seine Selbständigkeit behauptet, ist die Kunst; die Kunst ahmt die Natur nicht nach, sondern schafft selbst wie diese; sofern der Mensch ein Theil der Natur ist, muß auch das Kunstwerk im Grunde ein Naturmerk sein; aber der Mensch ist zugleich der Gipfel der Natur, eine Welt für sich, die in sich einen neuen Gipfel hervorbringt. So ergeben sich sür das Kunstmerk zwei Forderungen: es muß einmal natürlich, es muß zweitens übernatürlich wirken. Die erste Forderung habe ich bereits besprochen: soll es natürlich wirken, so muß es erlebt sein. Ich wende mich jetzt zu der zweiten: wie kann es übernatürlich wirken?

Eine der schönsten Stellen des „Prometheus" giebt darüber Aufschluß. Als Pandora von wundersamen Gefühlen erschüttert das Wesen jener unbeschreiblichen Sehnsucht zu kennen verlangt, von der sie ihr Herz bewegt fühlt, erwidert ihr Prometheus, einen Augenblick gebe es, in dem alle Wünsche, alle Träume und Hoffnungen zur Erfüllung werden, das sei der Tod. „Wenn aus dem innerst tiefsten Gmnde Du ganz erschüttert alles fühltst Was Freud und Schmerzen jemals dir ergossen, Im Sturm dein Herz erschwillt. In Thränen sich erleichtern will, Und seine Gluth vermehrt. Und alles klingt an dir und bebt und zittert, Und all die Sinne dir vergeh«, Und du dir zu vergehen scheinst Und sinkst. Und alles um dich her versinkt in Nacht Und du, in immer eigenstem Gefühl, Umfassst eine Welt: Dann stirbt der Mensch." Aber nicht der physische Tod ist gemeint: „Wenn alles — Begier und Freud und Schmerz — In stürmendem Genuß sich aufgelöst, Tann sich erquickt, in Wonne schläft, — Tann lebst du auf, auf's jüngste wieder auf. Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren". Die Stelle, zu der man die Scene zwischen Satyros und Psyche (D. junge Goethe 3, 478) vergleichen muß, ist mehrfach mißverstanden worden; Düntzer wollte sogar eine Erinnerung an eine theologische Toctrin des heiligen Augustin darin sehen. Man kann sie nur im Zusammenhang mit Goethes Kunstansichten richtig würdigen. Sie ist eine poetische Verbildlichung der etwa 6 Jahre später geschriebenen Worte: „Leben ist ihre (der Natur) schönste Erfindung, und der Tod in ihr Kunstgriff viel Leben zu haben".

Ich erläutere die Stelle zunächst durch eine Aeußerung Schöllings in dein Aufsatz über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur, welche ganz im Sinne des jungen Goethe ist. „Hat ein jedes Gewächs der Natur nur einen Augenblick der wahren vollendeten Schönheit, so dürfen wir sagen, daß es auch nur einen Augenblick des vollen Daseins habe. In diesem Augenblick ist es, was es in der ganzen Ewigkeit ist: außer diesem kommt ihm nur ein Werden und ein Vergehen zu. Tie Kunst, indem sie das Wesen in jenem Augenblick darstellt, hebt es aus der Zeit heraus; sie läßt es in seinem reinen Sein, in der Ewigkeit seines Lebens erscheinen".

Die gleiche Anschauung spricht Goethe im Anfang seines „Winckelmann" aus: „Das letzte Product der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genonnnen kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei. Tagegen tritt nun die Kunst ein." Welcher Augenblick ist das? Die beiden genannten Scenen des „Prometheus" und „Satyros" geben die Antwort: der höchste Augenblick der Liebe. Goethe hat das deutlich ausgesprochen in den Anmerkungen zu Diderots Versuch über die Malerei: „Nur äußerst kurze Zeit kann der menschliche Körper schön genannt werden, und mir würden, im strengen Sinne, die Epoche noch viel enger als unser Verfasser begrenzen. Der Augenblick der Pubertät ist für beide Geschlechter der Augenblick, in welchem die Gestalt der höchsten Schönheit fähig ist; aber man darf wohl sagen: es ist nur ein Augenblick! Die Begattung und Fortpflanzung kostet dem Schmetterlinge das Leben, dem Menschen die Schönheit; und hier liegt einer der größten Vortheile der Kunst, daß sie dasjenige dichterisch bilden darf, was der Natur unmöglich ist, wirklich aufzustellen". Jetzt sehen mir, wie Grethe die übernatürliche Wirkung des Kunstwerkes verstand: „Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche; er unterscheidet, wählet und richtet, er

kann dem Augenblick Dauer verleihen". So ist die Kunst eine zweite, eine höhere Natur; die zerstreuten Vollkommenheiten faßt sie in eins, die vorübergehende Schönheit erfaßt sie ini bedeutendsten Moment und stellt sie bleibend hin für die Ewigkeit. Aus der Summe aller Kräfte entwickelt faßt das Kunstwerk in feiner idealen Wirklichkeit alles Herrliche und Liebenswürdige, was in der Natur getrennt und von flüchtigen: Bestand erscheint, vom Zufälligen befreit, gesteigert in sich, und indem es den Menschen so über die Natur und über sich selbst erhebt, „vergöttert es ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Zukünftige begriffen ist".

Damit haben wir den Staudpunkt gefunden, von dem aus nach meiner Meinung auch der ursprüngliche Plan des „Faust" zu beurtheilen ist. Faust ist zum schaffenden Künstler geboren: er fühlt sich vor der Erscheinung des Erdgeistes zugleich „klein und groß", er muß sich seinesgleichen nennen und doch seine Ohnmacht bekennen. Genau so sagt in „Künstlers Vergötterung" der Meister zum Schüler vor dem Bilde der Venus Urania:

Das starke Gefühl, wie gröber dieser ist,
Zeigt, daß Dein Geist seinesgleichen ist.

In dem Erdgeist als Welten- und Thatengenius ist alles Werden und Geschehen, also Alles, was Goethe unter Natur verstand, physisches Erdenwesen, Leben und Geschichte verbildlicht. Fausts Streben ging darauf hin ein beruhigtes, unerschüttertes Verhältniß^ zur Natur zu finden; er fand es nicht in der Forschung, und er suchte es vergebens in der brünstigen, leidenschaftlichen Hingabe an das Universum. Er hatte noch nicht die Erkenntniß, daß der Künstler sich innerhalb der Natur ein Reich bilden müsse, daß er aber „aufhört ein Künstler zu sein, wenn er mit in die Natur verfließen, sich in ihr auflösen will". Fausts Klage: „Nicht darf ich Dir (dem Erdgeist) zu gleichen mich vermessen! Hab' ich die Maft Dich anzuziehn besessen, so hatt' ich Dich zu halten keine Kraft", diese Klage steht jetzt in der Tragödie beziehungslos da: sie ist nur aus dem alten Grundgedanken der Dichtung zu begreifen. Faust vermochte die Erscheinungen nicht festzuhalten, weil ihm die Kunst gebrach, wie dem Werther. Er fühlt, er gleicht dem Geiste, doch er begreift ihn nicht. Wie lernt er ihn begreifen? Zunächst durch Mephistopheles. Mephistopheles in seiner damaligen Gestalt hängt mit dem Teufel des Volksbuches nur fehr äußerlich zusammen. Daß er allerdings teuffliche Künste treibt und sich die Seele Fausts verpfänden läßt, das gehört eigentlich nur zu seinem Costttm; im Uebrigen aber er ist der Vertreter des gesunden Menschenverstandes, der meltkluge Gefährte, nüchtern-verständig, offenen Blickes, von praktischer Einsicht, ein echter Utilitarier. Sind ihm Ironie und höhnische Schärfe nicht fremd, so steht er Fausts weltunkundigem, im Unendlichen sich verlierenden Strebensdrange doch im Grunde gutmüthig, mit behaglichem Humor und sicherem Urtheil gegenüber. Er schleppt ihn durch flache Ünbedeutendheit, er zieht sein weltumspannendes Streben herab in die

Nord und Süd. XI.VII., 25

Beschränkung des Alltäglichen, er führt das aufschwellende Titanenthum in seine Grenzen zurück, er lehrt ihn den sinnlichen Werth des Lebens zu würdigen, das gemeine Wirkliche nicht zu verachten, von dem Einzelnen praktischen Nutzen zu ziehen, den Zufall sich dienstbar zu machen und das Gegenwärtige ohne Zaudern zu genießen. Der Gewinn, den Faun aus der Gemeinschaft mit Mephisto ziehen sollte, mar ein doppelter. Er sollte nicht ruhelos den Kreislauf des Lebens durchstürmen, um auf's Neue von der Ueberkraft des Unberechenbaren erdrückt zu werden; er sollte das Einzelne mit scharfem Auge betrachten, die ganze Stufenleiter der Lebensäußerungen erkennen lernen, alle Tiefen des Menschenschicksals erfahren; er sollte mit einem Worte 1) erleben und 2) den Augenblick erfassen lernen. So war Mephisto eigentlich eine Vorbereitung zur Helena. Was bedeutet aber Helena? Das Ideal der Antike war Goethe damals noch nicht aufgegangen. Als höchster Gipfel der Natur galt ihm der schöne Mensch, und der berühmteste Typus eines schönen Menschen, das Ideal der allbezwingenden Schönheit ist für alle Zeiten Helena. Faust, nachdem er des Lebens reinste Freuden genossen, ausgekostet den Becher des Leidens bis zur Neige, strebend und leidend unablässig in fortschreitender

Läuterung, er ist würdig auszuruhen im Ann der „himmlischen Schönheit“. Der höchste Moment der Schönheit ist aber der höchste Act der Liebe: Faust wird der Gatte der Helena. Doch es ist nur ein Augenblick, in dein der schöne Mensch schön ist: Helena entwindet ihm und läßt ihm nur eine leere Form zurück. Aber Faust ist nicht umsonst durch Mephistos Schule gegangen, er hat den Augenblick zu erfassen gelernt: er erlebt den höchsten Augenblick, und seine Künstlerschaft vollendet sich, er ergreift ihn. Jetzt vermag er das Unmögliche, „er kann dem Augenblick Dauer verleihen"! Das Symbol dieser Entmickelung sollte Euvhorion sein, eine Frucht jenes höchsten Augenblickes steigt er menschenbeglückend als die Poesie auf die Erde nieder. Von dieser ursprünglichen Conception erst gelten die späteren Worte Goethes ganz: „Der Euphorion ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personificiert, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist".

Freilich, wie die Apotheose im Einzelnen gedacht mar, das wird sich nicht mehr errathen lassen. „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" — ist sein Urbild etwa das Gewand, das die entschwundene Helena den Händen Fausts zurückgelassen? Trat etwa nach Art der „wiederholten Spiegelungen", in denen Friederikes Bild sich dem Dichter zeigte (Ausgabe letzter Hand 49, 19), am Ende Gretchens Gestalt dem verklärten Faust wieder nahe und schwebte ihm als seine Muse zur Seite, ähnlich wie es am Schluß von „Künstlers Apotheose" oder auch am Schluß des schönen Gedichtes „Hans Sachsens poetische Sendung" der Fall ist? Oder dürfen wir aus dem verwandten Vorwurf der „Pandora" einen Rückschluß auf „Faust" ziehen?

Die neue Weimarer Ausgabe des „Faust" hat auch ein kurzes Schema eines älteren Gedankenganges zu Tage gefördert, welches ich als die willkommenste Bestätigung meiner Auffassung im Auszuge hierhersetze: „Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur. Erscheinung

des Geists als Welt- und Thatengenius Lebens-Thaten-Wesen.

Lebensgenuß der Person von außen gesehen, in der Dumpfheit Leidenschaft, erster Theil. Thatengenuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein, Schönheit, zweiter Theil. Schöfvungsgenuß von innen, Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle." Fausts irdisches Theil war also der Hölle verfallen, ganz im Sinne jener jugendlichen Weltauffassung, die sich um das Drüben nicht kümmerte: „Aus dieser Erde quillen meine Freuden, Und diese Sonne scheinete meinen Leiden; Kann ich mich erst von ihnen scheiden. Dann mag was will und kann geschehn!" Aber die befreiende Idee, die am Schlüsse hervorsprang, war die unsterbliche Fortdauer von Fausts Lebensgeminn, der Kunst. Der Epilog hatte dann etwa ein Thema auszuführen, wie es der achtzigjährige Goethe formulirte: „Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag." Diese höhere Form des Daseins ist Euphorion, die geborene Poesie, die menschenbeseligende Frucht der Faustischen Lebensarbeit. Der echte Künstler kann nicht untergehen, er lebt fort durch die Zeiten in ewiger Jugend, im Angedenken der beglückten Menschheit eines verklärten Daseins genießend.

Wenn dies der ursprüngliche Faustplan war, warum hat ihn Goethe aufgegeben? Jedenfalls mar sein Glauben an das Alleinseligmachende der Kunst nicht von langer Dauer. Schon um 1780 widerrufen die „Grenzen der Menschheit" das Kunstevangelium der Geniezeit; Natur und Kunst hören allmählich auf, einander ausschließende Gegensätze zu sein*). Wie anbeten, hervorbringen und schauen im Grunde eins sind, so ruht nun auch das Menschenleben gleichmäßig auf Religion, Kunst und Wissenschaft, und das Losungswort ist die That: das letzte Ziel ist kein ästhetisches, kein wissenschaftliches oder künstlerisches überhaupt, fondern gemeinnütziges Handeln im Dienste der fortschreitenden Gesamtcultur. Zu dieser Stufe wurde dann auch Faust erhoben, und den gleichen Weg sollte später Wilhelm Meister wandeln.

Wir sehen also durch unsere Betrachtungen zunächst „Faust" und „Werther" in einen innigen Zusammenhang gerückt. Beide sind Weltflüchtlinge, Beide haben die Theorie verachten gelernt: schon 1772 schrieb Goethe, daß

*) „Natur und Kunst — sie scheinen sich zu fliehen, Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden!" 130Z.

alle Theorie „den Weg zum wahren Genüsse versperrt, denn ein schädlicheres Nichts, als sie, ist nicht erfunden worden" (Franks, gel. Anz. Neudruck 665, 25). Beiden ist der Drang nach höchster Ausbildung ihres Ichs geniein, Beiden der verhängnißvolle Jrnthum, daß es ein unmittelbares Verhältnis; des Menschen zur Natur gebe. Beide werden durch die Widersprüche des Lebens mit ihren idealen Forderungen dem Selbstmord ententgengetrieben. Aber ihre Entwicklung geht verschiedene Bahnen, denn Goethe fühlte die Nothwendigkeit, sich von solchen Kämpfen von Grund aus poetisch frei zu machen und neben der Genesung, iin „Faust," auch die Krankheit in ihrem ganzen pathologischen Verlaufe darzustellen. Daher zeigt er im „Werther" die Heilmittel nur im Hintergrunde und noch nicht als Heilmittel, fondern als zufällig Hinzutretendes, ohne daß feine Bedeutung erkannt wäre: die Erziehung durch das Leben und die Frauen wird nur leise angedeutet, Werther entflieht ihr, um sich völlig einer aussichtslosen Leidenschaft hinzugeben, die seinen Untergang beschleunigt; Werther ist auch mit der Kunst vertraut, aber die Einsicht in ihr inneres Wesen und ihre Mission ist ihm nicht aufgegangen, er „begreift" den Geist ^ noch nicht. So ist ihm jeder Halt geraubt, er muß zu Grunde gehen.

Aber auch „Wilhelm Meister" ist mit „Faust" und „Werther" auf dem gleichen Boden erwachsen, seine Wurzeln reichen in dieselben Jahre zurück. Werther muß am Leben untergehen, weil ihm die heilsame Führerin fehlt; Faust gewinnt sie in der Kunst, Wilhelm Meister aber hat die Kunst von Anfang an zum Leitstern erkoren, fein Naturgefühl ist ganz in die Contemplation zurückgetreten, und des irdischen Lebens genießt er ohne Taumel, ohne blinde Leidenschaftlichkeit; seine gesunde Natur hält sich allen Eindrücken offen und weiß alle für ihre Ausbildung im Dienste eines hartnäckig festgehaltenen Ideals zu verwethen. So tritt Wilhelm Meister mit seinem künstlerischen Ideal gewissermaßen die Erbschaft Mausts an. Prometheus mar Bildhauer, der Held von „Künstlers Erdewallen" war Maler (wie auch Werther zeichnete), Faust sollte zum schaffenden Dichter werden, Wilhelm Meister widmet sich der Schauspielkunst. Auch damit mar es Goethe ganz Ernst: ich werde demnächst nachweisen, daß er wirklich in Frankfurt eine Reform des Bühnenmesens vor Augen hatte. Was in jener Zeit von „Wilhelm Meister" concivirt oder skizzirt wurde, kann ich an diesem Orte unmöglich ausführen; ich will mich darauf beschränken, den oben begonnenen Vergleich der beiden Romane noch etwas weiterzuführen. Die Aehnlichkeit im Charakter der beiden Helden habe ich bereits deutlich genug hervorgehoben und die Erziehung durch die Schule der Frauen, die im „Wilhelm Meister" zur vollen Entfaltung kam in ihren Keimen schon im „Werther" aufgezeigt. Die Namen Wilhelm und Marianne finden sich auch im „Werther" schon vor, sie stammen beide aus englischer Dichtung. Es ist auffallend, daß der Einfluß der englischen Dichter auf den „Werther", und vorzugsweise auf seine Naturbetrachtung, noch nicht untersucht wurde, da doch Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit" darauf hindeutet. Ich will hier nur eine Strophe aus dem Gedichte öt c>k tlie spieen« von James Graeme anführen:

?Ke Mountain'« IräBränee ä»6 tks meä(lo«i's Fro«tK,
?Ke veroal blossom än<I tks suWmer's ön'vcr
^rs vut kunersul Asrläncis, IIs,turs strovs
UnniKosnt «n tkis stuveuäous Kers«,
?Kis <le«c>rsteä preluäs to tke Arsvæ,
Insstiabls monster! ^ä^vniuA still
HiifätKomäbl^ clssv — s, littls ^vlil«
lo! Ks «losss c>i> tIis Pälllteä Svne
.^n6 surksitsä witli «ärnsge, ränns nc> mors.

Bei dem wsatiäble Monster wird Jeder sogleich an Werthers „ewig verschlingendes und ewig wiederkäuendes Ungeheuer" denken müssen. Der Werthersche Vergleich der Natur mit einem offenen Grabe findet sich bei den Engländern häusig. Bei Graeme, bei John Logan, Christoph Smart, John Gay u. A., vor Allem in der Balladendichtung, ist aber „Wilhelm" einer der beliebtesten Namen; auch „Heinrich", Fausts Vorname, dürfte dorthier stammen. Für den Namen „Marianne" hatte aber die Literatur jener Zeit eine besondere Vorliebe: er erscheint bei Haller und Gotter, in Millers „Siegwart" und sonst sehr häufig nach dem Vorbilde der englischen Lyrik und Balladendichtung, sowie Richardson; darauf deutet auch schon die fast durchweg übliche englische Schreibung „Mariane". Der Einfluß, den Ossian auf „Werther" übte, ist mehrfach nachgewiesen worden; auch in der Scene, als Wilhelm Meister vor Marianens Hause der Geliebten eine Serenade bringen und mit der Musik seine Liebesgedanken leidenschaftlich auf und nieder wogen läßt, klingen Ossianische Töne durch. „Seine Gedanken waren lieblich wie die Geister der Dämmerung" ist eine durchaus Ossianische Wendung; tue spirits ok tke (Imkaess, os ttrs Kill, «5 tke forest u. f. w. begegnen dort fast auf jeder Seite. Die ganze Schilderung der leidenschaftlichen Empfindungen Wilhelms in dieser Scene trägt noch die Farben der Wertherzeit, und der Zauber, der hier der Musik zugeschrieben wird, der auch im „Werther" wiederholt zum Ausdruck kommt, ist ebenfalls eine Reminiscenz aus Ossian, welcher oft darauf zurückkommt. Ich erwähne nur eine Stelle aus den von Goethe übersetzten Gesängen von Selm«: „Der Gesang kommt init seiner Musik, die Seele zu schmelzen und zu vergnügen. Es ist wie der sanfte Nebel, der von einem Teiche heraufsteigt und über das schweigende Thal zieht; die grünen Blumen füllen sich mit Thau, aber die Sonne kehrt zurück in ihrer Stärke und der Nebel ist weg." Zu der ganzen besprochenen Scene niuß man an die „schmelzenden Musiken des Nachts" denken (s. oben S. 366).

Werther wie Wilhelm sind zu einem Berufe verurtheilt, mit deni sie sich nicht befreunden »lögen, Beide sind Verächter der Theorie und der Buchgelehrsamkeit, über den Unterschied der Stände, über künstlerische Eindrücke reflectiren sie zum Theil in ähnlicher Weise, ihr Liebesleben meist verwandte Züge auf. „Ich weiß nicht was ich Anzügliches für die Menschen haben muß, es mögen mich ihrer so viele und hängen sich cm mich", sagt Werther, und mit demselben Rechte könnte es Wilhelm Meister sagen. Beide haben einen Freund zur Seite, der ihren hochfliegenden Bestrebungen mit etwas kühler Theilnahme gegenübersteht und aus seiner klar verständigen, aber beschränkten Erfahrungssphäre heraus ihnen beständig mahnenden Rath erteilt. Beide suchen auf einer Gebirgsreise Beruhigung ihres aufgeregten Herzens. Auf dem fürstlichen Jagdschlosse begegnet Werther wunderlichen Menschen, die um den Fürsten herum sind; „sie scheinen keine Schelme und haben doch auch nicht das Ansehen von ehrlichen Leuten; manchmal kommen sie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen." Genau dieselbe Empfindung hat Wilhelm Meister dem Jarno gegenüber. Die Scene am Ende des dritten Buches zwischen Wilhelm und der Gräfin, welche sich seinen heißen Umarmungen plötzlich mit einem Schrei entwindet und ihn fliehen heißt, ist eine etwas abweichende Nachbildung des letzten Wiedersehens zwischen Lotte und Werther, die auch mit einer leidenschaftlichen Umarmung endigt, aus der sich Lotte in ängstlicher Verwirrung losreißt. Wie Werther für den Knecht, den die Liebe zum Mörder machte, vor dem Amtmann eine warmherzige Vettheidigungsrede hält, so möchte auch Wilhelm für Melina und feine heimlich dem Vaterhause entflozene Geliebte das Mitgefühl des Untersuchungsrichters durch die Beredtsamkeit seines feurigen Herzens wachrufen. Auch in der Technik der Composition springt die Verwandtschaft der beiden Werke in die Augen: ich meine vor Allem die Bedeutung der Episoden, in denen Wilhelm und Wetther die warnenden Spiegelbilder ihrer eigenen inneren Zustände erkennen. Ich kann hier nicht ausführen, wie weit diese Technik im „Meister" reicht; sie wird mir aber als ein wichtiges Kennzeichen für die Chronologie seiner Entstehung zu dienen haben. „Wenn wir mit all unserer Schwachheit und Mühseligkeit nur gerade fortarbeiten, so finden wir gar oft, daß wir mit unserm Schlendern und Laviren es weiter bringen, als Andere mit ihrem Segeln und Rudern" — mit diesen Worten Wetthers ist auch Wilhelm Meisters Lebensgang deutlich bezeichnet.

Ich habe die Aehnlichkeiten zwischen „Wetther" und „Wilhelm Meister" hiermit nur kurz anbellten, nur auf ihren innigen Zusammenhang Hinweisen und zeigen wollen, wie der zweite Roman im „Werther" und theilweise im „Faust" schon vorgebildet ist. Am 15. September 1773 schreibt Goethe an Kestner: „Jetzt arbeit' ich einen Roman, es geht aber langsam." Und am 18. October an Johanna Fahlmer: „Mit meiner Autorschaft steht's windig. Gearbeitet Hab' ich, aber nichts zu Stande gebracht." Der Roman blieb also liegen. Was war es für ein Roman? Weder „Wetther" noch „Wilhelm Meister", sondern — beides. Es sollte wohl der Roman werden, dessen Thema die oben S. 366 angeführte Stelle aus den Frankfutter gelehrten Anzeigen andeutete: Erziehung durch das Leben und die Frauen. Daneben trieb es Goethe, die Ansichten über das Verhältnis von Natur und Kunst, welche damals in ihm gährten, zu poetischem Ausdruck zu bringen, die reinlichen Kämpfe zu schildern, in die ihn selbst eine falsche Auffassung dieses Verhältnisses zu Zeiten versetzt hatte, und endlich: eine dichterische Aufgabe auszuführen, „wo Alles, was er über den Selbstmord empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte." Er hatte angefangen, aber lange fehlte ihm eine Fabel; als eine solche drängte sich ihm plötzlich die Geschichte des jungen Jerusalem auf, um deren Kern nun jene drei Elemente, verquickt mit eigenen Herzenserlebnissen, zur Composition des „Werther" zusammenschössen*). Die Namen Wilhelm und Mariane hatten sich schon dazu gefunden und drängten sich auch in den „Werther" ein. Halte er sich aber durch die Tarstellung des ganzen Verlaufes der Krankheit von dieser völlig gereinigt, so wollte er, glaube ich, daneben im Faust, der sich im Wesentlichen auf den nämlichen drei Elementen aufbauen sollte, den Weg der Heilung durch die Kunst darstellen.

So hatte er sich auf doppeltem Wege von den drei Problemen, die er sich 1772 stellte, zu befreien gesucht; nur das erste kam weder im „Faust" noch im „Weither" über einige Ansätze hinaus, weil dort die Gretchenragödie, hier die Liebe zu Lotte den Dichter überwältigte und zu ausschließlicher Ausgestaltung drängte. Als sicherer Gewinn dieser doppelten dichterischen Beichte blieb ihm der Leitstern der Kunst zurück, der nun auch Wilhelm Meisters Leitstern werden sollte. Bald nachdem „Werther" nahm er den Plan wieder auf, um sein Programm von 1772 darin zu verwirklichen: Wilhelm sollte am Ende finden „ein Mädchen seiner werth". Wie ich im Gegensatz zu einer späteren Aeüßerung Goethes (Tag- und Iahreshefte 1780^86) nachweisen werde, sollte der Roman ursprünglich damit schließen, daß Wilhelm Marianen wiederfand, ihr die Hand reichte und der Begründer einer idealen Nationalbühne wurde. Ich muß dafür auf die Ausführungen meines Buches verweisen; die Aufgabe dieses Aufsatzes ist erfüllt, wenn deutlich geworden ist, daß „Werther" und „Faust" die beiden Vorstufen bilden, von denen aus die Conception des „Wilhelm Meister" erst verständlich wird; und daß diese Vorstufen zugleich zwei Staffeln darstellen, die Goethe selbst erst erklimmen haben mußte, um den sreien, beruhigten Ausblick auf Natur, Kunst und Leben zu gewinnen, der sich in der reinen, stillen Sphäre des „Wilhelm Meister" austhut.

*) Tos geschah erst im Februar 1774, obwohl Goethe das Schicksal Jerusalems bereits im November 1772 erfahren hatte. Jerusalems Liebe galt aber, wie die des Rousscau'schen St. Preux, einer verheiratheten Frau, und schwerlich wäre ans den bezeichneten Romananfängen jemals der jetzige „Werther" hervorgegangen, hätten Goethes Erlebnisse im Brctano'schen Hause ihn nicht auf Jerusalems Geschichte zurückgewiesen.

Ivaltraut.

Line Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege.

von

tz. Schocnimechr.

eltabgcschicden liegt im stillen Thal
Die Erlenmühle, Alter Buchenwald,
Der rings die Köhen kränzt in dunklem Grün
weicht hier zurück, ein liches Eiland bildend.
Durch wetterbraunen Randstein bucht der Bach
Sich Bahn, zur Frühlingszeit ein jäher Strom.
Doch bleibt ihm wenig Arbeit hier zu schaffen;
Bft ruh'n die Räder — lautlos, todenstill
liegt dann die Mühle da im Sonnenschein,
Und nur ein krauses Wölkchen, aus dem Schlot
In's Blau des Gimmels wirbelnd, zeigt jeroeilen.
Daß drinnen noch sich Menschenleben rührt.
Nur selten tritt ein alter Mann heraus,
Noch rüstig; scharf noch blickt sein braunes Aug',
Doch auf der Stirn, den festen Zügen liegt
von trauervollem Ernst ein tiefer Schatten.

Ich kenn' ihn wohl; mit feinem Enkelkind
Und einem Knappen haust er Jahr für Jahr,
Solang' ich denken kann, in dieser Stille,
Der Einsamkeit und seinem Kerzen lauschend,
Ihm rauscht der Bach, der Wald so manches zu
Ans frühern Tagen, was kein And'rer weiß,
Von Freud' und Leid; und wer zur guten Stunde
Den Alten traf, dein öffnet er den Schrein
Wohl einmal seines tief verschloss'nen Lebens.

So seh' ich ihn vor meines Geistes Aug' Leibhaftig, wie an jenem Sommertag, Da er aus seiner Kindheit mir erzählte, was auf den Blättern hier verzeichnet steht. Straff aufgerichtet in dem kederftuhl Saß er vor mir, aus langem Meerschaumrohr Mit silbernen Beschlägen kräftig rauchend. So sprach er auch; und nannt' er Gottes Namen, Da rührt' er leis sein seiden Räppchen an. Allmählich wich von Aug' und Stirne ihm Die Traurigkeit, und knapp und wohlgefügt, Lebendig floß die Rede von den kippen. Das mar kein Bauer, schien er's gleich zu sein; Das war ein kluger, ritterlicher Greis, Der viel erlebt und mancherlei gelesen Und ruhig über alles nachgedacht.

Und wie er sprach, so stieg vor meinem Blick Empor aus ihrem Grabe eine Zeit, In ihrem Glauben, ihrem Vpfermuth Gar fremd uns Neuen, liegt sie gleich nicht fern, vorüber zog ein anderes Geschlecht Von Frau'n und Männern: kernig, wetterfest In Haß und liebe, leicht begeistert, leicht Getäuscht und fromm dem Alten zugethan. Was mir der Greis erzählt — getreu und schlicht Erzähl' ich's wieder, wenn Du hören magst.

1°

Nicht immer war, mein Freund, so still wie heut
Dies kleine Thal; von wüstem Kriegsgetön
Erdröhnten widerhallend jene Wälder,
Und hier der Anger, roth von wildem Mohn,
Hat sich geröthet einst mit Menschenblut.
Doch das war später. Hört von Anbeginn,
wie alles kam.

So wie Ihr heut sie seht,
So stand die Mühle schon vor meiner Seit,
vor neunzig Jahren. Damals wohnte drin
Mein Aeltervater, den ich nie gekannt.
Er hat nicht lang' gelebt und ließ die Ahne
Mit ihrer Tochter nur zu bald allein.
Das war ein übermüthig frisches Kind,
Die kleine waltraut, mehr daheim im Wald
Als in dem stillen Hause, und im kauf,
Im Klettern und im Springen Meisterin.

Sie muß' es wohl — war doch ihr einz'ger Freund
Des Freiherrn Sohn vom nahen Herrenschoß.
Ls soll ein prächtig Haus gewesen sein;
Jetzt liegt es wüft, und niemand baut es auf,
Denn mit dem Franz erlosch sein alter Stamm.

Da trieben nun die lange Sommerzeit
Die Kinder unbekümmert ihre Spiele
Und freuten sich am lust'gen Sonnenschein.
Dornröschen spielten sie, Marienkind
Und andere Märchen, die sie liebgewonnen;
Sie lasen Beeren, bis es dunkel ward,
Und ließen schreckhaft dann im Wald die Beute.
Bald wieder war die waltraut ein Soldat
Und Franz ein Räuber, den sie fangen sollte.
Auch Festungswerke thiirnten sie am Bach
Aus Sand und fischten kleine perlen auf,
wie sie das muntre Wasser mit sich führte.
Und einst, da sie schon größer waren und
Der Bach in Frühlingstagen mächtig schwoll,
Da schleppten sie ein ates Brett herbei
Und Steine, eine Brücke draus zu bau'n.
Dann ging's hinüber — doch das Brett zerbrach
Und waltraut rief im waffer laut um Hilfe.
Schnell warf der Franz sein Sammetröckchen ab
Und sprang ihr nach, erfaßt' ihr langes Haar,
Dann ihren Arm, und kräftig rudernd zog
Lr die erschrockne Freundin an das Ufer.
Sie aber trug ihm still im Herzen Dank,

Dann kam ein Tag, der beiden Thränen brachte,
Der Tag der Trennung. In die weile Welt —
So sagt' er — auf die Schule mußte Franz.
Manch Jahr verging; Herr, eine schlimme Zeit,
Der schlimmsten eine, die dies kand gesehn I

Zuweilen hat die Mutter mir erzählt, —
Und der erzählt' es wiederum die Ahne —
wie's die getrieben drüben auf dem schloß.
Die wußten nichts von Kreuz und Hungersnoth
Und von dem blut'gen Bürgerkrieg im Westen;
Schier alle Tage gab's ein Freudenfest,
Und lustig tönte durch die stille Nacht
Der Hörner und der Geigen Schall herüber.
Lin großer Garten mit verschlungnen wegen
voll bunter Blumenpracht lag um das Schloß;
Da hielten sie verliebte Schäferspiele
Nach ihrer Väter Art beim Mondenschein,

Und oft durch's Gitter sah von fern die Ahne

Die stolzen Ritter und die schönen Frau'n

In seltsam fremdem putz vorüberschreiten.

Dann hetzlen sie den Eber hoch zu Roß
Und hetzten über Stoppelfeld und Schnee
Die Bauern hinter Hasen her und Füchsen.
Am Abend schlich der Bauer dann nach Haus
Und durfte schlafen — doch im Schloß begann
Nach lust'gem Jagdtag erst das rechte Leben.
vom Sims und ans den Schränken nahm der wirth
Die Silberhumxen und die mächt'gen Hörner;
In Strömen, roth und goldig, floß der wein,
Und bald in's Becherklingen mischte sich
Aus rauhen Kehlen brausender Gesang.
Die Würfel rollten, und die Karten fielen.
Und bis zum hellen Morgenschein erprobten
Die edlen Herrn — wohl einmal auf die Frau'n —,
<Z?b man der Ahnen werih beim Trunk geblieben.
So ging's in Herrlichkeit jahraus, jahrein.

Wohl kam zu Seiten dunkle Kunde her Aus Frankreich — von verlornen Schlachten sprach
man —

Doch keiner glaubt' es von den «Ldelleuten.
Da war noch mancher, den der alte Fritz
Zum Sieg geführt — die lachten nur voll Hohn
Zu solchen Märchen, Dieses eitle Volk
von wind'ge» Stutzern, duftend, wohlfrisirt,
Das sie bei Roßbach laufen sahn wie Hasen,
Das sollte Heere, deutsche Heere schlagen?

vernahmen dann die Jüngern solche Rede,
So zogen sie in trunknem Muth die wehr
Und prahlten lärmend: wenn der König ruft,
So stehn wir da, ein Bberst jeder Mann,
Und treiben lachend mit der flachen Klinge
Zurück die fremden Banden übern Rhein I

So klang's im Schloß; doch unten in den Hütten, Da grollt' der Bauer, hungerte und schwieg.

Ein Tag im Maien war's voll Blüthendrang, Da kam der Freiherr, wie er öfter that, Zur Ahne in die Mühle, trank behaglich Die frische Milch, die waltraut ihm gereicht, Und sagte lächelnd: „Franz hat ausstuöirt, Und morgen kommt er, wie gefällt Luch das?" Die Ahne freute wortreich sich der Kunde,

Doch waltraut wendete das Haupt verwirrt.

wie sie am Fenster lehnte — stolz und eigen,

Die schlanken Glieder «oll geschmeid'ger Kraft,

Gin blühend Antlitz, große braune Augen

Bei blondem Haar — wohl keiner hatte mehr

Das wilde Kind von einst in ihr erkannt.

„Nun, waltraut, sagst Du nichts zu meiner Post?"

Begann er wieder, „bist ja ganz verstummt."

Das Mädchen drauf: „Ich dacht' an einen Traum,

Der mir gekommen in vergangner Nacht.
Doch er ist thöricht, nicht Erzählens werth."

„warum, mein Kind? Nimm einen heitern Traum

Als gutes Zeichen, und vom schlimmen laß
Dich nicht beirren. Drum erzähle nur!"

„Ihr werdet lachen, gnäd'ger Herr — mir träumte

Ich säß' am Fenster — doch es war nicht hier,

In fremdem Hause war es — eben da
Dem ersten Morgengrauen wich die Nacht.
Und wie sich's matt im Bsten lichtete,
Aam fernher eine Stimme, leise, ganz
Des Junkers Stimme ähnlich: Lebet wohll

Die Sonne zieht herauf — nun muß ich fort

lind kehr' nicht wieder. Nun erstarb der Ruf,

Und gold'ner Glanz verkündete den Tag.

Doch keine Spur von Jenem, der gesprochen,

Soweit ich sah — da wacht' ich traurig auf."

Der Freiherr lächelte: „Ein dunkler Traum,

Zu schwer für eines Waidmanns schlichtes Hirn.

Der Junker muß ihn hören, wenn er kommt,

Und deuten — laßt ihn zeigen, was er kann!"

Und nun erzählt' er, — und sie merkten wohl

Den vaterstolz — wie brav sich in der Stadt

Der Franz gehalten, ob er gleich zu Zeiten
Ein übermüthig kühnes Stück vollführt,
Das wohl ansteht dem künftigen Soldaten,
So schied er fröhlich, bis zur Gartenpforte
Geleitet von den frohgelaunten Frau'n.

Der nächste war ein stiller Regentag, Man hörte nichts — doch als am dritten just Im Garten waltraut bei den Beeten stand Und träumte, nahte sich ein rascher Schritt, verdeckten rasche Hände ihre Augen, Und eine helle Stimme rief: „wer ist's?" Und als sie zürnend schnell sich umgewandt, Da stand der Franz vor ihr im sammtnen Rock wie einst, und sah sie fröhlich lachend an. verlegen stammelnd sprach sie: „Gnäd'ger Herr, Das war nicht schön I" und zitterte und schämte

Des heißen Bluts sich, das sie übergöß.

Doch er: „verzeihe, waltraut, liebe Freundin I

Ich dachte an die Kinderzeit und meinte

Die alte, lust'ge waltraut noch zu finden.

Bist Du's denn noch?" Und seine Augen weilten

Mit Staunen auf der lieblichen Gestalt.

Da wandte sie das Haupt und blickt' ihn an.

„Nein, nein — vergieb! Es war ein Knabenstreich,

Dich zu erschrecken; ich will ernsthaft sein,

Und Du, zum Kohn, sei wieder gut wie einst!"

Drauf schritten sie den dunklen Buchengang

Hinab und plauderten von alten Tagen,

Und bald war waltrants Mädchenzorn verraucht.

Er sprach — und heimlich prüfend sah sie auf

Zu seinem Antlitz, der gebräunten Wange,

Dem leichten Bärtchen und dem runden Kinn;

Doch in die Augen ihm zu sehn vermied sie.

von nun an kam er, wenn das bunte Treiben
Im Schloß ihn frei ließ, stets hinab zur Mühle.
Hier ruhte sich's so kühl nach wilder Nacht
Im Baumesschatten — träumend folgte dann
Sein Blick des Mädchens immer fleiß'gen Händen.
Sie lauschte gern und sah ihn lächelnd an,
wenn er von seinem Iärgerglück erzählte,
Von seinen klugen Hunden, seinem Roß
Und von dem keben draußen in der Stadt.
An andern Tagen gingen sie zu Berge
Und tranken Waldesduft in vollen Zügen
Und Sonnenlicht, und in die jungen Beelen
Zog schwellend, unbewußt die Liebe ein.
Noch steht im Wald ein mächtig Buchenhaupt,
Der letzte Zeuge eines schönen Traums.
Drein schnitten sie verschlungen ihre Lettern,
Fast wie des fel'gen Königs Namenszug,

Demüthig nannte Waltraut den Gefährten
Im Anfang Junker nur und gnäd'ger Herr;
Doch wie aufblühend sich ihr Herz erschloß,
Zerbrach des Fuhlens Kraft die spröde Form.
An einem Abend, da die Nachtigall
Mit dunkeln Tönen lockte in der Ferne
Und beide lang' gesessen Hand in Hand,
So stumm, daß Einer fast des Andern Herz
Zu hören meinte, legte leise Franz
Den Arm um ihren Nacken, flüsterte:
„Sieh, waltraut, alles keben ist entschlafen,

So einsam sind wir, wie im Paradies
Das erste paar; sagt Dir die Stunde nichts?
Mir sagt sie: Diese Rose, hold erblüht
Im stillen Garten, blüht für Dich allein;
Dies helle Kleinod, aller Welt verborgen,
Glänzt nur für Dich, ist einzig Dir geschenkt.
Ich lieb' Dich, waltraut! Sei mein liebes Weib,
Im Teben mir zu eigen und im Sterben!"

Da sprach sie freundlich: „Lieber, einz'ger Freund!
Ich bin wohl thöricht, wenn ich traurig bin
Bei Deinen Worten, die mich doch beglücken.
Kein furchtsam Mädchen bin ich; doch mir bangt
Vor Deinem Vater, der so gut als Freund,
Doch hart und schrecklich ist, sobald er zürnt,
Ich sah's nur einmal und vergeß' es nie.
Im Winter war's, vor einer Jagd; der Steffen
Stand mit den Andern schon in Reih' und Glied,
wie sie der Herr zum Treiben angestellt.
Da kam ein Knabe athemlos: Sein Sohn
Sei in der Scheuer hoch herabgefallen
Und ächz' und stöhne. Trotzig wie er ist.
Trat ungestüm der Steffen vor den Herrn
Ud heischte Urlaub, wenn Du höflich bittest,
So magst Du gehn, erwidert der. Doch jener:
wollt Ihr auch Herr sein über Tod und Leben?
Es ist mein Kind! Ich geh' und bitte nicht.
Da ward der Freiherr blaß und rollt' die Augen
Und hob die Peitsche — und am Boden lag
Der Steffen regungslos, man wähnt' ihn todt.
Er war es nicht; doch wie Dein Vater zürnt,
wüßt' ich seit jenem Augenblick mit Grausen,
wird er das Mädchen, frei geboren, doch
In niedrer Hütte, jemals Tochter heißen?
B nein! Mir scheint kein guter Hoffnungsstern!"
Und wie sie leise weinte, hob empor
Ihr thränend Antlitz Franz und küßte sie.
Da schlang sie fest um seinen Hals die Arme:
„Mein Liebster aber bist Du, Du allein
In aller Welt und bis in Ewigkeit!"
„Und Du mein Weib, und was mir Gott bestimmt,
Soll keine Macht auf Erden mir entreißen.
B fürchte nichts! Ich sag' ihm fest und frei,
Daß nichts uns trennen soll, auch nicht sein wort.
Er wird mir glauben, denn ich bin sein Sohn
Und zürnet er und droht — die Welt ist weit,
Und wir sind stark und jung — so laß uns fliehn.
Ich bleibe treu; vertrau' und fei getrost!"

Der Ruf der Nachtigall war auch verstummt,
Und leise löste waltraut ihre Arme,
Da floß vom Schlosse durch die Stille her
Der Geigen und der Hörner kustgetön
In weichen Wellen, Haupt an Haupt gelehnt
Hinlauschten beide lange, glückbefangen.
Nun aber blickte steigend durch das kaub
Der Mond wie stille Mahnung, „kebe wohl,
Du Gute, Holde! Ach, sie warten mein
Da droben — und hier unten muß ich lassen,

was schöner ist als ihre Feste all'.
Hab' Dank für Deine kiebe, tausend Dank!"
„Ach, gar so bald! Doch morgen kommst Du wieder?"
„Mit tausend Freuden" „Gute Nacht, mein Herz,
Auf frohes wiederfinden!" „Gute Nach',
Und goldne Tage künde Dir ein Traum!"
Ein Kuß, ein Händewinken, und er ging
Sie blickt' ihm sinnend nach und freute sich
Des festen Gangs, der männlichen Gestalt,
Bis ihn der Wald verschlang. Da eilte sie
Sur Mutter selig und gedankenvoll.

Ein klarer Wasserspiegel, nur gekräuselt
Von kurzen Wellen, wenn ein wind sich hebt,
Und drüber blauer Himmel, dessen Glanz
Nur leuchtender die weißen Wölkchen zeigen —
Das ist der ersten kiebe frohes Bild.

Auch jenen beiden flohn die langen Tage
Als wären'? Stunden, waltraut lernte bald
Ein Roß zu tummeln an des Freundes Seite
Und festen Blicks zu schießen nach dem Ziel;
Doch nie vermochte sie das Todesrohr
Zu richten auf ein armes Thier im Walde,
Zu Zeiten überkam sie wohl ein weh
Und bange Ahnung, wie es enden möchte;
Doch tröstend dann und, ach, so heiß ersehnt
Klang ihr des Freundes kiebesswort in's Bhr
Und wiegte ihre glaub'ge Uindesseele
In frohen Traum und stille Sicherheit,
„vertraue nur; ich führ's zum guten Ziel!"
So sagte Franz, und sie, sie glaubt' es gern.

Ein (ZZuell, hinsprudelnd unter Felsennacht,
Blieb noch ihr Glück vor aller Welt verborgen,
Und nur die Ahne wußte, daß sie oft
Beisammen waren, forschte auch geheim
Zn waltrauts Antitz, wenn sie ging und kam.
Hoch fragt' sie nie. Sonst eine ernste Frau
Und streng bedacht auf Ehr' und gute Sitte,
Fühlt' sie aus aller Demuth hier sich schwach.
Ihr Vater war ein Höriger gewesen
Und ihre Mutter auch — da sah sie nun
Im Freiherrn immer den Gebieter noch,
Dem selbst der Bräute Kränzlein zugehört«.
Oes Freiherrn Erben kannte sie als Knaben,
Er war so gut — und waltraut war ihr Rind,
Ihr stolzes Kind — ihr konnte sie vertrau'n.

Du wandelst durch die Nacht mit scheuem Tritt, verschämte kiebe, niemand zu erwecken; Umsonst — der Bosheit Schlummer störst du doch.

Ein düstrer Morgen. Jäh am Himmel zogen Grauschwarze Wolken flatternd, windgepeitscht, Und mürrisch ächzend schüttelten die Häupter Im Park die Bäume. Doch erinnerungsfroh Durchlebte Franz die letzte holde Stunde. Da trat mit weißem Haupt und leisem Gruß Ein Diener ein und rief ihn zu dem Vater.

Ein schwüler Bdem wie Gewitterluft Lag in den Gängen; an der Thür empfing Der Freiherr seinen Sohn und schloß sie ab.

Lang' blieb es still, dem kauscher allzulang'; Ein junger Bursch war's von der Dienerschaft, Dann aus der Ferne lauter Stimmen Schall In heft'ger Wechselrede — lauter noch — Dann wieder Stille — jetzt ein schwerer Fall, lautrafelnd, wie von klingendem Metall — Und plötzlich riß der Junker auf die Thür: Das Antlitz todenbleich, mit wirrem Haar Und zitternd, stürmt' er fassungslos vorbei An dem Lrschrocknen, doch er sah ihn nicht.

Was sie gesprochen, hat zu jener Zeit Kein Mensch erfahren. Jahre gingen hin. Eh' der Unsel'ge selb« es offenbart. Der Freiherr hatt' ihm väterlich zuerst Erzählt, was er vernommen; mahnte ihn An Ehr' und Pflicht; das Mädchen sei ihm lieb. Zu lieb, als daß er dulden könne, sie Entehrt zu sehn; wie weit er mit ihr sei? Doch als der Franz erwidert: Nicht nur lieb Sei waltraut ihm, sie sei sein einziger Schatz, Und keine and re wollt' er als sein Weib

Einführen je in seiner Ahnen Haus, —
Da sei der Freiherr zornig aufgesprungen:
Genug des Unsinn's, knabenhafter Träume!
Blank sei sein Ritterschild; jahrhndertlang
Hab' nie den edlen Stamm ein schlechtes Reis
Geschändet — nimmer werde das geschehn.
Und Franz darauf: Dies Mädchen, edel, rein
Und schön wie keine auf den Schlössern rings.
Die schände selbst des Königs Purpur nicht.
Er gab sein wort; er sei ein Edelmann;
weh' ihm, wenn er der Treue Schwur gebrochen!

Sodann der Freiherr: „So, Du schwurst ihr Treu'?
Und nach des Vaters willen fragst Du nichts?
Bist Du mein Sohn nickt mehr, wer bist Du dann?
Ein Bettler auf der Straße, willst Du nicht
Mit Deiner Königin die Schafe hüten.
Doch nun genug I Du wirst sie nicht mehr sehn,
Zch werde sorgen, daß sie schnell verreist.
Doch besser, nein, Du selber räumst das Feld!
Schon allzulange rostet uns're Klinge;
Du gehst zum Heer — bereite Dich sofort;
Dem Mädchen will ich selbst den Abschied schreiben!"

Da schießt wahnwitzig in die Schläfe Franz
Das junge heiße Blut: „Hier gilt der Herr,
Der Vater nichts! Zch trotze dem Gebot,
Hier hat Dein Reich ein Ende. Nimmermehr
kafs' ich von waltraut!"

Furchtbar anzusehen,
Mit Flammenaugen steht der Freiherr da
Und bleicher Stirne; plötzlich von der wand
Reißt er ein Schwert und wirft sich auf den Sohn.
Lin Schreckensruf — Dann hat er sich gefaßt,
kautklirrend fliegt das Eisen in den Saal
„Hinaus, verfluchter Bube, soll ich nicht
Zum Mörder werden! Fort!"

In dieser Stunde
Saß waltraut fleißig, aber trüben Sinns
Am Fenster, blickte in der Wolken Flucht
Und seufzte, war der traute Freund ihr sern,
Da nahten sie, da schwebten sie heran.
Ein schattenhafter Reigen, flüsterten
Und sahn sie ängstlich a», die grauen Sorgen.
Ach, ihr Geheimniß drückt' ihr offnes Herz

Mit Centnerlast — und war so lieb, so schön!
Nord und S ii. XIiVII.. IS«.

Da sprach die Ahne: „Siehst bekümmert aus.
Mein Aind. Schau mir doch einmal in die Augen!"
Und da der Blick verlegen seitwärts irrte:
„waltraut, es ist nicht alles, wie es soll;
Ich ahnt's und eben hast Du mir's bekannt.
Sag's nun mit Worten auch: Du liebst den Herrn!"
Als leise nun das Mädchen ihr erzählt
Mit manchem Stocken, manchem Augensenken,
Wie Franz ihr lieb sei über alle Welt,
wie gut er sei und sie von Herzen liebe
Und daß er heil'ge Treu' ihr zugelobt
Als seiner Braut — da seufzt' aus tiefer Brust
Die Mutter auf und sagte sorgenschwer:
„Mein armes Kind! Der Himmel schütze Dich!
Die Ritter halten wohl dem König Treu'
Und ihresgleichen; doch ein Bauernkind
Ist ihnen Spielzeug nur in leeren Stunden,
Und solche Eide haben kein Gewicht.
Das lockt so süß! Man träumt ein herrlich keben,
Nur Blumen immer, immer Sonnenschein;
wie lang', wie lang'? Dann bleibt die Sonne aus,
Die Blumen welken, und mit Thrönen kommt
Die bittere Reue. Habe Acht ans Dich,
Sei wach, mein Kind! Gott führ's zum guten Ende,
Ich kann es nicht,"

Als nun der Tag sich senkte,
Erharrte waltraut ihren Freund vergebens.
So kam der nächste, ging der dritte hin;
Die Stunden, die so freudig sonst enteilt
Mit Adlerschwingcn, schlichen schwer vorbei
Mit greisem Antlitz und mit müden Schritten.
Fern blieb der Freund.

Da schrie in ihrer Brust
Die Sehnsucht auf gewaltig — sonder Rast
Trieb sie's in's Freie, in den kühlen Wald.
Sie sah von fern des Schlosses Fenster blinken
In rothem Schimmer — schneidend faßt' ein Weh
Das arme Herz — da droben weilt' er jetzt
Iu Tust, vielleicht mit einer Andern schwärmend —
Und sie, die so ihn liebte, daß sie willig
Hingeben wollt' ihr Leben, einmal nur,
Nur einmal noch an seiner Brust zu ruhn,
Sie schlich im Dunklen hier, zum Tode wund.

Und Franz? Nachdem der erste wilde Sturm Oerbraust, der Feuerbrand der Leidenschaft
In Asche sank, da saß er tagelang
Auf seinem Zimmer brütend, wie gebrochen.
Der Freiherr wuszt' es, und er schwieg dazu.
Er wußte: Dieser trotz'ge Knabe wird
Sich dennoch beugen; und er hatte Recht.
Am sechften Tage ließ nach hartem Kampf
Sein Sohn sich melden, trat mit offnem Blick
Und freier Haltung vor den Vater hin
Und sagte: „Vater, meine Liebe ist
Begraben. Eher war ich doch Dein Sohn
Als ihr Verlobter — und ich beuge mich
Der altern Pflicht. Ich bin bereit, mit Blut
Und Leben meinem Könige zu dienen.
Doch gönne mir des Abschieds Stunde noch!" ^

Besänftigt hatt' der Freiherr das gewährt.
Geordnet schon sei alles — seinen wünschen
willfährig zeigte sich der General,
Sein Freund. Für diesen und den nächsten Tag
Sei Franz sein freier Herr — dann reise er
Zum Regiment.

Ein Iulisonntag war's,
Gewitterhaft. Gezackte Wolken zogen
Goldgleißend durch der Sonne Strahlenschild.
Doch hell der Abend, waltraut hatte still
vollbracht des stillen Hauses kleine Pflichten;
Nun eilte sie in's Freie unruhvoll.
Entlang am Bache schritt sie, durch der Erlen
Umbuschte Häupter, höher dann hinauf,
vom warmen Regen tropfte noch das Laub,
Ein Smeiglein streift' sie — waltraut blickte auf,
Da — fast zersprang ihr Herz vor Lust und weh —
Kam,der Ersehnte eilend ihr entgegen.
Ein dunkler Waldweg war's mit einem Blick
In's Freie, einer weichen Rasenbank,
verschwiegen traumhaft — beide hatten oft
In sel'gem weltvergessen hier geruht.

„waltrant!" „Ach endlich, endlich Liebster!"

Bebend,

versunken Aug' in Auge standen sie. „warum so lang', so lange bliebst Du fern?" Komm, setze Dich! Gieb mir die liebe Hand; Ich will Dir alles sagen." Doch die kippe Die bleiche, zuckende gehorchte nicht. Ihm war so bang; im Ulordgebrüll der Schlacht HStt' er gestanden lieber. Doch das Mädchen

Umschlang ihn heftig mit den weichen Armen
Und flüsterte: „Nun lafs' ich nimmermehr
Dich wieder los! B wie ich einsam war,
Lebendig todt! B Franz, Du liebst mich nach?
Gewiß, Du liebst mich? Wenn ich sterben soll,
So sage nein! Gewiß, Du liebst mich noch?"

wie er so nah' nun ihren Athem fühlte

An seiner Wange, ihre Augen sah
Auf sich gerichtet zärtlich bang, ihr Antlitz,
Das süße Antlitz ganz in Schmerz getaucht,
Da faßt' ihn ganz unsinnig, unbezwinglich
Ein Gluthgefühl — halb war es blinder Zorn
Auf's Schicksal — halb entflammte Leidenschaft
Der heißen Sinne — lechzend, wie vom Born
Im gelben Wüstensand der Pilger, trank er
Vom Iungbrunn ihrer kippen lluß auf Auß.
Verauschend weht' ihn an die weiche Luft,
Die sommerfchmüle; lauter schlug sein Herz,
Entsagung, Abschied, alles war vergessen.
Ein Schauer rüttelt' ihn — die Welt versank —
Und überbrauft vom Sturm der Luft verhallte
Der Ehre leise Stimme. Holdes Weib,
So zuckt' es hin durch sein verstörtes Hirn,
Mein muß Du fein, nur einmal — sollt' ich auch
Mit Folterqualen all mein Leben lang
Der einen Stunde Seligkeit erkaufen!

Rings Sabbathrhe — fern ein Falkenschrei; Am dunklen Wolkensaum des Himmelskleides von Seit zu Zeit ein flammend wetterleuchten, wie ein Lrröthen; aber oben hoch Im lichten Blau, ein flimmender Demant, Auf seiner ew'gen Bahn der Stern der Liebe. Das war der armen waltraut Hochzeitfest.

Tief, als sie schieden, senkte sich die Nacht; Im Nebelrieseln klomm empor die Pfade Der schwache Jüngling, der so schwer gefehlt Jetzt, da er einsam war, die luft verrauscht, Die Glut erkaltet — jetzt mit spitzem Zahn Fiel ihn die Reue an, die Selbstverachtung, Und lauter, immer lauter klangen sie In dieser Stille, alle jene Stimmen, Die er verstummen hieß im Rausch der Wonne. Ehrloser! schrie es auf in seiner Brust, Ein schwacher Anabe schlichst Du zitternd hin, Vergebung, Lebewohl Dir zu erbetteln;

Ein frecher Ehren ränber kehrt Du heim!
War s nicht genug, die Treu zu brechen der,
Sie gläubig Vich umschloß mit kiebearmen.
Den einz'gen Freund aus goldner Kinderzeit?
Nein, auch die Knospe ihrer Jugend, kaum
Erschlossen, muß des Buben Beute sein!

So wüthet' er in seines Schmerzes Drang
Und krallt' in's eigne Fleisch die NSgel ein
Und warf ins Gras sich nieder, sprang empor
verzweifelnd, rannte ziellos durch die Nacht,
Und fand doch nicht die Kraft, ein Mann zu sein. —
Es kommen Tage, wo die ganze Welt
Mit ihrer Schönheit, ihres Lebens Fülle,
Den liebsten Menschen selbst, uns wie verwaist,
Nur eine leere, todte wüste scheint.
Und doch ist Einer nur von uns gegangen
von allen — doch mit ihm des Lebens Glanz.
Kehrt einmal er zurück? wer kann es sagen!

So war es waltraut, als aus heitrer kuft
Ein wetterschlag, die Kunde kam, der Junker
Sei abgereist. Man nannt' das Regiment,
Den Bbersten — das alles war so klar,
So einfach — dennoch konnte sie's nicht fassen.
Sie war nicht hingesunken, hatte nicht
Geschrien; mit weiten starren Augen nur
Den Boten angeblickt, zum Tod erblaßt.
Doch als sie einsam war in ihrer Kammer,
Da löste sich des Schmerzes wilder Kampf
In heißen Thränen.

Daß er wiederkehre, war ihr gewiß; ein Spiegel, nie berührt von trübem Anhauch, ahnte ihre Seele voll Glauben nicht den häßlichen verrath.

Die Ahne, selbst das Herz von Kummer schwer, versuchte Tröstung; pries ihr Gottes wort Als Leitstern irrer Herzen, mahnte sanft, So trüglich stolzen Träumen zu entsagen.j Dann sprang das Mädchen auf, das sonst so still: „Entsagen, nein! Nimm mir die Hoffnung nicht! Solang' ich hoffen kann, so lange leb' ich; wo keine Hoffnung mehr, da ist der Tod.“ von Tag zu Tag inbrünstig hartte sie Auf einen Brief, ein flüchtig kiebeseichen vom fernen Freund, vergebens; keiner kam.

Indessen thürmten drohend, unheilsschwer Sich schwarze Wolken jenseits überm Rhein. Erloschen war, die eine Welt durchleuchtet, Der Freiheit Flamme; aus der Asche stieg verjüngt die Tyrannei; des Kühnsten Hand Griff nach der Krone, und im Frankenreich Gebot ein Kaiser, der ein Henker war. Ivie Flnth und Ebbe steigend, fallend goß Ein Blut» und Flammenmeer sich durch die Lande. Hinsank des großen Karl uralter Thron, Und Deutsche Fürsten, machtlos grollend, folgten Des Fremden Heerbann. AllzusxLt erwachte, In Trägheit, blinden Liegeswahn gewiegt, Das Preußenland. Da kam der Schreckenstag von Jena, stürmten siegreich nach Berlin Die Feinde, sank die stolze Magdeburg, Des Landes Hort.

Auch in die Stille drang
Des Krieges Nachhall; doch kein wort vernahm
vom Liebsten lvaltraut. wie die schwache Flamme
Der Hoffnung tiefer nun und tiefer sank
Und länger sie, daß sie verrathen sei,
Sich nicht verhehlte — flammt' in ihr empor
Ein andres Feuer' grimmer, tiefer Haß.
Es kamen Stunden, wo sie Rache brütend
Ohnmächtig sich verzehrte, um Vergeltung
Anrief die ewige Gerechtigkeit.
Umsonst, umsonst! Kein Gott vernahm den Ruf.
Zu weißen Rosen ward der Wangen Blüthe,
Und regte unter ihrem Herzen sich
Das junge Leben, dann verzweifelnd fluchte
Sie dem Geschick, dem Frevler und sich selbst!

So ging das Jahr; im Vften wogte jetzt
Der völkerstreit; Der König weilte fern,
Fast ein Gefangner. Machtlos lag das Land
Und hoffnungslos in roher Sieger Händen,
vom Junker drang nur einmal eine Kunde
Ins Heim der Frauen: Daß er Bfsizier
Geworden, leicht verwundet und gefangen
Fern fei in Polen.

V der Höllenxein,
Die waltraut duldete, feit ihr Geheimniß
Der Ahne Blick nicht mehr verborgen blieb I
Die Stolze, Schöne, wie so tief gebeugt!
Umflort das Auge, scheu gesenkt den Blick,

Ging ohne kacheln, ohne Sang sie hin.
Die Welt verödet — wie ein Leichentuch
Der graue Himmel — öder noch die Seele.
War solch ein Leben noch des Lebens werth?
Bft rang sie heiß mit sich in herber Vual,
Bb sie es enden sollte; doch die Kraft
Der Jugend siegte.

Als der Schnee zerrann,
Die Fluren dampften und im Morgenschein
Die Lerche stieg, genas sie eines Knaben.

Nicht lang danach — er hatte unmuthvoll
Seit jener Zeit die Schwelle streng gemieden —
Trat unerwartet einst der Freiherr ein.
waltraut war nicht daheim; so sah die Ahne
verlegen, bang sich mit dem Gast allein.
Doch war er freundlich, sagte, daß er alles
vernommen und gekommen sei, die Schuld
Des Sohns, soviel in seiner Macht, zu sühnen.
Er wolle reichlich sorgen für das Rind,
Auch später, daß es gut erzogen werde
Und seinen Platz sich schaffe in der Welt,
Nur ein Bedingniß stell' er, das gewiß
Begreiflich sei — daß sich ein Anspruch nie
Erheben dürfe auf des Vaters Namen.
Bald ging er.

Zornig, als sie es gehört
Nach ihrer Heimkehr — bis zur blassen Stirn
Erglühend hatte IValtraut da gesagt:
„B Schmach und Schande I welcher Handel, Mutter!
Ich gebe Jugend, Ehre, tausend Thränen,
Den besten Theil von meinem Herzen hin
Für dieses Rind, den Glauben und die Treue —
Er giebt mir Geld! V, wie das bitter ist!“
Und dann das Rind liebkosend: „Süßer Schatz,
Mein einzig Glück, gewiß, Du bleibst mir treu,
Sowie ich Dir — wir brauchen keinen Andern.
Nur das nicht, Mutter! Das ertrug' ich nicht.“

Und trüb und schwer wie über's stille Haus
Sog über's ganze Land die Zeit dahin.
Erst war's der Rrieg, und als er ausgerast,
Da kam ein Friede, schlimmer fast als Rrieg,
Oes Rheinbunds greulich Ungethüm verschlang
Der Lander Mark zugleich und ihre Söhne;
Aus Fetzen aller Staaten flickte man,
Ein neues Rönigreich — der Freiherr ward

Französischer Vasall, von seinem Sohn
Kam selten Kunde; aber eine warf

Den stolzen Mann auf's Krankenlager nieder.

Trug er doch kiebe auch zum Vaterland

In seiner rauhen Brust — jetzt war sein Sproß

Li» Feind, ein Söldling fremder Tyrannei!

vergebens, daß er hier und dort sich mühte,

Ihn zu befrei'n — der Kaiser braucht' Soldaten,

Die Blatter wurden bunt, die Traube schwoll; Der Freiherr war genesen. Als die Glocken Sur frohen Weihnacht klangen, kam ein Brief Aus Frankreich, kurz: Der Junker müsse init Nach Spanien,
Das war der letzte Gruß Des Sohns an seinen Vater.

, ^ «

Lieber Herr,

Ein lveiser sagt, das keben sei ein Nichts,
«Line Wust von Wahn und Täuschung, Schmerz und

Müh',

Ein zwecklos, ziellos wandern in der Irre.
Das mag wohl gelten für den Müßigen,
Der endlos grübelnde Gedanken spinnt.
Doch weu in engen, fest umgrenzten Kreis
von stet'gen Pflichten, gleichen Tagessorgen
Das Leben schließt, dem reihen sich die Tage
wie perlen auf der Schnur, und eh' er's denkt,
Entflieh« die Monde, schließt ein Jahr den kauf.
Kein Wahn berückt ihn, täuscht kein hohes Siel,
Ein flimmernd Irrlicht über Todesfluth;
I» kleinen Freuden, kleinen Schmerzen wandelt
Er ruhig seinen schmalen Pfad zum Ende.
Ist er der Glückliche?

So zog gemach
Vorüber an den Frau'n der Tage Reigen,
wie waltraut treulich waltete der Pflicht,
Das Haus besorgend und das sunge keben
Mit Wonne hegend — sieh, da kehrte wieder
Ein Schimmer alten kebens, alter Kraft
Auf ihre Wangen, keiser ward der Schmerz.
Und leiser klangen, die so stürmisch einst
In ihrer Brust getobt, des Hasses Stimme»,
Ja manchmal, wenn das Kind mit Hellem Blick
Sie ansah, lachend, zog wie Heimweh fast
Ihr durch die Seele die Erinnerung.

Der Freiherr starb. Es war im vierten Jahr,
Seit Franz verschollen, Lei es, daß die kast
Der Einsamkeit ihn drückte — mehr als sonst
Sucht' er die lang' gemiedne» Freuden auf,
Das Spiel, die Jagd, der bunten Feste Rausch.
Doch schlimme, segenlose Jahre kamen,
Lein Gut verfiel; urplötzlich war er todt.

Gar süße Freuden schenkte waltraut jetzt

Ihr kleiner Knabe. Eifrig lehrte sie
Ihn alles, was sie wußte, freule sich
An feinen Spielen, seiner muntern Art
Und wachte sorglich über seine Seele,
Nur wenig Menschen sah sie. Eines Tags
Hatt' ihr ein Nachbar Herz und Hand geboten,
Ein braver Mann, begütert — still und fest
Hatt' sie es abgelehnt — sie konnte nicht
vergessen.

Zwar die Wunde war vernarbt;
Doch jene Liebe, welche hin sich giebt
Mit tausend Freuden, schwellend, hoffnungsreich,
Die, fühlte waltraut, kehrte nie zurück.
Wohl war sie ruhig jetzt, zuweilen froh;
Doch ihrer Jugend Rosenzeit verblühte
Für immer.

Mächtig draußen rollt' indeß,
Zermalmend, rächend um das Rad der Zeit.
Der Mächt'ge, der gewähnt, die halbe Welt
Zu unterjoche», einsam, ohne Heer
War er geflohn aus Rußlands Eisgefilden.
Schwer lag des übermüth'gen Feindes Hand
Die langen Jahre her auf unfern Ländern;
Nun regt sich aller Orte» frischer Drang.
Im Stillen übt der Jüngling seinen Arm
Für's Vaterland; ihr Goldgeschmeide giebt
Die Jungfrau hin: der Edelmann, der Bauer,
Der Bürger, jeder schafft an seinem Theil,
Und nur des Winkes harrend, steht das Volk
Bereit zum Freiheitskampf, zu Sieg und Sterben.

Der König winkt, wie Meereswoge schwankt Des Schicksals wage — der Gewaltige, Furchtbar wie jemals, dreimal zwingt er noch Das Schlachtenglück — da fällt der wetterschlag von Leipzig, und das Vaterland ist frei!

Allein ich schweife ab, wie Alte thun. Nicht von des Völkerkampfes Riesenschritt, von waltrauts Schicksal wollt' ich ja erzählen. So hört denn weiter.

Line dunkle Nacht; Schwerathmend hin durch wolkenwildniß schweift Der greise Herbstwind, lichtlos, aogenlos, Ein rauchgeschwärztes Schrecknis; starrt emxor Das Ritterschloß. Bei einem Streifgefecht — wie es gekommen, konnte niemand sagen — Gerieth's in Brand; gespenstisch schlug zum Himmel Die gelbe Lohe — alles war geflohn. Nun steht es öde. Plötzlich durch die Nacht Kommt Räderrollen; am geschloss'nen Thor wird Halt gemacht. Ein Mann steigt eilend aus; kaut durch die Halle schrillt sein käuten. Niemand Erwacht und öffnet. Nun erst blickt er auf Zum Schloß, erkennt die leeren Fensterhöhlen. Zurück zum wagen eilt er, spricht hinein; Ein Schreckensruf gedämpft erklingt — dann beugt sich Gin bleiches Antlitz aus dem wagen, forschend Emporgewandt, verzerrt sich. Stöhnend brechen Aus müder Brust die Worte: „Weiler! Hier Zst keine Heimstatt mehr.“ Und da der Andre Sich nun besonnen, drunten in der Mühle, Da wohnten gute leute, hilf: bereit — lacht auf der Kranke höhnisch: »Hin! Nur zu! Nach diesem Anblick gilt mir alles gleich, was kommen will, das komme, vorwärts, Freund!«

Auf hartem Pfuhe, aber sanft gewiegt
von Seclenruh' und Arbeit, schlummerten
Die Frau'n und Knappen; da von laulem Schlag
Erklirrt das Fenster, lauschend fährt empor
vom lager waltraut, kilig schlägt sie licht.
Da schallt ein zwiies pochen, dann der Ruf
Rauhklingend: „Beffnet einem kranken Herrn,
Der, schutzlos, «Obdach heischt für eine Nacht I"
Sie weckt die Mutter, öffnet nun das Fenster:
„wer seid Zhr?“ „Einer, den das Schicksal schlug,
Antwortet eine Stimme, seltsam ihr
Das Herz erschütternd. Aber mitleidsvoll
Geht sie zu öffnen.

Knarrend weicht die Thür,
Hell fällt ein lamxenschimmer in die Nacht.
Da naht ein Mann sich langsam, schwer gestützt
Auf einen andern — jeho streift der Strahl
Lein bleich Gesicht — mit einem gellen Schrei
Hält waltraut wankend an der Thür sich fest.
„Um Gotteswillen fort! Ihr tödtet mich!"
Und jener, schmerzlich grollend: „Süßes Glück,
Daheim zu sein I Der Väter Hallen find' ich
verbrannt, verödet; an der Schwelle hier
Empfängt mich Fluch, Verachtung! Nacht und Sturm,
Nehmt ihr mich auf, gebt Vbdach mir zum Sterben!"
Darauf das Mädchen: „Bleibet, nein! Es soll
Rein Fluch auf dieser Schwelle haften. Kommt
Sur Mutter! was Ihr einst mir angethan,
Hat Gott gerächt. Ich habe Luch vergeben."
Und da er zögernd weilte: „Armer Mann!
Die Nacht ist kalt, Ihr fiebert! Tretet ein!"

Seit dieser Nacht begann im stillen Hause Ein heimlich Treiben. Bben unterm Dach In einem Kämmerlein lag Franz gebettet Und treulich pflegt' mit leiser Frauenhand Den Kranken wallraut. wenn die schweren Träume Des Fiebers von ihm wichen, dann erzählt' er vom wechschvollen Schicksal dieser Jahre. In manchem heißen Kampfe, ilutbespritzt Und rauchgeschwärzt, war er gestanden, hatte vom König selbst das Kreuz der Legion Empfangen, Keine Nachricht von daheim Erreicht' ihn, auch vom Tod' des Vaters nicht, wie ungetreue Hände dann sein Gut verwaltet, niemand um den Erben sich Gekümmert — alles erst erfuhr er jetzt.

wenn er nun sprach, das schöne Manneshaut Auf seinen Arm gestutzt, das bleiche Antlitz, Das doch des Südens Sonne tief gebräunt. Dem Mädchen zugewandt, das blaue Auge Gesenkt in ihres — athmnd lauschte sie Alsdann, und mehr und mehr entwich der Groll, Der noch zuweilen schroff sich bäumen wollte, war doch das Liebste einst in weiter Welt Ihr der verlorne — das vergißt sich nie.

Am ersten Tage hatt' er ihr vertraut, was ihn zurückgeführt. von hundert Kämpfen, von Hunger, Seuchen war sein Regiment Fast aufgegeben. Als in Deutschland nun Der Freiheitskampf erwachte, sandte man Dorthin die (Offiziere. Eines Tags —

Auf deutscher Erde schsn, in einer Stadt

Der Pfalz — entspann beim wein sich heft'ger streit.

In rebumrankter laude saßen sie

Gesellig, Frank' und Deutscher; Glas an Glas

Erklang und alles schien voll Einigkeit.

Doch als zum Gipfel stieg der Stunde Luft,

Da siel ein böses wort: Der neue Krieg,

Und wild entflammt's der Franken Eitelkeit,

Man schrie, man droht' und prahlte; nun erhob

Berauscht ein Bürschlein sich, ein Knabe fast,

Und schalt Rebellen, schändliche Verräther

An Frankreich diese SSIdnernatison

von Deutschen, tolle Knechte, die ihr Herr,

Der Kaiser ziicht'gen werde nach Verdienst,

Die Andern schwiegen. Aber Franz, empört,

Nu» erst erkennend seine ganze Schmach,

wie einen Abgrund, jöh vom Blitz erleuchtet,

war aufgesprungen, hart' den Bffiz5er
Gefordert und erschossen, war entfloh».
Bereit zu sühnen feines Lebens Schuld
Mit edlem Code, eilt' er stolz und froh,
Sich unter Preußens Siegesaar zu stelle».
Doch feine Wunde, kaum beachtet erst,

ward so verschlimmert in der Hast der Flucht,
Daß er nicht weiter konnte. Krank und schwach
wollt' er zum Vater.

Endlich sprach er auch von alten Seiten, von des Vaters Härte Und seiner Schwachheit. Nichts beschönigt' er. „Ich mar ein Spielball immer fremder Macht" — So sagt' er trübe lächelnd zu den Fran'n — „Und ungestüht noch liegen lange Jahre voll Schmach und schwerer Irrung hinter mir. vielleicht so ward ich, weil zu liebeleer Mein Vaterhaus und ich zu einsam mar. Gottlob, noch sank zur Umkehr nicht der Muth; vielleicht noch läßt das Schicksal sich versöhnen/'

Da so voll Reue nun ihn waltraut sah,
Erfüllte sie des Kranken hciße Bitte,
Sein Kind zu sehn. Der blonde Knabe kam;
verschüchtert erst und schweigend stand er da
Und floh zur Mutter. Aber bald ermachte,
Da er so freundlich sah den fremden Mann,
Des Kindes liebliche Vertraulichkeit.
Eins nach dem andern bracht' er seine Spiele
Herbei und zog sein Stühlchen an das Bett

Und ordnete geschäf.ig, baute auf
Und freute sich der Pracht mit hellen Augen.
Auch mit den blanke» Brden spielt er gern
Des fremden Herrn, der sie ihm willig ließ.

So sah ihn eines Morgens vor der Thür —
Noch milde war die kuft uud Sonnenschein —
Der Bauer Steffen im vorüberschreiten.
Lhmals ein Höriger — derselbe war's,
Den einst so hart der Freiherr züchtigte —
Ivar er ein freier Mann nun und begütert.
Der sah verwundert an das rothe Band,
Das zack'ge Kreuz der Ehrenlegion —
Lr kann't es wohl — und fragte, wetz es sei
Unschuld'ig sprach das Kind: „Des fremden Herrn,
Der oben liegt und immer freundlich ist."
„Ein Fremder, siehl Nun sprich, wie heißt er denn?—
Drauf stolz das Kind: „Er hat mir's selbst gesagt;
Franz beißt der Herr."

In Steffen aber stieg
verdacht auf, dunkel. k?att' er doch gehört,
Daß nachts, vor wenig Tagen erst, ein wagen
Zum Freiherrnschloß gefahren. Jene Schmach
Schlief unvergessen in der rohen Seele
Und dumpfen Haß trug er dem ganzen Haus.

Nun ruhte die erwachte Neugier nicht,
verstohlen schlich er täglich um die Mühle,
Und eines Morgens, als zum erstenmal
Der Kranke aufstand und am Fenster weilte,
Da sah der Bauer, daß er recht geahnt.

Dem Freiherrn aber war der Tag ein Fest.
Mit fieberhafter Ungeduld erharrt' er
Der Wunde Heilung. Als die Kunde kam
vom Sieg bei Leipzig, war er außer sich.

Indessen wob, sowie ein leiser wind
von Baum zu Baume Sommerfäden schlingt,
Des Kindes Neigung, beiden zugewandt,
Ein sanftes Band um feiner Eltern Seele.
Mit Lieb' und Stolz erwacht' in Franz allmählich
Das vaterglück. Dies ist Dein Fleisch und Blut,
Tönt' eine Glocke hell in seiner Brust,
wenn jauchzend, zärtlich ihn empfing der Knabe.
Auch waltraut sah das traute Bild versöhnt,
Und überm Abgrund der Vergangenheit
So reichten sie im Geiste sich die Hände.

Ginst sagt' er: „waltrant, sieh, nun bin ich frei. Nur streiten laß mich noch fiir's Vaterland; Und ist's erlöst, und kehr' ich lebend wieder, vielleicht dann blüht uns noch ein spätes Glück," Drauf Jene sinnend: „Sprecht mir nicht von Glück! <Ls gibt kein Glück, es giebt nur schöne Träume." Und doch von neuem Glücke träumt' auch sie. Das Herz ist wechsellvoll wie die Natur; wie oft aus Dunstgewölk ein Regenbogen Sich schimmernd spannt bis in des Himmels Blau, So schwang sich beider Hoffnung ahnungsreich Aus trüber Gegenwart in lichte Ferne.

Ihr hofft, ihr betet — das Geschick ist taub, Und was Du einst mit heißem Wunsch ersehnt, Trifft Dich vernichtend, wenn sich's nun erfüllt, Da lange Wunsch und Seele sich gewandelt!

Am zwölften Tag, seitdem der Freiherr kam —
Schon in der Heilung war die Wunde — hörte
Man schlimme Nachricht. Zwar ein siegreich Treffen
Im Süden gab's, bei Hanau; doch Hieher
Im Anmarsch sei zugleich ein Trümmerhauf
vom Heere der Franzosen — wolle hier
Den Rhein gewinnen. Schon am nächsten Tag
Durchstrich verwildert Volk in kleinen Trupps
Die nahen Dörfer, zog mit wüstem körm
Durch'? Thal dahin.

Da reift' in Steffen schnell,
Dem wilden Bauern, ein verwegner Plan.
Schon längst erspäht' er die Gelegenheit
Zur Rache. Hatten doch die Franken ihm —
vor einem Jahr, im tiefsten Frieden war's —
vom Vieh geraubt das beste, ihn verhöhnt,
Berauscht zuletzt den Stall gelegt in Asche.
Nun schlug die Stunde. <L>lig und geheim
Beruft er nachts die Nachbarn in der Runde
Auf seinen Hof. Die Bauern kommen, längst
Gewillt, den alten, oft geschürten Käß
In Feindesblut zu kühlen. Man beschließt,
Mit Beilen, Sensen, alten rost'gen Flinten
Und Säbeln schnell gewaffnet, allsfort
Die nächste Schar im Wald zu überfallen,

vor Thau und Tage heimlich bricht man auf

Gut war der Brt gewählt zum Hinterhalt.
Lin dunkler Hohlweg, oben wohl beschützt
Durch dichtes Strauchwerk, schmal und überhangend.
Hier harnten sie des Feinds, verborgen, still
Fünf lange stunden.

Horch, Trompetenschall I
Am Bach herauf, die kichwng aufwärts zieht's
Buntfarbig, blitzend; schon erklingt gedämpft
Der Tritte Schall — sie müssen hier vorbei.
Zwar scheint's kein regelloser Trupp zu sein
wie sonst — der Bauer bleibt, ihn schreckt es nicht.
Wohl pocht das Herz, wohl zuckt die starke Faust;
Allein er weiß, der Bauer in Tyrol
In seinen Wälder», seinen Felsenschluchten
Hat zehnfach großer Uebermacht getrotzt.

Jetzt naht des Zuges Spitze. Achtung I Feuer I Die Schüsse krachen — Schrecken, wild Geschrei — Die Ersten mälzen ächzend sich im Blut, Nachstürzen jäh die Andern — plötzlich: Halt! Sie sammeln sich — da wieder knattert's her Aus Busch und Baum — ein gelber Feuerstrahl, Ein kurzes Zischen — andre sinken hin, Entsetzen hält gefesselt jeden Fusz. Doch schon mit Hellem Alange übertönt Eommandowort die Silille: Stürmt den walll Umzingelt sie!

Und jetzt mit neuer wuth Drängt an der Franke — zwanzig stürmen nach, wo einer sinkt — hindurch, hindurch! hinauf! wo Gras und Wurzel Halt gewährt dem Fuß, Da kletterts aufwärts — immer, immer mehr — In weitem Bogen schließt's von beiden Seiten Sich nah und näher — gellend Siegseschrei Und knirschend sieht der Bauer sich gefangen. Noch einmal dringt er vor, gepreßt zum Reil, Um durchzubrechen — alles ist vergebens; Ein eisener Ring umschließt die Schaar.

„Entwaffnet sie I! Schon ist's geschehn. „wer ist Der Führer?“ Alle schweigen. Einer nur, Ein blasser Bursch mit rothen Haaren ruft: „Der Steffen!“ „pfui, Verräther!“ Zornig schreit's Ein alter Bauer. Mit Verachtung blickt Der Bberst auf den Burschen, wendet sich. „Den Führer fesselt! AU' die Andern bringt In's Dorf zurück! wir halten Kriegsgericht Vor Abend.“

Als der wilde Steffen nun So nah den sichern Tod vor Augen sah, Da blitzte rettend durch des Schurken Seele

Ein teuflischer Gedanke. »Nur ein Wort

Erbitt' ich, Herr, bevor ich sterben muß!

Ein wichtiges Geheimniß ift mir kund;

weun ich's verrathe — schenkt Ihr mir das keben?“

Daraus der Oberst: „Rede!“ Jener dann: „Ein Deserteur, ein Freiherr, Bffizier, liegt in der Näh' verborgen. Ich allein weiß um die Stelle.“ «Gut. Du führst uns hin; Und sprachst Du Wahrheit, wird das Kriegsgericht Nach Billigkeit und Recht entscheiden. Fort!“ —

Gar unrnhvoll war die vergangne Nacht Für waltraut, wenn ein Fenster klirrte, draußen Der Hund anschlug, fuhr sie erschreckt empor. Sie hatte sorglich, der Gefahr bewußt, Ermahnt den Fahnenflücht'gen, oben still Zu bleiben, keinem Auge sich zu zeigen. Der Knappen war sie sicher — jahrelang Dem Haus' anhänglich, schwiegen sie gewiß. Den Knaben hielt sie stets an ihrer Seite. Und doch erwartend pochte, fieberhaft Bei jedem kaut ihr sonst so muthig Herz.

So stieg der Tag auf, ging der Morgen hin. Da, um die zehnte Stunde, nahte sich <Lin langer Zug, Franzosen, stolz voraus Den Adler, nahm den weg zum Walde hin. Befreit aufathmend blickte waltraut nach.

Doch jetzt, was war das? Fernes Krachen, fast wie wenn den Flachs im Herbst der Bauer schlägt. Zur Mutter und zum Freunde bebend eilt Das Mädchen. Der beruhigt sie: Es sei Wohl ein Scharmützel nur. Nun wird es still — Da ging sie leichtern Sinns an ihre Pflichten.

Schon wars, geneigt zum Westen, schrägen Strahl Die Sonne, länger wurden schon die Schatten. Nichts war geschehn, in Ruhe lag das Haus.

Da rennt ein Bursche athemlos herbei vom nächsten Dorf. „Sie kommen! Schafft ihn fort, Den Fremden! Die Franzosen suchen ihn!“ Dann eilt er weiter. Schreckenbleich, erstarrt Stehn alle. Dann das Mädchen: „Rettet ihn!“ Und selbst die Erste stürmt sie nach der Kammer. Zu spät, zu spät. Schon nähert sich der Trupp,

Zu Roß der Bberst, Steffen hinterher
Gefesselt. Klein nur ist der Häscher Zahl.
Sie machen Halt, umstellen rings die Mühle.
Nun heftig Pocken, waltraut tritt hervor,
Gefaßt und bleich; die Ahne hinter ihr
Hält zitternd sich am Rahmen.

„Ihr vergebt,“

Beginnt der Bberst höflich „daß ich Luch
Erschrecken muß. Man sagt, ein Deserteur,
Ein Gffizier des Kaisers, weile hier
versteckt im Hause Mir befiehlt die Pflicht
Zu forschen; doch ich schonte das Gefühl
Der Frauen gern, die ich verehere. Drum
Lrbitt' ich Wahrheit. Niemand soll alsdann
Dies Haus betreten, Euren Frieden stören,“
Und wartend dann: „Ist der Gesuchte hier?“

So hart bedrängt sieht waltraut einen Schimmer
Der Rettung nur. Der Glut nicht achtend, die
verrätherisch in ihre Wangen schießt,
verfetzt sie: „Herr, man hat Luch hintergangen.
Zn diesem Hause, das seit Iahren nur
Ein stiller wittwensitz, gemieden fast,
Hat nie ein andrer Mann als unsre Knappen
Geschlafen. Fragt die Nachbarn in der Runkel
Und gar ein Deserteur, wie käme der
Zu uns? AU' diese kriegerische Zeit
Sahn gestern wir zum erstenmal Soldaten,
Man täuscht' Luch. Glaubt mir, ich beschwöre Luch!“
Und bittend dann zur Ahne: „Mutter, ruft
Die Knappen doch, daß sie es auch bezeugen!“

Sie kommen ängstlich. Doch des Mädchens Blick
Sagt ihnen alles. Da der Vberst fragt,
Sind sie gefaßt, antworten sicher, ernst.
Kein Fremder weil' im Hanse, keiner je
Sei dagewesen.

waltraut fester nun:

„vier Räume nur, wo Menschen wohnen können,
Sind in der Mühle, all' zu ebner Lrde.
wollt Ihr sie sehn? Ich bitt' Euch, tretet ein!“

Darauf der Bberst, minder ihrem wort,
Als ihrem Antlitz glaubend, ihren Augen,
Der edlen Haltung, die voll Demuth doch:
„wohlan, ich folge Luch. Ihr Andern bleibt I!“
Nord und Süd. XI.VII.. 27

Da beide nun in's Haus getreten, lacht
Der Steffen höhnisch. „Dennoch ist er drin.
Die schlaue Dirne! Doch es hilft ihr nichts.
Herr Freiherr, der Vergeltung Stunde naht.
Jetzt ist der Bauer, der geschlagne Sund,
Herr eures Lebens. Tod der ganzen Brut!“

Dann treten Jene wieder ans der Thür.
Der Bberft winkt, man sammelt sich. „Zurück!“

Er ist nicht hier. Ich Hab' mich überzeugt."
Und ritterlich zum Abschied grüßt er nun
Die beiden Frau'n.

„Sie hat gelogen, Herr!"
Schreit da der Steffen. »Fragt doch ihren Sohn,
Den ihr der edle Herr geschenkt in Gnaden!
Laßt höher suchen; unterm Dache steckt
Der Deserteur." Mit einem Schmerzensruf
waltraut: „Mein «ind. mein Kind!" Der Bfsizier,
Betroffen von des Bauern Zuversicht,
Des Mädchens Ausruf, zuckendem Erblassen,
Zu ihr, halb zürnend, traurig halb: „Ihr habt
Mich doch getäuscht? von Euch fürwahr versah ich
Mich dessen nicht. Ihr seid die Gattin?"

Auflacht der Steffen. »Sie die Gattin? Nein,

Die Liebste nur von unserm Junker ist's
Sie haben'? mit der Sippe stets gehalten;

Das war der kohn," „Du schweigst, bis man Dich fragt!"

Gebietet streng der Bberft. Dann gewandt
Zu den Soldaten: „Jetzt an eure Pflicht!

Durchsucht die Mühle!"

Da verzweifelnd wirft Sich waltraut nieder, hebt die Arme auf: „Erbarmen, Gnade, Herr, dem armen Mann! Ja, er ist hier. Ein deutscher Flüchtling ist's; verwundet, krank kam er aus fernem Süd', Für sein geknechtet Vaterland zu streiten. Hat nicht der Deutsche auch ein Vaterland Und lieb't's, wie Ihr? wir üben Menschlichkeit, Wir boten Obdach ihm, wir pflegten ihn, verdient das Strafe Herr, — hier bin ich, nehmt Mich hin statt seiner; gerne sterb' ich ja. Nur ihn verschont I"

Das graue Haupt gesenkt, Mitleidig blickt der Bberft. „Stehet auf!

Ihr dauert mich. Doch grausam ist die Pflicht,
Ich kann nicht helfen. Gebt den keilten Raum!"

Aufrecht stelzt Waltraut, wankend, Jetzt erfaßt
Ein Arm den ihren. „Gebt uns freie Bahn!"
Da schreit ste ans — vor ihren Augen wallt
Ein Meer von Blut — ein schneller Griff — sie hat
Gepackt des Nächsten Waffe und „Zurück!"
wahnwitzig ruft sie, hebt das Rohr empor —
„Snriick, ihr Henker, von dem Heiligthum
Des Deutschen Herds! Ein Kind des Todes ist,
wer mich berührt,"

Nur einen Augenblick verwirrt, erschrocken weichen die zurück — Dann wie beschämt von dieses Weibes Muth Andringen sie aufs neue, fassen zu — Frei wird die Schwelle — plötzlich tritt hervor Der Freiherr, bleich — befreit des Mädchens Arm — »Hier bin ich, den ihr sucht" — er ruft es laut, Den Arm erhoben — „Keiner rühre an Mein theures Weib! Herr. Wberst, führt mich fort!"

Man nimmt ihn in die Mitte — in die Knie Sinkt waltraut, schluchzend — schweigend blicken all' Und ernst — noch einmal winkt er mit der Hand: „waltraut, leb' wohl, mein Weib! wir sehn nns wieder!"

Hernieder sinkt in hehrer Ruh' die Nacht;
Kein Schlummer naht sich — da der Morgen graut,
Erscheint ein Bote, Nach dem nächsten Dorf
Entbietet er die Frau'n: Die letzte Bitte
Des Freiherrn sei, im Tod vereint zu sein
Mit der Geliebten. Man gewährt' es gern,

Sie kommen an. Der Priester steht bereit,
Ein greiser Franke; tröstlich spricht er, warm.
Dann wechseln sie die Ringe — sind verbunden
In Ewigkeit — in Ewigkeit getrennt.
Leb' wohl! keb' wohl!

Der Morgen zieht herauf,
Siegprangend, herrlich. Als der erste Strahl
Zn's Fenster dringt, erschallen Schüsse fern.
Die Ahne kniet und betet — waltraut ist
Zurückgesunken leblos.

Sie erwacht;
Doch die Erwachte ist nicht waltraut mehr,
Denn dunkle Nacht umhüllt die irre Seele.

Das war das Schicksal meiner Kinderzeit,
Und einsam blieb ich all mein keben lang.
Zwar einmal wähnt' ich, daß der Fluch gewichen-
Ich lieb' ein holdes Weib, sie schenkt« mir
Ein Aindlein — nur ein kurzer Traum des Glücks —
Dann farb sie. Einsam wieder lebt' ich hin,
Erzog mein Rind, vermählt' es — hoffnungsreich
Noch einmal ward ich — dann erlosch der Stern.
Und dennoch leb' ich; denn ich fand die Ruh'
In meinen Gott und mit den Menschen Frieden.

Und waltraut, meine Mutter? Sie genas.
In stillen Stunden, da ich größer ward,
Erzählte sie mir klar und treu ihr keben.
Auch ihr ward Friede — wie ein Engelsbild
Schlief sie hinüber, sanft und jung und schön.
Auf ihren Goldreif fiel ihr letzter Blick.
Die Ahne gab ihr noch das Grabgeleite.

,"

So schloß der Greis und ruhte eine Seit.
Dann rief er: „Elsbeth!" und sein Enkelkind,
Trat in die Thür. „Bring' unsrer Mutter Bild
Und zeig's dem Herrn! Er ist nun unser Freund."
Und da sie ging: „Sie ist ihr Ebenbild,
Soweit dem Herbst der Frühling gleichen mag.
Gott segne sie, die noch auf meinen Pfad
Im Abendroth, bevor die Sterne sinken,
Der Hoffnung letzte Himmelsblumen streut!
Sott segne siel Seit gestern ist sie Braut!"

Erröthend hielt das schlanke Madchen mir
Das Bild entgegen — und aus Wolken, sieh,
Floß über ihren Scheitel Gold darauf
Ein Sonnenstrahl, ein liches Friedenszeichen,

Hell

verklärend altes Leid mit neuem Glück.

Zauberkünste.

Novelle
von

tzugo Alem

— Wien. —

dämmerte bereits, als Professor Gotthold Harter von dem i staubigen Folianten aufblickte, dein er das Studium dieser Nacht ^ gewidmet hatte. Das war aber auch eine interessante Schrift. Sie handelte von der mythischen weißen Otter, und wenn man die Vorschrift des Buches genau befolgte, mußte man unzweifelhaft in ihren Besitz gelangen. Etwas langwierig mar das Verfahren allerdings. Wenn man eine Haselstaude fünfunddreißig Jahre sorgsam pflegte, mußte sie schließlich eine Mispel hervorbringen, vorausgesetzt, daß sie unter den geheimnißvollen Ceremonien, die für solchen Fall vorgeschrieben waren, jeden Tag begossen wurde. Unter solcher Mispel vergraben war dann das mythische Thier, die höchste Sehnsucht aller Magier, weil es Reichthum und Schätze aller Art in's Haus bringen mußte. Das Kostbarste an ihm mar aber die schneeweiße Haut; denn sie verlieh, wenn man sie in die Hand nahm, die Unsichtbarkeit, die durch kein anderes Zaubermittel zu erwerben war, so vielfach auch die Requisiten der Hölle sein mochten.

Der gute Professor konnte nicht umhin, sich einzugestehen, daß der Besitz der weißen Otter von ihm eine Geduldprobe verlangte, die über seine Kräfte ging. Freilich erfüllte ihn die lebhafteste Begierde nach allen Reichthümern der Welt. Das Studium des alten Buches, das viele Stunden gewährte, hatte ihn im Uebrigen ermüdet, und während er sinnend vor sich hin blickte und das Gelesene überdachte, schlummerte er ein. Er träumte weiter von allen Schätzen der Fabel. Er sah im Traume Tausende und Tausende funkelnelgneuer, runder Goldstücke, sah glitzernde Diamanten, Rubinen, Smaragde und Saphire sonder Zahl, und sie alle schwammen über ein großes Wasser zu ihm her. Jede Welle warf neue prangende Kostbarkeiten auf. Die Sonne schien ihm schon hell in's Gesicht, als er durch das Geräusch der knarrenden Thürr erwachte, welches Frau Susanne, seine Wirthschafterin, durch ihr Eintreten verursachte.

Frau Susanne hielt einen Brief in der Hand.

„Ein Kind hat diesen Brief gebracht," sagte die alte Frau.

„Einen Brief?" fragte der Professor überrascht.

In der That — wer hatte ihm, dem einsamen Manne, der nur seiner Wissenschaft und seinen Träumen lebte, der so spärliche Beziehungen mit der Außenwelt unterhielt, etwas zu schreiben?

Frau Susanne errieth die Gedanken des Professors. Sie mar nicht minder neugierig, ja vielleicht neugieriger als er, zu erfahren, von mein das Schreiben herrührte. Sie hatte übrigens eine Vermuthung über die wichtige Frage.

„Es sollte mich sehr mundern," sagte die Wirthschafterin, „wenn der Brief nicht von Euerem verschollenen Bruder in Amerika käme. Das Kind kommt nämlich, Herr Magister, von dort."

Ein Schleier legte sich auf einen Augenblick vor die Augen des Professors. Vor fünfundzwanzig Jahren war's, im Jahre 1563 — der würdige Magister mar damals noch ein ganz kleiner, ungezogener Junge, — da ließ sich der ältere Bruder, ein mißrathener Sohn der Familie, von spanischen Söldnern sür das Heer in Mexico anwerben, um auf gute Art seiner Schulden in der alten Welt ledig zu werden. Man kannte schon vor dreihundert Jahren dieses Auskunftsmitel. Nun zitterte der Brief in der Hand des Professors. Nicht, weil er eine Kunde von dem verschollenen Bruder erhielt — Gotthold hatte ja kaum eine Erinnerung an ihn bewahrt und ihn niemals lieben gelernt, denn man gedachte ja im Elternhause des verlorenen Sohnes nicht eben in der freundlichsten Weises aber dem Professor schoß nun der Gedanke durch den Kopf, daß dieser Brief vielleicht mit seinem Traume von vorhin im engsten Zusammenbange stünde. War der Bruder nicht nach Mexiko, dem Goldlande, ausgewandert, wo man sich nur zu bücken brauchte, um die Goldbarren aufzulesen, die dort herumlagen, wie bei uns die Kieselsteine?! Und hatte er nicht geträumt, daß die glitzernden Schätze über das große Wasser geschwommen kamen?!

Mit fieberhafter Hast erbrach er das große Siegel des Briefes.

Da stand zu lesen:

„Lieber Bruder!

„Es geht mit mir zu Ende, und ich schreibe noch rasch diese Zeilen an Dich, den einzigen Verwandten, der mir geblieben ist; denn alle übrigen sind gestorben wie ich von Landsleuten erfuhr, die herüberkamen. Ich schreibe Dir nun, um Dir mein Kind zu empfehlen, die Tochter meiner frühverstorbenen lieben Frau, Donna Eleonor de Castro, die Enkelin meines wackeren Capitäns Don Melchor de Castro. Die Kleine steht allein, und ich übergebe sie Deinem Schutze und Deiner Obhut. Du hast vielleicht eine andere Erbschaft erwartet. ValFams vios! Ich habe Alles verspielt; es mar nicht meine Schuld, sondern die der falschen Würfel des verteufelten Don Diego Lugar. Ich kam ihm zu spät hinter seine Schliche. Nun ist Alles vorbei. Behüte mein Kind!

Dein Bruder

Wilhelm."

Der Professor senkte ziemlich'enttäuscht den Brief. Also ein Kind — das war die ganze Erbschaft?! Was sollte er mit einem Kinde anfangen?

„Wo ist das Kind?" fragte er nach einer Pause, ohne die Neugierde der alten Susanne weiter zu berücksichtigen. „Lasse es eintreten!"

Frau Susanne schob es zur Thürr herein — es war ziemlich ausgewachsen, das „Kind", und mochte wohl schon zwanzig Jahre zählen, wenngleich die kleine Gestalt und der zierliche Bau das Mädchen jünger erscheinen ließen, als es in Wirklichkeit mar. Es trat auch ziemlich resolut auf, das „Kind", und hatte namentlich eine ganz unverschämte Manier, das Köpfcchen zurückzuwerfen — ein rothbackiges, rundes Apfelgesicht mit kurzgeschnittenem, lockigem dunklem Haar, zwei tiefschwarzen Schelmenaugen und einem kecken Stumpfnäschen. Der gute Professor war ganz perplex bei diesem Anblicke — er hatte nach dem empfangenen Briefe und zufolge der Ausdrucksmeise der Frau Susanne einen kleinen, schmutzigen Jungen zu sehen erwartet; und nun stand ihm plötzlich ein anmuthiges junges Mädchen gegenüber, wie ihm solche sonst sehr selten in die Nähe kamen.

Die.Meine trat ganz unbefangen näher und reichte ihm die Hand.

„Ihr seid wohl der Oheim?" fragte sie mit einem reizenden fremdländischen Accent. „Gott zum Gruß!"

„Sei mir willkommen, mein Kind," sagte der Professor kleinlaut, „Du bist ja —?"

„Enriqueta, Euere Nichte, es ist ganz richtig!"

„Enriqueta — mein Bruder —"

„Ist todt. Er hatte ein Streit mit Don Diego Lugar und schoß ihn über den Haufen. Don Diego fuhr mit Extrapost in die Hölle, er hatte aber leider noch eine Minute Zeit, auf Erden zu verweilen. Diese benützte er, um auch seine Waffe abzufeuern. Die Kugel traf meinen armen Vater tödtlich. Man brachte ihn nach Hause und er konnte kaum noch seine irdischen Angelegenheiten bestellen — nach drei Stunden schon hauchte er seine Seele aus."

„Hm," machte der Professor, indem er einen Seitenblick auf fein Fräulein Nichte warf. „Du hast die weite Reise allein gemacht?"

„Hatte kein Gefolge und leichtes Gepäck — wenn Euere Sündencolli, Oheim, nicht schmerer sind, werdet Ihr einmal am Himmelsthor keine hohe Mauth zu bezahlen haben. Bezweifle, daß Don Diego's Reise länger war als die meinige."

„Und Du hast Dich nicht gefürchtet?"

Das Mädchen lachte.

„Verstehe mich darauf, mit Vaters Spielzeug umzugehen," sagte die kleine Tochter der Donna Eleonor de Castro, indem sie eine mächtige Reiterpistole aus der Tasche hervorholte, „treffe immer in's Schwarze, schieße Euch den Knopf von der Mütze —"

„Laß sein, ich glaube Dir," rief der Professor erschrocken, als das Mädchen leicht den Arm erhob. Er räusperte sich dann in eigenthümlicher Weise, hustete und sagte:

„Aber müde mußt Du wohl von der Reise sein?"

„Das will ich glauben!" rief Enriqueta. „Fuhr die ganze Nacht in einem Marterkasten von Postmagen. Eine Hammelkeule und ein Schluck Taffia thäten mir wohl!"

Dein Professor lief es wieder eiskalt über den Rücken. Dann wandte er sich an Frau Susanne:

„Geh', Susanne," sagte er, „bereite Enriqueta etwas wanne Speise und gieb ihr in Ermangelung von Taffia ein Glas Wein."

Er warf dann einen schüchternen Blick auf das hübsche, runde Gesicht des Mädchens und fügte hinzu:

„Wenn Du Dich gestärkt hast, Enriqueta, komm wieder herüber. Ich habe mit Dir zu sprechen."

„Also auf Wiedersehen, Oheim," sagte die Kleine, als sie mit Frau Susanne die Stube verließ.

Der arme Professor ging mit sorgenvollen Mienen in seiner Arbeits stube aus und ab.

„Wenn die drei Mal solche Reden in der Gasse führt, ist die ganze Stadt im Aufruhr," murmelte er. „Tübingen hat solches noch nicht gehört."

Er schob den blauen Vorhang am Fenster vor, so daß kein Sonnenstrahl in das Studirzimmer dringen konnte, und setzte sich seufzend in seinen großen, alten Armstuhl, der ihm nun wirklich zum Sorgenstuhl wurde. Er rückte die Folianten bedauernd mit der flachen Hand zur Seite — an die weiße Otter konnte er, an diesem Tage wenigstens, nicht mehr denken. Das weiße Kätzchen, das eben eingetroffen war, gab ihm genug zu schaffen.

Er saß lange sinnend da, bis sich die Thüre des Corridors wieder öffnete und Enriqueta in dem hellen Lichtschein, der in die Stube drang, die Schwelle überschritt.

„Da bin ich wieder," sagte sie. Habe mich ein wenig erfrischt. Ihr habt aber dunkel in Eurer Stube, Oheim — wollt Ihr etwa ein Schläfchen machen? Soll ich wieder gehen?"

„Nein, nein, mein Kind," sagte Gotthold, indem er dem Verlangen des Mädchens nachgab und den Vorhang wieder zurückschob, „bleibe. Ich habe wichtige Dinge mit Dir zu reden."

„Wichtige Dinge? Ei, da bin ich begierig!"

„Höre mich ruhig an, Enriqueta. Du bist meines Bruders Kind, er empfiehlt Dich mit seinen letzten Zeilen meinem Schutze und ich will Dir gerne ein guter Oheim sein. Wenn Du aber in meinem Hause leben willst, muß ich meine Bedingungen stellen."

„Ich habe Euch zu gehorchen, Oheim. Discivlin vor Allem!"

„Gut. Ich verlange nicht mehr. Höre, was ich Dir sagen will, und befolge es n^cht nur, sondern nimm es mir auch nicht übel. Wärst Du nicht ein kluges Mädchen, wie ich sofort gesehen habe, ich würde zu Dir nicht sprechen, wie ich es thue."

„Was giebt es denn?"

„Andere Länder, andere Sitten," sagte der Professor, indein er im Stillen dachte, daß der Verkehr seines Herrn Bruders auf dessen Tochter auch nicht besonders veredelnd gewirkt haben mochte. „Bei uns zu Lande

benehmen sich die jungen Mädchen nicht wie Du. Sie treten bescheiden auf und gebrauchen in ihrer Umgangssprache gewählte Ausdrücke. Was mich anbelangt," fügte Gotthold rasch hinzu, als er sah, daß das junge Mädchen überrascht und verlegen die Augen niederschlug, „mir gefällt Deine burschikose Manier ganz gut —"

„Nun, wenn ich Euch gefalle, wie ich bin, Oheim, dann habe ich nach der Welt nicht viel zu fragen . . ."

„Aber i ch habe darnach zu fragen, Enriqueta," wandte der Professor ein. „Es ist ohnehin ein heikles Ding, daß ein junges Mädchen im Hause eines ledigen Mannes leben soll, und wäre dieses Mädchen auch seine Nichte, Man wird die Zungen darüber wetzen. Du aber mußt sie alle durch Dein sittsames und bescheidenes Betragen entwaffnen."

„Ich begreife."

„Das wird Dir nicht schwer fallen. Du wirst ja die Sitten hier zu Lande bald kennen gelernt haben — Du sollst im Anfang nur schweigen, zuhören und beobachten, sollst Dich später der fremden Weise anschmiegen. Wenn Du Dich in Deiner Art geben würdest, kämen wir in's Gerede und müßten uns trennen . . ."

Enriqueta blickte dem Professor gerade in's Gesicht

„Ich werde Alles thun, um Euch zufrieden zu stellen und bei Euch bleiben zu können."

„Das wird mir lieb »sein, Enriqueta. Du scheinst mir, wie gesagt, ein gescheidtes Mädchen," wiederholte Gotthold, erfreut über die Fügsamkeit der Kleinen, auf die er gar nicht vorbereitet war und die er wenigstens durch ein Schmeichelmort belohnen wollte. „Handle darnach. Ich selbst habe nichts dagegen, wenn Du Dich vor mir gibst, wie Du bist. In unserni engen Kreise brauchst Du Dir keinen Zwang aufzuerlegen. Im ttebrigen werde ich stets für Dich sorgen, wie ich kann, das bin ich dem Andenken meines armen Bruders schuldig."

Der Professor erhob sich und rief Susanne herbei.

„Susanne," sagte er, „Enriqueta bleibt bei uns und wird Euch im Hauswesen beistehen. Richtet ihr eine Stube neben der Eurigen ein und nehmt Euch ihrer an: sie ist meines Bruders Kind, und ich will sie halten als wäre sie mein eigenes."

„Wir wollen das Kind verhätscheln, Herr Magister," sagte die alte Susanne. „Das soll unser lieber Schatz sein!"

Das Mädchen lächelte, während es dem Professor einen dankbaren Blick zuwarf. Der Professor aber dachte darüber nach, wie ganz eigenthümlich doch manchmal die mexikanischen Schätze seien . . .

Enriqueta hielt Wort und mühte sich redlich, ihren Umgangston den neuen Verhältnissen anzupassen, die so grundverschieden von jenen waren, in welchen sie aufgewachsen war und bisher gelebt hatte. Allein die Umwandlung, welche der Professor wünschte, vollzog sich nicht so rasch und gründlich. Dafür beurtheilte man aber ihre ungezwungene Ausdrucksweise milder als der Professor und sah in ihr nur die Frische und die naive Derbheit einer urwüchsigen Natur. Der Liebreiz des jungen Mädchens bezauberte derart alle Welt, daß man gerne seine Fehler vergaß. Enriqueta kam zwar nur mit einigen Muhmen und Nachbarinnen der Frau Susanne zusammen; es genügte aber, diesen Tratschzirkel zu entzücken, damit ihr Nuhin in der ganzen Stadt verbreitet wurde. Eines Tages kam der Professor aus dem Collegium heim, als sich eben die ganze Damengesellschaft entfernte. Enriqueta athmete förmlich auf, als die Besucherinnen die Thürs hinter sich geschlossen hatten.

„Nun, Mädchen," fragte Gotthold, indem er sich ernst den tiefschwarzen Bart strich, „hast Du Dich hübsch artig betragen?"

„So zimperlich, wie ein junges Gänschen mit gelben Federn."

Der Professor lächelte.

„Nach Allem, was ich vernehme, hältst Du Dich brav. Dafür will ich mich auch dankbar erweisen. Wenn Du einen Wunsch hast, so last' ihn hören. Er soll erfüllt werden."

„Einen Wunsch hätte ich wohl —"

„Und der wäre?"

„Ich möchte einmal mit Euch Euer Laboratorium besichtigen und einige neugierige Fragen an Euch stellen. Wollt Ihr das gewähren?"

„Wie Du willst, kleine Närrin . . . Eine Andere hätte ein Seidentuch vorgezogen . . ."

Ihre Neugierde, dachte Gotthold, als das Mädchen fchwieg, ist stärker

als ihre Eitelkeit . . . Warum auch nicht? Ueber dieses Laboratorium waren eigenthüinliche Gerüchte in Stadt und Land verbreitet, denn der Professor stand im Rufe, sich mit magischen Künsten zu beschäftigen; man sagte, er verstehe es, Gold zu machen, und suche den Stein der Weisen.

Der Professor führte das Mädchen in sein Heiligthum — in der That, das war eine echte, rechte Herenmeister-Werkstatt. Auf Tischen und Stühlen lagen hier wie in dem Studirzimmer nebenan mächtige, in Schweinsleder gebundene Folianten umher, aus welchen der Herr Magister seine geheime Wissenschaft schöpfte. In den Schränken sah man die Ingredienzien und die Producte seiner chemischen Mischungen, buntfarbige Salben, Flüssigkeiten und Pulver in Tiegeln, Flaschen, Schachteln jeder Form und Größe. Die Wände waren bedeckt mit Pergamenten, die Schriftzeichen aller Art trugen und seltsame Bilder zeigten, fliegende Löwen und rothe Mäuschen, Schlangen mit Menschenköpfen und menschliche Gestalten mit Bärenatzen. Der lange gewölbte Raum hatte nur ein hohes Fenster, das auf die Festungsmälle ging. Im Hintergrunde mar es stets dunkel. Dort erglänzte ein weißer Knochenbau — ein menschliches Skelett stand zwischen zwei hohen, bis an die Decke reichenden Käsigcn, welche die weißen Tauben und schwarzen Raben beherbergten, mit deren Blute der Professor manche geheime Zeichen auf das Pergament zu schreiben pflegte.

Das Girren der Tauben und das Gekrächze der Raben bildete ein originelles Concert, dessen seltsames Tönegemisch zu der eigenthümlichen Scenerie paßte, die das Laboratorium des Magiers darbot.

Niemand durfte sonst das Laboratorium betreten; nur die alte Susanne hatte hie und da Zutritt, um Staub und Kehricht zur Seite zu schaffen und frische Luft in den abgeschlossenen Raum dringen zu lassen. Niemand durfte sonst einen Blick in dieses Heiligthum werfen, und der Professor versäumte nie, die schwere Thür desselben abzusperren, wenn er das Haus verließ. Er fürchtete die unberufenen Blicke. Woher kam es nun, daß er es diesem Mädchen so willig erschloß, daß es ihn drängte, ihr einen Einblick in seine höchsten Geheimnisse zu gestatten? Er fragte sich das selbst, während er Enriqueta umherführte, die init neugierigen Augen alle die Seltsamkeiten betrachtete — er konnte sich aber keine Rechenschaft darüber geben . . . Und die Fragen der kleinen Mexikanerin waren oft verhänglich genug!

„Ist es wahr, Oheim," fragte sie plötzlich, „daß Ihr Schätze heben könnt?"

„Ich kenne die Mittel dazu."

Ungläubig betrachtete ihn das Mädchen, das eine andere Antwort erwartet zu haben schien.

Er verstand den Blick der dunklen Augen und wollte die Zweiflerin entwaffnen.

„Siehst Du diese Kerze?" fragte er. „Sie ist nach einem Recepte

Campanellas verfertigt. Wenn man sie anzündet und mit ihr das Haus durchwandelt, wird sie an der Stelle erlöschen, wo der Schatz vergraben ift."

„Oder wo es einen Luftzug giebt . . ."

Der Professor blickte auf.

„Möglich," sagte er trocken, „doch giebt es noch andere Instrumente, Schätze zu heben. Da ist der kreisrunde Erdspiegel, der uns die vergrabenen Schätze zeigt. Da ift die Zauberruthe," fuhr er fort, indem er ein offenes Dreieck mit großen, kupfernen Knöpfen an den Enden, auf den Flächen bedeckt mit griechischen und hebräischen Inschriften, von einem Tische nahm; „diese Ruthe führt uns, wenn man die richtige Beschrönungsmel weiß, nach dem Orte, wo die Schätze tief in der Grde ruhen, ie Wände des Hauses öffnen sich vor ihr."

„Schade, daß in unsenn Hause kein Schatz vergraben ift," sagte Enriqueta in einem Tone, der ernsthaft sein sollte.

„Da ist noch das Zauberglöckchen," fuhr Gotthold fort. „Sieh es einmal genau an — es ist unter mysteriösen Ceremonien von mir selbst gegossen worden. Auf Schwengel, Rundung und Handgriff stehen drei Worte, welche jeden Zauber zerstören, der uns die Schätze verborgen hält: ^äooai, ?strä^r»WWätoQ, ?esu8; das Glöcklein erklingt von selbst, wenn man sich der Stätte vergrabener Kostbarkeiten nähert. Zur Hebung der Schätze eignen sich nur bestimmte Tage im Jahre, so der heilige Charfreitag, die Feiertage nach Ostern, Pfingsten und andern. An diesen Tagen nämlich müssen alle bösen Geister und Schätzehüter in die Hölle, ihre Kostbarkeiten bleiben daher unbewacht."

„Merkwürdig," sagte Enriqueta, „daß man das kostbare Instrument nicht in Mexiko kennt. Dort könnte man wahrlich Nutzen davon haben — die Eingeborenen verbringen oft viele Monate mit dein nutzlosen Abgraben weiter Flächen, bis man endlich auf eine Goldader stößt. . . Man könnte von Euch lernen, Oheim! . . ."

Sie sprach die letzten Worte in so eigenthümlichem Tone, daß er nicht wußte, ob sie es ernst meinte, und eine versteckte Ironie darin vermuthete. Das verstimmte ihn. Er vertrug keinen Zweifel an seiner geheimen Wissenschaft.

„Hast Du noch etwas zu fragen?" fragte er rauh. „Noch Eins! Sagt mir einmal, könnt ihr auch den Teufel citiren, wie man behauptet?"

„Wenn ich wollte . . ."

„Ei, den guten Satanas möchte ich gerne einmal von Angesicht zu Angesicht sehen. Wenn er Euch erscheint, vergesset nicht, mich ihm vorzustellen!"

Enriqueta lachte laut auf und lief davon. Der Magier blickte ihr mit gerunzelten Brauen nach.

„Sie glaubt nicht an den Teufel," murmelte er. „Glaubt sie an Gott? Ich will sie nächstens eraminiren!"

5 5

Inmitten seines unheimlichen Treibens erschien dem Magier immer wieder ein holdes, rothbackiges Mädchengesicht mit dunklen Schelmenaugen, die ihn, wie er mit Entsetzen mahrnahm, ganz und gar bezaubert zu haben schienen. Sie blickten bald spottend, bald zärtlich, sie schienen ihn zu verlachen und zogen ihn doch verführerisch an . . . Ach, diesen Augen konnte er nicht widerstehen, sein Herz, das er unempfindlich für Frauenreize hielt, schien durch einen Pfeil des kleinen Gottes schwer vermundet ... Er sträubte sich heftig dagegen, diese Wahrheit anzuerkennen . . . Nützte ihm das aber etwas? Wenn er jenes anmuthige Gesichtchen mit dem Aufgebote seiner ganzen Willenskraft von sich bannte, dann entschwebte es zwar, wie er es verlangte, aber es kehrte in seinen Träumen wieder und spitzte verführerisch das Mündchen zum Kusse.

Daß den bösen Geistern eine solche Bundesgenossin erwachsen mußte! Me Bedingungen, durch welche ihnen Fesseln angeschmiedet werden konnten, hatte er erfüllt, keine Mühe, keine Plage hatte er gescheut, das Schwierigste hatte er vollbracht, und an dieser kleinen Klausel, die er Anfangs gar nicht beachtete, die er noch immer geringschätzte, sollte das ganze, große Werk scheitern! Sollte es wirklich daran scheitern?

Die Citation mar am dritten Tage des zunehmenden Mondes mißlungen. Er wollte sie am achten Tage wieder versuchen, und sie sollte ihm gelingen, jenen dunklen Augen zum Trotze ... Er verbannte sie wieder aus seinen Gedanken. Und damit ihm kein hohnlachendes Traumgesicht das Frauenbild wieder zeige, das sich wider Willen in sein Herz geprägt, beschloß Gotthold, sich so lange wach zu halten, als er dies nur mit dem ganzen Widerstande seiner kräftigen Natur und dein Aufgebote aller künstlichen Mittel vermochte, — der Schlaf aber, den die Erschöpfung bringt, ist von Träumen frei.

So nahte die Stunde der zweiten Beschwörung, und der Magier befand sich in einein seltsamen Zustande der Ertase, als die dumpfen zwölf Schläge vom Thurms erklangen. Die Mitternacht mar da . . . Lange schon stand der Magier in seiner dunklen Zauberkammer in der Mitte des Zauberkreises. Als der letzte Glockenschlag verhallt war, erhob er den Zauberstab und sprach mit lauter Stiimme dreimal die Worte der Beschwörung:

„Ich, Gotthold Harter, beschwöre euch, Geister, die ihr zugegen seid, bei der Kraft und Macht des jüngsten Gerichtes, bei der Auferstehung Jesu Christi und bei dem erschrecklichen Urtheil Gottes ... Ich gebiete euch Schatzbesitzern, Luft- und Wassergeistern, allen höllischen Schaaren, nur zu gehorchen, oder ich quäle euch bis in die äußerste Hölle . . . Hört, ihr höllischen Fürsten der Finsterniß! Sendet mir den Geist Aziel, zwinget ihn, daß er vor meinem Kreise erscheine und mir zmeihundertneunundneunzig Tausend Dukaten bringe ... Er erscheine in schöner, jugendlicher Gestalt, in aller Billigkeit, ohne Schaden meiner Person oder meiner

Euch sehen, gesund und guter Dinge, wenn auch kostümiert wie zum Mummenschanz ..."

Wieder ertönte ihr Helles, silbernes Lachen und bei diesem Klange verstummte das Wort aus seinen Lippen.

„Und mit welchem Rechte ich hier eindringe?“ fuhr Enriqueta fort, unbekümmert um die drohenden Blicke des Magiers. «Darauf könntet Ihr Euch selbst leicht die Antwort geben. Ich dringe hier ein mit dem Rechte der Nichte — der Nichte, die ihren Oheim lieb hat und für ihn fürchtet . . ."

„Fürchtet?“ rief Gotthold. „Was fürchtest Du?“

„Meine Furcht ist durchaus nicht unbegründet . . . Mein Vater hat mich mit seinem letzten Willen Eurem Schutze empfohlen; es wäre aber, glaube ich, viel klüger gewesen, wenn er Euch in meine Fürsorge gegeben hätte . . . Was soll ich von Euch denken, nachdem ich Euer mystisches Treiben mitangesehen habe? Ihr glaubt, wirklich Schätze heben. Ihr glaubt, den Teufel citiren zu können, den noch kein menschliches Wesen gesehen hat, so viel auch in Euren dummen Büchern davon stehen mag . . . Dient Eure ganze Gelehrsamkeit nur dazu, Euch so klug zu machen, wie die Padres, welche die Scheiterhaufen anzünden, damit das Volk an den Teufel glaube und seine Abgesandten fürchte? Seht Ihr den Spiegel, den ich Euch vor das Antlitz halte? Ich komme hierher, um Euch vor Tollheit zu bewahren, Oheim . . ."

„Genug!“ rief Gotthold mit lauter Stimme.

„Nein, nicht genug!“ entgegnete ihm Enriqueta, indem sie mit zornsprühenden Augen näher trat. „Nicht genug, sonst bleibt Ihr ein Narr!“

Der Magier wich zurück, und diese unwillkürliche Bewegung belehrte ihn darüber, daß dieses Mädchen in der That eine Macht repräsentire, der er keinen Widerstand entgegensetzen könne.

„Meinetwegen,“ sagte er gleichmüthig, „sprich! Ich will Dich hören!“

„Wie gleichgiltig Ihr das sagt!“ rief sie in gereizten! Tone. „Zhr müßt mich hören, ob Ihr wollt oder nicht, versteht Ihr wohl, weil ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe, Euch meine Meinung zu sagen. . . Aber eigentlich verdient Ihr gar nicht, daß man sich um Euch kümmert und sorgt. Habt Ihr Euch darum gekümmert, was in den letzten Monaten mit mir geschehen konnte? Wart Ihr ein guter Oheim?“

„Spare Deine Vorwürfe!“ rief Gotthold, „wir hätten einen Schatz gewonnen, wärest Du nicht unbefugt hier eingedrungen!“

„Aber, Oheim, seht Ihr nicht ein, daß Ihr mit diesen Narretheien niemals zu den Schätzen kommen werdet, die Ihr ersehnt? Und wozu braucht Ihr denn ^ Ihr, mit Euren bescheidenen Bedürfnissen — diese Schätze?! Habt Ihr nicht Euer Haus, lebt Ihr nicht in Wohlstand und Behaglichkeit, fehlt Euch etwas, wonach das Herz begehrt? Für einen Mann von Eurem Geiste würde es sich schicken, die Schätze dieser Welt zu verachten! Seht

hübsch, daß Ihr allen Mädchen die Köpfe verdrehen müßt! Und so ist es mit Allem! Sagt Euch nur von der Magierklausur los —“

„Also das Magierhaar, das müßte geopfert werden —“

„Gewiß!“

„Um Dir zu gefallen, Enriqueta?“

„Mir? O, mir gefallet Ihr auch, wie Ihr seid!“

„Wenn ich so um Dich werben würde —?“

„Ich nähme Euch, wie Ihr seid!“

„Nun, so komm' an mein Herz, Enriqueta!“ rief der Magier mit überströmendem Gefühl. „Ich liebe Dich mehr als mein Leben, das Du allein schön gestalten kannst!“

Um den Teufel zu citiren, mußte der Magier seine Beschwörungsformel drei Mal sprechen, und da erschien er noch immer nicht. Der kleinen Enriqueta aber brauchte er nur einmal zu sagen, sie möge ihm an's Herz fliegen — und schon hatte sie die Arme um seinen Nacken geschlungen und bedeckte seine Lippen mit ihren glühenden Küssen.

Er drückte dann ihr lockiges Haupt zärtlich an seine Brust.

„O Enriqueta,“ sagte er, „ich sehe, die Liebe ist die stärkste aller geheimen Mächte, sie greift wunderbar in unser Leben ein, ihr kann sich Niemand entziehen!“

Noch einen Kuß drückte sie auf seine Lippen, dann entwand sie sich seinen Armen und entflo, um die Thränen zu verbergen, die ihren Augen zu entströmen drohten. Ach, er wußte nicht, wie viel diese schönen, dunklen Augen seinetwegen schon gemeint hatten! . . .

Der Magier aber ging mit großen Schritten in seinem 'Laboratorium auf und nieder, schleuderte seine Zaubermütze in den fernsten Winkel und zerschlug mit dem Zauberstabe die Tiegel und Netorten. Das war die letzte Nacht, die er in seinem Laboratorium durchwachte. Und wenn er diesmal nicht schlafen konnte, so geschah es vor Glück und Seligkeit . . . Vergessen waren alle die Teufelsnamen Aziel's, Astaroth's Barfial's und Genossen, die ihn so viel beschäftigt hatten. Sein Herz rief nur noch jauchzend einen Namen — Enriqueta, Enriqueta, so klang es, so sang es in allen Jubeltönen wonnigen Entzückens. Jene Satansknechte hätten ihn früher oder später in die Hölle entführt, wie den Doctor Faust — Enriqueta, sein süßes Bräutchen, Enriqueta, sein holdes Weibchen, mußte ihm den Himmel auf die Erde zaubern. Und solche Zauberei kann man sich schon gefallen lassen!

Und zum Hochzeitstage sollten auch Haar und Bart kurz geschnitten werden, wie sie es verlangte.

Ja, ja, das war der rechte Schatz, der ihm von Mexico herübergeschommen war!

Zllustrirte Bibliographie.

Jllustrirte Geschichte von Badern. Stuttgart und Mi'mch«, Süddeutsches Verlagsinstitut (Eniil Hänselmann).

jir bringen gern ein Werk zur Anzeige, das in erster Linie ein Hausbuch des I bayrischen Volkes sein will, aber auch sehr wohl geeignet ist, in den weitesten "Kreisen unseres Vaterlandes die Kenntnih von der Eigenthümlichkeit und Geschichte des größten süddeutschen Königreiches zu beleben und zu erweitern.

Von dem umfangreich angelegten Werke sind bisher die erste» 6 Lieserungen erschienen, welche Einsicht in den Plan des Ganzen gewähren. Die „Einleitung“ (S. 1 bis 96) orientirt zunächst über die geographische Beschaffenheit des Königreiches, wobei für jede der acht bayrischen Provinzen die Beschreibung der Landschaft mit Schilderung der Sitten ihrer Bewohner geschickt verknüpft ist, beides mit Veranschaulichung durch zahlreiche Textillustrationen (Städte- und Landschaftsansichten nnd Trachtenbilder). Sodann folgt eine kurze Uebersicht der Resultate, welche aus der Erforschung der Alterthümer (Hünengräber, Pfahlbauleu) sich für die Urgeschichte Bayerns ergeben haben.

Die geschichtliche Darstellung des Hauptwerkes ist in den vorliegenden Lieferungen in vier Capiteln (Das alte Bayerland und seine Bewohner; Der beginnende Kampf mit den Germanen; Deutschland im ersten Jahrhundert nach Christus; Die letzte Zeit der Völkerwanderung) bis in das vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung geführt.

Der Text des — im Buche selbst bisher ungenannten — Verfassers, welcher die Quellen der bayrischen Geschichte und die Arbeiten seiner Vorgänger ans diesem Gebiete mit sicherem Blick überschaut und beherrscht, bringt reiche sachliche Kenntnisse in durchaus klarer, übersichtlicher und anziehender Weise zur Darstellung. Jede Lieferung (zu 32 Druckseiten) enthält mehrere Vollbilder, welche meistens künstlerische Darstellungen bedeutender Ereignisse und Persönlichkeiten aus der bayrischen Geschichte reproduciren, und durchschnittlich etwa 15 Textillustrationen, deren Ausführung freilich der der Vollbilder nicht überall ebenbürtig ist. Wünschenswerth wäre, daß die Quellen, nach denen die Tezillustrationen gearbeitet find, überall angegeben würden? dies ist nur zum Theil geschehen und kann vielleicht noch in einer Schluß» 'Übersicht vollständig nachgeholt werden.

28*

DaS Werk ist aus 60 Lieferungen (5 40 Pfennig) veranschlagt. Wir hoff«, daß eS ebensowohl für die Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse als auch für die Belebung echt vaterländischer Gesinnung in weiten Kreisen sich wirksam enweisenwerde und wünschen dem Fortgange desselben daS beste Gedeiben. ?.

Edwin Bormanns Liederhort in Sang und Klang, in Bild und Wort. Ein

Hauschatz und Festfreund für fröhliche Menschenherzen.

Prachtmsgabe. II. Textausgabe. Leipzig, Edwin

Bormanns Selbstverlag.

und Klang erschallt in so manchem fröhlichen Kreise; in diesem Werke kommen Bild und Wort heiter anregend hinzu. Jeder Leser der Münchener „Fliegenden Blätter“ — und welcher Deutsche liest die „Fliegenden Blätter“ nicht? — kennt auch Edwin Bormann, den Klassiker der sächsischen Dialektdichtung und den gemüthvollen Humoristen der universellen Bildung. Und daher werden unzählige gemüthliche Junggesellenkreise und unzählige gemüthliche Familienkränzchen ihm dankbar dafür sein, das; er noch vor dem Weihnachtsfeste mehr als hundert der schönsten Blüten seiner Dichtung — theils im heimischen Dialekt, theils im edelsten Schriftdeutsch verfaßt — zu einem Strauße vereinigt bat.

Wie Goethe, Mirza Schaff«, und andere große Lyriker vor ihm, so hat auch Edwin Bormann den reichquellenden Schatz seiner Liederdichtung in Buch er eingetheilt, deren Ueberschriften wir dem Leser nicht vorenthalten wolle».

I. Das Buch von der Mutter Natur (Reiueke Fuchs mit der Lyra als Titelbild!). Wir heben besonders das wahrhaft rührende Abschiedslied hervor, welches der aus seinem Heimatlande zur Menagerie transportirte Königstiger der thränenden Gattin zuruft.

II. Das Buch der Weltgeschichte — Culturbilder von der Urzeit her bis zur Schlacht bei Breitenfeld herabreichend. — Sehr lehrreich.

III. DaS Buch vom Durste — sehr anregend.

IV. Das Buch deS Ewig-Weiblichen — sehr lieblich, nicht nur im Scherz („Backsichphantasie“; „DaS

sondern auch in, Ernst („Am Rhein“; „Hab' Acht' u. a.).

V. Das Buch des Culturfortschritts — sehr weise.

VI. Das Buch der Bücherwelt — verleugnet den Leipziger Ursprung nicht? hierunter auch „Goethe-Mosaik“ und „Schiller-Quintessenz“.

VII. Das Buch Kunterbunt — vereinigt viele Nummern, die unter den früheren Rubriken nicht unterzubringen waren und nnr ungem vom Leser vermißt werden würden.

Dieses Buch ist in zwei Ausgaben erschienen. Die größere kann mit Recht als ein humoristisches Prachtwerk ganz origineller Art bezeichnet werden indem sie, fortlaufend durch mehr als 100 Nummern, auf 232 schön ausgestatteten Quartseiten, zu jedem Texte die zweizeilig gesetzte Melodie mit Clavierbegleitung und zugleich höchst komische Illustrationen bietet. Auf diese Weise sind die Prodncionen dreier Künste in mannigfachster Gruppierung vrreinigt, und in dieser heiteren Dreigestalligkeit stellt sich das Werk als etwas ganz Neues auf dem Büchermarkte dar. In der kleineren schön gebundenen „Textausgabe“ sind die Ansänge der sieben Bücher mit Bildern geziert; sonst enthält sie nur die Lieder selbst und kann da, wo dieselben in fröhlicher Gesellschaft gesungen werden sollen, als nothwendige Ergänzung der großen Ausgabe gelten.

Beide Ausgaben können heiteren Kreisen bestens empfohlen werden. du.

Felix Dahn's Attila.

Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Seit langer Zeit ist Felix Dahn bestrebt, Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte und Alterthumskunde uns durch den historischen Roman zu vermitteln. Wir zollen diesen Bemühungen volle Anerkennung, insofern nicht — wie es nach unserem Gefühle im „Kampf um Rom“ theilweise geschehen ist — durch die dichterische Phantasie das Bild der wirklichen geschichtlichen Vorgänge allzusehr umgestaltet wird. Das ist im vorliegenden Werke nicht der Fall. Dasselbe reiht sich seinen fünf Vorgängern unter den „kleinen Romanen aus der Völkerwanderung“ würdig an. In den Kreis der behandelten Stoffe zieht jetzt eine neue Gestaltenwelt mit den hunnischen Helden ein; der Contrast derselben zu den Germanen und zu den Römern ist ein sehr dankbarer Borwurf, zumal wenn er einer glücklichen Lösung von Seiten eines der ersten Kenner des frühen Mittelalters gewiß ist, wie wir ihn in Felix Dahn besitzen. Die Nachrichten, die uns vom Rhetor Priscus, von Cassiodor, Jordanes, Prokop, Zosimus, Isidor überliefert sind, finden wir mit hohem Geschick verwerthet. Nur einige Mal tritt die Erzählung in Widerspruch zu den Ueberlieferungen der genannten Schriftsteller. Der Hofnarr Zerco z. B. war nach dem Berichte des Priscus und den Fragmenten des Suidas nicht dem Attila, sondern dem Bleda treu ergeben; gerade deshalb konnte der Brudermörder Attila seinen Anblick nicht ertragen und entledigte sich seiner. Aber solcher Fälle sind nur wenige und geringfügige, und meist kommen die Aendenmgen dem Werke zu Gute. Wir sind voll und ganz berechtigt, den Roman als einen historischen zu bezeichnen.

Der Dichter führt uns in die Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr. Die Schlacht auf den catalaunischen Feldern ist geschlagen, Attila hat sich mit seinen Schaaren in die Theißebene zurückgezogen und hält dort ein glänzendes Hoflager. Noch ungebrochen ist seine Macht, einen neuen Kriegszug gegen Westen bereitet er vor. Das oströmische und das weströmische Reich schicken Gesandte mit schmachvollem Tribut und beugen sich vor der hunnischen Uebermacht. Die Fürsten derjenigen germanischen Völkerschaften aber, welche dem Attila Heeresfolge leisten müssen, sinnen auf Befreiung von dem Joche, unter dem die Welt schmachtet: Wisigast, der König der Rügen, Dagomuth, das Haupt der Skiren, mit seinem heldenmüthigen Sohne Daghar, der Suade Graf Gerwalt und der Gepidenfürst Ardarich halten zur Nachtzeit auf einem Donauwerder heimlich Rath. Der Beherrscher der Hunnen aber hat Kunde von dieser Zusammenkunft erhalten und belauscht dieselbe aus dem Versteck in einem hohlen Baume. Er beschließt, die Verräther zu vernichten und die rugische Königstochter Jldicho, die herrliche Braut jung Daghars, von deren Schönheit der Ruf zu ihm gedrungen war, für sich zu gewinnen. Sie alle werden in das Hoflager geladen. Ein großes Gelage findet statt. Nach dem Mahle erhebt sich ein hminifcher Sänger, die Siege Attilas zu preisen: gewaltige Wirkung übt sein Lied (bezüglich deren wir gern die knappen inhaltvollen Worte des Priscus noch eingehender berücksichtigt sehen würden). Als er geendet hat, steht Daghar auf und singt zur Harfe ein Schmählied auf Attila und sein Volk. In furchtbarer Wuth dringen die Hunnen auf den kühnen Sänger ein, der König aber gebietet Halt. Er enthüllt seine Mitwissenschaft um die Verschwörung und verurtheilt die Fürsten zum Tode; Jldicho bestimmt er trotz flehentlicher Bitte seines Sohnes Ellak, der die herrliche Jungfrau liebt, zu seinem Weibe, Am Abende desselben Tages tritt er zu ihr in's Schlafgeniach; er will sie zwingen, Jldicho aber erdrosselt ihn mit ihren eigenen Haaren. Mit dem Zauber, den der Name Attilas auf seine Mannen übte, ist die Macht der Hunnen gebrochen.

Die Zeichnung der Charaktere ist bedeutend. In höchst wirksamen Gegensatz treten die hehren Gestalten der germanischen Helden, vor Allen der greise Gepidentonig Ardarich und der blondgelockte jung Daghar, zu den rohen hunnischen Fürsten und anderseits zu den weltmännischen Römern, dem edlen Maximinus, dem verschlagenen Vigilius. Den Mittelpunkt des Juteresses mußte Attila selbst in Anspruch nehmen. Daß Dahn sich die Aufgabe stellte, dies zu erreichen und doch im Allgemeinen den historischen Ueberlieferungen treu zu bleiben, war ein großes Wagniß. Die Lösung ist gelungen, wenngleich gewisse Einzelheiten in der Charakterzeichnung des Helden schwer erklärlich bleiben. Steht jener hohe Sinn für die Kunst, der sich in der Schöpfung des herrlichen Mosaik« bildes offenbart, im Einklänge mit den Unthaten des Allzerstörers Z Sollte der, wenn auch gefühllose, so doch gerechte Herrscher die schändliche, muthwillige Tödtung eines unschuldigen Knaben nicht schwerer verurtheilen? und warum betont der Fürst, welcher doch die Germanenhelden in seiner Halle überfallen will, die Heiligkeit des Gastrechts? Derartige kleine Stöiungen hätten durch einige Striche beseitigt werden können. Auch mar es nicht günstig, den Hunnenkönig in der ersten Scene als Lauscher einzuführen.

Hohes Interesse gewährt die culturge schichtliche Darstellung; in ihr beruht nach unserer Meinung die größte Bedeutung des Werkes. In den meisten Punkten können wir uns der Führung sowohl des Dichters als des Forschers Dahn völlig anvertrauen. Der Begriff, den Goethe in seinem Aufsätze über „einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil“ mit dem letztgenannten Worte verbindet, den Scherer in seiner Poetik als „typischen Realismus“ bezeichnet, ist durch das Werk Felix Dahns in bestem Maah repräsentirt. Aber gerade deshalb dürfen wir hoffen, daß es uns nicht als kleinliche Krittelei ausgelegt werde, wenn wir auf einzelne Verstöße Hinzumeisen uns erlauben. Es ist dem Dichter gestattet, für die eingeschalteten Lieder beliebige metrische Mittel zu verwenden: bei germanischem Gesänge haben wir entweder den AUiterationsvers zu erwarten oder Uebertragung in neuere Formen, die jedoch angedeutet werden muß, wie es z. B. mit den Worten geschehen ist: „und nun sang er in gotischer (wann wird endlich die unrichtige Schreibung „gothisch“ schwinden?) Sprache im Stabreim, was heute im Endreim etwa so lauten würde u. s. w.“ Des sind wir zufrieden: aber ähnliche Andeutungen wünschten wir auch da, wo Dahn im Stabreim gedichtet hat; denn nimmermehr wird man uns glauben machen, daß je gotische Poesie solche Alliterationsverse gezeitigt habe, wie sie uns hier geboten werden. — Ferner haben uns manche vereinzelte Ausdrücke gestört: für das Zeitwort „Harfen“ wissen wir Dank: weshalb aber daneben die neuhochdeutsche Wortbildung „Harfner“ anstatt „Harfer?“ Die „hunnisch gerathene Nase“ ist zu modern gedacht u. a. m. Vor Allem aber nehmen wir Anstoß an den Namensformen. Wen« anders die Sprachen der Rügen und Skiren ostgermanische Mundarten sind, so dürfen wir uns mit dem Namen DagomutK nicht einverstanden erklären; wec sprach um 45g n. Chr. Ziu und Wotan, wer „Natbod der Ascge“ anstatt: „Redbad der Ascga“? Auch das Wort Ael --Bier ist in dieser Form undenkbar, denn noch im Mittelhochdeutschen lautet es slo.

Aber solche Ausstellungen, die uns das linguistische Gewissen nicht verschweigen ließ, können nnsr Gesamturheil nicht ändern. Wir scheiden von dem Werke mit dem Ausdrücke der höchsten Anerkennung, und wir wünschen und hoffen, dasz der Dichter fortfahre, uns mit Schöpfungen zn beschenken, die wie die vorliegende geeignet sind, den weitesten Kreisen unseres Bolkes die Geschichte feiner Vorzeit vertraut und lieb zu machen.

Die cheiftische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie.

Von Dr. Ernst Melzer. Separatabdruck aus dem 24. Bericht der Philomathie in Neissc. Ncisse 1888, Verlag der IoscfGraveur' schen Buchhandlung «.Gustav Neumann).

Spottlaugc mit einer Handvoll Hohn wird mancher über Melzers Schrift ausgießen wollen, denn es stehen wundersame Dinge darin: aber der Verfasser wurde mit «sl. Pauli Worten wie mit einem Schilde sich decken: was er lehrt, das ist — er weiß es recht gut — „den Heiden eine Thorheit und de« Juden ein Aergerniß“, und er würde sprechen: „Ich kann nicht anders,“ denn er ist ein grundehrlicher Mann. Uns aber erfüllt es mit Freude, auf die Arbeit aufmerksam machen zu können. Sie ist nur ein anspruchsloses Heft, aber der Verfasser hat durch sie sich in der That einen Anspruch auf den Dank vieler erworben.

Wir unsererseits fassen die Schrift als einen schätzensmerthen Beitrag zur Geschichte der Philosophie und der speculativen Theologie, und zugleich als ein Programm, In diese« beiden Seiten derselben liegt ihre Bedeutung. Sic entwickelt einen bisher noch nicht systematisch bearbeiteten Theil des Gedankenbaues eines einst viel genannten, jetzt nur noch in einem engeren ttrcise von Anhängern fortlebenden Denkers, und sucht diese Entwicklung zu verwerthen zu Hinweisen darauf, wie die jetzt bestehenden Confessionsverschiedcnheiten in der Christenheit dermaleinst zu schöner Einheit würden können gehoben werden.

Unter unseren Lesern in Wien erinnern sich wohl die älteren noch auf den Mann, dessen begeisterter Schüler der Verfasser ist. Es war eine fast schwächliche, schlanke Erscheinung, mit einem freundlichen Antlitz, auf dem sich Herzenslauterkeit und ehrenfestes Wesen spiegelten, erst Jesuit, dann Weltpriester, befreundet mit hohen geistlichen Würdenträgern, ein Mann von deutschem Schrot und Korn, von den Jesuiten verfolgt, von Pius IX. fallen gelassen, der geistige Vater der Ideen, die im Altkatholicismus zu kurzen, aber intensiven! Aufflackern gelangten: der 1783 in der Nähe von Leitmcritz in Böhmen geborene, 18V in Wien verstorbene Anton Günther.

Wenn wir diesen Namen genannt haben, so ist damit auch schon gesagt, wer Melzers Schrift lesen, wer sie bei Seite lassen soll. Für Günthers Gedanken können sich, abgesehen von den wenigen Güntherianern, naturgemäß nur zwei Gruppen im Publikum interessiren. Zunächst diejenigen, welche au? den Wiener Theosophen vom historischen Gesichtspunkte aus zn achten haben; zweitens diejenigen, welche mit dem Lehrgehalte des Christenthums, wie ihn die theologische Dogmatil der Zeit in die tauben Ohren hineinzuverstehen sich abmüht, irgendwie sich auseinanderzusetzen haben, polemisch, apologetisch, der Wissenschaft zu Liebe oder nachdenkend für sich selbst.

Auf die sachliche Berechtigung der Gedanken Günthers einzugehen — dazu ist hier nicht der Ort, so sehr uns auch die Lust anwandelt, mit dem Verfasser eine Lanze zu brechen. Aber darauf soll hingewiesen werden: wir haben hier eine authentische, durchaus und bis ins Kleinste zuverlässige Tarstellung der theosophischen Anschauung Günthers über Wesen und Entwicklung alles Geschehens im Universum. In großen, scharfen Zügen ist die Weltgeschichte umrisse«, ihre Entwicklung hervorgesponnen aus den Abgründiefen der Ewigkeit, da die Welt noch ein Gedanke Gottes war. Der Historiker der Philosophie und der speculative Theologe wird, wenn er mit Günther überhaupt sich einlassen will, die Melzer'sche Schrift als Quelle mit Dank zu benützen haben; mit Dank: denn wer Günthers Schriften selbst kennt, weiß auch, wie schwer aus den zerstreuten, mannigfaltig eingekleideten, oft nnr aphoristischen Sätzen dieses Theosopheu' sich ein zusammenhängendes Bild, eine lückenlose Einheit construiren läßt. Eben daher aber darf man auch kein historisches Detail erwarten; Welschöpfung, Welterlösung, Vollendung sind ihre Angelpunkte. Und daher ist sie auch geeignet, sich an ihr über den philosophischen Gehalt des Christenthms als solchen zu orientiren.

Wir haben oben gesagt, sie habe auch einen programmatischen Zug. Die Paragraphen 25 und 26 enthalten ein Programm des Altkatholicismus: Der Protestantismus , habe ebenso von seinem subjectiven Standpunkte aus das Object des Katholicismus für die Idee z» gewinnen, wie der Katholicismus vom objectiven Standpunkte aus die Subjektivität des Menschen allseitig zu würdigen habe (S. 73). Schön! „Katholicismus und Protestantismus werden eine Wiedervereinigung erleben; die gesammte europäische Christenheit wird sich zu festerer Dauer zusammenfinden in dem reinen Katholicismus, der Einheit der beiden Principien des einen Evangeliums: die Kirche«^ Verbesserung des 16. Jahrhunderts wird ihrerseits eine neue Verbesserung erfahren, l Eine neue allgemeine Rcform wird Protestantismus und Katholicismus versöhnen. Wenn der Gedanke an eine neue Reformation mehr als ein schöner Traum wäre, so würden — Melzer citirt hier Luden — die Protestanten sie herbeizuführen haben, ^ da diese mit der alten Reformation die Verpflichtung übernahmen, das Werk zu voll! enden, das ihre Väter angefangen. Von katholischer Seite darf der Anfang nicht , erwartet werden, wohl aber die Ausführung.“ Nach Günther hat der freie Menschengest in der Reformation mit gutem Recht seine Autonomie im Gebiete des Gedankens als Gewissens- und Glaubensfreiheit geltend gemacht. „Dieses Recht verband sich aber bald mit dem Unrechte, als derselbe Geist die Autorität der Kirche unter der Leitung des heiligen Geistes nicht mehr anerkannte.“ (S. 71. 72). Hier liegt der springende Punkt: Die Idee der Kirche, wie sie ini ZZ 21 entwickelt ist (besonders S. 5t). Diese Idee der Kirche wird der Protestantismus nicht anerkennen, so lange er Protestantismus ist. Die Prärogative des Priesters, der seine Ansprüche nach einer Art Erbrecht am heiligen Geiste von Christo an über die Apostel und Bischöfe her geltend macht, wird der Protestant niemals anerkennen: für ihn ist ein unaufgebbarer Besitz die Idee des allgemeinen Priesterthums, nach der jeder für sich in allerunmittelbarster Gemeinschaft mit dem Geiste Gottes steht oder in ein solches Verhältnis; treten kann, wenn ihn sein Herz treibt. Niemals wird einer, der auch nur einen Hauch vom Wesen des Geistes evangelischer Freiheit verspürt hat, und der da weiß, daß auch er ein gleichberechtigtes Glied der Kirche Gottes ist, wenn er anders nur es sein will, niemals wird ei« solcher zugestehen, daß, vom Volk geschieden, der Clerus die Kirche sei. Das Wort von dem „Verhältnisse der Subordination zu den Ausspendern der Geheimnisse Gottes“ <S. 54) wird trotz der ihm zugefügten lindernden und verdeckenden Wendung von den Protestanten schon verstanden werden, wie es zu verstehen ist; uud wenn nun. auch die Partei des Verfassers in diese Subordination selbst eine Bresche gelegt hat, indem sie sich gegen das Jnfallibilitätsdogma empörte — so wird ihr der Protestant doch immer, wenn jene Idee der Kirche cmfrccht erhalten wird, entgegenhalten: was nützt es, dem Papste die Schlüssel zu entwinden, wenn ihr statt dessen ein paar hundert Päpste habt! Und damit hinge »och so manches eng zusammen, was in der vorliegenden Schrift kaum gestreift ist, so z. B. die Frage nach der Geltung der Tradition. In der Melzer'schen Abhandlung aber steht noch ein Punkt ini Vordergrunde, über den die Protestanten mit dem Verfasser nie sich einigen werden. Er ist sehr delicator Natur. Es ist die Betrachtung des natürlichen Lebens im Menschen als eines schlechthin widergöttlichen. Der besonnene Protestant scheidet das ethisch-verderbte Wesen des „Fleisches“ von den ethisch indifferenten rein physiologischen Beziehungen der Generation. Es läßt sich auf diesen Punkt in einer für eiu großes Publikum bestimmte« Zeitschrift unmöglich weiter eingehen: aber wenn die Zustimmung zu dem, was der Verfasser S. 48 ausführt, vrpcipiell und mit allen Consequenzen, für eine dermaleinstige Versüädigung

lind Unioiiiing nothwendig ist, dann bleibt es für den Protestanten sicher bei dem ..niemals“. Und wenn schließlich Künther-Melzer Recht hat. daß es ein Jrrthum sei, an eine schöne Einstimmigkeit des Wesens des menschlichen Geistes mit der Natur und beider mit Gotte zu glaube«, und wenn dieser „Jrrthum“ „ein Charakteristik««! des Heidenthums ist“, so werden, fürchten wir, über kurz oder lang gerade die vernünftigsten unter den Protestanten Heiden sein.

Was des Verfassers Philosophiren über die zukünftige EntWickelung der Völkerfamilie Europas, seine Auffassung historischer Vorgänge wie der Kreuzzüge (S. 69), seine Ansicht über die Somatische Beeinflussung unserer Entwicklung betrifft, so wollen wir das alles nicht belächeln, sondern auf sich beruhen lassen.

Breslau. Martin Klein.

Geschichtliche Literatur.

Geschichte der deutschen «aiserzeit

von Wilhelm von Giesebrecht.

FünfterBa>d,zwcite Abtheilung, Leipzig,

Tnncker und'Humblot. Es gibt in der historischen Literatur, soweit sie sich die Ersorsclmng der mittel-alterlichen Geschichte zur Ausgabe gemacht hat, kein Werk, dessen Entwicklung mit gleicher Spannung verfolgt wird wie die Geschichte der deutschen Kaiserzeit von Wilhelm von Giesebrecht. Was man auch in diesem Werke mit mehr oder weniger Recht vermissen mag, darin sind alle cimg, daß es der politischen Geschichte jenes Zeitraums die denkbar erschöpfendste Behandlung hat zu Theil werden lassen und daß es für lange Zeit hinaus der einzige Führer sein wird sowohl für den, der noch weiter in's Detail einer historischen Entwicklung einzudringen sucht wie für den, der sich nur mit den Umrissen der deutschen Kaisergeschichte vertraut mache« möchte. Man hat es tadelnd hervorgehoben, daß der Verfasser den Einfluß der ivirthschaftliche« Verhältnisse auf die Gestaltung der politischen fast gar nicht oder zu wenig erkannt habe, daß die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen der Zeit nicht genügend berücksichtigt seien, mit einem Worte, daß die Faktoren der geschichtlichen Entwicklung zu sehr vernachlässigt seien gegenüber den Resultate«, alz welche man im 'Allgemeinen die politischen Ereignisse bezeichnen kann. Aber dem gegenüber ist zn bemerken, daß die Ausdehnung der Forschung über die erwähnten Gebiete menschlicher Thätigkeit nur möglich gewesen wäre bei einer Einschränkung aus wenige Jahrzehnte der deutsche« Geschichte oder bei einem Verzicht auf eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes; und beides lag offenbar von vorn herein nicht in der Absicht des Verfassers. Man hat es aus der

andern Seite stets rühmend hervorgehoben, daß Giesebrecht das gesammte Quellenmaterial in geradezu stauneiswerther Weise nutzbar gemacht hat, daß ihm ans der umfangreichen Literatur, welche die bicncnrlige

Thätigkeit der Historiker in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat, nichts unbekannt geblieben ist; daß die Composition des Werkes durchsichtig, die Gruppierung der Thatsachen bei aller Mannigfaltigkeit gefällig und bei aller Verwicklung klar ist; daß die Darstellung den Meister des Stils verräth und daß die Erzählung von einer edlen, nationalen Gesinnung getragen wird.

Alle diese Vorzüge zeigt auch der vorliegende Band, Er enthält die Fortsetzung der Geschichte Friedrichs I., die Zeit der Kämpfe gegen Papst Alexander III., den Lombardenbund und Heinrich den Löwen. Acht Jahre brauchte Giesebrecht zu seiner Vollendung, obwohl nur fünfzehn Jahre der langen Regierung Barbarossas darin behandelt sind. Ader diese Periode der deutschen Kaiserzeit hat, wie keine andere vorher und nachher, ein reiches, bewegtes, nach allen Richtungen hin gesteigertes Leben des Volkes gesehen. Im Mittelpunkt des Interesses steht die alte, unentschiedene Frage »ach den Grenzen der staatlichen und kirchlichen Wirksamkeit; Papstthum und Kaisertum, jedes kämpft um die Superiorität, und zwar mit einer Heftigkeit, daß man, als es schließlich zu einem nothdürftigen Frieden kommt, nur von zwei auf's äußerste geschwächten Gegnern, nicht aber von einem Sieger und einem Besiegten sprechen kann. In Deutschland selbst tritt ein unseliger Dualismus zwischen dem Kaiser und dem mächtigsten Reichsfürsten hervor, der viel? Jahre hindurch die auswärtige Politik des Staates geradezu lähmt. Erfreulich aber ist es zu sehen, wie das Bürgerthum aller Orten sich seiner Kraft bewußt wird und danach strebt, seine Geschicke selbst zu lenken.

Und gerade in diesem Zeitraum häufen sich die Schmierigkeiten für den Bearbeiter. Denn es fehlt unter den Quellen jede zusammenhängende, auf guter Kenntnis; beruhende Darstellung, wie sie für die ersten Jahre Friedrichs in dem bekannten Werke des Bischofs Otto von Preising vorliegt. Da muß Baustein für Baustein mühsam zusammengetragen werden. Wenn es nur dem hochbetagten Verf. gelänge, sein Lebenswerk zu Ende zu führen! Der Dank der Gelehrten und Gebildeten kann ihm für jede Gabe sicher sein. I.,

«egyptische Geschichte von A. Wiede. mann. Supplement. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.

In den wenigen Jahren, welche seit dem Erscheinen des Wiedemannschen Werkes verflossen sind, haben die eifrigen, namentlich von Franzosen und Engländern betriebenen Ausgrabungen auf dem Boden des alten Aegyptens eine ungeahnte Masse von Denkmälern zu Tage gefördert. Dementsprechend ist auch die Forschung auf dem Gebiet der ägyptischen Geschichte eine außerordentlich rege. Jede Publication bringt Ergänzungen und Berichtigungen in Menge; und der gewissenhafte Historiker, der sein Buch auf der Höhe der Wissenschaft halten will, findet so viel hinzuzufügen, daß die Masse der Noten den Umfang einer stattlichen Broschüre annimmt. Zum Lesen ist das Supplement von Wiedemann nicht eingerichtet: aber wer die beiden Bände seiner ägyptischen Geschichte besitzt, wird dieses Heft nicht entbehren können. I.

Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Ehaironeia. Von Georg Busolt. II. Theil. Gotha, Perthes.

Der zweite und, wie der Verfasser ankündigt, vorletzte Band, enthält die Darstellung der griechischen Geschichte vom Jahre SW bis zum Beginne des peloponesischen Krieges. Der ionische Aufstand und die Perserkriege sind im 3. Capitel behandelt.

Während des folgenden Zeitraumes, der Pentekontaetie, spielt die Entstehung und Entwicklung des attischen Seebundes eine hervorragende Rolle; der Organisation des Bundes, den Tributleistungen und der rechtlichen Stellung der Bündner ist ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Unter Wahrung der Vorzüge des ersten Theiles hat der vorliegende Band

! verschiedene Mängel desselben zu beseitigen ! gewußt. Die ältere, wie die neue und I neueste Literatur ist wiederum in auerkennenswerther Vollständigkeit gesammelt ^ und benutzt, und wiederum sind die einzelnen Paragraphen vorangeschickten literarischen Uebersichten lobend hervorzuheben, welche vielfach eigene quellenkritische Untersuchungen Busolts bieten, z. B. über die Quellen Plutarchs in den Lebensbeschreibungen des Aristides, Themistokles, Kimon, Perikles. In den Anmerkungen finden sich außerdem auch für chronologische Fragen manche überzeugende Auseinandersetzungen. — Wir können diese griechische Geschichte als ein für jeden wissenschaftlichen Forscher auf diesem Gebiete nützlich, im Ganzen recht zuverlässiges Handbuch empfehlen und wollen den Wunsch hinzufügen, daß bald der dritte Band das Werk zum Abschluß bringe und vornehmlich durch ein ausführliches Register dessen Brauchbarkeit noch erhöhe. Ld.

Culturbilder aus dem griechischen Alterthume. III: Die gottesdienstlichen Gebräuche der Griechen und Römer. Von Prof.Dr. O. Seemann. IV: Das Kriegswesen der Alten. Von Dr. M. Fickelscherer. Mit Illustrationen. Leipzig, Verlag des literarischen Jahresberichtes (Arthur Seemann). Beide Bändchen, deren Preis im Verhältniß zu der vorzüglichen Ausstattung sehr mäßig ist, geben eine sehr klare und faßliche, durch gute Illustrationen — ausschließlich nach antiken Denkmälern — unterstützte Darstellung der genannten Gebiete der alten Cultur. In dem ersten sind die beiden klassischen Völker ausschließlich berücksichtigt: das zweite zieht auch die bekanntesten und bedeutendsten Gegner derselben (Perser, Karthager, Kelten und Germanen) in den Bereich der Betrachtung, während die ältesten Staaten des Orients und Aegypten, die mit ihrer Geschichte wie mit ihren Schriftdenkmälern eine Sonderstellung in der Alterthumswissenschaft einnehmen, ausgeschlossen wurden. Sowohl zur Unterstützung des Schulunterrichts als auch zur Selbstbelehrung sind beide Bündchen warm zu empfehlen.

Erzählungen aus der neuen Geschichte in biographischer Form.

Von Stacke. 12. Aufl. Oldenburg. Stalling. Die Vorzüge der in vielen Tausenden von Exemplaren verbreiteten Stacke'schen Medicin und N

Geschichtsbücher, geschickte Auswahl und Nur wünschten, wir daß bei den wischlichte Darstellung, t,eilt auch diese neue tigsten Ereignissen der vaterlandi?chen Auflage welche die Zeit von 1492—1815 Geschichte, z. «. der Schlacht bei Leulieu, behandelt. Das Buch eignet sich ganz be-, häufiger Tag und Monat angegeben wäre, sonders für Schüler- und Volksbibliotheken. R., ^.

Jahrbuch der Naturwissenschaften

1887 — «». Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wilderman n. Freiburg i. B., Herder.

Deiljenigen Leser» dieser Zeitschrift, die sich einen Ueberblick über die Fortschritte aus dem Gebiete der Naturwissenschaft verschaffen wollen, wollen wir dieses Jahrbuch von Neuem recht angelegentlich empfehlen. Im Einzelnen bemerken wir, dazf namentlich die Capitel „Physik" und „Chemie" sehr übersichtlich gegliedert sind, daß jedcch bei einigen anderen Copitcln eine solche klare Gliederung, die dem Leser das Verständnis erheblich erleichtern würde, fast ganz vermißt wird. Ter Abschnitt „Handel, Industrie und Verkehr", dessen Inhalt überhaupt mit den Naturwissenschaften nur in losem Zusammenhang steht, bildet ein besonders lockeres Gefüge in diesem Sinne. Wir würden ein Recept zum Kitten von Metall, Glas und Porzellan, das ja für manche Fälle des praktischen Lebens von grossem Nutzen sein kann, in diesem Zusammenhange gern opfern, wenn uns über das Gebiet, das durch die Uebcrschiift angedeutet wird, von allgemeinen Gesichtspunkten aus ein etwas übersichtlichere» Bild geboten würde. Gegenüber de» vielen Vorzügen des Werkes wollen wir diesen kleinen Tadel übrigens nicht zu sehr in den Vordergrund stellen, zumal es ja dem umsichtigen Herausgeber nicht schwer werden dürfte, für die späteren Jahrgänge unserem Wunsche, falls er ihn als berechtigt anerkennt, Rechnung zu tragen. ebt.

Das Weib in der Natur» und Vötterkndr. Von Psoß. Zweite stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Hr. mrd. Max Bartels. 10 Licfermngcu. Th. Briedens Verlag (L. Ferncin). Leipzig. So stolz wir Deutsche darauf sein konnten, ein solches Buch der wisenschastlichen Welt dargebracht zu haben, fast eben

turwissenschaft.

so stolz können wir darauf sein, dazf so rasch eine zweite Auflage desselben nöthig geworden ist. Als wir vor kaum zwei Jahren den großartigen Entwurf und den unerschöpflich reichen Inhalt des Werkes an dieser Stelle rühmten, betrauertcn mir bereits den Heimgang des emsigen Verfassers. Nun ist seine Arbeit in würdigster und prächtigster Weise nen erschienen: der neue Herausgeber hat sie nicht bloß bearbeitet und beträchtlich vermehrt, er hat sie in jedem Sinne gefördert, ergänzt und weitergeführt. Jeder Seite des Werkes ist diese vertiefende Nacharbeit zu Gute gekommen, und die ganze Anordnung des überreichen Stofffs hat an Ubersichtlichkeit gewonnen. Eine besondere werthvolle Erweiterung besteht in der Beigabe zahlreicher guter Abbildungen theils im Text, theils auf eigenen lithographirten Tafeln ;nach Photographien) — und so ist das „begeisterte Lob", das wir dem Buche schon bei seinem ersten Erscheinen entgegenbrachten, durch die neue Ausgabe noch v rdicnter begründet worden, zl.

Der HvPnotismnS und die der» wandten Zustände vom Stand» punkte der gerichtlichen Medirin

von Ur. Dilles de la Tourette.

Autorisirte deutsche Uebersetzung; mit

einem Vorwort von Prof. Eharcot.

Hamburg, Verlagsanstalt (vorm.

I. F. Richter). DaS Juliheft dieses Jahrganges von Nord und Süd brachte aus der Feder des Referenten einen Aufsatz, der über die Frage des Hnpnotismus, die seit einiger Zeit wieder in den Vordergrund der Tiscussion gerückt ist, kurz zu orientiren versuchte. Auct, auf die hohe juristische Bedeutung, welche der Hypnotismus und was mit ihm zusammenhängt, unter Umständen haben kann, wurde in dieser Arbeit näher eingegangen. Namentlich hat der Gerichtsarzt, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen. Er findet in dem Werk von Dilles de la Tourette, einem Schüler Carcots. ein reiches wissenschaftliches Material, und es wird ihm ein gewiß oft willkommener Führer durch die vielfach verschlungenen Irrwege sein, die unser Wissen auf diesem Gebiete noch durchwandeln musz. Frankreich, das Mutterland der Nervosität und ihrer Folgekrankheiten, hat dem sorgfältigen Forscher überreichen Stoff geliefert. Denn da, wo Hunderte von Personen sich gewerbSniäufig mit HypnotiSmus, Magnetismus, Somnambulismus beschäftigen, wo Somnambulen-Cabinete" im vollen Sinne des Wortes als Handelshäuser mit und ohne Filialen gegründet, durch Kauf veräußert oder vom Vater auf den Sohn vererbt werden, da konnte es nicht ausbleiben, daß dieses Treiben zu den allerschädlichsten Auswüchsen führte. Die französischen Gerichte und die französischen ärztlichen Sachverständigen haben sich denn auch oft mit Vergehen und Verbrechen zu beschäftigen gehabt, die mit dieser socialen Krankheit zusammenhängen. In Deutschland haben, von vereinzeltcn Ausnahmefällen abgesehen, alle Versuche, diese Modekrankheit zu überpflanzen, die verdiente Abweisung erfahren. Nichtsdestoweniger wird auch bei uns der Arzt sowohl wie der Jurist in dem Studium des Buches von Dilles de la Tourette, das seine Aufgabe in durchaus wissenschaftlicher Weise auffaßt und durchführt, reiche Anregung finden. okt.

Die Diabetes »Cur in Karlsbad.

Von Ruff. Rudolf Starkes Buchhandlung in Wien, Karlsbad, Leipzig.

Wen's angeht, der kaufe sich das Büchlein. Es ist ein guter, faßlich ge

schriebener Rathgeber für Zuckerkranke und vermeidet die beiden Klippen, welchen die Katechismen für Kranke oft ausgesetzt sind: seine Forderungen sind nicht zu lässig, seine Warnungen aber auch nicht von allzu grauer Angst-Malerei begleitet. Dem Speisezettel, der in diesen Fällen eine ganz besondere Sorgfalt verdient, ist gebührende Rücksicht zugestanden. U.

Gesundheitspflege in Haus und Familie. Praktische Beiträge zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit. Von Dr. ms6. Fr. Dornblüth, prakt. Arzt in Rostock. Stuttgart, Carl Krabbe.

„Allgemeine Kenntniß der Gefundheitslehre ist wichtiger als sanitäre Polizei und Gesetzgebung." Von diesem Grundsatz ausgehend behandelt der Verfasser auf streng wissenschaftlicher Grundlage, aber in gemeinverständlicher Darstellung eine Reihe von Fragen, die täglich in Haus und Familie an die Gesundheitslehre gestellt werden, und zwar so, daß der Verständige Leitung und Richtschnur darin finden kann, um Gefahren, welche seine und seiner Angehörigen Gesundheit bedrohen, abzuwehren und zu überwinden. Es geschieht dies in folgenden Abschnitten: I. AllgemeineGesundheitslehre. II.Kleidung und Wohnung. III. Nahrung. IV. Kinderpstege. V. Genußmittcl. VI. Schulgesundheitspflege. VII. Krankenpflege und Krankheitsverhütung. VIII. Unsere Aerzte. IX. Organisation der Gesundheitspflege. — Ausstattung und Druck sind gut. il.

Musikalische Literatur.

«uS allen Tonarten. Studien über > Musik von Heinrich Ehrlich. Berlin, Brackvogel u. Ranft. Ehrlichs „Studien", eine Fortsetzung der vor 16 Jahren erschienenen „Schlaglichter und Schlagschatten aus der Musikwelt", sind früher in verschiedenen Zeitschriften erschienen und nunmehr zum größten Theile neu redigirt worden. Unter den biographischen Arbeiten verdienen besondere Beachtung die Artikel über Brahms, Robert Franz, Liszt und Gounod. Die Humoristica (BeethovenNord und ESd, I^VII., I4I.

Spieler: Kritik, Kritiker und Kritisirte. Operette und Gesellschaft; Bayreuther Blätter vom Jahre 1746) sind fließend und pikant geschrieben und werden sich leicht einen größeren Leserkreis erobern. Die ästhetischen und kulturgeschichtlickeu Partien hingegen werden vermutlich von Parteigängern scharf angegriffen werden; namentlich dürften die Auslassungen über „Richard Wagners religiöse Anschauungen" bei den Freunden des Bayreuther Meisters einer herben Kritik anheimfallen. sd.

Wagner'sche Kunst und wahres Chriftentlmm. Offener Brief an den Hofprediger und Garnisonpfarrer vr. tdeol. Emil Fromme! von Heinrich Ehrlich. Berlin, Brachvogel u. Ranft.

Ehrlich sucht zu beweisen, daß die Hauptwerke Richard WagnerS, mit Ausnahme der „Meistersinger", in keinem Zusammenhange mit dem wahren Christenthum stehen, und daß nur ein sehr starker, wenn auch hier und da edler Jrrthum einen solchen Zusammenhang finden könne. Jeder, der über Wagner'sche Kunst ruhig und ohne Voreingenommenheit zu urtheilen im Stande ist, wird sich mit dem größten Theile der Auseinandersetzungen Ehrlich« sehr wohl befreunden können; die Behauptung aber, daß gerade den „Meisterfingern" wahrhaft religiöse Bedeutung zugesprochen werden müsse, wird auf starken Zweifel stoßen. sd.

Führer durch den Concertsaal von

Hermann Kretschmar. 11,1: Kirchliche Werkc(Passionen,Messen, Hymnen, Psalmen, Motetten, Kantaten). Leipzig, A. G. Liebeskind. Der vorliegende Band schließt sich dem im vorigen Jahre erschienenen, welcher die

Sinfonie und Suite behandelte, würdig an. Die einschlägigen Werke find nahezu vollständig aufgeführt und kritisch analysirt. Die den einzelnen Gruppen vorangehenden Einleitungen enthalten in knapper Form die Resultate werthvoller historischer Forschungen. Der Verfasser beschränkt sich nicht auf die allgemein bekannten Werke, sondern zieht auch weniger Zugängliches in den Kreis seiner Untersuchungen, sd.

Kranz Liszt Erinnerungen einer Landsmännin von Janka Wohl. Deutsche Originalausgabe. Jena, H. Costc noble. Die Verfasserin nennt ihr ursprünglich in französischer Sprache erschienenes Buch „anspruchlose Aufzeichnungen“, bei denen sie absichtlich mehr den Menschen als den Künstler Liszt in's Auge gefaßt habe. Das Werkchen enthält neben längst Bekanntem manches Neue und zum Theil auch Interessante. Das Gesamtbild, welches wir uns von dem Charakter des genialen Clavirtitanen machen, wird dadurch allerdings nicht wesentlich verändert. Daß Frau Janka Wohl sehr viel und mit hochgradigem Wohlgefallen von sich selbst spricht, mag ihr verziehen werden; sie hätte allerdings gut daran gethan, nicht

Alles, was Liszt zu ihr (mitunter stark sarkastisch) gesprochen, für baare Münze zu nehmen. Gänzlich überflüssig aber sind die geistreich sein sollenden eigenen Aper?uS der Verfasserin. So spricht sie z. B. S. 112 über die ungarische Sprache gelassen die großen Worte aus: „Diese schöne, sonore, so cadenzirte und machtvolle Sprache entzieht sich einem oberflächlichen Studium, wie es zur Erwerbung der lateinischen Sprachen genügt.“ Ob Frau Janka Wohl jemals Latein gelernt hat? Daß sie mit der deutschen Sprache auf etwas gespanntem Fuße steht, erhellt aus obigem Satze nur zu deutlich. «d.

Friedrich Wieck. Ein Lebens- nud Künstlerbild von Dr. Adolph Kohut. Mit zahlreichen ungedruckten Briefen. Dresden und Leipzig, E. Pierson. Der Werth des Buches beruht weniger in den Mittheilungen über das Leben und die Wirksamkeit des bekannten Clavierund Gesangpädagogen Friedrich Wieck, als in den zum Theil neuen und interessanten Beiträgen für die nähere Kenntniß seiner beiden Töchter Marie Wieck und Clara Schumann, sowie seines Schwiegersohns Robert Schumann. Zahlreiche bisher ungedruckte Briefe von Robert und Clara Schumann, Meyerbeer, Marschner, Svohr, i Jenny Lind, Pauline Lucca u. A. bilden angenehme und anregende Zugaben. Besonders wichtig sind die auf Seite 97 bis 105 zum ersten Male abgedruckten 9 Briefe von Ernestine von Fricken, der Jugendgeliebten R. Schumanns. sd.

Die Bedeutung der Musik im socialen Leben deK deutschen «olkeS. Von Ludwig Meinardus. Minden i. W., I. C. C. Bruns. Eine unbedeutende und bis auf einige schiefe musikalische Bemerkungen sogar harmlose Broschüre. sd'.

Elementarbuch der musikalischen Harmonie» und Modulation«» lehre. Zum unterrichtlichen Gebrauche in Musikinstituten, Seminarien u. s. w. und zur Aufklärung iür jeden Gebildeten von Otto Tiersch. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. Beim modernen Musikunterricht wird leider noch immer die TI>eorie höchst stiefmütterlich behandelt. Die bis zur Zerrüttung des Nervensystems führende Technik steht überall im Vordergründe. O. Tierschs Elementarbuch, welches sich die Aufgabe stellt, die wichtigsten musikalischen Fragen nach dem Standpunkte der heutigen Theorie und Praxis in der Tonkunst allgemein verständlich darzustellen, ist, obwohl man dem Verfasser nicht in allen Stücken wird beistimmen können, demnach geeignet, denjenigen, welchen es bei ihrem Musiktreiben um Höheres zu thun ist, als um die Ausbildung der mechanischen Fingerund Kehlfertigkciit, ein sicherer und anregender Führer zu sein. sb.

Handbuch der Theorie der Musik.

Von C. F. Weitzmann. Herausgegeben von Felix Schmidt. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin (Richard Schoetz).

Dem vorliegenden Handbuche liegt Bowmans „Aamiäl ok Slusiosl l'Keory" zu Grunde, welches zuerst 187« (nach O,

Lessmanns Vorwort 1877) in New-York erschien und die volle Anerkennung Weidmanns gefunden hat. Bekanntlich war Weitzmann der erste Theoretiker, der für die künstlerischen Ideen der neudcutschen Schule in die Schranken trat und die praktischen Errungenschaften Liszts und Wagners logisch begründete. Das aus vier Theilen (Elementarcursus, Harmonielehre, einfacher Contrapunkt, Compositionsformen) bestehende Buch enthält in gedrängter und doch stets klarer Darstellung alles Wissenswerthe aus dem Gebiete der Theorie. Es ist keine pedantische und zopfige Grammatik, sondern ein dem musikalischen Fortschritt huldigendes streng wissenschaftliches Lehrbuch sb.

Bibliographische Notizen.

Mustersammlung von Holzschnitte«.

Aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern. Vollständig in 10 Lieferungen s 3 Mark. Berlin, Franz Lipverheidc. An das Preis-Ausschreiben für Zeichnungen, welches die Illustrierte FrauenZeitung vor einiger Zeit erlassen hatte, schloß sich die Herausgabe einer Mustersammlung von zweiundachtzig Hclzsnitten an, deren Schluß-Lieferung jetzt erschienen ist. Dieselbe enthält die mit den Preisen von 3«««, M«0 und 100« Mark prämiirten sowie eine Reihe anderer hervorragender Blätter aus der Concurrenz, welche zuvor in der Frauen-Zeitung publicirt wurden. Die Originale waren unter regem Interesse des Publikums in zehn Städten Deutschlands und Oesterreichs ausgestellt. Es ist schwer, unter den sehr mannigfachen Darstellungen einige besonders hervorzuheben, aber auch außer den preisgekrönte» Arbeiten enthält die Sammlung höchst interessante Blätter. Wir nennen z. B. Nr. VIII. der letzten Lieferung (Fritz Kallmorgen, Winter in Westend zu Karlsruhe) als ein Blatt, in welchem die Eigenthümlichkeit des Holzschnittes in vollendetster Weise zur Wirkung kommt. Bei auderen, wie Hans Bartels, Heringsfischer auf Mönchgut (Lief. 1«, Blatt 4), überrascht die geniale Kühnheit, mit welcher auch die Schmierigkeiten, die ein spröder Stoff — Wellen und Wolkenbildungen — der Holzschnitttechnik bereitete, überwunden sind. Die Sammlung eignet sich vorzüglich zu einem werthvollen Festgeschenk. L.

Platons Apologie, »riton.Phaido«.

Uebersctzt von Hermann Zimpel.

Breslau, Max Woywod. Schleiermacher, den man gewöhnlich — und zwar mit Recht — den „classifchen" Uebersetzer PlatonS nennt, hat einmal gesagt (in der hübschen kleinen Schrift: „Die verschiedenen Methoden des Ueberfetzens" 1813), es gebe zwei völlig verschiedene Arten des Uebersetzens. Die eine sei bestrebt, den deutschen Leser zum Original hinzuführen, d. h. ihm das Original so darzubieten, daß die durch die Ursprache und Denkart bestimmte Eigenthümlichkeit möglichst gewahrt bleibe. Die andere ater trachte danach, das Original zum deutsche» Leser hinzuführen, d. h. mit Vermeidung aller in unserer Sprache und Zeit ungewöhnlichen Ausdrucksmeisen den Gedankeninhalt des Originalschriftstellers so wiederzugeben, wie derselbe ihn, wenn er jetzt unter uns lebte, heute in gutem Deutsch ausdrücken könnte.

Wer sich mit der Uebersetzungsliteratur, die seit ca. 100 Jahren in Deutschland in überreicher Fülle erschienen ist, etwas eingehender beschäftigt, der wird leicht erkennen, daß früher die erste der angedeuteten Neigungen bei Weitem vorherrschte, während in jüngster Zeit die zweite immer entschiedener hervortritt. Bei Uebersetzungen der griechischen und römischen Schriftsteller waren es im vorigen Jahrhundert nur Wieland und Schiller, welche in Ausdruck und evcnt. Versform eine nwdernere Färbung mit zum Theil sehr großer Freiheit anstrebten; I. H. Voß, der lange 29*

Zeit tonangebend blieb, kam in seinen vielen Uebersetzungen immer stärker in den strenge», manchmal fast undeutschl>en „Classicismus" hinein; und diese Richtung beherrscht mehr oder weniger, wie den Platonübersetzer Schleiermacher, so auch die älteren Uebersetzer der griechischen Tragiker und Komiker. Tagegen baben in neuester Zeit namentlich R. Westphal (Catull, AristoPhanes, griechische Lyriker) und Karl Bruch (Sophokles, Breslau 1879 ff.) sprach- und formgewandte Uebersetzungen der zweiten Art hervorgebracht. In ähnlicher Weise läßt sich auch bei den älteren und neueren Uebersetzer» des Shakespeare, des Dante, ebenso ferner bei den noch keinem recht gelungenen Uebertragungen der altdeutschen Dichtungen der Streit jener beiden Richtungen sehr deutlich erkennen.

Die neue Uebersctznng der drei auf das Ende des Vorrates bezüglichen Plato> nischen Dialoge, welche — mil einer gut orientirenden Einleitung — in dem vorliegenden Bändchen vereinigt sind, stellt sich ganz entschieden auf die Seite der zweiten Richtung, auf die äußerste Linke der Uebersetzer, wenn man so sagen darf. Sie will vor allen Dingen dem modernen Leser, auch dem nicht klassisch gebildeten, verständlich sein und es diesem möglich machen, von einer der erhabensten und denkwürdigsten Gestalten der Weltgeschichte, von Sokrates, sich ein auf Lectüre der Schriften seines größten Schülers beruhendes Bild zu machen. Vielleicht geht Herr Zimpel etwas zu weit, wenn er selbst die Formen der Anrede bei der gerichtlichen Verhandlung den modernen annähert; wenn er also den Sokrates nicht zu den „Männern von Athen", sondern zu „seinen verehrten Mitbürgern", zu den „Herren Nichtern" und „Herren Klägern" sprechen läßt. Der ganze Proceß des Sokrates wäre vor einem modernen Gerichtshof schwer denkbar, und so könnten auch die Ilmgangsformen in der Uebcrsctzung ein etwas alterthümlicheres Gepräge behalten. Aber der Hauptinhalt der Reden und Erzählungen ist Ireffcnd und in gutem Deutsch wiedergegeben, und so erscheint uns das handliche und gut ausgestaltete Bändä.en wohl geeignet, seinen Zweck zu erreichen. dz>.

Goethes Selbstzeugnifse über seine Stellung zur Religion und zu religiöskirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt von Th. Vogel. Leipzig, Tcubner.

Der Dichter besaß, wie jeder eini

germaßen mit seinen Werken Vertraute weiß, ein tiefreligiöses Gefühl, welches freilich nicht mit kirchlicher Rechtgläubigkeit gleichbedeutend ist. Vogel hat mit grofzem Fleißc aus Goethes Werken, Briefen und Gesprächen alle dieAeußerungen ausgezogen, welche sich auf das Verhältnis; des Menschen zu Gott und dem Göttlichen beziehen, und so ein Buch geliefert, welches manchem Leser den Dichter in neuem Lichte zeigen, jedem einen erhebenden Genuß bereiten wird. L. ^.

Sprache ohne Worte. Von Rudolf Kleinpaul. Idee einer allgemeinen Wissenschaft der Sprache. Leipzig, Friedrich. Nicht ohne Kopfschütteln wird man den Titel und daS Vorwort lesen; aber schon das Jnhaltsverzeichnis zeigt die Absicht des Verfassers klarer, und ist man erst im ersten Capitel, so liest man mit großem Behagen weiter. Belehrend, ohne trocken zu werden, führt uns K. eine erstaunliche Menge von Beobachtungen vor, wie seit den ältesten Zeiten aus gewissen Erscheinungen auf die Zukunft geschlossen wird, wie die verschiedensten Völker sich der Sinnbilder bedienen, um ihre Gedanken ohne Worte auszudrücken. Er behandelt weiter die Physiognomik, weist nach, wie schon daS Aeutzere des Menschen seine Nationalität, seine Beschäftigung, seine Schicksale verräth, wie wir Liebe, Verehrung, Verachtung :c. durch Gebärden ausdrücken, wie Orden und Wappen eine ganze Erzählung ersetzen, und wie endlich aus der Bildersprache die Buchstabenschrift hervorgegangen ist. Das Buch, welches ein gut Theil Sittengeschichte enthält, liest sich ebenso ergötzlich wie Webers Demokrit, ist aber auch ebensowenig wie dieses für Töchter geeignet. K. 5.

Berliner Neudrucke. Erste Serie Band II. Friedrich Nicolais kleynr feyner Almcmach. 1777 und 177«. Zweiter Jahrg. Herausgegeben v. Georg Ellinger. Berlin, Gebr. Paetel. Jedem Freunde der Literaturgeschichte wird dieses Bändchen hochwillkommen sein. Die Einleitung Ellingers ist auch für weitere Kreise bestimmt, der Gelehrte wird für die Bemerkungen über die Gestaltung des Textes und den Quellennachweis dankbar sein. L. ^.

Mensa»CnltuS. Pädagogische Ketzereien eines Unberufenen Hamburg, Verlags» anstalt (vormals I. F. Richter). Wenn man auch überzeugt sein darf,

daß diese Schrift in den Kreisen der alten Philologen vielfachem Widerspruch begegnen wird, so wird man doch zugeben müssen, daß sie sehr beachtenSwerthe Gedanken enthält. Namentlich verdienen die Vorschläge, welche der Verfasser (Th. Duimchen) für die künftige Gestaltung unseres höheren Schulwesens macht, eine unbefangene Prüfung. Es erscheint uns gar nicht unmöglich, einen Theil derselben wirklich auszuführen. Namentlich billigen wir den Gedanken, daß in den Sprachen die Grammatik der Lectüre folgen und nicht vorausgehen möge. Fenier sind wir mit dem Verfasser einverstanden, wenn er im Geschichtsunterricht das Detail desto mehr vermeiden will, je weiter eine Periode zurückliegt. Auch die Fordening, den wissenschaftlichen Unterricht mit körperlichen Uebungen — die in weiterem Sinne gefaßt werden als bisher — wechseln zu lassen und die häuslichen Arbeiten auf den unteren Stufen ganz abzuschaffen, auf den oberen auf größere freie Arbeiten (Aufsätze) einzuschränken, ist sehr berechtigt. Ueber Anderes läßt sich streiten. Dennoch empfehlen wir die von sittlichem Ernst getragene Schrift der Beachtung Aller, die für daS Wohl der kommenden Geschlechter ein Herz haben. Ii. Märchen und Gagen des estnischen Volkes. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Harry Janssen. Lieferung L. Riga, N. Kymmel; Leipzig, C. F. Fleischer. Das Erscheinen der ersten Lieferung der estnischen Sagen und Märchen im Jahre 18«1 wurde von Mox Müllerin Oxford beifällig begrüht. Auch die ziveite Lieferung darf einer freundlichen Aufnahme sicher sein; auch sie wird dazu beitragen, das in den letzten Jahrzehnten erkaltete Interesse für estnische Sprache und Litteratur, daS f. Z. durch die Publicationen der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft", namentlich durchd!eHerausgabedesEpos„KaleivipoLg", so mächtig angefacht worden war, aufs Neue zu beleben. Der Herausgeber hat seine Sammlung nicht nur für den engen Kreis von Mythenforschern, sondern für ein größeres Lesepublikum bestimmt, das den Reiz volkSthümlicher Märchendichtung zu genießen fähig ist. Er hat es deshalb unterlassen, einen kritischen Sachcommentar beizufügen; die zu den einzelnen Stücken gegebenen Anmerkungen sind wesentlich zur Orientirung sür den Laien bestimmt. Aber auch dem Gelehrten bieten die vorliegenden Märchen, die einen Zusammenhang mit dem zertrümmerten Mythus der Vorzeit

und ein inniges Verwachsensein mit dem Boden, dem sie entsprossen, erkennen lassen, ein schätzenswerthes Material für die Erledigung der Fragen nach dem Ursprung der einzelnen Märchenstoffe. ovr.

Wilhelm Meister. Eine Berliner Geschichte von Heinrich Landsberger. Leipzig, Friedrich.

„Realismus im Frack" nennt der Verfasser das Princip seiner Darstellungen. Sein Realismus trägt auch noch Glacehandschuhe und ist salonfähig: es sitzt ihm sogar ein gut Theil Romantik im Nacken, und mit dem „großen Vorbild" hat derselbe einfach gar nichts gemeinsam. Dennoch ist der Einfluß der Franzosen unverkennbar, wenn auch nicht im Stoffe, so doch in der Form. Landsberger besitzt esxrit, jenes prickelnde Etwas, dem wir nicht allzuhäufig in der deutschen Novellistik begegnen; auch gemahnt die minutiöse Detailmalerei in seinen Schilderungen an französische Vorbilder. Das Junggesellen-Interieur Wilhelm Meisters ist mit solcher Anschaulichkeit beschrieben, daß wir daS Teppichmmonster nachzeichnen könnten, und in der Aufzählung all jener Luxusgegenstände, die der moderne Geschmack in einem Salon für unentbehrlich hält, erläßt uns der Verfasser auch nicht ein Stück Dieselbe Breite finden wir in der Beschreibung kulinarischer Genüsse. Alle diese Aeuerlichkeiten nehmen nach unserem Geschmacke ^ zu viel Raum ein; dagegen möchten wir die vortreffliche Charakterisirung der handelnden Personen rühmend erwähnen. Nament« lich der Contrast der beiden Frauencharaktere tritt wirkungsvoll hervor.

Aber warum nennt der Verfasser seine Novelle eine „Berliner Geschichte? Weil sich dieselbe zwischen Bellevue- und Jägerstraße abspielt? vielleicht auch deshalb, weil die Gesellschaft bei Banquier Ellar PortraitS aus der Berliner Künstler- und Schriftsteller-Welt mit solcher Deutlichkeit aufweist, daß man sich versucht fühlt, unter jedes einen Namen zu setzen? Aber die eigentlich handelnden Personen sind doch durchaus international, und Alles, was in dieser Novelle geschieht, könnte^in jeder Großstadt sich ereignen. 022.

Im Banne der Erinnerung. Novellen von Elise Polko. Breslau/Leipzig, S. Schottlaender. Die bekannte sinnige und gemüthvolle Schriftstellerin hat in diesem hübsch ausgestatteten Bündchen eine Reihe kleiner Erzählungen und Schilderungen gesammelt, die sich namentlich zur anregenden Lectüre für junge Mädchen vortrefflich eignen. 0.

Die goldene Zeit. Neue Geschichten aus der Heimat von Heinrich Seidel. Leipzig, A. G. Liebeskind. Vier reizende kleine Novellen; wir könnten auch sagen: Charaktergemälde in demselben Sinne, in dem weiland Engels „Herr Lorenz Stark“ diesen Namen führte, aber mit Farben unserer Zeit gemalt; oder auch: Idyllen, aber nicht in I. H. Voßschen Hexametern, sondern in sehr guter und klarer Prosa geschrieben — und wir würden doch die besondere Eigenthümlichkeit dieser ungemein anziehenden Erzählungen nur andeutungsweise bezeichnen.

Die Ausstattung ist dem Inhalt durchaus angemessen. 0.

Ideale Lebensbilder in Dichtersprüchen. Eine Gabe für das Frauenherz, zusammengestellt von E. Andorfs. Gotha. F. A. Perthes. Ansprechende Sammlung lyrischer Gedichte, meist von Dichtern der neuesten Zeit. Zu Confirmations- und Festgeschenken geeignet. (>.

Wunderliche Leute. Kleine Erzählungen von Paul Lindau. Breslau, S. Schottlaender.

Es ist sehr unrichtig, was man manch mal behaupten hört, daß unsere Zeit keine Originale mehr hervorbringe. Wer das richtige Auge dafür hat, der findet sie auch in unserem modernen Leben, im bewegten Treiben der Großstadt ebenso wie im beschränkten kleinstädtischen Kreise; und wer mit klarem Blick die Gabe fesselnder Darstellung verbindet, der kann originelle Charaktere auch jetzt noch so abbilden, daß man die Personen lebhaftig zu sehen glaubt und an ihren Erlebnissen Antheil nimmt.

Solche interessanten Menschen beiderlei Geschlechts macht unser Herausgeber hier dem Leser bekannt. Auch wer die Helden der drei ersten Geschichten, den „Freund Hilarius“, die „kleine Madonna“ und den „College«Schnabel“ bereits aus den früheren Heften von „Nord und Süd“ kennt, wird das hübsche Bändchen, in welchem sie jetzt mit einer vierten Skizze „in einer Droschke zweiter Klasse“ vereinigt vorliegen, gern zur Hand nehmen.

Der Spion. Historischer Roman aus der Geschichte des heutigen Rußland von Julius Grosse. Dresden, Pierson. Julius Grosse erzählt uns im „Spion“,

was im Jahre 1825 sich in Rußland zu

getragen; er berichtet gewissermaßen die Vorgeschichte des Todes Alexanders I. und die Unterdrückung des Militäraufstandes durch Nicolaus I. Wie Grosse erzählt, ist wohl bekannt; er fesselt immer und verfällt nie in den Fehler so vieler Romanschriftsteller, theils zu breit, theils zu flüchtig zu sein. Von Anfang bis zu Ende bietet der „Spion“ eine unterhaltende Lectüre, die uns aber oft genug noch ernsthaft zu denken und tief zu empfinden Gelegenheit giebt. ^V.

Neue Jugend. Novelle in Versen von Ludwig Fulda. Frankfurt a. M. C. Köntzer. Ueber das Genre, das Ludwig Fulda, vertritt, läßt sich streiten; mit den theoretischen Kunstforderungen tritt die Erzählung in Versen, wie er sie darbietet, oft in schroffem Widerspruch. Der Stammbaum dieses Genres reicht zurück bis Ariost; in der Neuzeit vertreten Paul Heyse und Graf Schöck es als Meister — sie Beide sind auch deutlich die Vorbilder für die „Neue Jugend.“ Ungemein fesselnd, pikant anregend wirken diese «través rimés«, in denen Fulda erzählt; Ivir finden, daß er seinen Mustern wirklich recht nahe gekommen ist. ^V.

Lieder und Bilder von I. I.

Honegger. Der Lieder dritte Auflage, vollständig umgearbeitet. Leipzig, Wilhelm Friedrich. A» und für sich ist es hochinteressant, den rühmlich bekannten Cultur- u. Literaturhistoriker, den anerkannten Kritiker Honegger als Dichter begrüßen zu können — wir wenigstens müssen offen gestehen, daß wir von seiner früher erschienenen Gedichtsammlung nichts gewußt. Und nun liegt sie vor uns, als gültiger Beweis, daß gewiß und wahrhaftig Honegger auch über dichterische Kraft, über Tiefe und Innigkeit der Empfindung und des Tones zu gebieten hat. Freilich, recht ungleichmüthig sind seine Dichtungen, es ist, als ob nicht immer die Muse ihm günstig wäre; was aber gelungen ist in dieser Sammlung, ist reicher Anerkennung werth und entschädigt vollauf für den Weg bis dahin. ^V. Gorgonenkämpfe. Ein realistischer Roman von Franz Held. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Es läge nahe, bei diesen Gedichten der Eigenart des „jüngsten Deutschland“, zu dem der Dichter zählt, überhaupt zu gedenken. Wir finden hier diese moderne Richtung in frappanten Zügen, sowohl in

Uedigert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers, Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau. Unberechtigter Nachdruck aus dem Inlande, dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht, vorbehalten.